32534305
DE
1890

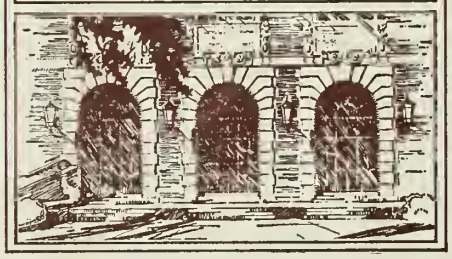
Deutsche Kolonialzeitung

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft

1890

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

325.34305
DE
1890



The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

APR 14 1973

L161—O-1096

Eigentum des Deutschen
Ausland-Jnstituts
Stuttgart

4°
18 1040

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

Berlin.

Eigentum und Verlag der Deutschen Kolonialgesellschaft.

1890.

Eigentum des Deutschen
Auslandsinstituts
Stuttgart

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 1. **Berlin,** 4. Januar 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Zur Jahreswende. — Ein Brief von Emin Pascha. — Von der deutschen Emin-Pascha-Expedition. Berichte von Dr. Peters und Kapitänleutnant Rust. — Einige Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie. Von Dr. Richard Hindorf. — Koloniale Bestrebungen in England. I. Von Prof. W. Schaefer. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Zur Jahreswende.

Das vergangene Jahr hat, von unserem besonderen kolonialen Standpunkte aus betrachtet, neben manchem Unerquicklichen doch auch recht erfreuliche Erscheinungen aufzuweisen, welche für die nächsten Jahre fortwirkend zur Sicherung unseres kolonialen Besitzes vorzüglich dienen werden. Es hat sich vor allem in den Fach- und Regierungskreisen die Anschauung vertieft, daß das System, unter welchem die deutschen Schutzgebiete und Kolonialgesellschaften bisher verwaltet wurden oder ihre Thätigkeit unternommen hatten, eine stärkere Anlehnung an die staatsrechtlich jetzt nicht mehr ernsthaft angefochtene Auffassung, daß die Schutzgebiete überseeische Provinzen des Deutschen Reiches seien, notwendig erheische. Die Gesellschaften sehen von Tag zu Tag klarer, daß für ihre beschränkten Mittel die Ausübung von Hoheitsrechten eine sie lähmende Last ist, während die kaiserliche Regierung sich Schritt für Schritt veranlaßt sieht, die in der Kaiserlichen Schutzmacht liegenden Funktionen selbst zu übernehmen, mit andern Worten, die Umwandlung unserer Schutzgebiete in Kronkolonien im englischen Sinne des Wortes durchzuführen. Dieser Prozeß wird durch die Einrichtung einer besonderen Abteilung im Auswärtigen Amt sehr erleichtert; die Abteilung kann ferner durch eine besonders eingehende Behandlung und Prüfung wirtschaftlicher Kolonialfragen eine große praktische Bedeutung erlangen, wenn sie im umfassenden Sinne ihre Aufgaben zu lösen unternimmt.

Denn viel wichtiger als die Verwaltungs- und Organisationsfragen sind die wirtschaftlichen, welche die Produktion und den Handel unserer Schutzgebiete betreffen, da sich erst dann ein Aufschwung unserer kolonialen Thätigkeit, ein reicheres Herbeiströmen von Mitteln zur Hebung der Naturschätze der Tropen zeigen wird, wenn überall bedeutende Erfolge, sei es im Handel oder Plantagenbau, erzielt werden. Die kaiserliche Regierung hat durch die beim Bundesrat eingebrachte Postdampfer-Subventionsvorlage für Ostafrika, welche, wie wir zuversichtlich hoffen, vom Reichstag bewilligt werden wird, die Notwendigkeit anerkannt, für die wirtschaftliche Entwicklung Ostafrikas Opfer zu bringen, nachdem die militärische Sicherung dieses Gebietes durch die Expedition Wißmann gelungen ist, aber es bleibt noch vielerlei zu thun. Das System der wissenschaftlichen Expeditionen, welches der Thätigkeit des Händlers und Kaufmannes schon hier und dort in Westafrika vorgearbeitet hat, könnte unter der Beihilfe von Männern, welche für die kommerzielle Seite der Kolonialentwicklung weitgehendes Verständnis haben (wenn sie auch keine gelernten Juristen sind) und allerdings nur unter Aufopferung bedeutender Geldmittel zu gewinnen wären, zur Anlage wissenschaftlich-kommerzieller Stationen nicht nur dort, sondern auch in Ostafrika führen. Daneben wäre aber der Erforschung der Pflanzenschätze der Tropen eine viel größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken, nicht sowohl um die Blumenliebhaber mit ein paar neuen Spezies zu erfreuen, als um Anregung zur kommerziellen Verwertung der Produkte zu geben. Die Anlage von Plantagen für wertvolle Handelsprodukte läßt hier und da günstige Erträge erhoffen, aber es liegt auf der Hand, daß die Versuchsplantagen nur unter staatlicher Leitung eingerichtet werden können, da die Gesellschaften, welche eine schnelle Verzinsung ihrer Kapitalien erstreben müssen, sich auf die Anlage von spät rentirenden Unternehmungen kaum einlassen werden, zumal ihnen so wie so genug zu thun übrig bleibt. Die Gründe, weshalb der Staat darauf verzichtet hat, selbst Plantagen anzulegen, sind bei der Art der Erwerbung unserer Kolonien und ihrer staatsrechtlichen Stellung leicht einzusehen, aber ein Wechsel in diesen Anschauungen ist nicht unmöglich, wenn auch wenig wahrscheinlich. Doch der Einrichtung von Versuchsplantagen, welche einen rein praktischen Zweck verfolgen sollen, würden nicht dieselben Bedenken entgegenstehen. Sie würden in Verbindung mit den kommerziell-wissenschaftlichen Stationen anzulegen sein und, über den Verdacht des Dilettantismus erhaben, doch nicht in wissenschaftlichen Sport ausarten, sondern befruchtend auf weitere Kreise wirken. Was bis jetzt in den Kolonien von den Gesellschaften geschehen ist, sind nur schwache Ansätze, die verkümmern werden, wenn nicht das zaghafte Kapital die Überzeugung gewinnt, daß das Urteil der Sachverständigen nur auf rein fachlichen, durch Erfahrung gewonnenen Grundlagen beruht. Wir müssen immer und immer wieder betonen, daß der wirtschaftliche Erfolg für uns augenblicklich der wichtigste ist, daß alle Kräfte dahin arbeiten sollen, dieses Ziel zu erreichen.

Eine gesichertere Grundlage als früher wird für die Vornahme dieser Arbeiten durch die militärische Machtentfaltung in Ostafrika und Südwestafrika geschaffen werden, und alle Kolonialfreunde werden es der Kaiserlichen Regierung aufrichtig Dank wissen, daß sie noch zur rechten Zeit eingegriffen hat. Mit der Hinrichtung Buschiris hat der ostafrikanische Aufstand die treibende und organisirende Seele verloren, und wir hegen die Ansicht, daß mit einigen Unterbrechungen in den jetzt unterworfenen Gebieten diejenige Ruhe bewahrt bleiben wird, welche bei dem Charakter der dort wohnenden Völkerstämme erwartet werden kann. Noch steht aber die Besiegung Simbodjas und Eröffnung der Karawanenstraße Pangani-Kilimandscharo bevor, noch müssen die südlichen Häfen zur Unterwerfung gezwungen werden, ehe die friedliche Kulturarbeit wieder einsetzen kann. Mögen die Gegner unserer Kolonialpolitik darüber spotten, daß der Weg der deutschen Kultur in Ostafrika über Leichen und Verwüstung geführt, wir wissen, daß gegen verrottete Verhältnisse bis jetzt noch immer Blut und Eisen geholfen hat, und daß aus den Trümmern ein neues Leben erblühen wird. In Südwestafrika wird man vielleicht ohne diese gewaltsamen Mittel auskommen, zumal unter den gegen Ostafrika ganz verschiedenen Verhältnissen eine recht geschickte, dabei aber selbstbewußte Diplomatie trotz der erlittenen Niederlagen noch Erfolge erringen kann, aber wir sehen auch dort den Zeitpunkt herannahen, wo es zur Aufrechterhaltung der deutschen Autorität unter den um die Macht streitenden Völkerschaften notwendig sein wird, das Schwert in die Waagschale zu werfen, mag seine Schneide sich nun gegen die Hereros oder gegen die räuberischen Namas kehren. Möchte dann die deutsche Macht eine genügend starke sein! Erst dann werden es mutige Pioniere in größerer Anzahl wagen können, die heute öden und verlassenen Stätten zu besiedeln, und werden, wenn das Glück uns hold ist, die Mineralschätze des Bodens ausgebeutet werden können. Günstiger liegen die Verhältnisse in Kamerun und Togo, welche sich vom rein finanziellen Standpunkt der Verwaltung gut entwickelt haben und einen Teil der Beachtung seitens der binnenländischen Kolonialinteressenten verdienten, welcher jetzt durch Ostafrika absorbirt ist. Das letztere gilt auch von dem Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie, für

welches eine Dampfersubvention zu fordern der Zeitpunkt gekommen sein dürfte, sobald nach einem ersten sicheren Erfolge, welcher unter passender Auswahl geeigneter erfahrener Kräfte bei den reichen Mitteln der Gesellschaft nicht ausbleiben kann, das Fehlen einer guten Verbindung mit dem Mutterlande zu einem unleidlichen sich gestalten würde. Nach dem, was über das Schutzgebiet der Marschallinseln verlautet, entwickeln sich dort in den bescheidenen Verhältnissen die Dinge in einer erfreulichen Weise, während das Witugebiet sich augenblicklich in einer Krisis befindet, deren Aufhören noch nicht abzusehen ist, da hier deutsche und englische Ansprüche konkurriren, obwohl infolge der freudig begrüßten deutschen Schutzerklärung über die Küste von Kweiho bis Kismayu die Deutschen hier sicher bald das Übergewicht gewinnen werden, wenn die Regierung für ausreichenden Schutz sorgt.

Im verflossenen Jahre haben wir den Verlust von Premierleutnant Tappenbeck und Dr. Wolf zu beklagen, welche als Opfer ihres wissenschaftlichen Berufes auf afrikanischem Boden dem Fieber erlagen, und möglicherweise auch den des Dr. Peters und des Leutnants von Tiedemann, welche in Erfüllung einer großen humanitären Aufgabe vorläufig verschollen sind. Dagegen hat die Vorsehung über dem Schicksal Emin Paschas und Stanleys günstig gewaltet,. Die beiden kühnen Männer, welche nach einem denkwürdigen Marsch aus Innerafrika in Bagamoyo angelangt sind, wurden freudig von der ganzen zivilisirten Welt begrüßt. In die Freude über die glückliche Rettung der Beiden mischt sich freilich ein Gefühl des Schmerzes darüber, daß mit Emins Abzug aus der Aequatorialprovinz dieser Teil Afrikas nunmehr für unabsehbare Zeit der Barbarei des Sklavenhandels und der Sklavenjagden unter der Herrschaft des Mahdi überliefert ist.

Das Jahr 1889 hat uns noch die Samoakonferenz und die Brüsseler Antisklavereikonferenz gebracht. Ob die erstere ihren Zweck, auf Samoa Ruhe und Frieden herbeizuführen, erreicht hat, vermögen wir noch nicht zu sagen; im allgemeinen war ihr Verlauf nicht geeignet, uns mit besonderer Freude zu erfüllen, und die Sühne für das bei Vailele vergossene deutsche Blut steht noch aus. Der Antisklavereikonferenz wird jeder Menschenfreund die besten Wünsche entgegenbringen. Wenn es auch nicht auf den ersten Schlag gelingen sollte, wirklich durchgreifende Maßregeln zu vereinbaren, weil die Verschiedenartigkeit der in Betracht kommenden Interessen dem großen Werke unendliche Schwierigkeiten bereitet, so muß man doch schon für den Anfang eines auf völkerrechtlicher Grundlage beruhenden gemeinsamen Vorgehens gegen den Sklavenhandel im Interesse der Gesittung und des Christentums aufrichtig dankbar sein. Zu den Schwierigkeiten, mit welchen die Brüsseler Konferenz zu kämpfen hat, gehören auch die Streitigkeiten um territoriale Fragen, die zwischen den verschiedenen in Afrika interessirten Staaten offen oder versteckt zum Austrag gebracht werden sollen und kein rechtes Vertrauen unter einander aufkommen lassen.

Wir Deutsche haben mehr denn je Veranlassung, den unberechtigten Ansprüchen anderer Staaten in Afrika entgegenzutreten und uns gegenwärtig zu halten, daß vieles, was heute noch unerforscht und fast wertlos uns dünkt, später ein beneidenswerter Besitz werden kann, daß die gewaltig vorwärts schreitende Zeit uns stets neue Aufgaben stellt, daß aber in einer ganz anderen Weise als früher unsere Erkenntnis der Verhältnisse und Fähigkeit, dieselben zu bezwingen, wächst. Man braucht nur daran zu erinnern, wie gefährlich der Marsch nach Mpwapwa erschien, ehe Wißmann ihn gemacht hatte, wie selbst von Engländern, welche Ostafrika genau kennen, die Vernichtung der Schutztruppe im Innern vorhergesagt wurde, um zu erkennen, daß wir im Vertrauen auf die eigene Kraft auch das unternehmen sollen, was heute Vielen noch als etwas ungeheuerliches erscheint, die Kultivation in großem Maßstabe. Die Schwierigkeiten werden um so weiter zurückweichen, je ernsthafter man ihnen ins Auge blickt.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft ist berufen, mitzuarbeiten an dem großen Ziele; sie wird auch im neuen Jahre wie früher für die Verwirklichung des kolonialen Gedankens tätig sein, aufklärend und leitend für das eintreten, was sie als den kolonialen Interessen dienlich erkannt hat. Je mehr Mitglieder sie zählt, je tätiger ihre Abteilungen sind, desto tiefer wird das Interesse für unsere Bestrebungen in dem Volke Wurzel fassen. Dasselbe zu gewinnen, ist eine lohnende und dankbare Aufgabe und wir richten deshalb an unsere Freunde die Bitte, auch im neuen Jahre für die Deutsche Kolonialgesellschaft zu werben, damit sie durch größere Mittel und Mitgliederzahl ihrer Aufgabe immer mehr gerecht werden kann. *

Ein Brief von Emin Pascha.

Mikesse, Ost-Afrika, 26. November 1889.

Hochverehrter Herr!

Bei meiner Ankunft in Usambiro, am Südende des Viktoria-Nyanza, habe ich erfahren, daß eine deutsche Expedition ausgerüstet worden ist, um meinen Leuten und mir Hilfe zu bringen. Gestatten Sie mir deshalb, Ihnen und allen, die sich an dieser Unternehmung beteiligt haben, schon heute — von unterwegs — unser Aller tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Ist es mir gestattet, mein Vaterland wiederzusehen, so wird es mir jedenfalls eine angenehme Pflicht sein, Ihnen persönlich den Ausdruck meiner herzlichen Erkenntlichkeit und meinen Dank für Ihre Generosität darzubringen.

Ich begrüße das große Unternehmen, das unter Ihrer Ägide geplant und verwirklicht wurde, als einen Beweis für das lebhafte Interesse, das man nun auch in Deutschland den afrikanischen Verhältnissen zuzuwenden beginnt, ein Interesse, von dem ich mir reichen Segen für diese Länder verspreche. Eigene Anschauung hat mich über die hiesige Lage — ich befinde mich auf deutschem Boden — nur Gutes kennen gelehrt. Ich kann demnach nur wünschen, daß man auf den gelegten Grundlagen recht rüstig fortbaue, damit ein Bau erstehe, der seinen Meistern Ehre macht. Was ich dazu beitragen kann, das soll gewiß mit Freuden geschehen. Genehmigen Sie, hochverehrter Herr, den Ausdruck meiner unvergänglichen Dankbarkeit und glauben mich

Ihren tiefverpflichteten
Emin.

An die Deutsche Kolonialgesellschaft,
zu Händen des Emin Pascha-Komitees,
Berlin, Markgrafenstraße 25.[1])

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern zwei höchst interessante Berichte, den einen von Herrn Dr. Peters, den andern von Herrn Kapitänleutnant Rust mitzuteilen. Wir enthalten uns jedes Kommentars, da es immerhin gewagt bliebe, Schlußfolgerungen auf das Schicksal der Expedition aus dem Inhalt der Berichte zu ziehen. Auffallend ist der Umstand, daß Herr Rust, der bis auf zwei Tagereisen Entfernung dem Dr. Peters nachgereist war und sich noch bis gegen Mitte November am Tanaflusse aufhielt, nichts von einer Niederlage der Expedition gehört hat. Herr Rust ist inzwischen krankheitshalber nach Aden zurückgekehrt, während Herr Borchert seine Reise Tanaaufwärts fortgesetzt haben wird. Von ihm haben wir demnächst sicheren und hoffentlich günstigen Aufschluß über das Schicksal der Expedition zu erwarten.

Der Bericht des Herrn Dr. Peters, welcher am 28. Dezember eingegangen ist, lautet:

Landschaft Oda Born Ruva.
Zwei Tagemärsche von Hameje am Kenia.
Den 28. September 1889.

Dem Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitees beehre ich mich nachfolgendes ganz ergebenst zu berichten:

Ich fasse mich kurz, da ich diesen Brief nur bis Massa schicken kann, und nicht weiß, wann, oder ob überhaupt derselbe weiter geht.

Von Massa aber trennt uns eine Steppe, durch welche wir nach dem Schrittmesser volle 72 englische Meilen marschirt sind; während die Ravensteinsche Karte deren nur 15 aufweist. Ich muß der Ravensteinschen Karte überhaupt leider den Vorwurf außerordentlicher Inkorrektheit, ja vermessener Leichtfertigkeit machen. Denn es ist doch wahrlich leichtfertig, Dinge in eine Karte einzuzeichnen, welche bis dahin kein Weißer erforscht hatte, anstatt zuzugeben, daß wir auf unbekanntem Gebiet uns befinden. Ich bin überzeugt, daß an dieser Ravensteinschen Karte die englischen Emin Pascha-Expeditionen im wesentlichen gescheitert sind. Unsere Expedition hätte ihr Vertrauen auf dieselbe um ein Haar ebenfalls mit dem Untergang bezahlt. Der beigelegte Schrittmesser, der genau die von uns durchmessenen Entfernungen wiedergiebt — 100 Schritt = 75 Meter, 10 000 Schritt Herrn von Tiedemanns, der ihn trug = 1 deutsche Meile — weist von Ngao bis Massa einen Marsch von 263 455 Schritt oder $26{,}_{375}$ Meilen auf; von Massa bis hier 243 500 Schritt oder $24{,}_{35}$ Meilen. Dazu muß ich bemerken, daß wir von Ngao bis Massa mehr Umwege machten. Einerseits der stärkeren Flußwindungen wegen, welche der Unterlauf des Tana enthält. Sodann aber, weil wir kürzere Tagemärsche machten und auf jeden Tagemarsch demnach das Ein- und Ausbiegen vom Lagerplatz am und zum Fluß stärker ins Gewicht fällt. Es führt nämlich die Straße außerhalb der Flußniederung mit ihrem Gestrüpp durch die Steppe. In diese Straße mußten wir uns morgens oft ziemlich weit vom Lagerplatz am Fluß hinein, nachmittags bis zum Lagerplatz dagegen zurückarbeiten. Am

[1]) Dieser Brief hat sich mit einem Schreiben gekreuzt, welches der geschäftsführende Ausschuß des Emin Pascha-Komitees zur Begrüßung Emin Paschas an diesen nach Sansibar gerichtet hatte und welches sich jetzt in den Händen unseres schwergeprüften Landsmannes befinden muß.

Mittellauf fiel dies mehr und mehr fort, weil der Charakter des Flusses entschieden steppenartig wird, mit hohem Rand und die begleitende Wald- und Gestrüpp-Bildung schmäler wird, ja hin und wieder gar nicht vorhanden ist. Wenn man dies in Betracht zieht, wird man Massa kaum als Mitte zwischen hier und Ngao rechnen können. Und damit vergleiche man die Einzeichnung bei Ravenstein! Dies führte uns ums Haar in den Untergang, weil wir uns auf Steppen, wie die durchschrittenen, nicht mit Vorräthen eingerichtet hatten; demnach 3—4 Tage lang Hunger litten. Auf Kunde hin nämlich kann man in diesem Lande weder Expeditionen organisiren noch Karten zeichnen; weil der Mpokomo oft das Land von sich bis zum nächsten Dorf nicht kennt. Alle Kunde verliert sich ins Fabelhafte.

Auch was die allgemeine Richtung des Flußlaufes anbetrifft, ist Ravenstein falsch. Thatsächlich legt er den Stromlauf viel zu sehr ostwestlich. Derselbe geht aber bis Massa fast durchweg, seiner Grundrichtung nach, nördlich, ein Strich bei Nordwest, von Massa bis Oda dagegen wesentlich nordwestlich, und erst von dort ab West und Nordwest. Ich habe diese Direktionen immer genau mit dem Kompaß verfolgt, und warte meine Kontrole durch die Ortsbestimmungen des Herrn Kapitänleutnants Rust ab. Indes ist uns doch soviel klar geworden, daß Massa viel richtiger in den französischen und Perthesschen Karten als bei Ravenstein bestimmt ist, der es um etwa $1^1/_2$ Längengrade zu weit nach Westen legt. Sobald wir Rusts Aufnahme besitzen, werden wir im stande sein, eine genaue Karte des Tanalaufes vom Kenia bis zur Küste anzufertigen.

Was den äußeren Gang der Expedition anlangt, so war der Expeditionsbetrieb bis Massa eben nicht schwierig. Die eigentliche Arbeit bestand in der Verproviantirung sowie in der Beschaffung von Kirangosis. In beiden erreichten wir alsbald ein gewisses Geschick, wenn auch die vorausmarschirende englische Expedition die an sich schon knapp bemessenen Vorräte vorweg verzehrt hatte. Die Wapokomo sind ein vielgeplagtes Völklein, von dem alles in dieser Gegend zehrt, und welches sich Vieh nicht hält, weil es ihm doch gestohlen wird. Der Araber an der Küste kommt herauf, wenn die Ernte reif ist, um beim Abernten zu helfen, der Suahili greift mit zu. Der Somali und Massai zieht plündernd heran, sobald er die Speicher voll glaubt! All dem setzt der Mpokomo, groß und robust wie er ist, die Taktik des Hasen gegenüber, und an Freund Lampe wurde ich gar oft erinnert. Er reißt aus: „anakimbia“. Wir sind „wate wa ngofu“, Leute der Furcht, erzählen sie selbst ohne Bedenken, und man kann kaum ein Empfinden des Mitleids haben mit Leuten, welche der liebe Gott mit so muskulösen Ärmen und bedrohlichen Fäusten ausgerüstet hat, wie den Mpokomo, und die bei jeder ernsten oder eingebildeten Gefahr Haus und Hof, wohl auch Weib und Kind daran geben, um ihr elendes Dasein davon zu schleppen.

Was aber soll ein Expeditionschef in solchen Lagen thun? Von der Küste aus war hinreichend gewühlt, um die Bevölkerung aufzustacheln, uns Nahrung zu verweigern. Aber es war doch am Ende gar sehr naiv und herzlich läppisch, zu glauben, daß wir, die wir Herren des Landes hier sind, und wenn es sein muß, bis an die arabischen und englischen Küstenplätze hinein, verhungern oder gar die Expedition aufgeben würden, wenn englisch-arabische Intriguen uns den Ankauf von Getreide verlegen möchten.

Wo man uns nicht verkaufen wollte, haben wir hin und wieder requirirt, und nicht zum Schaden der Mpokomo und Gallabevölkerung, welche sich uns durchweg unterworfen hat.

Sehr viel schwieriger ward die Lage, als wir am Montag den 16. September in die Steppe hineinmarschirten, in welcher es zwar hin und wieder Niederlassungen jagender Waboni, aber nirgends Anpflanzungen, nirgends Menschen gab, die uns den Weg weisen konnten. Der Mboni ist flüchtig wie die Antilope, der er nachgeht, und wir haben ihn nicht ein einziges Mal zu sehen bekommen. Die Wegeführer, welche ich von Kidore mitgenommen hatte, ließ ich zwar sofort, als ich den Charakter des Landes erkannte, an der Rückkehr verhindern und nahm sie durch die Steppe mit, aber sie waren den Fluß wohl hinaufgefahren und kannten seine Biegungen, ihre Angaben indes über den Landweg haben uns mehr noch geschadet als genützt. Mit rigoroser Strenge erzielte ich erst nach einigen Tagen, daß sie uns wenigstens nur solche Angaben machten, welche sie sicher waren, vertreten zu können.

Als wir am Dienstag, den 17. September, nachmittags $1^1/_2$ Uhr, nach 8 stündigem Marsch, dampfend und glühend vor Hitze, anstatt am vorgezeichneten Lagerplatz in einem Urwald, ohne Wasser zu finden, landeten, da mußte mir klar werden, daß wir den Weg verloren hatten, und bestimmt zurück mußten, wenn es uns nicht gelang, denselben festzulegen.

Ich ließ demnach den Befehl der Expedition, welche bald darauf Wasser fand, Herrn von Tiedemann, und begab mich mit einem meiner Diener und einem Träger-Headmann auf die Suche nach dem Weg, den einige Tage vor uns die englische Expedition gegangen war. Es gelang uns etwa um 2 Uhr, diese Spur zu entdecken. Ich schickte meinen Diener ins Lager zurück, um Herrn von Tiedemann zu benachrichtigen und mir etwas Essen, sowie eine Decke nachzuführen. Ich selbst beschloß, der Spur zu folgen, bis ich einen Lagerplatz am Wasser finde.

Ich wollte für den nächsten Tag einen sicheren Weg für die Expedition festlegen und dieser Spur dann bis zum Endziel folgen.

Es ist sehr überflüssig, die Schilderung eines Steppenmarsches mit der Sonne in der Zenith-Linie und den Qualen des Durstes einzuschalten. Dies ist so oft geschehen, und ein Leser würde doch aus einer Schilderung keine Anschauung bekommen können. Ich bin nach wiederholter und genauer Selbstbeobachtung zu der Ansicht gelangt, daß die Pein des Durstes am meisten Verwandtschaft mit der Qual des Erstickens hat.

Wir marschirten am 17. September bis zum Sonnenuntergang und gerade vor Eintritt der Dunkelheit gelang es mir, das Gestrüpp nach dem Fluß zu durchbrechen und den Fluß zu erreichen. Um meinen etwa nachfolgenden Dienern den Weg zu weisen, ließ ich durch Nagola den Wald in Brand stecken und bald lohte das Flammenmeer, auf Stunden erkennbar über die Steppe hin. Es spiegelte sich in den Fluten des Tana und sang mir ein stolzes Schlummerlied, als ich, die Stiefel unter dem Kopf, die geladene Doppelbüchse im Arm, mich totmüde zur Ruhe niederstreckte. Gegen 9 Uhr erweckten mich Schüsse in der Ferne. Ich erwiederte dieselben, und eine halbe Stunde später war ich umringt von einigen meiner Diener, welche mir mein Bett und einiges Essen brachten. Herr von Tiedemann hatte sogar eine halbe Flasche Sekt mit eingepackt. Mit welch einem Behagen ich mich an die Arbeit des Essens und Trinkens machte, wird nur der verstehen, welcher ähnliche Lagen kennt. Die Behaglichkeit wird durch den Gegensatz der Umgebung und des Erlebten zum Übermut und zur Fröhlichkeit.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr schickte ich Nagola zur Expedition, um als Wegeführer zu dienen. Ich selbst nahm die englische Spur von neuem auf. Um 10 Uhr am Fluß lagernd, erwartete ich die Expedition. Wir marschirten an diesem Tage bis 3 Uhr nachmittags.

Solcher Marsch durch die Steppe ist zwar stets heiß und in der Regel auch stanbig, aber bietet doch seine großen Annehmlichkeiten für den Expeditionsführer. Lasttiere und Menschen schreiten gleichmäßig und ohne störende Unterbrechungen dahin, zumal auch die letzteren in der schattenlosen Ebene es wenig verlockend finden, außer der Reihe Rast zu halten. Ist demnach die Karawane einmal in Bewegung gesetzt, so liegt es, bis gegen den Nachmittag hin wenigstens, nur an dem Willen des Führers, wo er dieselbe hindirigiren oder halten lassen will. Wir beginnen die Vorbereitungen zum Abmarsch regelmäßig 5 Uhr morgens, gegen $^3/_4$6 Uhr marschiren die Träger unter der Führung Herrn von Tiedemanns ab, und um 6 Uhr können die Kameele und Esel folgen. Ich verlasse den Lagerplatz, wenn das letzte Stück und der letzte Mann davon sind. Ich bleibe dann hinten, bis der Wald passirt und die Steppe erreicht ist, wo ich dann in der Regel an den Lasttieren vorbeireite, um die Träger in Sicht zu bekommen. Meistens warte ich hier noch zweimal, um die Kameele an mir vorbeidefiliren zu lassen, gegen Mittag lasse ich dieselben hinter mir, um allmählich die Tete zu erreichen. Dies ist der Gang eines Marsches unter gewöhnlichen Verhältnissen. Anders, wie ich erzählt habe, gestaltete sich die Reise bei dem großen Steppenmarsch, wo ich den Weg festlegen mußte und demnach die Tete innehielt.

Die Steppe, von welcher ich spreche, zieht sich ohne erhebliche Verschiedenheiten in ihrer Bildung vom Ngao bis hierher, und, wie ich überzeugt bin, bis zum Kenia. Sie entspricht auch durchaus der Beschreibung, welche Krapf von der Ukamba-Steppe entwirft. Mimosen und allerlei stachliche Gewächse geben der Flora, Dickhäuter und Antilopen der Fauna ihren Charakter, Elefanten- und Nashorn-Losung findet sich überall, und Antilopen wie Gazellen sieht man in Rudeln bis zu Hunderten. Büffel und Zebras haben wir einigemal geschossen. An Geflügel giebt es insbesondere Enten, Schnepfen, Perlhühner, Truthühner und eine Art Krammetsvögel sowie die Familie der Tauben und Feldhühner für die Küche. Daneben wimmelt es von Pelikanen, Adlern, Aasgeiern und Störchen. Natürlich fehlt es bei solchem Wildreichtum, welcher kolossal zu nennen ist und für deutsche Jäger einen Ausflug hierher empfehlenswert macht, keineswegs an Raubwild. Das Brüllen der Löwen und das Bellen der Hyäne schallt allnächtlich um unser Lager, und den Steppenhund scheuchen wir oft am Tage aus seinem Lager auf. Pantherspuren in der Nähe des Flusses und in der Steppe lassen auf das Vorhandensein auch dieser Katzen in großer Anzahl schließen.

Fasse ich meine Wahrnehmungen in eins zusammen, so haben wir in dieser Steppe, durch welche wir nunmehr mehr als 200 englische Meilen gegangen sind, nichts als einen Theil der großen ostafrikanischen Randsteppe vor uns, welche die ganze Nordostecke des Erdteils ausfüllt, das Massailand umschließt und in ihren Ausläufern bis zur Makataebene in Usagara verfolgt werden kann.

Dieselbe wäre ohne den Tana für eine Expedition wie die unsrige nicht passirbar. Aber der Tana bietet das lebenspendende Element in üppigem Reichtum.

Daß der Tana es vermag, so reiche Wassermassen durch diese saugende und verdampfende Steppe bis zum indischen Ozean zu wälzen, das läßt auf die Gewaltigkeit der ihn speisenden Gebirgsmassen schließen, denen ja nach Norden hin auch der Nil entspringt. Wie der Nil, so hat der Tana, wenn auch in kleinem Maßstab, erst ein Kulturland in die Wüste hineingetragen. Die Thalrinne mit ihrem Alluvium ist von äußerster Fruchtbarkeit und überall dicht angebaut. Wo sie fehlt, wie in Korkorro, hört jeder Ackerbau auf. Aber am Unterlauf, wie hier, wo der Insel bildende Oberlauf anhebt (das immer wiederkehrende Wort Oda bei den Ortsnamen, bedeutet in der Gallasprache eine Gabelung des Flusses), giebt es Mais, Tabak, Bananen, Kürbisse, Bohnen und stellenweis auch Reis in Fülle. So ist es kein Wunder, daß die Wapokomo überall gut genährt erscheinen.

Dieselben bauen ihre Dörfer dicht an den Fluß, welcher für sie in der Regel auch die einzige Straße bildet. Meistens führt nach dem Dorf direkt gar kein Weg, sondern vielmehr endet der schmale, durch dichtes Gestrüpp sich windende Pfad aus der Steppe oberhalb oder unterhalb der Ansiedelung. Von dort muß man alsdann auf Maus nach dem Dorf, welche erst auf langes Rufen hin zu erlangen sind. An den Ort ist anderweitig nicht heranzukommen. Ihr Getreide verstecken sie überdies in Erdhöhlen außerhalb des Ortes, und holen sich je nach Bedarf davon. So hat die Plünderung eines Wapokomo-Dorfes für die Nachbarstämme wenig befriedigendes, zumal da Mann und Weib sich beim geringsten Anzeichen einer Gefahr aus dem Staube macht.

Die Wapokomo gehören zur Bantu-Familie, sind indes ohne Frage stark von dem Galla-Element durchsetzt. Ihre eigene Sprache ist für den des Kisuahili Kundigen an sich unverständlich. Indes sprechen die Wapokomo bis nach Massa hin fast alle auch das Kisuahili, von Massa ab und vollständig von Kidore an tritt das Kigalla an dessen Stelle. Zur Unterhaltung bedarf es oft des Überganges durch 5 Sprachen (Deutsch, Kisuahili, Arabisch, Somali, Kigalla). Hier befinden wir uns vollständig auf Galla-Grund und Boden. Wir haben in dem Sultanat des Häuptlings Hujo den letzten Ueberrest einer früher vielleicht großartigen Staatsbildung vor uns, von welcher ältere Reisende (freilich am unteren Tana) sprechen. Allerdings Sultan Hujo selbst, den ich gestern darum befragte, weiß nicht viel davon: „Wir sind hier 100 Jahre“ (d. h. wunderbar lange). „Erst kamen wir von Norden und flohen vor den Somalis südlich über den Tana, dann sind wir vor den Wakamba wieder nach Norden geflohen.“ Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß es nicht eben eine glänzende Geschichte für ein Volk sei, sagte er, früher seien sie viele gewesen; jetzt habe er nur noch ein paar tausend Mann. Alles andere sei in den Kriegen zu Grunde gegangen. Thatsächlich sind die Wagalla hier im Süden eine verschwindende Nationalität und alle dem Untergang geweiht.

Sie wie die Wapokomo um Massa haben sich mir unterworfen. Sie wissen, daß ich in Beziehungen zu den Somali-Stämmen stehe, und haben mich gebeten, einen Frieden mit diesen zu vermitteln.

Eingedenk des mir gewordenen Auftrages, eine dauernde Verbindung mit Emin Pascha herzustellen, lasse ich nun hier unsere erste Station anlegen. Der Ort hat große Vorteile. Zunächst ist der Fluß bisher unbezweifelt das ganze Jahr schiffbar, und auf der anderen Seite sind wir in der Nähe des Kenia-Gebietes. Etwaige Nachschübe würden sich hier in einer großartigen Weise organisiren, beziehentlich nach dem Steppenmarsch reorganisiren können. Denn Essen giebt es in Fülle. Schließlich wird sich die Station als Aufkaufplatz für Elfenbein aus Massailand und Ukamba unmittelbar bezahlt machen.

Für mich liegt noch ein taktischer Grund vor, hier eine solche Anlage zu machen. Ich muß meine Leute beschäftigen, und kann doch auch auf der anderen Seite nicht so schnell vorwärts eilen, weil ich durchaus der von Kapitänleutnant Ruft nachzubringenden Tauschartikel bedarf, um meine Eselsexpedition für die zweite Hälfte des Marsches zu Emin Pascha anzukaufen und zusammenzustellen. Dies soll von der Keniastation aus, die ich anzulegen gedenke, in Massailand bewerkstelligt werden.

So ergreife ich die Angelegenheit mit doppeltem Eifer. Diesen Bericht schreibe ich bereits in einem Hause unserer Station. Das Hauptgebäude, welches in Arbeit ist, soll Güterschuppen, Salon und zwei Schlafzimmer enthalten. Es wird ganz aus Holz gebaut. Später können Steinbauten an die Stelle treten. In drei Tagen muß alles fertig sein, da ich dann an den Kenia will. Das ganze überlasse ich der Obhut eines Askari und des mir befreundeten Gallasultans.

Aber was sagen denn die Engländer zu diesem allem? Sie sind es gewesen, welche mich bislang durch ihre Bekämpfung unserer Expedition zu allen meinen Maßnahmen gezwungen haben. Ohne sie wäre ich mit genügend Trägern durch Ukamba marschirt, hätte also keine Kameele und Esel nötig gehabt, das Tana-Gebiet nicht berührt. Ohne sie hätte ich Tausch-Artikel zur Stelle gehabt, wäre demnach nicht gezwungen gewesen, so lange im Tanagebiet zu verweilen, was ihrem Interesse entschieden günstiger gewesen wäre. Aber hat denn die englische Tana-Expedition sich diesem Eingreifen nicht widersetzt? Diese englische Tana-Expedition hat leider wieder einmal ein beklagenswertes Ende gefunden. Mr. Smith war mit 150 Sansibar-Trägern und 13 arabischen Soldaten gut und sicher bis nach Kidore gelangt, unter dem offiziellen Segen des britischen Generalkonsulates und unter der offiziellen Unterstützung von Said Chalifa. Aber die Somalis kümmerten sich weder um offizielle noch um offiziöse Protektion. Wie mir Scheriff Hussein bereits in Witu erzählte, stand er im Krieg mit den Engländern, weil dieselben ihm einen seiner Leute erschossen hätten. Als Mr. Smith etwa 8 Tage vor meiner Ankunft in Kidore auf dem deutschen Ufer von dort hierher ziehen wollte, stießen 30 Somalis in seine Expedition unweit Mituni. Was dort geschehen ist, vermag ich nur zu schließen. Ich traf einen Verwundeten und zwei Träger der Expedition einige Tage später in Massa. Letztere traten in meinen Dienst. Der Sultan von Kidore erzählte mir, Smith selbst sei „in großer Eile“ mit einem Teile seiner Expedition zurückgekommen und habe von neuem zwei Tage daselbst gelagert. Dann sei er aufs rechte Ufer gegangen und wiederum hierher aufgebrochen. Dies war die Spur, welcher ich 5 Tage später folgte.

Hier vermutete ich nun Smith mit seinen Leuten zu finden. Aber er war nicht da. Die Leute hier erzählen „amekimbi Ukambani na amerudi kwa Mombassa“, „er ist nach Ukamba entflohen und nach Mombas zurückgekehrt“. Die englische Station ist ebenfalls abgezogen und zwar ist sie auf dem Fluß nach Kosi Nderani gegangen. Ich nehme an, daß dies nicht den Abschluß der englischen Unternehmungen am oberen Tana bedeutet; aber zunächst sind die Preisverderber fort, und wir können unsere Expedition ohne Störung fortentwickeln.

Die englische Spur überholten wir um zwei Tage durch forcirte Märsche. Wir waren 5 Tage nach Mr. Smiths von Kidore aufgebrochen und kamen 3 Tage nach ihm am Sonnabend, den 21. September, abends 7 Uhr, in Oda Galla an, dem ersten bewohnten Ort im Galla-Sultanat am obern Tana, das in seiner Gesamtheit den Namen — nicht Korkorro, wie Ravenstein angiebt — sondern Oda Boru-Ruva führt. Aber es war ein Marsch danach. Vom Donnerstag an mußte die Losung gelten: „Was fällt, das fällt“. Wir marschirten um das Gelingen des Ganzen und um unser Leben. Ich gehe auf die Einzelheiten nicht ein. Vom Donnerstag an war kein Essen mehr da, und die Märsche dauerten von 5 Uhr morgens in einem fort bis zum Sonnenuntergang. „Was fällt, das fällt“; ich brachte das Wort meinen Dienern bei.

Den ganzen Sonntag trafen Nachzügler ein; trotzdem der Flußwald in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag zum Firmament emporlohte, als Merkzeichen für unsere Leute und als Wahrzeichen für die Gallas, daß die deutsche Emin Pascha-Expedition angelangt sei. Der letzte Nachzügler, abgemagert und drei Viertel tot, langte erst Donnerstag, den 26. September, hier bei uns an.

Um so wohlthuender wirkt die Sorglosigkeit und Ruhe unserer augenblicklichen Lage. Vor mir fließt der schöne Strom mit seinen lieblichen Ausbuchtungen, umrahmt von Plantagen und Wald. Er zieht den Blick in die Ferne, wo gerade am Horizont der Keniastock anfängt, emporzutauchen. Gegenüber auf hohem Mast flattert die schwarz-weiß-rote Flagge und unter ihr bauen unsere Leute an der ersten deutschen Emin Pascha-Station, welcher ich mir erlaubt habe, den Namen des Schatzmeisters unserer Unternehmung beizulegen und „von der Heydt-Haus“ zu taufen. Alles ist Leben und Regsamkeit und der Frohsinn leuchtet aus den Augen der Mannschaft, welche Essen in Fülle hat. Ich weiß nicht, was die Vorsehung über uns bestimmt hat. Aber nach menschlichem Ermessen ist unsere Unternehmung im Gelingen begriffen. Und dann werden sich ihre segensvollen Wirkungen schon fühlbar machen, für die Kultur Afrikas und für die Interessen unserer deutschen Nation, welcher sich hier ein weites Arbeitsfeld ins Herz von Afrika hinein eröffnet. Ich bin seit langer Zeit nicht so, wie jetzt, von den großartigen Gesichtspunkten unserer Unternehmung ergriffen gewesen, und kann nur noch einmal wiederholen, daß ich meine ganze Kraft darein setzen werde, dieselbe in ehrenvoller Weise durchzuführen.

In bekannter Hochachtung und Ergebenheit

Carl Peters.

Von der Heydt-Haus, den 8. Oktober 1889.

P. S.

Leider muß ich meinem Bericht einen Nachtrag beifügen.

Der Somali Abocca, den ich mit unserer Post flußabwärts geschickt hatte, kehrte gestern zurück, weil bei Korkorro beide Flußufer mit Somalis besetzt gewesen seien, und der Krieg sich flußaufwärts ziehe.

Derartige Gerüchte dürfen wir, Gott sei Dank, mit kühler Gleichgültigkeit aufnehmen. Die Somalis, auch wenn sie es möchten, würden es gar nicht wagen, uns anzugreifen und jedenfalls den Kürzeren ziehen.

Dies haben zu meinem Bedauern vorgestern die Wagalla hier erfahren müssen. Ich hatte gleich nach Abfassung meines Berichtes mit dem Sultan Hujo einen Vertrag abgeschlossen, der die Herrschaft hier praktisch in meine Hand legte, und die Hülfsmittel dieses fruchtbaren Sultanats uns für unsere Zwecke eröffnete. Darüber hatte, wie ich erfuhr, der Sultan wiederholte Anfechtungen von seinen Großen, genau wie Said Bargasch seinerzeit in Sansibar.

Inzwischen waren eine Reihe Suahilis mit mir in Verbindung getreten, welche von den Wagallas geraubt und zu Sklaven gemacht waren. Treu meiner Pflicht, und im Hinblick auf meine geringe Trägerliste, versprach ich ihnen Schutz und schrieb zunächst zwölf von ihnen in meine Reihen. Ferner hatten die Engländer hier zwei Stationen angelegt. Die Wagallas brachten mir deren Zertifikate und Flaggen, welche sie verbrannten vor meinen Augen. Aber sie hatten die eine englische Station in Galamba ebenfalls schon vor 14 Tagen verbrannt. In die zweite hatte Smith vor seiner Flucht, wie sie sagten, seine Lasten geworfen. Ich beschloß, dieses europäische Eigentum unter meinen Schutz zu nehmen. Die Station sollte sich auf einer der Tana-Inseln befinden. Am Donnerstag, den 3. Oktober, befahl ich dem Sultan, den Stationsaufseher holen zu lassen. Am Abend ließ mir derselbe sagen, er wäre gekommen und würde am andern Morgen bei mir sein. Indes der Freitag verstrich, ohne daß der Stationsaufseher kam. Der Sonnabend ging mit Ausflüchten hin. Am Sonntag ließ ich den Sultan in mein Lager kommen. Er erzählte, der Stationsaufseher sei krank geworden. Ich schickte nunmehr sofort einen zuverlässigen Soldaten unter der Führung zweier Gallas auf die englische Station. Meine Leute fanden dieselbe ausgeraubt und halb zerstört. Sie kamen abends zurück, und ich ließ dem Sultan melden, daß ich überzeugt sei, er habe die englischen Tauschartikel stehlen lassen. Zur Antwort schickte er einen Wulst von Entschuldigungen, ein Maß Honig und ein Maß Pembo (Wein oder Meth).

Inzwischen hatten drei von den Suahilisklaven, ihre Kameraden verlassend, den Gallas Mitteilung von dem beabsichtigten Umzug in mein Lager gemacht Als ich Sonntag, den 6. Oktober, eben schlafen gegangen war, wurden wir plötzlich von der andern Seite des Flusses, der großen Tana-Insel, alarmirt. Zwei Sklaven kamen mit der Nachricht, die Wagallas hätten ihr Dorf besetzt und fingen an, ihre jungen Weiber und ihr Eigentum wegzuschleppen. Außerdem sei große Volksberatung betreffs Überfalles von unserm Lager. Dies letztere ist mir von den Wagallas hernach bestätigt worden, die sich mit dem Genuß von zu viel Pembo entschuldigten, das erstere habe ich gesehen. Ich beschloß, sofort mit dem Sultan in Verbindung zu treten, ließ die Trompete blasen und fuhr im Mondenschein mit 30 auserlesenen Leuten auf die Insel. Ich verbot meinen Leuten ausdrücklich, zu schießen. Ich wollte mit dem Sultan, und zwar innerhalb seines Stammes, noch in der Nacht die Streitpunkte ausgleichen.

Als wir nach $^3/_4$stündigem Marsch an die Häuser des Sultans kamen, hörten wir wüstes Geschrei. Ich schritt, die Flagge voran, plötzlich in den Kreis der Beratenden und Zankenden. Ein Speer traf den Flaggenträger, ein zweiter würde mich getroffen haben, wenn ich nicht schnell ausgewichen wäre. Ich wollte den Schleuderer mit meinem Revolver niederschießen, aber derselbe versagte. Einem zweiten Speer entging ich dadurch, daß Hamiri, einer meiner Hauptleute, mich bei Seite riß, wobei ich mit dem Kopf auf dessen Büchsen-Öffnung zu fallen kam. Nun befahl ich Feuer. Und da ich nur acht Mann in unmittelbarer Umgebung hatte, gab ich sechs Salven, wobei eine Reihe von Gallas fielen. Das Gefecht dauerte im ganzen drei Minuten, während es schwankte, ob meine Leute oder die Gallas fliehen würden. (Dies hat Herr von Tiedemann im Lager festgestellt; ich selbst dachte nicht daran.) Als meine eigentlichen Askaris kamen, war alles entschieden. Im ganzen hatten wir, wie Herr von Tiedemann glaubt, feststellen zu können, einige 50 Schuß abgefeuert. Ich schoß 8 mal. Die Gallas waren in alle Winde entflohen. Zu meinem großen Bedauern hat Sultan Hujo, wie ich gestern erfahren, einen Schuß in den Bauch bekommen. Ich konnte Tote und Verwundete in der Nacht nicht feststellen. Ich befahl Schutz des Eigentums und ließ die Häuser durchsuchen. Die Frauen des Sultans, sowie dessen Verwandte und einige Große, nahm ich als Geißeln mit fort. Dann marschirte ich in das Sklavendorf, wo ich halten ließ, bis alle meine Leute und die Sklaven herein waren. Um $12^1/_2$ Uhr war ich in meinem Lager zurück.

Gestern schickte ich einen Galla an die Wagalla, um ihnen Frieden anzubieten Die Mädchen und Frauen behielt ich hier und versprach Auslieferung, wenn die Wagalla sämtliche von ihnen geraubte Suahili-Sklaven ausliefern würden. Ich habe bislang keine direkte Antwort. Als solche bis heute morgen nicht eintraf, schickte ich eine Expedition zur Requisition von Getreide aus. Dieselbe ist eben mit 7 Booten voll Mais, Bohnen, Bananen und Tabak wiedergekommen. Die Wagalla haben die sämtlichen Inseln geräumt.

Die Gallas trieben die Sache so unklug, weil ihr kluger Sultan verwundet ist. Ich muß leider so rücksichtslos auftreten, weil ich der Angegriffene bin, und verloren sein würde, wenn wir hier in einer Welt von feindlichen Elementen eine Schlappe erleiden würden.

Dies ist alles sehr traurig und ich darf gestehen, daß ich es ungern niederschreibe. Aber ehe entstellte Gerüchte nach Europa gelangen, ist es doch besser festzustellen, daß wir durchweg moralisch und physisch in Notwehr uns befanden und ein Verzicht auf diese Notwehr einen schmählichen Verzicht auf unsere moralische und physische Existenz bedeutet haben würde.

Gegen die Somalis, die möglicherweise von Osten kommen könnten, lasse ich nunmehr Verschanzungen bauen. Ich muß dies, da unser Geschütz durch eine Schädigung am Verschluß unbrauchbar geworden ist. Ich lasse dasselbe auf der Station zurück. Diese Station, und dies ist das Erfreuliche in meiner Nachschrift, ist nunmehr fertig; ein schönes, gesundes Haus, mit einem Dorf dahinter und herrlichem Land für Plantagen. Die Entwickelung überlasse ich der Zukunft, welche für meine Person ja ungewiß und schwankend ist. Aber ich weiß, daß unser Werk fortgehen wird.

Ich bleibe hier länger, als mir lieb, da Herr von Tiedemann seit 10 Tagen an einem Milzleiden liegt. Er ist auf Besserung und ich gehe Ende der Woche, so Gott will, an den Kenia, wo ich Nachrichten von Rust erwarten werde.

Mit vollkommener Hochachtung
Carl Peters.

Anzahl der Schritte zwischen den Lagerplätzen von Ngao bis zum jetzigen in der Landschaft Oda Baru Ruva, 2 Tagereisen von Hameje. (Gemessen mit einem Schrittmesser.)
Länge meines Schrittes 75 cm (10000 Schritt = 1 deutsche Meile).

1.	von Ngao	bis	Marfuno	23 765	Schritt
2.	= Marfuno	=	Engatana	19 160	=
3.	= Engatana	=	Mitole	15 000	=
4.	= Mitole	=	Muina	22 500	=
5.	= Muina	=	Mbuji	9 530	=
6.	= Mbuji	=	Kosi	13 500	=
7.	= Kosi	=	Makere	22 500	=
8.	= Makere	=	Keradja	11 500	=
9.	= Keradja	=	Kinakombe	15 000	=
	(dazwischen Lagerplatz in der Steppe.)				
11.	= Kinakombe	=	Subakini	45 000	=
12.	= Subakini	=	Sisini	27 500	=
13.	= Sisini	=	Malalulumkuba . . .	6 000	=
	(dazwischen Lagerplatz in der Steppe)				
15.	= Malalulumkuba	=	Massa	32 500	=
16.	= Massa	=	Bura	17 500	=
17.	= Bura	=	Tune	25 000	=
18.	= Tune	=	Kidori	14 000	=
19.	= Kidori	=	Oda(?)	22 000	=
	(dazwischen 6 Lagerplätze in der Steppe)				
26.	= Oda (?)	=	Galla Oda	155 000	=
27.	= Galla Oda	bis zum heutigen Lagerplatz (s. oben)		10 000	=

27 Tagemärsche.
19. September 1889.

von Tiedemann,
Sekond-Leutnant à la suite des Dragoner-Regiments von Wedell (Pommersches) Nr. 11.

Der Bericht des Herrn Kapitänleutnant a. D. Rust, welcher am 30. Dezember eingelaufen ist, lautet:

Ende Monat August war ich mit den von Herrn Dr. C. Peters zurückgelassenen Lasten von Witu nach Ngao übersiedelt, um dort die Tauschartikel, die über Kau durch den Beledsonikanal kommen sollten, in Empfang zu nehmen, sowie gleichzeitig die Beschaffung von Böten (Miaus) zu betreiben. Die Heranschaffung der Tauschartikel verursachte viel Verdruß; die Rivalität zu vieler Beteiligter führte zu Intriguen; bald hatte der Beledsonikanal, der Kau mit dem Tana verbindet, nicht genug Wasser, bald waren nicht genug Träger zu bekommen, und so gelangte ich erst am 16. September in vollen Besitz derselben. Ingleichen bot das Auftreiben von Böten ungeahnte Schwierigkeiten; in der Umgegend hatte Dr. Peters requirirt, und da die Leute wußten, daß Böte doch coûte que coûte gekauft oder gemietet werden mußten, so verlangten sie unangemessene Preise. Die in Ngao anwesenden Missionare unterstützten die Expedition nach Kräften.

Am 18. September früh war ich so weit, mit 11 Böten zu durchschnittlich 12 Lasten und 8 Somali zu starten. Die Bootsleute bis Engatana erhielt ich in Ngao. — Die Fortbewegung des Bootes, der Miau (ein ausgehöhlter Baumstamm), geschieht durch zwei Leute; einer steht vorn mit dem Pondo, einer gabelförmig endenden Stange, mit welcher er das Boot vorwärts stößt,

hinten sitzt der zweite mit dem Pai (Pätschel), um zu steuern und das Boot zu treiben, wenn die Wassertiefen für den Pondo zu groß, oder wenn die Ufer gewechselt werden müssen, um den geringeren Strom aufzusuchen. Das Fortkommen läßt so bei mäßigem Strom nichts zu wünschen übrig.

Am 19. September übernachtete ich in Mkono, am 20. und 21. nahm ich Aufenthalt in Engatana, einem größeren Orte mit viel angebautem Land, um zu versuchen, Leute bis Korkorro zu engagiren, was aber mißlang. Am 22. ging ich weiter bis nach Muina, wo es mir in den nächsten Tagen glückte, 22 Bootsleute für Korkorro zu bekommen. Am 25. früh verließ ich Muina und erreichte spät abends Ndera Kosi; obgleich ich annehmen konnte, daß die Bewohner von den früheren Vorfällen noch erregt, zeigte sich doch alles gemessen, der Sultan Nife benahm sich würdevoll; er wies mir in den nächsten Tagen glücke

eine Sandbank, die den Fluß auf etwa 60 Meter einengt, ich wähle sie zum Lagerplatz, entschlossen, Lebensmittel zu erlangen, nachdem man mir auf meine erste Anfrage die übliche ablehnende Antwort gegeben. Ich sende 2 Somali und den Wapokomo-Dolmetscher hinüber und verlange den Ortsvorsteher, sowie energisch Reis, auf das angeblich freundschaftliche Verhältnis des Dr. Peters zu ihnen hinweisend. Nach einiger Zeit erscheinen Böte mit dem „kleinen" Sultan, eine Galgenphysiognomie, und einer Anzahl Bewaffneter; der Sultan von Malalulu ist nach seinem Bericht ins Land gegangen und soll am anderen Tage zurückkommen; wichtiger ist mir vorläufig ein Korb Reis und einige Bananen für die Kranken; ersterer reicht jedoch kaum zur Abendmahlzeit für die seit 24 Stunden hungrigen Somali. Ich gebe dem Ortsvorsteher zu verstehen, daß wenn ich nicht vor Sonnenuntergang einen Sack Reis für meine Leute hätte, ich annähme, daß er keine Gastfreundschaft gegen mich üben wolle und ich hiernach sofort handeln würde. Dies wirkte. Als ich am Abend einige Raketen abfeuerte, entstand eine lang währende Aufregung und vom anderen Ufer kamen die Rufe: „Friede! Friede!" Die Leuchtkugeln werden von den Wapokomo für herniederfallende glühende Kugeln gehalten. Im übrigen hat der Wapokomo vor dem Feuer eine große Furcht, die auch nicht unbegründet ist; eine einzige der Strohhütten in Brand, würde in kürzester Zeit den ganzen Ort in Flammen setzen. Da nur wenige Böte an jedem Ort und nur ein schmales niedriges Thor durch die Pallisaden auf den Fußpfad führt, welcher noch meist durch Fallen und Dorngestrüppe gegen Feinde möglichst unpassirbar gemacht worden ist, so müßte ein Feuer die Einwohner in bedeutende Gefahr bringen, sicher aber ihre Habe zumeist vernichten.

Den folgenden Tag mußte ich, wo ich war, kampiren, das Fieber hatte mich keinen Tag verlassen; ich war dadurch hart mitgenommen. Der Sultan erschien nicht; ich hätte ihn auch nicht empfangen.

Früh am nächsten Tage konnte ich weitergehen; es war herrliches, kühles Wetter, prächtiger Wald zu beiden Seiten mit uralten Bäumen, die in Schlingpflanzen eingekleidet sind. Ich laufe in den Distrikt Malekote ein, und nach achtstündiger Fahrt bin ich in dem Hauptort Massa mit starker Einwohnerzahl. Ich lande gegenüber von Massa auf einer großen Bananenpflanzung. Der Sultan kam bald herüber mit großer Begleitung, that sehr freundlich und brachte einige Bananen. Ich teilte ihm meinen Vorsatz mit, hier längere Zeit zu bleiben, stieß aber sofort auf energischen Widerstand. Ich ließ die Leute Mittag machen und suchte selbst vor der Sonnenhitze, von heftigem Gallenfieber geplagt, Schutz unter einem Bananenbaum, überwacht vom Sultan und seinen Leuten, die mir nicht von der Seite wichen. Um 5 Uhr starteten wir wiederum, ich durfte es mit dem mächtigen Sultan von Malekote nicht verderben, ich gebrauchte ihn noch hinsichtlich meiner Verproviantirung. Da Mondschein, so fuhr ich bis Mitternacht, bis Tagesanbruch auf einer Schamba ruhend. — Ich gelange nach abermaliger achtstündiger Fahrt in Sicht eines Ortes, den mir die Wapokomo Mui nennen; einige hundert Meter unterhalb habe ich eine Lichtung im Walde gesehen, auf der früher jedenfalls eine kleine Boma gestanden; hier ist mein Platz; ich lasse landen, mich hinauftragen und auf eine Matte betten, denn ich bin so schwach, daß ich nicht mehr ohne Hülfe gehen kann. Nicht lange, so kommt der Sultan, ein stupides Gesicht, in Begleitung eines Teils der Einwohner; ich beschenke den Sultan und ersuche ihn, morgen wieder zu erscheinen, da ich sehr krank sei; er hockt zu meinen Füßen mit unbeweglichem Gesicht, und meine Fieberphantasie malt ihn als scheußlichen Götzen aus, ich schreie ihn an, zu gehen, bewegungslos bleibt er zu meinen Füßen.

Inzwischen hatte sich der Platz mit bewaffneten Wapokomo gefüllt, mehr, wie mir für unsere Sicherheit lieb, und ich ließ ihn durch die Somali säubern, auch mein mich bewachender Sultan mußte gehen. Sie ruderten darauf auf die andere Seite mir gegenüber, wo eine erregte Beratung stattfand, bei der sie wahrscheinlich ihrem erwählten Ortsvorsteher schwere Vorwürfe wegen mangelhafter Energie machten; schließlich kehrten sie nach Mui zurück und ich blieb dort. Unter Leitung meiner Somali begannen die Wapokomo sofort, mir eine geräumige Hütte mit festem Ruhebett, das ich lange gemißt hatte, zu bauen, und ich gab noch meine Orders bezüglich Sicherung des Platzes, der nach der Rückseite exponirt war, und Konservirung der Lasten ꝛc. Bei dem Herumstöbern fanden die Somali im Versteck einige Säcke Mtama; das befürchtete Auffinden derselben war wohl mit der Grund der Aufregung von Mui; ich gab dafür Tauschartikel, der Sultan mußte sich darin finden, denn sie waren uns zu willkommen.

Es kam jetzt eine Zeit, von der ich wenig weiß. Tage lang lag ich ohne Bewußtsein, ich war nicht im stande, mich zu erheben, und nahm nur spärlich Nahrung.

Es mochte gegen Mitte des Monats Oktober sein, als ich Nachricht von Dr. Peters erhielt. Er vermutete mich richtig in Malekote und riet mir dringend, mich für etwa zwölf Tage zu verproviantiren, da ich zwischen Malekote und dem Ort Korkorro keinen bewohnten Platz fände. Aber wo verproviantiren? Die Geschicktesten meiner Somali mit Wapokomo zum Dolmetschen hatte ich bereits zweimal nach Massa mit Tauschartikeln aller Art geschickt; sie brachten mir wenig; Lebensmittel in größeren Mengen weigerte der Sultan zu geben. — Ich befand mich in einem Dilemma, bei dem ich zur Lösung nur auf unvorhergesehene glückliche Zufälle rechnen mußte. — Die Jagd erfordert Zeit, die besser zum marschiren zu verwenden, und ist anstrengend, sie will einen ungeschwächten Körper; ferner muß man Kundige haben, welche die Barra (das weite Land im Gegensatz zum Walde und dem bebauten Land) durchlaufen haben und den Stand des Wildes wissen. Nur der Waboni, dieser Jäger von Jugend auf, streift auf diesen trostlosen Flächen des Elfenbeins wegen herum. — Ich mochte etwa vierzehn Tage teilnahmslos gelegen haben, als unerwartet eine Wendung zur Besserung eintrat und ich in einer weiteren Woche wieder auf den Beinen stand. — Inzwischen war mir Ärgernis nicht erspart, fünf Wapokomo waren entlaufen, und trotz eifriger Verfolgung hatte man keinen eingefangen. Somali behaupteten, sie hätten den geheimen Weg nach Mui gekannt und dort Schutz gefunden. — Ich hatte wiederum nach Massa geschickt wegen Lebensmitteln und Bootsleuten, letzteres war unmöglich; jetzt beschloß ich, daß Mui seine Kontribution zahlen sollte, wenn es meine Ausreißer begünstige.

Ich fuhr die paar hundert Meter stromaufwärts und betrat mit meiner Bedeckung den Ort; ich fand auch richtig in der Beratungshalle dasselbe stupide Gesicht, das ich vor 3 Wochen im Fieber gesehen und das für meine Genesung durchaus keine Teilnahme zeigte. Ich ließ ihm meine Forderung bezüglich der 5 Bootsleute beibringen, versprach gute Bezahlung, Behandlung und gesicherte Rückkehr nach Malekote und spielte auf die nicht unwahrscheinliche Begünstigung meiner Ausreißer an. Da er meiner Forderung nicht ausweichen konnte, so war die Antwort: die Leute wären auf der Schamba, er müsse sie fragen, ich solle bis morgen warten, — die alte Bauernlist, die ich nur zu oft angewandt wußte, um Zeit zu gewinnen; ich drang darauf, sie sofort holen zu lassen. Unterdes hatte sich die Beratungshalle gefüllt, und ich bemerkte, daß Mui mehr kräftige Männer barg, wie ich geglaubt; ein heftiger Wortwechsel fand zwischen ihnen und dem Sultan statt und der Sultan versprach, die Leute zu geben. Ich fuhr zurück mit der Versicherung, wiederzukommen, und ließ sofort die Lasten in die Böte stauen. Noch beschäftigt mit dieser Arbeit wurde ich aufmerksam gemacht, daß Böte Mui verließen; es war klar, daß die Leute sich und ihre Habe bergen wollten; der Sultan wurde wortbrüchig. Ich beorderte sofort Somali und Bootsleute in 2 Böte, mit denen ich nachsetzte. Ein auf dem jenseitigen steilen Ufer gelegenes Gehölz etwas oberhalb des Stromes war das Ziel. Ich ließ durch meinen Wapokomo zurufen, unverzüglich zu stoppen, es fruchtete nicht und ich feuerte nun auf das etwa 800 Meter entfernte Boot einen Warnungsschuß, der aber nur das Signal zum angestrengteren Rudern war. Mui, das ich passirte, war gänzlich verlassen. Die Böte landeten derweilen an der steilen Uferwand und die Wapokomo waren so gleichgültig gegen die ihnen drohende Gefahr, daß sie ihre Böte löschen wollten. Die Somali begannen nun zu feuern, ein Mann wurde getroffen und stürzte ins Wasser; die Anderen flohen. Eine Verfolgung im Gehölz war ausgeschlossen, ich fuhr daher zurück. Mui war totenstill, Lebensmittel nicht zu finden, wahrscheinlich versteckt oder mitgenommen.

Ich mußte jetzt mit den Mitteln rechnen, die mir zu Gebote standen; 8 Böte wurden zu je 2 zusammengekoppelt, denn ich konnte nur 9 Wapokomo mustern, und mit je 2 Mann besetzt; die Somali mußten helfen. Ich schärfte den Somali die größte Genügsamkeit bezüglich des Proviants ein, denn sie hatten nur 1½ Sack (Misko) Reis. So fuhr ich am 30. Oktober ab, alle Umstände drängten, so schnell wie möglich mich mit Dr. Peters zu vereinigen.

Der Tana, wie ich ihn bisher kennen gelernt, hatte keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten gemacht, bei einem mittleren Strom von etwa 2 bis 3 Knoten war das Fortkommen nicht erschwert. Das Wetter war bis jetzt schön gewesen, das Kampiren im Freien stieß auf keine Hindernisse. Es wehte der Süd Monsun in mäßiger Stärke, der Himmel war klar oder nur wenig bewölkt, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft etwa 60 Proz., die Temperatur am Tage regelmäßig morgens 8 Uhr durchschnittlich 26° C., mittags das Maximum 32° C. und abends 6 Uhr 24° C. Die Nächte waren allerdings in ihrer Temperatur sehr verschieden, häufig fiel der Thermometer auf 18° C. und darunter, und sehr starker Tau wurde verspürt. Soweit ich es mit dem Zweck meiner Reise bei der Kürze der Zeit vereinigen konnte, hatte ich Beobachtungen angestellt, die die Zuverlässigkeit der von den Gebrüdern Denhardt gezeichneten Karte bis Massa vollauf ergaben. — Charakteristisch für den Tana sind seine unzähligen Windungen; er macht scharfe Bogen, die den Lauf des Stromes im rechten Winkel ändern; er läuft einige Hundert Meter, um dann wieder einer andern Richtung zu folgen, ja, er strömt zurück, entgegengesetzt der Tendenz südöstlichen Kurses. Der Tana durchläuft so sämtliche Kompaßstriche, und doch ist er nicht planlos. Der Tana hat sich mit Mühe sein Bett gegraben; es mag ihm nicht leicht gewesen sein, den zähen Humus, dem Wurzelwerk noch seine Widerstandskraft erhöht, zu überwinden. Baumriesen hat er hinwegschwemmen müssen und mit List erweitert er sein Gebiet, er untergräbt bei Hochwasser die Ufer und manchen kräftigen Stamm, der in den vordersten Reihen steht, bringt er zu Fall. Da, wo sich das Erdreich behauptet, lenkt er hinüber nach der andern Seite, bis der Widerstand abermals zu groß und er wiederum zurückgeworfen wird; so steuert er unter beständigen Windungen und Anstrengungen seinem Ziele, dem Ocean, zu. Auf der einen Seite findet man daher steile, bis zu 5 Meter hohe Ufer, auf der andern sanft abfallendes Land mit vorgelagerten Bänken. Das Flußbett ist mit Trümmern des Kampfes zwischen Fluß und Wald besät, halb verrottete Baumstämme und ältere, ganze Bäume aus jüngerer Zeit; hier hat sich Erdreich, Samen mit sich führend, angesetzt und ein grünendes Inselchen gebildet, dort sind andere Baumstämme angetrieben und zur Pyramide aufgetürmt.

Der Tana, den ich jetzt kennen lernte, war nicht mehr der ruhig hingleitende Fluß, er war ein reißendes Gewässer mit bösen Strudeln und Stromschnellen geworden. An den Quellen hatte bereits die sogenannte „kleine" Regenzeit begonnen und der Tana stand etwa 4 Meter über seinem gewöhnlichen Niveau, der Strom mochte etwa 3—4 Knoten durchschnittlich betragen. Das gelbe Wasser, wenn auch nicht eben ungesund (den Aussagen nach; was ich nach den Dysenteriefällen bezweifele), doch nicht angenehm zu trinken, war noch trüber geworden. Jetzt war es auch mit dem beständig guten Wetter zu Ende, der Wind wurde böig und unbeständig, der Streit zwischen dem Südwest- und Nordost-Monsun begann, schwere Wolken trieben am Himmel und sandten tropische Regengüsse; der Tag war heiß, die Nächte sehr kühl mit einem Übermaß von Tau.

Am ersten Tage meiner Fahrt sollte der Tod noch ein Opfer fordern, einer meiner kräftigsten Somali war verschieden; seiner Auflösung hatte ich schon entgegengesehen; wie ein Kind hatte ihn auf seinen Händen ein Kamerad noch in sein Boot getragen, nur Haut und Knochen; bei nur 9tägigem Krankenlager hatte die Dysenterie solche Verwüstung angerichtet. Die Somali begruben ihn am Strande nach ihrem Zeremoniell, doch als er schon zur Ruhe war, entstand ein Zweifel, ob ihm auch nach dem Ritus die Hände korrekt gefaltet seien und nach langer Kontroverse mußten die Hölzer nochmals aufgedeckt werden, um dies zu konstatiren. Ich machte darauf Mittag, und war

die Stimmung keine gedrückte; der Tod hat für den Somali keine Schrecken; „Allah hatte auch ihn gerufen". Ich setzte darauf die Fahrt fort. Ich war nun auf 8 Somali, die Hälfte vom Fieber heimgesucht, reduzirt; aber auch an mir nagte es von neuem herum. Am Nachmittage kündigte sich die Regenzeit unangenehm bei uns an.

Ich laufe jetzt in den Distrikt Korkorro ein und habe einen Urwald zu passiren, der bei gewöhnlichem Wasserstand des Tana etwa 8, jetzt aber mindestens 12 Tagereisen bis zum Ort gleichen Namens erfordert. Wenn auch im Distrikt Malekote der Wald schon vorwiegt, so ist er doch durch menschliche Ansiedelungen und bebautes Land unterbrochen; hier nur Urvegetation. Welche Szenerie, welche Üppigkeit und Mannigfaltigkeit, die Bäume und Gewächse Afrikas scheinen sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben. Hier ist es ein feiner schlanker Baum von 20—30 Meter Höhe, der mit seiner feinblättrigen Krone über das Gewirr hinausragt, dort ein Baumsenior, der mit seinen weitverzweigten Ästen und seiner dichten Belaubung einer Karawane Schutz gewähren kann, welche das Auge auf sich lenken; dazwischen Palmen, die Dumpalme, welche durch ihre Verästung mit den fächerförmigen Blättern sich von den übrigen unterscheidet, sie trägt jetzt noch ihre rotbraunen Früchte, die den Eingeborenen als Nahrung dienen müssen. Zwischen den Bäumen stehen Sträucher aller Art, Palmgewächse, die unangenehme Stechpalme; jeder Platz scheint okkupirt, oder es wird darum gekämpft, die Sträucher erdrücken sich und die Toten, blaß und farblos, düngen wieder den Boden, der den penetranten widerlichen Geruch der übergroßen Reife aushaucht. Aber kein Gewächs hat so festen Fuß gefaßt, wie die Epiphyten und Schlingpflanzen; an den höchsten Stämmen klettern sie empor, die stärksten werden von ihnen umfaßt, an ihren Ästen laufen sie entlang, sich wieder verzweigend und untereinander verwirrend und dichte Wände bildend, wie um jedem den Eintritt zu verwehren, damit sie allein von dem Marke ihrer Opfer zehren können.

Manchen im blühenden Alter stehenden hatten sie schon zu Fall gebracht und den kränkelnden Waldbewohnern sah man es an, daß sie unrettbar und daß sie bald wieder zu Erde werden mußten.

Bei dem hohen Wasserstande schleppten die Schlingpflanzen mit dem Strome im Wasser und versperrten selbst den Einblick ins Innere; ich beobachtete eine etwa 30 Meter lange Wand, lediglich durch die Schlingpflanzen gebildet, ein eigentümlicher Anblick. Da, wo der Strom an das Ufer herantrat, hatte er es unterwühlt und nur zu häufig war ein mächtiger Baum, mit seinen Wurzeln sich noch in seinem Elemente haltend, mit seiner Krone ins Wasser gestürzt, dasselbe stauend und unüberwindliche Strudel für die Böte verursachend.

Der nächste Tag hätte selbst einer großen Regenzeit alle Ehre gemacht und die Böte mußten beständig unter dem überhängenden Laub der Bäume Schutz suchen und ausschöpfen. Nur langsam ging es gegen den Strom vorwärts; da, wo ein ins Wasser gestürzter Baum Strudel bildet, sind Pondo und Pai machtlos. Können die Böte nicht unter dem Stamm durchpassiren, so muß die andere Seite aufgesucht werden, was bei den vielen Hindernissen im Strombett häufig nicht ohne Gefahr für Böte und Lasten ist. Das System mit Pondo und Pai ist eigentlich hierdurch erledigt und der Fluß für die Miaus, wenigstens stromauf, nicht schiffbar; dann und wann bleibt nichts übrig für die Leute, als sich mit den Händen an den Schlingpflanzen gegen den Strom zu ziehen. Ich fahre etwa 12 Stunden den Tag; der Mond begünstigt mich, so daß ich auch die kühlen Abendstunden benutzen und die Hitze meiden kann. Je weiter den Strom hinauf, um so häufiger werden die Hindernisse, die uns den Weg verbarrikadiren wollen. — Ich hatte schon den Tag für unser Nachtquartier bei dem anhaltenden Regen gefürchtet, als ich gegen Abend ein verlassenes Wapokomodorf, halb niedergebrannt, antraf, wo noch einige Hütten mit reichlichen Wanzen, dem einzigen Haustier der Wapokomo, uns Schutz boten. Zwei meiner gesunden Somali hatten hier das Unglück, in eine Wildfalle zu geraten, einer rechteckigen mannstiefen Grube, welche dem Auge durch Laubdeckung entzogen und deren Sohle mit spitzen Pfählchen gespickt ist; beide liefen sich, hereinstürzend, einen solchen Pfahl durch den Fuß, so daß er auf der Oberfläche wieder hervortrat; zwei Kranke mehr.

Die nächsten Tage quäle ich die Böte bei beständigen Regenböen hinauf; mein Mittags-Bivouak mußte ich an einem Platz, wo Dumpalmen stehen, wählen; die Wapokomo sammeln alsdann für den Tag die abgefallenen Früchte und ich schieße gleichzeitig Affen zur Nahrung der Wapokomo. Es ist eine kleine Spezies von Affen — die großen Affen verschmähen die Wapokomo — die ein Leckerbissen zu sein scheint; in Scharen treffen wir diese Affen an und ihr Lieblingsaufenthalt ist die Dumpalme, ich holte so in kurzer Zeit 9 von den Palmen herunter. Die Wapokomo sengen im Feuer das Fell ab, zerlegen das Tier und rösten die Fleischstücken in der glühenden Asche, worauf sie dieselben mit Heißhunger verschlingen. Die Somali haben mit Abscheu einen von ihren Kochtöpfen den Wapokomo verweigert; ein appetitlicher Anblick ist für mich diese Nahrung auch nicht; ich bin aber zufrieden, daß sich die Wapokomo ohne Schwierigkeiten nähren lassen, was mit den Somali nicht der Fall. Eine andere Delikatesse für die Wapokomo sind die großen Reiher, die ich aber nicht mehr antreffe; die Wasservögel sind verschwunden, da ihre Lieblingsplätze, die Bänke und Inselchen, unter Wasser sind. Die Vogelwelt ist auch sonst nur schwach vertreten; Tauben sind in 3 Arten vertreten, eine schwarze, grüne und braune Taube; sie sind aber durch die Nachstellungen der über dem Walde kreisenden großen Raubvögel so scheu, daß sie schwer zu schießen sind. Im Flusse traf ich weder Flußpferde noch Krokodile, erstere — noch ein größerer Leckerbissen der Wapokomo, als Reiher und Affe — sind nach den eifrigen Verfolgungen nach dem unteren Tana- und Osi-Fluß entwichen. An wohlschmeckenden Fischen soll der Tana etwa 7 Arten bergen, doch habe ich selten Körbe zum Fange aufgestellt gefunden.

Am 7. Tage der Reise erschienen die Somali mit der Nachricht, daß sie nichts mehr zu essen haben; ich verweise sie auf die Frucht der Dumpalme, es giebt heftige Remonstrationen, bleibt aber dabei und sie gewöhnen sich daran. Die Makomo — wie sie die Wapokomo nennen — ist auch nicht unschmackhaft; das zwischen der glasurartigen äußeren feinen Schale und dem den größten Teil der Frucht einnehmenden steinharten Kern sitzende, etwas faserige Fleisch hat einen dem Honig ähnlichen Geschmack, wonach die Frucht auch riecht. Die süßesten Früchte sind, wie bei uns die Apfel oder Birnen mit Bienenstich, die von den Affen angenagten.

Mein Bivouak war jetzt der Wald, aber den Schutz gegen Regenschauer abgerechnet, hatte er für dasselbe nur Kehrseiten; der Boden feucht und ungesund, ein Tau, der alles durchnäßte, und Insekten und Gewürm eine den Schlaf raubende Plage; wir hatten uns schon an Muskitos, Tausendfüße und schwarze Ameisen u. s. w. gewöhnt, aber die große weiße Ameise, welche die Schlinggewächse meistens bevölkerte, veranlaßte uns, zu weichen; diese biß sich mit ihren Zangen in die Haut, und wenn man sie abnahm, gab sie eine Säure ab, die schmerzhafte Pusteln hervorrief. — Die nächsten Tage hatte die Stärke des Stromes noch zugenommen, ein Boot wurde zurückgetrieben gegen einen Baumstamm, schlug quer und verlor 6 seiner Lasten. — Am 7. November teilte mir ein seiner Zeit mit von Dr. Peters gesandter Somali mit, daß er nun den Weg nach Korkorro kenne, welches er in einer guten Tagereise auf dem Landwege erreichen könne; ich schicke ihn mit einem zweiten Somali ab, schärfe ihnen ein, sofort mit Proviant per Boot herunterzukommen, darauf hinweisend, was sie durchgemacht, und daß ihre Kameraden noch hungern müßten; einen pressanten Brief an Dr. Peters gebe ich mit auf den Weg, denselben sollen sie nach Odaboraruva befördern lassen. — Den Somali verabreichte ich nun Cacao, den sie statt der Mahlzeiten trinken. Am 10. und 11. November verblieb ich im Bivouak, nachdem ich noch die vorhergehenden Tage meine Reise fortgesetzt hatte, ich muß auf zurückgebliebene Böte warten. Ich gehe in die Barra trotz meiner Schwäche und schieße eine große Antilope, sie wird zerlegt und das Fleisch nach dem vier Stunden weiten Lagerplatz geholt, wo großer Schmaus und Freude. — Ich verlege am 12. November meinen Lagerplatz an eine freiere Stelle wie bisher, damit die erwarteten Böte und meine abgesandten Somali mich nicht verfehlen. Mein auf die Suche nach den Vermißten abgeschicktes Boot kommt zurück, ohne etwas gesehen zu haben. — Bei anbrechendem Morgen höre ich vom gegenüberliegenden Ufer einen Schuß; es ist der Somali meiner vermißten Boote, die den größeren Teil der so nötigen Tauschartikel hatten; er ist fußkrank 2 Tage ohne Nahrung gelaufen und es stellt sich heraus, daß die beiden Wapokomo in der Nacht vom Wachtfeuer geschlichen, in die Böte gesprungen und mit dem Strom hinuntergetrieben sind. Ich bin sofort mit mir einig, selbst den Deserteuren und Dieben mit dem größeren Teil der Somali nachzujagen, ich lasse die übrigen Böte an dem vortrefflichen Platze zurück, den Somali gab ich Proviant; meine Abgesandten, über deren Ausbleiben ich mich schon gewundert, sind jeden Augenblick zu erwarten; Dr. Peters kann dann die Lasten heranziehen, wofür ich Anweisungen hinterlasse. Kaum auf der Fahrt, packt mich das Fieber, das mich weiter nichts wissen läßt; ich habe Order gegeben, Tag und Nacht zu fahren, und finde auch in Wakolessa bei Mitole wieder einen meiner Somali und meinen Boy beschäftigt, mich nach ihrer Weise zu frottiren, um wieder Leben hervorzurufen; ich erfahre, daß wir vier Tage und vier Nächte im Boot gewesen; es war der 17. November.

Wakolessa, unweit Mitole, ist die Schamba des Sultans mit einer Anzahl Hütten für seine Sklaven. Ich ließ dem Sultan den Zweck meines Kommens mitteilen und ihn ersuchen, mir bei der Ergreifung eines seiner Subjekte, dessen Name mir bekannt war, behülflich zu sein, und setzte ihm, da der Geiz ihm auf dem Gesichte geschrieben, eine angemessene und begehrenswerte Belohnung aus, wenn er die gestohlenen Lasten herbeischaffe. Mein Aufenthalt schien ihm allerdings weniger angenehm. — Ich hatte das andere Boot nach Ngao hinunter geschickt, um sowohl Nachrichten von Herrn Borchert, den ich auf dem Tana anzutreffen gehofft hatte, zu haben, wie ihm auch solche zu geben. — Am Abend erschien der Sultan mit einigen Mitole-Leuten und der Schar seiner bewaffneten Sklaven; er erklärte mir, daß ich am Orte nicht bleiben könne, und führte eine andere Sprache wie zuvor; ich war auch hier „geboycottet"; ich zwang ihn, mir die Gründe anzuführen, worauf er Feindseligkeiten gegen die Wapokomo vorschob; ich gab ihm zurück, daß die Hinterlist mancher Sultane, die ihrem gegebenen Wort nicht nachkommen wollten, Schuld an allem wäre, und versicherte ihn, daß ich bleiben würde; er ging. Ich war mit drei Somali und meinem Boy in einer kritischen Lage und bereitete mich zur Abwehr eines nächtlichen Überfalls vor; er erfolgte aber später nicht. Da ich selbst kaum stehen konnte, so baten mich meine Somali, im Boot zu übernachten, um nicht etwa in die Hände der Wapokomo zu fallen; unmittelbar vor dem Boot am Strande lagen die Somali am Wachtfeuer. Am anderen Morgen schickte ich meinen Jungen, der sich stets geschickt benommen hatte, zum Sultan um Nahrung für den Tag, er gab uns einige Rationen Mais; wenngleich sich mein kranker Körper dagegen sträubte, so schwieg ich doch, denn ich konnte meinen Aufenthalt noch auf längere Zeit rechnen und hatte nur einige Büchsen „eisernen" Proviant. Die fünf Tage an diesem Orte rechneten mit zu den bösesten der Reise; jämmerliche Ernährung, stete Wachsamkeit gegen die Hinterlist der Wapokomo und Fieberanfälle brachten meinen Körper schnell herunter. Ich traute meinen Augen kaum, als am 22. morgens Herr Borchert zur Erlösung mit meinen Somali auf dem Landwege erschien. Mir war mein entkräfteter, abgemagerter Zustand noch nicht so zur Erkenntnis gekommen, meine fahle Gesichtsfarbe, die die schwer erkrankte Leber verriet kannte ich nicht; ich gedachte, den Tana wieder hinaufzugehen, denn nur von Chinin und einer besseren Ernährung hielt ich eine schnelle Besserung abhängig; es war aber zu spät. Herr Borchert, der mich vor Monaten gesehen, war erschrocken über mein jetziges Aussehen. Wir brachen sofort nach Kolessa, seinem Lagerplatze, einige Stunden unterhalb des Stromes, auf, wo ich gekleidet und genährt wurde. Der Sultan ließ es sich nicht nehmen, uns persönlich zu fahren, er hatte Furcht; ich ignorirte ihn. Herr Borchert teilte mir die Depesche des Komitees zur Rückkehr mit sowie die Gerüchte über die Karawane des Dr. Peters; doppelt ärgerlich war es für mich, durch die Schuftigkeit der Wapokomo persönlich zur Umkehr gezwungen gewesen zu sein, während ich, 1 bis 2 Tagereisen von Korkorro, Nachrichten von Dr. Peters in kurzer Zeit hätte haben

können. — Am Abend traf Herr Schlunke mit seinem Boote aus Ngao ein. Die Herren drangen nun entschieden in mich, nach Lamu zu gehen und in ärztliche Behandlung mich zu geben, welchen Vorstellungen ich schließlich Gehör geben mußte. Ich ersuchte die Herren, meinen Böten sofort Sukkurs zukommen zu lassen, und gab Fingerzeige bezüglich der zu meidenden Ortschaften und der Verproviantirung, die ich auch noch für Herrn Borchert in Ngao bewerkstelligen konnte. Sämtliche Somali beorderte ich zu Herrn Borchert, der auch noch einige Soldaten vom Sultan von Witu erwartete; Träger hatte er nur für seine persönlichen Effekten. Herr Schlunke sollte mit den notwendigsten Lasten auf dem Wasserwege gehen.

Ich erfuhr jetzt, daß das Vorwärtsgehen des Herrn Borchert durch das Warten auf Lasten von Lamu, die Herr Schlunke in einer Dau den Tana hinauf bis Ngao schiffen sollte, verzögert worden war. Herr Schlunke hatte die Barre vor dem Tana bei schlechtem Wetter unpassirbar gefunden, er hatte darauf seinen Kurs nach Kipini am Osifluß genommen, wo er das Mißgeschick hatte, daß die Dau bei der Einfahrt auf einer Bank strandete, kenterte und die Lasten herausgespült wurden im schlechten Wetter und verloren gingen. Inzwischen war die Situation durch die Depeschen des Komitees geändert, deren Ordres an Dr. Peters zu überbringen sich Herr Borchert angeschickt hatte, als er mich in Mitole traf. Am Morgen verließ ich, nur von meinem Jungen begleitet, Herrn Borchert und beeilte meine Reise nach Lamu, wo ich am 27. November eintraf. — Herr Borchert gedachte etwa am 26. November von Kolessa aufzubrechen. Möge es ihm gelingen, alle Hindernisse zu überwinden, und möge er die Gerüchte, die sich in Lamu und Sansibar befestigt hatten, recht bald widerlegen.

Zur Vervollständigung des Materials lassen wir noch einen Brief des Dr. Peters an seinen Bruder und einen Brief des Herrn Leutnant v. Tiedemann an seinen Vater folgen.

Der Brief des Dr. Peters ist am 8. Oktober in Oda Borurova auf der neu angelegten Station „Von der Heydt-Haus" ungefähr 7 Meilen östlich vom Kenia unter dem 37. Längengrade, südlich vom Äquator geschrieben:

„Ich hatte hier nach einem anstrengenden Steppenmarsche zunächst einen Freundschaftsvertrag mit dem letzten Gallasultanat am oberen Tana gemacht (dem alten fabelhaften Kokarra). Leider haben Differenzen zu einem Kampfe geführt, der am 6. Oktober in der Nacht stattfand und in welchem der Gallasultan tödlich verwundet ward. Ich habe mich nunmehr hier zum Herrn des Landes gemacht. Die Gallas sind sämtlich vertrieben, alle Dörfer, die ganze Ernte des Jahres, elf Böte u. s. w. in meinen Besitz übergegangen. Wenn ich von meiner Expedition zurückkehre, werde ich mir hier ein Ruheplätzchen einrichten. Gegen unser Unternehmen türmen sich immer neue Schwierigkeiten auf. Gestern erfuhr ich, daß von Osten die Somalis stromaufwärts kommen, gegen die ich Schanzen aufwerfen lasse. Ich gehe Ende dieser Woche an den Kenia ab, nach Kitui, wo ich für das „Herz" von Mittelafrika eine Expedition mit Eseln organisire. Ich schickte meine Post vorigen Sonnabend vor acht Tagen den Tana hinab. Der Bote kam gestern zurück, weil er auf Somalischwärme gestoßen war. Hoffentlich kommt dieser Brief, der diese Nacht abgeht, durch. Vom Kenia kann ich Dir über Mombas, vom Baringosee über Sansibar Nachricht geben. Dann werde ich wohl auf ein halbes Jahr verschellen. Aber ängstigt Euch nicht. Meine Gesundheit ist nach der ersten Schwankung in Engatana ganz vorzüglich. Bleibt dies, so hoffe ich aller Schwierigkeiten Herr zu bleiben. Alle Welt stemmt sich dieser Emin Pascha-Expedition entgegen, und doch weht mir gerade gegenüber auf der ersten deutschen Emin Pascha-Station stolz die deutsche Flagge.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, so eine Sache durchzuführen gegen Sturm und Wellen! Zuerst schlug alles gegen mich, jetzt habe ich wenigstens durch das Gefecht vom Sonntag Nahrung für Monate. Ich danke der Vorsehung, die, wie ich glaube, ihre eigenen Zwecke bei dieser wunderlichen Expedition verfolgt. Mag ich nun untergehen oder nicht, ich glaube doch die Ehre gerettet zu haben, jedenfalls für das Urteil billig denkender Männer. Das Geschrei der hämischen Preßmeute ist gleichgiltig, Du kennst ja meine „Hochachtung" für diefelbe.

Tiedemann ist nicht ganz wohl und ich habe seit etwa 8—10 Tagen den ganzen Expeditionsbetrieb allein.

Bei der Schwierigkeit und der kriegerischen Verwickeltheit der Lage gibt dies Arbeit jeden Augenblick und ich komme kaum zu vielem Schlaf, da der Nachtdienst jetzt genau kontrolirt werden muß. Ich mache jede Nacht fast mehrere Male die Runde. Ich gehe infolge dessen um 8 bis 9 Uhr zu Bett und stehe um halb 6 Uhr auch hier auf. Ich habe hier in den zehn Tagen eine Station angelegt, ein „stattliches" Haus mit vier Zimmern gebaut, eine Plantage abgesteckt, den Tanafluß bis an den Fuß des Keniaplateaus untersucht und Nahrung für hundert Mann auf Monate beschafft.

Nun, mein lieber H., sinkt die Sonne hinter den Kenia und das Abendessen wartet meiner. Hiernach rauche ich noch eine Pfeife, stelle die Wachen für die Nacht auf, schicke das Boot mit diesem Briefe ab und gehe dann zu Bett. Ich esse immer mit staunenerregendem Appetit. Oft, wenn ich sie habe, an einem Tag drei Hühner. Dazu Bohnen und gestampften Mais direkt in die Suppe. Zum Nachtisch in Butter und Zucker gebratene Bananen. Morgen um vier Uhr morgens will ich eine Expedition in das Wagallagebiet, fünf Stunden von hier, machen, um womöglich Hammel käuflich zu erwerben. Ich nehme 40 Mann mit, da es zu Konflikten kommen könnte. Wenn mir dann auch Hunderte gegenübertreten, so ist das nicht gefährlich, da diese nur mit Pfeil und Bogen, wir aber mit Feuerwaffen ausgerüstet sind.

Leb wohl! Grüße die Geschwister und alle lieben Freunde in Nürnberg bestens! Gehe ich auf dieser Expedition unter, so seid überzeugt, daß Ihr nicht zu trauern braucht. Ich habe dann ein schönes Ende und scheide ausgesöhnt mit der Welt und gern.

Indes — vorwärts und auf Wiedersehen!"

Am 28. ist in Bromberg ein Brief des Leutnants von Tiedemann eingegangen, datirt „Oddobarrarova (zwei Tagereisen von Hameje), den 28. September", am 5. Dezember von Lamu abgegangen.

„Mein letzter Brief war aus Engatana und jetzt sehe ich am nordwestlichen Horizont die blauen Konturen des Kenia. Es war eine interessante Zeit, aber voll unglaublicher Mühsale; ich habe die Qualen des Durstes kennen gelernt, daß ich nicht mehr weit vom Wahnsinn war, umgeben von Trägern, die, durch denselben Mangel wütend gemacht, murrten und drohten, bis mein Revolver knallte und sie im Zaume hielt. Wir hatten uns auf die Ravensteinsche Karte verlassen, welche Oddobarrarova ganz naheliegend bei Massa verzeichnet, während in der That Massa kaum auf der Hälfte des Weges zwischen Ngao bis O. liegt. Wir hatten uns nicht auf einen Marsch durch die Steppe vorbereitet, wenigstens nicht auf einen Marsch, der sieben Tage lang durch eine wüstenähnliche Einöde führte, ohne daß man einen Menschen zu Gesicht bekam (wörtlich). Hätten wir nicht zwei Ochsen bei uns gehabt und an einem Tage eins unserer Kameele geschlachtet, so wäre die Expedition zu Grunde gegangen, wie es vor uns mit zwei englischen dort geschehen ist. Jetzt sind wir durch und fühlen uns am hiesigen Platz ganz wohl; in einigen Tagen brechen wir nach dem Kenia auf, Rust kommt mit den Tauschartikeln nach, wenigstens hoffen wir so; gesehen habe ich ihn seit Witu nicht mehr, sein letzter Brief (ungefähr 3 Wochen alt) ist aus Ngao. Wo Borchert sich aufhält, wissen wir nicht. Peters und ich haben uns allein durchgeschlagen, und wie! Szenen sind vorgekommen, die unglaublich komisch, andere, die ebenso ernst waren; es würde heute zu weit führen, sie zu schildern, aber mein Tagebuch, mein treuer Gefährte, bewahrt alles, was meine Lieben zu Hause interessirt, gewissenhaft auf. Wenn ich später wieder bei Euch bin, lese ich Euch abends meine Abenteuer vor: wie ich in einer dunklen Nacht fast von einer Büffelheerde überrannt worden wäre und einen davon schoß, wie ich in einer andern dunklen Nacht mit unsern sämtlichen Böten einen Raubzug auf Getreide unternahm und genug erbeutete, um die ganze Karawane auf 6 Tage zu ernähren, wie ich einmal, um einen Weg für die Kameele zu bahnen, Wald und Steppe in Brand steckte und die ganze Gegend in ein krachendes, knisterndes, bis zum Himmel lohendes Feuermeer verwandelte. . . .

Wir haben jetzt die Wapokomo hinter uns und sind bei den Wagalla, zum Teil bildschönen Jungen, von tiefdunkler Farbe mit hoher Stirn und Adlernase, die am linken Arm den Schild aus Rhinozeroshaut, in der rechten Hand den Speer, um Schultern und Hüfte ein großes Stück Amerikano drapirt, mit der Miene von Königen einherstolziren. Sie lieben es, sich zu schmücken, am rechten Arm tragen sie einen breiten Ring von Elfenbein, um den Hals Ketten aus Uschanga (Glasperlen) und Kupferschmuck, auch Fingerringe sind beliebt. Unserm jetzigen Lagerplatz gegenüber am anderen Ufer liegt das größte Dorf der Gallalandschaft Oddobarrarova, zugleich die Residenz König Ugos. Dieser brave Mann, der über weite Landstrecken und viele Menschen gebietet, hunderte von Sklaven und eine Menge anderer schöner Dinge besitzt, war zuerst wenig entgegenkommend, wollte keinen Getreidehandel mit uns machen, verbot uns, das andere Ufer zu betreten, kurzum war äußerst unliebenswürdig. Die Antwort darauf war ein Raubzug (schon oben erwähnt), den ich nächtlicherweile unternahm und der von weitgehendstem Erfolg begünstigt war. Das hat ihm riesig imponirt. Am nächsten Morgen erschien eine Gesandtschaft, die des gestohlenen Getreides gar nicht erwähnte und schüchtern fragte, ob Peters Krieg wolle; sie bäten um Frieden, wollten alles verkaufen u. s. w. Jetzt weht drüben an langem Mast die deutsche Flagge und unsere Leute sind eben dabei, ein Haus zu bauen, um für den nachkommenden Rust und seine Waren ein Unterkommen zu schaffen. . . .

Von der Hitze, die hier herrscht, könnt Ihr Euch schwer einen Begriff machen; wir sind nämlich ungefähr unter dem Äquator. Vorgestern und den Tag davor war es am schlimmsten, mein Thermometer geht nur bis 45 Grad Celsius und das Quecksilber war bis oben ans Ende der Röhre empor gestiegen, also ca. 50 Grad Celsius gleich 40 Grad Reaumur im Schatten. Das genirt mich aber nur wenig, ich transpirire kaum dabei, meine Gesundheit ist unverrufen überhaupt prima.

Wenn Du diesen Brief erhältst (sehr unwahrscheinlich), dann sind wir hoffentlich schon über den Baringosee hinaus, bis jetzt haben wir etwa ein Drittel der Reise gemacht. Bisweilen ist mir, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke gekommen: „Wär ich geblieben doch auf meiner Haiden." Aber andererseits könnte mir einer Tausende bieten und ich würde ihm nicht meinen Posten abtreten. Führen wir die Expedition durch, erreichen wir Emin Pascha (und ich hoffe das in voller Zuversicht), so werden wir dem deutschen Namen Ehre gemacht und für lange Zeiten in Ostafrika ein stolzes Prestige geschaffen haben." . . .

Auf der Rückseite des Kuverts befindet sich von der Hand Oskar Borcherts folgende Notiz:

„Auf dem Wege zu Dr. Peters und Ihrem Herrn Sohn empfange ich diesen Brief. Durch einen sichern Boten befördere ich denselben an die Küste und kommt er hoffentlich in Ihren Besitz. Ihrem Herrn Sohn, welchen bald wieder zu sehen ich mich sehr freue, geht es, wie ich von dem Boten höre, vortrefflich, ebenso wie Herrn Dr. Peters. Glauben Sie, bitte, nicht den Schauergerüchten!"

Einige Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.

Von Dr. Richard Hindorf.

Neu-Guinea! Schönes, mir so lieb gewordenes Neu-Guinea! Wie oft und wie gern denke ich an dich zurück! Wie ergreift es mich manchmal mit stiller Sehnsucht nach deinen üppigen Wäldern, nach deinen grünen Inseln, nach deinen lieblichen Thälern und den sie umschließenden formenreichen Bergzügen, die in blauer, nebelhafter Ferne zu gigantischen Massen sich auftürmen!

Wie freundlich sind die Erinnerungen an so manche kleine Vorkommnisse, stets wechselnd, neu, ungewohnt, die das Leben in einer jungen Kolonie in so reicher Fülle bietet, und die ihm einen so eigentümlichen Reiz verleihen!

Zwar sind auch Krankheit, Enttäuschung, Trauer nicht fern geblieben; aber zum Glück vergessen wir ja schnell das Böse und erfreuen uns um so länger an der Erinnerung des Guten. Auch ist der Preis, um den wir kämpfen, zu groß, als daß wir ihn ohne Anstrengung, Gefahren und Verluste gewinnen könnten. Denn selbst wenn ich dich, Neu-Guinea, vergleiche mit dem schönsten, was ich in den Tropen gesehen habe, mit Java, Sumatra, oder mit dem Gottesgarten Ceylon, so stehst du an Herrlichkeit und Pracht deiner Natur ebenso leuchtend da, wie diese. Aber einen Vorzug hast du für mich vor allen jenen voraus: Deutsch bist du, du gehörst zu uns, und was wir für dich thun, das thun wir damit auch zu Nutz und Frommen des teuren Vaterlandes.

Aber vergebens suchte man bisher in Neu-Guinea nach den gesegneten Spuren der fleißigen Menschenhand. In jenen anderen Kolonien zeigen uns reiche Fluren, welchen Segen sie dem arbeitsamen Landmann zu geben vermögen; dort überall hat durch dichte Schattenbäume, durch Palmen und Farne, durch Blumen- und Blätterschmuck die Kunst des Menschen im Bunde mit der freigebigen Natur so liebliche, so bezaubernd schöne Anlagen geschaffen, daß man hier erst sieht, welche Schönheiten die tropische Pflanzenwelt hervorzubringen vermag. Doch dürfen wir hoffen, daß auch in Neu-Guinea bald der Erfolg der menschlichen Thätigkeit sich allgemein bemerkbar machen wird. Deutscher Fleiß, deutsche Thatkraft und deutsche Zähigkeit werden hier zeigen, was sie zu leisten vermögen. Haben doch auch in anderen tropischen Kolonien (außertropische dürfen wir hier nicht in Betracht ziehen) wir Deutschen als Bahnbrecher und Förderer der Kultur großes geleistet! Um so mehr wird uns unser Werk im eigenen Lande gelingen. Für mich ist es kein Zweifel, daß Neu-Guinea ein herrliches, mit reichen Schätzen ausgestattetes Land ist, ein Land, berufen, dereinst eine ebenso reiche Kolonie zu werden, wie Java, diese Perle der holländischen Krone.

Aber es wird uns noch viel Mühe und Arbeit und manche Opfer kosten, ehe wir so weit sind; leicht ist unsere Aufgabe nicht. — Eine anderthalbjährige Thätigkeit in Neu-Guinea ließ mich erkennen, daß unter den derzeitigen Verhältnissen eine ersprießliche, den Erfolg verbürgende Entwickelung der Kolonie im großen Maßstabe nicht möglich war. Nachforschungen nach den Ursachen hierfür, sowie das Studium der Entwickelungsbedingungen in den verschiedenen australischen Kolonien, besonders aber in Englisch-Indien, Java und Sumatra haben mir mancherlei Fingerzeige gegeben, wie die Verhältnisse in Neu-Guinea günstiger gestaltet werden können. Es sei mir vergönnt, im folgenden einige Ergebnisse meiner Beobachtungen mitzuteilen, sowie daran anknüpfend Vorschläge zu machen, wie nach meinem Dafürhalten die praktische Kolonisation in Neu-Guinea eingeleitet werden muß.

Das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie[1]) ist ein von der Natur aufs beste ausgestattetes Land. Fruchtbarer Boden, reichliche und ziemlich gleichmäßig verteilte Niederschläge, zahlreiche Wasserläufe, ein verhältnismäßig gesundes Klima, viele und gute Häfen und manche weitere Vorzüge versprechen dem Lande eine gute Zukunft. Jeder, der es kennen gelernt hat, wird zugeben, daß die äußeren, von der Natur geschaffenen Bedingungen die denkbar günstigsten sind. Eine Besiedelungskolonie für Europäer ist es allerdings nicht und kann es nicht sein bei seiner Lage so dicht am Äquator; ein großer Strom deutscher Auswanderer wird nie dorthin gelenkt werden können. Aber dennoch werden tausende und abertausende von Deutschen dort ersprießliche Thätigkeit und lohnenden Verdienst finden, sei es als Beamte, Kaufleute oder in einem anderen Berufszweige, und viele werden selbst ein dauerndes, gemütliches Heim sich zu schaffen vermögen. Aber die schwere körperliche Arbeit wird immer von Angehörigen anderer Rassen ausgeführt werden müssen, die sich besser für das Tropenklima eignen, als wir Weißen.

Und hier kommen wir zu einem Punkt, wo Neu-Guinea allerdings einen großen Mangel hat, das ist das Fehlen einer ausreichenden eingebornen Bevölkerung, welche im stande wäre, die viele menschliche, körperliche Arbeit zu leisten, welche zu der Kolonisation des Landes dauernd notwendig ist. Die erfolgreiche Lösung der Arbeiterfrage ist die erste Bedingung für die Möglichkeit einer lohnenden Kolonisation von Neu-Guinea. Auch für die übrigen deutschen Kolonien ist die Arbeiterfrage nicht leicht zu lösen; Ostafrika sowohl wie die Kolonien in Westafrika haben mit Neu-Guinea den Mangel zureichender, stets erhältlicher Arbeitskräfte gemein. Aber mir scheint es, als wenn die Arbeiterverhältnisse in Neu-Guinea doch bei weitem ungünstiger lägen, als in den übrigen deutschen Kolonien. Ohne mich jedoch auf eine Vergleichung einzulassen, will ich nur die Arbeiterverhaltnisse in Neu-Guinea besprechen.

Man wird bei der Kolonisation eines neuen, tropischen Landes naturgemäß zunächst den Blick auf die eingeborne Bevölkerung werfen und aus ihr die nötigen Arbeiter zu gewinnen suchen. Die Zahl der erforderlichen Arbeiter ist eine außerordentlich hohe, wenn wirklich im großen Maßstabe kolonisirt werden soll. Die Anlage von Wegen und andern Verkehrseinrichtungen, sowie überhaupt die öffentlichen Arbeiten werden allein schon viele Arbeitskrafte in Anspruch nehmen. Besonders aber ist zu bedenken, daß der tropische Landbau viel, sehr viel menschliche Arbeitskraft erfordert, viel mehr als der Ackerbau bei uns im Durchschnitt (ich erinnere nur an das Pflücken des Kaffees und der Theeblätter, und an das Einsammeln der Baumwolle), so daß einige größere Plantagen schon tausende von Menschenhänden nötig haben würden.

Nun ist es aber bisher in Neu-Guinea noch kaum gelungen, Arbeiter in größerer Zahl aus der einheimischen Bevölkerung für den Dienst der Neu-Guinea-Kompanie anzuwerben. Denn was wollen die wenigen hundert farbigen Arbeiter der Neu-Guinea-Kompanie sagen im Vergleich mit dem ungeheuren Kolonisationswerk, das sich dieselbe zur Aufgabe gestellt hat!? Und welche Schwierigkeiten hat es bisher immer gekostet, wenn es galt, wieder eine neue Anzahl von Arbeitern anzuwerben! Unter den jetzigen Umständen wird es noch lange dauern, ehe einträgliche Plantagen in Neu-Guinea angelegt werden können, denn das erste Erfordernis, die Arbeiter, fehlen. Dabei ist der bis jetzt bekannte Teil des Schutzgebietes im Durchschnitt so schwach bevölkert, daß in absehbarer Zeit nicht daran zu denken ist, aus den Eingebornen die nötige Arbeiterzahl für größeren Plantagenbetrieb zu nehmen, selbst wenn dieselben leichter als bisher sich zu einem längern Dienst verpflichten würden. Bis vor kurzem waren nur Leute aus einigen (dichtbevölkerten) Teilen des Bismarck-Archipels, den Salomonsinseln, in den Dienst der Neu-Guinea-Kompanie getreten, während in Kaiser Wilhelmsland nur gelegentlich die Eingebornen sich zur Arbeit auf den Stationen einfanden, ohne jedoch in ein festes Dienstverhältnis treten zu wollen, und ohne daß man sie auf andere Stationen hätte bringen können. (Denn nur dann werden sie regelmäßige Arbeiter.) Ein erfreulicher Fortschritt ist in dieser Beziehung vor etwa Jahresfrist gemacht worden, indem es gelungen ist, auch Eingeborne aus der Umgegend von Finschhafen zum Dienst auf den andern Stationen für bestimmte Zeit zu dingen. Aber bei der geringen Arbeitsliebe unsrer neuen Unterthanen in Neu-Guinea, und bei ihren wenigen Bedürfnissen ist immer nur ein kleiner Teil bereit, für längere Zeit Dienste zu nehmen. Und selbst wenn sich das sehr änderte, so würde die schwache Bevölkerung dennoch nur verhältnismäßig wenig Arbeiter zu stellen im stande sein, so wenig, daß man sie kaum in Rechnung ziehen kann für unser großes Kolonisationswerk in Neu-Guinea.

Wenn die zur Verfügung stehenden Arbeiter in Neu-Guinea wirklich an Zahl so schwach sind, giebt es dann nicht Mittel und Wege, mit den vorhandenen Arbeitskräften die Kolonie zur Entwickelung zu bringen und für das Mutterland nutzbar zu machen? Man blicke nach unseren afrikanischen Niederlassungen. Auch ohne daß dort bisher erhebliche Zahlen von Arbeitern in unserem unmittelbaren Dienst gestanden haben, war es und ist es möglich, einen lebhaften Verkehr zwischen Deutschland und jenen Gebieten zu unterhalten. Die Erzeugnisse des heimischen Gewerbfleißes finden in nicht unbedeutenden Mengen Absatz gegen Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Goldstaub, Kautschuk, Harze, Elfenbein und manches andere. Wenn auch diese Gebiete zu wirklicher Blüte erst nach langen Jahren regen Fleißes gelangen werden, so haben sie doch auch jetzt schon befruchtend auf unseren Handel und unsere Gewerbthätigkeit eingewirkt und sind so unserem Vaterlande von Vorteil gewesen. Läßt sich in ähnlicher Weise nicht auch in Neu-Guinea vorgehen? könnte man nicht auch dort Handelsbeziehungen anknüpfen und pflegen, und vorläufig auf solche Kolonisationswerke verzichten, die viele Arbeitskräfte erfordern? Die Antwort auf diese Frage ist ein entschiedenes Nein! Die Eingeborenen von Neu-Guinea erzeugen, mit Ausnahme von etwas Copra an einigen Orten im Bismarck-Archipel, und vielleicht von geringen Mengen von Schildpatt, nichts, gar nichts, was für den Großhandel von Belang wäre. Einerseits finden wir also dort nichts für die Ausfuhr, andrerseits besitzen die Eingeborenen nichts, um uns damit unsere Erzeugnisse abzukaufen; ihre Kaufkraft ist sozusagen gleich Null. Handelsbeziehungen lassen sich dort also jetzt nicht anknüpfen, um so weniger, als leicht auszubeutende Naturschätze, welche zu gewinnen und uns zu verkaufen man die Eingeborenen lehren könnte, bisher noch nicht gefunden sind.

Unter diesen Umständen müssen wir also selbst Handelsgegenstände erzeugen in Neu-Guinea. Neben der Nutzbarmachung vorhandener Naturschatze werden wir durch tropischen Landbau Ausfuhrartikel schaffen müssen. Außerdem liegt es uns ob, die Eingeborenen kaufkräftig zu machen, d. h. wir müssen sie lehren, Werte zu erzeugen, die wir gegen unsere Waren eintauschen können. Einerseits thun wir dies schon, wenn wir die Eingeborenen in unsere Dienste nehmen, denn indem wir sie zur Arbeit anhalten und sie dann bezahlen, kaufen wir ihnen ihre Arbeit ab; und für den Erlös, d. i. für ihren Lohn, vermögen sie alsdann wieder Waren von uns zu kaufen. Andrerseits müssen wir sie aber auch anleiten, selbständig allerlei für uns nützliche Gegenstände zu erzeugen; und wenn wir auf diese Weise zweifach sie die Mittel und Wege kennen gelehrt haben, wie sie sich unsere Waren erwerben können, wird ja auch allmählich ihr Bedürfnis nach denselben sich steigern.

Wir werden die Eingeborenen, so weit es thunlich ist, in unsere Dienste nehmen. Aber weiter oben sagte ich schon, daß ihre Zahl lange nicht ausreichend ist für die ungeheuer große Arbeit, die unserer in Neu-Guinea harrt. Man bedenke, was es heißt, ein Land wie das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie zu kolonisiren! Mit Hülfe der dort vorhandenen Eingeborenen kann man einige Stationen anlegen, hier und dort Plantagen einrichten und bewirtschaften, und sicherlich manches leisten. Aber so eng begrenzt ist doch die Aufgabe Deutschlands in unseren Gebieten der Südsee nicht. Das ganze Land wollen wir uns zu eigen machen; nicht nur an wenigen Küstenplätzen, sondern überall, auch tief im Innern, auf den luftigeren Höhen wollen wir uns ansiedeln. Allenthalben sollen deutsche Plantagen entstehen, die Naturschätze wollen wir ausbeuten, wo immer es lohnt. Unter unserer Anleitung sollen Millionen farbiger Unterthanen zu segensreicher Thätigkeit angehalten werden; was wir mit ihrer Hülfe hervorbringen, soll unsere Handelsflotten füllen, und unserer heimischen Industrie soll ein großes, neues Absatzfeld geschaffen werden. Und dies alles nicht etwa im Laufe vieler hundert Jahre! Deutschland ist weit genug zurückgeblieben in bezug auf auswärtige Kolonien. Jetzt heißt es, das Versäumte nachholen, um das zu können, müssen wir schnell vorwärts schreiten. Unser Zeitalter arbeitet schnell und mit großen Mitteln. Aber auch die Erfolge sind ja, den aufgewandten Mitteln entsprechend, großartig. Und auch in Neu-Guinea werden die Erfolge nicht ausbleiben, wenn wir in rechter Weise ans Werk gehen. Ich hoffe, daß wir in 50 Jahren in Neu-Guinea eine reiche, blühende Kolonie haben und in aber 50 Jahren werden die deutschen Besitzungen in der Südsee hoffentlich nicht mehr hinter den Sunda-Inseln zurückstehen.

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir außerordentliche Anstrengungen machen; wir dürfen uns nicht über die Große unserer Aufgabe täuschen. Uns allein wird sie nicht gelingen, wir bedürfen dazu der Hülfe von Völkerschaften,

[1]) Im folgenden gebrauche ich der Kürze halber häufig einfach die Bezeichnung Neu-Guinea, jedoch ist darunter immer das deutsche Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie zu verstehen.

die für die schwere körperliche Arbeit in den Tropen besser geeignet sind, als wir. Erst eine zahlreiche Bevölkerung giebt einer Tropenkolonie ihren Hauptwert; einerseits giebt sie erst die Möglichkeit, Erzeugnisse des Landes für uns zu gewinnen, andererseits ist eine starke Bevölkerung in den Kolonien ein guter Abnehmer für die Erzeugnisse des Mutterlandes. Wenn wir aber auch wünschen müssen, unserer Gewerbthätigkeit ein möglichst weites Absatzgebiet zu eröffnen, so dürfen wir jedoch darin nicht zu weit gehen. Es ist streng an dem Grundsatz festzuhalten, daß alles, was in unseren Kolonien selbst billiger erzeugt als von Deutschland eingeführt werden kann, auch dort hergestellt werden muß. Dies ist unbedingt notwendig damit wir in den Kolonien so billig wie möglich arbeiten können; denn nur dann können wir den Wettbewerb mit anderen, schon in Blüte stehenden Kolonien erfolgreich aufnehmen. Nun können aber in vielen Fällen die Urbewohner der Tropen dortselbst viel billiger arbeiten, als wir Europäer es zu thun im stande sind. In allen solchen Fällen müssen wir dahin streben, daß die einheimische Bevölkerung selbständig die betreffenden Verrichtungen übernimmt; daneben wird häufig dasselbe Geschäft auch von Europäern mit Vorteil betrieben werden können. Für die Eingebornen in den Tropen eignet sich zunächst ganz besonders die Erzeugung von Lebensmitteln; Reis, Wurzelfrüchte, Obst, Gemüse und anderes werden sie für den eigenen Bedarf und für uns leicht zu erzeugen vermögen; dem Fischfang liegen die Naturvölker in der Regel mit vielem Geschick ob. Neben dem Ackerbau werden die Eingeborenen auch mit Erfolg den anderen Zweig der Landwirtschaft, die Viehzucht, betreiben können. Das Einsammeln gewisser Naturerzeugnisse, z. B. von Kautschuk, Rottang, die Beschaffung und Lieferung von Bambus, Holz, Bausteinen, Dachziegeln u. s. w. muß durch die Eingeborenen geschehen, weil entweder diese Arbeiten dem Europäer nicht lohnend genug sind, oder weil sie seine Gesundheit untergraben. Aber wir müssen noch höhere Anforderungen stellen, auch Handwerke müssen von den Eingeborenen betrieben werden; Maurer, Zimmerleute, Stellmacher, Rohrflechter, Schneider u. s. w. werden, wenn sie Eingeborene sind, in der Regel viel billiger sein als europäische Berufsgenossen, und doch für gewöhnlich den gestellten Anforderungen genügen. Transportgeschäfte vieler Art, z. B. Frachtfuhrwerk, Droschken, Bootsfahrten, sind in den Tropen fast ohne Ausnahme in den Händen von Farbigen. Kleinere Handelsgeschäfte, besonders für den Bedarf des Volkes, pflegen ebenfalls von Eingeborenen betrieben zu werden. Und so ließe sich noch vieles anführen. Solange wir etwas derartiges in Neu-Guinea nicht erreichen, wird sich die Kolonie nicht bezahlt machen. Wenn wir dort nur mit europäischen Handwerkern arbeiten; wenn wir alles und jedes von auswärts beziehen wollen; wenn vielleicht für ein zerbrochenes Wagenrad Ersatz erst aus Deutschland verschrieben werden muß, so ist das Kolonisiren teuer. Im Anfange ging es in Neu-Guinea nicht anders, hoffentlich aber werden wir dort bald eine heimische Bevölkerung haben, die alles das, was ich oben angeführt habe, und noch vieles mehr zu leisten im stande ist.

Man sage nicht, daß ich zu viel verlange für Neu-Guinea. Denn meine Schilderung ist nicht etwa ein Erzeugnis meiner Einbildungskraft, sondern bestehenden Verhältnissen entnommen. Die Farbigen in Englisch- und in Holländisch-Indien leisten allenthalben wirklich recht Tüchtiges als Handwerker; andererseits werden eine Menge anderer Geschäfte von ihnen selbständig mit Erfolg betrieben; und erst durch diese Verhältnisse ist hier die Möglichkeit gegeben, so billig für den Weltmarkt die Erzeugnisse dieser Länder zu liefern. Der Gedanke, daß der Eingeborene dem Europäer häufig die Arbeit und den Verdienst nehme, muß natürlich zurückgewiesen werden; denn es wäre doch widersinnig, mit Gewalt die Betriebsamkeit der Farbigen auf Kosten des Gedeihens der Kolonien unterdrücken zu wollen. Wo also der Europäer den Wettbewerb nicht aufnehmen kann, muß er eben zurücktreten. Aber in vielen Fällen werden der Weiße und der Farbige neben einander arbeiten können, und beide werden vorwärts kommen. Denn wenn es sich um besonders gute Arbeit handelt, wird man sich an den Europäer wenden. Ferner werden viele Betriebe, wenn sie in großem Maßstabe eingerichtet, mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit ausgerüstet sind und mit Umsicht geleitet werden, dem Europäer reichen Gewinn bringen, während daneben der Farbige, mit kleinen Mitteln arbeitend und mit geringem Verdienste zufrieden, ebenfalls seine Rechnung findet.

Wenn eine verhältnismäßig starke Bevölkerung, die einen gewissen mäßigen Kulturgrad erreicht hat, so wie weiter oben angedeutet, in Neu-Guinea vorhanden sein wird, dann, und nur dann wird es möglich sein, daselbst eine blühende Kolonie zu schaffen. Es werden uns dann große Mengen von Arbeitern (Männer, Weiber und Kinder) zur Verfügung stehen für Plantagenbetrieb, wir werden zu billigen Preisen die nötigen Arbeitskräfte finden für Straßen-, Bahn- und Hafenbauten; wir werden uns geeignete Leute aussuchen können für den Dienst auf den Schiffen, für den der Polizei u. s. w., kurz, die Arbeiterfrage wird der Hauptsache nach gelöst sein.

Aber wie sollen wir dies alles in Neu-Guinea erreichen? Die eingeborene Bevölkerung entspricht durchaus nicht den Anforderungen, die wir zu stellen haben. Wir müssen daher eine für die schnelle und umfassende Kolonisation des Landes geeignete Bevölkerung einführen. Leicht ist es nicht, dies in dem erforderlichen Umfange zu thun. Ich weiß, daß über meine Forderung mancher den Kopf schütteln und den Plan für unausführbar halten wird. Und dennoch heißt es, entweder ihn befolgen oder auf eine ersprießliche Kolonisation von Neu-Guinea verzichten. Es genügt nicht, Arbeiter für eine Dienstzeit von einigen Jahren einzuführen, denn nach Ablauf derselben wollen sie wieder in ihre alte Heimat zurückkehren, und die Schwierigkeit bleibt immer dieselbe. Nein, wir müssen Arbeiter mit Weib und Kind nach Neu-Guinea bringen, sie dort ansiedeln und heimisch machen und ihnen das Leben so gestalten, daß sie die alte Heimat nicht vermissen. Es wird sich empfehlen, sie in größeren Gemeinschaften anzusiedeln, ihnen reichlich Land für ihre Reisfelder, die ihnen bekannten Zugthiere für die Bestellung derselben, und überhaupt sonst alles zu geben, was ihnen in der alten Heimat nöthig war für ihr Wohlergehen. Wenn dann die im alten Lande zurückgebliebenen erfahren, daß es ihren Angehörigen in Neu-Guinea gut geht, werden sie um so leichter geneigt sein, diesen zu folgen. Schwierig ist die Aufgabe, für das gute Fortkommen der Ansiedler in der allerersten Zeit zu sorgen; aber man darf dies und die entstehenden Kosten nicht scheuen. Ich glaube, man wird gut thun, anfangs gleichzeitig mit den freien Einwanderern größere Mengen von angeworbenen Arbeitern einzuführen und die Einwanderer in der Nähe der Orte anzusiedeln, wo die Arbeiter beschäftigt werden sollen; alsdann werden die Arbeiter einen Teil ihres Lohnes bei den Ansiedlern verbrauchen und so mittelbar zu deren Unterhalt und Vorwärtskommen beitragen.

Und dann, wenn wir solche Ansiedelungen geschaffen haben, jeder dort die notwendigsten Lebensmittel, sowie Arbeitskräfte für mäßige Bezahlung erhalten kann, und wenn andrerseits auch schon einige größere Unternehmungen der Europäer bestehen, dann ist auch die Zeit gekommen, deutsche Einwanderer in einiger Anzahl nach Neu-Guinea zu ziehen; dann erst wird der kleine Mann in der Lage sein, dort zu gedeihen und etwas vor sich zu bringen. Das Vorhandensein einer ausreichenden heimischen Arbeitsbevölkerung mit einer gewissen Kultur ist die notwendige Vorbedingung für die Möglichkeit des Fortkommens der europäischen kleineren Ansiedler. Jetzt ist der kleine Mann, der ohne Mittel nach Neu-Guinea kommt, entweder auf die Gnade der Neu-Guinea-Kompanie angewiesen oder einfach verloren. Sozusagen alle Lebensmittel müssen eingeführt werden und sind daher teuer; Arbeiter kann der Ansiedler kaum bekommen; auf welche Weise soll er sich also seinen Unterhalt erwerben? Erst müssen wir farbige Ansiedler nach Neu-Guinea bringen, und ihnen können dann die europäischen folgen.

Für die Besiedelung von Neu-Guinea kommen nun hauptsächlich, oder eigentlich nur, zwei Völkerschaften in Betracht, das sind die Malayen, die Chinesen, und zwar von den Malayen besonders die Javanen. Diese beiden Völker entsprechen wohl am meisten den Anforderungen, die wir zu stellen hätten. Gar viele werden wohl den Gedanken, Neu-Guinea mit Chinesen kolonisiren zu wollen, mit Entrüstung zurückweisen. Man liest in den Zeitungen so viel von der sogenannten Chinesenpest, von den Bestrebungen, die Chinesen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie von Australien in Zukunft fern zu halten, von der niedrigen sittlichen Stufe der Chinesen, daß man es vielfach unbegreiflich finden wird, wie ich im Ernste die Einführung der Chinesen nach Neu-Guinea empfehlen kann. Daß die Chinesen nicht auf der Höhe unserer sittlichen Anschauungen stehen, ist zweifellos, aber das thun auch die Malayen nicht, ebensowenig wie die Eingebornen von Neu-Guinea; und irgend eine farbige Grundbevölkerung müssen wir doch in Neu-Guinea haben. Wir Deutsche können Neu-Guinea nicht selbst besiedeln, wir müssen dazu notwendig eine farbige Rasse haben. In fast allen tropischen Kolonien der Europäer sind diese in der Minderzahl, die Farbigen überwiegen bedeutend; aber die Regierung, die Mehrzahl der Beamten, die größeren Kaufleute und Pflanzer, überhaupt der ganze Charakter des Lebens sind europäisch. Und ebenso gut wie Indien englisch, Java holländisch ist, ebenso gut wird Neu-Guinea den Stempel des Deutschtums tragen, welche farbige Bevölkerung auch immer dort die Mehrheit bildet. — Die Maßregeln gegen die Chinesen in Nordamerika und Australien entspringen übrigens größtenteils aus Verhältnissen, die in Neu-Guinea nicht vorliegen. Dort handelt es sich um den unmittelbaren Wettbewerb zwischen Chinesen und der europäischen Rasse; die Chinesen nehmen der letzteren häufig die Arbeit und somit den Verdienst weg; beides will der Europäer für sich behalten, und er sucht daher den Chinesen als einen gefährlichen Mitbewerber fernzuhalten. In einer rein tropischen Kolonie wird ein erheblicher Wettbewerb zwischen Europäern und Chinesen nicht stattfinden; denn der Chinese pflegt die schwere und sogenannte niedrige Arbeit, die Geschäfte mit geringem Verdienst zu übernehmen, während in den Tropen der Weiße für sich nur bessere Beschäftigungen in Anspruch nimmt, von diesen kann er die Chinesen leichter fernhalten. Bis zu gewissem Grade werden allerdings die letzteren, ebenso später die Mischlinge, Beschäftigungen ergreifen, die auch für den Europäer passend sein würden; sie werden vor allem im Kleinhandel und im Handwerk, ferner als kleine Beamte, als Aufseher u. s. w. uns manches wegnehmen. Aber in den Tropen wird dies nicht so sehr empfunden; dazu kommt noch, daß die Chinesen billiger zu haben sind und daß somit die ganze Kolonie billiger arbeiten kann, als nur mit Europäern.

Aber ich habe ja auch die Malayen für Neu-Guinea empfohlen und ich meine, wir sollen nicht Malayen oder Chinesen, sondern beide gleichzeitig einführen, und zwar, weil der Malaye leichter zu regieren und zu erziehen ist, halte ich es für ratsam, als Hauptbevölkerung Malayen nach Neu-Guinea zu bringen. Aber nicht irgend welche Malayen, sondern wenn es möglich ist, Javanen; denn diese haben schon seit langer Zeit unter europäischem Einfluß gestanden; sie haben manches von den Holländern gelernt; sie sind geübt in allerlei Arbeiten, die sie auch in Neu-Guinea ausführen sollen; sie haben schon zahlreichere Bedürfnisse und werden also zu deren Befriedigung eher zu arbeiten geneigt sein, als tiefer stehende Stammesgenossen. Daneben aber können wir die Chinesen nicht gut entbehren. Sie sind wie kein anderes Volk geeignet, um unter schwierigen Verhältnissen die erste Grundlage für spätere Unternehmungen zu schaffen. Wo kein andrer den Anfang wagen will und wo wahrscheinlich ein andrer nichts erreichen würde, da macht sich der Chinese mit unverdrossenem Fleiß und bewundernswerter Ausdauer ans Werk, und schließlich krönt doch der Erfolg seine Anstrengungen. Ich habe allenthalben gerade auf diese ersten Arbeiten der Chinesen mein besonderes Augenmerk gerichtet und überall gefunden, daß sie als Bahnbrecher für die Einführung unsrer Kultur Großes leisten, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß wir zu unserm eigenen Schaden auf ihre Hülfe in Neu-Guinea verzichten würden.

Für die Einführung der Chinesen spricht auch der Umstand, daß es leicht sein wird, sie in größerer Anzahl nach Neu Guinea zu ziehen. Überall hier im malayischen Archipel und in der Südsee, wo es etwas zu verdienen giebt, finden sich von selbst bald die Chinesen ein, wenn man ihnen nicht mit Gewalt die Thüre verschließt. Auch nach Neu-Guinea wären sie gerne gekommen, wenn man es ihnen gestattet hätte; in Queensland warteten vor einiger Zeit Hunderte von Chinesen vergeblich auf die Erlaubnis, mit den Schiffen der

Neu-Guinea-Kompanie nach dem Schutzgebiet kommen zu dürfen. Und ich glaube, man braucht ihnen jetzt nur leichte Bedingungen für die Überfahrt und die Ansiedelung zu machen, so strömen sie in Scharen herbei.

Ob die Chinesen später wirklich eine Gefahr für Neu-Guinea werden könnten, bleibt doch erst abzuwarten; ich glaube nicht recht daran, denn in Niederländisch Indien giebt es überall viele Chinesen, aber eine Gefahr für die Kolonie sieht man nicht in denselben. In den Tropenländern mit farbiger Hauptbevölkerung sind eben die Verhältnisse anders als in dem gemäßigten Amerika oder als in Australien. Und wenn es später wünschenswert erscheinen sollte, eine zu starke Einwanderung von Chinesen zu verhindern, so lassen sich dafür immer noch Mittel finden. Denn mit demselben Recht, wie wir sie jetzt von Neu-Guinea ausschließen wollen, können wir auch später ihrer Einwanderung ein Ziel setzen. Wenn die Vereinigten Staaten und Australien jetzt die Chinesen-Einwanderung beschränken, wenn erstere sogar sich anschicken, den übergroßen Zufluß von Europäern zu verhindern, so werden wir doch auch wohl das Recht und die Macht haben, die Einwanderung in unsere Kolonien zu regeln. Ich meine nicht etwa, daß wir jetzt die Chinesen heranziehen sollen, weil wir sie nötig haben, und daß wir später, wenn sie für uns geleistet haben, was wir wünschten, ihnen mit Undank die Thür weisen sollen. Diejenigen, die schon im Lande sind, mögen ruhig dort bleiben und sich weiter entwickeln; aber, wenn es das Gedeihen der Kolonie erheischt, so thun wir niemandem ein Unrecht, wenn wir weitere Einwanderung erschweren oder verbieten. Vom allgemeinen rechtlichen Standpunkt läßt sich gegen solche Maßregeln nicht einwenden; es wäre jedoch vielleicht zu erwägen, ob dieselben aus politischen Gesichtspunkten ratsam erscheinen, denn unser Handel mit China könnte vielleicht leiden, wenn wir später die Einwanderung von Chinesen verbieten. Aber ich bin der Ansicht, daß wir in dieser Beziehung nicht zu ängstlich zu sein brauchen, und daß wir es ruhig der Zukunft überlassen, ob überhaupt und auf welche Weise die Chinesen-Einwanderung zu beschränken sein wird.

Wenn Neu-Guinea mit Malayen bezw. Javanen besiedelt werden soll, so ist dabei für uns von Wichtigkeit die Stellung, die die holländische Regierung zu der Ausführung derselben aus ihren Besitzungen einnimmt. In letzter Zeit hat Holland die Ausführung von Javanen nach fremden Besitzungen verboten. Trotzdem hat die Neu-Guinea-Kompanie einmal seit Bestehen dieses Verbotes die Erlaubnis erhalten, malayische Arbeiter in Java anzuwerben. Da nun Java sehr stark bevölkert, in einzelnen Strichen geradezu übervölkert ist, so geschieht dem Lande sicher kein Schaden durch die Wegführung eines kleinen Bruchteiles seiner Bewohner. Vielleicht jedoch veranlaßt die Furcht vor dem möglichen Aufblühen der deutschen Besitzungen in der Südsee die holländische Regierung, auch ferner uns die Ausführung von Javanen nicht zu gestatten. In diesem Falle würden wir dann versuchen müssen, allein mit Chinesen, oder neben diesen auch mit Indiern oder sonstigen geeigneten Völkerschaften unser Kolonisationswerk in Neu-Guinea auszuführen.

Sind wir jedoch in der Lage, Javanen in großen Mengen in Neu-Guinea anzusiedeln, so würde es sich sehr empfehlen, neben der deutschen die malayische Sprache allgemein in Neu-Guinea einzuführen, und zwar jenes malayisch, das in allen Küstenstädten Javas gesprochen wird und beinahe in ganz Holländisch-Indien die Hauptverkehrssprache zwischen Weißen und Farbigen ist. Es giebt natürlich in dem malayischen Inselreich eine Menge verschiedener Sprachen und Mundarten, und in den verschiedenen Gebieten sprechen auch die dort wohnenden Europäer die am Orte herrschende Sprache; aber die kurzweg als „malayisch" bezeichnete Sprache hat allgemeine Verbreitung gefunden, und mit ihr kommt man so ziemlich überall zurecht. Dieses Malayisch hat den Vorzug, ganz außerordentlich einfach, leicht erlernbar und sehr wohllautend zu sein. Es würde sich wie kaum eine andere Sprache dazu eignen, das allgemeine Verständigungsmittel in Neu-Guinea zwischen Deutschen, Malayen, Chinesen und der ureingeboren Bevölkerung zu bilden. Denn daß es uns gelingen wird, das Deutsche als alleinige Verkehrssprache in Neu-Guinea einzuführen, wage ich nicht zu hoffen. Dazu ist dasselbe zu schwer, und auch die bisherigen Beobachtungen in Neu-Guinea berechtigen nicht zu der Erwartung, daß die Farbigen dort das Deutsche leicht erlernen werden. Auch in ganz Holländisch-Indien wird von den Eingeborenen ganz außerordentlich selten holländisch gesprochen, sondern die Herren des Landes bequemen sich dazu, die Sprache ihrer Unterthanen zu lernen. Es ist dies nicht im geringsten eine Schwachheit von seiten der Europäer, sondern eine aus Zweckmäßigkeitsrücksichten sehr wohl berechtigte Einrichtung. Den Holländern ist es viel leichter, selbst malayisch zu lernen, als wie die Malayen holländisch zu lehren; wenn sie nicht ihren Vorteil bei diesem Zustand der Dinge gefunden hätten, so würden sie ihn wohl bald geändert haben.

Im vorstehenden habe ich nur mit einigen Hauptstrichen den Plan gezeichnet, welchen wir zunächst bei der Kolonisation von Neu-Guinea befolgen müssen. Im einzelnen bedarf derselbe, ehe er zur Ausführung reif ist, noch der sorgfältigsten Überlegung und Ausarbeitung. Denn wenn wir Ansiedler nach Neu-Guinea bringen, so übernehmen wir damit auch die volle Verantwortung, daß sie dort die Grundbedingungen für ihr Gedeihen finden. Und diese Verantwortung ist keine leichte. Es handelt sich um das Wohlergehen, ja um das Leben von tausenden, die, auf uns vertrauend, uns in ein fremdes Land gefolgt sind. Die Auswahl der Leute, das Maß, in welchem zunächst die Einführung stattfinden soll, die eigentliche Ansiedelung, die Mittel und Wege, wie die Ansiedler zunächst ihren Unterhalt finden sollen, das alles sind Punkte, die wohl erwogen werden müssen, ehe man an die praktische Ausführung geht. Auch der vorhandenen Urbevölkerung von Neu-Guinea ist zu gedenken; dann wir wollen sie nicht verdrängen oder vernichten, sondern sie möglichst zu erhalten und dabei an uns heranzuziehen suchen. Und von größter Wichtigkeit ist denn später die Behandlung und Erziehung der neuen Unterthanen, damit sie unter einander und mit uns in dem richtigen Verhältnis leben, und damit die ganze Entwickelung des Volkes in gute Bahnen gelenkt wird. So lassen sich dann auch viele der Gefahren, die der Charakter und die Lebensgewohnheiten der Chinesen und Malayen vielleicht für die Kolonien mit sich bringen können, abschwächen oder vermeiden.

Die Ansiedelung von Deutschen in Neu-Guinea wird übrigens meines Erachtens in viel größerem Umfange stattfinden können, als man im allgemeinen bei uns glaubt. Sehr häufig, und bei uns Deutschen, denen tropische Erfahrung so sehr mangelt, ganz besonders, findet man in Europa eine übertriebene Angst vor den Tropen. In neuerer Zeit fängt die richtigere Anschauung an Boden zu gewinnen, daß allerdings das Leben in den Tropen uns weniger zuträglich ist, als in dem gewohnten Klima der Heimat, daß jedoch andrerseits der Europäer in den Tropen bei vernünftiger Lebensweise lange Jahre, ja dauernd Tüchtiges leisten, und sich dabei guten Wohlergehens erfreuen kann. Einzelne Gegenden sind in der That ungesund, und diese muß der Weiße so viel wie möglich meiden; andere wieder sind so frei von jeder Krankheit wie der gesundeste Ort bei uns zu Hause. Wir sollten überhaupt nicht zu allgemein vor dem „Tropenklima", als für uns ungeeignet, Furcht haben, sondern bedenken, daß an verschiedenen Orten die Bedingungen für das Wohlbefinden auch natürlich verschiedene sind; wir sollten diese Bedingungen in jedem einzelnen Fall erforschen, nach dem Ergebnis die Wahl treffen für den Ort unserer Niederlassung, und ihm entsprechend uns einrichten. Wenn das geschieht, so werden wir finden, daß die Tropen lange nicht so gefährlich sind, als wie sie gemacht werden, und so wird allmählich die unberechtigte Furcht vor denselben nachlassen. Noch günstiger liegen natürlich die Verhältnisse für die Ansiedelung von Europäern im Tropenlande, wenn man nicht in den Niederungen zu bleiben braucht. Von größter Bedeutung ist es daher auch für Neu-Guinea, daß größere, fruchtbare Hochflächen gefunden werden, um auf diesen Deutsche in beträchtlicherer Zahl ansiedeln zu können. Eine Erhebung von nur 1 000 Metern bewirkt schon eine bedeutende Änderung des Klimas; bei der gebirgigen Natur von Kaiser-wilhelmsland lassen sich sicher geeignete Striche in einiger Höhe finden, wo Europäer ebenso gut dauernd wohnen und arbeiten können wie in der Heimat. Hier könnten dann auch die in den heißen Niederungen ansässigen Weißen von Zeit zu Zeit Erholung finden und neue Kräfte sammeln. Man sollte in Neu-Guinea mit allen Mitteln darnach streben, auf die Höhen zu gelangen.

Wenn man dann dort so weit sein wird, Deutsche ansiedeln zu können (die erste Bedingung sind fahrbare Wege von der Küste nach den Höhen), und wenn man durch Einführung von Farbigen für die schwere Arbeit, besonders für die Arbeit im Freien bezw. in der Sonne, den tropischen Landbau möglich gemacht hat, so sind die Hauptbedingungen für eine Entwickelung nach zwei Seiten hin gegeben. Hat aber erst die eigentliche Besiedelung begonnen, so wird auch das Werk der Kolonisation schnell fortschreiten, und Neu-Guinea wird von dem Zeitpunkt an einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Dies ist um so mehr zu erwarten, als wir die Hülfsquellen von Neu-Guinea erst bis zu einem geringen Grade kennen, und wir bei der weiteren Erschließung des Landes sicherlich noch manches finden werden, was der Ausbeutung wert ist. Vielleicht auch birgt das Land Schätze, die in kürzester Zeit eine großartige Entwickelung veranlassen. Wir können es hoffen, aber es ist nicht deutsche Art, mit solch unbestimmten Hoffnungen zu rechnen. Ruhig und sicher müssen wir prüfen, was wir bis jetzt gefunden haben, und uns streng an die gegebenen Verhältnisse haltend, entwerfen wir den Plan für unser Vorgehen. Vor allem müssen wir die Schwierigkeiten klar zu erkennen suchen, die sich uns in den Weg stellen können. Haben wir sie aber erkannt, so werden wir nach deutscher Art denselben fest entgegenblicken und, das Ziel klar vor Augen, dieselben zu überwinden suchen. Gefahren und Schwierigkeiten erscheinen dem von ferne Zuschauenden größer als dem, der sie bekämpft; je näher man ihnen rückt, desto weniger furchtbar pflegen sie uns zu werden. Arbeiten wir daher mutig weiter an der friedlichen Eroberung unserer Kolonien, wir werden eine Schwierigkeit nach der anderen besiegen. Mag auch manchem daheim der Erfolg fast unmöglich erscheinen, und mögen viele in bangem Zweifelmut es für besser halten, den Mühen und Gefahren einer thatkräftigen Kolonisation aus dem Wege zu gehen, das deutsche Volk im ganzen ist bereit, mit aller Kraft und Zähigkeit die gänzliche Inbesitznahme seiner Kolonien durchzuführen. Unserer harrt in Neu-Guinea eine große Aufgabe; sie ruhmreich durchzuführen, wird uns manche Opfer kosten, aber der Siegespreis wird auch derselben wert sein.

Koloniale Bestrebungen in England.

Von Prof. W. Schaefer.

I. Ackerbau-Kolonien auf genossenschaftlicher Grundlage.

Wir wollen hier nicht von der Kolonialpolitik und auch nicht von der Kolonisationspolitik der Engländer sprechen. Unter Kolonisationspolitik verstehen wir die Maßnahmen, welche eine Regierung zur Besiedelung der ihr schon staatlich unterstehenden Gebiete trifft, während Kolonialpolitik der Inbegriff aller politischen Maßregeln und Beziehungen des Stammlandes zu eigenen und fremden Gebieten ist, also in gewissem Sinne die Kolonisationspolitik mit umfaßt. Wie trotzdem beide Arten der kolonialen Thätigkeit, die schon der Name „Politik" vorzugsweise dem Staate zuweist, in ihren Ausgangspunkten und Zielen ganz verschiedene sind, hat Hübbe-Schleiden (Überseeische Politik II. S. 13 ff.) sehr gut auseinandergesetzt. Er stellt ihnen als recht eigentliche Privatsache die Kolonisationstechnik gegenüber, d. i. nach seiner Erklärung: „die Summe derjenigen Erfahrungen, welche die Begründung und Entwickelung kolonisatorischer Unternehmungen betreffen; sie ist die Kunst der kolonisatorischen Kulturarbeit selbst."

Ein junges Kolonialvolk, wie das unsrige, kann aus sich selbst noch keine Kolonisationstechnik herausgebildet haben, und da die

Äußerungen staatlicher Thätigkeit, zumal, wenn sie den lebhaften Wünschen großer Volkskreise entgegen kommen, die öffentliche Meinung unendlich mehr erregen und beschäftigen, als private Versuche von Einzelnen oder Gruppen, so ist es ganz natürlich, daß auch in unserer kolonialfreundlichen Presse die Kolonisationstechnik bislang nur beiläufig behandelt wurde. Je mehr wir aber mit unserer Kolonialpolitik Ernst machen, je mehr jeder Tag unsere Blicke über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausschweifen läßt, um so eifriger müssen wir uns mit der Aufgabe beschäftigen, wenn auch unter teilweisem Verzicht auf die dankbareren politischen Erörterungen, die nüchterne Kolonisationsarbeit der einzelnen Auswanderer ins Auge zu fassen und zur besseren Erkenntnis unserer eigenen Bedürfnisse selbst die leisesten und anscheinend bedeutungslosesten Regungen im Volksleben derjenigen Nationen zu beobachten, bei denen sich schon eine bestimmte Kolonisationstechnik herausgebildet hat. Wir stellen uns dabei nicht auf den Standpunkt der reinen Nützlichkeit, daß die in der Fremde gegebenen Beispiele von unsern Landsleuten ohne weiteres nachgeahmt werden sollen, sondern wir halten die Kolonisationstechnik vielmehr für eine Wissenschaft, die zunächst in unsern gebildeten Volkskreisen liebevoll gepflegt werden muß, damit sie dereinst befruchtend auf die Massen zu wirken vermöge. Es möge uns gestattet sein, zu dieser Wissenschaft, die vielleicht gerade in Deutschland noch einmal ihre systematische Behandlung erfahren wird, einstweilen einige lose Beiträge aus England zu bringen.

Die bekannte Erfahrung, daß richtig zusammengestellte und von vornherein durch eine planvolle Organisation geleitete Gruppen von Auswanderern bessere Aussichten in fernen Landen haben, als einzelne, in der neuen Heimat zerstreute Individuen, hat in England seit Jahresfrist zu einer Bewegung geführt, die unsere vollste Aufmerksamkeit verdient. Obwohl es allein in London 66 Gesellschaften für die verschiedenen Zwecke der Auswanderung giebt, so scheinen doch auch in dem unternehmungslustigen Britenreich kapitalkräftige Gesellschaften für die planmäßige Kolonisation nicht in der Anzahl zu bestehen, als es manchem Engländer erforderlich erscheint, und da die bestehenden durch ihr „Land-Jobbertum" auch häufigen Anstoß erregt haben, so hat man das Genossenschaftsprinzip zu Hülfe genommen. Man denkt sich eine Produktiv-Genossenschaft, beruhend auf den in einzelnen Gewerben und auch in der englischen Landwirtschaft schon erprobten Grundsätzen, deren Mitglieder nicht nur die auswanderungslustigen Pächter und Arbeiter sein sollen, sondern auch Kolonialfreunde und Kapitalisten als bloße Zeichner von Anteilscheinen, und endlich sogar die heimischen Abnehmer der in den künftigen Kolonien gewonnenen Erzeugnisse, welche gleichfalls nach Maßgabe der von ihnen gemachten Kapitaleinlagen am Gewinn und Verlust des ganzen Unternehmens beteiligt sein sollen.

Allerdings war der Gedanke der schon von Wakefield in den 30er Jahren vorgeschlagenen „self-supporting emigration" nicht neu. In dem 1868 zu London gegründeten Royal Colonial Institute ist der Gedanke einer Massenauswanderung von tonangebenden Staatsmännern und Kennern der Kolonien wiederholt erörtert, und das Parlamentsmitglied Torrens veröffentlichte 1881 einen zunächst für Kanada berechneten Kolonisationsplan, welchen Hübbe-Schleiden im zweiten Bande seiner „Überseeischen Politik" (S. 85 ff.) ausführlich bespricht. Als wesentlichsten Gesichtspunkt Torrens bezeichnet er „das Zusammenwirken der Regierungen des Stammlandes und der Kolonie zum Zwecke der systematischen Verwendung einer Massenauswanderung aus ersterem Lande zu nationaler Kolonisation in dem Koloniallande" oder, wie Torrens selbst sich ausdrückt, eine „Imperial and Colonial partnership in emigration". Also Kolonisation mit Staatshülfe, vor welcher man, beiläufig bemerkt, in dem Lande des self-government längst nicht so zurückschreckt, als es in einem Teile der deutschen Presse gern dargestellt wird. Thatsache ist es freilich, daß die in Aussicht genommene große Staatsaktion schließlich auf einen im Mai 1888 vom englischen Parlament der Regierung bewilligten Betrag von 10 000 Lstrl. zur Unterstützung der Auswanderung nach Kanada zusammengeschrumpft ist.[1])

Ferner sind die meist verunglückten Versuche, z. B. des Engländers Richard Owen (1823) und des Franzosen Cabet (1848) zur Gründung von kommunistischen Gemeinden in bislang wenig kultivirten Gebieten wohl als Vorläufer der von uns zu schildernden Bewegung zu betrachten. Aber dieselben waren auf Gründung neuer Staatswesen gerichtet, die Kolonisation war bei ihnen eigentlich nur Mittel zum Zweck, und daher darf die neue Bewegung wohl jeden Vergleich mit ihnen ablehnen, weil sie, wenn auch an schwärmerischen Übertreibungen des zu schaffenden Gemeinnutzens es nicht fehlen lassend, doch im Rahmen der gegenwärtigen Staatsordnung verbleibt und wesentlich auf eine rein geschäftliche Grundlage sich stützt.

Ein Mr. W. L. Rees aus Bristol, der den größten Teil seines Lebens in Australien zugebracht und durch Verträge mit verschiedenen Maorihäuptlingen etwa 300 000 Acres guten Acker- und Weidelandes nebst Waldungen in der Nähe eines trefflichen Seehafens (Gisborne) der Nordinsel Neu-Seelands für seine Zwecke verfügbar gemacht hat, wünschte dieses Gebiet nach und nach durch Gruppen von englischen Auswanderern zu besiedeln. Er kam deshalb mit einem Maori-Häuptling Wi Pere im Sommer vorigen Jahres nach England und setzte sich zunächst mit dem sehr angesehenen Herausgeber der seit November 1887 in London erscheinenden Zeitschrift „Capital and Colonization", Mr. J. E. Cracknell, in Verbindung. Dieser Zeitschrift, die bald das offizielle Organ der von ihm ins Leben gerufenen genossenschaftlichen Bewegung und der im Februar 1889 wirklich begründeten „Co-operative Colonizing Association Limited" wurde, entnehmen wir unsere Mitteilungen über den Fortgang des Unternehmens.

Herr Rees begann seine Thätigkeit mit Vorträgen in vielen öffentlichen Versammlungen der drei großen Arbeitervertretungen Englands: der Genossenschaftsliga, der Trades Unions und der Hülfskassen (friendly Societies), und seine Ausführungen scheinen allenthalben mit großem Beifall aufgenommen zu sein. Mit gleichem Erfolge wandte er sich an die höheren Gesellschaftskreise und erreichte es unter anderem, daß er von der vom Parlament für Beförderung von Staatskolonien eingesetzten Kommission als Sachverständiger vernommen wurde und sogar die beiden Schwiegersöhne der Königin, der Marquis von Lorne und der Herzog von Fife ihn durch Beiträge, ersterer auch durch Übernahme des Vorsitzes in einzelnen von ihm berufenen Versammlungen unterstützten.

Der unermüdliche Redner war aber auch schriftstellerisch thätig und veröffentlichte neben einem Buche „The science of wealth in the light of the scriptures", in welchem er einen ähnlichen Gedankengang verfolgt, wie der deutsche Geistliche R. Todt in seinem 1877 erschienenen Buche „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft" ein größeres Werk mit dem vielsprechenden Titel „From poverty to plenty, or the labour question solved". In diesem merkwürdigen Buche sucht er zunächst, ein zweiter Henry George, dem er in manchen Stellen an Glanz der Darstellung gleichkommt, der gesamten älteren sog. orthodoxen Nationalökonomie den Garaus zu machen, und entwickelt dann sein System der aus Selbsthülfe der unteren Klassen entstehenden und durch die Logik der Thatsachen mit verständiger Nachhülfe des Staates und der höheren Gesellschaftskreise schließlich die ganze Produktion umfassenden Kooperativgenossenschaften.

Mit dem positiven Teile seiner Ausführungen würde Rees in Deutschland wenig Glück haben; bei den Sozialdemokraten nicht, weil er zu viel Gewicht auf die ihnen unbequeme Selbsthülfe legt, den Individualismus möglichst schonen will und außerdem ein christlicher Mann ist, bei uns anderen nicht, weil wir der Produktivgenossenschaft, für die wir wohl vor 30 Jahren mit V. A. Huber schwärmten, um jedoch später Schultze-Delitzsch und viele andere an dieser „feinsten Blüte" des Genossenschaftswesens scheitern zu sehen, heutzutage nicht mehr so naiv gegenüberstehen als es in England noch der Fall zu sein scheint. Es ist für deutsche Leser geradezu unverständlich, wie nach den von Rees veröffentlichten Preßstimmen ein so großer Teil der angesehensten Zeitschriften Englands seine einseitige Schwärmerei für die der genossenschaftlichen Produktion innewohnende Zauberkraft als ein neues, lebensvolles Reis an dem abgestorbenen Baume der Nationalökonomie anerkennen mag. Wir sind den Engländern in sozialpolitischer Beziehung doch wohl etwas voraus und bedürfen daher auch nicht der häufig bei ihnen vorkommenden Verwahrung, daß man mit Empfehlung des obigen Systems „ja nicht den ersten Schritt zum Sozialismus thun wolle", denn um das vielfach präjudizirte Wort „Sozialismus" streiten wir nicht mehr und wissen außerdem sehr gut, daß eine durch Selbsthülfe der Arbeiter entstandene Produktivgenossenschaft, wenn sie ausnahmsweise gedeihen sollte, der beste Schutz derselben gegen den vulgären Sozialismus ist.

Aber den bei uns landläufigen Einwand, daß die genossenschaftliche Produktion die ihr zugeschriebene Zauberkraft bislang nur sehr dürftig bewährt hat, nimmt uns der Verfasser selbst von den Lippen. Er giebt zu — wenngleich wir diese Zugeständnisse aus verschiedenen Stellen seines Buches und seiner Vorträge uns erst zusammensuchen müssen — daß die genossenschaftliche Bewegung wesentlich nur den Distributiv-Genossenschaften, den co-operative stores oder Konsumvereinen und in Deutschland namentlich den Vorschußvereinen, zu gut gekommen ist, daß in England von 1870—80 sich 224 Produktiv-

[1]) Ein staatssozialistisches Programm, welches jedoch die Initiative und den größten Teil der Ausführung den für die Kolonisation irgend eines Landstriches sich freiwillig bildenden Genossenschaften überlassen wollte, hat in Deutschland schon 1849 Alexander von Bülow in seiner Schrift „Auswanderung und Kolonisation im Interesse des deutschen Handels" (Berlin und Posen bei Mittler & Sohn) veröffentlicht. Ein von ihm bezw. der von ihm gegründeten Gesellschaft gemachter Versuch zur Ausführung seines Planes in Zentral-Amerika mißlang.

Genossenschaften nach kurzem Bestehen wieder aufgelöst haben und ihrer jetzt nur noch 27 in London und 24 in den Provinzen bestehen, welche ihre gemeinsame Zeitschrift im vorigen Jahre aufgegeben haben. Aber er beruft sich auf das glänzende Beispiel der Pioniere von Rochdale, welche, 1844 mit 28 Arbeitern und einem Kapital von 28 Lstr. zusammentretend, heute über Millionen gebieten, und der Scottish Wholesale Society in Glasgow, welche, 1868 mit einem Kapital von 1700 Lstr. beginnend, allein im vorigen Jahre 60 000 Lstr. Reingewinn erzielte. Er weiß sehr wohl, daß die von dem 1849 in Frankreich eingesetzten conseil d'encouragement mit Beträgen von 3000 bis 200 000 Franken unterstützten 56 Produktiv-Assoziationen bald wieder eingegangen sind, aber er beruft sich mit Recht auf die in den fünfziger Jahren ohne staatliche Unterstützung in Paris blühenden Genossenschaften der Pianofortebauer, der Maurer, rue St. Victor 155 u. s. w., ferner auf die glänzenden Erfolge der Gewinnbeteiligung ihrer Arbeiter von seiten des Buchdruckers Renquet und des Stubenmalers Leclair, sowie auf die jüngste Schöpfung dieser Art, das vielgerühmte phalanstère in Guise.

Wenn die Frage daher so gestellt wird, ob nicht Produktiv-Genossenschaften unter Umständen zu gedeihen, sogar glänzend zu gedeihen vermögen, dann können wir sie nicht verneinen und müssen die unwissenschaftlichen Verallgemeinerungen des Herrn Rees vielleicht als ein für gewisse Leserkreise bestimmtes Agitationsmittel gelten lassen. Wir müssen ferner zugeben, daß er für die Anwendbarkeit seines Systems auf die Kolonisation einiges Material beigebracht hat. Allerdings können wir seine Rentabilitäts-Berechnungen für die zunächst in Aussicht genommene Ansiedelung von Neu-Seeland nicht prüfen. Wir wollen dazu nur bemerken, daß die Regierung von Neu-Seeland seine Pläne nicht zu begünstigen scheint, während die dortige Presse gleich der englischen nach den von ihm veröffentlichten Auszügen sie auf das wärmste befürwortet. Wir können uns hier nur mit seinen allgemeinen theoretischen Erörterungen beschäftigen.

Mit Recht weist Mr. Rees darauf hin, daß eines der größten Hindernisse für das Zustandekommen jeder Produktiv-Genossenschaft, der anfängliche Mangel an Kapital, von einem kolonialen Unternehmen verhältnismäßig am leichtesten zu überwinden sei. Zu einem solchen melden sich nicht nur dürftige Arbeiter, sondern auch kleine Bauern, die durch den Verkauf ihrer Habe befähigt werden, einige Einschüsse zu machen. Alsdann werden sich auch leichter Kapitalisten für die Zeichnung von Anteilscheinen finden, nicht nur aus philanthropischen Gründen, weil ein Kolonialunternehmen allgemein als unterstützungswürdiger angesehen wird, als etwa eine von Arbeitern zu begründende Buchdruckerei oder Fabrik, sondern auch mit Rücksicht auf eine nach Jahren wohl zu erwartende Verzinsung des Kapitals, weil eine halbwegs gedeihende überseeische Kolonie durch das Steigen der Grundrente viel rascher zu Wohlstand gelangen wird, als irgend ein gewerbliches Unternehmen, welches durch den erdrückenden Mitbewerb der Heimat lange Zeit gezwungen sein wird, alle etwaigen Überschüsse zur Konsolidation des Geschäftes zu verwenden.

Wenn Mr. Rees ferner betont, daß die den gut gedeihenden Produktiv-Genossenschaften drohende Gefahr, daß sie nach Erreichung eines gewissen Geschäftsumfanges das edle Genossenschaftsprinzip aufgeben und sich in eine mammonistische Aktiengesellschaft verwandeln, für koloniale Genossenschaften durch die Möglichkeit des Ankaufs neuer Ländereien beseitigt werde, so können wir diesen Punkt auf sich beruhen lassen. Derselbe hat Bedeutung für die Frage, ob die Produktiv-Genossenschaft überhaupt geeignet sei, die gegenwärtige kapitalistische Produktionsordnung zu beseitigen, eine Frage, die wir im Gegensatz zu Herrn Rees verneinen. Für den gegenwärtigen Zweck würde aber ihre Erörterung ebenso nutzlos sein, als wenn ein mittelloser Unternehmer die ihm drohenden Gefahren des Reichtums sich lebhaft ausmalen wollte.

Bekanntlich ist das wichtigste Bedenken gegen die Produktiv-Genossenschaft, daß sie Ansprüche an ihre Leiter erhebt, die im allgemeinen jenseits der menschlichen Leistungsfähigkeit liegen. Ein solcher Leiter soll nicht nur ein vielseitig gebildeter Geschäftsmann und großer Organisator sein, sondern er muß auch der demokratischen Verfassung der Genossenschaft entsprechend sich eine große Popularität zu wahren wissen, was leider den Volksrednern leichter zu gelingen pflegt, als tüchtigen Geschäftsmännern. Und wenn diese seltenen Eigenschaften in einer Persönlichkeit sich vereinigt finden, so muß diese von einer idealen Selbstlosigkeit sein, um sie nicht als selbständiger Unternehmer zum eigenen Vorteil zu verwerten, sondern sie den moralisch und intellektuell tief unter ihr stehenden, aber eifersüchtig auf ihr gleiches Recht pochenden Genossen zum Opfer zu bringen. Und wenn nicht unter den Genossen selbst ein einigermaßen guter Geist herrscht, so möchte selbst eine Titanenkraft an dem Werke scheitern.

Über diese Schwierigkeit schweigt sich der Idealismus des Herrn Rees vollständig aus. Dagegen hat er einen anderen Beweis angetreten, der schließlich bündiger ist als alle Theorie. Nachdem die im Februar v. J. als Pioniere nach Neu-Seeland entsandten 12 Personen beiderlei Geschlechts über die von ihnen vorgefundenen Verhältnisse in der Juni-Nummer von „Capital and Colonization" sich sehr günstig ausgesprochen haben, ist Mr. Rees selbst nach dort zurückgekehrt, um der ersten Ansiedelungsgruppe von einigen hundert Personen, die jetzt vielleicht schon unterwegs ist, ihre Stätte zu bereiten. Der Grundgedanke hat in England so viel Anklang gefunden, daß im August schon ein zweites Unternehmen, die „Canadian Co-operative Colonization Company Ltd.", ihren Prospekt veröffentlichen konnte.

Wir können also abwarten, ob nicht die Thatsachen das entscheidende Wort sprechen werden. Entscheidend in dem Sinne, daß ein Erfolg in Neu-Seeland, wenngleich er für andere Verhältnisse nicht maßgebend wäre, dennoch für den Gedanken der genossenschaftlichen Ansiedelung auch andere Völker begeistern würde, während das Fehlschlagen auf einem unbekannten, aber nicht aussichtslosen Gebiete jede Thatkraft für lange Zeit lähmen möchte. Wir begleiten daher die Bewegung in England mit unseren wärmsten Wünschen und werden es mit Freuden begrüßen, wenn ein praktischer Erfolg derselben auch in Deutschland zur Nachahmung anreizen sollte. Daß wir kein Neu-Seeland und kein Kanada besitzen, würde kein Hindernis sein. In Südwestafrika, in Damaraland, zwischen Euphrat und Tigris, in Südbrasilien, Paraguay u. s. w. harren weite Länderstrecken einer planvollen Besiedelung durch größere Gemeinden. Sachverständige Führer würden sich auch bei uns schon finden, und auf eine staatliche Unterstützung würde in Deutschland mehr zu rechnen sein, als in England. Wir bemerken dazu, daß auch Mr. Rees die Beihülfe der Regierung durchaus nicht verschmäht. Er beruft sich darauf (From poverty to plenty, S. 125), daß Fürst Bismarck sich wiederholt für staatliche Unterstützungen von Produktivgenossenschaften ausgesprochen habe: „especially when directed to colonisation". Dieser Zusatz ist dem ehrlichen Engländer allerdings nur so unversehens aus der Feder geflossen. Fürst Bismarck hat in der Reichstagssitzung vom 16. September 1878 gelegentlich der Schilderung seines Verhältnisses zu Lassalle öffentlich erklärt, daß er eine Gewährung von Staatsmitteln zur Unterstützung von Produktivgenossenschaften noch immer nicht für einen Fehler halten könne. Den ihm untergeschobenen Zusatz hat er nicht gemacht, aber wir sind überzeugt, daß er ihn, wenigstens 10 Jahre später, wohl gemacht haben könnte, und das wäre schließlich ebenso bedeutsam. Vorbedingung würde aber sein, daß in den beteiligten Volkskreisen eine mächtige, elementare und durch die an der Spitze stehenden Persönlichkeiten Vertrauen erweckende Bewegung für eine überseeische Ansiedelung auf genossenschaftlicher Grundlage sich geltend machte, und da wir auch für die Privatinitiative vorläufig nur Abwarten empfohlen haben, so schließen wir unsere heutigen Mitteilungen mit dem Wunsche, daß wenigstens die in England sich vollziehende Bewegung in deutschen Kolonialkreisen mit Aufmerksamkeit verfolgt werden möge.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. Am 18. Dezember hielt im Architektenhause Herr Major Liebert einen Vortrag auf Grund des kürzlich erschienenen, unsern Lesern bestens zu empfehlenden Buches von Dr. O. Baumann: „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes".[1]) Wir übergehen die Einzelheiten der Gefangennahme des Dr. Meyer und O. Baumann als allgemein bekannt. Nach der Ansicht Lieberts beurteilt Baumann mit einem Anflug von deutscher Sentimentalität Buschiri zu milde, denn Buschiri hat durch seine späteren Grausamkeiten gezeigt, daß er keine Natur mit edlen Anlagen sei, und seinen Tod hundertfach verdient. Es sei weniger bekannt geworden, daß die Eroberer seines letzten Lagers viele Wasarams mit abgehackten Händen und Füßen und über schwelendem Feuer langsam getötete Kinder vorgefunden hätten, und daß seine Rückzugslinie mit den Leichen Ermordeter besät gewesen sei. Hinsichtlich Usambaras schloß sich der Redner den Ausführungen Baumanns an, daß hier ein sehr viel versprechendes Kulturland vorhanden sei, dessen Bewohner nach dem Sturze der Wakilindi, der Herrscherrasse, und Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf eine höhere Kulturstufe gebracht werden könnten. Zum Schluß ermahnte Redner die Anwesenden, für das Zustandekommen der ostafrikanischen Dampferlinie thätig zu sein, riet, eine Usambara-Gesellschaft zu bilden und prophezeite einer solchen den besten Erfolg.

— Die Abteilung London hielt am 16. Dezember eine gesellige Zusammenkunft, in welcher der Präsident Herr Hermann Schmidt einen hochinteressanten, in das Wesen der Sache eindringenden Vortrag über „die Grundsätze der Politik" hielt. Über den zweiten Punkt der Tagesordnung: „Subvention einer ostafrikanischen Dampferlinie" referirte Herr C. A. Oldemeyer. Er machte die Versammlung mit dem dem Bundesrate vorgelegten Entwurf betreffs Einrichtung und Unterhaltung einer Postdampfer-Verbindung bekannt. Er wies darauf hin, wie ungünstig für Deutschland es sei, daß die Verschiffung der Waren über England zu geschehen habe, daß die von Deutsch-Ostafrika zu verfrachtenden Waren wegen Platzmangel oft von den von Indien kommenden Schiffen abgewiesen werden müssen. Der Briefverkehr habe sich

[1]) Verlag von G. Hölzel in Wien. Das Buch ist gut illustrirt, mit einer sehr guten Karte von Usambara versehen und preiswert.

vom Jahre 1886 bis 1887 beinahe verdreifacht. Die bis jetzt bestehenden Zweiglinien seien durchaus ungenügend. Auf die von vieler Sachkenntnis zeugende Berichterstattung Herrn Oldemeyers hin faßte die Abteilung die bereits in der vorigen Nummer mitgeteilte Resolution.

— Abteilung Forbach. Die Vorstandswahl für das Jahr 1890 hat gegenüber dem bisherigen Vorstand folgende Veränderung ergeben: Das Präsidium ist auf Herrn Pfarrer Lange übegegangen, das Schriftführeramt in die Hände des Herrn Gymnasialoberlehrers Saueressig gelegt worden, während Herr Kassenkontroleur Wolter auch fernerhin die Funktionen des Schatzmeisters ausüben wird.

— Abteilungsbildung in Freiberg i. S., Ebingen und Balingen. Gelegentlich eines Vortrages des Herrn Dr. Neubaur über „deutsche Interessen in der Südsee" bildete sich am 18. d. M. eine Abteilung unserer Gesellschaft in Freiberg i. S. unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeister Bentler, ebenso infolge eines Vortrages des Herrn Leutnant Märcker am 15. d. M. in Ebingen unter dem Vorsitz des Herrn Fabrikanten Santer und im Anschluß daran in Balingen unter dem Vorsitz des Herrn Stadtschultheiß Eisele. Um das Zustandekommen der beiden letzten Abteilungen hat sich Herr Oberamtmann Stamer in Balingen große Verdienste erworben, dem, wie den übrigen genannten Herren, auch an dieser Stelle dafür der Dank der Gesellschaftsleitung ausgesprochen sei.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Behandlung des Streitfalls zwischen England und Portugal) wegen des Treffens, welches Major Serpa Pinto den Makololos am Schire lieferte, ist in ruhigere Bahnen eingelenkt. Lord Salisbury hatte dem portugiesischen Minister des Auswärtigen, Barros Gomes, eine Note überreichen lassen, in welcher Vorstellungen gegen das Vorgehen Portugals im südöstlichen Afrika erhoben werden und die ausdrückliche Mißbilligung und Zurückweisung des Auftretens des portugiesischen Agenten im Sambesi-Gebiete gefordert wird. Die Note, die übrigens keinerlei Drohungen enthält, führt die Thatsachen auf, durch welche sich England beschwert fühlt und fordert die Wiederherstellung des Status quo im südöstlichen Afrika. Daß die von einem verantwortlichen Vertreter Englands aufgepflanzte englische Flagge herabgenommen und beseitigt werde, könne die englische Regierung unter keinen Umständen gestatten. Wie das „Reuter'sche Bureau" vom 25. Dezember mitteilt, wäre die Antwort des portugiesischen Ministers des Auswärtigen Barros Gomes an das britische Auswärtige Amt günstig aufgenommen worden, indem dieselbe den loyalen Wunsch Portugals bekunde, die Angelegenheit in einem versöhnlichen Geiste zu behandeln. Vorläufig wird man die offiziellen Berichte abwarten wollen. Wir fürchten, es wird schließlich ein Handelsgeschäft zwischen Portugiesen und Engländern zu stande kommen, in welchem den ersteren das Ostufer des Nyassa konzedirt wird, während die Engländer außer der Herabsetzung der Durchfuhrzölle das Land westlich vom Schire und Nyassa erhalten werden. Dieses Vorgehen Englands Portugal gegenüber, welches sich im Hinterland der portugiesischen Besitzungen in Missionsstationen und Agenturen festsetzte, sollte uns zur Warnung dienen!

— (Die gegenwärtige Lage in Brasilien) ist eine solche, daß sich kaum voraussehen läßt, welchen Anteil das eingewanderte Element an der Entwicklung der Dinge zu nehmen bestimmt ist. Im allgemeinen haben sich die Deutschen der neuen Lage gegenüber freundlich, wenn auch hier und da reservirt verhalten, was auch das Klügste und Vernünftigste ist. Ob die Nachricht von separatistischen Strömungen in Rio Grande do Sul richtig ist, vermögen wir nicht zu beurteilen.

— (Aus Ostafrika.) Der Reisende O. Ehlers ist am 27. Dezember mit einer Abteilung des Wißmannschen Expeditionskorps von Pangani zum Kilima-Ndscharo aufgebrochen, um im Auftrage Sr. Majestät des deutschen Kaisers dem Fürsten von Moschi kaiserliche Geschenke zu überbringen. Es scheint danach, daß die Macht Simbodjas nicht als besonders gefährlich angesehen wird. Major Wißmann verbleibt an der Küste. — Leutnant v. Medem ist in Mpwapwa gestorben. — Konsul Bohsen ist in Sansibar angekommen.

— (Von Herrn Curt Töppen), Verteter der Deutschen Witu-Gesellschaft und neuerdings auch des Sultans von Witu, hat der „Hann. Courier" folgende, Lamu, den 5. Dezember 1889, datirte Zuschrift erhalten: „Mackenzie, der Direktor der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, und Evan Smith, der englische Generalkonsul, kamen auf dem für Australien bestimmten Schiff „Arawatta" am 29. November nach Lamu, saßen bis zum 4. Dezember auf einer Sandbank fest und segelten nach Sansibar weiter. — Der Witu-Sultan und die Deutsche Witu-Gesellschaft führten am 20. November die wieder von der Reichsregierung gestatteten Zölle längs der Küste in ihren Gebieten ein, was natürlich nicht ganz ohne kleine Unruhen abging. Mackenzie sagte den Lamu-Leuten, daß diese Zölle ohne Erlaubnis der Engländer (!!!) eingeführt worden wären und daß er — Mackenzie — dafür sorgen würde, daß die Zölle auf telegraphischem Wege wieder aufgehoben würden. Der deutsche Konsul in Sansibar hat auf eine Anfrage der Engländer geantwortet, daß er keine Befugnis hätte, die Witu-Zölle aufheben zu lassen; es ist nach London telegraphirt worden, aber bis zur Stunde noch keine Nachricht da. Am 31. Dezember will Mackenzie den Beledsonikanal mit Gewalt nehmen lassen! Der Kanal ist nebst allen Häfen des Witulandes von der deutschen Witugesellschaft behufs Zollerhebung gepachtet worden. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Engländer sich daran in ihrer Rücksichtslosigkeit kehren werden. Wegen Manda und Patta erwarten wir sehnlichst Entscheidung; wenn diese den Witu-Sultanen gehörenden Inseln auch noch englisch werden, dann wäre dies die größte Ungerechtigkeit. Niemand hat den Schein eines Rechts darauf, als die Nebhaniden, die jetzigen Sultane von Witu, welche 800 Jahre die Inseln bewohnt und niemals ihre Ansprüche aufgegeben haben! — Herr Clemens Denhardt, dessen Namen der Witu-Sultan nicht mehr hören will, ist mit Mackenzie nach Sansibar gegangen und will das ganze Land des Sultans von Witu an Mackenzie verkauft haben. Er hat einen großen Protest beim deutschen Konsulat in Sansibar gegen Abtretung von Hoheits- und Privatrechten seitens des Witu Sultans an Dritte eingelegt. Ferner klagt er gegen den Sultan auf Zahlung von 10 000 Rupien, aber Begründungen liegen vorläufig noch nicht vor. Der Sultan von Witu protestirt gegen alle Kontrakte, welche nach seinem Bruch mit Denhardt veröffentlicht werden sollten, zumal Herr Denhardt trotz mehrfacher Klagen des Sultans diesem seine Staatssiegel nicht ausgeliefert hat. Herr Denhardt scheint sich einzubilden, daß das deutsche Reich es sich gefallen lassen wird, wenn er für schnödes Geld Land an die Engländer verkaufe, was unter deutschem Protektorat steht."

— (Dampfersubvention für Ostafrika.) Die Dresdener Handels- und Gewerbekammer hat in ihrer Sitzung vom 5. Dezember über die Errichtung einer vom Deutschen Reich zu unterstützenden Postdampferlinie nach Ostafrika verhandelt, nachdem die Kammer von der Dresdener Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft um Unterstützung ihrer in Sachen der Dampferlinie an den Bundesrat gerichteten Petition angegangen war. Herr Handelskammersekretär Schulze erstattete den Bericht für die erste Kommission, in welchem er darauf hinwies, daß bereits 1887 auf die Auslassung der Dampferlinie nach Ostafrika in dem damaligen Gesetzentwurf über die Einrichtung deutscher Dampferlinien bedauernd in einer Eingabe Bezug genommen sei. Die Kommission vertrete also, wenn sie heute die Eingabe der Kolonialgesellschaft an den Reichstag befürworte, nur den früher eingenommenen Standpunkt, für den jetzt viel schlagendere Gründe angeführt werden könnten, als damals. Die Unzulänglichkeit der jetzt bestehenden Dampferverbindung sei genügend nachgewiesen, und der Handelsverkehr mit Ostafrika sei einer bedeutenden Steigerung fähig. Der Reichszuschuß werde doppelt fruchtbar für das Reich werden, wenn die geplante Dampferlinie ihre Fahrten einerseits möglichst weit nach Südostafrika ausdehnen, andererseits den Hafen von Alexandrien anlaufen würde. Es käme dabei Madagaskar und Lourenco Marquez in Betracht, dagegen sei die Zweckmäßigkeit der Ausdehnung bis Kapstadt, da dieser Welthafen mit Europa bereits in unmittelbarer vorzüglicher Verbindung stehe, fraglich. Der Antrag der Kommission, „die Kammer wolle die Errichtung einer vom Reich zu unterstützenden Postdampferlinie von Hamburg nach der Ostküste Afrikas im Anschluß an die betreffende Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft beim Deutschen Reichstag befürworten und dabei die Zweckmäßigkeit der Weiterführung derselben mindestens bis zur Delagoabai, sowie des Anlaufens des Hafens von Alexandrien und die Unzweckmäßigkeit einer bloßen Zweiglinie Sansibar-Aden betonen", wurde einstimmig angenommen. Der Herr Vorsitzende, Kommerzienrat Th. Hultzsch, bemerkte noch, daß er die Unterstützung der Eingabe der Kolonialgesellschaft beim Reichstage besonders deshalb für wünschenswert halte, weil sie von neuem beweisen werde, daß, wie überhaupt die große Mehrheit des deutschen Volkes, so besonders die gewerbthätigen Kreise desselben nach wie vor die Kolonialpolitik des Reichskanzlers kräftig zu unterstützen bereit seien.

— (Die Antisklaverei-Konferenz zu Brüssel) hat sich bis Mitte Januar vertagt. Bis jetzt hat sich die Kommission mit dem Sklavenhandel zu Lande und dem Sklavenhandel zur See beschäftigt, doch ist man zu praktischen Resultaten noch nicht gekommen. Der ersten Kommission lag ein Entwurf des belgischen Bevollmächtigten zu Grunde, nach welchem die europäischen Staaten verpflichtet werden sollen, in ihren afrikanischen Besitzungen überall feste Stationen zu gründen, längs der alten Karawanenstraße möglichst viele Schienenwege anzulegen und auf den großen zentralafrikanischen Strömen und Seen Dampferlinien herzustellen. Man stieß aber insofern gleich auf Schwierigkeiten, als der belgische Antrag, daß den bei der Konferenz teilnehmenden Regierungen die Verpflichtung auferlegt werde, im Wege ihrer nationalen Gesetzgebung gegen den Sklavenhandel einzuschreiten, Bedenken erregte. Die Mächte erklärten sich mit dem Prinzip einverstanden, aber sie verlangten, daß jede Macht Sondergesetze erlassen sollte, die für ihre überseeischen Kolonien Geltung hätten. Eine andere belgische Forderung, das Verbot der Einfuhr von Feuerwaffen betreffend, wurde von den Mächten vorläufig bei Seite geschoben, selbst von dem sonst so menschenfreundlichen England (welches noch jüngst erlaubt hat, daß den kriegerischen Matebele Waffen geliefert wurden, und ohne die Wachsamkeit Portugals am Sambesi die Schire-Völkerstämme auch mit Hinterladern versehen haben würde, und dessen Unterthanen Waffenhandel mit Südwestafrika über den Oranjefluß betreiben)! Die Beratungen der maritimen Kommission fanden auf der Basis der von den britischen Delegirten gestellten Anträge statt, nach welchen eine weite Zone alle Gestade des indischen Ozeans, die Küsten des persischen Golfes, sowie die von Arabien, des Roten Meeres und Kleinasiens durch eine Abmachung festgestellt werden soll, innerhalb welcher die Durchsuchung aller muhammedanischen Fahrzeuge gestattet sei, gleichviel, unter welcher Flagge dieselben segelten. Dieser Antrag ist bei Frankreich, dessen Presse darüber in förmliche Wut geraten ist, auf lebhaften Widerstand gestoßen. Die französische Regierung hielt an ihrem bekannten Grundsatz fest, daß Fahrzeuge unter französischer Flagge nicht von fremden Kriegsschiffen angehalten werden dürfen. Die Türkei will den Import von Sklaven in das türkisch-afrikanische Gebiet auch ferner gestatten, dagegen verspricht sie, gleich allen andern Mächten, die Sklavenausfuhr aus Afrika mit allen Mitteln zu hindern, und möchte nur den Handel mit weißen Zirkassierinnen geschützt wissen. Der Kongostaat möchte nun gern, wenn die Bestimmungen seines Entwurfes angenommen werden, die Erlaubnis erhalten, zur Bestreitung der Kosten für Unterdrückung der Sklaverei Einfuhrzölle zu erheben. Damit würde natürlich die Kongoakte umgestoßen und die Nigerakte würde folgen. Wir können nur wünschen, daß man auf solche Vorschläge nicht eingeht, wozu ja auch wenig Aussicht ist. Ein solcher Vorschlag würde selbstverständlich nur dann annehmbar sein, wenn vollkommen

ausreichende Sicherheit gegeben werden könnte und würde, daß der Ertrag der Zölle wirklich und ausschließlich zur Beseitigung des Sklavenhandels Verwendung fände.

— (Dienstleistung in Afrika.) Bei der Auswahl geeigneter Leute für die Schutztruppe in Afrika hat man in neuerer Zeit sein Augenmerk besonders auf kräftige und große Leute gerichtet, und dieselben meistenteils den aktiven Militärs entnommen. Wir möchten aber den Gedanken anregen, ob es sich nicht empfehlen dürfte, die notwendigen Mannschaften aus den jungen stellenlosen Hilfsjägern und Hilfsförstern der Staats- und Privatforstverwaltungen zu nehmen, zumal in diesem Beruf gerade jetzt eine ganz außerordentliche Überfüllung vorhanden ist. Für den jungen Reservejäger der Klasse A. dürfte ein 1—2jährige Thätigkeit in Afrika mindestens ebenso berufsmäßig erscheinen, als ein fünftes oder sechstes Dienstjahr im Jägerbataillon. Im Vergleich zu anderen Berufsständen dürften sich zur Thätigkeit in Afrika gerade ganz besonders junge Reservejäger oder junge Forst- und Jagdbeamte eignen, welche von früher Jugend auf an Strapazen gewöhnt sind, beim Jägerbataillon eine gute militärische Erziehung genossen haben, und sich in den verschiedensten Terrainformen bewegen können.

— (Stanley) und seine ägyptischen Offiziere wollten am 30. Dezember mit dem Postdampfer nach Ägypten abreisen. Durch seine Sucht, Emin Pascha, der sich nicht verteidigen kann, herabzusetzen, als unschlüssigen Menschen hinzustellen, ja ihn selbst der Unwahrheit zu zeihen, hat er sich in den Augen aller Verständigen sehr geschadet. — Emin Pascha befindet sich nach den letzten Nachrichten wieder etwas besser. Es wäre zu wünschen, daß er für unsere Kulturbestrebungen in Ostafrika erhalten werden könnte, da sich im ägyptischen Dienste für ihn keine weiteren Aussichten darbieten.

— (Aus Südwestafrika.) Dr. Goering, der frühere Reichskommissar für das südwestafrikanische Schutzgebiet, welcher den Konsulatsposten in Port-au-Prince übernehmen sollte, kehrt zunächst nach Südwestafrika zurück. — Lewis ist in England angekommen, angeblich um über die Übergriffe der Deutschen Klage zu führen.

— (Die Franzosen) haben manche trübe Erfahrungen in ihrer Kolonialpolitik gemacht und sind jetzt wieder eifrig bemüht, nach dem Schiboleth zu suchen, mit welchem alle Schwierigkeiten überwunden werden können. Am 10. Dezember versammelte sich in Paris der Congrès colonial national, welcher die Lage der einzelnen Kolonien der Reihe nach besprechen und Mittel zur Abhülfe der verschiedenen Übelstände vorschlagen will. Gleich bei der ersten Sitzung kam eine ganz einschneidende Frage zur Verhandlung, welche für uns auch in einiger Beziehung von Interesse ist, ob nämlich das Prinzip der „Assimilation" oder der „Autonomie" vorzuziehen sei. Senator Isaac sprach sich dahin aus, daß die Bemühungen der Kolonisation in allen der französischen Autorität unterworfenen Gebieten dahin gehen müßten, unter den Eingeborenen die französische Sprache, Industrie und Sitte zu verbreiten. Dagegen wandten sich mehrere Redner, welche auf das Beispiel in Indien hinwiesen, wo die Engländer darauf verzichtet hätten, die englische Sprache zu lehren, da die Durchführung der Assimilation der einheimischen Rasse die Revolutionen herbeiführen würde. Die Offiziere könnten dort nicht zum Range des Kapitän emporsteigen, wenn sie nicht die Sprache des Landes verständen. Niemand wolle englisch sprechende Eingeborene als Diener verwenden, da sie durch die Berührung mit der europäischen Zivilisation verdorben worden seien. Was die Verbreitung der französischen Sitten anbetreffe, so fragte ein Redner, welches Interesse man daran haben könne, „aus der arabischen Welt eine uns ähnliche Gesellschaft zu machen, und bemerkte, daß die algierischen Eingeborenen z. B. von unserer Zivilisation nichts wissen wollen, da sie die ihrige für vorzüglicher hielten". Schließlich wurde aber eine Resolution angenommen, daß die Bestrebungen sich dahin lenken sollten, unter den Eingeborenen die nationale Sprache, industrielle Einrichtungen allmähliche Zivilisation und französischen Geist zu verbreiten.

— (Die Nigerkompanie) hat auf die ihr im Weißbuch gemachte Anklage in einem so merkwürdigen Aktenstück geantwortet, daß es sich verlohnt, darauf einzugehen, zumal die Nigerkompanie das eigentliche Streitobjekt zu verschleiern unternimmt. Mit einer gewissen Advokatenpfiffigkeit wird nicht die Nigerakte von 1885 als Grundlage genommen, sondern das deutsch-englische Abkommen über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären im Golf von Guinea vom Jahre 1886, und beides unterschiedslos durcheinander geworfen. Das deutsch-englische Abkommen bezog sich nur auf die politische Abgrenzung; es wird auch von Deutschland nicht verletzt werden. Deutschland wird weder mit dem König oder Emir von Nupe einen Schutzvertrag abschließen, noch mit einem der anderen dortigen mohamedanischen Herrscher. Dieses Gebiet ist England zugesprochen und die englische Gesellschaft mag dort Verträge abschließen, wie sie will, aber sie darf nicht vergessen, daß dieses englisch-deutsche Abkommen erst möglich wurde, nachdem die Nigerakte angenommen war. Die Nigerakte, nach welcher Handel und Verkehr auf dem Flusse für frei erklärt wurde, mit der politischen Abgrenzung der Interessensphären zu verquicken und es gewissermaßen so hinzustellen, als ob die Akte durch die Abgrenzung aufgehoben sei, ist eine recht ungeschickte Ausflucht, welche in ihrer Hohlheit leicht zu erkennen ist. Das Eskamotiren der Nigerakte wird aber ebenso unmöglich sein, wie der Versuch des Kongostaates auf der Brüsseler Konferenz, die Kongoakte zu gunsten der Einführung von Zöllen zu ändern, gefährlich ist. Aus dieser Auffassung der Royal Niger Company ergibt es sich, daß sie den deutschen Händler Hönigsberg gewissermaßen als einen politischen Agenten der Hamburger Häuser ansieht, wie es früher in gewisser Beziehung Flegel war; sie meint ihm im vollen Rechte entgegengetreten zu sein, da Hönigsberg trotz der politischen Abmachung zwischen England und Deutschland versucht haben soll, diese Länder dem britischen Einflusse zu entziehen. Die Angriffe auf den Kommissar von Puttkamer beginnen damit, daß sein Dolmetscher verdächtigt wird, aus Feindschaft gegen die Kompanie die Antworten des Emirs von Nupe entstellt zu haben. Hier steht Behauptung gegen Behauptung, so lange nicht der Bericht des englischen Kommissars Mac Donald vorliegt. Vorläufig ist aber, was Nupe anbetrifft, an der Erklärung der acht Händler vom 17. November 1887 in Egga festzuhalten, nach welcher der König von Nupe erklären ließ, daß er niemals jemand Ländereien abgetreten habe, was er auch v. Puttkamer gegenüber in diesem Jahre bestätigte. Die anderen maliziösen Bemerkungen, daß Herr v. Puttkamer sich als Agent Englands ausgegeben habe, daß er die genossene Gastfreundschaft so schlecht vergolten habe, sind einfach komisch, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Puttkamer auf seiner Nigerreise arretirt worden ist. Wenn er später freundlich behandelt worden ist, so entspricht das nur der Stellung, welche er einnahm. Wie falsch die Royal Niger Company aber die ganze Sachlage betrachtet, geht aus den Bemerkungen über die Hamburger Handelskammer hervor, nach welchen dieselbe wegen der hohen Zölle auf Spirituosen seitens der Kompanie ihre Agitation eingeleitet haben solle. Mit diesem englischen „cant" soll nur Stimmung gegen die Deutschen gemacht und die Aufmerksamkeit davon abgelenkt werden, daß die Niger-Company in offenbarer Verletzung der Nigerakte am Niger ein Monopol errichtet hat, welches alle derselben nicht angehörigen Händler ausschließt. — Die Kompanie weist mit einer Art grimmigen Stolzes auf den Sieg hin, welchen sie über Flegel errungen hatte, und möchte gern auch über Hönigsberg triumphiren, der weit davon entfernt ist, so hochfliegende Pläne wie Flegel zu verfolgen; aber wenn mit Flegels Tod seine Pläne vorläufig ins Wasser fielen, obwohl seine privatrechtlichen Erwerbungen noch zu Recht bestehen, so ist Hönigsberg dagegen bereit, wieder hinauszugehen, um auch für Deutschland einen Teil des großen und vielversprechenden Nigerhandels zu retten.

— (Kolonisation im Witulande.) Im Frankfurter Journal vom 18. Dezember war in einer Münchener Korrespondenz ein Unternehmen des Herrn Andreas Küntzel an der Mandabucht in einer Weise gepriesen worden, welche nicht allein mit den uns bekannten Thatsachen in argem Widerspruch stand, sondern wegen der Überschwänglichkeit geradezu gefährlich war. Von seiten des Herrn Generalsekretärs Dr. Bokemeyer wurde deshalb uns bekannten Redaktionen vertraulich Mitteilung von einem Schreiben gemacht, welches an die Münchener Abteilung erlassen war, weil Andreas Küntzel im Begriff stehen sollte, neun Münchener Herren nach dem Witulande zu führen. In diesem Schreiben wurde darauf hingewiesen, daß Küntzel weder „Plantagen" an der Mandabucht, sondern nur eine kleine Schamba, noch eine Dampfholzschneidesäge daselbst besitze. So lebhaft alle Kolonialfreunde wünschen müßten, daß unsere Schutzgebiete wirtschaftlichen Unternehmungen im weitesten Umfange erschlossen würden, so dringend mahne uns die Pflicht, leichtfertigen Unternehmungen mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Da die Norddeutsche Allg. Ztg. von dieser Mitteilung ihren Lesern Kenntnis gegeben hat, so wollen wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten.

Wir werden ersucht, folgende Mitteilung bekannt zu geben und um deren weitere Verbreitung im Publikum zu bitten:

Alle Gesuche, Mitteilungen und Anfragen bezüglich Anstellung in einer der deutsch-afrikanischen Schutztruppen sind von jetzt ab an die „Vertretung der deutsch-afrikanischen Schutztruppen", Berlin W., Wilhelmstraße 98, zu richten. Der Unterzeichnete nimmt weder im Generalstabsgebäude noch in seiner Privatwohnung Gesuche ꝛc. in Kolonialsachen entgegen.

Berlin, 1. Januar 1890.

Liebert, Major im Generalstabe.

Bekanntmachungen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Die geehrten Mitglieder in den unten verzeichneten Orten erhalten die „Kolonial-Zeitung" von Neujahr ab nicht mehr wie bisher unter Kreuzband, sondern durch die gleichzeitig namhaft gemachten **Vertreter** zugestellt, die auch gegen Auslieferung der Mitgliedskarte und Quittung von den Mitgliedern im Monat April die Jahresbeiträge für 1890 einziehen werden.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns die Bitte auszusprechen, daß von jeder Unregelmäßigkeit in der Zeitungslieferung uns Mitteilung gemacht werde, damit wir vorhandene Übelstände sogleich beseitigen können.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Biebrich: Gebrüder Weber, Buchhandlung,
Gmünd: Herm. Schmoldt, Buchhandlung,
Hainichen: Hugo Rose, Buchhandlung.
Hohenstein-Ernstthal: Ed. Just, Buchhandlung.
Idar-Oberstein: F. H. Klein, Buchhandlung.
Kirn a. d. N.: Robert Schleich, Buchhandlung.
Königsberg i. Pr.: Wilh. Koch, Buchhandlung.
Leisnig: Herrm. Ulrich, Buchhandlung.
Müllheim i./B.: Aug. Schmidt, Hof-Buchhandlung.
Schwedt a./O.: A. Viereck in Firma: Chr. Marrsen, Buchhandlung.
Unna: G. Hornung, Buchhandlung.
Verden: Karl Vogt, Andreasstraße 6.
Waldkirch i./B.: Carl Seeger, Buchdruckerei.
Wilhelmshaven: Carl Lohse, Buchhandlung.

Einbanddecken in brauner Farbe mit Gold- und Schwarzpressung sind zum Jahrgang 1889, wie auch zu den früheren Jahrgängen der „Deutschen Kolonial-Zeitung" gegen Einsendung von 1 Mk. 50 Pf. für die Decke postfrei zu beziehen von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.
Berlin W., Linkstraße 25.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 2. Berlin, 18. Januar 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Emin-Pascha-Expeditionen. Mit Karte. — Koloniale Bestrebungen in England. II. Von Prof. W. Schaefer. — Deutsche Stadtkolonisation. Von R. v. Haake. — Die Rechte des Sultans von Witu. — Statistisches aus Ostafrika. II. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Die Emin Pascha-Expeditionen.

Mit Karte.[1])

Seit Ankunft des ersten Briefes von Stanley in Europa sind so viele Publikationen erschienen und ist das Thema in den Tagesblättern bereits so oft behandelt worden, daß wir unsern Lesern nichts neues bieten würden, wenn wir genauer auf die Briefe eingehen würden, welche übrigens jetzt gesammelt in Buchform erschienen sind. Wir haben aber doch ein Kärtchen, die Wege der Stanleyschen Emin Pascha-Expedition andeutend, anfertigen lassen, da einige der geographischen Entdeckungen Stanleys von großer Wichtigkeit sind. Der Aruwhimi ist jetzt bekannt geworden von seiner Mündung bis zur Quelle. Was aber die Existenz des großen Kongowaldes betrifft, der einen Flächenraum bedecken soll so groß wie Frankreich und die iberische Halbinsel, so scheint Stanley etwas aufgeschnitten zu haben, da er doch nur über das von ihm durchreiste Gebiet berichten kann, welches zum großen Teil in der Nähe des Flusses lag, der, wie alle Gewässer in den Tropen, sehr stark von dichten Urwäldern umgeben war, deren Breite aber noch nicht zu bestimmen ist.

Die Lage des Mondgebirges ist durch die Expedition über den mindesten Zweifel hinaus festgestellt und Ruwenzori, der Wolkenkönig, ist gesehen worden; seine Weichen sind erforscht und einige seiner Schultern bestiegen. Der „Gordon Bennett" und der „Mackinnon" sind nur riesige Schildwachen, den Zugang zu den inneren Flächenräumen des Wolkenkönigs abwehrend. Die Expedition entdeckte den dem geheimnisvollen Muta Nsige oder Albert Edward-See, wie Stanley ihn getauft hat, entströmenden Semliki, wodurch die Nilquellenfrage zu einer definitiven Lösung gebracht und zugleich die vor 17 Jahrhunderten ausgesprochene Ansicht des Ptolemäus zu Ehren gebracht worden ist. Speke, welcher das Mondgebirge nach eingezogenen Erkundigungen in die Gegend nördlich vom Tanganjikasee verlegt, hatte demnach Recht; seine Gegner, welche die Existenz eines derartigen Gebirges ins Reich der Fabeln verwiesen, waren im Irrtum. Jedenfalls giebt diese Thatsache Zeugnis von einer gewissen Seßhaftigkeit oder doch Sicherheit der Tradition bei den eingeborenen Völkerstämmen, wenn wirklich Ruwenzori in der Sprache der Eingeborenen Mondgebirge heißen sollte, wie Stanley annimmt. Vom Ostufer des Muta Nsige durchzog Stanley die Landschaft Ankori und erreichte das ihm schon seit 1876 bekannte Karagwe am Westufer des Victoria-Sees, das von den Parteien zerrissene Uganda am Nordende des Sees vermeidend. Stanley schreibt auf Grund seiner Umgehung des südlichen Teiles des Victoria Nyanza diesem eine beträchtlich größere Ausdehnung nach Westen zu, als bisher angenommen wurde. Doch muß hierüber noch erst eine definitive Berechnung seiner Aufnahmen abgewartet werden, da, wie das 9. Heft der „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde" hervorhebt, bisher die Ortsbestimmungen des Reisenden durch seine Nachfolger noch stets eine wesentliche Korrektur erfahren haben. Diese Entdeckungen allein würden aber schon genügen, Stanley einen ehrenvollen Platz unter den Afrikareisenden einnehmen zu lassen.

Auch die geographischen Entdeckungen der deutschen Emin Pascha-Expedition, welche sich nach einer Depesche von Denhardt vom 31. Dezember laut Briefen des Dr. Peters auf dem Weg vom Kenia nach dem Baringo-See befindet, sind bemerkenswert; es ist ein Teil des Laufes des oberen Tana bestimmt worden, und Peters ist der erste, welcher von Osten an den Kenia gelangt ist, während bekanntlich von Westen her Thomson sich ihm sehr näherte und Graf Teleki ihn bestieg. (Siehe Nr. 26 der D. Kolon.-Ztg. 1889.) Auf dem Wege nach dem Baringo-See dürfte Peters aber die Spuren der Emissäre der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft antreffen, welche in diesem Gebiet sehr thätig gewesen sind. Schon zwei Monate nach der Inkorporation der Gesellschaft im September 1888 wurde unter Jacksons Führung die erste Expedition ins Innere geschickt, um besonders die Gegend vom Baringo-See bis zum nördlichen Ufer des Viktoria Nyanza zu erforschen, dort Stationen zu errichten, Verträge abzuschließen und im Allgemeinen das wenig bekannte Hinterland der Küste, für dessen Kenntnis man immer noch auf die Berichte des deutschen Missionars Krapf angewiesen war, zu durchforschen. Im April 1889 erreichte die Karawane Machakos, an der Grenze von Kikuyu, wobei sie über das durch Thomsons Reisen bekannter gewordene Teita und Ulu gekommen war, und legte dort eine Station an. Dieses Machakos liegt östlich von Ngongo a Bagas (etwa unter dem 37 ° östl. L. und 1° südl. Br.), auf dem großen Inland-Plateau, ungefähr 7000 Fuß hoch. Die Karawane, welcher außer dem oben genannten noch Gedge und Dr. A. D. Mackinnon angehören, verfolgte dann ihren Weg durch das bisher nur von Teleki erforschte Kikuyu-Gebiet, nach dem Naivascha- und Baringo-See zu marschirend, und hatte jetzt sicher den Baringo-See, wenn nicht den Viktoria Nyanza erreicht.[1]) Einige Monate später führte einer der Beamten der Gesellschaft, Bateman, eine Karawane mit Vorräten nach der Machakos-Station. Eine andere Karawane brach im Frühjahr unter der Führung von Pigott von Malindi auf. Er berührte den Tana bei Golbanti und ging auf dem rechten Ufer nach Massa, wo er mit den Häuptlingen und Stämmen Verträge schloß, welche angeblich das Land bis zum Kenia umfaßten. Es wird von Engländern bekanntlich behauptet, daß er sogar Verträge auf dem linken Tanaufer geschlossen habe. Pigott fand den Tana auf 250 englische Meilen von der Mündung an schiffbar und

[1]) Wir haben auf unserer Karte die Rückzugslinie nicht über Tabora gezogen, obwohl dies allgemein auf neueren ad hoc gefertigten Karten von geographischen Instituten, welche mit sonst dankenswerter Schnelligkeit die Ergebnisse der größeren Reisen schnell dem Publikum übermitteln, geschieht, sondern die Richtung eingezeichnet, welche die Soldaten Emins, die Wißmann in Mpwapwa Briefe von Stanley und Emin überbrachten, eingeschlagen haben. Dieselben sagten aus, daß die Expedition ihnen nachfolge. Da nach dem Berichte Wißmanns die Route der Soldaten der von Wilson und Stanley früher eingeschlagene Weg, welcher über Usuri führt, gewesen war, so scheint die Annahme begründet, daß dieser nördliche und direkte, weniger begangene Karawanenweg von der großen Karawane gewählt worden ist. Für diese Auffassung spricht noch, daß Tabora unseres Wissens in den Berichten nicht erwähnt worden ist, was sicher geschehen wäre, zumal uns seit langen Monaten Nachrichten über das Verhalten der Araber dort, welche für uns von höchstem Interesse sind, fehlen. Es ist sogar möglich, daß der sonst bessere Weg über Tabora wegen der Feindseligkeit der Araber vermieden worden ist.

[1]) Die Mitteilungen hierüber finden sich im Heft 1 des Scottish Geographical Magazine, 1890, in einer Rede des General Lewis über „britische und andere Interessensphären", welche Ende November gehalten wurde.

die Ufer dicht bewaldet. Er hißte dann noch weiter den Tana hinauf Flaggen der Gesellschaft und kehrte über Ulu und den Sabakifluß nach Mombas zurück. Er fand, was in Übereinstimmung mit Peters steht, daß der Tana vom Kenia in gerader östlicher Richtung fließt. Von Norden her kommen zwei Flüsse oberhalb von Boza, welches Pigott als Endpunkt der Schiffahrt angiebt, dessen Lage aber noch nicht genauer bestimmt ist. Die dritte Expedition war die des Mr. Smith, deren Überreste Peters am oberen Tana vorfand, nachdem der Führer versucht haben sollte, durch Ukamba nach dem Sabakifluß oder Mombas zu gelangen. Wenn jetzt die britische ostafrikanische Gesellschaft eine neue Expedition unter Führung des Reisenden Thomson den Tana aufwärts entsenden will und den humanitären Zweck, der Expedition Peters zu Hilfe zu kommen, vorschiebt, so wird man diese Auf-

wallung des Mitgefühls richtiger Weise wohl in Verbindung mit den schlimmen Nachrichten, die Expedition Smith betreffend, zu bringen haben.

*

Koloniale Bestrebungen in England.

Von Professor W. Schaefer.

II. Seelenrettung und Kolonisation.

Wenn ein Volk von einer großen Idee ergriffen ist, dann muß ihr alles dienen, und alle Äußerungen der Volksthätigkeit werden in einem gewissen Zusammenhange mit dieser Idee stehen. Englands Herz- und Pulsschlag ist aber in seinen Kolonien, und darum darf es uns nicht wundern, daß selbst das fromme Geschäft der Seelenrettung dort in den Dienst der Kolonisation gestellt wird. Wir denken dabei nicht nur an die mittelbaren Erfolge der Missionsthätigkeit in heidnischen Ländern, deren bahnbrechende politische und volkswirtschaftliche Bedeutung in Deutschland wohl noch nicht genügend geschätzt wird, sondern vielmehr an ein eigentümliches Mittel, auch die innere Mission für die unmittelbaren Zwecke der Kolonisation zu verwenden.

Unter Seelenrettung in christlichen Ländern verstehen wir in dem philosophischen Deutschland leicht eine dem feineren Gefühl wenig zusagende Proselytenmacherei für das eine oder andere Glaubensbekenntnis. In England, wo die konfessionellen Kämpfe früherer Zeiten im allgemeinen einer großen Duldsamkeit in Glaubenssachen gewichen sind, hat das Wort eine ganz andere Bedeutung. In dem Lande des Manchestertums und Mammonismus gibt es, insbesondere in den Großstädten, hunderttausende von Seelen, die in ihren verhungerten Körpern und bei jedem Mangel irgend welchen Schulunterrichts noch garnicht zum Bewußtsein ihrer menschlichen Bestimmung gelangt sind. Der großartige Erfolg der Heilsarmee ist ja nur dadurch erklärlich, daß in ihren barocken Versammlungen das Evangelium der göttlichen Liebe einer Gemeinde verkündigt wird, deren zusammengelaufene Mitglieder bislang blos Entwürdigung durch ihre eigenen Laster und den Haß und die Verachtung Anderer kennen gelernt hatten, die darum in der dunklen Nacht ihres Bewußtseins jeden auf ihr Menschentum fallenden Lichtstrahl mit Freuden begrüßten.

Ein solches Massenelend stellt der christlichen Barmherzigkeit und der werkthätigen Nächstenliebe der höheren Stände Aufgaben, vor denen wir in Deutschland vielleicht zurückschrecken würden, die uns aber Gott lob! seither auch erspart geblieben sind, weil unsere wirtschaftliche Entwickelung noch nicht zu einer ähnlichen Kluft zwischen arm und reich geführt hat und außerdem durch das kräftigere Eingreifen der Staatsgewalt für das geistige und leibliche Wohl der unteren Klassen von jeher unendlich viel mehr geschehen ist. Vielleicht stehen die verschiedenen Stände bei uns sich auch gemütlich näher, als es in England der Fall ist. Wir möchten es nicht als bloßes Wortspiel aufgefaßt sehen, daß wir in einer Art der Kolonisation den Engländern weitaus überlegen sind, nämlich in der Ausrüstung von Ferienkolonien. Die fast in allen deutschen Großstädten bestehenden und hoffentlich bald durch die „Zentralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege" in Berlin zu einem einheitlichen Organismus zusammengefaßten Komitees, welche armen Kindern einen Sommeraufenthalt auf dem Lande zur körperlichen Erfrischung und zugleich mit so wohlthätigen Folgen für deren innere Zucht und Sitte ermöglichen, sind wohl als eine verfeinerte Seelenrettung aufzufassen. Dieselbe hat aber in England nicht entfernt die Verbreitung gewonnen, als bei uns, obwohl die Idee von dort ausgegangen zu sein scheint, da V. A. Huber sie in seinen „Reisebriefen" schon vor 30 Jahren erwähnt hat.

Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß mit der größeren Not in England im allgemeinen auch eine größere Privatinitiative zur Milderung des zum Himmel schreienden Elends Hand in Hand geht. In großartigen, ausschließlich durch freiwillige Beiträge erhaltenen Wohlfahrtseinrichtungen zeigt sich im hellsten Lichte die Mildthätigkeit der besseren Klassen, verbunden mit dem den Engländern eigentümlichen praktischen Organisationstalent, ihrem kirchlichen Sinn und, da die Unternehmer das Publikum zu immer neuen Gaben anfeuern müssen, auch wohl dem landesüblichen Zusatz von geschäftlicher Reklame. Wir

wollen hier nur einige solcher Einrichtungen schildern, die mit der Kolonisation in Verbindung stehen.

Wenn man als Fremder an einem Abend nach Schluß der Fabriken die gewaltigste Verkehrsader des Ostendes von London, die „Commercial Road“ durchwandert und inmitten des Getümmels von Personen und Lastfuhrwerken die begegnenden Fußgänger betrachtet, die vielfach in Lumpen gehüllten Gestalten beiderlei Geschlechts, insbesondere am Sonnabend häufig das widerliche Schauspiel der Trunkenheit darbietend, und dazwischen die johlende Straßenjugend, Zeitungen, Apfelsinen, Streichhölzer u. s. w. zum Verkauf anbietend, oder mit kläglicher Stimme bettelnd, dann wird man sich leicht der von den Bewohnern anderer Stadtteile Londons gern erteilten Warnung erinnern, daß man sich nicht in eine der schmutzigen Seitengassen verirren möge. Wenn man aber trotz dieser Warnung in ein kleines Seitengäßchen, Stepney Causeway, einbiegt, dann wird man bald durch den Anblick eines großen Hauses gefesselt werden, welches ein Schild mit der Aufschrift trägt: „No destitute boy or girl ever refused admission.“ Das ist inmitten des uns umgebenden Straßenelends doch fürwahr ein großes Wort. Großartiger aber noch sind die Eindrücke, die wir empfangen, wenn wir durch einen Haufen von Weibern uns drängend, welche die abgezehrten Kinder auf ihrem Arm der unentgeltlichen Krankenpflege überliefern wollen, in die weiten Geschäftsräume eintreten, in welchen ein Dutzend fleißiger Korrespondenten und Buchhalter beschäftigt sind, und alsdann unter sachverständiger Führung einen Einblick thun dürfen in den vielverzweigten Organismus, durch welchen gegenwärtig etwa 3200 Kinder in den verschiedensten Lebensaltern, zeitweise kranke und auch unheilbar verkrüppelte, die meisten aber bald nach ihrer Aufnahme fröhlich in die Welt blickend, den versäumten Schulunterricht und Gottesdienst nachholend oder in den verschiedenen Werkstätten für einen bürgerlichen Beruf sich vorbereitend, eine Behandlung wie im Elternhause erfahren. Das ist das seit 23 Jahren bestehende „Home“ des Dr. T. J. Barnardo. Aus der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Night and day“ und den in Traktätchenform veröffentlichten Schriften ersehen wir, daß das Home 31 Einzelinstitute enthält, von denen viele den so verschiedenen Zwecken für Aufziehung und Verpflegung verwaister und verwahrloster Kinder entsprechend außerhalb Londons sich befinden. Zwei davon sind in Toronto und Peterboro im südlichen Kanada und dienen als Sammelstellen für diejenigen erwachsenen Zöglinge des Home, welche nach erhaltener Ausbildung sich freiwillig zur Auswanderung melden.

Es sind bislang 4050 junge Burschen und Mädchen im Alter von 16 bis 20 Jahren nach Kanada befördert, um nach kurzem Aufenthalt in den dortigen Homes je nach der Nachfrage und anderen Umständen als Handwerker u. s. w. in den Städten oder als landwirtschaftliche Dienstboten auf dem Lande untergebracht zu werden. Dr. Barnardo veröffentlicht eine große Anzahl von ihm zugegangenen Dankschreiben, aus denen hervorgeht, daß die Uebergesiedelten in den neuen Verhältnissen sich wohl befinden. Es ist das erklärlich, da die armen, elternlosen oder früher von ihren gewissenlosen Eltern nur zum Betteln oder Stehlen gemißbrauchten Kinder außer der strengen, aber wohlwollenden Zucht des Barnardo'schen Home keine an die Heimat fesselnde Erinnerung mitnehmen und leicht jede Veränderung ihres Geschickes als eine Verbesserung ansehen dürfen. Auch in Kanada harrt ihrer nur ein eintöniges Leben und schwere Arbeit, aber gewürzt durch gute Kost und, was den Kindern des Lasters und der Armut bislang am meisten fehlte, gute Behandlung. Ganz patriarchalisch mutet uns die in manchen Briefen derselben wiederkehrende Mitteilung an, daß der sie in seine entfernte Einsamkeit abholende Farmer unterwegs oder nach einer kurzen Probezeit ihnen geboten habe, ihn Vater zu nennen.

Von demselben Hauch dankbarer Freude sind die von Miß Annie Macpherson veröffentlichten Briefe ihrer einstigen Zöglinge durchweht. Diese hochverdiente Dame hat gleichfalls mit ihren der inneren Mission gewidmeten Homes zu London ein „Distributing Home“ zu Stratford in der kanadischen Provinz Ontario und ein „Farm Home“ zu Barnsley in Manitoba eingerichtet. Sie pflegt, da sie in ihrer Schwester, Miß Merry, eine ausgezeichnete Vertreterin für London besitzt, die Zöglinge selbst nach Kanada zu begleiten und hat seit 1868 in 75 verschiedenen Abteilungen bezw. Reisen 4700 arme Knaben und Mädchen in Kanada untergebracht.

Mit Recht verwahrt sich Miß Macpherson in den von ihr veröffentlichten Flugblättern gleich dem Dr. Barnardo gegen den Vorwurf, daß sie zu Gunsten des Heimatlandes die Kolonien mit zweifelhaften Einwanderern belaste. Sie will überhaupt keinen sittlichen Einwand gegen ihre „Lieblinge“ gelten lassen, da dieselben, obwohl dem Abschaum der Londoner Bevölkerung entstammend, in der frommen und strengen Zucht ihres Home von allen Schlacken ihrer Vergangenheit gereinigt seien. Sei dem nun wie ihm wolle, so dürfte der in der englischen und auch in der kanadischen Presse vereinzelt vorgekommene Hinweis auf Verbrecherkolonien unter allen Umständen unzutreffend sein. Die mit großen Kosten verknüpfte[1]), staatliche Deportation von verurteilten Verbrechern, die zur besseren Überwachung im Bestimmungslande nicht allzuweit zerstreut werden dürfen und deshalb eine um so konzentrirtere „Verseuchung“ desselben herbeiführen, gegen welche allenthalben ein immer stärkerer Widerstand sich erhebt, ist nicht zu vergleichen mit der wenig kostspieligen, freiwilligen Auswanderung von halberwachsenen Kindern, welche durchschnittlich besseren Einflüssen zugänglich und noch geeignet sind, von dem Familienleben schon kultivirter, aber dünn bevölkerter Kolonien aufgesogen zu werden. Es muß vielmehr theoretisch — denn über die praktischen Ergebnisse der geschilderten Kinderausfuhr können wir hier nicht aburteilen — anerkannt werden, daß dieselbe dem Ideal einer das Stammland und die Kolonie gleichmäßig befriedigenden Kolonisation nahe kommt.

Wie das Ideal der Volkswirtschaft, welches freilich in seiner ganzen Reinheit niemals erreicht werden wird, darin besteht, daß Jedermann die seinen Fähigkeiten entsprechendste Thätigkeit und zwar an der für sein Wohlbefinden geeignetsten Stelle entfaltet, so dürfte es das Ideal der Kolonisationstechnik sein, daß diejenigen Volkselemente ausgeführt werden, welche in der Heimat am leichtesten zu entbehren und in den Kolonien am zweckmäßigsten zu verwenden sind. Dem steht im allgemeinen entgegen, daß die besten Elemente der Heimat auch — individuell aufgefaßt — die besten Kolonisatoren sein werden, aber mit diesem unüberbrückbaren Gegensatz muß sich Jedermann abzufinden suchen, der Kolonien nicht aus Übermut, sondern lediglich als notwendiges Ventil für die Expansivkraft des Stammlandes begründet zu sehen wünscht. Alle Kolonisationsweisheit kann nur darin bestehen, zwischen den entgegengesetzten Interessen zu vermitteln. Diese Vermittelung ist möglich, weil das Leben in der Heimat und in den Kolonien so verschiedene Anforderungen an den Einzelnen stellt, daß derselbe wohl gern von der ersteren aufgegeben und dennoch ebenso gern von letzteren aufgenommen werden kann. Wir sind z. B. in Deutschland gezwungen, an die gelehrte Bildung unserer Söhne Ansprüche zu machen, welche durch den darauf folgenden häufig rein mechanischen Beruf, namentlich im Staatsdienst wahrhaftig nicht erfordert werden, und Gesetz und Sitte verhindern uns zuweilen, einen leichtsinnigen Streich, zu welchem die überschäumende Jugendkraft die begabtesten und durch ihre Willenskraft auch sittlich tüchtigsten Menschen am ehesten hinreißen kann, mit einer höheren Gerechtigkeit, als einer rein formalen zu behandeln. Die Kolonien fragen aber nichts nach der Kenntnis der Klassiker, an der bei uns mancher sonst wohl findige und aufgeweckte Kopf scheitert, und auch die in Ausbrüchen der Leidenschaft bewährte Willenskraft muß ihnen im allgemeinen lieber sein, als die sogenannte sittliche Korrektheit, die häufig nur die Folge innerer Schwäche und Bedeutungslosigkeit ist. Wie manche tüchtige, für die Kolonien höchst erwünschte Kraft steckt in unseren zahlreichen Berufsverfehlern! Das ist keine Vermutung, sondern eine Thatsache. Fast jedes deutsche Dorf weiß von einem Taugenichts zu erzählen, der wegen seiner schlechten Streiche nach Amerika geschickt wurde und nach längeren Jahren als gemachter Mann, vielleicht mit etwas renommistischen Manieren, aber auch mit wohlgefüllter Tasche voll ehrlich verdienter Dollars zurückkam. Wenn wir von diesem weitherzigeren, aber durch die Unterschiede in übervölkerten und zu besiedelnden Ländern wohl gerechtfertigten Standpunkte die kolonisatorischen Bestrebungen der inneren Mission Englands betrachten für ein durch seine Jugend an fremde Verhältnisse noch so anpassungsfähiges Menschenmaterial mit seiner Gewöhnung an strenge, körperliche Arbeit und Entbehrungen aller Art und dem in den Homes erwachten sittlichen Bewußtsein, dann können wir nicht zweifeln, daß dem Ausfuhr- wie dem Einfuhrlande in gleicher Weise gedient wird. Die kolonialen Aufgaben der Kulturvölker sind so dringende und ernste, daß das Wohlsein der Einzelnen, ja ganzer Volksklassen, unter Umständen hinter das Wohlsein der Gesamtheit zurücktreten muß. Hier stehen wir aber nicht vor diesem unerbittlichen Ernst der Völkergeschichte, sondern können uns der ungetrübten Freude darüber hingeben, daß unglückliche Menschenwesen, für welche ohne ihr Verschulden nach dem harten Malthusischen Gesetz das Tischtuch der Natur in der Heimat nicht gedeckt war, durch hülfreiche Nächstenliebe in Gegenden geführt worden, wo noch viele Tische unbesetzt

---

[1]) Nach Hübbe-Schleiden (Überseeische Politik II, S. 64) hatten die Aufrechterhaltung der Strafanstalten und die militärische Überwachung der Kolonien Neu-Süd-Wales und Vandiemens-Land dem britischen Staate bis 1836 schon über 140 Millionen Mark gekostet. Wir pflichten ihm vollständig bei, daß trotz der augenscheinlichen Mißerfolge Englands und auch Rußlands in Sibirien über die Strafkolonien im allgemeinen das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, brauchen aber in dem obigen Gedankengange auf die wichtige Frage nicht weiter einzugehen. D. V.

[2]) Wir fürchten nur, daß solche Leute wenig dazu geeignet sind, die Eingeborenen richtig zu behandeln. Für das Anfangsstadium unserer Kolonialentwicklung kann man nur innerlich gefestigte Leute gebrauchen. D. R.

sind. Ließe sich das nicht auch für Deutschland machen? Wir fürchten keine prinzipiellen Einwendungen, aber als erste praktische Schwierigkeit könnte uns entgegengehalten werden, daß wir keine Kolonien haben, in denen Einrichtungen zur vorläufigen Aufnahme und späterer Unterbringung bei unseren schon ansässigen Landsleuten für die Ankömmlinge bestehen. In Nr. 25 dieser Zeitung wurde aber unter „Kleine Mitteilungen" aus Buenos Aires[1]) berichtet, daß dort eine Kolonie zu dem Zwecke gegründet werden soll, um Einwanderern germanischer Abkunft als erste Zufluchtstätte zu dienen. Der Zweck des Unternehmens soll hauptsächlich humanitärer Art sein. Es sollen auf der zu gründenden Kolonie germanische Einwanderer, das heißt alle Ackerbauer und die es werden wollen, sowie auch nach Bedarf die Gewerbetreibenden sofort Beschäftigung finden können. Das Geld zur Gründung der Kolonie wird seitens des Vereins zum Schutze germanischer Einwanderer in Buenos Aires durch Gründung einer Aktiengesellschaft aufzubringen sein . . . . . Die Kolonie soll für den neu Eingewanderten der nächste Zufluchtsort sein, wo er, gegen Willkür geschützt, sofort Arbeit findet, gegen möglichst geringe Zahlung gesunde, gute Lebensmittel erhält, in dem Verwalter einen erfahrenen, uneigennützigen Berater zur Seite hat, im Mitleben seiner Landsleute die deutsche Sprache nicht verlernt und in einer zu gründenden Schule die Landessprache zu erlernen Gelegenheit trifft. Es soll dem neu Eingewanderten auf der Vereinskolonie die beste Art des dortigen Ackerbaubetriebes und die Bekanntschaft mit den Gesetzen des Landes und der Eigenart der Bewohner beigebracht werden."

Wenn dieses Unternehmen in Argentinien oder ein ähnliches in Süd-Brasilien, vielleicht in Porto Alegre, zu stande kommen sollte, dann hätten wir von hier aus nur noch für die Zusendung geeigneter Kräfte zu sorgen. Dem tiefsten sittlichen Elend zu entreißende Analphabeten haben wir glücklicher Weise nicht so viele, als England, aber an verwahrlosten und hier nicht nützlich zu beschäftigenden Wesen, die trotzdem für die in den überseeischen Ländern so sehr begehrten Stände der Handwerker und ländlichen Dienstboten sich vortrefflich eignen würden, haben auch wir genug. Und wir brauchen uns nicht auf die Schöpfungen einzelner Menschenfreunde zu stützen, sondern haben in unseren staatlichen, den Provinzialverwaltungen überwiesenen und auf freier Vereinsthätigkeit beruhenden Einrichtungen viel bessere Grundlagen für eine segensreiche Thätigkeit in der angedeuteten Richtung. Für verwahrloste, aber noch nicht bestrafte Kinder bestanden (nach Graf Huc de Grais: „Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem deutschen Reich," 4. Aufl.) 1883 allein in Preußen 179 Rettungshäuser neben den 25 für Landstreicher bestimmten Arbeitshäusern und Besserungsanstalten und den 7 Arbeiterkolonien, welche das höhere Ziel verfolgen, beschäftigungslosen Vagabunden die von ihnen selbst gewünschte Rückkehr zur Arbeit und einem geregelten Leben zu ermöglichen.

Es thut uns leid, daß wir nicht auch die Vereine zur Vermittelung des Unterkommens für entlassene Sträflinge als Bundesgenossen aufrufen dürfen, denn so mancher Delinquent, den nur die That eines unbewachten Augenblicks und „böser Mißverständnisse Gewalt" in das Gefängnis führte, würde ein ausgezeichneter Kolonist werden. Aber wir dürfen mit Rücksicht auf den noch nicht geprüften Grad der Aufnahmefähigkeit der Bestimmungsländer vorläufig nur an die Insassen der obigen Rettungshäuser und Arbeiterkolonien denken, für welche nach ihrem bisherigen Verhalten die Verwaltungen dieser Anstalten eine gewisse Verantwortung übernehmen können. Vielleicht genügt eine Anregung von kolonialfreundlicher Seite, um einzelne dieser Verwaltungen zu selbstthätigem Vorgehen zu vermögen, jedenfalls werden die verdienten Männer unserer inneren Mission, diese wahren Seelenärzte, mit uns darin übereinstimmen, daß für viele ihrer Pflegebefohlenen ein Klimawechsel als Mittel der vorbeugenden Hygiene und auch als Heilmittel angezeigt ist.

Deutsche Stadtkolonisation.

von

R. v. Hake.

Es giebt vielleicht immer noch aufrichtige Kolonialfreunde, welche sich die Entwickelung Deutsch-Ostafrikas garnicht ohne den Besitz der Insel Sansibar denken können. Wenn ich hier so rede, als ob wir dieselbe völlig entbehren könnten, so dränge ich damit auch nur einen Herzenswunsch zurück, aber ich sage mir, daß es besser sei, das Festland zu entwickeln, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Insel, als auf ein ganz ungewisses politisches Ereignis lauernd, die kostbaren Jahre, bis an die Zähne bewaffnet, in spezifisch kolonisatorischer Beziehung thatenlos dahinfließen zu lassen. Denn, wenn das nicht den Kolonialfeinden eine vernichtende Waffe in die Hand gäbe, so haben wir überhaupt nie welche gehabt.

Ganz gewiß hat diese unsere Kolonie einen immensen Vorteil vor mancher anderen insofern voraus, als Sansibar bereits eine halbeuropäisch entwickelte städtische und geschäftliche Basis für kulturelle Bestrebungen irgend welcher Art ist. Man findet dort Banken, Warenlager und Werkstätten Ein Hafen aber im eigentlichsten Sinne ist Sansibar nicht. Er ist zwar ozeanseitig durch die Insel selbst und festlandseitig durch eine Inselkette einigermaßen geschützt, wird aber von einer starken Meeresströmung durchsetzt, welche das Manövriren durch die eng nebeneinanderliegenden Schiffe sehr gefahrvoll macht, und bei gewissem Monsun, wie im Monat November, steht eine solche See im Hafen, daß z. B. die British-India nicht zu löschen wagt, sondern nur Post und Passagiere abliefert, alle Güter aber mit nach Mozambique nimmt, um sie erst 6 Wochen später in Sansibar abzugeben. Ein Hafen ist es also nur, insofern dort Schiffe Waren abliefern und nach langer Reise sich wieder verproviantiren können. Für größere Reparaturen, für das „Docken" ꝛc. müssen selbst die Sultansschiffe nach Bombay fahren. Es sind auch Anstalten hier kaum jemals in Sansibar zu erwarten, da die eigentümlichen Besitzverhältnisse sowie der Mangel an festem Terrain zwischen den Lagunen die Regulirung und Erweiterung dieser Stadt zu gunsten geräumiger Marineetablissements sehr umständlich und kostspielig machen würden. Aber in Sansibar residirt ein Sultan und infolge dessen befindet sich dort ein Generalkonsul, und infolge dessen wieder die Vertreter der deutschen Gesellschaften und Firmen. Es ist in der That sehr schwer, von Sansibar loszukommen, und so erscheint es jedem in Deutsch-Ostafrika Lebenden mehr oder minder unentbehrlich.

Aber für die eigentliche deutsche Kolonisation, wenn erst der Anfang gemacht, ist es nicht nur völlig überflüssig, sondern sogar noch schädlich. Jeder Pfennig, den wir nach Sansibar tragen, geht uns verloren und stärkt unsere Konkurrenten. Ein natürlicher Hafen ist es nicht, und wenn wir unsere Ware von dem Festland erst nach Sansibar bringen wollten, so ist das so viel, wie wenn Bremen und Hamburg über Helgoland mit der Welt marchandiren wollten.

Wir haben Dar-es-Salaam und Tanga, zwei prächtige, geräumige natürliche Häfen. Wir haben mit unserer Kolonisation nichts brennender zu wollen, als diese Plätze zu Hafenstädten zu machen; denn bis jetzt sind weder Handelsfirmen, noch Kohlen- und Warenlager, noch Reparaturwerkstätten, noch Gasthäuser, Handwerker und Geschäftsleute dort. Freilich, nicht der geschätzte Ankergrund allein, sondern diese Fazilitäten machen den Hafen. Brauchen wir diese Art der Kolonisation erst zu lernen wie das Pflanzen, befinden wir uns auch damit noch im Kindergarten? Ich glaube, wir brauchen sie bloß zu wollen! Der Unternehmungsgeist der Kleineren zieht sich dahin, wo Kontrakte ausgegeben werden. „Wo die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun."

Wo bauen wir aber mit Vorliebe? Immer wieder in Sansibar! Es muß doch einmal ein Anfang gemacht werden, diesen Zauber zu brechen. Lassen wir den Sultan mit seinen Diplomaten nur eine Weile erst allein. Lassen wir ihn lieber zum Reichskommissar auf das Festland kommen, wenn er etwas von uns will. Mit 500 000 Mark sind alle diese obenerwähnten Fazilitäten hergestellt, viel besser hergestellt, als womit uns diese kamelmistduftende Blume der arabischen Städte an ihre noch niemals desinfizirten Gestade fesselt. — Dar-es-Salaam ist von jenen beiden vielleicht der ruhigere Hafen, aber Tanga ist gesünder, und es wird, sobald es dasselbe oder mehr in beregter Beziehung bietet, als die Stadt Sansibar, von keinem vom Suezkanal kommenden Schiff mehr achtlos passirt werden. Unsere eigene (subventionirte) Linie sollte mit der Zeit Sansibar ganz ausfallen lassen. Tanga ist der Vorort unserer wichtigsten Plantagenländereien, es wird, während es sich entwickelt, schon der Vorort, später aber der Geschäftsnachfolger Sansibars werden. Bauen wir nur bei Zeiten dort! Spitzen wir — wie es ja auch schon seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft geschieht — alle unsere Maßnahmen und Geschäfte scharf darauf zu, dieses Tanga zu dem zu machen, wozu seine natürliche Lage auffordert.

Sehr erfreulich ist es, daß bereits eine Kompanie in Bildung begriffen ist, um die notwendigste Bedingung, eine Dampfschiffverbindung mit Sansibar, herzustellen, denn ganz selbstverständlich muß sich die Entwicklung Tangas in erster Zeit noch auf Sansibar stützen. Die sehr zeitgemäßen Bemerkungen des Herrn Kapitän U. Holtz dürften hierfür die lokalen Erfordernisse richtig skizzirt haben. Ich habe indessen an Ort und Stelle ebenfalls Erhebungen über die kleinen Küstendampfer und insbesondere bei den Herren Maschineningenieuren gemacht, weil mir deren Urteil hinsichtlich des Schiffsbaues am sichersten gegründet erschien. Was ich ermitteln wollte, war, auf welchen Tief-

[1]) Wir glauben, daß der Herr Verfasser die humanitäre Seite der Gesellschaft bei ihrem neueren Vorgehen überschätzt. Der Verein zum Schutze germanischer Einwanderer in Buenos Aires ist unseres Wissens ähnlich wie die deutsche Gesellschaft in New-York wenig mehr als ein Auskunfts- und Placirungs-Büreau, welches allerdings aus freiwilligen Mitteln besteht. Die Aktiengesellschaft scheint dagegen mehr zur Verfolgung von geschäftlichen Interessen gegründet zu sein. D. Red.

gang der Küstendampfer und der Leichterfahrzeuge behufs ihrer Verbindung mit letzteren „eine Küstenbahn" werde rechnen müssen. — Ich teile das mittlere Resultat dieser Erhebung hier mit:

1. die Dampfer sollen ca. 200 Tons halten und mindestens 10 Meilen in der Stunde leisten;
2. Spardeck eingerichtet und ein Oberdecksbau für ca. 10 Kajütenpassagiere;
3. sämtliche Offizierswohnungen im Oberdeck, tropenmäßig und mit guter Ventilation hergestellt;
4. Tiefgang der Dampfer höchstens 3 Meter, der Leichter 1,5 und 3 Meter.

Für meine Zwecke sind diese um 1 Meter geringeren Tiefgänge außerordentlich wesentlich, wenn ich an irgend einem Küstenpunkt, z. B. Bagamoyo, wo ich mit 6 Meter Ebbe- und Flutdifferenz zu rechnen habe, eine solide Annäherung des Geleises an die Schiffahrt zu projektiren hätte; denn ob ein Steindamm am Kopfende 6 + 5 = 11 Meter oder nur 6 + 4 = 10 Meter, ist im Kubikmaaß des möglicherweise sehr langen Dammes pro laufenden Meter ein Unterschied von 30 Kubikmetern, und würde, selbst wenn man sich zu einer staffelförmigen Anfahrt (100 Meter horizontal mit 50 Meter 1:50 abwechselnd) entschlösse, Anlagekosten erfordern, die mit dem Werte der Dampfer nicht in richtigem Verhältnis ständen. „Laufbrücken" könnten sich allerdings billig genug herstellen, wenn man sich nicht an eine bestimmte Lokalität bindet, wie dies bei einer Eisenbahn nötig wäre. Hölzerne Eisenbahnpiers zu bauen, aber würde sich aus der Länge der erforderlichen Hölzer und der Natur des Korallengrundes verbieten.

Ich bin auch überzeugt, daß Herr Holtz 200 Tonnenschiffe für ausreichend halten, sowie eine größere Einschränkung der Kohlenräume zugestehen würde, wenn er nicht von der Voraussetzung ausginge, daß die Fahrzeuge zum „Docken" nach Bombay dampfen müßten. Die abenteuerliche Fahrt der kleinen Fahrzeuge der Schutztruppe ist noch in zu frischer Erinnerung, welche mit 8 Meilen-Kräften und einer Kohlenkapazität für höchstens 20 Tage auf die Fahrt Aden—Sansibar gegen den Südwestmonsun instradirt waren, der sie zwingen mußte, um nicht zu viel Wasser überzunehmen, mit $^1/_2$, wenn nicht mit $^1/_4$ Kraft zu fahren! Aber gerade darum wird Herr Holtz auch zugestehen, daß eine Fahrt nach Bombay mit dem von ihm vorgeschlagenen 300 Tonnenschiff immer noch ein Wagnis, wenn nicht für einen schneidigen Kapitän, so doch für den Rheder sei. Südwestlich Sokotra, da, wo die Seekarte „heavy and confused sea" verzeichnet, und ebenso kurz vor Bombay pflegt eine See zu stehen, welche sehr viel größeren Schiffen gefährlich ist, auch ist die Annäherung an das nebelreiche Sokotra wegen der geringen Umschau für ein kleines Fahrzeug sehr problematisch. Außerdem aber würde ein Schiff, welches zum „Docken" nach Bombay ginge, sehr unrentabel werden. Dies alles bliebe nun voraussichtlich erspart, wenn man sich mit 200 Tonnen und 3 Meter Tiefgang begnügte. Das Flußwasser reinigt bekanntlich ein Schiff von den Anhängseln der Meeresflora und -fauna und umgekehrt reinigt sich ein Flußkahn im Seewasser. Aus diesem Grunde suchen z. B. die großen Schiffe gern die Mündungen des Ganges auf, welcher oberhalb des Brackwassers noch tief genug für sie ist. Bei unseren ostafrikanischen Küstenflüssen würde aber ein Schiff mit 3 Meter Tiefgang immer noch sicher sein, über die Barre zu gelangen und oberhalb des Brackwassers genug Wasser unterm Kiel zu haben; ein solches mit 4 Meter Tiefgang aber nicht. Das wäre also vielleicht zweckentsprechend und weniger zeitraubend, als das Docken in Bombay, und würde auch die sonst gewiß zutreffenden Schiffsbauvorschläge des Herrn Holtz in mancher Beziehung etwas influiren. Ich setze jedoch voraus, daß die Schiffe nur leer in die Mündungen gehen und nur für Seewasser gebaut sein sollten, welches, wie ich erinnere, in der Ostsee $0{,}_{66}$, in der Nordsee $3{,}_5$, im Roten Meer $4{,}_5$, im Indischen Ozean $4{,}_2$, im allgemeinen am Aquator $3{,}_9$ Prozent Salzgehalt hat. Das ist beachtenswert, denn der „Jühlke", welcher sich sonst als eine vorzügliche Arbeit herausstellte, konnte auf See nie genügend geballastet sein, vermutlich, weil er für den Doppelzweck der Fluß- und Seeschiffahrt konstruirt war.

Wenn sich auch der Betrieb mit vielen, aber kleineren Schiffen durch das Offizierspersonal erheblich verteuert, so ist doch grade die Häufigkeit der Verbindung das, was geregelte Geschäftsführung auf allen Gebieten der Kolonisation ermöglicht, und das ist in den Tropen, wo die Zeit des Europäers sehr teuer ist, doppelt nötig.

Ich habe es mir angelegen sein lassen, eine Reihe von Geschäftszweigen und Gewerben zu notiren, nach denen in Sansibar von der Küste her, sowie von den passirenden Schiffen stete Nachfrage ist, welche aber durch Inder ꝛc. in so unvollkommener, unpünktlicher, wenn auch billiger Weise betrieben werden, daß man sie viel besser in Tanga und ganz nach europäischem Stil einrichten könnte. Ich denke hierbei keineswegs daran, daß europäische Handwerker als Lohnarbeiter dem Eingeborenen Konkurrenz machen könnten, wohl aber, daß der deutsche Handwerker mit etwas Kapital und mit farbigen Gesellen all diesen Indern Konkurrenz bieten kann, einfach dadurch, weil es in den meisten Fällen nicht darauf ankommt, ob eine bestellte Arbeit überhaupt, sondern wie sie ausgeführt wird, und ob der Lieferungstermin innegehalten wird. Wenn es sich nicht um Bagatellen handelt, ist der eingeborene Arbeiter kein Mann, mit dem man Geschäfte abschließen kann, ebensowenig wie man hier nicht einen Menschen beauftragen würde, der nur polnisch spräche, in keiner Sprache lesen und schreiben könnte, und dies zur steten Ausflucht für unerfüllte Versprechungen zu machen geneigt wäre. Etwas anders ist das freilich bei Dingen, die, wie Kleider und Schuh, auf Lager gearbeitet werden können, und beim Kleinhandel. Der Inder ist mit 20 Rup. per Monat schon zufrieden gestellt, kann daher in Bezug auf letztere eine sehr ausdauernde Konkurrenz bieten, was er auch planmäßig und in der niedrigsten Weise thut, wobei ihm natürlich seine gesellschaftliche Stellung zum verkaufenden Eingeborenen sehr zu statten kommt. Ein Kommis, der täglich 20 Mark beansprucht, kann selbstverständlich nicht 3 Tage um eine Zebrahaut feilschen; er thut es auch nicht, sondern überläßt solche Dinge einem engagirten Hindu.

Es sind bis jetzt außer der Schutztruppe nur Gesellschaften, allerdings auch Missionen in Ostafrika thätig. Unsere Gegner sind bemüht, die Sache so darzustellen, als ob der Staat, mithin alle, zum pekuniären Vorteil Einzelner eintreten sollten. Gerade das Umgekehrte freilich ist der Fall. Es haben einzelne Kapitalisten das immerhin große Risiko übernommen, durch ihre Kolonisationsversuche das deutsche Wirtschaftsgebiet zu gunsten aller zu mehren. — Wenn diese Gesellschaften nun, wie es überall in den Tropen geschieht, durch möglichst hohe Saläre sich die besten Kräfte zu sichern suchen, und wenn hiergegen für das deutsche Arbeiterproletariat nicht sofort, ebensowenig wie bei den kostspieligen Experimenten der Industrie, ein direkter Nutzen, ein Einwanderungs- und Arbeitsfeld entsteht, so kann man doch schon, ohne zu große Verantwortlichkeit für die kleinen Unternehmer, welche sich etwa dadurch eingeladen fühlen, darüber sprechen, womit ein intelligenter Deutscher, der etwas Kapital daran setzen kann, in Deutsch-Ostafrika ein unabhängiges Vermögen erstreben könnte. Bloß um dort seine Existenz zu fristen allerdings wird er ein Thor sein, sich in ungewohnte Klimate zu begeben.

Aber gerade, weil das Klima nicht jedem zusagt, und weil, wie unsere Zolllisten dem blödesten Auge beweisen, dort etwas zu holen ist, gerade deswegen ist für einen geschickten Menschen, der dort mit dem, was er leisten kann, einschnappt, sich damit auch nur so lange über Wasser hält, bis er Lokalkenntnis erworben hat — eine Situation zu erreichen, die er weder hier, noch in den Vereinigten Staaten in derselben Zeit und mit denselben Mitteln erreichen kann. Fast Keiner von denen, die nach Amerika gehen, macht sich eine genügende praktische Vorstellung davon, daß er sich dort dreimal häuten muß, bevor er aus dem amerikanischen Leben Vorteile ziehen kann, daß er auf viele Jahre, nämlich bis die Häutung vollzogen, seine Landessprache, sein Recht, seine Nationalität entbehren muß. Einen relativen Vorsprung gewinnt durch diese Auswanderung nur derjenige, welcher, hier auf der niedrigsten sozialen Stufe stehend, in die dem jungen Lande noch eigene soziale Parität eintritt. Dem ist natürlich jede Behandlung recht, er wird eher geduldet, faßt Fuß und kommt endlich vorwärts; während der, der mit Mitteln herüberkommt, Charakter bewahren will, mit seinen dort fremdartigen Manieren überall anstößt, und endlich leicht alle drei verliert. — Aus diesen so ganz natürlichen, sich täglich wiederholenden Vorgängen ist dann ein gewisses, auf Gegenseitigkeit beruhendes Vorurteil gegen die beiderseitigen Volkscharaktere entstanden, welches freilich der ungebildete Immigrant als „Labourer" nicht fühlt, und der Amerikaner als deutscher Hotelgast nicht zu fühlen bekommt. Anständige Leute sind dennoch dieselben hier, wie dort, nur die Sitten sind verschieden. Es soll aber wohl schwer sein, in irgend einem Lande mit unverstandener Sprache und mißverstandenen Manieren Geschäfte zu machen, und es ist für den Mann des Mittelstandes wahrlich ein ungeheurer Vorteil, wenn er auf überseeischem Boden in diesen Beziehungen von vornherein ganz wie zu Hause ist.

Allerdings würde es der Kolonialsache empfindlich schaden, wollte man ohne weiteres den thätigen Kleinkapitalisten auffordern, in Deutsch-Ostafrika sein Glück auf eigne Hand zu versuchen. Im Gegenteil, man muß ihm ehrlich sagen, „allein" gehst du dort zu Grunde. Aber ich sehe nicht ein, weshalb nicht ein gemeinschaftliches Vorgehen, mit Einlage von Arbeit und Kapital, also kleine Genossenschaften, dort bestehen könnten?[1]) Auch im Westen Nordamerikas können die

[1]) Wir können uns mit dem Gedanken der Genossenschaftsbildung von kleinen Kapitalisten für Kolonisirung in tropischen Ländern, wie er hier für Ostafrika entwickelt wird, nicht befreunden, obwohl auch in England, wie aus dem Artikel des Professor Schaefer in Nr. 1 dieses Jahrganges hervorgeht, die genossenschaftliche Idee in einer neueren Form große Fortschritte macht. Die Engländer in Neu-Seeland und Kanada haben aber den Vorteil vor uns voraus, in einem gemäßigten, gesunden Klima unter dem Schutze einer ge-

meisten Anfängergeschäfte nur in „partnership“ fortkommen. Meist ist der eine der Techniker, der andere der Geschäftsmann. Ich will nicht behaupten, daß nicht mitunter eine unliebsame Lösung solcher Geschäfte erfolgt, im allgemeinen aber wird in dieser Form gearbeitet, kolonisirt. — Würden sich an einem Platz, wie Tanga, mehrere solcher Genossenschaften, mit Einlagen von je 30—50 000 Mark zusammenfinden, so können sie ihre gegenseitigen Ansprüche einem Arbitrium unterstellen. Jeder einzelne kann seine Baareinlage verzinslich eintragen, seine effektive Arbeit nach Halbtagen zu Buch bringen lassen, und ebenso würde er mit den Kosten für seine Verpflegung belastet werden. Der zu Grunde liegende Vertrag muß gleichzeitig ein Genossen- und für jeden einzelnen ein Dienstvertrag mit stipulirtem Lohn für qualifizirte Leistung sein. In Amerika könnte man dergleichen nicht haben, weil die gegenseitige Rechtssicherheit fehlen würde, denn dort heißt es sehr bald „minima non curat praetor“, unter dem „deutschen Richter“ aber, der es sich nicht verdrießen läßt, auch in kleinen Dingen Recht zu schaffen, ist das sehr gut denkbar. —

Zwei Dinge sind es, welche bei Anfangskultur in den Tropen unfraglich auf genossenschaftliche Arbeit hinweisen, das eine ist die Verbilligerung des Konsums, der wegen des Überflusses an Naturalien, aber auch wegen des schnellen Verderbens der Nahrungsmittel die Küche für viele äußerst wohlfeil, für einzelne sehr teuer werden läßt, und zweitens die Notwendigkeit gegenseitigen Beistandes bei klimatischer Erkrankung. Das psychologisch Ungewöhnliche, die Berührung der Genossenschaftsidee mit gewissem aus gutem Grunde verpönten Sozialisiren der alten Kulturwelt will ich nicht in Abrede stellen. Es ist aber für den, der unterscheiden kann, ein ganz anderes Ding, mit Geld und qualifizirter Arbeit verbunden, gewissermaßen nur eine Personalunion herzustellen, zwischen zwei Gebieten, deren jedes in seinem eignen Recht bestehen bleibt; oder alles teilend, den Fleißigen und Tüchtigen, den Armen und den Reichen mit der gleichen Ration abzufinden. Ich denke mir sogar, daß bei solchen Genossenschaften einige Individuen zurückgehen, viele sich nur halten, und einige Wenige reich werden würden, ganz nach Energie, Konsequenz und — Glück, wie im gewöhnlichen Leben.

Daß Tanga ein Platz für 10 oder 20 solcher Genossenschaften, die in ihren Geschäften durch eine Genossenschaftsbank unterstützt sein müßten, sein würde, und um so schneller gedeihen, das verbesserte Sansibar werden würde, kann nur derjenige leugnen, welcher das, was ich in den Artikeln „Bauliches“ und „Eisenbahnbau“ ausgeführt habe, zu widerlegen im stande wäre. Nur muß man nicht, wenn ich von deutschen Handwerkern spreche, an hiesige Tagelohnthätigkeit denken, sondern an werkkundige Leute, welche eine große Anzahl Kulis, ich rechne auf jede Genossenschaft mindestens 20, anlernen und dauernd beschäftigen können.

Es ist auch nöthig, daß jede solcher Genossenschaft sich mit gehörigen Grund und Boden, d. h. einem Block der ausgelegten Stadt für Wohngebäude und Werkstätten vorsieht, und einem Vorstadtterrain für Verwertung der Arbeitskräfte, wenn einmal eine Zeit eintritt, wo es an Aufträgen fehlt. Auf diesem Prinzip wird beispielsweise die ganze westliche Farmkultur Amerikas allmählich aufgebaut. Die Farm ist ursprünglich meist nur die Sparbüchse der sonst unverwertbaren Arbeitszeit des Hamesteadlers. Hier soll also auch nur von kleinen Gelegenheitspflanzungen die Rede sein. —

Ganz eine andere Aufgabe ist die des großen Plantagenbaues. Da kommt es darauf an, mit wissenschaftlichem Kalkül auf Prima-Qualitäten hinzuarbeiten. Da kann nur das Großkapital mit Sicherheit auftreten, und man wird, wie in Holland, nur durch Beamte etwas erzielen können, die besten Kapazitäten der verschiedenen Branchen aufsuchen und die höchsten Salaire bieten; das ist das einzige Prinzip, was hierbei Erfolg verspricht; denn wenn schließlich unsere Kolonialprodukte nicht auf dem Markte exzelliren sollten, werden auch Städte auf so guter natürlicher Lage, wie die Tangas, sich nicht vergrößern und damit ihren ersten Besiedlern keine großen Reichtümer bringen. In solchen Chancen liegt eben das Risiko, aber auch die Prämie des ersten Kolonisten.

Einer sehr glücklichen Idee will ich hier noch erwähnen, der ich im Eingange des „Kolonialen Jahrbuches von 1889“ begegnet bin, nämlich dem Vorschlage, eine planmäßige Ansiedelung der befreiten Sklaven durch die Mission im Hinterlande von Dar-es-Salaam vorzunehmen. Was mir, der ich Tanga als Vorort der weißen Kolonie empfehle, besonders darin einleuchtet, ist, daß das herrliche zum Kriegshafen prädisponirte Terrain von Dar-es-Salaam ebenfalls für die deutsche Kultur erobert werden könnte, und zwar, da der Europäer dort arg durch Malaria heimgesucht wird, vorzugsweise von seinen Zöglingen äthiopischer Rasse, welche das Klima sehr wohl vertragen können.

Wenn man in dem, was ich über genossenschaftliche Stadt-Kolonisation der Europäer gesagt habe, von vornherein etwas Unausführbares erblicken wollte, weil es an Vorgängen im Heimatlande fehlt, so muß ich erwidern, daß hier in der Heimat die Verhältnisse nicht zu Vergleichen auffordern. Will man alles, was in Europa unmöglich ist, auch in den Tropen unmöglich finden, so wäre unsere ganze tropische Kolonisation unmöglich.

ordneten Regierung im englischen Sprachgebiete den Boden bebauen zu können, ohne große Experimente hinsichtlich der Kulturfähigkeit des Landes machen zu brauchen. In Ostafrika liegt aber die Sache wesentlich anders; da einmal die Konkurrenz der Inder erdrückend, das Klima für Leute, welche wegen ihres geringen Kapitals nicht alle paar Jahre sich einen Aufenthalt in gemäßigten Klimaten gestatten können, gefährlich ist, die Absatzverhältnisse wenig bekannt sind und überhaupt manche Vorbedingungen fehlen, welche durchaus für das Gedeihen von Europäern in diesen Ländern notwendig sind. Eine solche Genossenschaft, selbst wenn sie einen Leiter finden sollte, der die glänzendsten Eigenschaften vereinigt, kann nach den Erfahrungen, welche mit der Kolonisation in Südamerika z. B. überhaupt gemacht sind, in Ostafrika nur Erfolge haben, wenn sie sich an ein bedeutendes Kapital anlehnen kann, das die mannigfachen Schwierigkeiten des ersten Entwickelungsstadiums wegräumt und befruchtend wirkt. Dann wird aber der Zweck der Genossenschaft fast illusorisch. Wir können nur davor warnen, zu früh in dieser Richtung vorzugehen, ehe nicht in einer umfassenden Weise die Lebensbedingungen in Ostafrika aufgeklärt sind. Mit der Wiederaufnahme der kolonisatorischen Thätigkeit und der Errichtung der Dampferverbindung wird sich bald herausstellen, an welchen Punkten die Arbeit mit Profit einsetzen kann, und dann dürfte es sich empfehlen, auf Grundlage der von den Engländern gemachten Erfahrungen dem Gedanken näher zu treten. In dieser Beschränkung halten wir die hier gegebenen Anregungen für wertvoll und beachtenswert. D. R.

Die Rechte des Sultans von Witu.

Am Beledsoni-Kanal hat der Interessengegensatz zwischen dem Sultan von Witu und der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft zu einer bedauerlichen Ausschreitung der letzteren geführt, welche mit einer Streitmacht das in Rede stehende Gebiet und die Zollstätte des Sultans, englischen Quellen zufolge, besetzt hat. Der Sultan von Witu hat sich aus dem Gebiete zurückgezogen und die Angelegenheit wird nun, nachdem es fast zu spät ist, wohl diplomatisch weiter behandelt werden. Wir haben bereits mehrere Male betont, daß die Anrechte des Sultans privatrechtlicher und politischer Natur sind, und daß es unter allen Umständen notwendig ist, dieselben aufrecht zu erhalten, da das ganze Tanagebiet uns sonst verloren gehen würde. Die Aspirationen der Engländer, wie sie auf der von uns schon charakterisirten Ravensteinschen Karte verzeichnet sind, sind rein willkürlicher Natur; es kann ihnen höchstens das Gebiet zwischen Tana, Beledsoni-Kanal und Osi zugestanden werden. Die Frage über den Besitzstand von Manda und Patta harrt ebenfalls noch der Lösung, welche um so dringender wird, als die Engländer auch dort faits accomplis schaffen und das historische Recht des Sultans von Witu in ähnlicher Weise wie das der Portugiesen in Südafrika mit Füßen treten wollen. Wir haben auch bereits mehrfach auf diese Unterlassung hingewiesen und bringen zur Beurteilung der Frage jetzt folgendes unanfechtbare statistische Material, welches die früheren Mitteilungen von Dr. Kersten und Dr. Fischer in einigen wesentlichen Punkten ergänzt.

Geschlechtstafel der Nebahaniten.

Vor etwa 6—700 Jahren kamen die ersten Nebahaniten nach Patta, es waren drei Brüder:

Mohámed ben Osmán,
Sulimán ben Osmán,
Ali ben Osman.

Als sie dort ankamen regierte ein eingeborener Sultan.

Letzter eingeb. Sultan. Mohámed ben Schahéli máti; er hatte nur eine Tochter, Mohamed ben Osman heiratete diese Tochter des eingeborenen Sultans und kam somit zur Regierung.

1. reg. Neb. Mohámed ben Osmán ist also der erste auf Patta regierende Nebahanit.

Nach ihm kam sein Sohn

2. reg. Neb. Achmed ben Mohamed ben Osmán zur Regierung.

Nach ihm kam sein Sohn

3. reg. Neb. Omár zur Regierung; er regierte lange Zeit und eroberte einen großen Teil der Küste bis Mozambique (Kirimba). Omar hatte zwei Söhne, Achmed und Mohamed; beide regierten, zuerst

4. reg. Neb. Achmed, nach dessen Tode

5. reg. Neb. Mohámed.

Beide hatten Söhne; Achmeds Sohn hieß Mohamed, Mohameds Sohn Achmed. Letzterer jedoch

6. reg. Neb. Achmed ben Mohamed kam zuerst zur Regierung, aus welchem Grunde ist unbekannt; darnach kam

7. reg. Neb. Mohamed ben Achmed zur Regierung.

Von jetzt an haben wir zwei Linien, aus welchen abwechselnd Sultane zur Regierung kommen:

	I. Achmed ben Mohamed	II. Mohamed ben Achmed Sein Sohn
8. reg. Neb.		Fúmo Bakári regierte nach ihm.
	Achmed ben Mohameds Sohn, Bána Mtiti, regierte nicht. Nach Fúmo Bakari regierte Bana Mtitis Sohn	
9. reg. Neb.	Bána Támu Mkú. Dessen Sohn Bana Schech regierte nicht,	
		sondern nach Bána Támu Mkú kam Fúmo Bakáris Sohn
10. reg. Neb.		Mohámed ben Fúmo Bakári zur Regierung. Dieser hatte zwei Söhne; sein erster Sohn Bána Mkú regierte nicht, sondern sein zweiter Sohn
11. reg. Neb.		Achmed mit dem Beinamen „Bána mwenji ngombe" (wörtlich Herr Viehbesitzer) kam zur Regierung; er regierte 7 Jahre. Bana Mkús erster Sohn
12. reg. Neb.		Bána Támu Mdódo kam nach Achmed (Bana mwenji ngombe) zur Regierung, regierte 15 Jahre und schlug die Araber, welche mit 30 Schiffen vor Patta erschienen, siegreich zurück.
	Nach Bána Támu Mdódo kam der erste Sohn von Bána Schêch ben Bana Támú Mkú	
13. reg. Neb.	Sultan Achmed zur Regierung. Nach diesem sein Bruder	
14. reg. Neb.	Bána Mkú ben Schêch; er regierte 2½ Jahre. Darnach machte ein Teil der Pattaleute in Verbindung mit der 2. Linie einen Aufruhr und suchte ihn zu töten. Er tötete jedoch 25 Rebellen, wurde aber an einer Hand verwundet, woran er später starb.	
		Nach Bana Mku ben Schêch kam Bána Támu Mdodos Sohn
15. reg. Neb.		Fúmo Máhdi zur Regierung. Während seiner Regierung, die 33 Jahre dauerte, war Friede im Lande. Fúmo Máhdi hatte zwei Söhne; sein erster Sohn
16. reg. Neb.		Fúmo Lud regierte 5 Jahre; nach ihm kam sein Bruder
17. reg. Neb.		Bana Schêch zur Regierung. Nach dem dieser zwei Jahre regiert hatte kam eine Scheidung in Patta zu stande. Bana Schêch wurde verjagt und Bana Wasiri trat an seine Stelle. Zu gleicher Zeit regierte ein anderer Sultan
18. reg. Neb.		Bana Mku ben Bana Schêch (abgehauene Hand) in Siu. Bana Wasiri regierte nur 2½ Jahre, darnach kam Bana Schêch ben Bana Fúmo Mahdi wieder zur Regierung und regierte noch 3 Jahre, also im ganzen 5 Jahre. Bana Mku, jener 2. Sultan, der seinen Sitz in Siu genommen, fiel in einer Schlacht bei Siu, Bana Wasiri wurde ermordet. Danach kam der Sohn von Bana Schêch ben Fumo Mahdi
19. reg. Neb.		Fúmo Bakári zur Regierung und regierte 13 Jahre. Derselbe ging nach Sansibar, um Seid Seids Oberhoheit anzuerkennen, wurde darum von seinen Verwandten abgesetzt. Seid Seid ließ ihn auf Veranlassung der Leute von Patta, Siu und Amu fesseln und 2 Jahre ins Gefängnis setzen. Nach 2 Jahren kehrte er nach Lamu zurück, verheiratete sich dort und hielt mit den Arabern. Nach Fumo Bakari kam
20. reg. Neb.		Achmed ben Schêch ben Fúmo Lud zur Regierung; er regierte 13 Jahre. Die Araber, mit welchen Fúmo Bakári Freundschaft gemacht, kamen nach Patta und schlagen ihn, worauf er nach dem Osi geht. Er regierte hier 8 Jahre. Die Araber nehmen Patta. Sie und Fumo Bakári und Mohámed ben Maláka sind nun die Herrscher von Patta. Letzterer soll Sultan werden, jedoch die Pattaleute mögen ihn nicht, schlagen sich mit dessen Leuten und haben eine Zeitlang keinen Sultan. Vater des jetzigen Fumo Bakari Achmed ben Schêch ben Fumo Lud stirbt. Hierauf holten die Pattaleute den verstorbenen Sultan von Witu
21. reg. Neb.		Achmed und machten ihn zu ihrem Sultan. Er regierte in Patta ein Jahr, hatte immer Krieg mit den Rebellen, kehrte endlich aufs Festland zurück, residirte 12 Jahre in Kau am Osi und gründete Witu.

Statistisches aus Ostafrika

II.

Die Statistik der vom 18. August 1888 bis zum 17. August 1889 in das Vertragsgebiet der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eingeführten Waren, welche wir zur Ergänzung der Ausfuhrtabelle in Nr. 39 des vorigen Jahrganges mitteilten, ist naturgemäß durch den Aufstand ebenfalls in hohem Maße beeinflußt worden, so daß weder über das Bedürfnis des Karawanenhandels noch der einheimischen Bevölkerung sich ein Urteil bilden läßt. Gleichwohl ist auch diese Tabelle, auf welcher wir die Artikel, welche weniger als 100 $ (Maria Theresia-Thaler = 3,14 Mark) betrugen, nicht mit aufgeführt haben, sehr instruktiv.

Bezeichnung der Waren.	Bezirk Tanga.		Bezirk Pangani.		Bezirk Bagamoyo.		Bezirk Dar-es-Salaam.		Bezirk Kiloa-Kiwindje.		Bezirk Lindi.		Bezirk Mikindani.		Summa.	
	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.
Rohe Baumwolle	1	12½	1	93¾	189	69½	45	42½	7	04	—	—	—	—	245	22½
Ungefärbte Baumwollenstoffe .	11 154	18½	10 744	63	80 214	14¼	37 965	80¼	34 873	75¼	20 945	45¼	8 857	92½	204 755	89
Gefärbte u bedr. do. . . .	26 332	69¾	17 148	85	83 245	12¼	74 534	85¼	69 312	62	27 412	2	11 544	71½	309 530	87¾
Fertige Baumwollen-Kleider .	161	21½	245	68¾	897	85¼	1 227	06¼	222	75¼	94	81	86	56¼	2 935	94¼
Zwirn und Garn (Baumw.) .	41	59¼	5	87½	133	34¼	99	55¾	154	52½	7	18¾	22	74½	464	82½
Wolle und wollene Gewebe .	13	43¾	76	61	1 054	47½	26	09½	206	56	25	44	113	49	1 516	10¾

Bezeichnung der Waren.	Bezirk Tanga.		Bezirk Pangani.		Bezirk Bagamoyo.		Bezirk Dar-es-Salaam.		Bezirk Kiloa-Kiwindje.		Bezirk Lindi.		Bezirk Mikindani.		Summa.	
	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.	$.	Cts.
Wollene Kleider	236	75	256	23½	737	01¾	254	28	303	88	135	65¾	85	92¾	2 009	74¾
Seide und Seidenzeuge	514	93	16	96¾	1 331	07½	61	12	138	66	14	70	52	50	2 129	95¼
Halbseidene Gewebe	—	93¾	4	—	4 382	43½	102	50	—	—	—	—	7	—	4 496	87¼
Ungen. Leinen-Zeuge	6	—	—	—	154	43	10	53	125	—	59	25	—	—	355	21
Genähte do. (Kleider, Säcke)	59	14	146	12½	503	25¾	214	50	782	11	618	99¼	116	13	2 440	25½
Taue, Bindfaden, Zwirn	4	25	13	12	150	8¾	56	35	11	93	2	15	27	47	265	35¾
Leder und Waaren daraus	—	—	2	81	568	58	—	62	34	18½	21	37½	3	—	630	57
Kokosfasern und Stricke	70	56¼	139	14²/₄	551	64	141	74	—	—	109	12	—	—	1 012	21
Bast und Waaren daraus	—	—	17	57¾	70	40½	83	81¼	75	81½	59	25	—	—	306	86
Papier und Waaren daraus	10	96¼	11	43	285	12¼	142	72½	59	21½	58	72	56	15½	624	33
Roh-Eisen und Stahl	211	37¼	—	—	143	02	215	50¾	496	70½	—	—	59	79	1 126	39½
Eiserne Maschinen u. Maschinenteile	58	25	—	25	38	—	349	98	30	50	5	—	20	25	502	23
Eiserne Wirtschaftsgeräte	252	56	2 127	97¼	1 782	97¼	827	38¼	813	58¼	60	—	39	47	5 903	94
Feuerwaffen	—	—	88	12	8 275	20	270	63	255	20	1	31	86	25	8 976	71
Stoß- und Hiebwaffen	—	—	—	—	577	39¼	14	15½	—	—	6	37	—	56¼	598	48
Eisendraht, Drahtgeflechte, Nägel, Schrauben 2c.	536	60¾	1 112	38¾	1 116	06¼	1 582	21¾	962	91½	86	31¼	167	79¼	5 564	29½
Eisenblech und Blechwaaren	2	50	337	40	896	88½	1 020	57	49	—	75	50	—	—	2 381	85½
Kupferne u. messingene Geräte	10	37	94	99½	936	77¼	403	3	83	41	18	25¾	84	79	1 631	62½
Kupferne u. messingene Drähte	—	—	1 280	14¾	5 627	37¼	2 000	26¾	150	94	—	—	70	—	9 128	72¾
Zink, Zinn, Blei 2c. (Rohmat.)	3	50	—	—	29	25	6	—	161	25	—	—	3	57	203	57
Zink-, Zinn-Geräte	2	50	615	20¼	595	69	20	46¼	76	03	5	20	2	50	1 317	58½
Bleikugeln und Schrote	93	—	1	88	76	90	1	25	1	50	3	81	12	49	190	83
Kalk, Korallenstein, Kreide, Gyps	—	—	—	—	274	16	17	—	1	12½	—	—	3	—	295	28½
Steine	—	—	—	—	93	42	26	—	—	—	—	—	—	—	119	42
Salz	72	50	563	74	696	74½	666	34¼	136	81	1 477	97¾	303	24¾	3 917	36¼
Mineralische Fette und Öle (Petroleum)	3 106	62½	2 131	89	2 504	74½	1 767	30¼	4 144	48¾	1 340	88¼	422	31¾	15 418	25
Farbe, Lackfirnis, Beize 2c.	65	50	42	37¾	130	68½	58	68¼	118	93½	56	13	5	75	478	06
Seife	456	67¾	337	43½	1 542	36½	1 136	65	1 367	50½	335	12½	190	73¾	5 366	49½
Thierische Fette, Wachs, Talg (Lichte)	116	90½	12	87½	495	89½	142	34¼	182	38½	85	33	7	18¾	1 042	92
Schießpulver, Feuerwerkskörper, Patronen	16	—	2 464	—	4 450	11	407	39	4 335	50	1	62	3 004	56	14 679	18
Streichhölzer	24	09¼	11	80	98	29½	27	12	—	—	5	62	12	83	179	75¾
Zündhütchen	—	—	200	—	39	90	—	—	—	—	—	—	—	—	239	90
Spiegel- und Fensterglas	—	—	6	07¾	17	58¼	3	37	84	89¾	2	74¼	1	93¾	116	60¾
Glaswaaren	5	62½	11	62	205	30¼	109	43½	72	85¾	6	—	117	01	527	85
Porzellan und Fayencen	366	43¾	372	35¾	528	98¾	511	28¾	750	69¼	24	81¼	1	87	2 556	44½
Glasperlen	80	09¼	2 075	56	3 335	65¼	1 659	89¼	1 546	13¼	448	97¾	352	38¼	9 498	69
Thon- und Töpferwaaren	—	—	376	40	1	10	60	12½	2	50	—	—	—	50	440	62½
Bauholz (Boriti)	—	—	88	—	1 067	65	110	63	—	—	—	—	—	—	1 266	28
Stangen und Fitos	—	—	—	—	60	90	95	—	30	—	26	—	—	—	211	90
Bretter	—	—	64	75	510	55	1 287	—	—	—	—	—	—	—	1 862	30
Ausländische Holzwaaren (Möbel)	1 229	50	1 395	21¼	4 031	94¼	666	06¼	35	50	122	—	52	50	7 532	71¾
Inländische do.	20	47	56	06	77	53¼	65	37½	—	—	5	34	—	—	224	77¾
Kocosnüsse, Kocosöl, Kopra	7	37½	10	62¼	405	16¾	15	50	40	—	5	—	—	—	483	66½
Frisches Obst	5	—	3	25	261	62	6	07½	6	—	—	—	—	—	281	94½
Frisches Gemüse	83	15¾	153	17¼	1 157	01½	441	41	573	36¼	30	43¾	24	09¼	2 462	64¾
Zucker und zuckerh. Stoffe	557	50¼	458	61	1 426	21½	557	59¼	2 438	52½	844	50	190	26	6 473	20½
Kaffee, Thee, Cacao	8	43¾	131	37½	610	24¼	396	54¼	139	41¾	139	60½	48	31¼	1 473	93¼
Tabak, Cigarren, Cigaretten	95	46	91	03	523	09½	441	67½	104	23¾	—	—	29	—	1 284	49¼
Betelnüsse und Blätter	4	81¼	—	—	82	85¾	44	53¼	42	04	2	—	40	62½	216	86¾
Mohn, Opium, Haschisch	—	—	4	—	97	75	18	27¾	226	72½	16	75	—	—	363	50¼
Alle sonstigen Gewürze	555	43¾	338	39	782	54¼	514	—½	1 304	26½	168	88¾	104	46½	3 767	99¼
Fleisch	4	—	30	—	96	50	12	46¾	—	—	—	—	—	—	142	96¾
Fische	132	—	1 809	45	2 364	32½	2 144	04½	532	50	395	31¼	30	—	7 407	63¼
Butter und Speiseöle	580	67¾	236	11¾	2 863	81¼	1 739	54¼	3 983	66½	2 377	35½	866	02¼	12 647	19¾
Konserven	150	12½	4 301	88¼	9 064	71½	2 365	81¼	370	63½	3 707	43½	392	25	20 352	86
Mineralwasser	—	—	34	62	956	82	460	—	—	50	—	—	—	—	1 451	94
Getränke unter 25% Spiritusgehalt	11	40	590	50	11 447	09	6 410	83½	20	25	8	—	—	—	18 488	07½
Getränke über 25% Spiritusgehalt	—	—	153	—	436	28	940	43¾	—	—	—	—	—	—	1 529	71¾
Essig	5	—	56	—	68	09¼	9	50	19	75	—	—	11	87½	170	21¾
Medizin und Essenzen	144	03¼	163	41¼	581	82½	304	80½	444	12¾	34	99½	79	91½	1 753	11¼
Getreide	3 556	65¼	2 760	34¾	17 508	92¾	3 952	62¼	731	42¾	584	06¾	467	18¾	29 561	23¼
Mühlenfabrikate	972	53½	1 156	38¾	3 242	89	966	51	231	78¼	113	50	70	79½	6 754	40
Hülsenfrüchte	354	25	58	87½	2 039	26¼	201	35½	11	—	7	—	4	—	6 675	74¼
Sämereien	4	90	28	38	61	05¾	28	99½	12	50	5	06	4	87	145	76¼
Rindvieh	—	—	30	—	1 223	50	192	—	—	—	—	—	—	—	1 445	50
Esel	—	—	—	—	770	—	30	—	—	—	—	—	—	—	800	—
Ziegen und Schafe	—	—	12	—	1 815	04	321	28	3	75	—	—	—	—	2 152	07
Schweine	—	—	—	—	102	46	—	—	—	—	—	—	—	—	102	46
Verschiedenes	922	90	881	73½	5 368	78¾	2 955	06¾	3 849	—¼	1 508	39	460	—	15 945	88½
	53 555	96½	58 222	59¾	280 679	01¼	156 095	87¾	137 467	25½	63 766	87½	28 896	70½	778 684	28¾

Korrespondenzen.

Die Zukunft von Swasi-Land.

London, den 8. April 1890.

Rasch gehen die Geschicke bedeutsamer Teile Süd-Afrikas ihrer Lösung entgegen. Seitdem unsere letzte Darstellung über Amatonga- und Swasi-Land und den Transvaal-Freistaat (s. die Nr. vom 21. Dezember) erschienen ist, sind neue Nachrichten über den Gang der Verhandlungen zwischen England und den Bevollmächtigten der Regierung zu Pretoria eingetroffen.

Swasi-Land, um welches es sich augenblicklich handelt, umfaßt etwa 8000 englische Geviert-Meilen und gilt als reich an Erzen, wie auch als wertvoll für den Ackerbau. An eingeborener Bevölkerung rechnet man, nachdem sie durch frühere Kriege mit ihren farbigen Nachbarn stark eingegangen ist, nicht mehr als 60 000 Menschen. Unter ihnen leben etwa 1000 weiße Ansiedler, meist Leute aus der Südafrikanischen Republik oder dem Oranje-Freistaate, mit einer Beimischung von Engländern.

Zwischen Swasi-Land und dem Meere, nach dessen Zugang die Bürger der Südafrikanischen Republik naturgemäß streben, liegt Amatonga- oder Tonga-Land. Doch erstreckt sich das Gebiet zweier, zwischen Swasi- und Tonga-Land herrschenden kleinen Häuptlinge bis an den Maputa-Fluß, auf welchem ein Zugang zur See immerhin zu erreichen wäre. Soll nun England dort übergreifen und absperrend gegen Transvaal verfahren? Oder soll die Südafrikanische Republik, sei es durch Gebietsanschluß oder durch Einrichtung einer Schutzhoheit, sich dort festsetzen.

Das letztere ist nach allem, was wir erfahren, entschieden der Wunsch der weißen, meist aus holländischem Blute stammenden Einwohnerschaft, welche schon seit zwei Jahren durch einen unter dem unlängst verstorbenen König Umbandine eingesetzten Ausschuß thatsächlich das Swasi-Land regiert hat. Die jüngsten Nachrichten besagen zwar: es sei der noch im Kindesalter stehende Sohn Umbandines, unter der Vormundschaft seiner Mutter, jetzt als Fürst ausgerufen worden. In Wirklichkeit führt gleichwohl eine Drei-Männer-Regierung, bestehend aus einem Buren, einem Engländer und einem Swasi, die Verwaltung.

Mittlerweile treibt die weiße Bevölkerung auf Anschluß an die Südafrikanische Republik, während die Swasi durch ihren Vertreter die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit als Volk betonen. Bei der Schwierigkeit, in welcher sich England aus den früher angedeuteten Gründen einer mangelnden guten Verbindung zwischen Zulu- und Swasi-Land befindet, in letzteres mit Waffenmacht einzudringen, stellt sich auch die hiesige groß-afrikanische Partei vorläufig so, als achte sie den Wunsch der Swasi. Sie giebt dabei an: es sei das ein hochkriegerisches Volk, mit welchem man, obwohl es nur 60 000 Menschen zähle, immerhin zu rechnen habe. Mit den Zulu können indessen die Swasi wohl nicht verglichen werden. Wenigstens schilderte uns der schottische Afrika-Reisende David Leslie[1]) vor Jahren in persönlicher Unterhaltung die Verachtung, welche die Zulu gegen die Swasi hegten oder jedenfalls vor dem Kampfe an den Tag zu legen für gut fanden.

„Sind die Swasi (Umswazi) denn mehr als ein Volk?" — rief der Zulu-Häuptling Umniamaná bei einer solchen Gelegenheit aus — „und sind nicht wir drei Regimenter? Wer unter uns fürchtet sich, einem ganzen Volke mit einer einzigen Schar Zulu entgegenzutreten? Wie viele Männer braucht man, um eine Heerde Vieh zu treiben? Die Swasi sind Hunde, welche gezwungen werden sollten, den Abfall von der Speise der Zulu zu essen!" Das war die Sprache, welche die Zulu über die Swasi führten. „Hunde" war der stehende Zulu-Ausdruck für die Letzteren. Indessen hat der kriegerische Stamm der „Himmlischen" (das ist die Bedeutung des Zulu-Namens) stets gern in der hochfliegenden Beredsamkeit ein Erkleckliches geleistet; und es zeigt die Schilderung der Kämpfe zwischen ihnen und den Swasi jedenfalls, daß auch diese den Speer gut zu führen wußten.

Auf die Dauer vermöchte jedoch das Swasi-Völklein, auch wenn es noch so tapfer wäre, sich des gleichzeitigen Andringens von holländischer und englischer Seite her unmöglich zu erwehren. Auch sollen mit der Behauptung, daß man es da mit einem kriegerisch nicht zu unterschätzenden Stamme zu thun habe, wohl nur die Buren einstweilen abgeschreckt werden, bis man englischerseits etwa selbst in der Lage wäre, von Swasi-Land Besitz zu ergreifen. In Natal, wo die Mehrheit der weißen Bevölkerung aus Engländern besteht, ist man für die schließliche Besitzergreifung. In der weit wichtigeren Kap-Ansiedelung aber, wo die Volksmehrheit holländischer Abkunft und Sprache ist, neigt man dem Zugeständnisse an die Südafrikanische Republik zu. Schon dieser Umstand gebietet also der Londoner Regierung eine gewisse Vorsicht.

Die weiße Bevölkerung in Swasi-Land erklärt einen Wechsel in der Regierungsform für unbedingt nötig, fordert den Anschluß an Transvaal und will die holländische und die englische Sprache in den Gerichtshöfen als gleichberechtigt anerkennen. Die leitenden Politiker in Natal dagegen, welche die Beschlagnahme aller Häfen und möglichen Landungsplätze an der Ostküste bis zur Delagoa-Bucht hinauf verlangt, um Transvaal ganz gegen das Meer hin zuzusiegeln, möchten mit Tonga-Land zugleich das Swasi-Gebiet zu einer englischen Ansiedelung machen. Ein Mittelvorschlag geht dahin, die Swasi in ihrer ganzen oder halben Unabhängigkeit zu belassen und für die weißen Siedler eine Sonderverwaltung einzurichten. Wieder ein anderer Vorschlag läuft auf eine Teilung von Swasi-Land zwischen England und der Südafrikanischen Republik hinaus, wobei der westliche Teil an die letztere, der östliche an England fallen soll — was eben gleichbedeutend wäre mit der Verbauung des Zugangs zur See für das holländische Gemeinwesen.

Manche denken mit Lady Frederik Cavendisch, oder denen, welche hinter ihr stehen, man brauche sich gegen ein Zugeständnis an die Südafrikanische Republik nicht allzusehr zu sperren, da die dortige gewaltige Zunahme der englischen Einwanderung jenem Freistaat ohnedies bald ein Ende machen, man also Transvaal und Swasi-Land mit einem und demselben Schlage dereinst gewinnen werde. Das neue Wahlgesetz in der Südafrikanischen Republik schreibt zwar fünfjährigen Aufenthalt für Erlangung des Bürgerrechts vor. Allein fünf Jahre sind rasch herum. Für eine Anzahl der Goldgräber werden sie ohnedies bald abgelaufen sein. Um so dringlicher gestaltet sich die Notwendigkeit, dem niederdeutschen, den unabhängigen Freistaat aufrecht haltenden Volke von Transvaal einen stammverwandten Nachschub möglichst rasch und so umfangreich wie nur möglich zuzuführen.

In den gegenwärtig schwebenden Verhandlungen wird durch den Vertreter der Swasi die Notwendigkeit der Beschränkung des Handels mit geistigen Getränken betont. Als unheilbarer Säufer von Feuerwasser starb König Umbandine. Unter seinem Volke im allgemeinen ist durch Europäer in jenen Gegenden die Trunksucht aufs gewissenloseste seit langer Zeit gefördert worden. Indem die Swasi-Häuptlinge sich jetzt dagegen zu wahren suchen, zeigen diese Wilden sich wahrlich als die besseren Menschen.

Schon Leslie, der, seiner eigenen Darstellung nach, leider nicht von der Beteiligung an solcher Einfuhr — wenn auch nur als Geschenk für den König — sich fernhielt, beschrieb die Verwüstung, welche der Rum und andere gleich starke Getränke unter den Tonga angerichtet hatten, in seinem oben angezogenen Werke. Von der Delgoa-Bucht aus gelangte er an Unozingilis Hauptkraal, welcher inmitten eines dichten, von lebendem und verfaultem Pflanzenwuchse stark und übel riechenden Gehölzes lag. Der Name des aus etwa hundert Hütten bestehenden Ortes lautete: Ncin'amach-bo'nzwe; was den Platz bedeutet, „wird alle im Lande umgehenden lügnerischen und falschen Anschuldigungen ihre Erledigung finden" — also eine Art Herberge der Gerechtigkeit. In der Nacht wurde Leslie durch entsetzliches Geschrei und furchtbaren Lärm aufgeweckt. Ein Greis wurde in die Hütte, wo Leslie sich befand, hereingebracht, der wie ein Wahnsinniger brüllte und Schaum vor dem Munde hatte. Es ergab sich, daß der unvermischte Rum massenhaft von dem Swasi getrunken worden war.

Bald wird nun wohl eine Entscheidung erfolgen müssen. Um Englands selbst willen, das bereits weit über seine Streitkräfte hinaus in allen Weltteilen Herrschaft übt, und um des Friedens in Südafrika halber, wo die Bevölkerung aus holländischem und angelsächsischem Blute sich schon gespannt gegenüber steht, muß man wünschen, daß dem Transvaal-Staate nicht gewaltthätig die Zukunft verbaut wird. Dringlich dürfte sich aber, nach unserer Meinung, die engste Verbindung zwischen der Südafrikanischen Republik und dem Oranje-Freistaat jetzt empfehlen. Nur so werden beide ihr Dasein retten können.

Karl Blind.

[1]) S. David Leslies „Among the Zulus and Amatongas 1875".

England contra Portugal.

Brüssel, 10. Januar 1890.

„Wenn man in einem Glashause sitzt, soll man nicht mit Steinen werfen", dieses Sprichwort hätte Herr V. C. F. Moodie beherzigen sollen, als er seinen von Kapstadt, den 18 Dezember 1889 datirten und gestern abgedruckten Brief an die „Times" richtete. „Rum und Arrak", sagt er über die Amatonga, „trinken die armen Leute wie ihre Muttermilch. Selbst Kinder von sechs Jahren trinken ein Wasserglas davon, ohne zu zucken. Dieses sind die herrlichen Angewohnheiten, welche diese armen, aber intelligenten Völker von den verlebten und brutalen Portugiesen gelernt haben. Diese verkaufen Rum als vorteilhafte Handelsware und schließen keine Geschäfte ohne Veräußerung einer gewissen Quantität davon ab. Die Amatonga sterben gern, wenn sie nur im Rausche in Nirwana eingehen. Unter den Amatonga sucht man vergebens bei den Männern moralischen Mut, bei den Frauen Tugend."

„Die portugiesische Herrschaft," fährt Moodie fort, „ist ein Fluch für die Neger Ostafrikas, und eine Schmach und Schande für die Weißen. Unter allen Stämmen, welche portugiesisches Territorium bewohnen, sind Raub, Mord, Anarchie und Ausschweifungen normale Lebensbedingungen. Die Portugiesen besitzen nicht die geringste Macht über die Eingeborenen, sie fristen ihr jämmerliches Dasein nur dadurch, daß sie die einzelnen Stämme in feiger Weise gegen einander hetzen und so schwächen. Die Portugiesen werden nur deshalb von den Amatonga und anderen Stämmen geduldet, weil sie die einzigen Handelsplätze inne haben, wo die Neger ihre Produkte absetzen und Bedürfnisartikel einkaufen können."

Wenn man auch die Mißwirtschaft in den außereuropäischen Besitzungen Portugals nicht leugnen, und das von Moodie entworfene Bild in der That nur in einigen Punkten als ein entstelltes bezeichnen kann, so sind doch wahrlich die Engländer nicht berufen, den Portugiesen den Sündenspiegel vorzuhalten. Die im ersten Passus von Moodies Brief entworfene Schilderung der Amatonga paßt genau auf die sich stets britischer Herrschaft erfreut habenden Australneger. Jeder Punkt trifft zu; aber an deren Demoralisation sind die Engländer so unschuldig wie die Lämmer! Es sind nicht nur englische Händler sondern sogar englische Missionare, welche dem Südseeinsulaner zur Förderung des Bekehrungswerkes den Rumbecher reichen und in ihm den Hang nach Feuerwasser erwecken. Auf den Salomonsinseln sucht ein baptistischer Missionar seinem wesleyanischen Kollegen, der dem Täuflinge nur 2 Glas Rum darbietet, die zu rettenden Seelen durch Spendung von 4 Glas abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen.

In Australien ist der Ureingeborene dem Blei, dem Gifte und dem Feuerwasser und anderen Ausschweifungen der britischen Ansiedler fast erlegen. Nur im tiefen Innern, dem Norden und Westen leben noch stärkere Stämmen, aber überall müssen die Australneger bei dem Eindringen der Europäer weichen. Ziehen sie nicht willig zu den spärlichen Jagdgründen des sonnenverbrannten Innern, so begnügt der humane Brite sich nicht, das allmähliche, durch Demoralisation und Verseuchung hervorgerufene Aussterben der armen Geschöpfe abzuwarten, sondern mordet sie einfach, wo er sie antrifft. Ich rede hier nicht von Geschehnissen in den Uransängen der Kolonisation, sondern von alltäglichen Ereignissen der Neuzeit. Eine australische Wochenschrift, der „Queenslander",

veröffentlichte noch im vorigen Jahre eine Serie Artikel aus der Feder des früheren Polizeiinspektors Moncrieff, in denen die haarsträubendsten Schilderungen von den Greuelthaten entworfen worden, welche die „schwarze Polizei" im fernen Westen und Norden verübt. Dieselbe rekrutirt sich aus einexerzirten, und mit Säbel, Revolver und Winchester-Repetirbüchsen ausgerüsteten Australnegern, welche abteilungsweise von europäischen Offizieren kommandirt werden. Hat irgend ein eingeborener Stamm, der auf seinen Jagdzügen die am weitesten vorgeschobenen europäischen Niederlassungen berührt, und dem der Begriff des Eigentumsrechtes durchaus mangelt, eine Kuh oder ein Schaf als willkommene Beute gespeert, oder hat ein Australneger den weißen Schänder seiner Hausehre erschlagen, so wird die Abteilung schwarzer Polizei aus der nächsten Station herbeigeholt. Die von Natur blutdürstigen und wilden schwarzen Söldner einer Regierung, die stets mit ihrer vorgeblichen Humanität prahlt, beben vor Freude, wenn es zum Vernichtungskampfe wehrloser, nur mit Speer und Pfeil bewaffneter Landsleute hinausgeht. Mit Mordgier schwelgen diese Menschenbestien in dem Blutbade, welches sie anrichten, und die von ihnen begangenen Greuelthaten vermag man nicht zu erzählen.

Den nicht zu weichherzigen Viehzüchtern, welche immer neue Weidegründe zu erschließen trachten, ist es oft zu umständlich, die schwarze Polizei herbeizuholen, um die lästige Nachbarschaft umherschweifender Stämme los zu werden; sie bedienen sich hierzu eines einfachen Mittels. Diese Leute besitzen Strychnin in Fülle zur Vergiftung der wilden Hunde, die ihre Heerden beunruhigen, und backen eine Anzahl Brode, sogenannte Dampers, denen sie eine hübsche Dosis dieses weißen Pulvers zusetzen. Die so pulverisirte Brode werden vor den Hütten hingelegt, etwa wie man dem Raubwild Brocken vorwirft, damit die hungrigen umherlungernden Neger sie verzehren und unter unsäglichen Schmerzen ihr Leben aushauchen.[1])

Hat eine Nation, die so verfährt, ein Recht, die Anklage der Unmenschlichkeit einer anderen entgegenzuschleudern? K. F.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 19. Dezember unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Reg.-Rath Simon in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab, in welcher der Bericht der Kommission für praktische Kolonisation entgegengenommen wurde, über den Antrag Perrot, betreffend Errichtung einer ostafrikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und über den Antrag der Abteilung Brüssel, betreffend die Agitation zum Zwecke der Kolonisation in Südwestafrika. Der Ausschuß genehmigte die Satzungen der Abteilungen Frankfurt a. O., Speyer und Stettin. Eine Ausschußsitzung hat am 7. Januar stattgefunden, über welche wir im Zusammenhang mit der nächsten berichten werden, da die Behandlung der Anträge noch nicht abgeschlossen ist.

— Herr Dr. Hammacher, unser erster Vizepräsident, welcher an einer Lungenentzündung erkrankt war, befindet sich erfreulicher Weise auf dem Wege der Besserung.

— Prof. Dr. Erwin Nasse, der erste Vorsitzende der Abteilung Bonn, ist am 4. Januar gestorben. Wir verlieren an dem Dahingeschiedenen einen überzeugten und eifrigen Förderer unserer kolonialen Thätigkeit.

— Die Abteilung Berlin hielt unter Vorsitz des Herrn Prof. v. Cuny am 10. einen Herrenabend ab, um die subventionirte Dampferlinie nach Ostafrika einer Besprechung zu unterziehen. Der Sekretär der Dresdner Handelskammer, Herr Schulze, beleuchtete die Frage vom Standpunkt des Handels und zählte die Schäden und Nachteile auf, unter welchen der Handel nach dorthin jetzt zu leiden habe. Besonders sei die Umladung in England durch die merchandise marks act für manche Produkte ganz unmöglich geworden. Wenn auch der Handelsumsatz Deutschlands mit Ostafrika noch nicht so groß sei, daß er, wenn er nicht eine Steigerung erfahren würde, die Einbringung einer Subvention rechtfertigen würde, so zeige doch das Beispiel des Kongostaates, Transvaals, Westafrikas u. s. w., daß die Entwickelung aller dieser Länder große Fortschritte gemacht habe. Es sei deshalb nicht zu zweifeln, daß auch Ostafrika ein bedeutendes Absatzgebiet für unsere Produkte werden wird. Redner plädirte für Ausführung der Linie nach Madagascar und Anlaufen von Lourenco Marquez, um mit Transvaal Fühlung zu gewinnen, welches vielleicht ein deutsches Auswanderungsgebiet werden könnte, da die Buren sich gegen die Überflutung durch die Engländer wehren müßten. Redner besprach auch noch die Möglichkeit des Anlaufens von Alexandria, opponirte gegen die Zweiglinie Aden-Sansibar und wies am Schluß seines Vortrages auf den Zusammenhang der deutschen Kolonial- und Wirtschaftspolitik hin. Dr. O. Kersten warf einen Blick auf die Entwicklung des Handels und des Verkehrs, an der die Forschungsreisenden und Missionare einen großen Anteil hätten, und auf die Eifersucht der kolonialen Mächte. Es handle sich hinsichtlich der Einrichtung der Linie auch um große politische Fragen, und jedes Zaudern könne jetzt verhängnisvoll werden. Redner riet, was die Behandlung kolonialer Dinge durch die Parteien in Deutschland anbetrifft, zur Versöhnung, zu einem Zusammenfassen unserer Kräfte, zumal der bei weitem wichtigste Teil der überseeischen Politik, der sich mit der nutzbringenden Verwertung unseres Bevölkerungsüberschusses beschäftigt, noch garnicht ernstlich in Angriff genommen sei. Ein großer Gewinn aus der Einrichtung der ostafrikanischen Dampferlinie werde die Befestigung des Vertrauens in die Stetigkeit der Kolonialpolitik unserer Regierung sein, was für die Gewinnung von Kapitalien sehr wichtig sei. Er befürwortete ebenfalls die Ausdehnung bis zur Delagoabai und Natal, die Einrichtung einer Küstenschiffahrtslinie für Ostafrika, und die Festsetzung möglichst niedriger Passagepreise für die 2. und 3. Klasse. Er versprach sich von der neuen Linie eine Beruhigung der Araber, eine Wiederaufnahme der Thätigkeit der Plantagengesellschaften, die Entwickelung der Schiffahrt auf dem Tana und Jub und die Herstellung einer fahrbaren Straße nach Vepuapua. Wichtiger sei noch eine Sekundärbahn von Kiloa nach dem Nordufer des Nyassa, wodurch auch der Sklavenhandel lahmgelegt werden würde. Herr Strauß führte in der Debatte einige frappante Beispiele der schlechten Verbindung mit Ostafrika an, und Paul Reichard wies noch einmal auf die politische Wichtigkeit der Linie hinsichtlich der Stellung zu den Engländern und dem Sultan von Sansibar hin. Es wurde sodann folgende Resolution einstimmig angenommen:

Die Versammlung spricht der Reichsregierung ihren wärmsten Dank aus für den Erlaß eines Gesetzentwurfes betreffs einer vom Reiche subventionirten Postdampfer-Schiffsverbindung mit Ostafrika. Sie erkennt den Plan derselben als zweckentsprechend an und erblickt in dem baldigen Inslebentreten dieser Verbindung eine Lebensfrage für die deutschen Handelsbeziehungen zu Ostafrika und für unsere kolonialen Unternehmungen dortselbst. Die Versammlung schließt sich der bezüglichen Petition des Vorstandes der deutschen Kolonialgesellschaft voll an und spricht die Hoffnung aus, der hohe Reichstag werde das Bestreben der Reichsregierung, unsere Beziehungen zu Ostafrika zu fördern, kräftig unterstützen.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Verstärkung der deutschen Schutztruppe) unter Führung des Leutnant Märcker ist, wie uns brieflich mitgeteilt wird, am 30. Dezember in Teneriffa angekommen und gedenkt, in den ersten Tagen der zweiten Hälfte des Januar in Sandwichhafen einzutreffen. Die Schutztruppe hat unterwegs täglich Unterricht in der Hererosprache und im Holländischen erhalten.

— (Die belgische Antisklavereigesellschaft) will nach einem Wolffschen Telegramm aus Brüssel eine Expedition nach dem Tanganjikasee ausrüsten. Die Nachricht bedarf noch sehr der Bestätigung.

— (Aus Ostafrika.) Im Befinden Emin Paschas ist eine wesentliche Besserung eingetreten. — Am 5. Januar hat Wißmann die befestigte Stellung Bani Heris bei Saadani eingenommen. Der Feind, welcher hartnäckigen Widerstand leistete, erlitt große Verluste.

— Aus Südwestafrika sind neuerdings Nachrichten eingetroffen, welche besonders auch Aufklärungen über die Reise des bekannten Abenteurers Lewis nach England enthalten. Es wird von mehreren Zeitungen darüber berichtet: „Lewis hatte zur Ausbeutung seiner Minen in Damaraland, deren Besitz ihm von der gemischten deutsch-englischen Kommission zugesprochen war, im Jahre 1888 die nötigen Maschinen nach Walfischbai entsandt. Auf dem Transporte derselben von der Küste nach Otjimbingue wurden dieselben aber zu Tsaubis, wo sich der stellvertretende Reichskommissar Nels und die Schutztruppe unter Hauptmann v. François niedergelassen hat, angehalten und dem Besitzer kundgegeben, er dürfe mit seinen Minenarbeiten erst beginnen, wenn er sich der bestehenden Gesetzgebung unterworfen habe. Er müsse also die vom Reiche eingerichtete Bergbehörde anerkennen, sich bei derselben anmelden und eine Bescheinigung darüber bringen. Solange dies nicht geschehen sei, würden seine Maschinen festgehalten. Damit war Lewis nicht zufrieden; er hatte im vorigen Jahre dem Reichskommissar ins Gesicht gesagt, daß er die deutsche Schutzherrschaft, also auch den Kaiserlichen Beamten, dort nicht als eine Autorität anerkenne. Demgemäß wollte er sich auch über die Bergbehörde wegsetzen. Als er aber sah, daß man seine Proteste nicht achtete und Ernst mit Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen machte, kehrte er sofort in Walfischbai um, und beschwerte sich in Kapstadt. Eine Ausweisung von R. Lewis aus dem deutschen Schutzgebiet ist nicht erfolgt. Da seine Klagen bei der Kapregierung kein Gehör fanden, so hat er sich nach England begeben, um bei der Staatsregierung Hilfe zu suchen. Unzweifelhaft wird er dort dieselbe Antwort erhalten, wie in Kapstadt, daß man sich in deutsche Angelegenheiten nicht mischen könne, und damit würde dem Widerstande, der in Damaraland sich gegen die deutsche Schutzherrschaft erhob, die Grundlage entzogen sein."

— (Der „Kolonial-Thaler" Italiens und der Maria Theresia-Thaler.) Die „Riforma", das Blatt Crispis, hat jüngst in einer Reihe von Artikeln, „La moneta coloniale", die Prägung einer neuen Silbermünze für Massauah und das italienische Schutzgebiet in Afrika, sowie das durch Vertragsverhältnisse damit in Verbindung stehende Abessinien plaidirt. Der neue Kolonial-Thaler ist hauptsächlich dazu bestimmt, den Maria Theresia-Thaler aus jenem Gebiete Afrikas zu verdrängen, welches Italien als von seinen Interessen abhängig betrachtet. Die italienische Regierung würde dadurch eine gute Verwendung eines infolge der lateinischen Münzkonvention bald 20 Jahre unbenutzt liegenden Silberschatzes finden und durch Einführung einer italienischen Münze und deren Umlauf in den vorerwähnten Gebieten diesen einen innigen Zusammenhang sichern und die Handelsbeziehungen fester machen. Es wird befürwortet, den Thaler ähnlich wie den Maria Theresia-Thaler zu prägen, da die Eingeborenen gegen jede neue Münze mißtrauisch sind. Es ist möglich, daß eine solche neue Münze sich in Afrika einführt, wenn der Bedarf wirklich vorhanden ist, und wenn der Negus dem italienischen Kolonial-Thaler legalen Kurs in Äthiopien giebt, wenn er als Steuergeld und in Massauah eine Verwendung finden kann. Wenn die Entwickelung Ostafrikas größere Fortschritte macht, wird man sich auch auf deutscher Seite mit der dortigen Währungsfrage beschäftigen müssen, auf welche wir bereits in Nr. 30 des vorigen Jahrganges „Unser kleines Geld in Deutsch-Ostafrika" hingewiesen haben.

— (Die Sklavereifrage im Senegalgebiet) ist auf dem Congrès Colonial in Paris Gegenstand einer längern Besprechung gewesen. Der Kapitän Binger, welcher kürzlich von einer sehr interessanten Reise im Nigergebiet, auf der er auch Kong besuchte, nach Frankreich zurückgekehrt ist, sprach die Ansicht aus, daß nichts den

[1]) Für die letzteren Behauptungen müssen wir dem Herrn Einsender die Verantwortung überlassen. D. R.

Wert des Bodens mehr hebe, als die Arbeit befreiter Sklaven beaufsichtigt von europäischen Chefs. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Patres du Saint-Esprit in Kito bereits eine Plantage angelegt hätten, wo sie befreite Sklaven beschäftigten und daß eine Plantagenschule in Thiels sei, welche bereit wäre, befreite Sklaven als Lohnarbeiter anzunehmen, daß man aber die Gefangenen nicht in Masse befreien könne, weil die Bevölkerung nach dem Sudan auswandern würde. Infolge der Expeditionen nach dem obern Niger hätte man die Dörfer mit befreiten Sklaven bevölkert und so allmählich in diesem Land einen festen Grundstock von Ackerbauern geschaffen. Der Admiral Vallon, welcher im Jahre 1882 Gouverneur des Senegal war, kritisirte das Verfahren der französischen Regierung den befreiten Sklaven gegenüber, da die Administration jedem Sklaven, welcher aus den benachbarten Gebieten entflieht, ein Freiheitspapier giebt, ohne weiter für ihn zu sorgen. Die Folge davon sei, daß der Sklave sich im Sommer als Handlanger oder Lastträger vermietet, im Winter aber arbeitslos wird, halb verhungert oder raubt und plündert. Schulde der frühere Gefangene für die erworbene Freiheit nicht seine Arbeit der Gesellschaft? Es liege hier eine schwierige Frage der Moral und selbst der Politik vor, denn die Sklaverei sei eine der hauptsächlichsten Lebensbedingungen der Eingebornen. Redner zeigte sodann, daß die Sklaverei am Senegal eine milde sei, daß alles durch die Arbeit der Sklaven erzeugt werde und mit der Unterdrückung der Sklaverei ganze fruchtbare Provinzen wüst liegen würden. Man habe viele der ihnen ergebenen Peulhs, indem man die entflohenen Sklaven befreite, den der französischen Kultur feindlichen Mauren in die Arme getrieben und dort sei heute Wüste, wo zahlreiche Dörfer geblüht hätten. Er schlug dann verschiedene Abänderungen des Systems vor, deren hauptsächlicher Gedanke darauf hinauslief, daß der Sklave seine Freiheit durch Arbeit in einem Kontraktsverhältnis abverdienen muß. Die Versammlung nahm eine darauf bezügliche Resolution an.

— (Stanleys) Verhalten Emin Pascha gegenüber ist in England vielfach Gegenstand von Kritiken gewesen. So macht in einer sehr heftigen Weise die „Admiralty and horse guards Gazette“ vom 4. Januar d. J. folgende Bemerkungen: „Der Generalleutnant Sir Gerald Graham hat in seinem Briefe an die „Times“ vom 28. v. Mts. für den verstorbenen Helden von Khartum gegen Stanleys in seinem Briefe an Sir Francis de Winton veröffentlichte „gemeine Angriffe“ Partei genommen. Mit vollkommener Wahrhaftigkeit konstatirt General Graham, daß offenbar Herrn Stanleys ideale Auffassung der Pflicht eine ihm ausschließlich eigentümliche ist. Diejenigen, welche den mächtigen amerikanischen Windbeutel wirklich kennen, werden nicht durch seine Scheinargumente eingenommen. Nicht zufrieden damit, den General Gordon mit Schmutz zu bewerfen, muß er sogar soweit gehen, einen seiner eigenen Offiziere, den Major Barttelot, der Nichtbefolgung gegebener Befehle zu zeihen. Es ist ein eigentümlicher Kommentar zu den Thaten der Stanleyschen Expedition, daß es niemand anders, als Herrn Henry Stanley gestattet ist, in seine eigene Trompete zu blasen oder seinen eigenen Beschwerden vorzubeugen.“ B.

— (Chinesen für Kaiser-Wilhelmsland.) Die Frage der Ansiedlung von Chinesen in Kaiser-Wilhelmsland, über welche wir in voriger Nummer einen Artikel des Dr. Hindorf brachten, ist auch von E. Metzger, dem bekannten vorzüglichen Kenner von Niederländisch-Ostindien, ausführlich in der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ besprochen worden. Er schreibt darüber: „Der Hauptanteil an der Einwanderung in Singapore (bekanntlich dem Mittelpunkt des Arbeiterverkehrs für Hinterindien und die Inseln) lieferten die Chinesen; 1887 kamen daselbst 167 906 Personen an (darunter 6271 Frauen), 1886 dagegen nur 146 862 (worunter 4714 Frauen). Trotz vieler Klagen gegen dieselben — auch die Neu-Guinea-Gesellschaft hat sich, wie man hört, gegen die Verwendung chinesischer Arbeiter ausgesprochen — steigt doch die Nachfrage, und dies wird noch mehr der Fall sein, wenn die Bearbeitung der ausgedehnten Ländereien in Nord-Borneo, die im letzten Jahre in den Besitz von Pflanzern übergegangen sind, in Angriff genommen wird. Die Prämie der Kulimakler, die früher per Kopf etwa 60 $ betrug, ist bereits auf 110—115 $ gestiegen. Ich will hier nicht weiter untersuchen, was für und was gegen die Verwendung von chinesischen Arbeitern spricht, und behalte mir vor, dies ausführlicher an anderer Stelle zu thun. Thatsache scheint es aber zu sein, daß, wenn man in Hinterindien oder auf den Inseln, wo es auch ist, Plantagenbau in ausgedehntem Maßstab treiben will, man (mit Ausnahme Javas) der Chinesen nicht wird entbehren können. Nicht nur der Umstand, daß nur Chinesen in verhältnismäßig größerer Zahl auswandern und daß die Zahl dieser Auswanderer in Zukunft immer mehr zunehmen wird, sondern auch ihre größere Leistungsfähigkeit führen darauf hin. Nach den mehrfach erwähnten Berichten des niederländischen Konsulates zu Singapore (1887) wurde selbst malayischen Arbeitern (mit Ausnahme von Singapore selbst) monatlich 7—10 Doll. Lohn bezahlt, wobei gewöhnlich 16 bis 24 Doll. Vorschuß gegeben wurde; bei solchen Preisen ist die Konkurrenz gegen Pflanzer auf Java, namentlich wenn dieselben bei der Regierung mehr Unterstützung finden, als bisher der Fall war, kaum noch auszuhalten. Es kann also nicht mehr die Frage entstehen, ob man sich der Chinesen bedienen will, sondern die Weise, wie dies zu geschehen hat, um den mit ihrem Auftreten verbundenen Nachteilen nach Kräften vorzubeugen, kann an die Tagesordnung gestellt werden, doch beschäftigt dieselbe uns hier nicht weiter.“

Und am Schluß des Artikels:

„Wie wir gesehen haben, sind es reichlich bemessene Arbeitskräfte, deren man (nebst dem Kapital) bedarf, und um die in der Ausdehnung zu bekommen, wie es nötig ist, wird man, trotz alles Widerstrebens, zu Chinesen greifen müssen, die übrigens, namentlich in einem Lande ohne nennenswerte Bevölkerung und Kultur, besser sind, als ihr Ruf. Anfänglich würde die Gesellschaft die Anwerbung von Arbeitern selbst in die Hand nehmen müssen, und da aller Anfang schwer ist, würde es ziemlich lange dauern, bis eine nennenswerte Anzahl Arbeiter vorhanden wäre, obwohl in dieser Hinsicht Deli ein ermutigendes Beispiel gegeben hat. Daher müßte von Anfang an die eigentliche chinesische Einwanderung befördert werden, namentlich aber sollte man nichts unversucht lassen, chinesische Unternehmer zu gewinnen, welche selbst am besten imstande wären, ihre Landsleute dorthin nachzuziehen. Meiner Ansicht nach ist eben Kaiser Wilhelmsland eine große Zukunft nur in dem Falle vorbehalten, wenn es glückt, dort eine blühende Chinesenkolonie unter deutscher Leitung und dem Schutz des Deutschen Reichs zustande zu bringen, wohlverstanden nicht nur eine Arbeiterkolonie mit immer wechselndem Personal, sondern eine wirkliche Besiedelungskolonie. Wenn uns China nicht zuvorkommt und uns in unserem eigenen Gebiet angreift, wird der wirtschaftliche Kampf der Zukunft sich auf Ostasien richten, und welchen Vorteil in dieser Hinsicht Australien den Engländern zu bieten vermag, hat Dr. Jannasch nachgewiesen (Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung 1885 p. 361), demnach würde es gewiß einen hohen Wert für Deutschland haben, eine ähnliche Basis zu schaffen, die in gewisser Beziehung noch kostbarer sein würde. Gelingt es wirklich — und an der Möglichkeit ist kaum zu zweifeln — für Kaiser Wilhelmsland eine stationäre chinesische Bevölkerung zu gewinnen, eine Bevölkerung, die nicht nur arbeitsam und fleißig, sondern auch gelehrig und willig ist, so wird es möglich sein, manche Industrie dort einheimisch zu machen, die sonst vielleicht in Europa ihrem Untergang entgegen geht — werden ja doch manche Industrielle in nicht zu ferner Zeit ihre Industrie, sei es der Arbeitslöhne, sei es der Transportkosten wegen, in fremde Länder zu verlegen genötigt sein. Außerdem aber, und dies würde nicht hoch genug anzuschlagen sein, würde sich zwischen beiden Ländern (China und Kaiser Wilhelmsland) ein sehr reger Verkehr entwickeln, der dem deutschen Einfluß nur nützlich sein könnte. — Ich beschränke mich auf das Gesagte; es ist meine Absicht durchaus nicht, den Versuch zu machen, Zukunftsbilder mehr oder weniger phantastischer Art zu schreiben, sondern nur auf ein Mittel — das einzig mögliche vielleicht — hinzuweisen, wie Kaiser Wilhelmsland ein zweites Java werden könnte. Wenn Emin Pascha und Friedrich Ratzel den Vorschlag machen zu können glaubten, Chinesen in Afrika anzusiedeln, dann kann es noch weniger auffallen, wenn ich eine Kolonisation des ihnen in jeder Beziehung viel näher liegenden Neu-Guineas durch Söhne der Mitte unter deutscher Leitung als möglich betrachte.“

Litteratur.

Brasilianische Wirtschaftsbilder. Erlebnisse und Forschungen von Karl Kaerger, Dr. jur. 530 S. Berlin 1889. Druck und Verlag von Gergonne & Co., Wilhelmstraße 20.

Dieses Buch, dessen Verfasser unseren Lesern nicht unbekannt ist, hat einen großen Vorzug vor allen andern bis jetzt erschienenen Arbeiten über Brasilien dadurch, daß es das Leben und die Mühsale eines Urwaldkolonisten von Beginn der Ansiedlung an schildert. Die meisten Ansiedler haben weder Zeit noch die nötige Bildung, um die Kolonisation von Anfang an in allen ihren mannigfachen Beziehungen schildern zu können; der Verfasser aber, welcher wirtschaftliche Fragen stets mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt hat, hat auch seine Art der detaillirten Behandlung national-ökonomischer Fragen auf die Beschreibung der Urwaldskolonisation übertragen und mit besonderem Erfolge. Er hatte sich im Gebiet des oberen Itapocú in Santa Catharina nieder gelassen, in einer Gegend, welche noch wegelos und möglichst abgelegen von den anderen Kolonien war, so daß er die Freuden und Leiden eines Urwaldskolonisten in vollstem Maße auskosten konnte. Durch gründliche Studien vorbereitet, gewann er in überraschend kurzer Zeit einen Überblick über die Wirtschaftsmethode der Ansiedler, die Thätigkeit des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, welche er vielfach kritisirt, und war auch in der Lage, seinerseits Ratschläge zur Abstellung jener Hindernisse, welche ein Aufblühen der Kolonie in der letzten Zeit verhindert haben, zu machen. Wie wichtig es ist, eine durchaus sachgemäße Beschreibung dieser Kolonie zu besitzen, wird der recht würdigen können, welcher seiner Zeit die fast wahnwitzigen Reklamen für die Eyesche Gründung in einem Blatte wie die Kreuzzeitung gelesen hat. Ein anderer Teil beschäftigt sich mit den Kolonien São Bento, Blumenau, Brusque, der Provinz Paraná und ganz besonders mit der Provinz São Paulo, welche der Verfasser durch mehrmonatliche Reisen kennen gelernt hatte. Er weist in seinem Buche nach, daß die Abneigung gegen die Provinz, welche den deutsch-brasilianischen Kolonisationsbestrebungen so gewaltigen Schaden zugefügt hat, heute nicht mehr bestehen solle, daß unter den ganz veränderten Bedingungen der Jetztzeit eine deutsche Kolonisation der reichen Provinz von Erfolg begleitet sein müßte. Er ist ein Anhänger der Kolonisation großen Stils, welche nach einem bestimmten Plane mit bedeutenden Geldmitteln arbeitet, und für die er auch in diesen Blättern bereits eine Lanze gebrochen hat. Man kann nur wünschen, daß eine solche Kraft, wie die des Verfassers, für unsere deutschen Kolonien nutzbar gemacht wird. Wir haben wenig wissenschaftlich hochstehende Männer, welche mit der Axt in der Hand kolonisirt haben, daß man, wenn überhaupt zur bedeutenden praktischen Wirksamkeit in den deutschen Kolonien übergegangen werden soll, keine große Auswahl wird treffen können. Und anstatt immer und immer wieder unerfahrene Leute nach den Kolonien zu schicken, wäre es doch sicher rationeller, Kenner tropischer Verhältnisse zu verwenden.

Jeppe, Fred. Map of the Transvaal or S. A. Republic and surrounding territories 1 : 1 000 000. Pretoria 1889.

Diese Karte vom 20.—31. Grad südl. Breite und vom 22.—33. Grad östl. Länge reichend, umfaßt außer Transvaal noch einen großen Teil Südostafrikas, den ganzen Oranje-Freistaat, ganz Natal, Sululand und Swasiland, Ost- und Westgriqualand, einige Teile der Kapkolonie, Britisch Betschuanaland und einen großen Teil von Matabeleland. Jeppe, ein Deutscher, der sich seit zwanzig Jahren mit der Kartographie von Transvaal beschäftigte, hat die von der Regierung dieses Landes ausgeführten neuesten Vermessungen der Darstellung seiner Karte zu Grunde gelegt. Ein Vergleich mit der vor ungefähr zehn Jahren erschienenen ersten Auflage ergiebt erhebliche Veränderungen in den Landesgrenzen der einzelnen Länder, sowie in der Lage der Städte. (Bei Pretoria beträgt die Abweichung z. B. einen halben Grad.) Die Ausführung ist eine

vorzügliche. Die mit gelben Farben bezeichneten Goldfelder fallen sofort in die Augen. Die Goldfelder von de Kaap, Witwatersrand, ein Teil der Zoutgansberger Goldfelder sind im Maaßstab von 1 : 500 000 auf Nebenkarten verzeichnet. Schrift, Gebirge und Flüsse sind sauber und übersichtlich.

Br.

Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Josef Ritter v. Lehnert, k. u. k. Linienschiffs-Kapitän, Dr. Carl Zehden, Professor an der Wiener Handelsakademie, Johann Holeczek, k. u. k. Korvettenkapitän, und Theodor Cicalek, Professor an der Wiener Handelsakademie, unter Redaktion von Alexander Dorn. Zwei Bände mit zirka 400 Illustrationen und Plänen in 50 bis 60 Lieferungen à 30 kr. Wien, Volkswirtschaftlicher Verlag Alexander Dorn.

In dem vorliegenden Werk entrollt sich dem Leser ein interessantes Bild des heutigen Weltverkehrs auf dem Seewege. Alle jene Häfen, welche im internationalen Verkehre eine irgendwie hervorragende Stellung einnehmen, werden hier charakterisirt in Bezug auf Geschichte, Lage, Bevölkerung, Einrichtungen und Entwicklung, und ist dabei namentlich auch ihre kommerzielle Bedeutung und Eigenart in hervorragender Weise berücksichtigt. Für die Vortrefflichkeit des Textes bürgen die rühmlichst bekannten Namen der Verfasser, von welchen namentlich Herr v. Lehnert durch sein weitverbreitetes Reisewerk „Um die Erde" und Herr Prof. Zehden durch seine zahlreichen und mustergültigen handelsgeographischen Publikationen besonders hervorragende Plätze in der einschlägigen Litteratur einnehmen. Die Ausstattung des Werkes ist eine durchaus gediegene; die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, um durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen (Originalholzschnitte) die Vorstellung der Leser zu unterstützen. Die meisterhaft reproduzirten Hafenpläne sind unter unmittelbarer Leitung des Herrn Linienschiffs-Kapitäns Josef Ritter v. Lehnert in sorgfältigster fachmännischer Weise und mit Berücksichtigung der letzten Veränderungen von bewährten Kräften gezeichnet, so daß stets der aktuelle Zustand der Häfen, sowie der dazu gehörigen Bauten und nautischen Einrichtungen dargestellt erscheint. Zum Schlusse erscheint noch als Einleitung zum I. Bande eine übersichtliche, gleichfalls illustrirte Darstellung der Geschichte und des heutigen Standes des Seeverkehrs und seiner Mittel.

Br.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Dezember.

Baumann, Dr. O. In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Meyer'schen Exped. in Usambara. gr. 8°. VIII. 224. Mit 18 Illustr. 1 Karte. Ed. Hölzel, Wien 1890 (Vom Verfasser.)

Baumgarten, Prof. Dr. J. Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdteil. 2. Ausg. gr. 8°. XXIV 536. Mit 1 Karte. F. Dümmlers Verlag, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Bohner, H. Im Lande des Fetisch. Ein Lebensbild aus Spiegel afrik. Volkslebens. 8°. 286. Missions-Buchhdlg., Basel 1890. (Vom Verleger.)

Büttner, Dr. R. Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afr. Gesellsch. in Deutschland. 8° XII. 283. Mit 1 Karte von Dr. R. Kiepert. Hinrich'sche Buchhdlg., Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Deckert, Dr. E. Über die geogr. Grundvoraussetzungen der Hauptbahnen des Weltverkehrs. 8°. 36. L. Frohberg, Leipzig 1883. (Von Herrn Ed. Baldamus.)

Emigrations Circular, N. 1 Canada, Nr. 2 Austral. Col., N. 3 South Afr. Col. 8°. Emigr. Inform. Off., London.

Emo, Angelo, Giornale storico del viaggio in Africa della Veneta Squadra. 8°. 114. 1 Port. Giambatista Novelli, Venezia 1787. (Geschenk d. Herren C. u. G. Brose.)

Flegel, Ed. Vom Niger und Benue, Briefe aus Afrika, herausgeg. von Karl Flegel. 8°. 125. Wilhelm Friedrich, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Förster, Brix. Deutsch-Ostafrika. Geographie u. Geschichte der Kolonie. gr. 8° XII. 204. Mit 1 Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Globus. Jahrgänge 1887 u. 1888. F. W. Vieweg, Braunschweig.

Helmes. „Gott will es." Heft 12. H. Schöning, Münster i. W. (Vom Verleger.)

Holub, Dr. E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 29 u. 30. A. Hölder in Wien. (Vom Verleger.)

Ders. Sieben Jahre in Südafrika. Erlebnisse, Forschungen u. Jagden auf meinen Reisen von den Diamantfeldern zum Zambesi 1872—79. gr. 8°. 2 Bände mit Orig.-Holzschn. u. 4 Karten. 1. XVI 528. 2. IX 532. A. Hölder in Wien, 1881.

Humboldt, A. v. Gesammelte Werke. Lfg. 26—29. Ansichten der Natur. — Cuba. — Lebensbeschreibung. J. G. Cotta'sche Buchhdlg., Stuttgart. (Vom Verleger.)

Johnston, Keith. Africa. Fourth edition. gr. 8°. VI. 616, with maps and illustr. Ed Stanford, London 1884.

Ders. and Ravenstein, A short geography of Africa. 8°. 48. with a map. Ed. Stanford, London 1889.

Jousse, Théophile. La Mission au Zambèze. 8°. 181. Fischbacher, Paris 1890. (Vom Verleger.)

Koseritz, Deutscher Volkskalender für das Kaiserreich Brasilien für 1890. 8°. 272. Gundlach & Co. Porto Alegre 1887. (Vom Herausgeber.)

Meinhof, Elli. Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone. 2. Aufl. VIII. 114. Mit 5 Bilder von F. Bergen. Ed. Heitz (Heitz & Mündel, Straßburg 1889. (Vom Verleger.)

Müller, W. Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. gr. 8°. 110. XI. Babenzien, Rathenow. (Vom Verleger.)

Nordenskiöld. Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenkiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Ermann. 2. Aufl. XX. 397. Mit 200 Abbildg. 1 Port. u. 1 Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Paulitschke, Dr. v. Hardeggers Exped. in Ostafrika. Beiträge zur Ethnog. u. Anthropol. der Somali, Galla u. Harras. gr. 4°.

Petermann. Mitteil. Ergänzungsheft Nr. 96. A. Beschoren. Beiträge zur näheren Kenntniß der brasil. Prov. Sao Pedro de Rio Grande do Sul. Reisen u. Beobachtungen während der Jahre 1875—1887. Mit 1 Originalkarte. J. Perthes, Gotha 1889.

Ritter, Karl. Geschichte der Erdkunde u. der Entdeckungen. Vorlesungen, an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. 8°. VI. 265. G. Reimer, Berlin 1861.

Schwarz, Dr. B. Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft. Reiseschilderung nebst einer systematischen Geographie des Landes. gr. 8°. IV. 398. Mit Illust. u. 1. Karte. 2. Ausgabe. Ed. Baldamus, Leipzig 1888. (Vom Verleger.)

Schweinfurth, Dr. G. Im Herzen von Afrika. Reisen u. Entdeckungen im Brit. Äquat. Afrika während der Jahre 1868—71. gr. 8°. XVI. 518. Mit zahlr. Abbildg. u. 2 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1878.

Seehäfen Die, des Weltverkehrs. Lfg. 4 u. 5. Volkswirtschaftlicher Verlag. A. Dorn, Wien 1889 (Vom Verleger.)

Sklavenjäger Der. Dramatische Szene aus Ostafrika in 1 Akt. (Heft 31 d. Sammlg. leicht aufführb. Theaterstücke. Herausgegeben von C. Ney.) 8°. 37. J. Schöningh, Paderborn 1889. (Vom Verleger.)

Statistical Abstract for the several colon. and other poss. of the United Kingdom in each year from 1874 to 1888. gr. 8°. 183. Eyre & Spottiswoode, London 1889.

Statistik des Deutschen Reiches. Neue Folge. Bd. 41. Warenverkehr des deutschen Zollgebietes mit dem Auslande im Jahre 1888. II u. III. gr. fol. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1889. (Von der betreff. Behörde.)

Strasberg, Jul. Dado, der Gallaknabe. Ein Lebensbild aus der ostafrik. Mission. 16°. 43. Neukirchen b. Moers 1889.

Société de Géographie de Paris. Bulletins et Comptes rendus de 1885—89. Paris.

Karten.

Bowler, P. L. The northern Goldfields prospectors sketch map of Matabele and Mashonaland 1 : 2500 000. Pretoria 1889.

Stanfords Map of the Transvaal Goldfields, Brt. Zululand, the Delagoa Bay Railway and the routes from Cape Colony & Natal. 1 : 1 000 000. Stanford. London 1889.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin.

Die Inhaber von Büchern u. s. w. aus der Abteilungsbibliothek werden ergebenst ersucht, dieselben zur bevorstehenden Bücherrevision gefälligst recht bald abliefern zu wollen.

Berlin, den 13. Januar 1890.

Die Bibliotheksverwaltung.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Die geehrten Mitglieder in den unten verzeichneten Orten erhalten die „Kolonialzeitung" von Nr. 2 lfd. Jahrgangs ab durch die gleichzeitig namhaft gemachten **Vertreter** zugestellt, die auch gegen Auslieferung der Mitgliedskarte und Quittung von den Mitgliedern im Monat April die Jahresbeiträge für 1890 einziehen werden.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns die Bitte auszusprechen, daß von jeder Unregelmäßigkeit in der Zeitungslieferung uns Mitteilung gemacht werde, damit wir vorhandene Übelstände sogleich beseitigen können.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Freiberg i. Sachsen: Buchhändler Stettner.
St. Goarshausen: Buchhändler G. Reese.
Schw. Hall: Buchhändler Ferd. Staib.
Neheim: Bürgermeister Brüning (A. L. Ritter, Buchhändler, Arnsberg).
Burg: Buchhändler Carl Schulze, vorm. Aug. Seelheim.
Neubrandenburg: Buchhändler O. Nahmmacher.
Aue: Buchhändler Beda (nur Verteilung.)
Lichtenstein-Callnberg: Buchhändler J. Wehrmann.
Gevelsberg, Westfalen: Buchhändler Phil. Baltin.
Gr. Lichterfelde: E. G. Brückmann, Steglitz.

Die regelmäßigen Vortragsabende der Abteilung Berlin finden von jetzt ab allwöchentlich **Freitags**, abends 8 Uhr, im Architektenhause statt.

Gesellige Zusammenkünfte, bei welchen eine größere Anzahl Mitglieder und Gäste sich einzufinden pflegt, finden daneben statt an jedem Montag in den Restaurationsräumen des Architektenhauses bezw. dem Vereinszimmer („Großfriedrichsburg") daselbst.

Freitag, den 24. Januar, abends 8 Uhr,
im großen Saale (mit Damen):
Vortrag des Herrn Grafen **Joachim Pfeil: „Der Bismarck-Archipel und meine Erlebnisse daselbst im Dienste der Neuguinea-Gesellschaft."**

Freitag, den 31. Januar, abends 8 Uhr,
im mittleren Saale (mit Damen):
Vortrag des früheren Chefs der deutsch-ostafrikanischen Station Usungula, Herrn **Fritz Blei: „Land und Leute von Usaramo."**

Donnerstag, den 23. Januar, abends 7 Uhr, veranstaltet die ev. Miss.-Ges. für Deutsch-Ostafrika einen Theeabend im Saale des christl. Vereins junger Männer, Wilhelmstr. 34, bei welchem u. a. Herr **Marinepfarrer Wangemann** aus Kiel einen Vortrag über **eigene Erlebnisse in Sansibar** halten wird. Billets zu 75 Pf. sind im Hospiz, Behrenstr. 29, in den christl. Buchhandlungen, Oranienstr. 106, Mohrenstr. 27, Gartenstr. 28 und abends an der Kasse zu haben.

Einbanddecken

in brauner Farbe mit Gold- und Schwarzpressung sind zum Jahrgang 1889, wie auch zu den früheren Jahrgängen der „Deutschen Kolonialzeitung" gegen Einsendung von 1 Mk. 50 Pf. für die Decke postfrei zu beziehen von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.
Berlin W., Linkstraße 25.

Quittung.

über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das deutsche Hospital in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Direktor Benda in Lübeck für die Mission 10 M.; für das Hospital 10 M.; Thorner Missions-Hülfsverein in Thorn 25 M.; Pastor Gottschalk in Boslau 79,50 M.; durch das Zentral-Komitee der Berliner Stadtmission 3 M.; Pastor Merz in Bischweiler i. Els. 21,70 M.; durch Hausvater Kaltwasser in Berlin für die Mission 51,81 M.; für das Krankenhaus 3,50 M.; Zinsen für im Jahre 1889 hinterlegte Gelder 704,62 M.; durch Pastor Distelkamp 621,40 M.; Missionsinspektor Beyer 2348,26 M.; Pastor Berlin 195 M. Im Ganzen 4073,79 M

Berlin, den 1. Januar 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 3. **Berlin,** 1. Februar 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Der englisch-portugiesische Streitfall. — Ein Schreiben von Professor Dr. Schweinfurth. — Koloniale Bestrebungen in England. III. Von Prof. W. Schaefer. — Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik. — James' Reise in das Innere des Somalilandes. Von L. Hirsch. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen.

Der englisch-portugiesische Streitfall.

Der englisch-portugiesische Konflikt über das Vorgehen des Majors Serpa Pinto im Makolololand schien bereits im Erlöschen zu sein, da die portugiesische Regierung unter Vorbehalt der Entscheidung der Streitfrage durch ein Schiedsgericht versprochen hatte, ihre Truppen aus dem von England beanspruchten Gebiet zurückzuziehen, und letzteres sich anscheinend mit dieser Antwort zufrieden gab. Man konnte also glauben, daß eine Grundlage für eine ruhige Verständigung gefunden sei. Am 12. Januar stellte aber Lord Salisbury der Lissaboner Regierung ein Ultimatum, in welchem sich die englische Regierung von den Versicherungen der portugiesischen Regierung nicht befriedigt erklärte und, gestützt auf die Mitteilungen ihres Konsuls in Mozambique, daß die Expedition Serpa Pintos den Schire, Katungas und andere Plätze und Territorien der Makololo bereits besetzt habe und befestige, das kategorische Verlangen stellte, dem Gouverneur von Mozambique sollten unverzüglich die folgenden telegraphischen Instruktionen gesendet werden: „Ziehen Sie alle portugiesischen Streitkräfte zurück, die thatsächlich am Schire sowie in den Territorien der Makololo und in Maschonaland sind." Andernfalls erachtete das Ultimatum Lord Salisburys die von der portugiesischen Regierung erteilten Versicherungen für illusorisch und drohte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Die Drohung, welcher durch schleunige Zusammenziehung von Kriegsschiffen in der Nähe einer größern Anzahl portugiesischer Besitzungen Nachdruck verliehen wurde, wirkte derartig einschüchternd auf die portugiesische Regierung, daß sie, wie es in ihrer Erwiderung heißt, „dem Gouverneur von Mozambique die von Großbritannien erzwungenen Befehle senden werde", allerdings, „indem sie in jeder Hinsicht sich die Anrechte der portugiesischen Krone auf die erwähnten afrikanischen Gebiete sowie auch das ihr durch Artikel XII der Berliner Konvention verliehene Recht vorbehält, die Streitfrage durch Vermittelung oder Schiedsgericht zu einer endgültigen Lösung zu bringen". Aber eine Demütigung blieb die Antwort auch mit diesem Vorbehalt und als ihr Wortlaut in Lissabon bekannt wurde, zwang der Unwille des Volkes das Kabinet zur Abdankung.

Der weiteren Entwicklung dieses Streites muß man mit gespannter Erwartung entgegensehen. Ist Portugal jetzt der Gewalt gewichen, so hat es doch das Recht nicht verwirkt, die Austragung des Streites auf dem durch Art. XII der Kongoakte vorgezeichneten Weg zu verlangen. Dieser Artikel XII lautet:

„Falls sich zwischen den Mächten, welche die gegenwärtige Akte unterzeichnen, oder denjenigen, welche etwa in der Folge derselben beitreten, ernste Meinungs-Verschiedenheiten mit Bezug auf die Grenzen oder innerhalb der Grenzen der im Art. I erwähnten und dem Freihandelssystem unterstellten Gebiete ergeben, so **verpflichten sich jene Mächte, bevor sie zur Waffengewalt schreiten,** die Vermittelung einer oder mehrerer der befreundeten Mächte in Anspruch zu nehmen. Für den gleichen Fall behalten sich die gleichen Mächte vor, nach ihrem Ermessen auf ein schiedsrichterliches Verfahren zurückzugreifen." —

Das zwischen England und Portugal jetzt streitige Gebiet fällt jedenfalls, soweit als es dem Flußgebiet des Schire angehört, in die Freihandelszone und es wäre deshalb eine schreiende Verletzung der Kongoakte, wenn England einen Antrag Portugals auf Vermittlung oder schiedsrichterliches Verfahren zurückweisen wollte. Wir können deshalb noch nicht glauben, daß England einen solchen Schritt bereits gethan habe. Es behauptet ja, von seinem Rechte auf das sicherste überzeugt zu sein, und wenn der Kanzler des Schatzamtes, Gofchen, von den Übergriffen portugiesischer Agenten auf einem Gebiet redet, auf welchem sie auch nicht einen Schatten von Recht hätten, so glaubt ihm das die ganze Jingopartei und jubelt. Das Gegenteil aber ist wohl das richtige. Die Engländer haben keineswegs unzweifelhafte Rechte auf das Schiregebiet und Maschonaland.

Sie haben alles, was je die Portugiesen über diese Länder berichtet oder was dieselben dort gethan haben, geschickt zu ignoriren gewußt. Es ist eine Thatsache, die nicht mehr zu leugnen ist, daß Livingstone den Nyassa-See nicht etwa „entdeckt", sondern nur mit portugiesischer Hülfe wieder aufgesucht hatte, und hoffentlich verschwindet seit den Untersuchungen von Batalha Reis jetzt für immer dieser Ruhmestitel des Mannes, den die Engländer zu ihrem besten politischen Agenten gestempelt haben. Vielleicht bilden sie noch die Theorie aus, daß alles afrikanische Land, welches Livingstone besucht hatte, englisch werden müsse, wenn sie jetzt den Anfang gemacht haben, die auf seine Anregung hin angelegten Missionsstationen als unantastbares Nationalheiligtum zu erklären. Was aber die schon in früheren Nummern erwähnten Untersuchungen von Batalha Reis anbetrifft, so weist derselbe jüngst noch in einer Einsendung an die „Times" nach, daß der Anspruch Portugals nicht allein auf historisch wohl begründeten und verbrieften Rechten beruhe, sondern daß diese Rechte auch thatsächlich, und nicht nur nominell, ausgeübt worden seien.

In der genannten Zuschrift bemerkt der Verfasser derselben, unter Bezugnahme auf eine von ihm im vergangenen Jahr im Scottish Geographical Magazine[1]) veröffentlichte Studie nachstehendes zur Klärung der Streitfrage:

1. Daß die Portugiesen schon im 17. Jahrhundert nicht allein den

[1]) Die Arbeit ist auch portugiesisch und englisch in Form einer Broschüre erschienen: Es portuguezas na Região do Nyassa per Jayme Batalha Reis. Lisboa, Imprensa Nacional 1889. Wir lenken besonders darauf die Aufmerksamkeit unserer Leser, weil es in der That eine Ungerechtigkeit sondergleichen wäre, wenn die Verdienste der Portugiesen von einer Clique englischer Geographen, denen leider auch manche Deutsche folgen, beharrlich totgeschwiegen würden. Livingstone hat ja noch so viel Rühmliches geleistet, hier den Spuren der Portugiesen folgend, dort allein vorgehend, daß seinem Ruhme eine Richtigstellung seiner Verdienste keinen Abbruch thun wird. Von neuen portugiesischen Publikationen, welche den Zweck verfolgen, über Portugals Anstrengungen sowohl in Hinsicht geographischer Forschung als der Unterdrückung des Sklavenhandels gegenüber den englischen Verdächtigungen und Verschweigungen mehr Licht zu verbreiten, seien hier noch besonders erwähnt: L'incident Anglo-Portugais. Motion votée à la séance de la Société de géographie de Lisbonne le 2. décembre 1889. Lisbonne, Typographie Portugaise, Calçada do Combro 1889; — Politica portugueza na Africa. Memoria Historica e politica. Lisboa, Imprensa Nacional; — O Lubuco. Algumas observações sobre o livro do Sr. Latrobe Bateman intitulado: The first ascent of the Kassai, por Henrique Augusto Dias de Carvalho, Lisboa, Imprensa Nacional 1889; — Memoire sur l'Abolition de l'Esclavage et de la traite de noirs sur le territoire portugais. Lisbonne, Novembre 1889. —

Nyassasee, sondern auch den Schirefluß befahren und sehr ausführliche Beschreibungen von beiden geliefert, auch eine Karte von beiden gezeichnet, und daß sie mehrere der über die Landschaften zwischen Zambezi und Nyassasee damals herrschenden Stammeshäuptlinge besiegt haben.

2. Daß die Portugiesen insoweit den Shire und den Nyassa kannten und ihre Bedeutung richtig würdigten, als sie dieselben als eine gute Straße in das Innere von Afrika bezeichneten, auf welcher auch nach Norden hin Äthiopien leicht zu erreichen sei.

3. Daß die Portugiesen im vorigen Jahrhundert beide, d. h. den Strom sowohl als den See, bereist haben, lange bevor Livingstone, ohne dieselben zu erreichen, Schilderungen von den angrenzenden Landstrichen gab, die er meist den älteren Beschreibungen der Portugiesen entlehnt hatte, und daß sie es waren, die das in geographischer Hinsicht Bemerkenswerte den gelehrten Gesellschaften mitteilten. (Batalha erklärt bei dieser Gelegenheit, er sei in der Lage, die Namen einiger wohl bekannten Reisenden anzuführen, die in den ersten Perioden des 19. Jahrhunderts, d. h. im Jahre 1824, 1846, 1853, also bevor Livingstone den Nyassasee besuchte, den Schirefluß hinauffuhren und im Auftrag der portugiesischen Regierung von den Thallandschaften dieses Stromes und seiner Zuflüsse bis östlich und westlich des Nyassa Besitz ergriffen.)

4. Daß Livingstones Reise nach dem Schire und Nyassa im Jahre 1859 sich auf die ihm von portugiesischer Seite gemachten Angaben stützte, und mit ihrem Beistande ausgeführt war, daß der berühmte schottische Reisende also nicht den Nyassa entdeckte, sondern daß er ihn nur an einer Stelle besuchte, auf welche ihn die Portugiesen hingewiesen, und wohin sie ihm den Weg gezeigt hätten.

5. Daß seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart es Portugiesen waren, welche die Länder östlich des Nyassasees und zwischen demselben und der Küste bereisten und die dort wohnenden Stämme unter ihrer Landeshoheit hielten, indem sie Akte, die den Charakter souveräner Staatsgewalt trugen, vollzogen und die heutige Provinz Kap Delgado als bis zu den Gestaden des Nyassasees sich erstreckend betrachteten.

6. Daß alle jene Landschaften zwischen dem Nyassasee und dem Indischen Ozean, zwischen Nyassasee und Bembasee, zwischen Nyassasee und dem Zambezi von vielen portugiesischen Expeditionen durchzogen worden sind, von welchen mehrere mit dem ausdrücklichen Auftrag entsendet wurden, die Landeshoheit Portugals über die dort wohnhaften Völker zu verkünden und über die genannten Gebiete nähere Nachrichten einzuziehen.

Es wird vielleicht Jemand die Frage aufwerfen, weshalb wir uns so eingehend mit diesen Angelegenheiten beschäftigen, welche doch schließlich in erster Linie Portugal und England betreffen. Die Antwort darauf lautet, daß wir bei Zeiten darauf bedacht sein sollen, den Gefahren, welche uns von seiten der Engländer in der Zukunft drohen können, schon jetzt zu begegnen. Wäre die bekannte Abmachung vom Jahre 1886 über die deutsche und englische Interessensphäre seitens der deutschen Regierung mit Voraussicht eines möglichen späteren Interessengegensatzes getroffen worden, so wäre der Streit um den Beledsoni-Kanal, welchen die britisch-ostafrikanische Gesellschaft mit Waffengewalt besetzt haben soll, während von einen Eingreifen der deutschen Regierung zum Schutze des Sultans von Witu nichts verlautet hat, heute unmöglich. Wir finden die Engländer an der Arbeit, Maschonoland, den Schire und Nyassa zu annektiren, die Ansprüche der Portugiesen mißachtend; wir werden sie, den Spuren ihrer Missionare folgend, bald am Nyassa und Victoria Nyanza politisch thätig sehen. Ihr Vorgehen gegen Portugal zeigt, daß man alle Ursache hat, vor ihnen auf der Hut zu sein. Wenn das englische Missionsinteresse am Tanganyika und am Südende des Victoria Nyanza mächtig geworden ist und der englische Handel in diesen Gegenden in Anlehnung an die Missionsthätigkeit nach dem Muster der Anlagen am Schire und Nyassa festen Fuß gefaßt hat, so werden wir Deutsche auch vor die Aufgabe gestellt werden, wie wir in unserer Interessensphäre englischen Ausbeutungsgelüsten begegnen müssen.

Die Verteilung Afrikas geht mit gewaltiger Schnelligkeit vor sich; wir müssen in der Zeit, welche wohl die letzte für Erwerbungen ist, zugreifen und wir dürfen den Blick nicht von den afrikanischen Verhältnissen abwenden, mögen auch andere Kolonialgebiete, Brasilien Argentinien und Paraguay, in der Schätzung dabei jetzt ein wenig zu kurz kommen, wir müssen bedenken, daß in wenigen Jahren in dieser Hinsicht nicht mehr viel zu thun ist. Was früher in Jahrzehnten geschehen, ist die Arbeit weniger Jahre, was früher unmöglich erschien, ist heute eine Kleinigkeit. Wir würden es als eine Kurzsichtigkeit sondergleichen beklagen, wenn man auf deutscher Seite jetzt verabsäumen würde, das festzulegen, was uns nach Fug und Recht gehören sollte, wenn man sich für die Zurückhaltung durch die Erwägung leiten ließe, daß für die nächsten hundert Jahre in Ostafrika genügend Spielraum für unsere Entwickelung sei. Ostafrika wird vorläufig eine Handelskolonie bleiben; wer die Macht besitzt, beherrscht den Handel. Warum dringt z. B. die deutsche Macht nicht wenigstens hinüber nach Tabora, welches als Mittelpunkt der großen Karawanenstraßen eine dominirende und stets wachsende Bedeutung hat? Warum wird Karema nicht wieder besetzt? Warum wendet man nicht auch etwas auf für Anlage kommerziell-wissenschaftlicher Stationen, wie wir sie auch in dem so wichtigen Ostafrika wünschen, und sucht uns nicht für die Zukunft die bedeutendsten Karawanenwege des Ostens zu sichern? *

Ein Schreiben von Professor Dr. Schweinfurth.

Wir bringen nachstehend ein Schreiben des Herrn Professor Schweinfurth an den Redakteur dieses Blattes zum Abdruck, welches, anschließend an frühere in der „Deutschen Kolonialzeitung" erschienene Aufsätze des Herrn Paul Reichard, manche Einzelheiten über unser Verhältnis zu den Eingeborenen und den Arabern enthält, die wegen des Verfassers tiefer Kenntnis des arabischen Charakters zur gegenwärtigen Zeit von hohem Interesse sind. Herr Professor Schweinfurth schreibt aus Kairo vom 15. Januar:

„Ich habe selten etwas in Bezug auf praktische Vorschläge für die tropisch-afrikanische Kolonisationsarbeit zu lesen bekommen, was in so hohem Grade mit meinen eigenen, in einem ganz anderen Viertel des afrikanischen Kontinents gewonnenen Erfahrungen übereinstimmte wie den Artikel von P. Reichard [1]) (in Nr. 10 u. 11 der D. Kol.-Ztg.). Ich möchte alles unterschreiben, was Herr Reichard, auf lange Erfahrung und reifliche Erwägung gefußt, über die Behandlung der heidnischen Eingeborenen (ich ziehe diese Bezeichnung dem Worte „Neger" vor) sagt. In scheinbar geringfügigen Äußerlichkeiten, wie z. B. im Tragen europäischer Kleidung, gemeinschaftlicher Mahlzeit und dergl., liegt im vorliegenden Fall eine unberechenbare Bedeutung. Was Herr Reichard über die Art der Verwendung weißer Unteroffiziere gesagt hat, dürfte wohl eine teilweise Einschränkung erfahren, da ja unsere eigenen Militärs daselbst jetzt schon ausschlaggebende Erfahrungen in diesem Punkte gemacht haben müssen; die Vorstellung, daß es auch bei den Weißen hoch und nieder gibt, kann der allgemeinen Disziplin doch keinen Abbruch thun und ebensowenig dem instinktiven Gefühl einer unbedingten Unterwerfung des Schwarzen unter den Weißen.

Herr Reichard trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er die ganze Schwierigkeit unserer Aufgabe in Ostafrika in der Frage gipfeln läßt: Weshalb vermögen wir nicht das, was doch dem Araber so leicht gelang? Wer eine endgültige Lösung dieses Problems finden könnte, hätte das Einmaleins aller unserer ostafrikanischen Zukunftsberechnungen, den Schlüssel zu allen unseren Kulturaufgaben daselbst, entdeckt. Herr Reichard betont als Hauptgrund für das Fehlschlagen unserer Unternehmungen unsere beständige Unkenntnis der Verhältnisse, der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen; er wird aber zugeben müssen, daß die Araber in dieser Hinsicht uns durchaus nicht überlegen sind. In seinen weiteren Ausführungen ist uns der erfahrene Mann durchaus nicht den Beweis schuldig geblieben, daß der Hauptgrund darin zu suchen ist, daß wir unsere Autorität nicht in der richtigen, für den Eingeborenen allein überzeugenden Weise geltend zu machen wissen. Es läßt sich der Gegensatz in zwei Worten, die ja auch P. Reichard anführt, darthun: die Araber erheben Tribut, die Europäer wollen alles bezahlen und drängen sich oft mit ihren Geschenken auf. Tribut, Abgaben, aufgenötigte Arbeit, das sind hier die wahren Unterpfänder des Gehorsams.

Mit Fug und mit Recht trennt Herr Reichard die Araberfrage grundsätzlich von unseren Aufgaben in Bezug auf die Erziehung der Schwarzen zur Arbeit; die erstgenannten werden uns daran nicht zu hindern vermögen. Die Bedeutung des Arabertums ist indes durch den sie neu belebenden kriegerischen Geist des Widerstandes unendlich gestiegen und es handelt sich darum, jetzt den richtigen Moment ausfindig zu machen, wann dem Waffengange Einhalt geschehen, wann das erlösende Wort „genug" gerufen werden soll. Das bleibt Major Wißmann überlassen, ein Dreinsprechen von Europa könnte sehr übel angebracht sein. Aber der Augenblick wird kommen.

Der Mohamedaner ist durch seinen blinden Fatalismus und durch seinen übertriebenen, jedes Selbstbestimmungsrecht und die Willenskraft des Menschen lahm legenden Monotheismus veranlaßt, die Pflicht der Dankbarkeit von sich zu weisen; man kann daher durch Wohlthaten und Großmut die Araber nie gewinnen, nicht versöhnen. Auf der anderen Seite hat ihr Fatalismus für uns auch das Gute, daß sie den Gefühlen blinder Rachsucht lange nicht in so hohem Grade ergeben sind wie viele christlichen Völker. Haben wir Buschiri gehenkt, so thaten wir es, weil es so der Wille Gottes war. Er muß es wohl verdient haben. Deshalb brauchen Buschiris frühere Anhänger noch lange nicht alle unsere unversöhnlichen Feinde zu sein. So lange wir uns nur vor der Täuschung in Acht nehmen, wir könnten die Mohamedaner dauernd zu unseren ganz aufrichtigen Freunden machen, verlohnt es sich schon der Mühe,

[1]) Dieses Urteil ist um so wichtiger, als Paul Reichard in Missionszeitschriften oft genug verunglimpft worden ist. So schreibt noch neuerdings der Missionsinspektor F. M. Zahn in einem Artikel über den Missionar Arnot in der Allgemeinen Missionszeitschrift (Januar 1890): „Es ist sehr zu bedauern, daß Männer wie Paul Reichard, die in Afrika ihre Erforschungen nur mit Blutvergießen durchführen können, in der Heimat als Ratgeber auftreten dürfen, wie man Afrikaner, Freie und Sklaven, behandeln soll."

Verlag von ROBERT OPPENHEIM in BERLIN.

Ankündigung

über

Neumayer, Anleitung — v. Richthofen, Führer.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, auch zur Ansicht, zu beziehen:

Anleitung

zu

wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen

von

Dr. G. Neumayer,

Director der Deutschen Seewarte in Hamburg.

Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage in zwei Bänden

oder

in 21 Lieferungen zu je M. 1,60.

Jeder Band bezw. die Gesammt-Lieferungen jedes Bandes einzeln verkäuflich.

Einbanddecken jedes Bandes M. 1,50.

Band I:

gr. 8°. 42 Bogen und 2 Karten. Preis geh. M. 18,—, geb. M. 19,50.

Inhalt: Fr. Tietjen, Geographische Ortsbestimmungen. — W. Jordan, Topographische und geographische Aufnahmen. — v. Richthofen, Geologie. — H. Wild, Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus. — J. Hann, Meteorologie. — E. Weiss, Anweisung zur Beobachtung allgemeiner Phänomene am Himmel. — P. Hoffmann, Nautische Vermessungen. — C. Börgen, Beobachtungen über Ebbe und Fluth. — v. Lorenz-Liburnau, Beurtheilung des Fahrwassers in ungeregelten Flüssen. — O. Krümmel, Einige Oceanographische Aufgaben. — M. Lindeman, Erhebungen über den Weltverkehr. — G. Neumayer, Hydrographie und magnetische Beobachtungen an Bord.

Band II:

gr. 8°. 40 Bogen. Preis geh. M. 16,—, geb. M. 17,50.

Inhalt: A. Meitzen, Allgemeine Landeskunde, politische Geographie und Statistik. — A. Gärtner, Heilkunde. — A. Orth, Landwirthschaft. — L. Wittmack, Landwirthschaftliche Culturpflanzen. — O. Drude, Pflanzengeographie. — P. Aschersón, Die geographische Verbreitung der Seegräser. — G. Schweinfurth, Pflanzen höherer Ordnung. — A. Bastian, Allgemeine Begriffe der Ethnologie. — H. Steinthal, Linguistik. — H. Schubert, Das Zählen. — R. Virchow, Anthropologie und Prähistorische Forschungen. — R. Hartmann, Säugethiere. — H. Bolau, Walthiere. — G. Hartlaub, Vögel. — A. Günther, Reptilien, Batrachier und Fische. — v. Martens, Mollusken. — K. Möbius, Wirbellose Seethiere. — A. Gerstäcker, Gliederthiere. — G. Fritsch, Das Mikroskop und der Photographische Apparat.

W. S. g. u.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse über Neumayer, Anleitung.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. (Berlin.) Der Herr Herausgeber ist mit allerbestem Erfolg bemüht gewesen, die Lücken, welche der Tod oder sonstige Umstände in den Reihen seiner Mitarbeiter gerissen hatte, anszufüllen und für die neuen Forschungsgebiete maassgebende Kräfte zu der Mitarbeiterschaft heranzuziehen. Den praktischen Interessen ist, was in Hinblick anf die in den Vordergrund des Interesses getretene Kolonialpolitik beeondere zu betonen ist, weitaus mehr Rechnnng getragen als in der ersten Anflage.

Petermann's Mittheilungen. Tendenz, Anordnung und Methode sind in der zweiten Auflage dieses anerkannten Meisterwerkes dieselben geblieben wie in der ersten; das Format der 2. Auflage ist kleiner ausgefallen als das der ersten und eine andere passende Neuerung ist die Trennung in zwei Bände.

Himmel und Erde. Bei der Ueberfülle des Inhalts eines jeden der einzelnen Kapitel kann es nicht unsere Sache sein, das Gesammtwerk durch Beschreibung seiner Theile zn zergliedern (das Hervorheben einee Abschnittes würde eine Ungerechtigkeit gegen die Vortrefflichkeit des anderen sein), sondern glauben bei der Besprechung unser Augenmerk wesentlich auf die Veränderungen und Verbesserungen richten zu sollen, die in der Neubearbeitung zu Tage treten.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nicht nur den wissenschaftlichen Reisenden, sondern auch der grossen Zahl jener Strebsamen, welche für den Fortschritt Sinn und Neigung besitzen, sei es allerwärmstens empfohlen. Im besonderen aber sind die Kriegsmarinen aller Nationen in der glücklichen Lage, die idealen wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit fördern zu können. Der ihnen hierdurch erwachsenen hehren Aufgabe wurden sie bisher in ausgedehntem Maasse gerecht, und sie werden es daher auch eein, welche Neumayer's Schöpfung in erster Linie mit wahrer Freude begrüssen.

Archiv für Anthropologie. Die berühmte „Anleitung" hatte in erster Auflage den hervorragendsten Antheil an dem wunderbar raschen und energischen Aufschwung, welchen mit der Entwickelnng unserer Flotte die deutsche wissenschaftliche Forschung in allen Erdgegenden erscheinen lies. In neuer Gestalt passt es sich nun den zum Theil durch das Werk eelbst erweckten, erweiterten Bedürfnissen von heute an. Wir rufen ihm nnseren Glückwunsch für seine nene Lanfbahn zn.

Rud. Virchow in **Zeitschrift für Ethnologie.** .... das Werk hat allen diesen Richtungen in befriedigender Weise geholfen und die neue Auflage wird sicher einem verstärktem Bedürfniss begegnen.

Aus allen Welttheilen. Der Werth des Werkee ist unbestritten. Die hervorragendsten Mitarbeiter haben mit dem Herausgeber vereinigt eine Arbeit ersten Ranges geliefert. Manches aus der ersten Auflage ist weggelassen, vielee hinzugefügt, alles aber neu bearbeitet worden.

Das weit über die Kreise der Reisenden hinaus unentbehrliche Werk verdient in eeiner neuen Gestalt die beste Empfehlung.

Globus. Es genügt znr nachdrücklichen Empfehlnng dee Werkes, daranf hinzuweisen, dass die Bearbeiter der einzelnen Abhandlungen ohne Ausnahme hervorragende Autoritäten in ihrem Faohe sind.

Deutsche Kolonial-Zeitung. Das Werk brauoht heute keine Empfehlung mehr. Schon bei dem Erscheinen der ersten Anflage fand die wissenschaftliche und praktische Bedeutnng deseelben ungetheilte Anerkennung. Wenn seitdem der rastlose Fortschritt auf allen einschlägigen Gebieten eine Umarbeltung und Erweiterung des Buches nöthig gemaoht hat, so erkennen wir gerne an, dass es in dieser neuen Gestalt in erhöhtem Maasse nicht nur dle Aufmerksamkeit des Forschers, der sich an der Hand desselben für seine Aufgabe vorbereiten will, eondern dae lebhafteste Interesse jedee Gebildeten und insonderheit jedes Freundes der Kolonialpolitik zu erregen geeignet ist.

Deutsche militairärztliche Zeitschrift. Es ist der Redaction eine angenehme Pflicht, auf ein Werk anfmerksam zn machen, deseen Studium bei der Vorbereitung für Forschungsreisen nicht übersehen werden darf. Das Kapitel über Heilkunde bietet eine Reihe werthvoller Winke, von denen manche schon für Beobachtungen in der Heimath nutzbringend verwerthet werden könnten.

Militair-Litteratur-Zeitung. Bei den Expeditionen zur Ansdehnung unserer handelspolitischen Beziehungen sind Offiziere zahlreich betheiligt, darum hat für solche ein Werk Interesse, welches in vorzüglichen Darstellungen aus zuständiger Feder alle Gegenstände würdigt, über die der Reisende Beobachtungen anzustellen berufen sein kann.

Naturwisseuschaftliche Rundschau. Kommt dem Neumayer'schen Werke schon um deswillen eine hohe Bedeutnng für die Ausbreitung unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zn, weil dasselbe durch seine klaren Instructionen und seine sohematischen Vorzeichnungen der zu lösenden Aufgaben zu einem kräftigen Werkzeuge für künftige Arbeiten wird, so ist doch nicht minder anzuerkennen, dass in die einzelnen Abhandlungen mehr oder minder umfassende Ueberblicke bisheriger Forsohungeresultate eingeflochten wurden.

Zeitschrift für das Berg-, Hütten- u. Salineuwesen im preussischen Staate. Seit dem ersten Erscheinen dieses Werkes im Jahre 1874 sind gewaltige Fortschritte in der Naturerkenntniss gemacht und hat eich der Kreis der Forschnngsziele ganz erheblich erweitert. Die vorliegende zweite Auflage zeigt dementsprechend denn auch seine völlige Umarbeitung zugleich mit wesentlicher Vermehrung des Stoffes.

Deutsche Litteratur-Zeitung. Ee iet immer erfreulich, wenn ein so bedeutendee und verdienstvolles Werk wie das vorliegende eine zweite Anflage

erlebt und in erneuter und gediegener Form seinen Lesern über ganze Reihen von jungen strebsamen Männern, welche zu wissenschaftlichen Forschungen oder Sammlungen in die Fremde ziehen, ausbenten kann.

In gleich anerkennender Weise äuserten sich u. a.: Deutscher Kolonialkalender. — Kolonial-Jahrbuch. — Meteorologische Zeitschrift. — Zeitschrift für Instrumentenkunde. — Praktische Physik, S. Serins. — Zeitschrift für Naturwissenschaft. (Halle.) — Humboldt. — Gaea. — Scottish geographisch. Magazine. — Bulletin de la soc de Géographie. — l'Afrique explorée. — Göttinger Gelehrte Anzeiger. — Botanisches Centralblatt. — Centralorgan für die Interessen der Realschulen. — Zeitschrift für Realschulen. — Zeitschrift für das Realschulwesen. — Zeitschrift für das höhere Unterrichtswesen. — Deutsche Revue. — Weser Zeitung. — Neue freie Presse.

Dr. F. v. Richthofen,
Professor an der Universität Berlin,

Führer für Forschungsreisende.

Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der physischen Geographie und Geologie.

Gr. 8°. 47 Bogen mit zahlreichen Holzstichen.

Ladenpreis geheftet M. 16,—, geb. M. 17,50.

Inhalt: Einleitung. — Cap. I. Messung und Zeichnung. — Cap. II. Beobachtungen über klimatische Gegenstände. — Cap. III. Beobachtungen über biologische Gegenstände. — Cap. IV. Beobachtungen über Veränderungen an Fels und Erdboden. — Cap. V. Beobachtungen über Bodenwasser und Quellen. — Cap. VI. Beobachtungen über die mechanische Arbeit der fliessenden Gewässer. — Cap. VII. Beobachtungen an Eis und Gletschern. — Cap. VIII. Beobachtungen an den stehenden Gewässern des Festlandes. — Cap. IX. Beobachtungen an Meeresküsten. — Cap. X. Beobachtungen bei Seefahrten. — Cap. XI. Beobachtungen über die mechanischen Wirkungen der atmosphärischen Strömungen. — Cap. XII. Beobachtungen über den lockeren Erdboden. — Cap. XIII. Beobachtungen über Gesteine. — Cap. XIV. Beobachtungen über Vulkane u. s. w. — Cap. XV und XVI. Beobachtungen über den Bau der Gebirge. — Cap. XVII. Beobachtungen über nutzbare Mineralien.

Der Zweck des Buches ist, eine grossentheils auf des Verfassers persönliche Erfahrung gegründete Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der physischen Geographie und der Geologie zu geben, insbesondere insoweit dieselben zum Verständnisse der Formen der Erdoberfläche und des Charakters der Länder führen können. Es ist zunächst für diejenigen bestimmt, welche bei mässiger Vorbildung eine Reise in ein nahes oder fernes Land, oder einen dauernden überseeischen Aufenthalt zu nutzbringenden wissenschaftlichen Beobachtungen zu verwerthen wünschen, wendet sich aber auch bezüglich einzelner Probleme an Fachmänner und soll durch die Behandlung derselben eine Ergänzung zu bestehenden Lehrbüchern bilden.

(Auszüge aus den Urtheilen der Presse auf folgender Seite.)

Auszüge aus den Urtheilen der Presse über v. Richthofen, Führer.

Petermanns Mittheilnngeu. Namentlich bemerkenswerth sind die vielfachen Versuche einer systematischen Eintheilung der Oberflächenformen auf genetischer Grundlage, und die Einführung charakteristischer Benennungen für dieselben, und ausserdem ist es von hohem Interesse, zu erfahren, wie ein so hervorragender Vertreter der geographischen Wissenschaft den brennenden theoretischen Tagesfragen sich gegenüber stellt.

A. Kirchhoff in Verhandlnngen der Gesellschaft für Erdkunde. In diesem Werke begrüssen wir eine der bedeutendsten Leistungen auf geogenetischem und geomorphologischem Gebiete.

Aus allen Welttheilen. Das Werk hat für viel grössere Kreise als die der Forschungsreisenden hohen wissenschaftlichen Werth, es ist gradezu eine wesentlich für viele unentbehrliche Ergänzung der Lehrbücher der physischen Geographie.

Deutsche Rundschan für Geographie nnd Statistik. Eine hochbedeutsame Publikation, welche unser heutiges Wissen auf dem Gebiete der physischen Geographie und Geologie so erschöpfend darstellt, dass dies als ein Handbuch der Morphologie der Erdoberfläche bezeichnet werden kann.

Mittheilnngen des Dentschen und Oesterreichischen Alpen-Vereines. Wer sich über die Oberflächenformen der Erdrinde, deren Entstehung und Veränderungen unterrichten will, kann sich gegenwärtig an keine bessere Quelle wenden.

Meteorologische Zeitschrift. Das Buch wird unzweifelhaft in hohem Grade fördernd, anregend und leitend in unzähligen Fällen wirken.

Berg- nnd Hüttenmännische Zeitung. Die souveraine Beherrschung des ausgedehnten und umfangreichen Materials kennzeichnet sich durch die vom Verfasser gewählte Anordnung und aus sich selbst entwickelnde Behandlung des Stoffes.

Gaea. Es ist nicht möglich, auf die Gruppirung und volle Durchdringung des umgeheuren Materials einzugehen, welches Prof. Richthofen in seinem Werke vorführt.

Das Ganze gewährt völlig den Eindruck einer physischen Erdknnde der Gegenwart, und solcher Art wird das Buch allen Denjenigen gradezu unentbehrlich, die diesem Zweige der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Prof. Dr. S. Gunther in Hnmboldt. Das Werk stellt sich nach unserem Dafürhalten vielleicht als die bedeutenste Leistung unter allen zusammenfassenden Bearbeitungen dieses Wissenszweiges dar.

Prof. Zirkel im Litterar. Centralblatt. Es ist ein Buch von aussergewöhnlicher Bedeutnng, welches hier unter formell anspruchslosem Titel vor uns liegt.

Kölnische Zeitnng. Der ganze Inhalt des Werkes ist in sehr sorgfältiger, die Bedürfnisse der Reisenden und der Gebildeten, welche in noch wenig oder unvollkommen bekannten Erdstrichen leben, berücksichtigender Weise durchgearbeitet.

In gleich anerkennender Weise äusserten sich u. a: Natnr. — Natnrwissenschaftliche Rnndschan. — Zeitschrift für Natnrwissenschaft. (Halle.) — Proceedings of the Roy. geogr. Soc. (London.) — Scottish geogr. Magazine. — Natnre. (London.) — Monvement géographiqne. — Bolettino della società geografica (Rom.) u. A. m.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei

.....

zur Ansicht, fest

Dr. G. Neumayer, Director der Deutschen Seewarte in Hamburg. Anleitung zu wissenschaftl. Beobachtungen auf Reisen. Zweite völlig umgearb. und vermehrte Auflage in zwei Bänden.

..... Band I: gr. 8°. 42 Bogen und 2 Karten. Preis geh. M. 18,—, geb. M. 19,50.

..... Band II: gr. 8°. 40 Bogen. Preis geh. M. 16,—, geb. M. 17,50.

..... Lieferungs-Ausgabe in 21 Lieferungen zu je M. 1,60.

..... Einbanddecken zu Band I und II je M. 1,50.

..... Dr. F. v. Richthofen, Professor an der Univers. Berlin, Führer für Forschungsreisende. Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der physischen Geographie und Geologie. gr. 8°. 47 Bogen mit zahlreichen Holzstichen. Preis geh. M. 16,—, geb. M. 17,50.

Ort und Tag: Name und Wohnung:

.....

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

sie so zu nehmen, wie sie sind, als echte Fatalisten; sie werden sich alsdann der einmal zum Siege gelangten Gewalt willenlos fügen und in ihrem äußeren Verhalten jene Korrektheit an den Tag legen, wie sich ja dessen die französische Regierung (die Franzosen rühmen sich mit Recht: wir sind die einzige Regierung, welche der Islam, wenn auch nicht anerkennt, so doch wenigstens gelten läßt) in Nordafrika in so hohem Grade rühmt, und welche man überall von „friedlichen Bürgern" erheischt. Der Groll gegen das Christentum in fränkischer Gestalt wird für unabsehbare Zeiten unter der Asche fortglimmen, aber die äußere Aussöhnung liegt in der eigentümlichen Art Gottergebenheit, welche der mohamedanischen Religion eigen ist. Den Christen ist die Gegenwart gegeben, — so geht augenblicklich der Ruf durch die Gesamtwelt des Islam —, sie werden unsere Meister; aber ihr Reich ist nur von dieser Welt. Wer hienieden alle zeitlichen Vorteile genießt, geht leer aus bei dem Erbe des Paradieses. Fügen wir uns für die kurze Spanne Zeit, die wir auf Erden zu durchrennen haben; dort im Jenseits sind wir die Herren. Und schließlich müssen sich doch alle dermaleinst in Mekka zusammenfinden, um die Wahrheit zu bekennen. So urteilt der gläubige Mohamedaner, und darin liegt die Aussöhnung mit unserer Zeit und die Möglichkeit eines dauernden Kompromisses."

Koloniale Bestrebungen in England.

Von Professor W. Schaefer.

III. Wissenschaftliche Ausbildung von Kolonisten.

Wir Deutsche stecken noch so sehr in den Kinderschuhen der Kolonisation, daß wir als eines ihrer Erfordernisse die wissenschaftliche Ausbildung von Kolonisten — trotz unsrer sonstigen Vorliebe für Unterrichtssysteme aller Art — vorläufig kaum anerkennen werden. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß der Kolonist das meiste in der Schule des Lebens, und zwar in den Kolonien selbst erlernen muß, daß die Ungebildeten unsrer Auswandrer vor den Gebildeten durchschnittlich den Vorzug haben, nicht in den Kolonien manches wieder verlernen zu müssen, was in der Heimat zur notwendigen Bildung gerechnet wurde, und daß sie daher um so leichter in die neuen, vorzugsweise körperliche Arbeit erfordernden Verhältnisse sich einleben können. Diese für die große Masse der Auswandrer zutreffende Anschauung rechnet aber nicht mit der Thatsache, daß auch Söhne bessrer Familien, ohne hier gescheitert und zur harten Lebensschule in den Kolonien durch außergewöhnliche Umstände gezwungen zu sein, es sich zum Lebensberuf machen können, ein größeres Landgut in überseeischen Ländern zu bewirtschaften. In der That kommt das bei uns nur selten vor. Wir senden außer gescheiterten Existenzen, bei denen von einer planmäßigen Vorbildung für die Kolonien ohnehin keine Rede sein kann, wohl gebildete Kaufleute, Techniker u. s. w. meist auf Zeit über den Ozean, aber fast niemals gebildete Landwirte. Wenn diese nur noch ein kleines Sümmchen Geld besitzen, welches für die schwierigen Verhältnisse unsrer Landwirtschaft nicht hinreicht, wohl aber in andern Ländern hinreichen würde, dann ziehen sie es in der Regel vor, hier den erdrückenden Wettbewerb im Staats- und Gemeindedienst, im Versicherungswesen und kaufmännischen Stellungen zu vermehren. Anders in England, wo der jährliche Bevölkerungszuwachs von 400 000 Seelen viel mehr dem Volksbewußtsein sich beängstigend aufgedrängt hat, als der unsrige von über einer halben Million Seelen es unsern Landsleuten nahe legt, nicht zu ängstlich an der Scholle zu kleben. In England ist es nach W. Roscher (Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung, 3. Aufl. S. 301) die indigent semigentility, die Söhne der ärmeren Geistlichen, der Halbsoldoffiziere, der kleineren Anwälte, Ärzte, Krämer, Faktoren, die jüngeren Söhne der minderreichen Grundbesitzer u. s. w., die noch immer so stark in die Kolonien abfließen, daß in vielen Städten die Mehrzahl der Familien von 30 bis 70 £ Hausmiete einen Sohn in Ostindien, Australien u. s. w. hat. „Das Aufhören dieses Abflusses würde in wenig Menschenaltern eine furchtbare army of discontent anhäufen."

Wenn solche Jünglinge, denen bis dahin der in England so weit verbreitete Komfort und eine bessere Erziehung nicht gefehlt haben, sich zur Auswandrung entschließen, so geschieht es natürlich nur in der Voraussetzung, in der Fremde von vornherein als Herren aufzutreten, wozu die Gründung eines eignen Landgutes, als Farmer oder Viehzüchter, Haciendero oder Plantagenbesitzer das geeignetste Mittel ist. Es liegt ihnen also der Gedanke nahe, vor ihrer Abreise eine landwirtschaftliche Lehranstalt zu besuchen, und am liebsten eine solche, wo sie schon etwas über den landwirtschaftlichen Betrieb in den Kolonien erfahren können.

Unter diesen Umständen scheint das im Januar 1887 von einer Aktiengesellschaft in Hollesleybay, Grafschaft Suffolk, gegründete „Colonial College and Training farms" einem in England wirklich empfundenen Bedürfnis entgegengekommen zu sein. Die englische Presse hat, soweit wir es übersehen können, sich mit großer Wärme für die neue Einrichtung ausgesprochen, und die von allen größern Zeitungen zur Besichtigung entsandten Berichterstatter haben häufig den Ausspruch wiederholt, den wir zuerst in der Zeitschrift „Capital and Colonization" fanden: „Just the thing that is wanted." Die ursprünglich nur für etwa 40 Zöglinge berechneten Räumlichkeiten haben sich bald als zu enge erwiesen, und es werden gegenwärtig Vorbereitungen zu umfangreichen Neubauten getroffen. In dem ersten Jahresbericht wird besondres Gewicht darauf gelegt, daß auch viele ältere Kolonisten, die mit den Früchten ihres Fleißes sich nach England zurückgezogen haben, ihre für eine gleiche Laufbahn bestimmten Söhne dem Institut als Zöglinge anvertrauen.

Das Colonial-College ist zur einen Hälfte landwirtschaftliche Lehranstalt und zur anderen eine Vereinigung von jungen Gentlemen, welche sich für ihren gemeinschaftlichen Beruf durch angemessene Beschäftigung in einer Musterfarm, durch Aneignung von den für das Kolonistenleben erforderlichen kleinen Handgriffen und Stählung ihrer Nerven mit dem landesüblichen Sport vorzubereiten suchen. Der von 6 verschiedenen Lehrern erteilte wissenschaftliche Unterricht erstreckt sich auf Land- und Forstwirtschaftslehre, Geologie und Mineralogie, Botanik, Vermessungskunde und Baukunst, Tierheilkunde und Buchhaltung. Über die Art und Erfolge dieses Unterrichts steht uns nach einmaligem Besuch der Anstalt kein Urteil zu. Aus der in einem Druckheft uns vorliegenden Zusammenstellung von Fragen, welche in der Sommerprüfung dieses Jahres von den Zöglingen haben beantwortet werden müssen, geht aber hervor, daß es in den obengenannten Wissenschaften sich nur um eine Einführung in die ersten Anfangsgründe handelt, wobei auf die Bedürfnisse des Kolonistenlebens besondere Rücksicht genommen ist. Auch aus dem Umstande, daß für alle diese Vorlesungen nur 2 Stunden täglich ausgesetzt sind, läßt sich wohl schließen, daß eine Gefahr der Überbürdung mit gelehrtem Wissen für die Zöglinge nicht besteht. Wenn der Lehrplan nicht mit ausschließlicher Berücksichtigung des nächstliegenden Nutzens aufgestellt wäre, so hätten nach deutscher Anschauung Vorlesungen allgemein bildenden Inhalts, z. B. eine historische, geographische oder ethnographische Übersicht der wichtigsten Kolonien nicht fehlen dürfen. Der Hauptwert des Unterrichts dürfte in den praktischen Unterweisungen bestehen, welche sich an die Bewirtschaftung des der Aktiengesellschaft gehörigen Landgutes anknüpfen. Dieses Besitztum, in reizender, hügeliger Landschaft an einem kleinen Fluß gelegen, welcher eine halbe Stunde davon sich in das Meer ergießt, enthält mit Einschluß von 500 Acres Pachtland 1830 Acres teilweise sehr fruchtbaren Ackerboden und gute Wiesen nebst Laub- und Nadelholzwaldungen und auch, um mit einem Blick die verschiedensten Bodenarten überschauen zu können, große Heideflächen, welche nur für die weidenden Schafherden und für die ausschwärmenden Bienen von Nutzen sind, unmittelbar anstoßend an die üppigen Gemüse- und Blumengärten, welche innerhalb hoher Taxushecken die Guts- und Schulgebäude umgeben. Hier lernen die Studenten unter Aufsicht der Gutsverwalter pflügen, pflanzen, säen und alle Erntearbeiten verrichten, wie sie auf einem englischen Landgut vorkommen, in der Viehzucht dagegen machen sie noch umfassendere Erfahrungen, als es in einer gewöhnlichen Landwirtschaft möglich sein würde, weil der Viehstand, namentlich unter den Schafen, deren Züchtung in den australischen Kolonien eine so ergiebige Quelle des Wohlstandes ist, sich aus den verschiedensten Rassen zusammensetzt. Auch eine große Molkerei ist vorhanden, für welche Kühe von verschiedenen Rassen die Milch hergeben.

Daß aber die ganze Einrichtung nicht für angehende Landwirte und Viehzüchter, sondern für künftige Kolonisten bestimmt ist, wird man erst recht gewahr, wenn man in die Werkstätten für Zimmerleute und Bootsmacher, Grob- und Nagelschmiede, Sattler und Rademacher eintritt. Hier sieht man die Studenten unter Aufsicht geeigneter Inspektoren mit den mannigfachsten Verrichtungen beschäftigt, wie sie nur das einsame Leben eines Kolonisten erfordern mag. Nichts scheint vergessen zu sein, um den Mangel an Handwerkern dem künftigen Farmer in der Wildnis weniger fühlbar zu machen, wir sahen die fröhlich hantirenden Studenten sogar Schuhe besohlen und Knöpfe an Kleidungsstücke annähen. Als ein besonderes Vergnügen soll es bei ihnen gelten, wenn sie nach einem vorher bestimmten Plan Bäume fällen und daraus eine Blockhütte zimmern dürfen. Wenn sich Jemand dabei verletzt oder verwundet, so ist es eine erwünschte Gelegenheit für die anderen, ihre Geschicklichkeit im Anlegen von Verbänden und anderen Hilfsleistungen zu zeigen, die ihnen in einem besonderen Kursus von einem praktischen Arzte gelehrt wird. Daneben werden Haushaltungskünste, Kochen und Brodbacken, sogar Stricken und Sticken gelehrt. In den Gärtnereien wird großes Gewicht auf die Anlegung von Hecken und Zäunen gelegt.

Sehr glücklich scheint uns auch die Ausbildung der für Kolonisten notwendigen körperlichen Gewandtheit durch eifrige Pflege des der

englischen Jugend so sehr am Herzen liegenden Sports des Reitens und Ruderns zu sein. Zu Wettrennen fordert die nahe Heide, zum Rudern der Aldefluß und zu größeren Segelpartien das nahe Meer auf. Aber strenge wird darauf gehalten, daß mit dem Angenehmen auch stets das Nützliche verbunden werde. Die Pferde sind von den Studenten selbst abzuwarten, in der Schmiede zu beschlagen und in Krankheitsfällen zu behandeln. Mit dem Rudern ist Schwimmunterricht, sowie Unterweisung im Aufschlagen von fliegenden Schiffsbrücken verbunden, und das Kentern eines Bootes soll häufig absichtlich herbeigeführt werden, um die Insassen auf ihre Geistesgegenwart zu prüfen und ihnen die in solchen Fällen zweckmäßigen Rettungsmaßregeln beizubringen. Die Segelböte haben die Studenten selbst auszurüsten und im stande zu halten, und in dem großen Bootshause ist eine Werkstätte, in welcher Segel geflickt und geteert und alle Bestandteile des Takelwerks ausgebessert werden.

Der Direktor, Mr. Robert Johnson, eine gedrungene Gestalt, mit dem Ausdruck großer Willensstärke in dem derben, aber von einem geistvollen Augenpaar durchleuchteten Gesicht, scheint bei seinen Zöglingen in hohem Ansehen zu stehen. Die Hausordnung ist eine sehr strenge. Nach 9 Uhr abends darf kein Student mehr ohne Urlaub von den Räumen des Kollegs abwesend sein, um 10 Uhr muß jeder sich auf seinem einfach möblirten Zimmer befinden und um $10^1/_2$ Uhr müssen alle Lichter ausgelöscht sein. Die Anwesenheit beim sonntäglichen Gottesdienst in der nahen Dorfkirche und den an einigen Wochentagen abgehaltenen häuslichen Andachten wird gefordert, wenn nicht Eltern oder Vormünder sich dieses verbeten haben, was jedoch nur in wenigen Fällen vorgekommen sein soll Erfrischungen werden nur in dem gemeinschaftlichen Speisezimmer verabreicht. Spirituosen werden nirgends geduldet, und auch das Rauchen innerhalb der Gebäude ist auf ein Rauchzimmer beschränkt. Bei der Arbeit darf auch im Freien nicht geraucht werden. In einem englischen Institut darf natürlich auch das Verbot des Wettens nicht fehlen, wenngleich gerade dieses Verbot wahrscheinlich am meisten umgangen werden wird. Strafen sind: Geldbuße, Verweis und Entfernung. Jeder Zögling hat ein Tagebuch zu führen, in welchem er neben Verzeichnung der ihm aufgetragenen oder zu seiner Ausbildung aus eigenem Antriebe von ihm vorgenommenen Arbeiten auch über die auf dem Gute, in den Lesezimmern und den Werkstätten gemachten Beobachtungen sich auslassen soll. Diese Tagebücher werden regelmäßig von den dazu bestimmten Lehrern und Mitgliedern der Verwaltung nachgesehen.

Das Studienjahr ist in zwei Semester von 20 Wochen, beginnend im Februar und August jedes Jahres, mit Ferien im Hochsommer und zu Weihnachten eingeteilt, und es werden 2 Jahre oder 4 Semester als zur vollständigen Ausbildung erforderlich angesehen. Selbstverständlich bleibt die Bestimmung der Aufenthaltsdauer den Zöglingen bezw. ihren Familien überlassen, und auch hinsichtlich der Vorbildung der aufzunehmenden Zöglinge scheinen besondere Anforderungen nicht gestellt zu werden, es wird nur ein Zeugnis über bisheriges Wohlverhalten verlangt. Der Preis für Kost und Unterricht ist für Zöglinge unter 17 Jahren jährlich 80 Guineen, für solche zwischen 17 und 20 Jahren 100 und für ältere, welche neben den letztgenannten die überwiegende Mehrheit zu bilden scheinen, 120 Guineen. Daneben jährlich 2 Guineen für Wäsche. Nach diesen hohen Preisen scheinen die Zöglinge des Colonial College doch noch höheren Gesellschaftskreisen zu entstammen, als solchen, die wir oben nach Roscher als die Hauptquellen für gebildete Auswanderer bezeichnet haben. Bei uns würden die meisten von ihnen Offiziere oder flotte Studenten sein, und wir dürfen wohl noch lange nicht daran denken, daß junge Leute, für welche über 2000 Mark Kostgeld gezahlt werden kann, Brodbacken, Hufbeschlag, Stiefelbesohlen u. s. w. erlernen werden, um sich für das einsame Leben eines überseeischen Kolonisten vorzubereiten

Man könnte diese Abneigung unserer gebildeten Jugend, den für Viele im Vergleich zu den hiesigen Aussichten gewiß weit lohnenderen Beruf eines praktischen Landwirts in überseeischen Ländern zu ergreifen, vielleicht damit zu rechtfertigen suchen, daß die Aussichten eines deutschen Kolonisten nicht mit denen eines englischen zu vergleichen seien, da letzterer als Sohn des weltbeherrschenden Albion gewissermaßen nur in entlegene Gebiete seines eigenen Vaterlandes übersiedele. Aber wenn unsere von den englischen so sehr verschiedenen Bedürfnisse und Ziele überhaupt einer Rechtfertigung bedürfen, so möchte die soeben angedeutete nicht die durchschlagendste sein. Die Engländer besiedeln ihre eigenen Kolonien nicht so zahlreich, als man gemeinhin glaubt. Nach der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (Novemberheft 1889) wanderten im Jahre 1888 aus Großbritannien, mit Einschluß der anderen Staaten Angehörigen, 398 494 Personen, gegen 396 494 im Vorjahre aus. Davon gingen 293 087 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 49 107 nach dem britischen Amerika, 31 725 nach Australien, 5 164 nach Ostindien, 1 787 nach Westindien, 7 705 nach dem Kap der guten Hoffnung und Natal, 5 949 nach Zentral- und Südamerika und 3 970 nach anderen Plätzen. Wenngleich diese Statistik keinen Maßstab für die englische Auswanderung an sich abgiebt, da sie die aus englischen Häfen beförderten Angehörigen anderer Nationen mit einschließt, so beziffert sie doch wohl das Maximum der nach ihren Kolonien gegangenen Engländer, unter denen übrigens auch noch Angehörige anderer Nationen sich befinden werden, und dieses Maximum ist kaum $^1/_4$ gegen die nach den Vereinigten Staaten und anderen selbständigen Ländern Ausgewanderten.

In dem Colonial College wird über den Verbleib der früheren Zöglinge genau Buch geführt, wie denn überhaupt von vornherein die Absicht bestanden hat und noch besteht, mit dem Unterricht ein Vermittelungs- und Auskunftsbureau für die angehenden Kolonisten zu verbinden Während seines anderthalbjährigen Bestehens hat das Institut noch kein statistisches Material von Bedeutung ansammeln können, doch ersehen wir aus den uns gemachten Mitteilungen, daß mehrere der früheren Zöglinge den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien, Argentinien u. s. w. als negative Auswanderer, wie wir sie hier nennen würden, um nicht zu sagen als Völkerdünger sich zugewandt haben, während die Mehrzahl allerdings nach den englischen Kolonien gegangen ist.

Der Umstand, daß wir nicht gleich den Engländern schon zur weiteren Ansiedelung einladende Ackerbau- und vorläufig nicht einmal vorgeschrittene Plantagenkolonien besitzen, kann uns also nicht abhalten, hier die Frage aufzuwerfen, ob für die Ausbildung von Kolonisten nicht auch in Deutschland etwas geschehen könne? Wir denken dabei weniger an unsere studirende Jugend, obwohl gerade ein Abfluß unseres gelehrten Proletariats ein hocherwünschtes Ziel wäre. Wir können nur an diejenigen Kreise denken, in denen der Trieb zur Auswanderung ohne Aufmunterung von irgend einer Seite schon vorhanden ist, also an kleinere Landwirte, soweit sie nicht dem ungebildeten Bauern- und Taglöhnerstande angehören, insbesondere an jüngere Söhne größerer Bauern, die von dem Hoferben mit einer Geldsumme abgefunden sind. Diese haben häufig auf unseren trefflichen Landwirtschaftsschulen eine solche Ausbildung erhalten, daß sie der auf dem englischen Colonial College gehaltenen Vorträge wohl entbehren können. Für vieles Andere der englischen „Trainirung“ haben sie einen Ersatz in unserer unvergleichlichen Schule des Militärdienstes. Aber was ihnen fehlt, ist eine praktische Unterweisung in den gerade für das Kolonistenleben erforderlichen Kenntnissen und Handfertigkeiten. Zur Erlangung derselben würden sie vielleicht gern ein oder zwei Jahre unentgeltlich bezw. für geringes Lehrgeld auf einem Landgute arbeiten, wenn dieses ihnen das Bild einer überseeischen Wirtschaft zu geben vermöchte. Sollte nun die Urbarmachung etwa eines mit Wald bestandenen Areals in der Lüneburger Heide, verbunden mit der dort sehr lohnenden Viehzucht, nicht viele Anknüpfungspunkte bieten, durch deren geschickte Benutzung ein Stück Kolonistenleben in Deutschland darzustellen wäre? Wenn eine Gesellschaft eine derartige Grundfläche erwürbe, so könnte sie unter Benutzung älterer Kolonisten, deren ja manche, namentlich aus dem Westen der Vereinigten Staaten und den La-Plataländern zu uns zurückgekehrt sind, und bei denen natürlich in erster Reihe auf eine gewisse Lehrbefähigung gesehen werden müßte, den doppelten Zweck erreichen, erstens Kolonisten auszubilden und zweitens billig und kostenfrei ein größeres Landgut zu schaffen.

In den Veröffentlichungen des Colonial College wird es als ein besonderer Vorzug hingestellt, daß das Zusammenleben vieler Jünglinge zu Freundschaftsbündnissen führe, die eine gruppenweise Auswanderung ermöglichen. Wir hätten kaum geglaubt, daß man in England diesen kleinen, beiläufigen Vorteil so sehr betonen werde. Für uns würde derselbe viel mehr ins Gewicht fallen, weil unsere Auswanderung längst nicht so zielbewußt und geregelt ist. Für uns würde auch das mit dem Unterrichtswesen notwendig zu verbindende Vermittelungs- und Auskunftsbüreau eine höhere Bedeutung erlangen, weil wir einer solchen rein geschäftsmäßig, und doch mit Ehrlichkeit und Sachkenntnis betriebenen Einrichtung noch schmerzlich entbehren. Wenngleich das englische College für unsere andersartigen Bedürfnisse nicht als Muster dienen kann, so wird der seiner Errichtung zu Grunde liegende Gedanke doch auch in Deutschland einmal ausgeführt werden müssen.

Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik.[1])

St. Als S. M. Schiff „Sophie“ im Februar 1884 die am Golf von Guinea an der Goldküste liegenden Ruinen des unter dem Großen Kurfürsten erbauten Forts Groß-Friedrichsburg besuchte, war die Zahl

[1]) Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern (1647—1721) von Dr. Richard Schück. Mit einem Vorworte von Dr. Paul Kayser, Geh. Legationsrat. 2 Bde. XXXI und 406, bezw. XII und 602 S. Leipzig (Grunow) 1889.

derjenigen, welche von den kolonialen Unternehmungen dieses Fürsten und seines Nachfolgers auch nur oberflächliche Kenntnis hatten, sicherlich nicht groß. Inzwischen hat begreiflicher Weise die Erwerbung überseeischer Besitzungen durch Deutschland die Erinnerung an diese kühnen Unternehmungen wieder aufgefrischt. In der neuesten Zeit sind denn auch verschiedene, auf den Gegenstand bezügliche Schriften und Abhandlungen erschienen. (Vgl. Kol.-Ztg. 1884 S. 197 ff.) Alle diese Publikationen behandeln aber nur einzelne Seiten oder Abschnitte der brandenburgischen Kolonialpolitik, oder geben nur einen mehr oder minder kurzen und gedrängten Überblick über dieselbe. Eine ausführliche, quellenmäßige, und soweit es das vorhandene bezw. zugängliche Urkundenmaterial gestattete, vollständige Darstellung der kolonialen Pläne und Unternehmungen des Großen Kurfürsten und seines Sohnes bringt jedoch das eingangs genannte Werk von Schück, dessen erster Band die systematische Darstellung enthält, auf welche sofort genauer eingegangen werden soll, während der zweite Band die urkundlichen Belege mitteilt, welche die Grundlage für die systematische Darstellung bilden. Es sind hier unter 194 Nummern 213 Urkunden (Berichte, Denkschriften, Instruktionen, Pläne, Korrespondenzen, Gesellschafts-Oktrois und Reglements, Verträge mit Negerhäuptlingen, Rechnungsaufstellungen, Belege u. s. w.) aus der Zeit von 1647—1722 abgedruckt, von denen 167 in den Archiven von Berlin, Aurich und Emden aufgefundene Urkunden zum erstenmale veröffentlicht sind. Welch reichhaltiges Material zum vollen Verständnis der brandenburgisch-preußischen Kolonialpolitik der Verfasser neu beigebracht hat, läßt schon diese kurze Andeutung vermuten, ergiebt aber mit aller Klarheit der Inhalt der mitgeteilten, durchweg wichtigen und bedeutsamen Urkunden. Erst auf Grund dieses reichhaltigen Materials war es möglich, eine im Wesentlichen erschöpfende Darstellung der kolonialen Pläne und Unternehmungen des Großen Kurfürsten zu geben, während alle älteren Schriften über diesen Gegenstand unvollständig und lückenhaft sind.

Was nun den ersten, systematischen Teil anlangt, so gibt zunächst der Verfasser in einer kurzen Einleitung einige Notizen über Brandenburgs Handel im 16. und bis zur Hälfte des 17. Jahrhunderts und geht dann im ersten Kapitel über zu einer Darstellung der ersten Kolonialpläne des Großen Kurfürsten. Im zweiten Kapitel sind die Bestrebungen dieses Fürsten erwähnt, eine Marine zu schaffen, während das dritte Kapitel eine ausführliche Darlegung der Entstehung und Thätigkeit, sowie des Unterganges der brandenburgisch-afrikanischen Kompanie und damit der brandenburgisch-preußischen Kolonialunternehmungen überhaupt enthält. Die Rechtsverhältnisse der afrikanischen Kompanie sind in einem Anhange noch genauer erörtert. Das vierte Kapitel giebt einen Überblick über die brandenburgischen Kolonien in Afrika (Axim und Taccarary an der Goldküste und Arguin südlich vom Kap Blanco), ihren Umfang, ihre Bewohner, ihre Verwaltung und ihre Schicksale. Ein zweiter Anhang endlich bringt Mitteilungen über den gegen den ersten und einzigen Marine- und Kolonialminister von Brandenburg-Preußen, wie wir ihn nennen können, den Holländer Benjamin Raule, geführten Prozeß und die letzten Lebensjahre dieses jedenfalls merkwürdigen Mannes, der der Hauptmitarbeiter des Großen Kurfürsten bei seinen Unternehmungen war.

Wenn man berücksichtigt, in welch elendem wirtschaftlichen Zustande sich Brandenburg nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges befunden hat, so sollte man meinen, daß sich für den Großen Kurfürsten der Gedanke einer Kolonialpolitik von selbst verboten hätte.

Der weitblickende Fürst dachte aber anders, er war der Meinung, daß er gerade durch Beförderung von „Seefahrt und Handlung" seinem durch den Krieg zerrütteten Lande am ehesten aufhelfen könne. Deshalb strebte er mit aller Macht nach dem Besitze von Pommern und der Odermündungen, um dem vom Meere abgeschnittenen Brandenburg den freien Zugang zum Meere zu verschaffen, und war er stets geneigt, auf koloniale Unternehmungen einzugehen, um seinem Staate einen Anteil am Welthandel und an den neuentdeckten Ländern in Indien und Amerika zu sichern, ehe die übrigen seefahrenden Nationen die „neue" Welt ganz unter sich verteilt hätten. Die Hoffnung des Kurfürsten, im westfälischen Frieden Pommern zu erwerben, ging nun freilich nicht in Erfüllung. Trotzdem entstand in der Zeit von 1647—1652 der kühne Plan einer brandenburgisch-ostindischen Kompanie, zu dessen Durchführung der Kurfürst mit dem Admiral Aernoult Gijsels van Lier, früher in Diensten der holländisch-ostindischen Kompanie, in Verbindung trat und ihn in seine Dienste nahm. Gijsels, ein unternehmender, mit den ostindischen Verhältnissen vertrauter Mann, stellte dem Kurfürsten vor, welche Vorteile die Gründung einer brandenburgisch-ostindischen Kompanie zum Zwecke des Betriebs des Handels nach Indien und der Anlegung von Kolonien haben werde. Der Kurfürst ging auf diesen Vorschlag ein, erließ für die neue Gesellschaft ein Oktroi, leitete Verhandlungen wegen Aufhebung bezw. Ermäßigung des Sundzolls für seine, bezw. der Kompanie Schiffe ein und bemühte sich dann fünf Jahre lang, leider vergebens, die Kompanie thatsächlich ins Leben zu rufen. Trotz aller Bemühungen scheiterte der Plan, weil der Kurfürst weder bei den Hansestädten noch bei seinen eigenen Unterthanen die erforderliche Unterstützung fand.

Aus Anlaß des schwedischen Krieges wurde der Große Kurfürst im Jahre 1675 mit dem Schiffsrheder Benjamin Raule, Rat und Schöffe zu Middelburg, bekannt, welcher sich erbot, auf kurfürstliche Kommissionspatente (Kaperbriefe) unter brandenburgischer Flagge mit zehn Fregatten den Schweden zur See Abbruch zu thun, falls ihn der Kurfürst gegen etwaige Verfolgungen der Generalstaaten in Schutz nehmen wollte. Der Kurfürst ging auf Raules Vorschlag ein, und als dessen Unternehmen vom Glück begünstigt war, schloß er wiederholt Verträge mit ihm, inhaltlich deren Raule dem Kurfürsten Schiffe zu kriegerischen Unternehmungen zur Verfügung stellte, bis es dem Kurfürsten möglich war, am 1. Oktober 1684 zu dem einen ihm gehörigen, seiner Zeit den Spaniern abgenommenen Kriegsschiffe von Raule noch weitere neun Kriegsschiffe mit zusammen 176 Kanonen käuflich zu erwerben. So war es dem Kurfürsten nach mancherlei Anstrengungen endlich geglückt, seinem Staate eine eigene Flotte zu schaffen, welche Schutz und Stütze für die kolonialen Unternehmungen zu bieten bestimmt war, aber freilich auch nur so lange Bestand hatte, als diese Unternehmungen. Raule, welcher im Jahre 1676 zum kurfürstlichen Rate, später zum Schiffsdirektor und schließlich zum Generaldirektor der Marine ernannt worden war, war es nun, welcher den Kurfürsten veranlaßte, neuerlich koloniale Unternehmungen ins Auge zu fassen. Schon im Jahre 1676 hatte Raule auf den vorteilhaften Betrieb des Handels nach Guinea hingewiesen und im Jahre 1679 schlug er dem Kurfürsten vor, einer guinesischen Kompanie seinen Schutz zu verleihen. Diese sollte zuvörderst mit zwei Schiffen, nach Guinea und Angola, Handel treiben und hierin auf 25 Jahre ausschließlich privilegirt werden. Vom Kurfürsten wurde außerdem nur verlangt, daß er zur Verteidigung der Schiffe acht mit seinen Wappen versehene Kanonen und 15 Soldaten hergebe, sich mit 10 000 Thalern beteilige und der Kompanie vier Jahre Lizenzfreiheit für die ein- und ausgehenden Waren bewillige; dafür sollte ihm die Ernennung des Präsidenten der Kompanie überlassen bleiben.

Der Kurfürst versuchte nun zunächst, für dieses Unternehmen bei seinen Untertanen Interesse zu erregen, jedoch vergebens, weder in Brandenburg, noch in Preußen, noch in Cleve-Mark zeigte sich jetzt größeres Verständnis für die kolonialen Pläne des Fürsten, als ein Menschenalter früher. Infolge dessen ging die erste unter dem Schutze des Großen Kurfürsten mit zwei Schiffen i. J. 1680 unternommene afrikanische Expedition völlig auf Kosten und Gefahr Raules und seiner Gesellschafter. Der Kurfürst war an derselben nur durch Gestellung von Soldaten beteiligt; doch ließ er es geschehen, daß die Expedition der Welt gegenüber den Schein annahm, als wenn sie von ihm allein ausginge.

Die Expedition hatte jedoch kein Glück; schuld daran war die kleinliche Eifersucht der Generalstaaten auf die entstehende Marine des Kurfürsten, und der Ärger darüber, daß derselbe sich zur Ausführung seiner kolonialen Pläne holländischer Kräfte bediente. Sie erließen daher eine Bekanntmachung (8. Oktober 1680) inhaltlich deren allen holländischen Unterthanen die Annahme fremder Dienste, sowie die Erwerbung ausländischer die Schiffe der Republik schädigender Kaperbriefe verboten wurde, die Zurückrufung aller in fremden Diensten befindlichen Holländer erfolgte, und früher erlassene Verbote erneuert wurden, nach denen niemand innerhalb der der ostindischen und der westindischen Kompanie durch ihre Octrois zugewiesenen Gebiete fremden Herrschern dienen durfte. Infolge dessen konfiszirte der Befehlshaber der westindischen Kompanie in Guinea eines der von Raule ausgerüsteten Schiffe, für welches erst nach langen Verhandlungen eine Entschädigung erlangt werden konnte.

Wie die holländisch-westindische Kompanie den kolonialen Unternehmungen des Kurfürsten entgegentrat, weil sie sich durch dieselben thatsächlich in einem Gebiete gestört sah, das sie bisher als ihre ausschließliche Domäne betrachtet hatte, fühlten sich auch die Engländer beunruhigt, als das Gerücht auftauchte, Brandenburg wolle Schiffe nach der Davisstraße senden. Trotzdem ließ sich der Kurfürst von der weiteren Verfolgung seiner kolonialen Pläne nicht abhalten. Der Kapitän des zweiten Schiffes der erwähnten Expedition, welches nach Erfüllung seiner Aufgabe glücklich wieder in die Heimat zurückgekehrt war, hatte nämlich am 16. Mai 1681 mit drei Negerhäuptlingen in der Gegend zwischen Axim und dem Kap der drei Spitzen (tres puntas) an der Goldküste einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich dieselben verpflichteten, mit niemand anders als mit Untertanen des Kurfürsten Handel zu treiben, die in der Nähe gelegenen Ortschaften gleichfalls hierzu zu veranlassen und einen zur Erbauung einer Festung geeigneten Platz anzuweisen.

Damit war wenigstens der erste Anfang zur Erwerbung einer brandenburgischen Kolonie in Afrika gemacht, und der Kurfürst ließ sich nun herbei, am 17. März 1682 das „Edikt wegen Oktroirung der

aufzurichtenden Handelskompanie auf denen Küsten von Guinea" zu erlassen, und damit die Grundlage für die zukünftige Kompanie zu schaffen. Es handelte sich nun darum, ein Kapital von 50 000 Thl., das für den Anfang für notwendig erachtet wurde, aufzubringen, die Gesellschaft, derer erste Teilhaber, außer dem Kurfürsten, dem Kurprinz und Raule, hauptsächlich eine Anzahl höherer Beamten und Offiziere waren, zu organisiren und eine Expedition auszurüsten, was auch nach mancherlei Anstrengung gelang.

Die aus zwei Schiffen bestehende Expedition, welcher als besonderer Kommissär des Kurfürsten der Major Otto Friedrich von der Gröben mit dem Auftrage beigegeben war, den mit den drei Negerhäuptlingen abgeschlossenen Vertrag zu erneuern, verließ im Mai 1683 Europa und gelangte glücklich an den Ort ihrer Bestimmung. Hier nahm Gröben, seinem Auftrage gemäß, trotz eines Protestes der holländisch-westindischen Kolonie von einem vorteilhaften Punkte am Kap der drei Spitzen Besitz, hißte daselbst am Neujahrstage 1683 die brandenburgische Flagge und gab der jungen Ansiedelung, zu deren Schutz alsbald die Erbauung einer Festung in Angriff genommen wurde, den verheißungsvollen Namen Groß-Friedrichsburg.

Inzwischen hatte der Kurfürst in Ergänzung des Edikts vom 17. März 1682 am 18. November desselben Jahres ein Oktroi erlassen, welches die Gesellschaft mit zahlreichen Privilegien ausstattete und die Grundzüge ihrer Verfassung herstellte. Von viel größerer Bedeutung für die Kompanie aber war es, daß es dem Kurfürsten gelang, mit den ostfriesischen Ständen, welche mit ihrer Landesherrschaft im Streite lagen, Verbindungen anzuknüpfen, in Emden festen Fuß zu fassen, mit den ostfriesischen Ständen einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abzuschließen und schließlich die Ostfriesen zu bewegen, sich mit erheblichen Einlagen an der Kompanie zu beteiligen. Infolge dessen wurde der Sitz der Gesellschaft nach Emden verlegt, in eine Stadt, die mit ihrem trefflichen Hafen ganz andere Vorteile für den Handelsverkehr bot, als die für den Welthandel ungünstig gelegenen Häfen an der Ostsee.

Mit der Verlegung des Sitzes der Kompanie nach Emden und der Beteiligung der ostfriesischen Stände waren aber noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt; der Ertrag der ersten Expedition war nämlich viel geringer ausgefallen, als man gehofft. Um eine zweite Expedition ausrüsten zu können, mußte daher Geld auf Kredit aufgenommen werden. Überhaupt stellte sich die Notwendigkeit heraus, das Grundkapital zu erhöhen und zu diesem Zwecke neue Teilhaber zu gewinnen. Bei dem Mangel jeglichen Interesses und Verständnisses in Deutschland für koloniale Unternehmungen war dies jedoch keine kleine Aufgabe, und es war daher als ein großes Glück für die Gesellschaft zu betrachten, daß Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln bewogen werden konnte, sich mit 24 000 Thalern zu beteiligen. Auch wurden allerlei Pläne erwogen, um der Kompanie durch gewinnbringende Unternehmungen Geld zuzuführen, bis man schließlich darauf verfiel, ebenso wie andere seefahrende Nationen, den vorteilhaften Sklavenhandel zu betreiben, der heutzutage freilich mit andern Augen betrachtet wird, wie vor zweihundert Jahren, wo das Schändliche dieses Gewerbes noch nicht oder doch nicht in gleichem Maße zum Bewußtsein gekommen war.

Um nun den Sklavenhandel mit Erfolg nach Westindien unternehmen zu können, war die Erwerbung eines gesicherten Exportplatzes in Amerika notwendig. Nach längeren Verhandlungen gelang es, am 24. November 1685 mit Dänemark einen Vertrag abzuschließen, nach welchem der Kompanie unter Vorbehalt der Souveränetät des Königs von Dänemark auf der Insel St. Thomas eine Handelsniederlassung gestattet wurde.

Auf diese Weise hatte sich die afrikanische Kompanie einen Handelsweg nach Amerika geöffnet. Schon vorher war es ihr aber gelungen, ihr afrikanisches Gebiet auszudehnen. Die Befehlshaber der Festung Groß-Friedrichsburg hatten nämlich mit den umwohnenden freien Negerstämmen Verträge abgeschlossen und im Frühjahre 1684 die Ortschaft Accada und im Jahre darauf Taccarary unter die Schutzherrschaft des Kurfürsten gebracht. Im Dezember 1687 gelang es endlich auch noch die südöstlich vom Kap Blanco in Westafrika gelegene kleine Insel Arguin zu erwerben.

Die Schwierigkeiten, mit welchen die Kompanie zu kämpfen hatte, nahmen aber kein Ende. Die holländisch-westindische Kompanie setzte ihre Feindseligkeiten fort und nahm abermals ein Schiff der Brandenburgischen Kompanie weg, während ein anderes, um dem gleichen Schicksale zu entgehen, unverrichteter Dinge nach Emden zurückkehren mußte, wie auch portugiesische Schiffe von der Groß-Friedrichsburger Rhede, wo sie mit dem Kommandanten Handel treiben wollten, verjagt wurden; daß hierdurch der Gesellschaft großer Schaden entstand, ist begreiflich.

Auch mit der französischen Senegal-Kompanie entstanden Streitigkeiten, weil dieselbe das ausschließliche Recht in Anspruch nahm, am Gambia Handel zu treiben und deshalb ein Schiff der Kompanie, welches ihr angebliches Privileg verletzte, konfiszirte.

Dazu kam noch, daß das Beamtenpersonal, das die Gesellschaft in den afrikanischen Kolonien hatte, nicht durchweg tüchtig und zuverlässig war und die Interessen der Kompanie vielfach schädigte.

Unter diesen Umständen konnte es nicht überraschend sein, daß die Ostfriesen in hohem Grade mißvergnügt wurden, so daß der Kurfürst, um einem etwaigen durch das Auftreten der Ostfriesen veranlaßten Zusammenbruch der Kompanie vorzubeugen, auf Raules Andringen sich bewegen ließ, aus seinen eigenen Mitteln die Ostfriesen abzufinden. Nach dem Ausscheiden des unzufriedenen ostfriesischen Elements nahm die Gesellschaft eine Zeitlang einen überraschenden Aufschwung, wie namentlich eine Bilanz d. d. Emden, den 14. April 1687 beweist, doch dauerte diese günstige Lage nicht lange, denn schon im März 1688 traf die Nachricht ein, daß der holländische General de Sweers im Oktober vorher die Plätze Accada und Taccarary überfallen, die Offiziere und Mannschaften als Gefangene fortgeschleppt und alle Waren und Munition an sich genommen habe. Ebenso hatte er die Neger gegen Groß-Friedrichsburg aufzuhetzen gedroht und hielt diesen Ort durch Absperrung aller Zugänge thatsächlich blokirt. Der durch diese Nachrichten auf das schmerzlichste berührte Kurfürst ließ von den Generalstaaten die Herausgabe der Plätze und Entschädigung verlangen und war entschlossen, sich mit allen Mitteln Genugthuung zu verschaffen. Sein am 9. Mai 1688 erfolgter Tod setzte aber allen seinen kolonialen Plänen ein Ende.

Des Großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger, Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I. hatte die beste Absicht, die von seinem Vater inaugurirte Kolonialpolitik in dessen Sinne fortzusetzen. Er erreichte auch, daß im Jahre 1690 die brandenburgische Kompanie wegen der ihr von der westindischen Kompanie zugefügten Benachteiligungen (im Juni 1688 war noch ein brandenburgisches Schiff von den Holländern aufgebracht worden) wenigstens teilweise entschädigt und auch Accada zurückgegeben wurde, während freilich Taccarary in den Händen der Holländer blieb. Allein der Rückgang der afrikanischen Gesellschaft ist von nun an unverkennbar. Es wurden zwar noch einige Expeditionen ausgerüstet, es wurden sogar neue koloniale Unternehmungen geplant, so z. B. die Gründung einer amerikanischen Kompanie, welche in Darien, auf welches jedoch Spanien Ansprüche erhob, Handelsniederlassungen gründen wollte, aber nennenswerte Erfolge wurden nicht mehr erzielt. Die Finanzen der afrikanischen Kompanie gingen fortwährend zurück, obwohl Friedrich persönlich selbst seinen Kredit einsetzte, um derselben Mittel zu verschaffen; gegen Raule und dessen Gönner, den Minister von Danckelmann, wurde wegen angeblicher Veruntreuungen zum Nachteile der Kompanie sowohl, wie der Staatskasse ein allerdings später wieder niedergeschlagener Prozeß eingeleitet, welcher die Kompanieteilhaber entzweite, und deren Interessen schädigte; in St. Thomas traten die Dänen feindlich gegen die Kompanie auf; Accada ging in einem auf Anstiften der Holländer und Engländer entstandenen Kriege mit feindlichen Negerstämmen zeitweise an diese verloren und schließlich trat die englische Regierung selbst feindlich gegen die brandenburgische Kolonien in Afrika auf. Überall zeigten sich sonach nur Hindernisse und Schwierigkeiten. Als daher Friedrich I. im Jahre 1713 starb, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. ein Werk, welches kaum begonnen, schon wieder dem Zerfalle nahe war.

Wenn Friedrich Wilhelm I. die kolonialen Pläne seiner Vorgänger fortführen wollte, so mußte er in gewisser Beziehung von vorne anfangen. Dazu hatte er aber aus allerdings triftigen Gründen keine Lust; „aus wichtigen, wohlüberlegten Ursachen" entschloß er sich vielmehr, die Besitzungen in Afrika und die Niederlassungen in St. Thomas und Emden mit allem Zubehör zu verkaufen.

Nach wiederholten Versuchen, einen annehmbaren Käufer zu finden, kam schließlich am 18. Dezember 1717 mit der holländisch-westindischen Kompanie ein Kaufvertrag zu stande, inhaltlich dessen der König von Preußen Groß-Friedrichsburg und die dabei gelegenen Plätze, sowie Arguin an die westindische Kompanie um 6000 Dukaten verkaufte, welcher Betrag später noch um 1200 Dukaten erhöht wurde.

Die Niederlassung in St. Thomas mußte, ohne daß irgend ein Entgelt zu erlangen war, an die dänisch-westindische Kompanie überlassen werden, da dieselbe allerlei Ansprüche erhob und hierin von der dänischen Regierung unterstützt wurde, dagegen wurden aus dem in Emden verbliebenen Nachlasse der afrikanischen Kompanie und dem derselben gehörigen Hause ca. 6500 Thaler erlöst. So war denn von den kolonialen Unternehmungen des Großen Kurfürsten nichts mehr übrig, Friedrich Wilhelm I. hatte alle überseeischen Unternehmungen aufgegeben. Erwähnt zu werden verdient es aber, daß Friedrich Wilhelm I., als er mit der westindischen Kompanie in Kaufsunterhandlungen stand, seinen die Verhandlungen führenden Gesandten anwies, er möge versuchen, ob nicht in dem Kaufvertrag „dieses annoch

zu stipuliren sei, daß Uns oder Unseren Nachkommen freistehen solle, jedesmal oder nach Ablauf gewisser Jahre gegen Wiedererstattung der 6000 Dukaten die Forten in dem Stande, worin selbige sich jetzo befinden, wieder an Uns zu lösen."

Wäre es Brandenburg-Preußen geglückt, den vom Großen Kurfürsten erworbenen Kolonialbesitz festzuhalten und zu erweitern, so wäre dies jedenfalls für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, unter Umständen auch für die politische von größtem Einflusse gewesen. So wie damals aber die Sachen lagen, war ein derartiger Erfolg nicht möglich; der preußisch-brandenburgische Staat mit seiner wenig zahlreichen, durch den 30jährigen Krieg ausgesogenen Bevölkerung und seiner ungünstigen Lage zum Weltmeere hatte für sich allein nicht die Kraft, eine erfolgreiche Kolonialpolitik zu treiben. Er wäre dazu nur im stande gewesen, wenn er in den übrigen Teilen des Deutschen Reiches, namentlich bei den Hansastädten die nötige Unterstützung gefunden hätte. Das war aber nicht der Fall, auch in den Hansastädten, deren Flotten ehedem das Meer beherrscht hatten, war nicht mehr Verständnis für koloniale Unternehmungen vorhanden, als z. B. in Königsberg, Berlin, Colberg oder Memel, deren Bewohner nach der drastischen Schilderung Raules „ganz keine Inklination zu Handel und Wandel und zur Seefahrt verspüren."

Dazu kam, daß jeder Schritt, welchen Brandenburg-Preußen auf der Bahn einer aktiven Kolonialpolitik that, auf die selbst in gewaltsamen feindseligen Angriffen zu Tage tretende Mißgunst und Eifersucht der damaligen See- und Kolonialstaaten, namentlich Hollands, stieß, das in krämerhaftem Eigennutz schließlich der kolonialen Schöpfung des Großen Kurfürsten ein Ende bereitete, obwohl es diesem Fürsten so viel verdankte.

Endlich ist auch zu berücksichtigen, daß das damals emporstrebende Preußen durch die Rücksichten der europäischen Politik viel zu sehr gehemmt war, um sich in überseeischen Unternehmungen frei bewegen zu können. So mußte Preußen, und mit ihm Deutschland, zunächst den Versuch aufgeben, in die Reihe der Kolonialmächte einzutreten und wenigstens soviel zu erreichen, als das kleine Dänemark und das arme Schweden zu erreichen im stande war

Nicht darüber kann man sich wundern, daß der vom Großen Kurfürsten gemachte Versuch mißlungen, sondern Erstaunen muß es erregen, daß es dieser Fürst mit seinen schwachen Kräften soweit gebracht hat, als es der Fall war, denn schließlich sind die kolonialpolitischen Erfolge lediglich der Thatkraft und Ausdauer des Kurfürsten zuzuschreiben, welcher ja auch neben seinem unermüdlichen und vielgewandten Kolonial- und Marineminister Raule den größten Teil der für die überseeischen Unternehmungen erforderlichen materiellen Mittel beschafft hat.

Fast zwei Jahrhunderte hat es gedauert, bis das an der Spitze eines neuen Deutschen Reiches stehende Preußen wieder in Lage kam, an den Erwerb deutscher Kolonien zu denken. Unter ganz anderen Verhältnissen konnte nunmehr der Erwerb von Kolonien erfolgen. An die Stelle des schwachen brandenburgischen Staatswesens war das mächtige, volkreiche und kapitalkräftige Deutsche Reich getreten, dessen ansehnliche Flotte die Kolonien und den überseeischen Handel Deutschlands, der übrigens nicht mehr wie vor zwei Jahrhunderten mit den Waffen stets in der Hand getrieben werden muß, den erforderlichen Schutz zu gewähren vermag, und rasch ist es auch Deutschland gelungen, weite Landstrecken in Afrika und Australien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Und trotzdem ist jetzt manches nicht viel besser, als es vor zwei Jahrhunderten war. Daß die Kolonialmächte die koloniale Entfaltung Deutschlands nicht gerne sehen, und daß, wie Holland, England, Frankreich und Spanien sich seiner Zeit weigerten, Brandenburg auch nur den wertlosesten Küstenstrich und das unbedeutendste Eiland zu überlassen, wenn sie glaubten, nur im Entferntesten Anspruch darauf zu haben, — so auch gegenwärtig Deutschland überall, wo es koloniale Niederlassungen gründen wollte, namentlich auf den Widerstand Englands stieß, kann nicht überraschen. Glücklicherweise ist jetzt das Deutsche Reich in der Lage, unberechtigten Widerstand in diesen Dingen zu beseitigen. Leider glichen aber die Verhältnisse, unter denen vor einigen Jahren das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialstaaten trat, auch insofern den Verhältnissen vor zwei Jahrhunderten, als die Reichsregierung für ihre Kolonialpolitik nicht blos im Volke nicht allenthalben Verständnis fand, sondern sogar vielfach auf Widerstand stieß. So sehr war uns Deutschen seit dem Schlusse des Mittelalters der Sinn für überseeische Unternehmungen abhanden gekommen, daß selbst in den Hansastädten die Kolonialpolitik nicht die freudige Zustimmung und thatkräftige Unterstützung fand, die sie verdient hätte und notwendig hat. Und noch verhält sich das deutsche Kapital kolonialen Unternehmungen gegenüber im ganzen und großen ablehnend, und noch giebt es Deutsche, welche mit einem gewissen Behagen jeden Mißerfolg auf kolonialem Gebiete verzeichnen und Neigung an den Tag legen, sich lieber auf die Seite englischer Abenteurer und der sie unterstützenden Häuptlinge wilder Völkerschaften, als ihrer eigenen Landsleute zu stellen.

Derartigen Erscheinungen gegenüber ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß schon vor zwei Jahrhunderten wenn auch nur kleine Kreise in Deutschland die Bedeutung überseeischer Unternehmungen und kolonialer Besitzungen mit aller Klarheit erkannt haben und daß das schwache Brandenburg-Preußen den Mut gehabt hat, Dinge zu unternehmen, die allzu ängstliche Gemüter jetzt noch für das starke Deutsche Reich als zu gefährlich erachten

---

James' Reise in das Innere des Somalilandes.

Von L. Hirsch.

Die geographischen Resultate der von dem Engländer James in das Innere des Somalilandes unternommenen Expedition, welche die von Europäern bis dahin und auch bisher betretenen Gebiete weit hinter sich läßt, finden sich zwar in unseren neueren Kartenwerken bereits angedeutet; indessen erschöpft sich hierdurch keineswegs unser Interesse an einer Unternehmung, welche Gegenden erschloß, deren möglichst genaue Kenntnis auch für uns praktische Bedeutung gewinnen kann, daher der berechtigte Wunsch entsteht, über die Erlebnisse und Erfahrungen des Reisenden in einem so entlegenen Erdstück eingehender unterrichtet zu werden.

James veröffentlichte seinen Bericht unter dem Titel: The unknown horn of Africa, an exploration from Berbera to the Leopard River, London 1888, in einem starken, schön ausgestatteten Bande, der neben der eigentlichen Reisebeschreibung in einem wertvollen Anhange die fachmännische Bearbeitung der gesammelten zahlreichen Gegenstände aus dem Tier- und Pflanzenreich mit vortrefflichen lithographischen Abbildungen enthält. Von großem Interesse ist der aus den gewonnenen Objekten und auf vielfache Vergleichungen gestützte Schluß, daß die Schmetterlings-Fauna des Somalilandes im wesentlichen mit der arabischen übereinstimmt, daß letztere aber hinwieder eher auf afrikanische als asiatische Verwandtschaft zu deuten scheine Die dem Reisetext beigegebenen Illustrationen sind in einfarbig abgetöntem Aquarelldruck von Mrs. Gordon Hake sehr hübsch und künstlerisch ausgeführt, offenbar auf Grund von Originalaufnahmen; die Beifügung einer größeren Anzahl der letzteren selbst hätte indessen dem Werk in keiner Hinsicht geschadet.

James unternahm seine Reise in Gemeinschaft mit noch vier Engländern, darunter sein Bruder und ein Arzt, der vielfach Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst fand; außerdem waren zwei europäische und ein abessinischer Diener mit ihnen. In Aden fanden die Reisenden bei dem damaligen politischen Residenten Generalmajor Blair eine in jeder Hinsicht zuvorkommende Aufnahme und Förderung. Major Hunter, einer der besten Kenner des Somalivolkes und Verfasser der bisher umfangreichsten Grammatik der Somalisprache, verschaffte sechzehn zuverlässige Leute, deren Namen und Stämme registrirt wurden, um im Fall eines Verrats Anhaltspunkte zu haben. Im übrigen verwies er die Reisenden an den damals zu Berbera residirenden Mr. Walsh, dem sie ebenfalls aufs beste empfohlen wurden.

Obgleich James in Aden das ins Auge gefaßte Reiseziel, die Erreichung des Webbi Schabäl, nicht verheimlicht hatte und in seinen Plänen von den maßgebenden Persönlichkeiten eher bestärkt worden war, scheint es doch, daß gerade bei diesen von vornherein gegen das Unternehmen Bedenken bestanden, wenn auch solche erst nach dem Aufbruch der Expedition zum erkennbaren Ausdruck kommen sollten. Dieselben fanden wohl ihre Hauptbegründung in dem Umstande, daß die britische Macht hier erst seit kurzer Zeit funktionirte und nicht gewillt war, sich unter Umständen durch Privatinteressen aus der in den Angelegenheiten des Innern bisher beobachteten Reserve drängen zu lassen.

Hieraus erklärt sich das widerspruchsvolle Verhalten Walshs. Bei aller Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit, die ihn auch heute auf seinem Posten in Zela auszeichnet, litten doch die von ihm erteilten Ratschläge an einer gewissen Halbheit, schienen auch unter dem Einfluß einiger stimmführender Eingebornen zu stehen, die er vom ägyptischen Regime übernommen hatte. Dies erwies sich besonders bei der Beschaffung der zum Tragen des Gepäcks benötigten Kamele. Die Frage war, ob es besser sei, sie zu kaufen oder zu mieten. Das erstere schien bedenklich, denn wenn kein wesentliches Interesse an der Erhaltung und Wartung der Tiere mehr vorhanden war, so lag, abgesehen von geringerer Wachsamkeit, die Befürchtung nahe, daß sie den Begleitern selbst als gute Beute erscheinen und gelegentlich eines geschickt improvisirten Überfalls verschwinden möchten, wobei zugleich das Leben und sonstige Eigentum der Reisenden in steter Gefahr schwebten. Es blieb also ratsamer, die erforderlichen Tiere zu mieten; nur die Leute zu finden, die sie hergaben, war schwierig. Wenn auch die Reise nach dem Ogaden und dem Webbi in Berbera, noch mehr in Bulhar etwas Gewöhnliches ist, so handelt es sich doch hierbei um Handelsreisen der Eingebornen, während die in Begleitung von Europäern erscheinenden Leute nicht wissen konnten, welche Aufnahme erstere und demnächst sie selbst im Inneren zu gewärtigen hatten, selbst wenn sie sich mit Abbanen für die zu passirenden Stämme versorgten.

Bei dieser Gelegenheit schlug Walsh vor, die Kamele weder zu kaufen noch zu mieten, sondern sie von Stamm zu Stamm liefern zu lassen. Diese Art der Versorgung wäre allerdings die denkbar ungünstigste gewesen, denn sie hätte die Reisenden bezüglich ihres Fortkommens der Gnade, oder vielmehr der Unverschämtheit jedes neuen Stammes und stets neuer Leute anheimgegeben, so daß selbst die weitesten Mittel die Erreichung des erstrebten Zieles nicht hätten gewährleisten können. Solcher Gedanke durfte einem Manne nicht beikommen, der das Somalivolk zu kennen glaubte, und es muß angenommen werden, er habe diesen Vorschlag nur gemacht, um gewissen amtlichen Instruktionen nachzukommen und der Expedition, ohne sie zu inhibiren, ein frühzeitiges Ende zu bereiten.

Durch den Einfluß eines der in Aden gewerbenen Leute namens Dualla Idris gelang es schließlich, die benötigten Kamele, einige sechzig an Zahl, für die Reise zum Webbi und zurück auf deren angenommene Dauer von 3½ Monaten zu mieten. Der Mietpreis war ein hoher, für jedes Tier 45 Dollars (hier stets Maria-Theresiathaler gemeint) mit 18 Dollars Anzahlung; die erhöhte Sicherheit aber, die diese Abmachung gewährte, war wohl eines Opfers wert.

James ließ durch einen indischen Sergeanten die aus Aden mitgebrachten Leute im Schießen unterrichten; außer diesen und den Kameltreibern, einen für je zwei Tiere, nahm er noch einen Somali-Koch, einen arabischen Jungen zur Aushülfe und eine Anzahl Weiber mit, welche das Kochen für die Leute und die Einrichtung der Hütten zu besorgen hatten, durch welche Beschäftigungen die Männer sich angeblich degradirt gefühlt hätten. James spricht seine vollste Zufriedenheit mit dem Betragen und dem Fleiß der Weiber aus, lobt besonders, daß sie im Gegensatz zu den Männern niemals im Streit mit einander gelegen hätten, und wünscht sich gelegentlich lauter weibliche Begleiter.

Als Tauschmittel zur Erlangung von Nahrungsmitteln, namentlich Schlachtvieh, wie auch zu Geschenken an die Stammeshäuptlinge und zum Entgelt für sonstige Leistungen wurden hauptsächlich Baumwollstoffe und Perlen mitgenommen. Den der Küste nahegelegenen Stämmen ist Geld durchaus geläufig; um aber nicht einen größeren Betrag davon mitführen zu müssen, wurde eine Summe bei Walsh deponirt und die unterwegs zu leistenden Zahlungen darauf angewiesen, ein Modus, der ohne besondere Schwierigkeit durchgeführt werden konnte.

Zur Verpflegung für die Leute waren Datteln und Reis bestimmt, die aber mehr als Reserve dienen sollten, falls einmal die Fleischnahrung ausginge. Die Somalis sind etwas eigen in der Wahl ihrer Speisen; sie haben durchschnittlich ein Vorurteil gegen das Fleisch der Antilopen und Gazellen und essen Geflügel irgendwelcher Art überhaupt nicht. Daß sie ein gejagtes Tier nur dann verzehren, wenn ihm vor dem Verenden im Namen Gottes der Hals durchschnitten ist, daß sie selbst ein wertvolles Fell als unrein verachten, wenn das Tier etwa gleich tot war, so daß die erwähnte Operation an ihm nicht mehr vorgenommen werden konnte, erzählt auch James. Durch diese nur teilweise auf Religionsvorschriften beruhenden Eigenheiten war die Ernährung der Truppe wesentlich erschwert, denn das im Überfluß vorhandene Wild konnte fast nur für die Küche der Europäer selbst verwendet werden, während Schlachtvieh oft teuer erkauft werden mußte.

Die gelieferten Kamele waren von kleiner Statur, aber gutem Aussehen. Besondere Aufmerksamkeit mußte auf die Mitnahme einer genügenden Anzahl von Wassergefäßen durch das wasserlose Haud verwendet werden. Endlich war alles Notwendige zur Stelle, und die Karawane, zu deren Ras der bereits erwähnte Dualla erhoben wurde, konnte sich am 21. Dezember 1884 in Bewegung setzen.

Der Endpunkt der Reise ist auf der beigegebenen Karte etwa fünf Breitengrade südlich von Berbera, ihrem Ausgangspunkte, bezeichnet. Daraus ergiebt sich die durchschnittliche Richtung; doch ist zu bemerken, daß die Ausreise sich bis Bur-o zunächst südöstlich und überhaupt mehr östlich bewegte, während die Rückkehr fast ohne Abweichung von der geraden Linie in der Richtung nach Norden erfolgte.

Die Reisenden lassen das 7 engl. Meilen entfernte Groß-Dobar, dessen heiße Quellen vermittelst einer durch die Ägypter errichteten Wasserleitung Berbera mit gutem Wasser versorgen, westlich liegen. Der erste Lagerplatz, Langomara, wird als eine weite Sandebene beschrieben, welche von beiden Seiten durch 200 Fuß hohe, teilweise bewachsene Felsen flankirt wird, von denen Miniaturwasserfälle herabströmen, die künstliche Bassins füllen. Hier war ein reiches Tierleben zu beobachten. Paviane kamen zur Tränke, und James schoß ein Gerenug (Gazella Walleri), eine dem Somali-Lande eigentümliche Gazellenart, mit auffallend langem giraffenartigem Halse und verhältnismäßig kleinem Kopfe; schon unterwegs waren Exemplare des Kudu und einer kleineren Antilope derselben Gattung, Aderio genannt, mit einer Anzahl zebraartiger Streifen zu beiden Seiten des Rückens, das kleine dig-dig, eine Sandantilope, Wildschweine, Perlhühner, Rebhühner und Tauben jeder Art zahlreich angetroffen worden.

Die Namen, die wir im Innern des Landes als Stationen verzeichnet finden, sind hier durchgängig solchen Örtlichkeiten beigelegt, in deren Nähe sich Wasser und gewöhnlich auch bessere Weide findet. Ständige Niederlassungen treffen wir erst an den Ufern des Webbi Schabäl und des großen Webbi wieder an, wo Getreide gebaut und dadurch der Seßhaftigkeit die Grundlage gegeben wird.

In Langomara kamen die Esa Musa in größerer Anzahl zu den Reisenden und begehrten zunächst Speise, namentlich Datteln und Reis; außerdem den üblichen Tribut an Geld, da die Karawane sich auf ihrem Gebiete befand. Sie erhielten zwei Schafe und in einem Check auf Mr. Walsh 50 Rupien, über deren Verteilung Meinungsverschiedenheiten entstanden, welche ihren Ausgleich in einem kräftigen Speerstoß fanden, den ein Unzufriedener in der Schläfegegend erhielt.

Der Weg des nächsten Tages führte ansteigend durch eine prächtige Szenerie mit lebenden Strömen, frischem Grase und grünen Büschen; hier und da erheben sich Feigenbäume, mit Frucht reich beladen, ein großer Teich, zehn Fuß tief, gestattet ein erfrischendes Bad, ein nicht gerade von halsbrechender Höhe herabstürzender Wasserfall erhöht die Lieblichkeit des Bildes. Die Gelegenheit zu so anziehenden Schilderungen lebensvoller Natur findet sich aber nur selten, und eine wehmütige Öde und ernste Strenge drücken auch den schönsten Landschaften des Innern ihr melancholisches Gepräge auf.

Am Weihnachtstage gewannen die Reisenden das Plateau Hammar. Der Zugang von der Ebene vollzog sich durch einen sandigen mit Felsstücken bedeckten Schlund und über schlüpfriges Geröll, so daß die Kamele schwierige Arbeit hatten. Die umliegenden schroffen Berge waren mit Mimosen und Kaktis in Blatt und Blüte reich bekleidet, und hoch aufsteigende Quolquols (Euphorbien) streckten ihre Zweige gleich riesigen Kronleuchtern empor. Unter einer Tamarinde ward das Lager aufgeschlagen, um hier einige Tage zu rasten und den Aufstieg zu den Schlußhöhen der großen Bergreihe vorzubereiten, welche das Hauptplateau oberhalb mit der Seeebene verbindet.

Die Temperatur auf dem Plateau war sehr angenehm, zwischen 23½ und 13 Grad Celsius. James nennt die nördliche Ebene Guban, das Land oberhalb derselben Ugub. Letzteres ist nicht ganz korrekt; es heißt ôgo, und Menges nennt oku die Hochebene, deren Wasserabfluß nach Süden ist. Die Somalis aber verstehen unter Guban die ganze Ebene, die sich einerseits von Berbera bis Zela, andererseits etwa 12 Stunden weit südlich vom Meeresstrande bis zu den Bergen hin dehnt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenzen.

Die Antisklaverei-Konferenz.

Brüssel, den 22. Januar 1890.

Die für den 20. d. M. zusammenberufene Antisklaverei-Konferenz hat ihre Sitzungen zu der bestimmten Zeit nicht aufnehmen können, da sehr viele Mitglieder derselben erkrankt sind. Es dürften noch mehrere Tage vergehen, bevor der Zusammentritt der Konferenz erfolgen kann. Die ziemlich allgemein verbreiteten pessimistischen Urteile über die praktischen Ergebnisse der Beratungen werden von den Vertretern Großbritanniens nicht geteilt. Sir John Kirk, der vorzügliche Kenner afrikanischer Verhältnisse, ist sogar ziemlich sanguinisch in betreff der Wirkung, welche die Konferenzbeschlüsse auf den Sklavenhandel und auf die materielle Lage der Neger im allgemeinen ausüben werden. Mögen einzelne Regierungen auch, von nationalen Eifersüchteleien und unrichtig aufgefaßten Interessenrücksichten beeinflußt, den Fortschritt der Beratungen zu hemmen suchen, so werden diese Obstruktionsversuche durch den ersten Willen der übrigen, das Menschlichkeitswerk der Negerbefreiung durchzuführen, teilweise paralysirt.

Der Zweck der Konferenz ist die Erwägung und Prüfung der ihr unterbreiteten Vorschläge zur Unterdrückung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Afrika. Um dieses zu erreichen, ist es sicher neben andern Maßnahmen auch empfehlenswert, die Art an zwei Hauptwurzeln der Vernichtung und Demoralisirung der Neger zu legen, die Waffeneinfuhr und den Spirituosenhandel.

Der Verkauf von europäischen Waffen und Munition an kriegerische Stämme und Sklavenhändler, leistet diesen in der Erbeutung wehrloser Opfer für den Sklavenmarkt Vorschub. Der Alkoholgenuß schwächt und erniedrigt moralisch den Neger, der bei räuberischen Überfällen unfähig ist, sich zu verteidigen. Die Waffeneinfuhrfrage war bei der Vertagung der Konferenz auf der Tagesordnung und wird bei deren Zusammentritt wieder der erste Gegenstand der Beratung sein. Es muß wohl erwogen werden, ob es angezeigt ist, die Waffeneinfuhr und Verteilung an Neger auch für andere Zwecke als die Sklavenjagd zu untersagen. In den europäischen Kolonien und Schutzgebieten eine europäische Bewaffnung der Eingeborenen rundweg für ungesetzlich zu erklären, ist kaum thunlich, denn jede einzelne Regierung wird zum Schutze und zur Verteidigung der Bevölkerung innerhalb ihrer Grenzen genötigt sein, eine eingeborene Truppe zu bilden, welche man doch kaum mit den primitiven afrikanischen Waffen ausrüsten kann. Auf jeden Fall aber ist es Pflicht, den heimlichen und unerlaubten Verkauf von europäischen Waffen an notorische Sklavenjäger oder an solche Volksstämme streng zu untersagen, welche Sklavenraub und Sklavenhandel als vorteilhafte Mittel zur Bereicherung und territorialen Vergrößerung betrachten. Leider ist bei vielen Kaufleute der Küste, vornehmlich in den britischen und vor allem in den portugiesischen Besitzungen, die Gewinnsucht so ausgeprägt, daß sie aus Geschäftsinteressen mit den Sklavenjägern gemeinsame Sache machen, ihnen Waffen liefern, und sogar den Absatz ihrer schwarzen Ware erleichtern. Im Jahre 1885 fand Konsul Hawes auf der Besitzung eines reichen Portugiesen in der Provinz Mozambique einen Trupp von 1200 Sklavenkindern beiderlei Geschlechts unter Bewachung von Arabern. Jedoch diese Verkennung der Menschenpflichten aus Eigennutz beschränkt sich nicht auf die Händler der afrikanischen Küste, sie tritt auch bei den Industriellen Birminghams zu Tage. Die dortigen Waffenhändler, die unter den Sklavenhändlern die Abnehmer für ihre Steinschloßgewehre haben, welche in Unmengen für Afrika angefertigt werden und enormen Nutzen abwerfen, bearbeiteten durch ihren Vertreter Chamberlain das Kabinet Salisbury, dem belgischen Antrage nicht zuzustimmen, und sie würden ihren Zweck erreicht haben, wäre Sir John Kirk nicht mit der ganzen Macht seiner Autorität für das Waffeneinfuhrverbot eingetreten.

Was das Spirituoseneinfuhrverbot betrifft, so teile ich die Ansicht Kirks, daß eine gänzliche Untersagung derselben eine nutzlose, aber empfindliche Schädigung der Händler und Brenner, besonders der Hamburger, sein würde. Überall dort an der Küste, wo der Branntweingenuß sich eingebürgert hat, wird der Hang nach geistigen Getränken nicht durch eine drakonische Gesetzgebung ausgerottet; kann der Eingeborene sein Leidenschaft nicht mehr mit dem deutschen Produkte stillen, so wird man Sorge tragen, in den Kolonien und Schutzgebieten Destillerien zu errichten. Zuckerrohr, Bananen und dergleichen liefern herrliche Ersatzmittel für Getreide und Kartoffel. Das deutsche Gewerbe wird geschädigt, und das einzige erzielte Resultat wäre, daß der Neger seine durstige Seele an einheimischem, anstatt europäischem Schnaps labt. Viel wirksamer und allein richtig wäre eine allgemeine Vereinbarung, unter hoher Strafe eine Einschleppung von alkoholischen Getränken in durch dieses Laster noch nicht verseuchte Gegenden zu verbieten. Ein Händler, der Branntwein als Tauschartikel in das Innere einführt, müßte mit Gefängnisstrafe belegt und aus der Kolonie verwiesen werden, denn alle Negerhäuptlinge äheln nicht Khama, der die Einführung von geistigen Getränken in sein Gebiet untersagt hat und Sämereien dem Pulver vorzieht. Den Branntweinkonsum an den Küsten würden hohe Eingangszölle, wie sie z. B. in der englischen Kolonie Lagos bestehen, gebührend einschränken, und zugleich der Landesverwaltung erwünschte Mittel für öffentliche Arbeiten zuführen.

Zwei gefährliche Klippen für die Konferenz bilden: das Schiffsdurchsuchungsrecht und die Abänderung der Kongoakte in dem Sinne, daß dem Kongostaate die Einführung von Einfuhrzöllen gestattet wird. An und für sich wäre wohl auch über diese Punkte eine Einigung zu erzielen, wenn Frankreich nicht, aus Scheelsucht über die hervorragende Rolle, die England und Deutschland auf dem Kongresse spielen, jede Gelegenheit ergriffe, praktische Resultate zu vereiteln. Selbst die Einmischung der Birminghamer Industriellen verdankt man der taktlosen Indiskretion des französischen Gesandten Bourrée, der sein Wort gebrochen und der französischen Presse die belgischen Vorschläge mitgeteilt hat, um Stimmung gegen dieselben zu machen.

Die politische Gruppirung der europäischen Mächte bewirkt, daß Rußland Frankreichs Ablehnung des Schiffsdurchsuchungsrechtes beistimmt, da beide Staaten darin eine „Behelligung des Seeverkehrs" erblicken. Portugal sagt ähnliche Bedenken.

Die Einführung von Einfuhrzöllen im Kongostaate stößt bei den meisten, dort handelspolitisch interessirten Staaten auf Widerstand, und Frankreich hat schon die Erklärung abgegeben, es werde dem Antrage niemals zustimmen, wenn es nicht eine „entsprechende Kompensation" für den Verzicht auf das freie Einfuhrrecht erhalte. Für den Kongostaat ist die Einräumung des Rechtes, Eingangszölle zu erheben, eine Lebensfrage, denn Belgien will unter keinen Umständen die Verwaltungslasten übernehmen, und die Königliche Zivilliste vermag die Kosten des sich rasch entwickelnden Staatswesens nicht zu tragen. Es ist bedauerlich, daß der junge Kongostaat schon in seinen ersten Anfängen so sehr in seiner Existenz bedroht ist, aber in ökonomischen Fragen nimmt kein europäischer Staat übergroße Rücksichten auf das Wohl des anderen.

Große, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten und Verwicklungen harren noch der Antisklavereikonferenz, deren Lösung keine leichte sein dürfte, aber jedenfalls wird die Konferenz sehr viel Gutes dadurch wirken, daß sie das öffentliche Interesse auf Institutionen lenkt, deren Fortbestand eine Schmach für unser Jahrhundert ist. Sie giebt die Mittel an, welche einen Umschwung zum Besseren hervorrufen werden, und wenn es nicht gelingt, denselben gesetzliche Kraft zu verleihen, so wird Europa über deren Zweckmäßigkeit aufgeklärt, und die öffentliche Meinung in jedem einzelnen Staate, der Besitzungen in Afrika hat, wird die gesetzgebenden Körper des Landes bestimmen, in jenen die betreffenden Maßnahmen zur Steuerung der Sklaverei vorzunehmen. K.-R.

Dr. E. Peters und die Ravensteinsche Karte.

Von Herrn E. L. Ravenstein in London erhalten wir folgende Zuschrift:

„In dem Briefe, welchen Herr Dr. E. Peters am 8. Oktober von Oda Boru Ruva am oberen Tana schrieb, befinden sich einige Stellen, die wohl geeignet sind, meinem guten Ruf zu schaden, und die, wie es scheint, in deutschen Zeitungen weite Verbreitung gefunden haben. Herr Dr. Peters sagt („Deutsche Kolonialzeitung" 1890. S. 2):

„Von Massa trennt uns eine Steppe, durch welche wir volle 72 englische „Meilen marschirt sind, während die Ravensteinsche Karte deren nur 15 „anweist. Ich muß der Ravensteinschen Karte überhaupt leider den Vorwurf außerordentlicher Inkorrektheit, ja vermessener Leichtfertigkeit machen. „Denn es ist doch wahrlich leichtfertig, Dinge in eine Karte einzuzeichnen, „welche bis dahin kein Weißer erforscht hatte, anstatt zuzugeben, daß wir „auf unbekanntem Gebiet uns befinden. Ich bin überzeugt, daß an dieser „Ravensteinschen Karte die englischen Emin Pascha-Expeditionen gescheitert „sind. Unsere Expedition hätte ihr Vertrauen auf dieselbe um ein Haar „ebenfalls mit dem Untergang bezahlt."

Die Karte, auf welche sich diese durch nichts gerechtfertigten Bemerkungen beziehen, erschien im Juli 1882, und was den Tana betrifft, so beruht dieselbe im wesentlichen auf der provisorischen Karte Denhardts, welche 1881 in „Petermanns Mitteilungen" erschien, ergänzt durch die Nachrichten einiger anderen Reisenden. Auch die Orte oberhalb Massa sind nach Denhardt angegeben, aber die Entfernung von Massa nach Oda Boru Ruva beträgt auf derselben nicht 15 Meilen, wie Herr Peters angiebt, sondern 32. Selbstverständlich werden von jedermann auch erkundete Namen in afrikanische Karten aufgenommen, und konnte dies im vorliegenden Falle um so weniger zu einem Mißverständnis führen, als „Denhardts Furthest" deutlich auf meiner Karte zu lesen ist. Daß Herr Peters die im Jahre 1884 erschienene endgültige Karte Denhardts anscheinend nicht mit sich führte, ist um so mehr zu verwundern, da er doch mit Denhardt in Lamu zusammentraf. Wenn also Herr Peters auf der Reise von Massa nach dem oberen Tana fast verhungerte, so hat er dies einzig seiner eigenen Unwissenheit und Sorglosigkeit zu verdanken. Von verunglückten englischen Emin Pascha-Expeditionen ist hier in London nichts bekannt. Hoffentlich werden Kartographen sich hüten, die Angaben des Dr. Peters über die Lage des Kenia ohne weiteres in ihre Karten einzutragen, wenn er auch als „Augenzeuge" die Entfernung desselben von seinem Lager in Oda Boru Ruva auf nur 7 deutsche Meilen schätzt. Der Riesenberg liegt viel weiter im Innern.

Ferner fällt mir eine Äußerung in einem Artikel der „Deutschen Kolonial-Zeitung" (1889, S. 369) auf, wo von den „Anmaßungen" gesprochen wird, mit welchen meine jüngste Karte eines Teils von Ostafrika „fabrizirt" wurde. Ich kann Ihre Leser versichern, und meine Fachgenossen haben dies wiederholt anerkannt, daß ich alle meine Arbeiten gewissenhaft ausführe. Die auf dieser im Auftrage der Englischen Ostafrikanischen Gesellschaft ausgeführten Karte angegebenen Grenzen sind nach den Verträgen eingetragen, und insbesondere ist die Nordgrenze des Sultanats Witu nach einem Übereinkommen niedergelegt, zu welchem der deutsche Vizekonsul Hunholt und General Matthews am 18. Januar 1887 kamen. Auch die Konzession der Witu Gesellschaft ist ganz so angegeben, wie auf den offiziellen Karten derselben, oder auf Leutnant von Tiedemanns Karte in der „Deutschen Kolonialzeitung" (1889 S. 237).

Was die Bemerkungen des Herrn Ravenstein gegen die Angaben des Herrn Dr. Peters anbetrifft, so müssen wir uns für später, wenn die genaueren Berichte des Dr. Peters und Leutnant von Tiedemann vorliegen, eine Entgegnung vorbehalten.

Im Hinblick auf die Eintragungen der Karte, die Grenzen des Witugebietes betreffend, halten wir nach wie vor daran fest, daß die Angaben absolut falsch sind, machen aber daraus weniger Herrn Ravenstein, welcher bona fide das ihm überlieferte Material verarbeitet hat, als der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft einen Vorwurf. Wir wiederholen nochmals, daß auf der Ravensteinschen Karte die Grenzlinie des Sultanats von Sansibar, welche von Kipini in nördlicher Richtung 10 Seemeilen in das Land geführt ist und dabei mitten durch das Gebiet der deutschen Witu-Gesellschaft geht, nicht berechtigt, und daß es eine Anmaßung ist, Manda, über dessen Zugehörigkeit noch nichts sicheres fest steht, mit der für das Sultanat Sansibar gewählten Farbe zu bezeichnen. Es konnte doch nicht der Zweck des Übereinkommens sein, dem Sultan von Witu Land wegzunehmen, auf welches der Sultan von Sansibar kein Anrecht erhob. Das englische Abkommen von 1886 bestimmt, daß die nördliche Grenze den Ort Kau einschließt. Kau und Kipini waren die äußersten Punkte der Gewalt des Sultans von Sansibar nach dem Innern hin, und über ihre Umgrenzung haben sich seine Soldaten nicht hinausgewagt.

Schiffahrtsverhältnisse an der ostafrikanischen Küste.

Von Herrn Kapitän Holtz gehen uns folgende Mitteilungen zu:

Auf die Entgegnung des Herrn v. Hake (in Nr. 2) zurückkommend, bemerke ich, daß solche Erhebungen, die Herr v. Hake bei einigen Herren Maschineningenieuren gemacht hat, durchaus nicht geeignet sind, meine Ansicht umzustoßen. Es kommt mir vor, als wenn man die Güte der Kaffeebohnen nach dem Fettgehalt der Milch beurteilen wolle. Selbst Schiffbauingenieure würden sich auf die an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen stützen. Ich habe als Maximum 4 m angegeben, und zwar aus verschiedenen Gründen: Der einzige Hafen, für welchen dieser Tiefgang etwas groß ist, wäre Pangani. Die Aus- resp. Einfuhr von Waren ist hier aber lange nicht so bedeutend, daß man erwarten müßte, das Schiff könnte vollbeladen werden, dies wird schon verhindert durch das häufige Anfahren der Fahrzeuge, ferner, was bedeutend mehr ins Gewicht fällt, durch den immer zunehmenden Verkehr in Tanga. Es ist wohl unbequem und auch gefährlich, mit einem 4 m tief beladenen Schiffe in den Pangani zu gehen, aber absolut nicht notwendig. Für die andern Häfen ist es gleich, in Tanga und Dar-es-Salaam kann ein Fahrzeug nahe am Lande liegen, selbst bei noch größerer Tiefe, in Bagamoyo aber ist es wünschenswert, daß der Tiefgang keineswegs über 4 m beträgt, lieber etwas weniger. Wenn Herr v. Hake auch als Grund angiebt, daß ein 3 m Tiefgang gestatten würde, einen Steindamm soweit hinauszulegen, daß man unmittelbar an demselben löschen oder laden könnte, so halte ich dies doch für äußerst unternehmend, aber schwer ausführbar. In England läßt sich so etwas schon herstellen, aber in Bagamoyo? Welche Mittel müßten dazu sein, um eine solche Mole von 1 Seemeile zu bauen, und hat diese dann überhaupt nach Wert, wenn ein Verfanden eintritt, was ich zwar nicht behaupten kann, aber des unregelmäßigen Stromes und Windes, ebenso auch des sandigen Bodens wegen vermute? Meine Ansicht geht dahin, daß auf einem Leichterfahrzeug, welches an einer Boje oder in der Nähe einer solchen verankert wird, die Sachen von den ankommenden Schiffen hier abgegeben oder angenommen werden. Von diesem Leichter müssen kleine Fahrzeuge das Betreffende ans Land schaffen. Wenn man nicht gerade zu jeder Zeit am Strande laden und löschen will, so genügen kleine Molen von etwa 100 Fuß Länge vollkommen, und diese sind nicht sehr schwer herzustellen, wenn man eine kleine Feldbahn benutzt. Ein „Docken" in Zeiträumen von etwa 2 Jahren muß sein, denn die Ansicht des Herrn v. Hake, daß alles Unreine des Bodens im Süßwasser abfällt, ist doch nicht ganz zutreffend; denn es fallen wohl die im Salzwasser entstandenen Kräuter zum Teil ab, aber die Muscheln weichen so leicht nicht, sondern sind schwer (nur durch Abkratzen) zu entfernen. Ich habe als äußerste Grenze 4 m für den Tiefgang bezeichnet, angenehmer ist es immerhin, wenn ein Schiff beladen nur 3 bis $3^1/_2$ m tief geht. Ein zu geringer Tiefgang wirkt in Bezug auf Seetüchtigkeit des Fahrzeuges unbedingt nachteilig. Eine Fahrt nach Bombay ist auch für den Rheder jedenfalls nicht gefährlicher, als für den Kapitän, ob das Schiff nun 300 Tons oder 200 Tons groß ist, letzteres wird etwas teurer, weil man bedeutend weniger Ladung außer Kohlen mitnehmen kann.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt seine erste Sitzung in diesem Jahre unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungs-Rat Simon am 7. Januar ab. Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte der Herr Vorsitzende in ernsten Worten des schweren Verlustes, welchen unser Königliches Haus und das ganze deutsche Land durch den vor wenigen Stunden erfolgten Heimgang Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Witwe Augusta erlitten habe. Er hob insbesondere die unermüdliche Thätigkeit der Entschlafenen auf allen Gebieten der werkthätigen Liebe und vornehmlich auf dem der freiwilligen Krankenpflege hervor, durch welche auch unsern Landsleuten in den deutschen Kolonien Linderung ihrer Leiden geboten wird. Es gelangt dann ein Antrag Köln zur Beratung, welcher noch in der

nächsten Sitzung behandelt wurde, und eine Reihe von Anträgen der Abteilung Berlin. Der Ausschuß erklärte sich auf den Antrag Berlin bereit, zum Zwecke der Hinaussendung ärztlicher Kräfte nach den deutschen Kolonien zunächst einen Jahresbetrag bis zu 6000 Mark zu gewähren, sobald entsprechende, gehörig begründete Anträge an die Deutsche Kolonialgesellschaft gelangen. Der Ausschuß erachtete es für ein wünschenswertes Ziel, das Bedürfnis nach Ärzten in vollem Umfange zu befriedigen, doch könne die Kolonialgesellschaft zur Entsendung eines oder mehrerer Ärzte die Initiative nicht ergreifen, da die der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Mittel zu einer dauernden Etatbelastung der bezeichneten Art nicht ausreichen und die Auswahl des Ortes, wo ein Arzt am zweckmäßigsten angestellt wird, sehr erschwert ist, in der natürlichen Voraussetzung, daß die bestehenden Kolonisationsgesellschaften auf eine Berücksichtigung gleichwertigen Anspruch haben. Ein anderer Antrag Berlin ging dahin, die Schulfrage in Deutsch-Ostafrika durch Agitation in den Abteilungen und Gründung von Fonds zur Entsendung deutscher Lehrer und Errichtung deutscher Schulen in Deutsch-Ostafrika anzuregen. Der Ausschuß hielt zur Regelung der Schulfrage in Deutsch-Ostafrika den geeigneten Zeitpunkt noch nicht für gekommen, so lange der Friede in diesem Gebiete nicht vollständig gesichert ist; es dürfte danach besser abzuwarten sein, ob nach Ordnung der politischen Verhältnisse nicht die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft oder das Reich der Errichtung von Schulen die nötige Ausmerksamkeit schenken wird. Der Ausschuß ist der Ansicht, daß der Handwerksunterricht und die Unterweisung im Plantagenbau die Hauptgegenstände in dem Lehrplane der Eingeborenenschulen bilden müßten. Der Ausschuß hält es für zweckdienlich, eine Anfrage an die Erwerbsgesellschaften zu richten und um eine gutachtliche Äußerung zu bitten. — Die Sitzung des Ausschusses vom 21. Januar wurde von dem Herrn Präsidenten, Sr. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, eröffnet. Der Ausschuß beschloß über den letzten Antrag Berlin, welcher wie die beiden vorigen Anträge von der vereinigten Kommission für Finanzen und praktische Kolonisation vorberaten war, die Entsendung von Technikern zu wissenschaftlichen Untersuchungen nach unseren Kolonien, so erwünscht dieselbe sei, in der Allgemeinheit, wie es in dem Antrage der Berliner Abteilung vorgeschlagen werde, der Reichsregierung nicht empfehlen zu dürfen, da mangels der notwendigen konkreten Vorschläge eine abschlägliche Bescheidung von vornherein sicher zu erwarten sei. Die deutsche Siedelungsgesellschaft „Herman" hatte den Antrag gestellt, daß die Kolonialgesellschaft ihr Unternehmen durch Zeichnung einiger Aktien fördere. Der Ausschuß beschloß, durch Zeichnung von Aktien in Höhe von 5000 Mark der Gesellschaft das verdiente Vertrauen in ihren redlichen Bestrebungen zum Nutzen der deutschen Auswanderer zu bekunden, behält sich jedoch die Zeichnung bis dahin vor, wo aus den Überschüssen der Beiträge für 1890 die genannte Summe verfügbar ist und die politischen Verhältnisse in Brasilien eine gesicherte Gestalt gewonnen haben werden. Die Auswanderungskommission hatte am Montag, den 20. Januar, unter Zuziehung der Sachverständigen für Südamerika eine Sitzung abgehalten, in welcher die politische Umwälzung in Brasilien eingehende Erörterung gefunden hatte. Die Sachverständigen waren übereinstimmend der Ansicht, daß die künftige Gestaltung der Verhältnisse die Lage der deutschen Ansiedler auf keinen Fall verschlechtern werde und die Auswanderung nach Brasilien heute nicht weniger als früher empfehlenswert erscheine, sobald die politischen Verhältnisse eine festere Gestalt gewonnen hätten. Es gelangte der Bericht der Kommission zur Feststellung des Fragebogens, betreffend Tropenhygiene, zur Verlesung Der festgestellte Fragebogen hat die Zustimmung der Herren Professoren Hirsch, Koch und Virchow erhalten, so daß die Arbeiten der Kommission beendigt sind. Der Herr Generalsekretär wird mit der weiteren Verfolgung der Sache betraut. — Eine andere Sitzung des Ausschusses fand unter Vorsitz des Herrn Präsidenten am 23. Januar statt. In derselben wurde Beschluß gefaßt über den Entwurf zu einem Schreiben an die Abteilung Köln in Sachen der Resolution, betreffend Südwestafrika, und eine Anzahl geschäftlicher Gegenstände erledigt. Von Interesse ist, daß ein neugebildeter österreichischer Afrikaverein für seine Wirksamkeit die Ratschläge der Deutschen Kolonialgesellschaft erbeten hat.

— Abteilung Berlin. Am Herrenabend des 17. Januar sprach Herr Kapitän Holtz, welcher den „Jühlke", später die „Harmonie" führte, über seine Erlebnisse während des Aufstandes und schilderte in sehr anschaulicher Weise die Verhältnisse der Häfen der ostafrikanischen Küste, den Charakter der Araber, Sklavenhandel und Sklaverei. Er regte an, daß man in Sansibar eine deutsche Kirche bauen solle, was sicher auf die Neger in gutem Sinne einwirken würde. Herr Bley, der frühere Chef auf Usungula, ergänzte diese Mitteilungen durch Schilderung seiner Erlebnisse und stellte sich auf den Standpunkt des Vorredners, daß die Araber stets unsere Feinde sein würden und man sich deshalb auf die eingeborenen Stämme stützen müsse. Die dicht an der Küste wohnenden Negerstämme, wie die Wasaramo, seien allerdings ein erbärmliches Material, aber am Nsidschi gebe es tapfere, mit der Kampfesweise der Masiti wohlvertraute Völkerschaften, welche sich leicht heranbilden ließen. Besonders seien aber die Wasekuma gute Plantagenarbeiter und würden wegen ihrer kriegerischen Qualitäten recht geschätzt. Es sei möglich, dieselben allmälig zu disziplinieren, daß man der kostspieligen Zulus werde entbehren können. Die Diskussion wandte sich dann der Frage zu, ob Sansibar für uns von großer Bedeutung sei, um nach dorthin neue und dauernde Anlagen zu machen, oder ob die Küste vorzuziehen sei. Obwohl anerkannt wurde, daß Sansibar vermöge seiner Lage nicht zu entbehren sei, so neigte sich doch die Ansicht dahin, daß vor allem die Hafenplätze der Küste entwickelt werden müßten, besonders Tanga. Da Pangani eine schwierige Einfahrt, Bagamoyo eine bei Monsun gefährliche Rhede, das sonst günstig gelegene Dar-es-Salaam ein schlechtes Klima habe, so besitze Tanga sowohl als Hafen wie als militärische Station Vorzüge, welche ihm eine günstige Entwicklung in Aussicht stellten. Besonders wurde das Klima von Tanga, über welches Dr. Kohlstock berichtete, als günstig bezeichnet; dort komme bereits das Kameel fort, welches auf der Insel Sansibar unfehlbar zu Grunde gehe. Wo aber dieses nur in trockeneren Klimaten gedeihende Tier lebe, könne auch der Europäer existiren. Der Sigifluß soll ferner auf zwei Meilen schiffbar sein und an seinen Ufern fruchtbares Ackerland enthalten. Auch über die Arbeiterverhältnisse wurde günstig berichtet. — Am Vortragsabend am 24. d. M., welchem auch Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg beiwohnte, sprach Graf Joachim v. Pfeil über „den Bismarck-Archipel und seine Erlebnisse daselbst im Dienste der Neu Güinea-Gesellschaft". Er besprach zuerst die Verhältnisse des Landes und dann die Lage der Einwohner und Ansiedler. Die Art und Weise der Verwertung des Landes durch Kulturen ist nach seiner Ansicht gelöst, es handelt sich nur um die Frage, wie man das Land für die Ansiedler am besten verwenden könne. Redner kritisirte zuerst das Verfahren der Neu-Guinea-Kompanie, welche mit der Verwaltung begann, ehe sie der Menschen sicher war, und dann die Inangriffnahme von verschiedenen Punkten aus leitete, anstatt sich auf einzelne zu konzentriren. Infolgedessen sei eine große Zersplitterung eingetreten und die Notwendigkeit, für eine Verbindung zu sorgen, welche sehr kostspielig ist. Er stellte deshalb den Grundsatz auf, in der Wahl des Ausgangspunktes vorsichtiger zu sein und ein konvergirendes System der Kolonisation zu verfolgen. Auch sei das System unter den Gesellschaften neue Erwerbsgesellschaften zu bilden, ohne dem Großkapital Garantie für Rentabilität zu bieten, nicht glücklich durchgeführt. Redner schwenkte dann auf die Auswanderungsfrage ab und hielt jedes definitive Urteil über die Möglichkeit nach Neu-Guinea Auswanderer zu bringen, für verfrüht, da nur der Küstensaum bekannt sei. Im Innern seien allerdings hohe Berge und es scheine deshalb, daß das Klima des Innern analog dem von Java sei. Für die Auswanderer seien die von Australien angebotenen Bedingungen, da dort das Land fast umsonst zu haben sei, und vielleicht auch die von Neu-Borneo verlockender. Es sei notwendig, für unsere Gebiete ein System zu erfinden, damit das Land in die Hände von Menschen gelange, welche es zu einem Wertobjekt machen könnten. Er schlug vor, den Einwanderern einer bestimmten Klasse ein bestimmtes Areal gratis zu überweisen, da dies die Ansiedler anziehen werde; allerdings müßte man gewisse Bedingungen daran knüpfen. So müßte ein Teil des Landes jedes Jahr urbar gemacht und ein Wohnhaus errichtet werden; ferner müßte eine Abgabe von dem Ansiedler gezahlt werden, welche er nach Analogie der Freeholders „Gunstfassen" nennt. Diese Ansiedler müßten sich um den Zentralsitz gruppiren, damit eine Stadt allmählich von selbst entstehen könnte. Als letzte Bedingung soll die Dienstübung in einer Miliz anzusehen sein. Die Dauer dieses Verhältnisses für die Gunstfassen wäre natürlich beschränkt, da den später Kommenden unter anderen Verhältnissen die Ansiedlung zu gestatten wäre. Wenn erst ein solcher Zentralpunkt geschaffen sei, so werde in Anlehnung daran das Großkapital sich auch nähern. Die Frage sei nur, wo man Einwanderer bekommen könne. Redner hielt die Einwanderung von Chinesen für nicht ungünstig, da ja einer der Übelstände, nämlich die Anwesenheit einer eingeborenen Bevölkerung, welche von den Chinesen ausgebeutet werden könnte, in Neu-Guinea nicht vorhanden sei. Der Chinese werde ein gutes Bindeglied zwischen der eingeborenen Bevölkerung und den Europäern bilden. Man könne ja auch die Chinesen lokalisiren, um so einen gewissen Kern für industrielle Unternehmungen zu finden. Redner verbreitet sich sodann über seine Erfahrungen auf einer Reise, welche er in Neu-Guinea machte. Die Astrolabe-Bai hielt er auf Grund seiner Untersuchungen für besonders günstig für die Ansiedlung, ebenfalls die Gazellen-Halbinsel im Bismarck-Archipel.

— Abteilung Magdeburg. Unter dem Präsidium des stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Albert Giesau hielt am 9. Januar die Abteilung eine Versammlung ab, welche Herr Professor Maenß mit einem Ueberblick über die koloniale Lage eröffnete, in welchem er die Vorgänge des Jahres 1889 eingehend besprach. Die Vorstandswahl führte zur Wiederwahl der gegenwärtigen Vorstandsmitglieder und der Neuwahl des Herrn Trenkmann. Am 31. Januar beabsichtige Herr Missionssuperintendent Merensky in der Abteilung über das Thema: „Was können wir von den Kolonisationsversuchen anderer Völker in Afrika lernen?" zu sprechen.

— Abteilung Speyer. Am 8. Januar hielt die Abteilung ihren zweiten Vortragsabend. Hierbei sprach der 1. Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Seminarinspektor Dr. M. Geistbeck, über Canada. Der Vortrag fand lebhaften Beifall. Demnächst, am 3. Februar, wird Herr Hauptmann v. Hake die Gesellschaft mit einem Vortrage erfreuen.

— Abteilungsbildung in Wernigerode. Gelegentlich eines Vortrags des Herrn Dr. Kaerger am 20. d. M. bildete sich in Wernigerode eine Abteilung unserer Gesellschaft, deren Vorsitz Herr Oberlehrer Dr. Fischer übernommen hat. Um das Zustandekommen der Abteilung hat sich außer den Herren des Vorstandes besonders das Direktorium des kaufmännischen Vereins verdient gemacht, dem dafür an dieser Stelle der Dank der Zentralleitung ausgesprochen sei.

Kleine Mitteilungen.

— (Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.) Endlich war eine, wie wir hofften, sichere und freudige Nachricht über das Schicksal des totgesagten Dr. Peters eingetroffen, als der Telegraph meldete, daß derselbe in Subaki sich befinde und auf Waren warte. Allerdings hatte der geschäftsführende Ausschuß nur ein Telegramm des Hauses Hansing & Co. in Sansibar erhalten, welches lautete: „Engländer Mombassa melden, Peters wohl in Subaki" und welches auf der durch zwei französische Missionare nach Mombas gebrachten Nachricht, daß sie Dr. Peters bei guter Gesundheit in Subaki verlassen hätten, beruhte, aber es lag anscheinend kein Grund vor, dieser Nachricht zu mißtrauen. Doch wenige Tage darauf, am 29. Januar, empfing der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitees zwei Telegramme aus Sansibar, welche diese Annahmen wieder vollständig umstießen. Das eine, am 28. Januar um 7 Uhr 30 Minuten in Sansibar aufgegeben, rührte von Borchert her und meldete: „Erreichte Kenia-Station; Peters und Tiedemann vierzig Tage vorher Anfang November gesund abgereist, passirten ohne Kampf Massai-Land, jetzt bereits weit über Baringo hinaus." Das andere Telegramm, von Hansing u. Co. in Sansibar am 29. Januar, 8 Uhr 55 Minuten morgens aufgegeben, lautet: „Borchert krank Lamu französische Missionare melden Peters Ukamba." Das Land Ukamba liegt südlich vom Kenia-Gebirge, zwischen diesem und dem Subaki-Flusse. Die obigen Telegramme bestätigen, daß Peters und v. Tiedemann am Leben sind, aber sie stehen bezüglich des jetzigen Aufenthalts der beiden nicht nur unter sich, sondern auch mit der zuletzt telegraphisch gemeldeten Nachricht in Widerspruch, daß Peters in Subaki am Tana eingetroffen sei, wo er Proviant oder Waren erwarte. Gewißheit über die Lage der Expedition kann man erst durch weitere von Peters selbst herrührende Nachrichten erwarten.

— (Ein neues Weißbuch über Ostafrika) ist am 16. Januar im Reichstag erschienen. Dasselbe enthält 7 Berichte, welche den Zeitraum vom 11. November bis zum 15. Januar umfassen. Der erste Bericht vom 20. November behandelt die Gefechte bei Saadani und Pangani und das Vorgehen gegen Useguha. In dem Bericht wird auch zum erstenmale Ausführlicheres über Banaheri mitgeteilt. Darnach begann das Vorgehen gegen Banaheri schon am 5. November auf die Bitte einer französischen Missionsstation. Wißmann schreibt: „Ich beschloß, gegen Banaheri in strenger Weise vorzugehen. Nachdem mich derselbe seit Monaten mit Friedensverhandlungen, nicht erfüllten Versprechungen und Lügen hingehalten hatte, bot er dem, mit den Waheha anrückenden, Buschiri die Hand zum Bündnis, setzte ganz Useguha in Bewegung, legte überall Befestigungen an, drohte mit befreundeten Häuptlingen und suchte besonders mit dem großen Häuptling westlich von Pangani, Simbodja, gemeinsame Sache zu machen. Er legte meine bisherige Geduld als Schwäche aus, und würde nach der wiederholten Besiegung Buschiris der Hauptthort der Bewegung werden." Ein zweiter Bericht Wißmanns vom 20. November macht Mitteilung über die Einnahme und Befestigung von Mkwadja, über die Bestrafung von Kipumbwe, und die Entsendung des Freiherrn von Gravenreuth zur Sicherung der Straße von Mpwapwa nach Bagamoyo. In dem Berichte macht Wißmann auch Mitteilung davon, daß er eine Proklamation erlassen habe, wodurch der Verkehr der arabischen Dhaus auf bestimmte Häfen beschränkt wird. Eine Schädigung des Handels durch diese Maßnahmen sei nicht zu befürchten. In einem dritten Bericht vom 28. November teilt Wißmann mit, daß Simbodja, der größte Häuptling der Panganistraße, Verhandlungen wegen Frieden angeknüpft habe. Das ganze nördliche Usagara habe sich von Banaheri losgesagt. Die größten Häuptlinge von dort seien selbst nach Pangani gekommen. In dem Berichte wird auch Mitteilung über Vorbereitungen zur Gefangennahme Buschiris gemacht. Buschiri schien in das englische Schutzgebiet entweichen zu wollen. Am Schluß des Berichts hält Wißmann eine ernstere Feindseligkeit im nördlichen Teil unseres Schutzgebiets für unwahrscheinlich. Ein Telegramm Wißmanns vom 20. Dezember meldet das Eintreffen Stanleys und Emin Paschas in Mpwapwa. Das Weißbuch enthält ferner zwei Berichte des Leutnants Schmidt aus Mpwapwa über die Ankunft Stanleys und Emin daselbst. Leutnant Schmidt teilt u. a. mit, daß Emin aus Mangel an Trägern seine Elfenbeinvorräte habe zurücklassen müssen. Dieselben sind teilweise zuverlässigen Häuptlingen zur Aufbewahrung übergeben, teilweise sind sie in den Fluß versenkt. Weiter enthält das Weißbuch einen Brief Emins an Major Wißmann aus Mpwapwa vom 11. November. In dem Schreiben dankt Emin für die ihm in Mpwapwa gewordene Aufnahme. In einem Telegramm vom 16. Dezember meldet Wißmann die standrechtliche Bestrafung Buschiris. Über eine Niederlage der Deutschen am 25. Dezember enthält das Weißbuch folgendes Telegramm Wißmanns: „Ein Teil meines Expeditionskorps griff am 25. Dezember v. J. Bana-Heri an, wurde jedoch zurückgeschlagen, wobei der Sergeant Ludwig und 8 Mann getötet und 6 verwundet wurden. Am 5. Januar stürmte ich die stark befestigte und mit ungefähr 1500 Mann besetzte Position Bana-Heris mit 500 Mann von meiner Truppe, welche sich mit großer Bravour schlugen. Unsere Verluste in dem dreistündigen Kampfe betragen 12 Verwundete, worunter 2 Weiße. Hiermit ist vermutlich die letzte Stütze des Aufstandes im Norden vernichtet." In einem Telegramm vom 15. Januar berichtet Wißmann: „Begnadigte Rebellen kehren in großen Massen zurück."

— (Die Verhandlungen über die Dampfervorlage im Reichstage) am 17. d. Mts. haben den Beweis geliefert, daß die Stimmung der großen Mehrheit des Reichstages eine nach wie vor günstige für die Kolonialpolitik war. Der vielfach ventilirte Vorschlag, an die Stelle der direkten Linie Hamburg-Sansibar eine Zweiglinie von Aden zu setzen, wurde von den Rednern der Nationalliberalen, Konservativen und Reichspartei in gleicher Weise zurückgewiesen. Abgeordneter Windthorst versuchte die Vorlage in dilatorischer Weise zu behandeln und die Aufgabe von dem jetzigen Reichstage auf den nächsten zu übertragen. Wie die freisinnige Partei mit Ausnahme Bambergers sich zu der Vorlage stellt, ist aus der Erklärung Virchows zu ersehen, welcher zwar vor Übereilung warnte, jedoch keine direkt ablehnende Haltung einnahm, insoweit die Vorlage den deutschen Handelsinteressen nützlich ist. Herr Bamberger suchte seine Behauptung, daß diese Dampferlinie niemals rentabel werden könnte, daß das Geld einfach ins Wasser geworfen sein würde, durch lange Ausführungen über den angeblichen Mißerfolg der Linien nach Samoa und Korea zu verstärken. Unter allen Umständen würde die ostafrikanische Verbindung nicht einem nationalen Interesse entsprechen; höchstens würde sie, ebenso wie die ostasiatische Linie, den Engländern zu gute kommen. Sehr eingehend und überzeugend begründete alsdann Staatssekretär v. Stephan die Vorlage. In scharfem Gegensatze zu dem Vorredner gab er ein im ganzen recht befriedigendes Bild der Ergebnisse der bestehenden Postdampferlinien, schilderte dann die Entwicklung unserer afrikanischen Kolonien, die vielversprechenden Aussichten derselben, ihre Bedeutung für die große Frage der Bekämpfung der Sklaverei und der Zivilisirung des afrikanischen Weltteils, und bezeichnete die geplante Dampferverbindung gewissermaßen als das Rückgrat für die fruchtbringende Bethätigung aller dieser Bestrebungen. Sehr warm und von großen Gesichtspunkten ausgehend sprach sich Abg. Hobrecht für die Vorlage aus. Treffend kennzeichnete er unter lebhaftem Beifall das Behagen und die Schadenfreude, womit die Gegner unserer Kolonialpolitik jede ungünstige Nachricht über dieselbe ausbeuten. Sehr überzeugend trat er der Bambergerschen Behauptung entgegen, als ob sich das Reich in Ostafrika ganz ohne Not in kriegerische Abenteuer eingelassen habe. Das Reich thue lediglich das, wozu es seinen Angehörigen gegenüber verpflichtet sei. Ein besserer Schutz und eine bessere Förderung der wirtschaftlichen und ethischen Bestrebungen derselben in Ostafrika aber sei nicht denkbar, als diese Postdampferverbindung, welche den Arabern den vollen Ernst Deutschlands, die dortige Position zu behaupten, beweisen werde. Ähnlich sprachen sich die Abgg. v. Helldorff und Robbe aus. Daß es sich nach der Ansicht der großen Mehrheit um eine in der Hauptsache entschiedene Frage handelte, ergab sich schon daraus, daß der Gesetzentwurf nicht einer besonderen Kommission zur Vorberatung überwiesen wurde, sondern der Budgetkommission, die lediglich den finanziellen Gesichtspunkt zu prüfen hat. In der Beratung der Kommission, an welcher von Seite der Regierung die Herren Staatssekretär v. Stephan, Direktor im Reichspostamt Sachse u. A. teilnahmen, wurde sodann die Vorlage mit den Abänderungen angenommen, daß die Unternehmer der Linie verpflichtet sein sollten, bei der Hin- und Rückfahrt einen belgischen oder holländischen Hafen anzulaufen, und daß den Unternehmern bei dauernd größeren Gewinnen größere Leistungen auferlegt oder die Subventionssumme von 900 000 Mark jährlich entsprechend gekürzt werden sollte. Am 21. Januar schon fand die dritte Beratung des Gesetzentwurfs statt, in welcher Herr Professor v. Cuny eine Kritik des Vorgehens der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche von Herrn Bamberger bei der ersten Lesung beliebt war, zurückwies. Die Vorlage wurde dann ohne weitere Debatte endgültig angenommen.

— (Zwischen dem Sultan von Sansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft) ist ein neuer Vertrag zu stande gekommen, nach welchem die Berechnung der dem Sultan als Entgelt für die Zollabtretung zu zahlenden Rente nach der Durchschnittssumme der Nettozolleträge des vergangenen, laufenden und nächsten Jahres stattfinden soll. Die Gesellschaft erhält als Ersatz der Unkosten jährlich 70 000 Rupien und verzichtet auf Gewinnbeteiligung im Probejahr. Dagegen schenkt ihr der Sultan zwei wertvolle Stationshäuser in Dar-es-Salaam und vermietet ihr für vierzehn Jahre die Zollstelle in Sansibar mit Magazinen und Beamtenhäusern. In den Kreisen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist man mit diesen Abmachungen anscheinend recht zufrieden.

— (Aus Witu.) Die „Schwalbe" befand sich, wie mehreren Zeitungen geschrieben wird, am 29. Dezember in Lamu; die Zollerhebung des Sultans Fumo Bakari ist wieder eingestellt worden, auch bestätigt sich die Meldung, daß derselbe den Beledsoni-Kanal aufgegeben hat.

— (Von der englischen Emin Pascha-Expedition) des Herrn F. J. Jackson, eines Beamten der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welcher mit seiner Expedition von der Station Machakos im August nach dem nordöstlichen Ende des Viktoria-Sees abging, um diese Region dem Handel zu erschließen und möglicherweise Stanleys Expedition zu unterstützen (siehe Nr. 2 der „Kolon.-Ztg."), liegen jetzt Nachrichten vor. Suaheli-Boten haben Briefe von ihm, datirt Sotik, 7. Oktober 1889, überbracht. Sotik ist im 35° östlicher Länge und 0° 30′ südlicher Breite innerhalb 12 Tagereisen vom Viktoria-Nyanza gelegen. Die Karawane und deren Begleiter zogen 12 Tage hindurch durch einen dichten Wald, der gänzlich unbewohnt ist. In Sotik ist Überfluß an Elfenbein vorhanden und Lebensmittel sind billig. Die Eingeborenen trugen ein sehr freundliches Benehmen zur Schau.

— (Herr Dr. Büttner,) Berlin N., Weinbergsweg 10, welcher beabsichtigt, eine Sammlung von Suahelibriefen, welche mit arabischen Buchstaben geschrieben sind, für den Druck vorzubereiten, um unsern Kaufleuten, Beamten und Missionaren ein Mittel an die Hand zu geben, derartige Briefe zu entziffern, beziehentlich richtig beantworten zu können, bittet diejenigen, welche im Besitze solcher Briefe sind, ihm dieselben zur Einsicht bezw. zur Übersetzung einzusenden.

— (Der Reichstag) hat am 18. d. M. in dritter Beratung sowohl den Antrag Windthorst: die Bestimmungen der Kongo-Akte, nach welchen die öffentliche Ausübung aller Kulte gestattet sein soll, auch auf die deutschen Schutzgebiete auszudehnen, als auch den Antrag Stöcker: unter Ablehnung des Antrags Windthorst die Regierung zu einer Handhabung aufzufordern, bei welcher die gegenseitige Konkurrenz der katholischen und evangelischen Missionen thunlichst vermieden werde, abgelehnt.

— (Delagoabai-Eisenbahn.) Nach einem Telegramm des „Reuterschen Bureaus" aus Lorenzo-Marques vom 24. Januar ist die Eisenbahn, welche die Delagoabucht mit dem Transvaallande zu verbinden bestimmt ist, bis zur Grenze des letzteren vollendet.

— (Über die Royal Niger Company) hat Major Macdonald, welcher bekanntlich von der englischen Regierung entsandt wurde, die Beschwerde der deutschen Regierung gegen die Royal Niger Company zu untersuchen, seinen

Bericht dem Auswärtigen Amte unterbreitet. Die „Times“ meldet daß er, obwohl er nicht in allen Punkten mit den Darstellungen Hrn. v. Puttkamer's übereinstimme, wesentliche Verbesserungen in der Verwaltuug der Niger Company vorschlage! Der Bericht wird ja veröffentlicht werden und wir werden dann sehen, was an ihm ist. Vorläufig hat die „Times“, wenn auch schweren Herzens, bereits die Notwendigkeit von Verbesserungen konstatirt, welche die Company in ihrer parteiischen Gegenschrift als überflüssig erklärte. Allen diesen Ränken gegenüber vertrauen wir auf das gute Recht und auf die staatsmännische Kunst des Fürsten Bismarck, welcher im gegebenen Augenblick England daran erinnern dürfte, daß es sich gegenüber nicht Portugal, sondern das Deutsche Reich hat.

— (Der Wortlaut des Samoa-Vertrages) ist veröffentlicht worden. Derselbe erklärt die Samoainseln für neutral. Die Angehörigen der Signatarmächte genießen gleiche Rechte. Die Unabhängigkeit Samoas wird anerkannt. Ferner wird festgestellt, daß keine der drei Vertragsmächte irgend welche besondere Kontrole auszuüben berechtigt sei. Malietoa wird als König anerkannt und die Bildung eines obersten Gerichtshofes angeordnet, welcher aus von den drei Mächten oder, falls diese sich nicht einigen können, vom König von Schweden zu ernennenden Oberrichtern bestehen soll. Der Vertrag regelt ferner die Besitzrechte und beschränkt das Recht der Eingeborenen zum Landverkauf, trifft Anordnungen zur Untersuchung von Reklamationen, für Registrirung gültiger Ländertitel, bestimmt die Grenzen des Stadtbezirks Apia und dessen Verwaltung, wonach der Präsident des Kommunalrats von den drei Vertragsmächten ernannt wird. Falls hierüber ein Einverständnis nicht erreichbar, ist der König von Schweden oder der König von Holland, Brasilien oder die Schweiz zur Ernennung des genannten Präsidenten zu berufen. Der Vertrag enthält ferner eine Reihe von Einzelbestimmungen über Erhebung von Einfuhrzöllen und Steuern, den Verkauf von Gewehren und Spirituosen. Die Engländer ung Amerikaner sind über den Vertrag sehr befriedigt. —

— (Orientalisches Seminar in England.) Endlich hat auch England, das in Anbetracht seines ausgedehnten Kolonialbesitzes im Orient auch in Bezug auf die Erlernung der orientalischen Sprachen billigerweise längst die besten Mittel und Wege hätte bieten sollen, eine besondere Schule für dieses Studium errichtet, die am 11. Januar vom Prinzen von Wales eingeweiht wurde. Die eigentliche Festrede wurde von unserm verdienten Landsmann, dem Prof. Max Müller in Oxford, gehalten, der sich auch um das Zustandekommen des neuen Instituts wesentliche Verdienste erworben hat. Derselbe wies auch besonders auf das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin hin und hob hervor, wie dort nicht nur die Sprachen selbst gelehrt, nicht nur im Briefschreiben oder im Aufsetzen offizieller Dokumente oder politischer Verträge Unterweisung erteilt, sondern auch die Geschichte und Litteratur, die Sitten und Gebräuche, Gesetze und Religionen der vornehmlichsten Nationen des Orients studirt werden. Es ist allerdings recht erstaunlich, daß dergleichen Dinge bisher verhältnismäßig bei einer Nation so geringe Beachtung gefunden, die doch im Orient über eine Bevölkerung herrscht, die fast zehnmal so zahlreich ist wie sie selbst.

— (Über den Maté) schreibt uns Herr Baron v. Maltzan aus Villa San Pedro, Paraguay: „Über die Wirkungen und den Nutzen des Gebrauchs von Maté bin ich mit Herrn Dr. Kaerger ganz einverstanden, nur nicht mit der Aufforderung, Anbauversuche in andern als subtropischen Ländern damit zu machen. Auf dem Weltmarkte ist die paraguayische Yerba die teuerste und gesuchteste und scheuen Yerbateros, die ihre Yerbales in Brasilien haben, nicht die großen Unkosten und den Zoll, um ihre Yerba über die paraguayische Grenze einzuführen und als paraguayische Yerba wieder zu exportiren. Etwa 1/4 Tagereise von meiner Estancia beginnen die Yerbawälder, aber die Temperatur in den paraguayischen Yerbawäldern sinkt höchstens so tief, daß ein leichter Frost an den kältesten Tagen eintritt und ich glaube kaum, daß sie 5 bis 6 Grad Kälte ertragen könnten. Jedoch kenne ich nicht die brasilianischen Verhältnisse. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Anzucht der Yerbapflanzen. Ich habe in meinem Garten einige große Yerbabäume, die als kleine Pflanzen aus dem Walde hierhergebracht, weithin als Seltenheit angesehen werden. Sie tragen reichlich Samen, aber es ist hier wie an vielen andern Orten vergeblich versucht, Samenbeete anzulegen und künstlich Samenpflanzen zu ziehen; einige laufen auf, gehen aber immer wieder ein. Dies ist nicht nur meine Ansicht, sondern mir vielfältig bestätigt worden. Es wäre sonst eine sehr rentable Sache, eine künstliche Yerbal sich anzulegen, da die Bäume, alle 5 bis 6 Jahre wie ein Eichenschälwald abgeerntet, sehr gut wieder ausschlagen.“

Litteratur.

Die politische Teilung Afrikas nach den neuesten internationalen Vereinbarungen (1888 bis 1889). Von Emile Banning, Generaldirektor im Königlich belgischen Ministerium des Auswärtigen. Ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Mit einer Karte. Autorisirte Ausgabe. Berlin 1890. Verlag von Walther & Apolant.

Darüber, ob es notwendig war, jetzt noch ein französisch geschriebenes, an und für sich gutes Werk mit vieler Mühe zu übersetzen, um die Vorgänge in Afrika dem deutschen Leser näher zu bringen, läßt sich streiten, zumal die Ereignisse so schnell vorwärts gehen, daß ein Übersetzer, wenn er ein die neueste Geschichte Afrikas behandelndes Werk in Bearbeitung hat, Anhang auf Anhang zufügeu muß, daß schließlich die Zusätze ganz unverhältnismäßig zu dem übersetzten Texte wachsen. Das Buch, welches sonst gut übersetzt ist, liest sich infolgedessen ein wenig schwierig, da der harmlose Leser niemals ganz sicher ist, ob die Thatsache, welche er sich soeben eingeprägt hat, nicht ein paar Seiten darauf darch die Geschichte als überholt erscheint. *

Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung, herausgegeben von J. Scott Keltie, Bibliothekar der Königlichen geographischen Gesellschaft zu London. Autorisirte deutsche Übersetzung. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1890.

In Erwartung des Reisewerkes von Stanley und der Darstellung von Emin Pascha selbst wird vielleicht mancher Leser seine Wißbegierde über die Reise an dieser Sammlung von Briefen stillen, welche allerdings schon sämmtlich in englischen Zeitungen veröffentlicht worden sind. Stanleys packender Styl ist bekannt; seine Kunst der Schilderung ist ausgezeichnet, so daß das Buch trotz des oft geringen Zusammenhanges der Briefe manche Glanzstellen aufweist. Daß aber dem Buche, welches doch einen gewissen offiziellen Anstrich trägt, noch eine falsche Übersichtskarte über die Rückreise von Stanley angeheftet ist, welche über Tabora geht (das, wie schon in voriger Nummer der „Kolonial-Zeitung“ bemerkt, von der Karawane rechts liegen blieb), ist recht mißlich, da es auf eine geringe Sorgfalt in der Herstellung schließen läßt, und die Hast der Buchhändlerspekulation verräth. *

La République du Paraguay par Matias Alonso Cridado, consul gén. du Parag. en Espagne, trad. de l'espagnol avec permission de l'auteur par Max Winsweiler, consul gén. du Parag. en France. Bordeaux 1889.

In dem vorliegenden Werk (Karte mit auf der Rückseite befindlichem Text in Buchform 5 S.) bietet sich dem Leser ein nach bestem Material übersichtlich auf knappstem Raum zusammengestelltes kartographisch wie statistisches Bild der südamerikanischen Republik dar. Der begleitende Text behandelt neben geographischer Lage, Ausbreitung und Bevölkerung den öffentlichen Unterricht, die Rechtsverhältnisse, die öffentlichen Einrichtungen, Wohlthätigkeitsanstalten, Gesetzgebung, Finanzen, Kreditinstitute, Münzen, Maaße und Gewichte, Handel, Verkehrseinrichtungen und die klimatischen Verhältnisse Paraguays. Die sauber ausgeführte Karte erhöht die Brauchbarkeit des Ganzen. Br.

Von dem Redakteur dieser Zeitung ist erschienen:

Koloniales Jahrbuch. Zweiter Band. Das Jahr 1889 (Berlin, Carl Heymanns Verlag) enthaltend u. a.: Die Antisklavereifrage in Ostafrika; Über ein System der niederen Landmessung innerhalb der Wendekreise; Kulturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten 100 Jahre; Das Deutschtum in Brasilien; Die deutsche Missionsthätigkeit in den Kolonien innerhalb des Jahres 1889; Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme u. s. w. und die Beschreibung der Fortschritte der einzelnen Kolonien, welche durch Karten unterstützt ist. — Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1890. Zweiter Jahrgang. (Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft, Dr. P. Langenscheidt.) Der letztere bringt außer Belletristischem und kurzen Schilderungen der Kolonien besonders Material über die Kolonialgesellschaften.

Mit der Bitte um weitere Veröffentlichung geht uns folgende Mitteilung zu:

Das Geschäftszimmer für „Die Vertretung der Deutsch-Afrikanischen Schutztruppen“ befindet sich vom 1. Januar ab in der Wilhelmstraße 98, eine Treppe links. Dienststunden liegen von vormittags 9 bis Mittags 12, und nachmittags von 2—4 Uhr.

Bekanntmachungen.

Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin.

Freitag, den 7. Februar, Abends 8 Uhr, im mittleren Saale des Architektenhauses:

Herrenabend:

Vortrag des Herrn Dr. Henrici:

Die wirtschaftliche und politische Lage im deutschen Togogebiet.

Freitag, den 14. Februar, Abends 8 Uhr, in demselben Saale (mit Damen):

Vortrag des Herrn Dr. Kohlstock:

Der Sanitätsdienst in Deutsch-Ostafrika.

Der Vorstand.

Abteilung Berlin.

Hauptversammlung am 28. Februar cr.

abends 8 Uhr im kleinen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92.

Tagesordnung.

1. Jahresbericht des Vorstandes.
2. Rechnungslegung. Bericht der Kassenprüfer. Entlastung des Rechnungslegers.
3. Neuwahl der ausscheidenden 5 Vorstandsmitglieder (§. 6 der Abteilungssatzungen).

Der Vorstand.
J. A.: Wiskow, I. Schriftführer.

Abteilung Berlin.

Die diesjährige **Mitgliederliste** ist in Vorbereitung genommen. Bis zum Erscheinen derselben sind die p. t. Mitglieder gebeten, etwaige **Wohnungs-** oder **Beitragsveränderungen** dem Schatzmeister der Abteilung, Herrn Kunstverlagshändler **Carl Grunert**, S.W., **Charlottenstr. 22** mitzuteilen.

Der Vorstand.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — **Bezugspreis** in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — **Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich. Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das **Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin** W., **Linkstraße 25,** zu richten. **Anzeigen: Preis** der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von **Carl Heymanns Verlag, Berlin** W., **Mauerstraße 63, 64, 65,** entgegengenommen.

Nr. 4. **Berlin,** 15. Februar 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Die Sicherung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika. — Die Unterbringung befreiter Sklaven. Von Dr. Friedrich Back. — Zur Abwehr. — James' Reise in das Innere des Somalilandes. Von L. Hirsch. Mit Karte. (Schluß.) — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen.

Die Sicherung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika.

Wir erhalten aus unserem Leserkreise, und zwar aus Süddeutschland, folgende Zuschrift:

„Der lebhafte Anteil, den ich von Anfang an an unseren Kolonien nahm, deren Wert ich von früheren Reisen in den Tropen zu schätzen weiß, erlaubt mir wohl, eine Frage zu stellen, die uns Kolonialfreunden hier im Süden augenblicklich Sorge macht und die Sie vielleicht mit einigen Worten in der Kolonialzeitung freundlichst beantworten könnten.

Sind die Westgrenzen von Deutsch-Ostafrika bis zu den Seen Nyassa, Tanganyika u. s. f. gesichert?

Nach den höchst befremdlichen Vorgängen am Schire und Nyassa steht zu fürchten, daß England in rücksichtsloser Verfolgung seines Plans, vom Kap bis zum Nil ein englisches „backbone", eine englische Handelslinie durch ganz Afrika zu legen — bald auch an dem bereits deutsch gedachten Ostufer des Nyassa und Tanganyika erscheinen und einen möglichst breiten Streifen Landes wünschenswert finden könnte, der uns von den Seen abschneiden würde. Damit würde unser Deutsch-Ostafrika wesentlich zur Plantagenkolonie herabgedrückt und der zentralafrikanische Handel, der jetzt unsere Häfen bei Sansibar befruchtet, auf englische Wege geleitet.

Zwar wird allerdings unser Interessengebiet bis zu den Seen, wie es scheint, allgemein angenommen, so wurde z. B. von einem französischen Kardinal gelegentlich der Verhandlungen gegen den Sklavenhandel das wichtige Udschidschi am Tanganyika bereits als selbstverständlich dazu gehörig bezeichnet, aber nach so manchen herben Erfahrungen in Kolonialdingen (Samoa, Sultanat Obbia, mit beinahe der ganz italienisch gewordenen Somalikküste, Südwestafrika u. s. w.), wäre es wohl sehr wünschenswert, einem englischen fait accompli (Verträge mit Häuptlingen oder dergleichen) durch einen klaren, deutschen Machtspruch zuvorzukommen, wenn ein solcher nicht schon, worüber wir nicht unterrichtet sind, vorliegt.

Nachdem unsere Regierung selbst einmal erklärt hat, daß sie in Kolonialdingen auf die öffentliche Stimme der Nation warten müsse und ohne diese nicht vorgehen könne, wäre es vielleicht am Platz, wenn die Kolonialzeitung diese, wie uns scheint, brennende Frage zur Erörterung in den vielen deutschen Kolonialvereinen stellen würde.

Noch eine Frage: Ist der durch deutsche Pioniere zuerst erschlossene Jubafluß, der eine Wasserstraße weit ins Land hinein bis ans Gebirge bildet, bereits für uns verloren, indem, wie es scheint, Italien auf die davor liegende Somalikküste die Hand gelegt hat, auf die wir ja schon frühere Ansprüche eigentlich gehabt hätten?

Das neue deutsche Protektorat nördlich von Witu hat leider keine gute Verbindung nach dem Innern, und doch sind Wasserverbindungen nach dem Innern bei allen tropischen Kolonien Lebensfragen. Darum nahm England vor einigen Jahren den Niger und den von einem deutschen Forscher aufgeschlossenen Benuë, augenblicklich geht es auf den Sambesi los; den Tana, von dem ihm eigentlich nur das rechte Ufer zugesprochen, scheint es auch schon ganz als seine Fahrstraße zu betrachten.

Es ist wunderbar, wie einmütig und energisch die ganze englische Presse das gewaltthätige Vorgehen gegen Portugal gebilligt hat. Wir wollen keine Gewaltthaten gegen Kulturvölker, aber eine Nation, die wie die deutsche in einem fast unheimlichen Verhältnis sich vermehrt, darf und muß, so lange es noch Zeit ist, die Hand legen auf Länder, wo sie durch ihre Kultur Segen stiften kann. Wohin sollen wir unsere Arbeitsprodukte schicken, wenn sich die jetzt schon ungeheure Zahl unserer Arbeiter verdoppelt haben wird? Darum liegt auch der Kolonialeifer instinktiv in unserem Volk."

Als im vorigen Jahre der von uns mehrfach erwähnte Plan der Engländer, im Hinterlande des portugiesischen, ostafrikanischen Besitzes sich festzusetzen, durch die Bildung der britischen südafrikanischen Gesellschaft, welche der britisch-ostafrikanischen die Hand reichen sollte, eine festere Gestalt annahm, schrieben wir in Nr. 23, nachdem wir auf die Dringlichkeit einer Grenzregulirung in Deutsch-Südwestafrika hingewiesen, folgendes:

„In Ostafrika sind die Grenzverhältnisse ebenfalls noch sehr der Klärung bedürftig. Zwar ist nach Norden und Süden hin das deutsche Gebiet durch Abmachungen mit England und Portugal gesichert, aber nach Westen hin noch keine unanfechtbare Grenze geschaffen. Wir möchten auf diesen Punkt besonders die Aufmerksamkeit unserer Kolonialfreunde lenken, welche in ihrer Mehrzahl immer noch anzunehmen scheinen, daß das deutsche Gebiet bis zum Tanganyika sicher gestellt ist. Nicht nur aus der obigen Auslassung der Pall Mall Gazette sondern auch aus früheren Angaben geht hervor, daß gewisse englische Kreise als westliche Grenze von Ostafrika eine Linie annehmen, welche von dem nördlichsten Punkte der Demarkationslinie zwischen der englischen und deutschen Interessensphäre, also vom Viktoria Nyanza nach dem Endpunkte der südlichen Abgrenzungslinie am Nyassa, etwa den 35° ö. L. verfolgend, gezogen wird. Wenn diese Grenze anerkannt wäre, würde, sollte das westliche Gebiet in englische Hände kommen, nach wenigen Jahren der Karawanenhandel nach der Ostküste, nach Sansibar, gewaltig darunter leiden. Heute noch sind die Routen sehr stark begangen, aber es ist wahrscheinlich, daß später die wichtigsten Landesprodukte, Elfenbein und Kautschuk, über den Nyassa nach Süden abfließen würden. Darunter würde natürlich der zu erwartende Aufschwung Deutsch-Ostafrikas bedeutend leiden und seine Zukunft gefährdet werden."

Dieser Gegenstand hat uns noch mehrfach beschäftigt;[1]) so schrieben wir in Nr. 24:

„Es wird, da diese englischen Anschauungen hier nicht verborgen blieben, obwohl man ihnen kein großes Gewicht beilegte, nun gefragt werden, warum nicht Schritte geschehen seien, um alle Reklamationen für die Zukunft zu vermeiden und unverrückbar fest die Grenze nach Westen zu tragen. Dieselben sind allerdings schon früher gethan, und zwar zur Zeit, als man allgemein annahm, Stanley sei von der englischen Regierung beauftragt, Emin Pascha unter englischen Schutz zu stellen und dann auf dem Rückwege noch Verträge mit den Häuptlingen des Innern zu schließen. Die englische Regierung hat schon damals geleugnet, daß Stanley dahingehende Aufträge von ihr habe, und hat durchblicken lassen, daß sie nicht beabsichtige, im Hinterland der deutschen Interessensphäre Erwerbungen zu machen; aber man weiß, daß in England die öffentliche Meinung schon oft die Regierung zu Schritten gedrängt, welche zu thun dieselbe sich jahrelang geweigert hat. Infolge der Erklärung der englischen Regierung unterblieb aber hauptsächlich die Absendung einer von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eventuell geplanten Expedition nach dem Tanganyika.

Es wird wohl heute niemand mehr leugnen, daß die englischen Missionen direkt und indirekt spätere englische Annexionen vorbereiten, und daß die englischen Missionsstationen zwischen unserem ostafrikanischen Schutzgebiet und dem Tanganyika einmal unsere Interessensphäre gefährden können. Es ist dies auch eine Auffassung, welche man in der Revue Française de l'Etranger et des Colonies[2]) auf einer Karte findet, welche sich den Konfliktstoff in Ostafrika, soweit er uns berührt, folgendermaßen zurechtlegt. Das deutsche Schutzgebiet an der Küste zwischen dem Fluß Umbe und dem Rovuma wird unbeanstandet als deutscher Besitz eingezeichnet, dann aber von Ururi am Viktoria Nyanza eine Linie südwärts nach dem Nyassa gezogen, welche aber diesen

[1]) Siehe auch Nr. 11 der Kolonialzeitung 1889.
[2]) Nr. 87 vom 1. Februar 1890.

See nicht etwa berührt, sondern an dessen östlichem Ufer um das Livingstone Gebirge herumgeht und dann die mit den Portugiesen vereinbarte Grenzlinie erst in einiger Entfernung vom Nyassa See trifft. Wir erinnern dem gegenüber daran, daß die mit Portugal im Süden festgesetzte Grenze der Lauf des Flusses Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte bildet, wo der Msinjefluß in den Rovuma mündet und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassa-Sees geht, die Karte also in diesem Punkte durchaus falsch ist. Dieses Ufer hat für uns aber noch eine besondere Bedeutung, weil sich auf der deutschen Seite der einzige wirklich geschützte und sichere Hafen des Ostufers befindet und weil auf dem Rufidschi und Ulanga sich möglicherweise eine brauchbare Wasserstraße herstellen läßt, welche mit Umgehung der Fälle am Oberlauf des Rufidschi in die Nähe des Nyassa-Sees führt. Längs dieser angeblichen westlichen Grenze unseres Gebietes findet sich auf der Karte aber folgende Legende eingetragen: „Den Deutschen durch die englischen Missionare angewiesene Grenze!" Zwischen dieser eingebildeten Grenze und dem Tanganyika ist ferner folgendes zu lesen: „Zone der deutschen Ansprüche" und „Eventueller Konflikt zwischen Deutschen und Engländern, da die letzteren bereits durch ihre Missionare die Linie der großen Seen in Besitz haben"!

Wie sehr die Engländer sich bestreben, ihren Einfluß in diesen Gebieten zu sichern, geht aus ihrer jetzigen Stellung zu den Arabern hervor, welche die Stevenson-Straße, die vom Nyassa nach dem Tanganyika führt, blokirt hatten und mit der African Lakes Company in Streit gerathen waren, ehe noch der Aufstand an der Küste ausbrach. Die Versuche, das Fort der Araber am Nordende des Nyassa einzunehmen, schlugen fehl, Kapitän Lugard mußte nach Europa zurückkehren, um neue Mannschaften zu werben, aber infolge der Unlust der Engländer, der großen Kosten und der Schwierigkeiten, das Kriegsmaterial nach dem oberen Nyassa zu schaffen, unterblieb die Eroberung des arabischen Forts. Die Engländer unterstützten in kluger Berechnung die Eingeborenen und sind nun entweder dadurch oder, was auch nicht unwahrscheinlich ist, indem sie sich mit den Arabern verglichen, wieder Herren der so wichtigen Stevenson-Straße. Im Lauf des vorigen Jahres hat, wie schon früher erwähnt, Kapitän Trivier eine Reise vom Kongo aus durch Afrika unternommen. Er mußte bei Udschidschi umkehren, erreichte das Südufer des Tanganyika, ging nach Niamkorlo, wo er englische Missionare fand, welche vor den Arabern die Insel Kavala bei Udschidschi hatten räumen müssen, und erreichte am 19. August Fwambo, wo die Londoner Missionsgesellschaft eine Station hat.[1]) Dort wurde er gewarnt, seine Leute nicht ohne Aufsicht zu lassen, da das ganze Land im Krieg gegen die Araber wäre und seine Suahelis leicht für Wangwana gehalten werden könnten.[2]) Am 20. entflohen auch zehn Leute, sein Begleiter, Weißenburger, verlor sich später in der Wildniß und ist wahrscheinlich umgekommen. Trivier schrieb deshalb an die Stationen von Karonga um zwanzig bewaffnete Leute, von denen einige als Träger dienen sollten. Mit diesen gelang es ihm, den Nyassa zu erreichen. Es geht daraus hervor, daß die Stevenson Road wieder frei, was im Interesse der Unterdrückung des Sklavenhandels hocherfreulich ist, sofern es sich wirklich nicht um einen faulen Frieden mit den Arabern handeln sollte. Der Konsul Johnston, welchen Trivier am 14. Oktober in Karonga traf, machte damals Anstalten, nach dem Tanganyika vorzudringen durch die Länder Utschunga, Mambwe und Urunga, „in der zweifellosen Absicht, diese afrikanischen Provinzen zu annektiren."

Es wäre hohe Zeit, daß jetzt endlich, da es sich um unsere Angelegenheiten handelt, eine offene Erklärung über die Stellungnahme der kaiserlichen Regierung erfolgte oder daß im Reichstage einmal diese Sachen zur Sprache gebracht würden, welche für die Zukunft unserer ostafrikanischen Besitzungen von großer Bedeutung sind. Se. Majestät der Kaiser soll jüngst bei dem Diner des Herrn Reichskanzlers u. a. sein großes Interesse für die deutsche Kolonialpolitik betont und zugleich bedauert haben, daß Deutschland nicht so große Mittel wie England dafür verwenden könne. Wir hoffen, daß trotz dieses Hindernisses sich Mittel und Wege finden mögen, die deutsche Kolonisation und Kultivation in Afrika so zukunftssicher zu stellen, wie es die englische stets gewesen ist. *

[1]) Siehe Karte auf Seite 82, Jahrgang 1889 der D. Kol.-Ztg.

[2]) Unter Wangwana versteht man Neger, welche sich lange an der Küste aufgehalten haben und zum Islam übergetreten sind. Ursprünglich bedeutet nach Reichard Mgwana nur einen in Sansibar geborenen freien Neger, oder überhaupt Freier, oder einen Mann, dessen Voreltern schon dem Islam angehört haben. Aus ihnen rekrutiren sich die Wanjampara = Leute, Hauptleute, Vertrauensmänner, welche in der Zusammensetzung der Karawanen eine wichtige Rolle spielen.

Wie wichtig für unsere Zukunft an der Ostküste die Abgrenzungsfragen sind, geht auch aus folgenden Ausführungen hervor:

Die von der „Times" gebrachte Nachricht, daß die Afrikanische Seengesellschaft (East African Lake Company) mit den Arabern in Karonga zu einem Vergleich gelangt sei, ist, trotz ihrer Wichtigkeit für uns, von der gesamten deutschen Presse ignorirt worden. So freundschaftlicher Art unsere Beziehungen zu England auch augenblicklich sein mögen, so lohnt es sich doch, bei dem Auftreten Englands Portugal gegenüber einerseits, und uns gegenüber andererseits (ich erinnere nur an die Wegnahme des Beledsonikanals und die Okkupation Mandas und Pattas), uns darüber klar zu werden, was eigentlich England durch eine mit den Arabern in Karoga erzielte Verständigung erreicht hat.

Karonga am Nordende des Nyassa-Sees gelegen, auf weite Strecken hin der einzige Ort an der so hafenarmen Küste, wo Ladungen gelöscht werden können, war zum Ausgangspunkt des Weges zum Tanganyika-See von den Engländern gewählt worden, als man sich entschloß, diese unter dem Namen Stewart und Stevenson Road bekannte Straße zu bauen. Nach den Berichten des Ingenieurs Stewart scheinen die Schwierigkeiten des Baues weniger technischer als diplomatischer Art gewesen zu sein. Alle Augenblicke wird über kleine oder größere Negerhäuptlinge berichtet, die den Weiterbau des Weges hindern wollen und mit Geld und guten Worten abgefunden werden müssen. Endlich ist die Straße fertig und man liest auch, daß einer oder der andere Engländer sie begangen oder sich zeitweise an einer Station aufgehalten hat. Das ist aber auch alles und ein regelmäßiger Verkehr der Company nach dem Tanganyika bestand nie. Nur die Araber benutzten den Weg und brachten Elfenbein nach Karonga, wo die Engländer es ihnen abkauften und den Nyassa, Schire und Sambesi hinunter beförderten, statt es wie bisher den Weg über Tabora, Mpwapwa und Bagamoyo nach Sansibar nehmen zu lassen. Diese Verhältnisse änderten sich Ende 1887, als einige arabische Sklavenjäger sich am Nordende des Sees festsetzten und dort ihr Unwesen trieben. Konflikte mit den Agenten der Handelsgesellschaft und den Missionaren folgten auf dem Fuße und die Araber hörten auf, Elfenbein nach Karonga zu bringen, und griffen sogar die Stationen an. Andere Exzesse folgten, einem der Beamten, der zugleich Konsul war, wurden die Kleider vom Leibe gerissen, die Engländer, welche einen Angriff auf die Hauptverschanzung der Araber unternommen hatten, wurden zurückgeschlagen, die englische Handelsgesellschaft sah damals ihrem Untergang entgegen — und trotz alle dem erklärte im englischen Unterhaus am 21. Februar vorigen Jahres der von den einflußreichen Freunden der Beteiligten mit Fragen bestürmte Unterstaatssekretär Fergusson, daß die Regierung keinerlei Verantwortlichkeit übernehmen könne hinsichtlich der Handels- und Missionsstationen am Nyassa.

Welch andere Saiten hat man seitdem in London aufgezogen! Wo es vor einem Jahre noch nichts galt, einen Konsul auszuziehen und zu mißhandeln, ist heute das Wegnehmen von einigen Fahnen Fahnen der Eingeborenen fast ein casus belli! Sämtliche englischen Zeitungen sind sich darüber einig, daß England allein das sich vom Kap bis zur Nilmündung erstreckende „Rückgrat Afrikas" zu besetzen das Recht habe, es liege dasselbe hinter portugiesischen oder deutschen Besitzungen. Allerdings haben wir einen Vertrag mit Portugal, welcher eine Grenze vom Indischen Ozean bis zum Nyassa-See feststellt und uns sogar den Mbampa-Hafen, den besten des Nyassa, sichert. Sehen wir uns aber das Land südlich des durch diesen Vertrag als Grenze festgestellten Flusses Rovuma an, so müssen wir gestehen, daß in den Augen Englands die Länder am Rovuma Portugal noch viel weniger gehören, als die am Sambesi und Nyassa, wo wenigstens zeitweise die Portugiesen Regierungsbeamte unterhalten haben. Das ganze Gebiet südlich vom Rovuma ist nur von englischen Missionaren durchzogen worden, nie von Portugiesen. Zu holen ist allerdings in diesem durch Sklavenjäger und Magwangwara verwüsteten und entvölkerten Gebiet augenblicklich nichts — als die Möglichkeit, Deutschland vom Nyassa-See abzuschließen, und das zu thun ist für die englische Seengesellschaft eine Lebensfrage. Letztere konnte eben nur bestehen, so lange die (allerdings durch 80 Kilometer sehr beschwerlichen Landtransporte unterbrochene Wasserstraße Nyassa-Schire-Sambesi). die einzige nach der Küste führende war. Der jetzt in unserem Gebiet liegende Rufidji war zwar 1881 im Auftrag des Herrn Mackinnon von dem Ingenieur Beardall in einer Dhau bis Korogoro, 150 Kilometer von der Küste, befahren worden, kam aber damals nicht mehr in Betracht, nachdem die Expedition vor den scheinbar nicht endenwollenden Stromschnellen und Wasserfällen hatte umkehren müssen. Die Sambesi-Schireroute war und blieb die einzige, praktische, zum Nyassa führende Straße und versprach für den Osten zu werden, was der Kongo für den Westen geworden war. Da warf die 1886 vom Grafen Pfeil ausgeführte Befahrung des Ulanga (des südlichen

Rufidjiarmes) bis zu einem nur 120 Kilometer vom Nyassa entfernten Punkte die Trugschlüsse der Engländer über den Haufen.

Der alten, verhältnismäßig bequemeren, aber durch Fieber gefährdeten und nur das halbe Jahr hindurch benutzbaren Handelsstraße im Süden war ein Rival in der Rufidji-Ulangaroute erstanden. Angesichts der bevorstehenden Expedition Wißmanns gegen den Süden unseres Gebiets, dessen Hauptfluß der Ulanga-Rufidji ist, war keine Zeit zu verlieren, und so ist der Vergleich mit den Arabern, der zwei Jahre lang auf sich warten ließ, auch prompt zu stande gekommen, so daß die Engländer jetzt am Nyassa freie Hand haben und wohl bald in der Lage sein werden, unseren eventuell am Nordwestufer erscheinenden Landsleuten ein höhnisches: beati possidentes! entgegenrufen zu können.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß bei dem Zustandekommen des Vergleichs außer Geld und guten Worten die Vorgänge an der Ostküste eine Hauptrolle gespielt haben. Die große Karawanenstraße vom Tanganyika über Tabora und Mpwapwa war durch Unruhen gesperrt, und es wäre mit den Weißen am Nyassa ein großer Handelsverkehr in Elfenbein zu stande gekommen, hätte man nicht auf dem Kriegsfuße mit ihnen gestanden; ebenso werden am Tanganyika die europäischen Produkte, Zeuge ꝛc. knapp, die Nachricht von den Siegen Wißmanns drang bis zum Nyassa, und lieber, als es darauf ankommen zu lassen, die Deutschen den Rufidji oder Rovuma heraufkommen zu sehen, entschloß man sich, mit den verhaßten Engländern einen Vergleich zu machen. Welcher Art die „terms“ dieses Vergleichs sind, sagt uns die „Times“ nicht, auch nicht, ob er von seiten der Araber mit einer reservatio mentalis abgeschlossen wurde.

Wir Deutschen dürfen jedenfalls diesen Vorgängen gegenüber nicht gleichgiltig zusehen. England hat den Besitz Portugals nördlich vom Sambesi nie anerkannt. Vom Rovuma, unserer mit Portugal vereinbarten Grenze, schreibt Dr. Livingstone 1862: The Rovuma is out of their (the Portuguese) claims and a free river, und basirt darauf den Versuch, die von Portugal am Sambesi etablirten Zollstätten umgehend, den Rovuma hinaufzufahren und den Nyassa zu erreichen. Nur der Umstand, daß sein Dampfer über fünf Fuß Tiefgang hat und die Reise am Ende der trockenen Jahreszeit vor sich geht, zwingt ihn, nachdem er den Fluß 250 Kilometer weit befahren und unterwegs Steinkohle entdeckt hat, umzukehren und es wieder mit dem damals als portugiesisch anerkannten Sambesi zu versuchen. Als er 1865 nach Sansibar kommt, tritt er wiederum seine Reise an der Rovumamündung an, um den gehaßten Portugiesen aus dem Weg zu gehen.

Doch dieses Mal gelingt ihm die Einfahrt in den Fluß nicht; wo vor drei Jahren Leutnant May, Livingstones nautischer Begleiter, drei Faden Tiefe gemessen hatte, ist der Fluß durch eine sehr seichte Bank gesperrt und Livingstone entschließt sich, in der Mikindany-Bucht zu landen.

Ihm folgen die Missionsgesellschaften und setzen sich an dem „free river“, wie Livingstone den Rovuma nannte, fest (die Stationen Masasi und Newala liegen sogar 10 bis 20 Kilometer nördlich vom Fluß in unserem Gebiet), der Missionsbischof Steere und der Missionar Johnson verfolgen den Rovuma und seine Nebenflüsse bis zur Quelle. Noch vorigen Sommer durchzog der Missionsbischof und Deutschenhasser Smythies das Land südlich vom Rovuma, wie mir von zuverlässiger Seite in Sansibar mitgeteilt wurde; aber von Portugal aus ist nicht das Geringste zur Etablirung seiner Herrschaft dort geschehen, den Angriff auf Tunghi ausgenommen.[1]) Wir sehen also, daß Portugals Ansprüche auf das Land am Rovuma noch auf viel schwankenderen Füßen stehen, als am Sambesi, wo seit Jahrhunderten portugiesische Beamte thätig gewesen sind, daß es also England jeden Tag beikommen kann, uns vom Mitbesitz des Nyassa und Rovuma auszuschließen zu wollen.

Hoffen wir, daß es hier wenigstens gelingen möge, den Ansprüchen der Engländer eine Grenze zu setzen, ehe es zu spät ist!

A. W. Schleicher.

[1]) Die Ansicht, daß Portugal keine Hoheitsrechte in den Gebieten östlich von Nyassa bis zum Indischen Ozean ausgeübt habe, vermögen wir nicht zu teilen. Portugal hatte thatsächlich lange Residenten unter den Medo und Mucariho und noch 1885 wehte seine Flagge in Medo und Mewalia. Jahrhunderte hindurch kamen die Stammeshäuptlinge der Makuas nach Quelimane, um sich die Bestätigung seitens des portugiesischen Gouverneurs zu erbitten, und heute noch durchziehen z. B. die Karawanen Luiz Gonzagos von Ibo beständig das Land zwischen dem Nyassa und der Küste, welches auch 1885—86 von Agosto Cardoso von Ibo aus durchquert wurde. Es wäre sehr zu wünschen, wenn unsere Kartographen auch die portugiesischen Entdecker zu ihrem Recht verhelfen wollten. Es ist ja allerdings bequemer, die Reiseroute irgend eines englischen Konsuls, welche in einer der englischen verbreiteten geographischen Zeitschriften angegeben wird, einzutragen, als das ziemlich versteckte portugiesische Material zusammenzusuchen. D. Red.

Die Unterbringung befreiter Sklaven.[1])

A. Geschichtliches.

Das britische Parlament traf im Jahre 1817 hinsichtlich der durch Kriegsschiffe befreiten Sklaven die folgenden Anordnungen (State Papers 1817 p. 847 ff.): dieselben verfallen der Krone zu alleiniger Verwendung, unter gleichzeitigem Erlöschen aller von andern Seiten auf sie erhobenen Ansprüche. Bestimmte Zivil- und Militärbeamte werden ermächtigt und verpflichtet, für die Befreiten zu sorgen und sie entweder ins Heer, bezw. in die Marine, einzustellen oder sie, einerlei ob Volljährigkeit vorliegt oder nicht, kontraktlich bei Privatpersonen als „Lehrlinge“ zu verdingen, für einen Zeitraum von höchstens 14 Jahren. Jeder Kontrakt über Lehrlingschaft, welcher von der betreffenden Behörde in gehöriger Form abgeschlossen ist, soll dieselbe Kraft haben, als wenn der Exsklave ihn selber abgeschlossen hätte: ebenso soll der in Heer oder Marine Eingestellte in jeder Hinsicht so angesehen und behandelt werden, als ob er freiwillig eingetreten wäre. Die mit diesen Maßnahmen betrauten Beamten — an der westafrikanischen Küste war es der Gouverneur von Sierra Leone — hatten jährliche Berichte über ihre Thätigkeit einzusenden, mit genauen Angaben über das Verhalten und die Fortschritte der Untergebrachten, sowie über die Personen, bei denen man sie „in die Lehre“ gegeben hatte.

Eine Ergänzungsakte vom 24. Juni 1824 (State Papers 1823—24 p. 656 ff.) bestimmt, daß die Lehrlingszeit für befreite Sklaven auf ein Maximum von 7 Jahren herabgesetzt werden solle, und daß der Lehrling, wenn er von seinem Prinzipal, bezw. dessen Vertreter, schlecht behandelt werde, dieserhalb bei der nächsten zuständigen Behörde klagbar werden könne. Die Behörde hat die Sache zu untersuchen und, falls die Schuld des Prinzipals erwiesen ist, diesen zu einer Geldstrafe bis zu 100 Lstrl. zu verurteilen, eventuell auch den Lehrkontrakt aufzuheben.

Gleichzeitig schloß England mit andern Staaten Verträge ab betreffs der in der Nachbarschaft ihres Gebietes durch englische Kreuzer befreiten Sklaven (ebd. p. 696 ff., 698, 709 ff. 718 ff.): dieselben werden hier ebenfalls der Land- bezw. Seemacht des betreffenden Staates einverleibt oder Privatleuten als Lehrlinge übergeben, und besondere Beamte damit beauftragt, sich von Zeit zu Zeit von dem Verhalten der Untergebrachten und ihrer Behandlung zu überzeugen. (vgl. Blaub. 1842 Slave Trade Bd. 44, 1849 p. 145 f., p. 139 ff).

All diese Bestimmungen sind besonders insofern interessant, als sie zeigen, wie wenig ängstlich England in der Verwendung befreiter Sklaven verfahren hat und wie unbedenklich es einen entschiedenen Zwang dabei anwandte. Da übrigens die große Mehrzahl der Befreiungen und somit denn auch der Unterbringungen sich auf die westafrikanische Küste verteilte, so sprang dabei immerhin etwas für die Kolonisation Afrikas heraus: man gewann Arbeiter- und Truppenmaterial. Die in Sierra Leone garnisonirenden englischen Truppen waren meistens befreite Sklaven; ihr Eifer und Gehorsam wird gerühmt (Alexander, Excursions in West-Africa I p. 105).

Als sich nun aber gegen Ende der dreißiger Jahre in Westindien die fatalen Folgen der Emanzipation geltend machten, indem fast überall der Plantagenbetrieb durch den Wegzug der endgiltig befreiten Sklaven in die bedenklichste Lage kam, da hat man die an der westafrikanischen Küste Befreiten in großen Massen nach den westindischen Kolonien gebracht und sie als „freie Arbeiter“ bei Plantagenbesitzern in Dienst gegeben; ebenso später nach Natal, Mauritius und den Seychellen. (Blaub. 1859 Colon. Sess. II Bd. XXI). So begreiflich es nun auch erscheint, daß England, um aus großen wirtschaftlichen Verlegenheiten herauszukommen, dieses Mittel einschlug; so mußte doch das Ansehen aller gegen Sklavenhandel und Sklaverei gerichteten Bestrebungen aufs schwerste hierdurch geschädigt werden. Denn die Kolonisation Afrikas, welche bereits Buxton als wirksamste Kampfesart gegen den Sklavenhandel hingestellt hatte, war damit keineswegs gefördert, und ob es für die Erziehung der Schwarzen von Vorteil war, daß man sie von ihrem Kontinent losriß und in fremdes Land, in fremdartige Verhältnisse hineinsetzte, durfte mit Fug und Recht bezweifelt werden. Nach ihrer Ankunft in Westindien mußten sie sich bei Plantagenbesitzern durch Kontrakt auf mindestens 3 Jahre verdingen (vgl. Blaub. a. a. O. Nr. 102).

Ein anderes Unterbringungs-Verfahren, welches übrigens von zweifelhaftem Wert für die Erziehung des Schwarzen sein dürfte, hat die englische Regierung bei einem Teil der jährlich an der ostafrikanischen Küste befreiten Sklaven eingeschlagen. Es wurden nämlich diejenigen, welche bereits vorher längere Zeit auf den Inseln

[1]) Verkürzter Abdruck einer im Auftrag der Kommission V der Deutschen Kolonialgesellschaft verfaßten Denkschrift.

Sansibar und Pemba oder an der Küste in Dienst gewesen und mit dem Suaheli genügend vertraut waren, außerdem aber verständig genug erschienen, um selber für sich und für ihre Freiheit Sorge zu tragen, nach Ausstellung ihrer Freiheitspapiere der „Society of freed Slaves" in Sansibar zugeteilt, deren Mitglieder sich durch Tagelohn ernähren. (S. Blaub. 1886. Slave-Trade Nr. 104 p. 137.)

Während nun alle bisher besprochenen Arten der Unterbringung für die Kolonisation Afrikas und somit denn auch für die Unterdrückung des Sklavenhandels nur von sehr bedingtem Wert sein konnten, durfte man sich von Ansiedelungen befreiter Sklaven auf afrikanischem Boden weit größere Erfolge in jener Hinsicht versprechen. Daß diese Hoffnung sich nur zu einem sehr geringen Grade erfüllt hat, hat seinen Hauptgrund in dem fehlerhaften Verfahren, welches die englische Regierung dabei einschlug.

Es war zunächst ein arger Mißgriff, gerade Sierra Leone, welches im Jahre 1808 aus den Händen einer Privatgesellschaft an die Krone übergegangen war, als Ansiedelungspunkt zu bevorzugen. Wenn für das Gedeihen eines derartigen Unternehmens eine möglichst stetige Oberaufsicht durch Weiße eine conditio sine qua non ist und ein häufiger Personenwechsel in dieser Leitung sehr große Gefahren mit sich bringt, so konnte kaum eine ungünstigere Gegend gefunden werden, als Sierra Leone, dessen Klima nicht einmal für den Schwarzen besonders zuträglich ist, für den Weißen aber durchaus verderblich: von 89 Missionaren, die zwischen 1804 und 1825 hingekommen waren, sind 1825 nur noch 14 übrig; 54 waren gestorben, 14 krank und nur 7 gesund nach der Heimat zurückgekehrt. (Alexander, Excursions in West-Africa. 2. Ed. 1840. I. p. 117, 97.) Anerkanntermaßen war denn auch der häufige Wechsel in der Person des Gouverneurs ein großes Hemmnis für die Entwickelung der Kolonie.

Aber noch in einer anderen Hinsicht war Sierra Leone nicht der geeignete Boden für eine Ansiedelung befreiter Sklaven: die Bevölkerung, in welche man sie hier hineinsetzte, war ein aus den bedenklichsten Bestandteilen gebildetes Konglomerat. Die ersten, im Jahr 1787 angesiedelten Kolonisten waren etwa 400 Schwarze, die sich unthätig durch die Straßen Londons getrieben hatten, außerdem eine Anzahl von Weißen, meist verkommene Weiber. Diese durch Ausschweifungen während der Fahrt, heftige Fieber nach der Ankunft und durch Kämpfe mit den Eingeborenen sehr bald gelichtete Gesellschaft wird im Jahre 1792 ergänzt durch etwa 1800 Schwarze aus Neuschottland und 100 Weiße, Beamte der Kompanie, besoldete Handwerker, Soldaten und Kolonisten. Starke Regengüsse, Mangel an Lebensmitteln und genügendem Obdach lassen ein Zehntel der Neuschottländer und von den Weißen die Hälfte dem Fieber erliegen. Für den Charakter der Neuschottländer ist es sehr bezeichnend, daß sie zwar höchst unzufrieden waren mit der Kompanie, welche ihnen statt der versprochenen 40 Acker Landes (für jede Familie) zunächst nur 4 gewähren konnte, andererseits aber den Ackerbau als sklavische, erniedrigende Beschäftigung ansahen. Ein geringes Pachtgeld, das auf ihre Farmen gelegt wurde, veranlaßte sie im Jahre 1800 zur Rebellion. Um diese zu unterdrücken, wurden 530 Maraonen aus Jamaika eingeführt, ein übermütiges, dem Ackerbau völlig abgeneigtes Gesindel. (Vgl. Account of the Colony of Sierra Leone 1795, Sprengel, Gesch. der Kolonie S.-L.; Burton-Cameron, To the Goldcoast for Gold 1883 II p. 3 ff.; Church. Miss. Intellig. 1881 p. 720 ff.; Buxton, der afrik. Sklavenhandel 1841 p. 273 f.)

Das also war die Bevölkerung, in welche hinein England seit dem Jahre 1808 befreite Sklaven pflanzte.[1])

Vielleicht hätte es nun durch ein doppelt besonnenes und praktisches Vorgehen bei der Unterbringung der Befreiten den üblen Einfluß von seiten der alten Kolonisten allmählich überwinden können. Die Kompanie hatte ganz lobenswerte Anfänge gemacht in der Erziehung der Schwarzen: sie hatte den landwirtschaftlichen Eifer durch Prämien zu heben gesucht, einen Versuchsgarten und eine Mustersarm angelegt, sowie die Entrichtung bestimmter Abgaben angeordnet. (Sprengel a. a. O. Burton p. 4 f.)

Aber die Ära des Kronregiments bezeichnet leider in dieser Hinsicht keinen Fortschritt. Ein Bericht aus dem Jahre 1834 liefert ein anschauliches Bild von dem bei der Ansiedelung damals beobachteten Verfahren (Alexander a. a. O. p. 96; vgl. Hewett, Europ. Settlements on the West Coast of Africa 1862 p. 105). War ein Sklavenschiff ergriffen worden, so wurde seine Ladung in dem „Sklavenhof" zu Freetown abgesetzt, einer aus mehreren Schuppen gebildeten umwallten Anlage. Das war für die ersten drei Monate der Aufenthaltsort der befreiten Sklaven; sie wurden hier völlig aus Staatsmitteln unterhalten (vgl. State Papers 1817—18 p. 578 Nr. 8). Doch hatten die Männer dafür tagsüber Wegarbeiten in und bei Freetown auszuführen. Während nun nach Ablauf der drei Monate viele der befreiten Kinder von weißen oder farbigen Einwohnern als Lehrlinge oder Hausdiener übernommen wurden, erhielten die Männer jetzt ihre Landanteile zugewiesen, wurden aber noch auf weitere 3 Monate von der Behörde verpflegt und mit Gerätschaften im Wert von über 1 Pfund Sterling ausgestattet. So entstanden besonders an der Nordküste von Sierra Leone zahlreiche Negerdörfer, jedes unter der Aufsicht von staatlichen Beamten, teils früheren Missionaren, teils alten Marine-Zahlmeistern, welche jährlich 150—200 Pfund Sterling Gehalt bezogen. Aber irgendwelche Gegenleistungen wurden von den so liberal ausgestatteten Schwarzen nicht verlangt, und ihnen sogar völlig freie Hand gelassen bei der Bewirtschaftung ihrer Landstücke. Als Polizeidiener der einzelnen Negerdörfer wurden mit Vorliebe handwerkskundige Schwarze gewählt, um die Volksgenossen in allerlei mechanischen Fertigkeiten zu unterweisen — an nachhaltiger landwirtschaftlicher Anleitung hingegen hat es durchaus gefehlt. So versuchten die befreiten Afrikaner ohne jede Vorkenntnis und Anleitung den Ingwerbau und fielen natürlich damit hinein (Buxton a. a. O. p. 280; Blaub. 1830 Nr. 57; Burton-Cameron II p. 9 f., 36 f.). Wohl gab es Gouverneure, die sich die Heilung dieses wundesten Punktes von Sierra Leone zur Aufgabe machten und für die angesiedelten Schwarzen eine mehrjährige Lehrlingszeit anzusetzen suchten — aber Widerwille, Abberufung oder Tod haben jedesmal ihre Amtszeit abgekürzt (Burton-Cameron II p. 12; Sierra Leone Weekly Times XXX 1862). Es ist zwar fast unglaublich, aber doch Thatsache, daß es für Ansiedelung befreiter Sklaven überhaupt keine Bestimmungen gab, an welche jeder Gouverneur gebunden gewesen wäre. In der Verwaltung der Kolonie herrschte — wie ein hoher dortiger Beamter an Buxton schrieb (p. 271 ff) die größte Planlosigkeit. Nichts wurde systematisch betrieben, ausgenommen die Rechtspflege. Instruktionen aus der Heimat liefen nicht ein, jeder Gouverneur wurde in Bezug auf Beschäftigung und Behandlung der befreiten Afrikaner ganz den Eingebungen seines eigenen Geistes überlassen, und kaum zwei aufeinander folgende Gouverneure haben in dieser Hinsicht ein und dieselbe Methode in Anwendung gebracht. Zudem waren die meisten bei Antritt ihrer Stellung schon über die Mitte des Lebens hinaus, alte Offiziere ohne genügende Kenntnis der schwierigen Verhältnisse, wie sie gerade hier vorlagen, und nicht gewachsen der massenhaften Arbeit, welche nicht weniger aus dem Unterbringungsgeschäft wie aus der Verwaltung im allgemeinen erwuchs (Alexander 102, 112; Hewett 293 f.).

Aber diese Mißstände waren doch nur von nebensächlicher Bedeutung: das Grundübel war, daß man den angesiedelten Schwarzen ohne weiteres mit allen Privilegien eines englischen Bürgers ausstattete und nicht blos keine Lehrlingszeit im Ackerbau anordnete, sondern nicht einmal regelmäßige Abgaben von ihm verlangte. Bis zum heutigen Tag giebt es in Sierra Leone weder direkte Abgaben noch Wohnungssteuern, die ganzen Einnahmen der Kolonie entspringen aus Zöllen und unverständig hohen Hafensteuern. (Burton II p. 27 ff.)

Da ist es denn schlechterdings nicht zu verwundern, daß der Schwarze — bei seiner großen Bedürfnislosigkeit — im günstigsten Fall nur soviel produzirte oder, besser gesagt, seine Frau produziren ließ, als des Körpers Notdurft unbedingt verlangte (Hewett p. 151 f, Burton p. 36 f); sehr häufig aber scheute er auch diese, sehr minimale, ehrliche Arbeit und zog es vor, sich in der Stadt als Hausirer oder Kleinkrämer zu etabliren, von welchen es denn auch in Freetown wimmelt: auf der ganzen Halbinsel Sierra Leone waren es im Jahre 1883 23 Prozent der Einwohnerschaft. (Burton p. 38 ff.; Church. Miss. Intell. 1881 p. 720 ff.; Colonies and India, a weekly newspaper. London 17 Dez. 1881.)

Trotz des ganz hervorragend günstigen Bodens war noch im Jahre 1834 nichts geerntet worden in einer für den Export genügenden Quantität, und heutzutage liegt die Sache keineswegs besser: Sierra Leone fristet sein kümmerliches Dasein auf Grund der Hilfsquellen, welche ihm aus den benachbarten Landschaften des Inneren zufließen (Alexander p. 95; Church. Miss. Intell. a. a. O.)

Die hier gemachten Angaben sind lediglich aus englischen Berichten der verschiedensten Art geschöpft, aus privaten wie aus amtlichen, und aus den verschiedensten Jahren: an ihrer Richtigkeit ist also nicht zu zweifeln. Burton, ein scharfer Beobachter und nicht etwa mit dem Vorurteil behaftet, daß die Erziehung der Schwarzen ins Reich der Träume gehöre, faßt sein Urteil über das Verfahren der englischen Regierung folgendermaßen zusammen: (p. 10): „In wunderbarem Stumpfsinn und Mangel an gemeinem Menschenverstand hat unsere Regierung aus diesen Schwarzen ohne Unterschied Engländer gemacht, mit der Befähigung, zu Gericht zu sitzen, Ämter zu bekleiden und alle die kostbaren Rechte eines Engländers auszuüben. Anstatt daß sie in die Lehre gegeben oder genötigt worden wären für etwa 7 Jahre unter Aufsicht zu arbeiten, anstatt daß man sie unterwiesen hätte, das Land zu roden und zu bepflanzen, wie man mit Weißen in ähnlicher Lage sicherlich verfahren wäre, hat man ihnen gestattet

[1]) Der erste offizielle Bericht darüber ward erst beträchtlich später gegeben: State papers 1821—22, p. 163, 189 ff.

zu faulenzen, zu lügen und zu betrügen ihr ganzes, ihnen selber wie anderen schädliches Leben hindurch." — „Arbeitsgesetze", sagt ein in Sierra Leone ansässiger Berichterstatter (S. L. Weekly Times XXX 1862) „mögen in England nicht am Platze sein, aber in Sierra Leone würden sie eine ganze Bevölkerung davor bewahrt haben, den Lockungen eines kleinlichen demoralisirenden Handels zu trauen; sie würden uns erspart haben den Anblick von verfallenen Dörfern und einem Volk, welches täglich ungeeigneter wird, die mühevolle Arbeit des Ackerbaues zu leisten. Die Hacke zu handhaben ist jetzt eine Schande geworden, und die Männer haben ihre Männlichkeit dadurch verloren, daß sie „Gentlemen" geworden sind."

Noch ist hinzuzufügen, daß auch die Mission in Sierra Leone wenig wahrhaften Segen gestiftet hat. Wenn von einzelnen Reisenden die Baseler Missionsgesellschaft mit Auszeichnung genannt wird, weil sie die Jugend zu den verschiedensten Arten des Handwerks angeleitet hat (Burton II p. 23; neuerdings Henrici, Staatsbürgerzeitung 1889 Nr. 201), so dürfte dies Lob doch nur sehr bedingte Zustimmung finden. Zweifellos hat man des Guten hierin viel zu viel gethan. Die Unzahl der kleinen Handwerker — vor allem blüht die Schneiderei — ist doch notorisch einer der ärgsten Mißstände der Kolonie: sie verdankt aber ihren Ursprung im letzten Grund eben jener Thätigkeit der Basler Mission und verwandten Bestrebungen der englischen Regierung (Burton II p. 38; Church Miss. Int. a. a. O.).

Die Geschichte von Sierra Leone gewährt kein erfreuliches Bild; der Versuch, eine Kolonie aus befreiten Sklaven zu schaffen, welche sich selbst erhält und dazu beiträgt, den schwarzen Erdteil der europäischen Kultur zu unterwerfen, ist keineswegs gelungen. Aber er ist in jeder Hinsicht außerordentlich lehrreich für alle künftigen Unternehmungen derselben Art und überdies nicht entmutigend. Denn der schlechte Erfolg war weit weniger in der Natur der Sache begründet — deren Schwierigkeit Niemand verkennen wird — als in einer Reihe offenbarer Mißgriffe, die sich fast alle auf den Grundfehler einer verkehrten Humanität zurückführen lassen: nur diese konnte dazu verleiten, die Schwarzen einfach zu beschenken mit Haus und Hof, ohne irgend welche Gegenleistung dafür zu verlangen; nur von diesem Standpunkt läßt sich die Verblendung begreifen, mit der man dem Schwarzen anstandslos das englische Bürgerrecht verlieh, welches eine hohe Kulturstufe und ganz andere Verhältnisse voraussetzt als die afrikanischen. Andererseits allerdings, bei der Wahl des Ortes, war leider zu sehr der Gesichtspunkt des Handels maßgebend. Mit dem vielversprechenden Boden nahm man das für den Weißen unbedingt verderbliche Klima in den Kauf, und über der günstigen Lage am Meer, die den Export sehr bequem machte, vergaß man die große Gefahr, welche gerade diese Lage für die Entwickelung des Schwarzen in sich barg. Er wurde naturgemäß — seine Neigung, Handel zu treiben, ist bekanntlich sehr groß — zum kleinen miserabeln Händler, anstatt zum guten Produzenten. Und auf letzteres soll es uns doch ankommen bei seiner Erziehung, soweit dieselbe wirtschaftlicher Natur ist.

England hat keine zweite Ansiedelung befreiter Sklaven in dem großen Maßstab von Sierra Leone geschaffen. Aber seit jenem Vertrag mit dem Sultan von Sansibar im Jahre 1872, wo die englische Marine die Befugnis erhielt, alle des Sklavenexports verdächtigen Schiffe an der Sansibarküste festzuhalten und auf Sklaven zu durchsuchen, wurde dasselbe Unternehmen, im Kleinen und mit gewissen Modifikationen, wieder aufgenommen. Man überwies nämlich einen bedeutenden Bruchteil der alljährlich befreiten Sklaven den ansehnlichsten an der Ostküste arbeitenden Missionsgesellschaften: der englischen Kirchenmission, der englischen Universitätenmission und der französisch-katholischen Mission von Bagamoyo. Zwischen denselben bestand der Unterschied, daß die Kirchenmission Erwachsene sowie Kinder aufnahm, die beiden anderen dagegen nur Kinder, und zwar die katholische Mission in beliebiger Zahl, die Universitätenmission in beschränktem Maß, wie es durch ihre Raumverhältnisse bedingt war. (Blaub. 1886 Nr. 104 p. 137.) Ferner verdient der Umstand Erwähnung, daß die katholische Mission, der offenbar von Anfang an bedeutende Mittel zur Verfügung standen, keine Vergütung erhielt für die bei ihr untergebrachten Sklavenkinder: kaufte sie selbst doch vielfach junge Sklaven an. Die beiden englischen Gesellschaften jedoch erhielten seit dem 1. Juli 1884 wegen der bedeutenden, durch die Erziehung und Anlernung der Schwarzen verursachten Kosten für jede ihnen überwiesene Person die Summe von 5 Pfund Sterling. Das machte für die Jahre 1884—1887 eine Ausgabe von 2575 Pfund Sterling.

Von den Stationen der Kirchenmission erhielt sehr viele befreite Sklaven die zu Mombas. Die Knaben werden dort unterrichtet im Ackerbau oder als Zimmerer, Grobschmiede, Bäcker und Schneider; die Mädchen erhalten Unterricht im Nähen und Kochen. Die Erwachsenen werden bei Haus- und Wegebau verwandt. (Blaub. 1878 Nr. 227 Incl 2.) Während wir hier von landwirtschaftlicher Thätigkeit der Erwachsenen nichts hören, sind wir in dieser Hinsicht besser unterrichtet über die zweite Station der Kirchenmission, Freretown. Die befreiten Sklaven erhielten dort kleine Anwesen zugeteilt und wurden mit dem zum Wohnungsbau nötigen Material versorgt. Ihre Arbeitskraft widmeten sie den Ländereien der Mission gegen Tagelohn, die Männer für 6 Pence, die Frauen für 4 Pence. Church. Miss. Intell. 1885 p. 160, 376.) Die Mehrzahl wurde nach einiger Zeit ermutigt, sich außerhalb der Station auf Landstücken anzusiedeln, welche man ihnen zuwies, und diese selbständig zu bewirtschaften: so entstand die Niederlassung Mawani, 3 Meilen von Freretown entfernt, wo einige der befreiten Sklaven im Jahre 1881 $1/2$—2 Morgen unter Arbeit hatten. (Ebd. 1881 p. 35.) Auch die dritte Station der Kirchenmission in diesem Gebiet, Rabai, bekam befreite Sklaven zugeteilt: vorwiegend bestand ihre Bevölkerung jedoch aus flüchtigen Sklaven aus der Nachbarschaft; auch hatten sich im Jahre 1885 schon 1000 freie Wanikas rund um die Station herum angesiedelt. Die Aufnahme flüchtiger Sklaven rief eine derartige Erbitterung bei den früheren Eigentümern hervor, daß die Existenz der Station im höchsten Grade gefährdet war und durch Auszahlung von 25 Pfund Sterling Entschädigung für jeden Sklaven gesichert werden mußte. Es ist übrigens sehr charakteristisch für die Bedeutung, welche man in England diesen Ansiedelungen beimißt, daß nicht etwa die Mission, sondern die Britisch-ostafrikanische Gesellschaft jene Entschädigung gezahlt hat. (Ebd. 1881 p. 34; 1884 p. 242; 1889 p. 50; Proceedings of the Church. Miss. Society 1885—86 p. 38 f; Blaub. 1881 Slav. Trade Nr. 242.)

Die Missionsberichte rühmen die befreiten Sklaven als fleißige und energische Arbeiter. (Intell. 1881 p. 38.) Doch scheint man bei ihrer Erziehung mit ganz derselben falschen Humanität gesündigt zu haben, welche der Verderb von Sierra Leone war: Johnston, der bei seiner Besteigung des Kilimandscharo Angehörige der Station Rabai als Träger mitgenommen hatte, fand sie äußerst widerspenstig; sie berufen sich auf ihre Missionare, denen sie es anzeigen würden, wenn Johnston sie schlüge. „Eine schlechtere Bande von Leuten, als diese Träger von Rabai," erklärt Johnston, „habe ich selten in Afrika angetroffen." (Kilimandscharo p. 107, 121.) Auch lesen wir im Blaubuch von 1885 (Slav. Trade Nr. 122), daß die Befreiten in Freretown sich gelegentlich selber in heimlichen Sklavenhandel eingelassen haben.

Sehr spärlich ist man über das Verfahren der Universitätenmission unterrichtet. Sie hatte anfangs auch Erwachsene aufgenommen und aus ihnen in Mbweni, südlich von der Stadt Sansibar, eine große Farm von 130 Morgen gebildet. (Nachr. aus der ostafrik. Mission 1887 p. 102 f.; Ant. Slav. Rep. 1885 p. 267.) Ermutigt durch den Erfolg einer im Jahre 1864 aus Livingstones alten Dienern und aus befreiten Sklaven gebildeten Ansiedelung am Schire, welche in kurzer Zeit die Führerschaft über die umwohnenden Stämme und einen starken Einfluß auf den Schire-Sambesi-Verkehr gewann (Ant. Slav. Rep. 1887 p. 61; Waller, Paths into the Slave-Preserves of East Africa), sandte die Universitätenmission unter Führung des Bischofs Steere 55 befreite und von ihr erzogene Sklaven nach Massasi, an der Straße von Lindi zum Nyassasee, um dort eine Niederlassung zu gründen, welche mit der Zeit ein Bollwerk gegen den auf dieser Straße betriebenen Sklavenhandel werden sollte. Die Ansiedelung entwickelte sich zunächst ganz günstig, verfiel jedoch später der Zerstörung durch räuberische Stämme der Umgegend. (Blaub. 1878 Slav. Trade Nr. 236; 1886 Nr. 104 p. 137.)

Die katholische Mission von Bagamoyo übernahm nicht blos Kinder, welche von der englischen Behörde befreit waren, sondern kaufte solche auch von Sklavenhändlern und Besitzern los. Häufig brachten ferner die Eingebornen ihre eigenen Kinder zum Verkauf. Für die Erziehung beobachtete man hier den Grundsatz, daß die Kinder nur mäßig mit Lernen, desto mehr aber mit Feldarbeit und Handwerk beschäftigt werden sollten, und bemühte sich bei der Wahl der jedem zugewiesenen Thätigkeit die individuellen Anlagen möglichst zu berücksichtigen. So gelang es der Mission im Laufe weniger Jahre und ohne andere Hilfe als die ihrer Zöglinge gegen 50 Hektar Land urbar zu machen (Schneider, Die katholische Mission in Sansibar. Regensburg 1877). Ein Bericht aus dem Jahre 1880 giebt folgende Beschreibung der Station (Die katholischen Missionen, Ill. Mon.-Schrift 1881 p. 44 ff., 1882 p. 174): „Das zur Mission gehörige Christendorf besteht aus etwa 70 Familien .... Sie arbeiten an 5 Wochentagen auf den Gütern der Mission und erhalten sonntags ihren Lohn in Gestalt von Früchten und gesalzenem Fisch. Jede Familie hat ihren eigenen kleinen Grundbesitz, unter der einzigen Bedingung, daß sie denselben wirklich anbaut. Über die Früchte, die sie hierauf ernten, können sie nach Gutbefinden verfügen .... Wer aus Trägheit sein Feld vernachlässigt, dem wird es zur Strafe genommen und dem Fleißigen zugeteilt. Einer der Neger ... ist zum Bürgermeister des Dörfchens ernannt. Er hat für die gute Ordnung einzustehen und den Pater von jeder Störung in Kenntnis zu setzen. Abends hält er Appell. Alle Schmiede- und Schreinerarbeit können wir so ziemlich selber besorgen. Wenn Sie diese Leute das Eisen und das Holz

ebensogut bearbeiten sehen wie in Europa, so würden Sie kaum glauben, daß dies Sklaven aus dem Innersten des wildesten Teiles der Welt sind u. s. w." — Dieser Bericht stammt allerdings aus der Feder eines dortigen Missionars: aber sein Inhalt wird bestätigt durch anderweitige, völlig objektive Mitteilungen. Die Thätigkeit dieser Missionare, welche sich bekanntlich vorwiegend aus Elsaß und Rheinland rekrutiren, war wirklich mit Erfolg gekrönt in Bezug auf das große Problem, welches Afrika den kolonisirenden Nationen stellt: die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit. Die englische Behörde von Sansibar bezeichnete Bagamoyo bereits 1873 „als eine wahre Musteranstalt, Afrika zu kolonisiren," und Emin Pascha empfiehlt in einem seiner Briefe (Reisebriefe und Berichte 1888, p. 427) die Anlage von Missionsstationen nach Art dieser katholischen, allerdings mit dem für Emin charakteristischen Zusatz: „vielleicht mit ein wenig geringerem religiösen Ballast und weniger Psalmensingen." Thatsächlich dürfte hierin zu Bagamoyo weniger gethan worden sein als in den englischen Missionsstationen.

Die Arbeitsverhältnisse waren, wie der angezogene Bericht zeigt, die einer Plantagenwirtschaft: fast die ganze Arbeitskraft der Schwarzen war den Ländereien der Mission gewidmet, welche ihrerseits dafür ein kleines Grundstück mit Wohnung und eine wöchentliche Löhnung in Lebensmitteln gewährte. Es wäre voreilig, wollte man aus dem Gelingen dieses Versuches allgemeine praktische Folgerungen ziehen. Die meisten dieser Schwarzen hatten von früher Jugend an unter dem erziehlichen Einfluß der Mission gestanden; ob mit Erwachsenen dasselbe Verfahren ebenso erfolgreich durchführbar wäre, darf man bezweifeln. Die starke Neigung des Afrikaners zu selbstständiger Wirtschaft ist eine Thatsache, mit der wir rechnen müssen: es kommt nur darauf an, die richtige Grenze zu finden. Übrigens ist bemerkenswert bei dieser Station, daß man mit entschiedenem Glück einem tüchtigen Mitglied der schwarzen Gesellschaft die Würde eines Vorstehers und die Verantwortlichkeit für Ruhe und Ordnung übertragen hat. Das erinnert an eine andere Musterstation auf afrikanischem Boden, wo ein ähnliches Prinzip — hinsichtlich der Polizei — ganz systematisch durchgeführt worden ist: Botschabelo in Transvaal.

Dr. Friedrich Back.

(Schluß folgt.)

Zur Abwehr.

Von der Deutschen Siedelungs-Gesellschaft Herman geht uns folgendes zu:

Berlin, den 11. Februar 1890.

Die „Post" brachte in ihrer Nr. 36 d. 6. d. M. einen Artikel „Zur Frage der Auswanderung nach Brasilien", der auch unser brasilianisches Unternehmen bespricht, das aber in so übelwollender, den Thatsachen durchaus widersprechender Weise thut, daß dadurch unser Ruf und Streben auf das schwerste geschädigt werden müssen und wir daher zur Verhütung dieser unberechtigten Schädigung unseres Interesses zur Richtigstellung der Thatsachen gezwungen sind, so wenig wir auch Neigung haben, offenbaren Schmähschriften Beachtung zu gewähren.

Der in Rede stehende Artikel, der durchweg die gebotene Objektivität vermissen läßt, basirt nicht auf eigenen Wahrnehmungen des Herrn Verfassers, sondern auf Berichten Anderer; zeigt außerordentlich wenig Sachkenntnis, da er Dinge, die durchaus getrennt zu halten und zu beurteilen sind, die klimatisch, gesundheitlich und wirtschaftlich von einander grundverschiedenen Verhältnisse des tropischen Brasilien und des subtropischen Süd-Brasilien und ebenso die Auswanderung besitzloser und daher wenig widerstandsfähiger Lohnarbeiter und selbständiger Grundbesitzer kritiklos zusammenwirft und so von falschen Grundlagen zu falschen Urteilen kommt, und ist daher durchaus nicht im Stande, die Meinung der großen Mehrheit aller urteilsfähigen und objektiv urteilenden Kenner Brasiliens zu wiederlegen, daß Süd-Brasilien „ein prächtiges Gebiet für Kolonisation ist". Wir beschränken uns daher auf die Richtigstellung der in jenem Artikel der Post erwähnten Thatsachen, die uns selbst betreffen.

Der Artikel sagt über unser Unternehmen: „Es laufen auch ungünstige Gerüchte über deutsche Kolonisations-Unternehmungen daselbst um. So sollen sich die für die Deutsche Siedelungs-Gesellschaft „Herman" angekauften Ländereien in trostloser Verfassung befinden und wird das Unternehmen in öffentlichen Blättern schon jetzt als völlig hoffnungslos hingestellt. Der Boden gehöre, von einzelnen Oasen abgesehen, zu dem schlechtesten, der in der Provinz zu finden sei. Kein in Brasilien bereits angesessener und mit den Verhältnissen vertrauter Kolonist würde dort kaufen, weil er dabei Gefahr liefe, sein Geld und seine Arbeit zu verlieren."

So viel „Gerüchte", so viel haltlose Unwahrheiten.

Die von uns erworbene Siedelung Bom Retiro bei Porto Alegre in Rio Grande do Sul ist, bevor unsere Gesellschaft ins Leben trat und an ihren Erwerb dachte, von zwei deutschen Landwirten, die als Vertreter einer Gruppe auswanderungslustiger deutscher Landwirte nach Brasilien gesandt wurden, um käufliches brauchbares Land für deren Ansiedelung auszusuchen, als sehr empfehlenswert für die Niederlassung Deutscher befunden worden. Die Berichte beider Herren sind ihrer Zeit in der „Deutschen Kolonialzeitung"[1]) veröffentlicht worden. Unser eigener Vertreter schloß sich dem Urteile dieser beiden Männer durchaus an. Wir kauften somit Bom Retiro erst, nachdem durch zuverlässige Untersuchungen festgestellt war, daß es guten Boden hat und für die Besiedelung vorzüglich gelegen ist; wir sind daher berechtigt, bloße Gerüchte, welche das Gegenteil besagen, für durchaus unrichtig zu erklären und für Äußerungen neidischer und böswilliger Konkurrenten im Landverkauf zu halten.

Wir halten auf Grund der vollstes Vertrauen verdienenden Berichte unseres deutschen Verwalters von Bom Retiro, Herrn Soyaux, und der drüben wohnenden über unsere Siedelung auf das Genaueste informirten Aktionäre unserer Gesellschaft Bon Retiro und seine gleichwertige Umgebung für so brauchbar und empfehlenswert für Ansiedelung deutscher selbständiger Landwirte, daß wir die Absicht hegen, zur Vergrößerung unseres Unternehmens Bom Retiro benachbarte Siedelungen zu erwerben.

Nicht besser begründet ist die Behauptung, daß unser Unternehmen als völlig hoffnungslos betrachtet werde und daß kein mit den Verhältnissen vertrauter Kolonist in unserer Siedelung Land kaufen würde.

Thatsache ist, daß der Provinzial-Landtag von Rio Grande do Sul kurz vor dem Staatsstreiche vom 15. November v. J. uns zur Unterhaltung und Förderung unserer Versuchswirtschaft in Bom Retiro eine alljährliche Subvention von 10 Contos de Reis (ca. 23 000 M.) bewilligte. Eine solche Subvention gewährt man aber nicht einem Unternehmen, das man als völlig hoffnungslos betrachtet. Diese wichtige Thatsache hat für die Beurteilung unseres Unternehmens doch zweifellos sehr viel mehr zu bedeuten, als das abfällige Urteil irgend eines anonymen, vielleicht sehr wenig Glauben verdienenden Berichterstatters. Uns ist übrigens von einem derartigen Urteile in brasilianischen Blättern nichts bekannt geworden, trotzdem wir diese Blätter eifrig lesen.

Thatsache ist ferner, daß eine Papierfabrik Aktiengesellschaft in unserer Siedelung Land gekauft hat und darauf ihre Fabrik errichtet, weil die Fruchtbarkeit unseres Landes reichliche Lieferung des nötigen Fabrikationsmaterials verbürgt, und daß einige mit den Verhältnissen wohl vertraute Kolonisten mit dem Verwalter von Bom Retiro wegen Landerwerbes daselbst in Unterhandlung stehen.

Über den Boden unserer Siedelung können abfällig urteilen wohl nur Leute, welche ohne Düngung wirtschaften, dauernd Raubbau treiben wollen, wie es in den Waldsiedelungen üblich ist; diese Leute aber würden selbst auch den besten Boden Deutschlands abfällig beurteilen.

Unsere Gesellschaft ist gegründet und mit Eifer, jedoch auch aller gebotenen Vorsicht bei ihren Unternehmungen bestrebt, nach Möglichkeit dazu beizutragen, daß die als unvermeidlich zu betrachtende hochwichtige deutsche Auswanderung gestaltet werde, wie es das nationale und wirtschaftliche Interesse Deutschlands erheischt. Wir glauben daher vollstes Anrecht auf werkthätige Förderung unseres Unternehmens oder wenigstens auf Sympathie für unser Streben und Wirken von jedem Deutschen zu haben und dürfen es somit wohl als betrübend bezeichnen, daß ein Deutscher, wie es scheint, nur aus überschäumendem blindwütigem Hasse gegen die deutschen Fortschrittler und ihre doch nur vereinzelt vorkommenden teutobrasilianischen Gesinnungsgenossen uns mehr befehdet, als dies gewöhnlich gerade von diesen Fortschrittlern geschieht, und damit ein Unternehmen schädigt, das einem hochwichtigen deutschen Interesse, der zweckmäßigen Gestaltung der deutschen Auswanderung, zu dienen bestimmt und nach Kräften bemüht ist.

Herman, Deutsche Siedelungs Gesellschaft.
Kurella.

James' Reise in das Innere des Somalilandes.

Von L. Hirsch.

Mit Karte.

(Schluß.)

Die Habr Gerhadjis, auf deren Gebiete die Karawane jetzt lagerte, zeigten sich freundschaftlich gesinnt und brachten als Geschenk Kühe und Schafe, deren Wert natürlich zurückgeschenkt wurde. Sultan Aud beehrte die Reisenden mit seinem Besuche und wurde, wie es einem Souverän seines Ranges zukommt, mit einer Salve von Platzpatronen begrüßt. Die Unterhaltung mit ihm kam schwer ins Geleise, da Aud eine mürrische Schweigsamkeit beobachtete. James Leute erklärten Aud für einen Usurpator, welcher den Deria, angeblich Sultan aller Habr Gerhadjis, getötet und über einen Teil von dessen

[1]) Vergl. Deutsche Kolonialzeitung Jahrgang 1886, Heft 17.

Gebiet sich eine unrechtmäßige Herrschaft angeeignet habe, die er nun gegen Nur, den Bruder des Getöteten, fortwährend verteidigen müsse. Thatsächlich fanden unaufhörlich Kämpfe zwischen beiden Sultanen statt, und ihre Grenzgebiete waren der tägliche Schauplatz von Plünderung, Raub und Mordthaten.

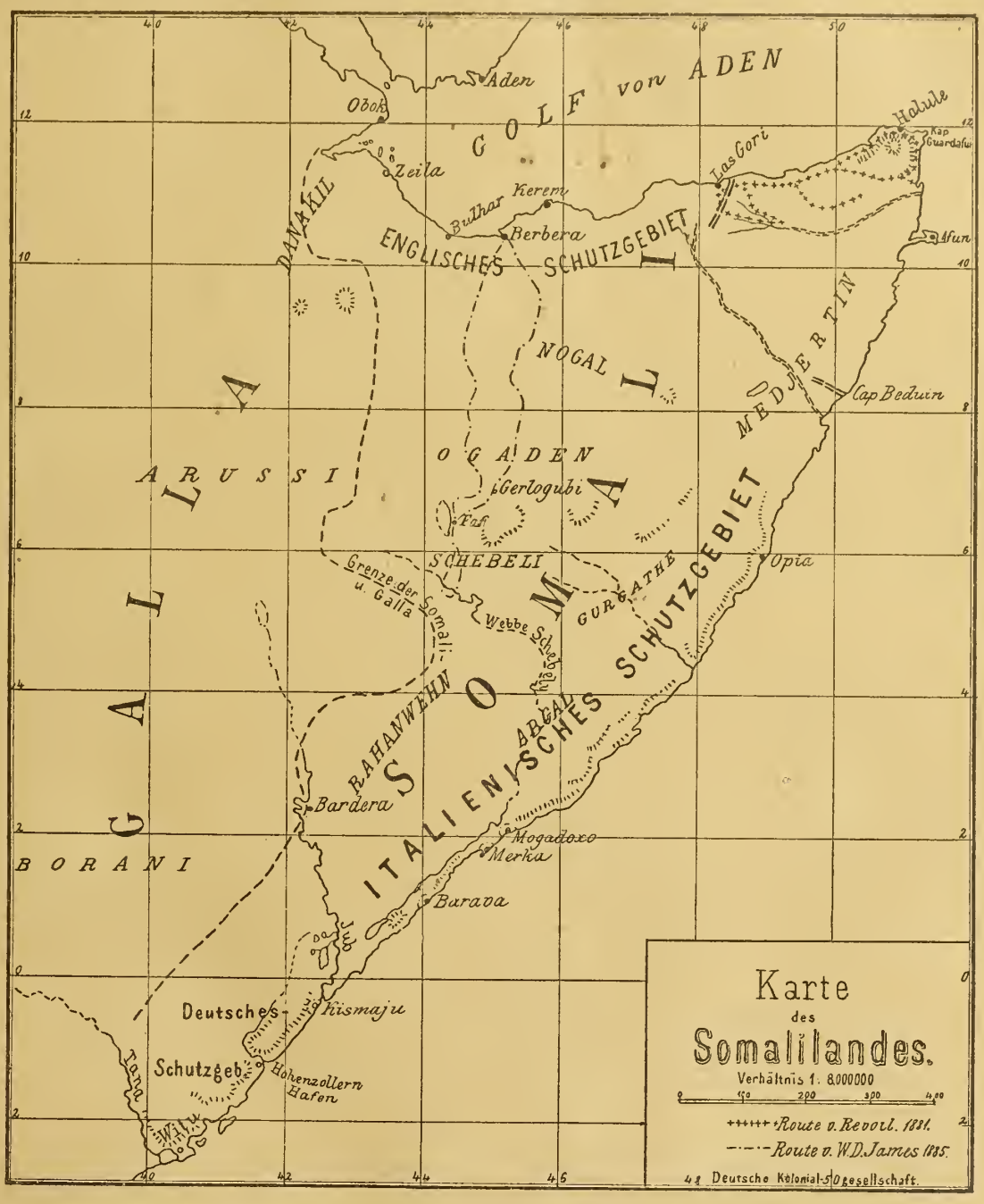
Am 29. Dezember setzte sich die Karawane wieder in Bewegung, und der Aufstieg ward bewerkstelligt, wenngleich unter unsäglichen Mühen für die gequälten Kamele. Die Reisenden waren genötigt, für die Tour durch das wasserlose Haud sich mit ferneren Kamelen, Schlachtvieh und Wassergefäßen zu versorgen, was alles ihnen Sultan Aud in seiner Hauptniederlassung Burao (in Bulhar sagten sie Bur-o, das sie als Brunnen der Habr Yunis bezeichneten) zu schaffen versprach. Sie richteten daher ihren Marsch in seiner Begleitung dorthin und erreichten es in fünf kurzen Tagemärschen. Auf dem Wege passirten sie am ersten Tage die Trümmer einer großen Stadt, die auch Menges erwähnt, indem er sie, gleichwie James, ohne weitere Begründung den Gallas zuschreibt.

Die erste Nacht wurde bei Guldoo Hammed kampirt; die Luft war angenehm kühl, der Thau schwer. Aber die Reisenden wurden der Ruhe nicht froh, denn ein Feuerschein flößte ihnen Besorgnisse für ihre Sicherheit ein. Glücklicherweise handelte es sich nicht um Feindseligkeiten gegen die Karawane: die Esa Musa hatten nur einen anderen Stamm angegriffen, dessen Zeribe geplündert und Feuer daran gelegt.

In Bur-o lagerte die Karawane am linken Ufer des Tug-Der, welcher hier 50 Yards breit ist, Wasser aber nur in der Regenzeit führt; indessen gewähren mehr als zwanzig Brunnen, die bis 60 Fuß Tiefe in das Wadi gegraben sind, jederzeit eine reichliche Wasserversorgung.

Der Aufenthalt zu Bur-o zog sich in die Länge, da der Sultan seine Versprechungen nicht so schnell erfüllen konnte, wie es den Reisenden erwünscht gewesen wäre. Sie hatten sich inzwischen zahlreichen Besuches zu erfreuen, und ihre Zeribe war zunächst der Zielpunkt aller derer, die den Arzt zu konsultiren wünschten. Rheumatismus und Krätze waren die gewöhnlichsten Krankheiten, auch Wunden jeder Art, alte und neue, wurden präsentirt. Besonders „interessante Fälle" boten zwei Patienten dar, die im Schlaf von Löwen ergriffen, infolge ihres Geschreis wieder losgelassen worden waren, und deren zerschmetterte Schultern zwar zusammengeheilt, aber vollständig steif geworden waren. Allerdings hatte hier Mutter Natur schon genug geleistet, und auch dem weißen Hakim blieb nur übrig, dies hochachtungsvoll anzuerkennen.

Wie große europäische Herrscher zu thun pflegen, so ehrte auch Sultan Aud seine Gäste durch prächtige Schaustellungen. Eine Phantasie von 200 Kriegern auf schön geschmückten Pferden, eine Straußenparade und Kriegstänze der Midgan boten interessante Zerstreuung; das harmlose Vergnügen wurde aber bald von einer Seite gestört, von der man dies am wenigsten erwartet hätte. Es langte nämlich Botschaft von Major Hunter an, er habe vom englischen Vertreter in Kairo telegraphische Weisung empfangen, die Expedition zurückzuhalten, was allerdings nicht mehr möglich war. Er forderte daher die Reisenden zur Rückkehr auf, und es war für diese eine schwerwiegende Entscheidung, als sie, einmal außerhalb des Bereichs der englischen Macht, sich entschlossen, ihr Ziel unentwegt zu verfolgen. Nichtsdestoweniger machte ihnen die Wandlung in den Anschauungen des Herrn Hunter viel Kopfzerbrechen, da er in Aden ihre Zwecke in jeder Weise gefördert hatte. Es stellte sich später heraus, daß er nach England telegraphirt hatte, er halte die Unternehmung für gefährlich, vermutlich um sich für alle Fälle den Rücken zu decken. Das Schlimmste aber war, daß die Boten um den Stand der Sache wußten, und daß ihnen anscheinend sogar Winke erteilt waren, durch Aufwiegelung der Leute der Expedition die Rückkehr zu — erleichtern. Und sie versuchten dies nicht nur hier, sondern verbreiteten auch, wie sich im Verlauf der Reise auswies, eine feindselige Stimmung gegen die Karawane bis hin zum Ogaden. Es war eine zweischneidige Waffe, die man hiermit den Somalis in die Hand gab, und man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn sie ihren Begriffen entsprechend die letzten Konsequenzen aus der Sachlage gezogen hätten.



Die infolge dieser Vorkommnisse entstandenen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten wurden glücklich beseitigt, und ein früherer Brief von Hunter, in dem er alle Sultane und Häuptlinge der Somalis aufgefordert hatte, der Expedition ihren Beistand zu leihen, trug wesentlich dazu bei, das ins Wanken geratene Vertrauen wiederherzustellen. Es gelang, 35 Kamele bis zur Grenze des Ogaden zu mieten; über die Entfernung der Brunnen herrschte keine bestimmte Vorstellung, und es hieß, daß in der trockenen Jahreszeit überhaupt keine Karawanen nach dem Ogaden zu ziehen pflegten.

Am 9. Januar erfolgte der Wiederaufbruch, jetzt in Stärke von 100 Männern und Weibern, 103 Last- und 10 Schlachtkamelen, 8 Pferden und einer Anzahl von Schafen und Ochsen. Der Sultan gab drei Abbane mit, Leute, deren Töchter an Männer von den Baha-Wadly, eines angesehenen Ogaden-Stammes, verheiratet waren. Er selbst begleitete die Expedition noch einen Tag, worauf er sich verabschiedete, nachdem ihm ein Attest ausgestellt worden, das ihn einem jeden empfahl, der einmal in die Lage käme, für einen Sultan Verwendung zu haben.

Von hier an begleitet die Reisenden das Gespenst des Wassermangels. Sie machen starke Märsche, um das wasserlose Gebiet möglichst schnell zu überwinden. Am ersten Tage passiren sie eine über sieben Stunden lange Ebene, die mehreren tausend Kamelen als Weidegrund diente. Dann wird der Boden rot statt braun, die Vegetation stärker und dorniger; der größte Teil des Haud gleicht einem ausgedörrten „Afrikanischen Küchengarten statt eines englischen." Sie bemerken Beisa- und andere Antilopen, auch Hyänen und hören den Schrei des Schakals, und es scheint ihnen fast verwunderlich, daß hier thierisches Leben hausen soll. Die Kamele müssen sich durch die Dornen durcharbeiten, Dornen in jeder denkbaren Gestalt, scharf wie die Fischhaken. Dabei gehen noch von den Hantas (hölzerne Wassergefäße) verloren, teils durch Nachlässigkeit der Leute, teils rennen die Kamele die Bäume damit an.

Nach fünf Tagen werden die von Aden mitgebrachten Kamele schwach und müssen getränkt werden; die Kamele des Sultans kehren zurück. Der Boden wird röter; der rote Staub legt sich auf die Reisenden, die sich nicht mehr waschen können und scheußlich aussehen. Angeblich befinden sie sich bereits im Ogaden, doch werde diese Region nur in der Regenzeit bewohnt.

Acht Tage tropischer Hitze sind vergangen, das Wasser reicht kaum noch für zwei Tage, und niemand weiß, wo die Brunnen sich befinden. Ein nebelhafter See, mit grünen Bäumen umsäumt, erscheint in der Ferne: — es ist eine Fata morgana. Die Gegend wird trostloser als je. Sie befinden sich einen Tag von den Hodayu-Becken entfernt, und James schickt Leute voraus, zu sehen, ob sich Wasser dort vorfindet. Wasser war es nun freilich nicht, wohl aber ein schwärzlicher fast flüssiger Schlamm. Durch Graben werden in einer Stunde 20 Brunnen geschaffen, nämlich Löcher, in denen sich allmählich eine dunkle Flüssigkeit bis zu einem Fuß Höhe erhob. Wenn ein Loch ausgeschöpft war, so wurde ein neues erbohrt und die Hantas gefüllt. In der Umgebung befanden sich einige Quolquols und ziemlich grüne Dornbäume von hohem Wuchs. Wild gab es reichlich, selbst Elefantenspuren waren vorhanden. Eine besonders starke Zeriba ward hier errichtet, der Dul Bahanti wegen, welche die Karawanen an dieser Stelle abzulauern pflegen.

Nun noch vier Tage bis Gerloguby. Die Vegetation ward etwas reichlicher, und die Karawane passirt mehrfach frischgrüne Weidegründe. Unterwegs gelang es noch einmal, durch Graben etwas Wasser für die Pferde zu erlangen.

Zwei Tage von Gerloguby begann der Boden von dunkelroter Erde zu hellrotem Sande überzugehen, worauf Kalkgestein folgte. Bald blickten die Reisenden auf ein Plateau hinab, das mit Geröll bedeckt und von einem dichten Dornenwald begrenzt war. Auf diesem Plateau befinden sich die Brunnen, 70—80 Fuß tief, durch den massiven Fels gebohrt; dies war Gerloguby, das ersehnte. Menschen und Tiere konnten hier der Ruhe und Erholung pflegen. Die Somali-Kamele hatten seit Bur-o, 13 Tage, keinen Tropfen Wasser erhalten.

Auf dem Plateau waren zahlreiche Eingeborne damit beschäftigt, ihre Heerden zu tränken. Das Erscheinen der Weißen war offenbar unerwartet und erregte großes Staunen, doch trat zunächst keine feindselige Stimmung gegen sie zu Tage. Die Reisenden aber sicherten sich auf alle Fälle, indem sie ihre Zeribe so stark als möglich befestigten und mit einer besonderen Dornendeckung versahen. Die bewaffneten Hirten, von denen sie glaubten Ochsen und Schafe kaufen zu können, gaben nichts her, sondern erklärten vorerst die Ankunft der Häuptlinge erwarten zu wollen. Diese zögerte sich sechs Tage hin, nach deren Verlauf ein Geschenk von zwei Kühen und einem Kamel einging.

Die Stämme, mit denen man sich zu verständigen hatte, waren die Rär Dollol und Ugaß Elmi, beides starke Unterabteilungen der Baha Wadly. Die Beratung der Häuptlinge über die Höhe des zu erhebenden Tributs führte zu einer Forderung von 4000 Tobes (Gewänder, jedes 7—8 Yards Baumwollstoff), die schon aus naheliegenden Gründen zurückgewiesen werden mußte und jedes Gegengebot ausschloß.

Es ist von James nicht recht klar gestellt worden, ob die erwähnten Stämme wirklich die Absicht hatten, die Karawane anzugreifen. Jedenfalls demonstrirten sie in großen Haufen im Angesicht der Zeriba der Engländer, welche dadurch in peinliche Spannung gerieten und sich in Verteidigungszustand setzten. Um die Zeit der Ungewißheit abzukürzen und zugleich die Wirkung der europäischen Waffen auf die Eingebornen festzustellen, veranstaltet James eine Art Gegendemonstration, indem er seine Leute ihre Gewehre salvenweise in die Luft feuern läßt. Der Erfolg übertrifft die Erwartung: Der größte Teil der lästigen Störenfriede entflieht so weit als möglich, andere fallen vor Schreck auf das Gesicht, indem sie Allah anrufen. Die zurückkehren, halten sich vorsichtig in angemessener Entfernung, und gegen Abend ziehen die Ugaß Elmi und Dollol sich in ihre Niederlassungen zurück. Zur Nacht werden zahlreiche Wachen ausgestellt, doch bleibt die Ruhe des Lagers ununterbrochen.

James betrachtet die Erfolge, die er hier und bei anderen Gelegenheiten erzielte, hauptsächlich als Ergebnisse einer mit Entschlossenheit gepaarten Vorsicht und schreibt besonders dem Mangel an letzterer Eigenschaft das nutzlose Opfer vieler kostbarer Menschenleben zu. Er führt den Ausspruch Lord Aberdeens an bezüglich „the hostile disposition and uncertain temper of the Somali tribes having hitherto offered an invincible obstacle to the exploration of their country by the Europeans“, was man unbedingt unterschreiben muß. Wer längere Zeit unter den Somalis gelebt hat, weiß, daß kein Verlaß auf sie ist. Umsomehr muß es befremden, wenn wir in einzelnen neueren deutschen Berichten den unzweifelhaft schwierigen Charakter dieses Volkes rosenfarben geschildert finden, während uns doch an einer wahrheitsgetreuen Aufklärung über denselben liegen muß.

Nach den erwähnten Ereignissen stellte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zu den Eingeborenen ein. Zur allgemeinen Verteilung wurde ein Ballen Ware hingegeben, während die angesehensten Häuptlinge eine Anzahl besserer Gegenstände und einige Stücke Seidenstoff erhielten. Auch die wertvolle Zuneigung der Priester wurde durch Geschenke erkauft, von denen Exemplare des Koran am höchsten geschätzt waren. Nun brachten die Hirten Schafe und Kamele zu Kauf und Tausch, Patienten wollten geheilt sein, Besucher, die nur in kleinen Trupps eingelassen wurden, staunten das viele Neue an, was sie vor sich sahen. Sehr beliebt waren Tante Louises Bilderbücher; die darin abgebildeten Tiere wurden leicht erkannt und viel bewundert.

Die Abreise von Gerloguby erfolgte am 3. Februar. Das nächste Ziel war die im Distrikt Faf belegene, vier Tagereisen entfernte Stadt, in welcher die Priesterschaft des Ogaden ihren Hauptsitz hat. Der Weg führt mit geringen Unterbrechungen zuerst durch Dornen, dann durch ödes Land, ohne eine Spur von Weide. Brunnen gab es zur Genüge, auch einen wirklichen Flußlauf, den ersten seit Bur-o. In der Nähe der Priesterstadt die ersten Spuren von Landbau, Dura erzeugend. Wilde Baumwolle ist ebenfalls vorhanden, doch findet sich keine Spur, daß sie etwa angebaut würde.

Das Lager wird in freundlichem, frischgrünem Gelände aufgeschlagen und vorsorglich befestigt. Man sieht den Wohnsitz der Priester — James sagt „stronghold“ — auf einem Hügel liegen. Die Leute, welche das Vieh an den etwa eine Meile entfernten Brunnen tränken, werden gescholten, daß sie Kafirs ins Land gebracht. Im Lager entwickelt sich inzwischen ein lebhafter Verkehr: Weiber bringen Milch und Korn und tauschen Glasperlen ein, doch sind sie wählerisch, und James Bruder, der die Geschäfte leitet, hat so sauere Arbeit, wie der Verkäufer in einem eleganten europäischen Modemagazin.

Die Gegend um Faf wandelt sich in der Regenzeit zum weiten See und Moraft, der heftige Malariafieber erzeugt. Der Tug Fafan, welcher sich außer dieser Zeit als ein trockenes Flußbett darstellt, ist zu schmal, um die von den Bergen herabfließenden Wassermassen aufzunehmen, die sich daher weit ausbreiten, während die Bewohner sich mit ihren Herden auf die benachbarten Hügel zurückziehen.

Die zu den Priestern gesandten Abbaue brachten gute Botschaft. Der Oberpriester war freundlich gesinnt und kündigte seinen Besuch an. Er erhielt ansehnliche Geschenke, darunter einen Koran. James beschreibt Hadji Mahmud Nur als „hochgewachsen, intelligent und höflich, mit einem gedankenvollen Gesicht, dessen Strenge durch eine natürliche Neigung zum Lächeln gemildert wurde.“ Er hatte die Wallfahrt nach Mekka gemacht und war in Aden gewesen, und James ist der Ansicht, daß sein Einfluß auf die Eingeborenen sehr weit reiche.

Die Weiterreise ging durch welliges, mit Korn gut angebautes Terrain, und die Bewohner der hier zahlreich vorhandenen Niederlassungen zeigten den Fremden großes Wohlwollen. Andere Karawanen, welche Korn vom Webbi holen, schließen sich an. Bei den Brunnen von Daberiag ein dreitägiger Aufenthalt, der zum Ankauf von Nahrungsmitteln benutzt wird.

Endlich sollte die Mühe und Ausdauer der Reisenden ihren wohlverdienten Lohn finden: sie sehen die Sonne des 18. Februar über dem Webbi Schabäl aufgehen, 59 Tage, nachdem sie Berbera verlassen. Ein Marsch von $1\frac{1}{2}$ Stunden bringt sie an den Rand eines steinigen Plateaus; mehr als 800 Fuß unter sich erblicken sie ein gewaltiges Thal, leicht beholzt, mit Herden und Hütten bedeckt, von einem breiten hellen Silberstreif durchzogen, beide Ufer mit mastgleichen, prächtigen, frischgrünen Bäumen beschattet. Der Abstieg in die Flußniederung, obwohl für die Lasttiere mühselig, geht ohne Unfall vor sich, und eine Stunde nach dem ersten Erschauen des Webbi können die Reisenden eine halbe (engl.) Meile von dessen Ufern inmitten der Rär Hammer ihr Lager aufschlagen.

Das Webbi hatte an dieser Stelle jetzt eine Breite von 60 Yards, während es vor einer Woche noch fast trocken gewesen war. Der Fluß wimmelt von Krokodilen, und einer der Engländer traf eines dieser Ungetüme, das sich auf einer kleinen Insel im Flusse sonnte, mit einem wohlgezielten Schuß so glücklich, daß es auf der Stelle tot liegen blieb, durch welche Leistung gleich den Eingeborenen die Überlegenheit der europäischen Waffen vor Augen geführt wurde.

Die Rär Hammer sind Ackerbauer, aber ihre Produktion genügt nur zur Bestreitung des eigenen Bedürfnisses. James sagt, sie seien dunkler, kürzer, schwerer gebaut, als die bisher gesehenen Somalis, mehr dem Typus des Suahili-Negers sich nähernd. Sie sind friedfertig und bekriegen sich weder untereinander, noch mit ihren Schabäli-Nachbarn.

Der Sultan der letzteren fand sich bei der Karawane ein und geleitete die Reisenden in seine Residenz, das Dorf Barri, wie James es nennt. Mit dieser Bezeichnung kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Barri heißt im Somali Osten, und es wird darunter im vorliegenden Falle ein Gebiet verstanden, das mehrere Stämme umfaßt, nämlich der Reihe nach außer den Schabäli die Habr Saleban, die Marehan und die Ha Wadle. Dem entgegengesetzt sind die Stämme des Westens, die Rär Galbed, als welche mir genannt wurden: Die Auliyehan, die Abdallah, die Abudwak, die Senmuräto, die Karanleh und die Ime. Die Stämme des Westens sollen jeder eine Stadt (bender, etwas abweichend von der sonstigen Bedeutung dieses Wortes) zu eigen haben, von den östlichen nur die Habr Saleban. Die Grenze zwischen Osten und Westen scheint das Webbi zu bilden, denn wir finden die Auliyehan, zu denen James einfach übersetzt, im Galbed. Auch die Lage der Hawadle im Barri wird durch James bestätigt, indem er sagt, daß die Schabäli auf dem Wege nach Madischu, das sie Hamar nennen, um das Gebiet der feindlichen Hawadle zu vermeiden, es vorziehen, den Weg auf der rechten Seite des Flusses zu nehmen. Wir finden die Wörter Barri und Galbed auf der Habenichtschen Karte, Osten und Westen der nördlichen Somalikküste bezeichnend; letzteres ist allerdings schon in der zweiten Auflage irrtümlich Dalbed gedruckt.

Weder die Person des Sultans, noch die über dessen Charakter erhaltenen Mitteilungen waren geeignet, ihm das besondere Vertrauen der Reisenden zu erwerben. Die von ihm errichtete Zeriba war unterhalb des Dorfes gelegen und gleich schutz- und schattenlos, so daß James sich veranlaßt sah, im Interesse seiner Sicherheit trotz alles Zuredens sein Lager an einer andern dicht am Flusse belegenen Stelle aufzuschlagen, wo dickes Gebüsch zwischen ihm und dem Dorfe eine starke natürliche Hecke bildete.

Dem Sultan lag vor allen Dingen daran, die gewaltigen Machtmittel, über welche seine Gäste offenbar verfügten, seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen. Er war vom Stamme der Hawiya-Somalis und hatte, gleich seinen Vorfahren, die Herrschaft über 56 Dörfer der Schabäli innegehabt, bis neuerdings etwa die Hälfte seiner Unterthanen sich gegen ihn auflehnte und einen anderen Sultan wählte. Er wäre nun am liebsten unter Mithülfe der Engländer gegen die Aufsässigen zu Felde gezogen, um sie wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, doch entzog sich James unter verschiedenen Vorwänden diesem Ansinnen und unternahm nur die friedliche Vermittelung zwischen den Gegnern. Die Furcht übrigens, daß die mächtigen Fremdlinge doch dem ehemaligen Herrn gegen sie beistehen möchten, führte die revoltirten Dörfer und deren Sultan bald zum Gehorsam zurück, und die Engländer hatten nun vergrößerte Vorsicht anzuwenden, damit nicht die versöhnten Feinde sie gemeinsam verrieten.

Gleich dem Sultan gehört die herrschende Klasse den Hawiyas an. Bei deren geringer Anzahl ist es schwer verständlich, wie sie es ermöglichten, dauernd das Regiment über eine vollkommen verschieden geartete Rasse aufrecht zu erhalten, die ihnen an Kraft keineswegs nachsteht, dabei gut bewaffnet ist und die große Mehrzahl bildet. Auch James

hat diesen Widerspruch nicht zu lösen gewußt und betrachtet mit Recht die ihm hierüber gemachten Mitteilungen als unglaubwürdig. Im Übrigen scheint er bezüglich der herrschenden sozialen Verhältnisse nicht ganz klar geworden zu sein. Er sagt, die Hauptbevölkerung bestehe aus Negern, die Mehrheit sei Sklaven. Nun wird aber diese ganze Bevölkerung — ob nur die Schabäli oder auch die benachbarten Stämme, steht dahin — Adon, d. h. Sklaven, genannt, ohne daß der Beweis erbracht wird, daß sie sich im Verhältnis der Sklaverei, etwa zu der bevorrechteten Klasse — befinden. Es muß vielmehr angenommen werden, daß mit dem Namen Adon lediglich die Zugehörigkeit zur Negerrasse bezeichnet werden soll, wie ja Araber und Somali in Aden die Suahili und andre Neger als Abid zu bezeichnen pflegen. Anscheinend haben wir es nicht einmal mit einer reinen Negerrasse zu thun. James sagt, er habe niemals häßlichere Gesichter gesehen; ihr Haar sei glatt und chiquongleich gewunden, und er betrachtet sie als Ureinwohner des Landes. Sie bebauen das Land mit großer Sorgfalt; die Flußufer sind mit Gärten eingefaßt, in denen Melonen, Kürbisse, Bohnen, Mais, roter Pfeffer und frische Gemüse gedeihen. Die Adon hassen die Somalis und greifen ihre Karawanen an; sie sind alle mit Speeren und vergifteten Pfeilen bewaffnet. Gleich den Danakil müssen sie Jemand umgebracht haben, um die Gunst der Weiber zu gewinnen, und dürfen dann erst den Buckel ihres Schildes rot bemalen und Straußenfedern tragen.

James hatte große Lust, nicht direkt nach Berbera zurückzugehen, vielmehr den Weg nach Madischu am Indischen Ozean einzuschlagen und so seinem Unternehmen einen ebenso interessanten wie wissenschaftlich wertvollen Abschluß zu geben. Die Reise dorthin sollte etwa zwanzig Tage in Anspruch nehmen und nach den erhaltenen Informationen keine übergroßen Schwierigkeiten bieten, zumal unterwegs an Wasser kein Mangel sei. James' Leute aber leisteten diesem Plane den entschiedensten Widerstand und lehnten es sämmtlich ab, ihm dorthin zu folgen, indem sie geltend machten, sie hätten ihren Vertrag jetzt erfüllt und verlangten nach der Heimat zurückzukehren.

Unter diesen Umständen blieb James keine Wahl. Die Ausflüge in die Umgegend litten unter dem Mißtrauen seiner Leute gegen die Schabäli und unter der Feindschaft, in der die letzteren mit ihren Nachbarn lebten; der fernere Aufenthalt an dieser Stelle hätte somit keinen nennswerten Vorteil gebracht. Am 4. März in aller Frühe wurde der Rückmarsch über die Ebene, die zu den Rär Hammer führt, angetreten, früher, als der Sultan, der benachrichtigt war, es vermutete. Am ersten Lagerplatz traf ein Bote des Sultans ein und überbrachte eine Kuh und zwei Schafe als Geschenk von ihm; außerdem erbat er eine schriftliche Anerkennung der den Engländern geleisteten Dienste, die er erhielt.

In geringer Entfernung vom Webbi trafen die Reisenden zwei Leute der Iyal Ahmed an, welche erzählten, in Berbera sei das Gerücht verbreitet gewesen, daß die Rär Hammer gemeinschaftlich mit den Schabäli-Stämmen die Karawane angegriffen und niedergemetzelt hätten Diese Mitteilung beunruhigte gleichmäßig Europäer wie Somalis ihrer Landsleute, Familien und Freunde wegen. Es wurde beratschlagt, wie die Rückkehr am schnellsten zu bewerkstelligen sei, und beschlossen, daß die Engländer mit der Hauptkarawane die westlichere Richtung auf Hahi im Ogaden nehmen würden, während Mahmud Addah, einer der Führer, östlich nach Gerloguby gehen solle, um dort Schlachtvieh zu beschaffen, das er nach Hahi zu bringen hätte, worauf dann die Weiterreise unabhängig von dem guten Willen der zu passirenden Stämme mit größter Beschleunigung vor sich gehen konnte.

Die Reise nach Hahi zeigte einen vollständigen Wechsel im Charakter der Vegetation des Landes, die sich zu Blatt und Blüte entfaltet hatte und die Sammlung vieler Pflanzenarten gestattete. Die Regenzeit, die sich durch örtliche Ergüsse und allgemein wolkigen Himmel kund zu geben pflegt, hatte sich eingestellt und auch eine zahlreiche Insektenwelt ins Leben gerufen. Bei einem Lager oberhalb des Tug Faf war der tief gelegene Boden, soweit sichtbar, zu einem weiten See und Sumpf geworden, während die Niederlassungen nach den Hügelabhängen herauf verlegt worden waren, und James drückt sein Erstaunen darüber aus, wie es möglich sei, daß wenige Regentage die physischen Züge des Landes so verändern konnten.

Bei Hahi ward das Lager in der Nähe einiger alter Gallabrunnen und im Angesicht mehrerer kleiner Wasserbecken aufgeschlagen. Trotzdem hier vier Ogadenstämme hausten und das Land die Weide zahlreicher Herden bildete, wollten doch die Hirten nichts verkaufen, indem sie erklärten, daß die Eigentümer sich in anderen Teilen des Ogaden befänden. Es gelang nur, zwei magere Kamele zu erstehen; auch Mahmud Addah traf ohne die ersehnten Schlachtkamele bei der Karawane wieder ein.

Die Reise von Hahi nach Daror wurde über Harradigeb in sieben Tagen ohne bemerkenswerte Ereignisse zurückgelegt. Die Karawane langte an letzterem Platze am 1. April an; die ersten Becken waren trocken; drei (engl.) Meilen weiter aber fand sich ein schöner Teich, auf dem große Mengen Enten und ägyptischer Gänse sich tummelten. In Daror, das am 4. April erreicht wurde, gab es ebenfalls reichlich Wasser. Hier begann das Gebiet des Sultans Nur, des Konkurrenten von Aud, den die Reisenden in Bur-o besucht hatten. Nur stand außer mit letzterem auch mit Sultan Deria von den Idagallei in Fehde und James' Leute scheuten gleichmäßig die Begegnung mit dem einen wie dem andern. Da aber James schon vor seiner Abreise von Berbera an Nur Botschaft gesandt hatte, er werde dessen Land durchziehen, so hielt er sich bei der Rückkehr wenigstens für verbunden, sein Versprechen einzulösen. Er lagerte daher in Nurs Territorium; der Sultan war nicht gegenwärtig, kam aber in der Nacht an. Er wollte sich offenbar von seinem Rivalen nicht beschämen lassen und offerirte daher gleichfalls eine glänzende Fantasia zu Ehren der seltenen Gäste, mit anschließenden poetischen Lobpreisungen der mächtigen Engländer, die er lieber zu Freunden haben wolle, als Karawanen plündern. James fand Nur seinem Vetter Aud sehr ähnlich; er beschenkte ihn ebenso, gab auch seinem Stamme den gleichen Tribut.

Über den Abstieg vom Plateau finden wir nichts erwähnt. Am 12. April „hat die Karawane die dicht bewaldeten Flächen hinter sich, die ihr so beschwerlich waren", und passirt nun eine offene, wohl bevölkerte und mit vielen weidenden Kamelen, Ochsen, Schafen und Ziegen bedeckte Grasebene, auf welcher nach Eintritt der Regen die Bevölkerung von Berbera mit ihrer ganzen Habe sich festgesetzt hatte.

Kurz vor dem guten Ende wäre beinahe James' Bruder einem Morde zum Opfer gefallen, da ein Mann, dessen Bruder in Berbera gefangen saß, geschworen hatte, den ersten ihm begegnenden Engländer umzubringen. Er war gerade im Begriffe, den Speer aus dem Hinterhalt zu schleudern, als ihm die Waffe noch rechtzeitig entrissen und in Stücke gebrochen wurde.

Bei einem Platze Adardley gelangen die Reisenden auf die regelmäßige Karawanenroute nach Berbera, am 15. April haben sie vom Gipfel eines steilen Passes den ersten Anblick der See und treffen am folgenden Tage wohlbehalten in Berbera wieder ein.

Wie auch James angiebt, gehen die vorteilhafteren Routen nach dem Ogaden und Webbi Schabäl von Bulhar aus, also durchschnittlich westlicher, und die Wasserverhältnisse sind hier erheblich günstigere, doch muß man auch auf dem besten Wege sechs Tage der Wasserlosigkeit annehmen. Die in die Jamessche Karte aufgenommene Route durch das Gebiet der Rär Amaden, Tema Assa u. a. scheint zu weit westlich gezeichnet, denn meine Gewährsmänner, die diese Route benutzt hatten, erklärten: „Dann (nämlich nach diesen Stämmen) gelangen wir an ein Wadi; wir besteigen ein Schiff, die Adon rudern uns, wofür wir ihnen Geld geben, und wir kommen zu den Auliyehan," also dem Stamme, dessen Gebiet James durch Übersetzen von dem Platze, den er Barri nennt, erreichte, während auf seiner Karte diese Route in Ime endigen läßt, das er gelegentlich als im Gallalande liegend bezeichnet. Mein eigener Bericht fährt fort: „Hier (bei den Auliyehan) verkaufen wir unsere mit gebrachte Ware und kaufen Elfenbein, Myrrhen, Häute, Gummi und Federn bis alle unsere Zeuge zu Ende sind u. s. w." Hieraus scheint sich zu ergeben, daß gerade das Gebiet der Auliyehan, dem James aus den vorher bereits erwähnten Gründen nur einen sehr vorübergehenden Aufenthalt widmen konnte, einen besonderen Reichtum an den kostbaren Produkten des Somalilandes aufweist, oder daß hier ein wichtiger Stapelplatz für dieselben sich befinden muß, während die Schabäli mehr den Handel in den Produkten des Bodenbaues zu betreiben scheinen.

Diese Bemerkungen, die selbst nicht genügend beglaubigt sind, sollen und können keineswegs dazu dienen, die wichtigen Ergebnisse der Jamesschen Reise herabzusetzen, und das vorliegende Werk wird in der nicht allzureichen Litteratur über das Somaliland stets einen ehrenvollen Platz einnehmen. Abgesehen von allem anderen, ergiebt sich daraus ein anschauliches lebendiges Bild vom Charakter des Somalivolkes, eher von der wohlwollenden Seite betrachtet, da dessen trübste Schatten kennen zu lernen, James glücklicherweise erspart blieb. L. Hirsch.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 4. Februar unter dem Vorsitz des Herrn Staatsministers v. Hofmann in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab, in welcher Berichte der Kommissionen, besonders der Kommission zur Bekämpfung des Sklavenhandels, welche am 20. Januar unter dem Vorsitz Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg eine Sitzung abgehalten hatte, entgegengenommen wurden. Der Ausschuß erteilte seine Genehmigung zu Sammlungen bis zur Höhe von 20 000 Mark seitens der Kommission zur Bekämpfung des Sklavenhandels bei den Abteilungen zum Zweck der Entsendung eines Bevollmächtigten nach Ostafrika. Es wurde mitgeteilt, daß sich in Wernigerode und Bernburg Abteilungen gebildet haben. Den Herren, welche sich um das Zustandekommen der Abteilungen verdient gemacht haben, wurde für ihre Mühewaltung der Dank des Ausschusses ausgesprochen.

— Zu unserer Freude können wir auch heute wieder von der Bildung einer Abteilung unserer Gesellschaft in Quedlinburg, Bernburg, Antwerpen und Löbau i. S. berichten. Der Vorstand der Abteilung Quedlinburg besteht aus den Herren: Oberlehrer Professor Anz (Vorsitzender) und Gymnasiallehrer O. Güssow (Schriftführer); in Bernburg aus den Herren: Rechtsanwalt und Notar A. Wichmann (Vorsitzender), Hauptmann a. D. von Bünau (Schriftführer), Papierfabrikant H. Lange (Schatzmeister); in Antwerpen aus den Herren: H. Albert de Bary, Generalkonsul der argentinischen Republik in Belgien (I. Vorsitzender), ehemaliger Vizekonsul des Deutschen Reiches Jul. Rautenstrauch, (II. Vorsitzender), Richard Böcking (I. Schriftführer), Direktor der allgemeinen deutschen Schule Dr. J. P. Müller (II. Schriftführer), Ad. Mund (Schatzmeister); in Löbau aus den Herren: Direktor der Zuckerfabrik Dr. Weiland (Vorsitzender), Kaufmann H. E. Warnebold (Schatzmeister), Robert Rowland jr. (Schriftführer). Diesen Herren, welche sich in hervorragender Weise um das Zustandekommen der Abteilungen verdient gemacht haben, sei auch an dieser Stelle der Dank der Zentralleitung ausgesprochen.

— Abteilung Berlin. In der Versammlung am 31. Januar, der auch Staatssekretär von Stephan beiwohnte, sprach F. Bley, der frühere Stationschef von Usungula, über Land und Leute von Usaramo. Das Land besteht geologisch betrachtet aus drei Teilen, einem auf Korallen auflagernden Küstengebiet, welches ungesund, aber mit üppiger Vegetation bestanden ist, trotzdem aber wegen der nachlässigen Bebauung durch die Neger keinen sehr anmutigen Eindruck macht, dem Kingani-Thale, welches sich für die Kultur von Reis vorzüglich eignet, und dem Gebirge, welches sich vom Rufidschi bis nach dem Kingani erstreckt. Letzteres reicht bei Pugu, wo sich bekanntlich die katholisch-bayrische Mission angesiedelt hat, bis ziemlich dicht an die Küste heran. Was nun die Kultivirung dieses Landes betrifft, so eignet sich wegen des armen Bodens und brackigen Wassers die Küstenzone nicht für Plantagenbau im Großen, dagegen würde es sich hier empfehlen, die

schon bestehenden Kulturen der Eingebornen weiter zu entwickeln, um sie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu machen. In der Kingani-Ebene werde viel Reis gebaut, der heute noch nicht exportfähig sei, aber bei geeigneter Auswahl der Saat werde sich hier ein gutes Produkt erzielen lassen. Im Gebirge, welches in manchen Partien an den Vorharz erinnert, sind die Aussichten zur Anlage von Plantagen günstiger, obwohl die Eingebornen die Wälder verwüstet und einen rücksichtslosen Raubbau getrieben haben. In dem Gebirge, wo Wasser hinreichend vorhanden sei, gebe es auch an den Abhängen gutes Land zur Genüge, welches sich zur Kaffee- und dort, wo auch die Seewinde hinkommen, zur Nelkenkultur, vielleicht auch zum Kakaobau, wenn man keimfähigen Saamen erlangen kann und termitenfreies Land findet, eignen dürfte. Redner schilderte dann eingehend den Raubbau mit dem Kautschuk (da die Eingebornen die Landolphia einfach zerschneiden), riet und zum zeitigen Einschreiten, um der Verwüstung dieser Naturschätze durch die Eingebornen vorzubeugen, den Charakter der Steppe, ihren Wildreichtum, die Grasbrände, welche einmal sogar die Station in Gefahr brachten, und machte hochinteressante Mitteilungen über Fauna und Flora. Über die Eingebornen, die Wasaramo, sprach er sich sehr ungünstig aus; er schilderte sie als faul, feige, geradezu verkommen; was teilweise aus dem Sklavenhandel, den Überfallen der Masiti, teilweise aber auch aus ihren scheußlichen Sitten, Aberglauben, Grausamkeit u. s. w. herrührt. Sie haben z. B. die Sitte, ihre Opfer lebendig zu verbrennen. Redner schilderte am Schluß die blühende Lage der Station vor dem Aufstande, die Ausdehnung seiner zu vielen Hoffnungen berechtigenden Anbauversuche, als der Aufstand ausbrach und alles vernichtete. Aber aus den wehmütigen Betrachtungen über das, was verloren war, rang sich die Zuversicht empor, daß die jetzige blutige Saat nicht ohne Frucht bleiben, daß die deutsche Kulturarbeit wieder in ihre Rechte treten werde. — Dr. Henrici hielt am 7. Februar einen Vortrag über das Togogebiet, welcher besonders die politischen Verhältnisse berührte. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf den Thronwechsel in Dahomey, welcher für die dortigen inneren Verhältnisse nichts bedeute. Wichtiger sei der geplante Krieg Frankreichs gegen Dahomey, da das Dahomey-Gebiet noch einige Tagereisen über den Endpunkt der deutsch-französischen Demarkationslinie auf das deutsche Togogebiet hinübergreift. Daran, daß die Franzosen die Dahomeyer niederwerfen würden, sei kein Zweifel, da die Truppen des Königs von Dahomey nicht viel zu bedeuten hätten. Das Gebiet nördlich vom 9. Breitengrade sollte deshalb unter deutschen Schutz gebracht werden, damit für später Reklamationen seitens Frankreichs unterblieben. Leider hätten wir auch schon im Westen Einbußen erlitten; Kpandu sei für uns verloren. Im vorigen Jahre machte Reichskommissar Zimmerer eine Expedition nach Kpandu, welche aber nicht zum Abschluß eines Vertrags führte, da die Engländer sich bei dem dortigen Häuptling schon festgesetzt hatten. Unter den unsicheren Grenzverhältnissen hat die Entwicklung im Togogebiet zu leiden gehabt. Die Franzosen haben allerlei Chikanen hinsichtlich der Postverwaltung beliebt, das Befördern von Briefen über die Grenze durch Boten schwer bestraft, und dergleichen mehr. Direkte Schädigungen durch englische Beamte sind nicht vorgekommen, aber manche Nadelstiche lassen auch hier keinen guten Verkehr aufkommen. Angenehm sei es nicht, sich mit englischen Richtern im deutschen Lande abplagen zu müssen. Bei der Grenzregulirung, welche nächstens mit Unterstützung des Herrn von Puttkamer stattfinden soll, werden wir hoffentlich Kratji[1]) und den Wolta gewinnen und auch neue Karawanenwege öffnen können, welche vorteilhaft sind, obwohl sie über Gebirge führen, deren Paßhöhe 3500 Fuß hoch liegen. Diejenigen Gebiete im Norden, welche Hauptmann v. François durchforscht hatte, können wir getrost zu dem deutschen Machtbereich rechnen, wenn nicht die Engländer die durch die Abreise des Hauptmann von François entstandene Ruhe zu Erwerbungen benutzen. Wenn auch Salaga naturalisirt ist, so könnten doch größere Teile des von Deutschen durchforschten Gebietes in englischen Besitz kommen. Mit der politischen Entwicklung hängt natürlich auch die wirtschaftliche zusammen, besonders die der Eingeborenen. Es käme darauf an, die Eingeborenen zu einer erhöhten Produktion heranziehen, wie dies auch in Bismarcksburg geschehen ist. Die deutsche Kolonialpolitik habe nur dann eine Zukunft, wenn sie von der einheimischen Bevölkerung ausgeht, deren Produktion hebt. Dann müßte man dem Islam, welcher in Togo sehr vordringt, eine höhere Kultur entgegensetzen, und die Missionare unterstützen. Die Regierung solle nicht nur „Thürhüter der Faktoreien" sein, sondern die Kultur in das Innere hineintragen. Sie hätte auch in geeigneter Weise dahinzuwirken, daß die Neger zur Arbeit herangezogen würden.

— Abteilung Magdeburg. Am 31. Januar sprach Missionssuperintendent Merensky über das Thema „Was können wir von den Kolonisationsversuchen anderer Völker in Afrika lernen?" Er unterwarf die Kolonisationsthätigkeit der Portugiesen, Franzosen, Buren und Engländer einer eingehenden Beurteilung, welche für die beiden letzten Völker sehr günstig ausfiel. Unsere Kolonialbewegung hat nach Ansicht des Redners von Anfang an daran gekrankt, daß man die Schwierigkeiten zu niedrig, die zu erwartenden Vorteile zu hoch anschlug. Kolonisiren ist teuer. Neuseeland hat England 500 Millionen Mark gekostet, Südafrika noch viel mehr. Anderseits ist die Zeit vorüber, in welcher Pflanzer schnell große Reichtümer sammelten. Für neue Kolonien ist es schwer, mit den alten zu konkurriren. Die Kulturfähigkeit Afrikas wird auch nicht immer richtig geschätzt. Weite Gebiete sind unzugänglich, weil ungesund, vorzüglich für Frauen und Kinder. Aber es giebt allerdings auch solche, welche sich für Europäer eignen. Solche sind z. B. das Gebiet der Sierra da Neve bei Mossamedes, das vom Nordende des Nyassa nach Dares-Salaam, des Ruwenzori, des Kenia. Hier können es Europäer treiben nach Burenweise, dürfen sich aber nicht Hoffnung auf große Reichtümer machen, die sie erwerben können. Proben von afrikanischen Produkten können leicht täuschen, sie sind unter besonderen Bedingungen erzeugt, die nicht immer wieder, und oft — wie künstliche Berieselung — nur mit vielen Mühen und Kosten zu haben sind. Selbst Plantagenbau wird seine großen Schwierigkeiten haben. Das wichtigste ist für unsere Beziehung zu Afrika der Handel. Er ist einer großen Steigerung fähig, wo man friedliche Zustände schaffen kann. Dazu ist auch die Hinderung des Sklavenhandels wichtig. Es wird sich also darum handeln, mit Vermeidung der von andern gemachten Fehler Sicherheit für die Eingeborenen zu schaffen, sie produktiv zu machen, neben der Ordnung Verkehrsstraßen herzustellen, Gerechtigkeit zu üben, die Häuptlingsschaft, den Aberglauben des Zaubereiwesens zu beseitigen. Je mehr das gelingt, wird auch der deutschen Kolonisation, bei der für ihre Aufgaben guten Beanlagung der Deutschen, der Erfolg nicht fehlen.

— Abteilung Straßburg. Am 28. Januar fand in Luxhof die Hauptversammlung statt. Nach Begrüßung der anwesenden Mitglieder gab Geh. Geg.-Rat Dr. Albrecht als Vorsitzender einen höchst interessanten Bericht über die kolonialpolitischen Vorgänge des Jahres 1889. Hierauf wurde der Kassenbericht verlesen und angenommen. Bei der Vorstandswahl wurde der vorjährige Vorstand wiedergewählt, an Stelle des Prof. Dr. Gerland, der von seiner Wiederwahl Abstand zu nehmen bat, trat der Geh. Reg.-Rat Freiherr v. Patow.

— Die Abteilung Oberlahnstein hielt am 1. Februar 1890 im Hotel Weller dafelbst einen Herrenabend ab. Bei dieser Gelegenheit gab der Vorsitzende der Abteilung, Herr Amtsrichter von Bülow, eine Übersicht über den Inhalt der neuen Werke von Brix Förster: Geschichte und Geographie Deutsch-Ostafrikas; sowie von Dr. Oskar Baumann: Während des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika. Der Bericht wurde allgemein beifällig aufgenommen und gewann dadurch sehr an Deutlichkeit, daß der Redner die Lage und Beschaffenheit Ostafrikas durch den Hinweis auf aufgestellte Karten vor Augen führte. Der Rest des Abends wurde der Besprechung von Abteilungsangelegenheiten gewidmet. Auch wurden die Kartenblätter von Kamerun und Togoland zur allgemeinen Ansicht und Besprechung gebracht. Ihre exakte Ausführung wurde anerkannt.

— Die Abteilung Köln hielt am 3. Februar im Isabellensaale des Gürzenich einen Vortragsabend ab. Herr Marinepfarrer Wangemann gab seinen Zuhörern, die den Saal bis auf den letzten Platz füllten, ein außerordentlich interessantes Bild ostafrikanischer Kulturzustände. Bei dem öden, von der Gesittung noch unberührten Hafen Kismaju, dem Schauplatz der Ermordung des edlen Dr. Jühlke, beginnend, ließ er die Bilder der wichtigsten ostafrikanischen Hafenplätze: Hohenzollernhafen, Mandabai, Lamu und Sansibar, einander folgen und schilderte mit ungemein lebendiger Anschaulichkeit das ganze Leben, die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände an diesen Stätten einer in wildromantischer Umgebung aufkeimenden eigenartigen Kultur, welche zur Zeit ein interessantes Gemisch orientalischer Paschawirtschaft und des zielbewußten energischen Fortschritts des modernen Europäertums bildet. Als den vielleicht wertvollsten Ausgangspunkt für die deutsche Kolonisationsthätigkeit auf dem ostafrikanischen Kontinent bezeichnete Redner die geräumige, tief ins Land schneidende Mandabucht bei Witu, welche Raum für die größten Kriegs- und Handelsflotten biete und ihresgleichen in ganz Ostafrika nicht finde. Die Inseln Manda und Patta, erstere durch einen nur wenige Meter breiten Kanal vom deutschen Festlande getrennt, schließen die Bai nach der See hin ab und schützen sie gegen die Stürme des indischen Ozeans. Redner würde es im Interesse unserer Machtstellung in Ostafrika tief bedauern, wenn diese so begünstigten Plätze, auf welchen die Trümmer mächtiger Bauten Zeugnis geben von der hohen Kultur, die einst dort geherrscht und die unter der kräftigen Hand der Deutschen wieder emporblühen würde, in die Hände der Engländer gelangten. Sodann gedachte der Vortragende der ernsten und mühevollen Thätigkeit, welche die Pioniere deutscher Kultur, besonders auch die Missionare beider Konfessionen in Ostafrika entfalten, und schilderte, wie große Aufgaben dort der christlichen Nächstenliebe noch harren und wie vor allem in Sansibar ein Hospiz zur Pflege der kranken und notleidenden Deutschen dringend notthue. Die Versammlung dankte dem Redner durch langanhaltenden Beifall. Infolge des Vortrags steuerte die Abteilung für das Hospiz 500 Mark aus bereiten Mitteln bei und veranstaltete sodann eine Listensammlung unter ihren Mitgliedern und Freunden, durch welche dieser Betrag schon am ersten Tage mehr als verdoppelt wurde.

— Abteilung Danzig. Die Abteilung hielt am 25. Januar unter recht zahlreicher Beteiligung ihre Hauptversammlung ab, welche der Herr Vorsitzende, Geh. Kommerzienrat John Gibsone mit einem Überblick über die kolonialpolitische Lage eröffnete, bei welchem er des regen Gedeihens der Abteilung und des Aufblühens des kolonialen Geistes in Danzig gedachte. Sodann wurde die Jahresrechnung abgenommen und dem Schatzmeister, Kaufmann Otto Wanfried, nach Zustimmung der beiden Rechnungsrevisoren, Auditeur Pilling und Regierungs-Assessor Dr. Kautz die Decharge erteilt. Der alte Vorstand wurde mit der Maßgabe wiedergewählt, daß als erster Schriftführer der Leutnant v. Kern durch den Regierungs-Assessor Dr. Kautz ersetzt wurde, so daß jetzt der Vorstand folgendermaßen zusammengesetzt ist: 1. Vorsitzender Geh. Kommerzienrat John Gibsone, 2. Vorsitzender Sanitätsrat Dr. Semon, Schriftführer und Bibliothekar Regierungs-Assessor Dr. Kautz, Stellvertreter Auditeur Pilling, Schatzmeister Kaufmann Premier-Leutnant a. D. Otto Wanfried, Stellvertreter Stabsarzt Dr. Krosta, Protokollführer Konsul Alexander Gibsone, Beisitzer Kaufmann Martin Morwitz, Leutnant v. Kern, Leutnant z. S. Gercke, Regierungs-Assessor Messerschmidt.

[1]) Kratji hat für uns ein besonderes Interesse dadurch gewonnen, weil es neulich von einem deutschen Dampfer auf dem Wolta erreicht worden ist. Nach einer Mitteilung von G. Ad. Krause ist allerdings die Mission v. François, welche Kratji unter deutschen Schutz stellen sollte, als gescheitert anzusehen, aber ein wirklicher Vertrag, welcher Kratji unter englischen Schutz stellt, existirt noch nicht. D. Red.

Kleine Mitteilungen.

— (Herr Major Liebert, der hiesige Vertreter von Major Wißmann), welcher vom Kaiser jüngst für seine Verdienste durch Verleihung des Kronenordens 3. Kl. ausgezeichnet worden ist, ist mit zehn Offizieren und gegen 30 Unteroffizieren, welche zur Ergänzung der deutschen Schutztruppe bei Wiß-

manns Vorgehen gegen die Araber im Süden dienen sollen, nach Ostafrika abgereist. Die Namen der Offiziere lauten: Leutnant Scherner, Premier-Leutnant a. D. Heymons vom 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69, Leutnant v. Zitzewitz vom 3. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 58, Leutnant Hogrefe, Leutnant v. Elpons vom Grenadier-Regiment Graf Kleist von Nollendorf (1. Westpreußisches) Nr. 6, Leutnant Schenk, Leutnant Podlech vom Eisenbahn-Regiment, Leutnant Burger vom 121. Infanterie-Regiment (3. Württembergisches), Leutnant Wolfram vom 1. Bayerischen Fuß-Artillerie-Regiment, Leutnant von dem Knesebeck vom 1. Garde-Regiment z. F. Außerdem wird Assistenz-Arzt Dr. Steuber vom Kürassier-Regiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 hinausgehen.

— (Neue Berichte von Major Wißmann), welche vom [illegible]. 28. Dezember und 1. Januar datiren, sind dem Reichskanzler zugegangen. Der erste enthält den Bericht über die Gefangennahme Buschiris und [illegible] sein Verhör, mit der interessanten Bemerkung, daß Buschiri ausgesagt habe, Said Chalifa habe ihm, bevor ihn Wißmann zum ersten Male bei Bagamoyo geschlagen hatte, sagen lassen, wenn er sich gegen uns halte, so würde er ihn später zum Vezier der ganzen Küste machen. Irgend welchen Beleg konnte er nicht vorbringen. (Deshalb braucht natürlich die Aussage Buschiris nicht falsch zu sein, da die Araber in solchen Fällen natürlich ebensowenig wie Europäer etwas Schriftliches aus der Hand geben werden. D. R.) Der zweite Bericht meldet die erfreuliche Thatsache, daß die Häuptlinge des Hinterlandes, aus Bondei, Usambara und Nord-Useguha sich zu friedlichen Verhandlungen gestellt haben und Simbodja seinen Sohn gesandt habe, um seine friedlichen Absichten zu dokumentiren. Das Gebiet Bana Heris, südwestlich und südlich von Mkwadja, zeigte aber noch keine Neigung zur Unterwerfung, so daß Chef Dr. Schmidt ein Expeditionskorps nach dorthin führte. In Dar-es-Salaam waren die Priester der bayrischen Mission eingetroffen und richteten Werkstätten zu Schiffsreparaturen ein. Es werden Vorrichtungen getroffen, daß Wißmanns sämtliche Fahrzeuge direkt an einer Landungsbrücke anlegen können, um Kohlen und von oben hinabgeleitetes Süßwasser an Bord zu nehmen. Es werden Räume hergerichtet, zur Unterbringung des sämtlichen Schiffs- und Artilleriematerials, da Dar-es-Salaam der beste Hafen ist und nach Wiedergewinnung des Südens die beste Lage an der Küste hat. Es ist ferner die hocherfreuliche Thatsache zu konstatiren, daß überall die Eingeborenen auf unserer Seite stehen, uns mit Nachrichten versehen, mit uns gegen die Rebellen fechten. Das ist der beste Beweis, daß die vielen Gefechte ein freies Aufatmen der Eingeborenen gegen die Bedrückungen von Seiten der Araber erzielt haben. Der dritte Bericht schildert den Kampf um die Boma Bana Heris, welcher für uns ungünstig verlief. Die Scharte ist bekanntlich wieder ausgewetzt worden.

— (Das Vorgehen der Engländer in Ostafrika.) Nachdem die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft den Sultan von Witu veranlaßt hat, den Beledjoni-Kanal aufzugeben, ist sie noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Inseln Manda und Patta besetzt und dort ihre Flagge aufgehißt. Dieser Schritt ist um so überraschender, als von einer Entscheidung der Streitfrage hinsichtlich der Inseln Manda und Patta bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Die Forderungen der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft bezüglich der Inseln Manda und Patta stützten sich bekanntlich auf Besitzansprüche, welche der Sultan von Sansibar auf diese Inseln erhebt, die aber in dem deutsch-englischen Abkommen im Jahre 1886 ohne Anerkennung seitens Deutschlands und Englands geblieben sind. Privatabmachungen zwischen der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft und dem Sultan von Sansibar können an dieser Sachlage nichts ändern. Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft hat offenbar aus der Anwesenheit einer größeren britisch-sansibaritischen Streitmacht an der Tanamündung Nutzen ziehen wollen und ohne die Entscheidung der Streitfrage abzuwarten, Gewalt vor Recht gehen lassen, nachdem sie schon lange die Häuptlinge auf Patta in ihrem Sinne hatte bearbeiten lassen, deren einer, Mfé Sefi, sogar mit einem englischen Schutzbriefe von Admiral Fremantle schon im vorigen Jahre aus Anlaß seiner Anwesenheit in Sansibar ausgestattet worden sein soll. Wir glauben nicht, daß die deutsche Reichsregierung den neuesten Fall britischer Anmaßung ruhig hingehen lassen wird, zumal nicht nur die Zukunft des seit Jahren unter deutschem Protektorat stehenden Witu-Gebietes, sondern auch zum großen Teile die gedeihliche Entwicklung der südlichen (deutschen) Somalikküste von der Rückgängigmachung des Schrittes der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft abhängt. Nachdem die Insel Lamu den Engländern zugesprochen ist, hat die Kweihu-Bucht, am Nordende der Insel Patta, für beide Gebiete eine erhöhte Bedeutung erhalten, und ein Blick auf die Karte lehrt, daß dieselbe sehr beeinträchtigt wird, falls die vorgelagerten Inseln in fremden Händen sind. Es sind Unterhandlungen im Gange um die Zugehörigkeit der Inseln einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Wie wir bereits in voriger Nummer auf ganz genaue Angabe fußend mitteilen konnten, sind die Ansprüche des Sultans von Witu vom historischen Gesichtspunkte aus unanfechtbar; außerdem haben die Gebrüder Denhardt Anrechte auf gewisse Striche erworben und bekanntlich hatte auch die Deutsche Witugesellschaft hier schon eine Station eingerichtet.

— (Dr. Hans Meyer) hielt in einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde am 8. Februar einen nach Form und Inhalt ausgezeichneten Vortrag über seine in Gesellschaft Purtschellers ausgeführte Besteigung des 6000 Meter hohen Kilimandscharo, welche eine Leistung ersten Ranges war. Da in den Zeitungen bereits die Einzelheiten dieser Besteigung geschildert worden sind, so wollen wir uns auf das Kolonialpolitische beschränken. Den König Mandara, dessen Gesandtschaft im vorigen Jahre in Berlin war, schildert Redner als einen habsüchtigen, genußsüchtigen Mann, dessen Raubzüge die Umgebung seines Landes zu einer Einöde gemacht haben. Er liegt namentlich in erbitterter Fehde mit Sina, dem Könige von Kiboso, einem augenscheinlich besser beanlagten thatkräftigen Manne, dem schließlich wohl auch der Sieg zufallen wird. Als die Reisenden bei Mandara anfragen ließen, ob ihm ihr Besuch recht sei, trotzdem sie ihm leider die ihm zugedachten Geschenke jetzt nicht geben könnten, antwortete er, wenn sie nur nicht mit ganz leeren Händen kämen, so möchten sie kommen. Er wünschte besonders Kanonen zu haben, um seine Gegner [illegible] besiegen zu können. Zurückgekommen nach Sansibar, gewann Meyer den Eindruck, als ob bald friedlichere Zustände an der Küste entstehen würden; oder Wißmanns Erfolge haben die Araber entmutigt, so daß diese sich über kurz oder lang dem „Kismet" fügen werden. Allgemein war in Sansibar der Eindruck, als habe erst Stanleys Erscheinen die Stellung Emins in entscheidendem Grade erschüttert; daß diese Reise in erster Linie politische Zwecke verfolgt hat, wird übrigens von niemand bezweifelt. Das deutsche Emin-Unternehmen, so schloß Redner, sei wenigstens in seinen Anfängen ein ideales gewesen, während das englische von vornherein auf Erweiterung der englischen Machtsphäre gerichtet war, und es sei ein großer Fehler der deutschen Kolonialpolitik gewesen, den Engländern durch Preisgabe Lamus ꝛc. einen so großen Einfluß auf unsere ostafrikanischen Gebiete zu gestatten. Zur Stärkung des deutschen Einflusses sei es vielleicht am besten, Emin zum Gouverneur einer deutschen Äquatorialprovinz im Innern Afrikas zu machen, der dazu geeignet sei, wie kaum ein anderer Mann. — Wir stimmen diesem Wunsche vollkommen bei und hoffen, daß die Kaiserliche Regierung Anstrengungen machen wird, einen so ausgezeichneten Mann wie Emin für die Zwecke der deutschen Kolonisation zu gewinnen.

— (Stanley) hat auf einem Bankett in Kairo eine längere Rede über seine Expedition gehalten, welche neben manchem bekannten auch einige mehr anekdotenhafte Züge enthält, die aber gleichwohl für die Beurteilung der Zustände von Interesse sind. So sagt er über Tippo Tip: „Ich hatte mit mir einen ehrwürdigen alten Piraten, Bukkanier, Freibeuter, Sklavenhändler, mit Namen Tippo Tip genommen, da es notwendig war, durch einen Teil seines Gebietes zu kommen, aber da ich keinen Auftrag hatte, irgend jemand zu bekämpfen, so fetirte und bewirtete ich ihn und stellte ihn Leuten als einen solchen vor, der nicht so schlimm wäre als sein Ruf. Infolge deren erhielt Tippo Tip manche Beweise von Europäern, daß sie geneigt wären, ihm freundlich zu sein und ihn in hohen Ehren halten würden, wenn er seinen Kontrakt ehrlich erfüllte. Am Kap hatte er sich dahin ausgesprochen, daß er früher die Überzeugung gehabt hätte, „alle Weißen wären Narren", aber daß er, nachdem er ihre bedeutenden Werke gesehen, gern seine Ansicht dahin modifizirt habe, daß schließlich doch etwas an ihnen sei. Vielleicht wirst du, verehrter Freund Tippo Tip, allmählich mehr lernen und schließlich zugestehen, daß die Engländer beinahe so gescheit sind wie die Araber." Stanley gibt damit treffend die Stellung der Araber zur europäischen Zivilisation wieder; sie werden niemals in unserem ostafrikanischen Schutzgebiet unsere Überlegenheit anerkennen, wenn wir dort nur eine Handels-Kolonie ausbeuten und nicht zugleich Kultivationsarbeit in einem großen Maßstab treiben. Eine zweite Bemerkung, welche etwas Licht auf die Wahl der Route für den Ausmarsch wirft, machte er in einer Bemerkung, nachdem er erzählt hatte, daß verschiedene Mitglieder des Komitees der Kongo-Route abhold gewesen seien: „Ich telegraphirte nach Sansibar, um 200 Träger mit Reis nach Mpwapwa, dem äußersten Punkte des deutschen Schutzgebietes zu senden. Einige Tage später erhielt ich einen Brief vom Auswärtigen Amt, daß die östliche Route vielleicht gewisse auswärtige Verwicklungen herbeiführen würde und daß ich dies, wenn möglich, vermeiden sollte. Die östliche Route wurden deswegen schließlich fallen gelassen." Die „Times" bemerkt dazu, daß sie nicht verstehen könne, weshalb „auswärtige Verwicklungen" auf der östlichen Route hätten eintreten können. Wir glauben in dem Leitartikel dieser Nummer die Sachlage genügend geklärt zu haben. Die Förderer der englischen Emin Pascha-Expedition hatten größere Pläne im Auge, als sie öffentlich bekannten; daß sie nicht zur Ausführung gekommen sind, lag in den Verhältnissen. Im Übrigen hat Stanley auf den ihm zu Ehren gegebenen Banket die Gelegenheit benutzt, um sich auf Kosten unseres Landsmannes Emin Pascha zu glorifiziren. Daß der eigentliche und Hauptzweck seiner Expedition, nämlich Emin Pascha das Verbleiben in der Aquatorial-Provinz möglich zu machen, total verfehlt war, hat er kaum berührt, dagegen machte er es Emin zum Vorwurf, daß dieser sich nicht sofort zum Abmarsch entschlossen hat, was ihm aber in den Augen aller Unbeteiligten doch nur zur Ehre gereichen kann.

— (Togogebiet.) Leutnant Herold wird in Kürze nach dem Togogebiet abgehen, um Premierleutnant Kling in seinen Arbeiten zu unterstützen oder zu ersetzen, da nach einer Mitteilung von G. Krause Premierleutnant Kling im März nach Europa zurückzukehren gedenkt. Mit einem Zoologen und Botaniker pflegt die Regierung gegenwärtig Unterhandlungen. Premierleutnant Kling hat über den Tod des Dr. Wolf folgende Mitteilungen nach hier gelangen lassen: „Am 23. April verließ Dr. Wolf die Station Bismarcksburg. Er wählte nicht den Weg über das nahe Keffi, um in Dahome einzudringen, was ihm durch die zahlreichen, daselbst unter besonderem Häuptling lebenden Dahomeleute ziemlich leicht geworden wäre, sondern er entschloß sich, wie ich aus seinen hinterlassenen Papieren entnehme, aus geographischen Gründen nach der Ostgrenze Dahomes zu marschiren, um von hier aus das genannte Reich zu betreten. Die Bevölkerung, die, obwohl äußerlich dem mohamedanischen Glauben anhängend, immer noch der Fetischverehrung ergeben ist, war ziemlich freundlich, was namentlich den guten Beziehungen, welche Dr. Wolf stets mit den Mollahs, den mohamedanischen Geistlichen, pflegte, zu danken war. Nur der große Zeitaufwand, mit dem die Verhandlungen vor sich gingen, bildeten ein Hindernis. In Suga Wangara blieb Dr. Wolf z. B. vom 17. Mai bis 5. Juni. Von hier aus wollte er das räuberisch verschrieene Bariba betreten. Auf dem Wege hierhin, am 11. Juni, stürzte Dr. Wolf mit seinem Pferde über einen quer über den Weg liegenden Baumstamm, verletzte sich am rechten Arm und war auch für kurze Zeit nicht im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte. Nach diesem Sturze soll bei Dr. Wolf, der bereits am 1. Juni einen heftigen Fieberanfall gehabt hatte, das Fieber in schnell hintereinander folgenden Anfällen aufgetreten sein. Obwohl ziemlich krank, reiste Dr. Wolf doch, teils zu Pferde, teils in der Hängematte, bis Ndali, einem Dorfe, 4 Stunden von dem Bariba-Hauptorte Mpellele, der Residenz des „Königs" Koto, entfernt. Der großen Hitze wegen siedelte Dr. Wolf aus seinem großen Reisezelte in ein kleines Offizierzelt über. Aber auch hier wurde es nicht besser. Die hervortretenden Symptome ließen mit großer Sicherheit

auf perniciöses Fieber schließen. Dr. Wolf erkannte seinen hoffnungslosen Zustand vollkommen, wenn er auch zeitweise das Bewußtsein verlor und phantasirte. Als er seinen Tod herannahen fühlte, beauftragte er den Dolmetscher, ihn nach dem Ableben in die deutsche Flagge zu hüllen, eine Salve von 20 Schuß über seinem Grabe abzugeben und die Mannschaft sicher zur Station zu bringen; wo er mir die Bücher und Papiere überbringen sollte. Am 26. Juni, abends 20 Minuten vor 8 Uhr, schlief Dr. Wolf sanft hinüber und wurde anderen Tages vor dem Dorfe an der Straße in einem Sarge aus Palmrippen zur Ruhe bestattet. Statt nun sofort umzukehren, trieb sich die Karawane auf dem Wege, den sie in bequemen Märschen und mit vielen Ruhetagen mit Leichtigkeit in 4 Wochen hätte zurücklegen können, 5 Monate umher, wobei viele Privatsachen wie Expeditionsgüter verloren gingen. Am 20. November kam einer unserer Leute mit einem Adelimann, den Dr. Wolf mitgenommen, von Dofoli nach der Station und brachte die Trauerbotschaft, die Karawane selbst traf folgenden Tages ein."

— (Grenzen des deutschen Machtgebiets in Südwestafrika.) Die in Kapstadt erscheinende „Cape-Times" bringt in ihrer Wochenausgabe vom 22. Januar d. J. einen Artikel, in welchem auf Grund eines angeblich ganz zuverlässigen Berichts mitgeteilt wird, daß Deutschland das ganze nördlich des 22. Grads südlicher Breite bis zu dem Portugiesischen Gebiet von Mossamedes und östlich von Damaraland bis zum 24. Meridian und sogar bis zu den Viktoriafällen des Zambesi sich erstreckende Land für sich beanspruche und über diesen Anspruch mit der englischen Regierung verhandle.

— (Aus Südwestafrika.) Rietfontein, eine der Missionsstationen in dem sonst so dürren, deutschen Südwestafrika, hatte im vergangenen Jahre außergewöhnlich reiche Regenfälle. Die ganze Umgebung kleidete sich in eine üppige Vegetation. Die Herden der Eingeborenen, die sonst stundenweit umherliegen müssen, um die notdürftige Nahrung zu finden, hatten in nächster Nähe der Station überflüssige Weide. Die an geeigneten Stellen angelegten Fangdämme hatten große Massen von Wasser aufgestaut, so daß auf den davor gelegenen, überrieselten Feldern das Korn aufs beste gedieh. Die Station gewann ein ganz anderes Ansehen. Die sonst zerstreut wohnenden Eingeborenen sammelten sich dort und bauten ihre leichten Mattenhäuschen zu einer langen Straße. — Die Verstärkung der deutschen Schutztruppe ist am 25. Januar wohlbehalten in Sandwichhafen eingetroffen.

— (Die Pia Societas Missionum [Palotina]), welche im Jahre 1850 von Vincenzo Palotti gegründet worden ist und vor allem in Brasilien ihre Missionsthätigkeit entfaltet, hat die Erlaubnis erhalten unter der Bedingung, daß ihre Mitglieder Deutsche sein müssen, in Kamerun zu missioniren.

— (Die Antisklavereikonferenz) in Brüssel hatte sich nach ihrem Zusammentritt zuerst mit dem belgischen Antrag des absoluten Verbotes der Waffeneinfuhr zu befassen, welcher von der Kommission abgelehnt wurde, da sowohl Deutschland und Frankreich wie England und noch andere Staaten dasselbe für undurchführbar halten. Dagegen wurde ein anderer Vorschlag gemacht und im Prinzip angenommen, wonach jede Macht auf ihrem afrikanischem Gebiete die Waffenhaltung und Waffeneinfuhr direkt überwachen und alle Transporte aufheben solle, von denen sie annehme, daß sie für Sklavenjäger bestimmt seien. Auf diese Weise werde der legitime Waffenhandel nicht unterdrückt, während es anderseits möglich sei, die Zufuhr von Waffen und Munition an die Sklavenjäger zu verhindern. Über die Einzelheiten der Ausführung ist man noch nicht im Reinen. Die erste Kommission des Antisklaverei-Kongresses hat die Maßregeln, betreffend den Schutz der Karawanenstraßen und die Verhinderung des Sklaventransports zu Lande durchberaten. Über die Mehrzahl der notwendigen Anordnungen wurde ein Einverständnis erzählt. Die Verständigung der Mächte zur Überwachung des Sklavenhandels zur See ist gescheitert. England verzichtete auf die von ihm selbst gemachte Vorlage, die das Schiffsdurchsuchungsrecht zu einem gemeingiltigen machen wollte, da Frankreich auf seinem Widerspruch dagegen beharrte. Es bleibt danach bei den zwischen England und einigen anderen Mächten (u. a. auch Deutschland) geschlossenen Verträgen, die das Recht der Durchsuchung von Schiffen auf hoher See gewährleisten. Auf französische Schiffe aber würde, wenn die Vollkonferenz kein anderes Ergebnis bringt als die Kommission, jenes Recht keine Anwendung finden und die arabischen Sklavenhändler würden sich der französischen Flagge nach wie vor ungestraft bedienen können.

— (Die portugiesische Regierung) hat eine Note über den englisch-portugiesischen Konflikt an sämtliche Mächte versandt. Was in dieser Note außer dem Verlangen nach einer Konferenz noch steht, ist nicht sicher bekannt geworden, doch soll in der Note betont sein, daß Lord Salisbury im Mai vorigen Jahres im Oberhaus erklärt habe, daß das Territorium, in welchem Major Serpa Pinto operirte, nicht unter britischem Schutz stände und daß Großbritannien der portugiesischen Regierung niemals notifizirte, daß es Nyassaland als britisches Eigentum betrachte. Hieraus ist zu schließen, daß Portugal sich an die diplomatische Vorgeschichte des Streits hält und in dieser ganz wichtige Argumente für sein Recht gefunden hat. Merkwürdiger Weise ist es Lord Salisbury selbst, der den Portugiesen die Waffe geschliffen hat, mit denen sie jetzt gegen ihn kämpfen. Wir halten nach wie vor daran fest, daß Portugal seine Souveränetätsrechte, welche es an der Küste hatte, auch im Innern ausdehnen konnte, da das Innere England nicht gehörte, noch unter englischem Protektorat stand und dies von England bis tief ins vorige Jahr wiederholt und feierlich (so im Mai durch den Unterstaatssekretär Fergusson im Namen der Regierung im Unterhaus) anerkannt worden ist.

— (Sir Francis de Winton,) welcher nach England zurückgekehrt ist, ist es, englischen Blättern zufolge, nicht gelungen, irgend welche bindende Abmachungen über die zukünftige Stellung von Swasiland zu stande zu bringen.

— (Kolonialschule in Frankreich.) Die seit 1885 in Paris funktionirende Kolonialschule ist kürzlich einer Reorganisation unterworfen worden. Während dieselbe früher nur junge Eingeborene aus den Kolonien aufnahm, um ihnen Kenntnis der französischen Sprache und eine höhere Elementarbildung beizubringen, nimmt dieselbe auch jetzt junge Franzosen des Mutterlandes auf. Die Schule ist zu diesem Zweck in zwei Sektionen, die Eingeborenen- und die französische Sektion, geteilt worden. Aus der französischen Sektion sollen sich künftighin die Verwaltungsbeamten, der Richterstand (die Betreffenden müssen jedoch vor ihrem Eintritt in die Kolonialschule das Rechtslizentiatenexamen bestanden haben), das Personal der Residentschaften in Annam und Tonkin, des Kolonialbüreaus und des Kolonialministeriums ꝛc. rekrütiren. Die französische Sektion besteht nur aus Extraneern; die nicht allein wünschenswerte, sondern fast durchaus notwendige Kenntnis der Sprache der betreffenden Kolonien erwerben sie sich durch die die Kolonialschule besuchenden jungen Eingeborenen. Letztere sollen hauptsächlich in ihrer Heimat zur Verbreitung der französischen Sprache, französischer Sitten und Gebräuche ꝛc. beitragen, und als Dolmetscher dienen, doch stand und steht ihnen auch ferner die niedere Beamtenkarriere beim Kolonialdienst offen. B.

— (Opiumkultur in Ostafrika.) Die Zeitung „South Africa" meldet, daß die britisch-ostafrikanische Gesellschaft aus Persien Arbeiter kommen läßt, um die Opiumkultur auf dem dafür geeigneten Boden Ostafrikas zu beginnen!

— (Die russische Regierung) erörtert die Errichtung afrikanischer Handelskonsulate, insbesondere in Kamerun und Sansibar.

— (Die deutschen Einwanderungsgesellschaften) in den Vereinigten Staaten, welche zwar die Einwanderung nicht befördern, aber sie auch nicht ungebührlicher Weise verhindert sehen wollen, beabsichtigen, im Monat März in Washington eine Konvention abzuhalten, um die verschiedenen dem Kongreß vorliegenden Gesetzentwürfe zur Beschränkung der Einwanderung zu besprechen und dagegen Stellung zu nehmen.

— (Transvaal.) Wie wir der „Cape-Times" entnehmen, hat sich in Transvaal eine Freischaar von ungefähr 500 jungen Boeren zu dem Zwecke gebildet, in Matabele-Land einzurücken und der britisch-südafrikanischen Gesellschaft das dortige Gebiet streitig zu machen.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin.

Hauptversammlung am 28. Februar cr.

abends 8 Uhr im kleinen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92/93.

Tagesordnung.

1. Jahresbericht des Vorstandes.
2. Rechnungslegung. Bericht der Kassenprüfer. Entlastung des Rechnungslegers. Ernennung der Kassenprüfer für das Jahr 1890/91.
3. Neuwahl der ausscheidenden 5 Vorstandsmitglieder (§. 6 der Abteilungssatzungen).

Gäste sind nach Schluß der Hauptversammlung willkommen.

* * *

Abtheilung Berlin.

Die Vorträge für die Gesellschaftsabende am 21. und 28. Februar d. J. (nach Schluß der Hauptversammlung) werden durch besondere Einladungskarten bekannt gemacht werden.

Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß außer an den Vortragsabenden auch Montags regelmäßige gesellige Zusammenkünfte im Abteilungszimmer im Keller des Architektenhauses stattfinden, zu dem Besuch ergebenst eingeladen wird.

Der Vorstand.
J. A.: Wiskow, I. Schriftführer.

Ruf aus Samoa.

Die deutsche Schule zu Apia.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche des letzten Bürgerkrieges in Samoa ging der lange gehegte Wunsch der daselbst lebenden Deutschen, ihren Kindern eine wesentlich deutsche Erziehung zu geben zu können, in Erfüllung. Durch freigebig gezeichnete Beiträge der hiesigen Deutschen wurde eine deutsche Schule ins Leben gerufen, welche unter Leitung des Herrn Dr. O. Sierich am 1. August 1888 mit einer Anzahl von 26 Schülern eröffnet wurde.

Trotz der mannigfachen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, mit denen man in den unruhigen Zeiten des verflossenen Jahres (fortwährender Bürgerkrieg, große Feuersbrunst, schwerer Orkan und allgemeine Niederlage des Handels) zu kämpfen hatte, und der gefährlichen Konkurrenz von vier fremden Schulen (eine Knabenschule der hiesigen französischen Mission, eine Mädchenschule derselben Mission unter Leitung der französischen katholischen Schwestern, eine Knaben- und Mädchenschule der London Mission Society und eine Knaben- und Mädchenschule eines englischen Privatlehrers) ist nunmehr das erste Schuljahr mit recht erfreulichem Erfolge zu Ende geführt worden. Ein Bericht darüber ist in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Verbreitung des Deutschtums im Auslande in Berlin veröffentlicht worden.

Es erscheint uns demnach als eine Ehrenpflicht, diese aus rein nationalem Gefühl hervorgegangene Einrichtung, welche unter so vielen Anfeindungen und schwierigen Verhältnissen ein Jahr lang wacker aufrecht gehalten worden ist, nicht fallen zu lassen.

Zur gedeihlichen Entwicklung und zur Sicherung des Bestehens der Schule hat sich nun aber die Errichtung eines eigenen Schulhauses und das Engagement eines neuen Lehrers mehr und mehr notwendig erwiesen.

Da die zur Erreichung dieses Zweckes hier aufzubringenden Mittel nicht ausreichen, ist in der letzten Generalversammlung beschlossen worden, die Hilfe unserer deutschen Landsleute außerhalb Samoas anzurufen.

In diesem Sinne erlaubt sich der unterzeichnete Vorstande hiermit die höfliche Bitte an alle diejenigen zu richten, welche sich für das Gedeihen des durch die Ungunst der Verhältnisse hart bedrohten Deutschtums in Samoa interessieren, ihr Scherflein zum Besten der Deutschen Schule zu Apia beizutragen.

Apia, im August 1889.

Der Vorstand der deutschen Schule zu Apia.

O. Schlueter, Kaiserl. Konsulatssekretär, Vorsitzender. **E. Weber,** Leiter der Hauptagentur der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Apia, stellvertretender Vorsitzender. **A. Volkbrandt,** Kaufmann, Kassirer. **K. Hufnagel,** Pflanzungsverwalter. **A. Harder,** Zimmermeister.
Dr **O. Sierich,** Leitender Lehrer.

Beiträge für die Schule werden auch von der **Redaktion der Deutschen Kolonialzeitung** entgegengenommen.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 5. Berlin, 1. März 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Von der deutschen Emin-Pascha-Expedition. — Arabische Weltanschauung Von L. Hirsch — Ärztliche Missionen für die deutschen Kolonien. — Die Unterbringung befreiter Sklaven (Fortsetzung). Von Dr. Friedrich Back. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Einsendungen für die Bibliothek. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition hat ihren Marsch ins Innere bekanntlich in drei Abteilungen angetreten. Die erste Abteilung geführt von Dr. Peters und Lieutenant v. Tiedemann brach Ende Juli 1889 von Witu und Anfang August von Ngao auf und gelangte in der zweiten Hälfte September bis nach Oda-Boru-Ruva, wo sie am 8. Oktober noch verweilte; (vergl. den Bericht von Peters und das Schreiben v. Tiedemanns in Nr. 1 der Deutschen Kolonialzeitung). Inzwischen soll der Weitermarsch nach dem Keniagebirge und dem Baringosee stattgefunden haben.

Die zweite Abteilung unter Herrn Kapitänleutnant a. D. Rust verließ Ngao am 18. September und war Mitte November den Tana weit hinauf bis in die Nähe von Peters gelangt, als der Führer sich durch Krankheit zur Rückkehr genöthigt sah. Das Nähere über seine Reise hat Herr Rust in dem sehr lesenswerten Bericht niedergelegt, welchen wir in Nr. 1 dieser Zeitung veröffentlichten. Ob Dr. Peters die Vorräte, welche Rust am obern Tana für ihn zurückließ, an sich gezogen hat, ist zur Zeit nicht bekannt.

Die dritte Abteilung führte Herr Oskar Borchert. Derselbe hatte die Interessen der Expedition in dem vor dem englischen Prisengericht in Sansibar anhängigen Prozeß wegen der Beschlagnahme der Neera zu vertreten. Der Prozeß endete bekanntlich mit der Freisprechung der Neera. Borchert war dadurch bis Ende August in Sansibar zurückgehalten. Erst Anfang September konnte er sich nach Lamu zurückbegeben. Über seine weiteren Erlebnisse hat er an den geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees einen Bericht erstattet, der uns zur Veröffentlichung mitgeteilt ist. Der Bericht enthält zwar keine neue Thatsachen von Belang, aber er dient zur Ergänzung der von uns bereits gebrachten oben erwähnten Reiseschilderungen und beweist aufs Neue, mit welchen Schwierigkeiten unsere an der Emin Pascha-Expedition beteiligten mutigen Landsleute in Afrika zu kämpfen haben. Der Bericht Borcherts krägt kein Datum, er ist in Lamu am 3. Januar zur Post gegeben und erst am 23. Februar hier angekommen. Nach dem Inhalt muß man schließen, daß derselbe in Kinakombe am Tana, Ende November oder Anfang Dezember vorigen Jahres verfaßt ist. Herr Borchert schreibt darin:

In der zweiten Hälfte des September war ich mit der Zusammenstellung meiner Expedition fertig geworden und reiste von Lamu über Mkonumbi-Fungasombo in das Tana-Gebiet nach Ngao. Meine Aufgabe bestand derzeit ja nur darin, Dr. Peters schnell nachzumarschiren und mich wieder der Hauptkolonne einzuverleiben. Für diesen Zweck besaß ich genügend Träger und war wohl ausgerüstet. In vier Wochen spätestens hätte ich mich mit Dr. Peters vereinigen können. In Ngao angekommen, erhielt ich die erste, meine Dispositionen sehr störende, briefliche Mitteilung von Herrn Kapitänleutnant Rust, „er habe wegen absoluten Mangels von Transportmitteln zirka 110 Lasten in Ngao zurückgelassen, welche ich doch mitbringen möchte". Ich hatte nun anstatt 50 Lasten bereits 160 zu befördern. Nun, ich hoffte dieselben in eine Dau plaziren zu können, welche ich für alle Fälle in Lamu gekauft hatte und welche ich durch einen Herrn Schlunke auf dem Seewege bis zur Tana-Mündung, dort in den Tana hinein bis nach Ngao bringen lassen wollte. Herr Schlunke hatte diese Arbeit ein Jahr zuvor gemacht, er hatte dann am mittleren Tana Elefanten gejagt und ich hatte ihn für die Reise bis nach Korkoro engagirt. Er sollte das Boot führen, ich wollte den Landweg gehen und in Ngao wollten wir uns natürlich vorher treffen. Ich war pünktlich dort, von Herrn Schlunke war keine Spur, erst nach etwa zehntägigem Warten erhielt ich einen Brief von ihm: „er habe auf einer Sandbank, bei Kipini, Schiffbruch erlitten und durch Heranschwimmen an den Strand soeben sein nacktes Leben gerettet; ich möge doch ja schnell kommen und retten helfen". Noch mit der Lektüre dieses Unglücksbriefes beschäftigt, sehe ich zwei Somali den Tana hinunterkommen, sie übergeben mir einen Brief vom Kapitänleutnant Rust aus Kinakombe; er hätte entsetzliches Brandunglück gehabt und sei froh, bei der Explosion der Munition sein Leben gerettet zu haben, viele Tauschartikel wären verbrannt, ohne Ersatz für dieselben könne die Expedition nicht ausgeführt werden, ich möge die verbrannten Sachen wieder anschaffen und dann nachkommen, er sei mit dem Rest zu Dr. Peters. Noch an demselben Tage entschloß ich mich zu der Rückreise, allerdings mit schwerem Herzen, denn ich wußte vorher, daß ich außer dem Verlust eines vollen Monats edler Zeit jedenfalls meine Träger einbüßen würde. Die Leute besaßen ihren üblichen Lohnvorschuß, und es ist die Gefahr des Ausrückens, wenn man wieder in die Heimat der Leute geht, eine sehr große. Dieses alles teilte ich Herrn Kapitänleutnant Rust mit.

Anfang Oktober ging ich, anstatt den Tana hinauf, zurück über Witu nach Kipini, um dem schiffbrüchigen Herrn Schlunke zu helfen. Nach viertägiger schwerer Arbeit hatte ich mit Hilfe von 70 Mann die Dau aus dem Sand heraus hochgebracht und die Ballen gerettet. Die Dau mußte für die Reise reparirt werden und war für meine Reise nicht mehr zu gebrauchen. Glücklicherweise gelang es mir jedoch, in Kipini einige Miaus (Kanus) zu kaufen, ich übergab die Miaus und geretteten Sachen Herrn Schlunke mit dem Befehl, dieselben über Kau den Osi hinauf in den Beledsoni und Tana bis nach Ngao zu bringen. Ich selbst marschirte über Mpekotoni-Mkonumbi-Mansumarabu durch das Gebiet der Deutschen Witu-Gesellschaft zurück nach Lamu. Nach etwa zehntägiger Arbeit hatte ich die durch den Brand verloren gegangenen Sachen eingekauft, zu Lasten verpackt und auch das Glück gehabt, mir noch 30 Träger zuzuengagiren. Die Aussichten waren günstige. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Am Morgen des Abmarsches erklärten mir meine Leute, durch den Mund meines Hetmann, welcher gleich nachher in die Dienste des englischen Konsuls trat, „sie gingen nicht mit, sie hätten bestimmt gehört, ich wolle sie an Dr. Peters verkaufen, welcher mit ihnen Krieg machen wollte." Einen vollen Tag unterhandelte ich mit ihnen, versuchte Güte und Gewalt. Herr Töppen und Herr Dehnhardt bemühten sich, die Leute umzustimmen. Umsonst! Bis auf 6 war ich alle meine Träger los! Fast 40 Mann waren entlaufen. Nun mußte ich die zugekauften Lasten auf dem Wasserwege den Osi-Beledsoni und Tana hinauf bis nach Ngao schaffen lassen. Mit dem Rest meiner Leute marschirte ich über Mkonumbi nach Witu.

In Witu erhielt ich die Nachricht: Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann ermordet. — Kapitän Rust von drei Speerstichen schwer verwundet in Massa!

Ein Bote sagte mir dieses in Gegenwart von Herrn Töppen und des Sultans Fumobakari, „er hätte die Leichen gesehen". — Sie können denken, in welche Gemütsverfassung mich die Nachricht brachte. Ich traf sofort eine Abmachung mit Fumobakari, „bestätigt sich etwas von der Kriegsnachricht, dann solle er mir 400 Soldaten geben, ich wollte damit an den Schauplatz eilen". Um ganz sichere Nachricht zu haben, setzte ich mich auf meinen Hengst und ritt schleunigst nach Ngao, morgens aufgebrochen, war ich bereits um ½11 Uhr dort (42 Kilometer). Ich kam gerade zur rechten Zeit, ein Bote von Dr. Peters und Kapitän Rust war mit Briefen gekommen des besten Inhaltes, kaum je im Leben erfreute mich eine Nachricht so, wie diese. Ich sandte noch am selben Tage Eilboten an Dehnhardt, Töppen und den Sultan, schrieb nach Sansibar und ließ die Schauergerüchte dementiren. Meine Aufgabe war also dieselbe geblieben: 200 Lasten schnell zu Dr. Peters bringen.

Herr Schlunke war mit den Sachen und Miaus leider noch nicht in Ngao,

L. OF L. LIB.

ich ließ mein Pferd bei den freundlichen Neukirchner Missionaren, setzte mich in eine Miau und war am anderen Mittag zu Wasser bereits an der Beledsoni-Tana-Mündung. Ich ließ die Sachen in den Tana bringen und nun nach Ngao befördern, nächtigte in der Boma (Befestigung und Zollhaus des Beledsoni-Kanals), dem Sultan von Witu gehörig, welchen die Engländer annektiren wollten. Gerade an diesem Tage war ein Engländer mit Kau- und Kipini-Arabern in der Nähe in der ausgesprochenen Absicht, durch einen Gewaltstreich den Beledsoni zu nehmen. 50 Sultanssoldaten waren in der Boma. Der Engländer zog vor, zurückzugehen.

Einen Tag später fuhr ich den Osi hinunter, schlief in Kau und ging von dort nach Witu zurück, woselbst ja meine Leute geblieben waren. Zum dritten Male marschirte ich nun von Witu nach Ngao, Miaus, Sachen und Ruderer waren dort, ich war also im stande, 200 Lasten Herrn Dr. Peters nach dem Kenia zu schaffen; es sollte aber noch wieder anders kommen! Zwei Eilboten aus Lamu, begleitet von Askaris des Wali von Lamu, überbrachten mir Ihre an Strandes (Hansing und Ko.) in Sansibar gerichteten Briefe und Depeschen, ferner erhielt ich eine offizielle Mitteilung vom Reichskommissariat: Stanley und Emin Pascha werden am 20. d. M. in Mpwapwa eintreffen und in einigen Wochen an der Küste sein.

Ich war gewiß nachgerade an Überraschungen jeder Art in Bezug auf unsere Expedition gewöhnt, jedoch war es und ist es mir heute noch kaum möglich, mich des Gedankens zu entwöhnen, das Werk nicht mehr mit durchführen zu helfen, welches seit langer Zeit mein ganzes Handeln und Denken in Anspruch genommen! — Meine gesamten und wirklich mühsam zusammengestellten Dispositionen waren nun wieder umgestoßen. Für mich hieß es jetzt: nur schnell mit den Nachrichten zu Dr. Peters.

Ich richtete eine Depesche an Sie: „Somali zersprengten englische nicht deutsche Expedition, Peters und Gefährten wohlauf, errichteten befestigte Station Kenia. Ich hoffe, in Eilmärschen Kenia oder Baringo einzuholen. Borchert."

Als Kommentar hierzu folgendes: Die Kablalla-Somali überfielen eine englische Expedition, von der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft ausgerüstet, geführt von Mr. Smith. Der Zweck derselben war die Anlage einer Station am oberen Tana, um den Elfenbeinhandel an sich zu ziehen. Das Gefecht fand bei Korkorro statt, 25 Somali wurden erschossen, einige englische Soldaten und sämtliche Träger entliefen, die Lasten wurden gestohlen. Die Expedition war zersprengt und Mr. Smith ging zurück. Aus diesem Vorgang stammen die Schauergerüchte über Dr. Peters.

Circa 170 Lasten deponirte ich nun in Ngao und trat meine Reise an. In Kulessa erfuhr ich, in Mitole sei ein kranker Mfungu (Weißer), ich ritt hinüber und traf dort Kapitänleutnant Rust in einer außerordentlich traurigen Situation. Hart am Tana, unter einer niedrigen, elenden Negerbarasa, fast von Kleidung entblößt, ohne Schuhe, in kümmerlichster Haltung, fast verhungert, im starken Fieber finde ich meinen armen Kameraden Kapitän Rust vor. Früher das Bild der Kraft und Gesundheit, hatte er jetzt das Gesicht eines Kindes, die Farbe eines Toten; zehn Tage war er bewußtlos gewesen. Das Fieber hatte ihn soweit herunter gebracht, daß er nicht mehr die Entschlußkraft besaß, den Ort zu verlassen. Seit Wochen kein Bett, keine Medizin und fast ohne Essen, hielt ihn sein Wirt, ein frecher unverschämter Wapokomo-Häuptling, für einen sicheren Todeskandidaten; um den Prozeß zu beschleunigen, verweigerte er Rust jede Nahrung. Es war, wie gesagt, die höchste Zeit, daß ich kam. Ich nahm Rust in eine Miau, fuhr nach Kulessa, gab ihm Essen und Chinin und veranlaßte ihn nach langem Sträuben, über Ngao und Lamu nach Deutschland zu gehen, um sich wieder zu erholen. Hoffentlich gelingt es ihm, seine Gesundheit ist sehr erschüttert![1])

Von Kulessa ging ich weiter durch Muinna, Ndura, Maroni, Nderani, Guano, Makere, Keradsa und war in sechs Tagen in Kinakombe, hier mußte ich auf Herrn Schlunke warten, welcher mit einem Boot einige Sachen und etwas Essen bringt, ohne welche ich nicht reisen kann, da am oberen Tana von Massa bis Bonini keine Hand voll Essen ist. Es liegt gewiß nicht in meiner Absicht, Ihnen Jeremiaden vorzutragen, ich erachte es aber für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß unter den für mich vorhandenen Umständen die Reise ganz außerordentlich schwierig ist, es fehlen mir eben alle für die Reise günstigen Auspizien, alle ungünstigen sind vorhanden! Augenblicklich ist die Regenzeit, der Weg, welchen Dr. Peters passirte, das damals trockene Flußthal, ist jetzt ein großer Sumpf und See, ein anderer Weg ist nicht vorhanden, um ihn zu machen, habe ich auch keine Zeit und Leute. Fast täglich muß ich bis an die Brust im Wasser marschiren, gleich am ersten Tage blieb ein Esel im Morast stecken, komme ich in die Barra (Steppe), so habe ich keinen Wegeführer, alle Leute sind entlaufen; komme ich an ein Dorf, so ist es verlassen. Das Schlimmste, was passiren kann, ich habe kein Essen. Finde ich Leute vor, so nehmen sie eine feindliche Haltung an. 6 Träger ist mein ganzer Reichtum, natürlich mußte ich in meinen Bedürfnissen auf alles verzichten. Die sehr kleinen Lasten enthalten mein Feldbett, einige wissenschaftliche Instrumente, ein Bündel Zeug für mich und Tauschartikel. Meine Armee besteht aus 6 Somalis. Das imponirt hier nicht. Ja, hätte ich eine Expedition von 60—80 Mann mit Flinten, oder eine kleine Kanone! Mein erstes Gefecht hatte ich bereits in Kinakombe. Der Sultan Gulo, ein großer Trunkenbold, weigerte sich, mir einen Mann zu geben, welcher einen Brief zu Herrn Schlunke bringen sollte, ich ging mit meinen Somalis in die Stadt, welche ringsherum von Pallisaden befestigt ist und nur zwei kleine Thore besitzt. Kaum war ich einige Schritte vom Thore entfernt, als sich Kriegsgeschrei erhebt, der betrunkene Sultan und wohl 4 bis 500 Wapokomo, Wagalla, Wassanie, Waboni stürmten auf mich mit ihren 7 Fuß langen Speeren ein, Kinder heulten, Frauen kreischten (es wohnen in Kinakombe zirka 3—4000 Menschen). Ich gaben meinen 6 Somalis den Befehl, in aller Ordnung durch das Thor zurückzugehen und die Mausefalle zu verlassen. Der letzte Somali rempelte unglücklicherweise eine Wapokomofrau im Thorweg an, und es wäre nun bald zu einer Katastrophe gekommen. Die Kerle machten Ernst, mich zu speeren, ich lag im Anschlag mit meiner Doppelbüchse und wollte schießen, da warf sich im letzten Augenblick ein Elfenbeinkäufer aus Kau zwischen die Speere der Angreifer und meinen Büchsenlauf. Ich konnte unbehindert durch das Thor gehen, woselbst alle meine Leute mit 14 Flinten standen. Ich beschloß in meine Boma (Befestigung) zu gehen und dort abzuwarten. Nachmittags um 4 Uhr kam ein Parlamentär, es wurde feierlich Frieden geschlossen, meine Wünsche gewährt. — Herr Schlunke ist unterwegs von 60 Waboni angegriffen und beraubt. Die Waboni waren aus Katawa, einem dem Sultan von Witu gehörigen Ort. Wie Ihnen bekannt sein wird, hatte Dr. Peters in Oda-Boru-Ruva mit dem Sultan Hujo ein Renkontre. Der Sultan soll gestorben sein!

Glauben Sie nicht, daß diese Hindernisse und Schwierigkeiten im stande sind, irgendwie konsternirend auf mich zu wirken. Nein, wunderbarerweise habe ich mich körperlich nie so wohl gefühlt, wie jetzt hier. So lange ich in Afrika bin, hat mir noch nicht das geringste gefehlt, trotzdem es gewiß an größten körperlichen und geistigen Anstrengungen nicht fehlte. Fieber kenne ich nicht! Gott sei Dank!

Für die Ernährung meiner Leute kommt mir sehr der hiesige Wildreichtum zu statten und ich habe tüchtig erlegt. Unter anderen auch ein großes Kiboko (Flußpferd), dessen Fleisch ausgezeichnet schmeckt. Ich bin jetzt in einer Gegend, wo besonders viel Elefanten sind. Löwen höre ich täglich, gesehen habe ich noch keinen, wohl aber sprang neulich abends ein Löwe auf meinen Hengst zu, bekam ihn aber nicht. Der Hengst lief fort und ich erhielt ihn erst zwei Tage später wieder. Durch mein häufiges Hin- und Hermarschiren und meine großen Jagdausflüge hatte ich Gelegenheit, den unteren Teil des Tana-Gebietes — das Gebiet der deutschen Witu-Gesellschaft — gründlich kennen zu lernen. Meine gemachten Beobachtungen über Land und Leute, Kultur, Sitten und Bräuche, Bodenbeschaffenheit, topographische und klimatische Verhältnisse ꝛc. ꝛc. wiederzugeben, behalte ich mir für eine spätere Zeit vor.

Nur das eine möchte ich schon jetzt erwähnen, daß die Bodenverhältnisse im Tana-Gebiet die denkbar besten sind, alles Land ist fruchtbares, leicht zu be- und entwässerndes Schwemmland (Alluvium). Jede Handvoll Erde Goldes wert. Es wächst jedes Tropengewächs, besonders ist hier vorzüglich gutes Tabaksland. Ferner sind hier herrliche Wälder mit wertvollen Hölzern, der Tana selbst für kleine Dampfer bis Massa wohl stets, in der kleinen und großen Regenzeit aber schiffbar bis Hameje.

Das Tana-Gebiet ist Pflanzergesellschaften durchaus zu empfehlen, ein Mißstand ist allerdings vorhanden, den ich nicht verschweigen darf.

Es sind Arbeitskräfte sehr knapp. Da ließe sich aber auch ein Modus finden. Eine Handelsgesellschaft würde große Abschlüsse in Elfenbein machen können. Am Kenia, in Korkorro (Oda-Boru-Ruva) liegt viel Elfenbein. Die Engländer sind natürlich erbost, daß wir durch unsere Expedition ihnen in einer Landschaft in das Gehege gekommen sind, welches sie bereits zu besitzen glaubten. Das, was das Nilgebiet für Ägypten ist, ist das fruchtbare Thal des Tana für die daßelbe tangirenden Länder.

Morgen früh 4 Uhr wandere ich weiter, in 13—14 Marschtagen hoffe ich am Kenia zu sein; ist Dr. Peters nicht mehr dort, sondern nach dem Baringo, dann gehe ich nach. Ich halte letzteres nicht für unmöglich, weil ich von Rust höre, daß Dr. Peters in den Besitz der geretteten Tauschartikel ist, ferner hatte er in Ukambani eine Eselkarawane, wie ich bestimmt weiß, zusammengestellt. Nun, mag er sein, wo er will, ich werde und muß ihn einholen!

Wie unsere Leser wissen, hat Herr Borchert seinen Marsch trotz aller Schwierigkeiten bis zur Keniastation fortgesetzt, dort aber den Dr. Peters nicht mehr angetroffen; Peters und Tiedemann hatten die Station bereits vierzig Tage vorher — Anfang November — verlassen und waren nach dem Baringosee weiter marschirt. Borchert meldete dies telegraphisch via Sansibar, nachdem er am 23. Januar krank nach Lamu zurückgekehrt war. Seine eisenfeste Gesundheit hatte doch den ungeheuren Strapazen des Marsches nicht auf die Länge Stand halten können. Ein dem Emin Pascha-Komitee neuerdings aus Lamu zugekommener Brief des Herrn Kurt Töppen teilt übrigens mit, daß Borcherts Befinden sich zusehends bessere und daß bald ein weiterer Bericht von demselben zu erwarten ist.

Von Dr. Peters selbst ist dem Emin Pascha-Komitee seit dem in Nr. 1 der „Kolonialzeitung" abgedruckten Bericht vom 8. Oktober v. J. keine direkte Nachricht zugegangen. Die zuerst durch das Reutersche Telegraphenbüreau aus Mombassa, den 24. Januar gemeldete Nachricht, daß zwei französische Missionare mit Dr. Peters in Subaki zusammengetroffen seien, hat sich nicht bestätigt. Offenbar hatten die Missionare nicht Peters, sondern Borchert gesprochen. Dies ergiebt sich auch aus einem Briefe, welchen ein französischer Bischof, Herr de Courmont, kürzlich aus Lamu unterm 20. Januar schrieb und worin es heißt: „Kapitän" Borchert werde in diesen Tagen von Oda-Born-Ruva, wo er das Lager des Dr. Peters leer gefunden habe, nach Lamu zurückkehren; Peters sei schon einige Zeit, ehe Borchert ankam, abgereist gewesen; in Nkone sei erzählt worden, daß Peters sich nach Ukamba begeben habe, um Esel anzukaufen. Wo Peters jetzt sei, wisse niemand; aber daß er am Leben war, als man ihn tot sagte, sei gewiß. — So der französische Bischof, der, wie es scheint, die französische katholische Mission im Witulande einzurichten gekommen ist und zu diesem Zwecke den Tana bereist hat. Die französischen Missionare wußten hiernach über Peters nur das, was ihnen Borchert erzählt hat. Aus der mündlichen Weitererzählung aber erwuchs das Mißverständnis, daß sie Peters selbst gesprochen hätten, und dies wurde dann durch den Telegraphen aller Welt verkündet.

(Fortsetzung in der Beilage.)

[1]) Das Zusammentreffen zwischen Borchert und Rust fand nach des Letzteren Bericht (Kolonialzeitung S. 8) am 22. November statt.

Arabische Weltanschauung.

Da es für die fernere Behandlung der Araberfrage für uns von großer Wichtigkeit ist, in das Geistesleben unserer gegenwärtigen Feinde in Ostafrika einzudringen, glauben wir, daß die nachfolgende Mitteilung das Interesse aller derer erregen wird, welche eine umfassende Lösung erstreben:

Das Schreiben des Herrn Professor Schweinfurth, welches die Deutsche Kolonialzeitung vom 1. Februar d. J. veröffentlichte, enthält einige Bemerkungen über den Fatalismus der Muslims und erwartet von ihm oder von der durch ihn bedingten Gottergebenheit die allmählige Aussöhnung der durch die christliche Eroberung geschaffenen Gegensätze.

Im Allgemeinen wird das Wesen des sogenannten Fatalismus der Muhamedaner mißverstanden, denn er ist nicht nur passiv, sondern hat sich in der Geschichte vielfach aktiv durch die höchsten Heldenthaten dokumentirt. Unser halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln über den gläubigen Muslim, der dem Willen Gottes zu gehorchen glaubt, indem er sich dem über ihn hereinbrechenden Verhängnis nicht mutlos, sondern ergeben, unterwirft, hätte vielleicht näherliegende Objekte an denen, deren rastloses Hasten ungefähr auf das Gleiche, die Selbstzerstörung, nur ohne jenen frommen und versöhnenden Zug, herauskommt. Daß übrigens der Fatalismus der Muhamedaner nicht allzu weit geht, haben wir zu unserem Schaden schon mehrfach erfahren, und es wird nötig sein, einen anderen gemeinschaftlichen Boden zu suchen, auf dem eine Einigung möglicherweise noch vor dem jüngsten Tage zu erzielen ist.

Ich beabsichtige nicht, an dieser Stelle mich hierüber des weiteren zu verbreiten: wenige Worte genügen zur Richtschnur. Sie heißen: Strenge Gerechtigkeit, Achtung vor dem Hergebrachten, zunächst vor der Religion des Islam und ihren Institutionen, freundschaftliche Beziehungen zu angesehenen und gebildeten Muhamedanern, die keineswegs übermäßig schwer zu knüpfen sind, aber mehr Takt und Rücksicht auf bestehende Verhältnisse erfordern, als die heutigen Vertreter unserer Rasse in jenen Gegenden aufzuwenden geneigt oder befähigt sind.

Ich hatte in Aden die Bekanntschaft des Schech Abd ul Kadir Mohammed gemacht, die ihre Fortsetzung in einem lebhaften Briefwechsel zwischen uns fand. Der Genannte ist Verfasser eines populären Werkchens über arabisches Erbrecht und betreibt mit Vorliebe chemische Studien nach englischen Lehrbüchern, welche Sprache ihm einigermaßen geläufig ist. Ich verdanke ihm zahlreiche Aufklärungen auf verschiedenen Gebieten des Islam. Trotzdem er also auch in weltlicher Beziehung ein durchweg gebildeter Mann ist, liegt ihm doch nichts so am Herzen, wie seine Religion und der Koran. Sein letzter Brief, den ich nachstehend in getreuer Übersetzung veröffentliche, indem ich die mehrfach unseren Forschungen widersprechenden Behauptungen unberührt lasse, zeigt überall eine echte Hingebung an den Gegenstand und gibt eine treffende Illustration zu der bei seinen Landsleuten selbstverständlichen Hintansetzung weltlicher Wissenschaft gegen die der Religion, wie auch das Beispiel wahrer bewußter Unterwerfung unter die göttliche Führung, die jedoch von stumpfer Resignation ziemlich weit entfernt ist.

Der Brief aber lautet:

Preis sei Gott allein!

Unserem vortrefflichen Freunde, dem Chowadja ꝛc. ꝛc. (Nach dem üblichen Gruße.)

Es ist Dir nicht verborgen, daß ich aus englischen Zeitungen ersah, wie Ernest Benson in London ein Buch veröffentlichte, in welchem er darlegt, daß der Islam in Wahrheit mit dem Christentum eins ist, und daß die gelehrten Leute der vorgeschrittenen deutschen Schule der Meinung sind, die Lehren des Korans seien nur die Lehren der christlichen Religion, wie sie herrschend war, ehe der Einfluß St. Pauls maßgebend wurde, daß unser Prophet sich mit den christlichen Überlieferungen bekannt machte und sie adoptirte, und daß es möglich ist, diese durch das Studium des Koran kennen zu lernen, wobei die Sekten, die seit dem Jahre 33 nach dem Messias ins Leben traten, auszuscheiden sind. Wenn sie gesagt hätten, der Islam sei die wahre Religion, und jeder, der diese erlangen wolle, müsse den Koran studiren, so würde ihre Angabe die Wahrheit selbst gewesen sein, denn sie erkennen die Richtigkeit seiner Lehren an, nur schreiben sie dieselben der christlichen Überlieferung zu. Dies ist, als wenn ein Mann bei einem anderen einen Gegenstand findet, der einer Sache ähnlich sieht, welche er selbst besaß, und die er nun ohne jeden Beweis für sich reklamirt. In Wahrheit hat der allmächtige Gott die Geschöpfe erschaffen und das, was sie zu ihrem Glücke in dieser Welt und zur Vorsorge für die andere brauchen. Er hat die Schriften an Moses, das Evangelium an Jesus, und den Koran an unseren Propheten herabgesandt, und Er, der erhöht sei, sagt darin:[1]) „Wir sandten dir den Koran herab in Bestätigung der vorangehenden Schriften, d. h. der mosaischen und der Evangelien, und zu deren Stütze." Dies bedeutet, daß der Koran für die ihm vorangegangenen Bücher die Autorität bildet, und daß dasjenige, was ihm in denselben widerspricht, hinfällig ist. Es ist nicht verwunderlich, daß unser Prophet ein Araber und nicht etwa einer der Söhne Israels ist, denn Gott kann zu seinem Gesandten wen er will von seinen Dienern erwählen. Was die Ansicht euerer Gelehrten betrifft, daß nämlich der Koran euerem Religionsbuche entnommen sei, so hat dieselbe keine Begründung, sondern entspringt der Unfähigkeit, zu fassen, was nur der fassen kann, der unter der göttlichen Leitung steht und dessen Urteil von Gott erleuchtet ist. Denn thatsächlich befassen sich die Gedanken euerer Gelehrten nur mit dem Wissen dieser Welt, während sie der anderen uneingedenk sind, wie Gott sagt:[1]) „Sie kennen die äußeren Erscheinungen dieser Welt, um die andere aber kümmern sie sich nicht." Ihre Gedanken sind tief in die Angelegenheiten dieser Welt versunken und lassen sich nicht dahin lenken, was ihnen in der nächsten gut thun wird. Wollte Gott, daß ich wüßte, wie es ihnen bewiesen wurde, daß unser Prophet in der christlichen Lehre Unterricht nahm und sie nachahmte. Wo hielt er sich auf, als er sie studirte, wer war sein Lehrer, und wie hätte er sie übersetzen sollen, da er doch ungelehrt war und nicht einmal Arabisch lesen oder schreiben konnte? Wie konnte er dann diese Lehren und Gesetze zusammentragen, und wann trug er sie zusammen? Die Wahrheit ist, daß unser Prophet ungelehrt war und seine eigene Sprache weder lesen noch schreiben konnte. Aber Gott hat ihn die Wissenschaft des Übersinnlichen gelehrt und ihn mit den Geheimnissen seiner Weisheit bekannt gemacht. Genügt dieses Wunder euch noch nicht bei einem Manne, der die Sprache anderer Leute nicht kennt, viel weniger ihre Lehren und Gesetze übertragen und sie ordnen und zusammenstellen kann? In diesem Zeitalter, da die Zivilisation sich verbreitete, das Erlernen fremder Sprachen so leicht geworden ist, würde doch einer der vielen gelehrten Leute etwas wie der Koran hervorbringen, oder wie die Lehren des Islam und seine Gesetze zusammengestellt haben! Aber trotz des Überflusses an Büchern und ihrer billigen Herstellung durch den Druck, können sie nicht einmal ein kleines Kapitel des Koran nachahmen. Thatsächlich haben beredte Männer unter den Arabern und ihre Dichter in der Zeit der Unwissenheit, als sie sich dem Propheten widersetzten, und später beredte Ungläubige das Äußerste versucht, etwas dem Koran ähnliches zu schaffen, jedoch erfolglos, und sie erkannten an, daß dieser weder Poesie noch Prosa enthält, sondern eine Sprache, klar, beredt, von schönem Bau, desgleichen hervorzubringen über die menschliche Macht hinausgeht, und sein Styl sowie seine Wortfügung sind das größte Wunder, wie die beredtesten Araber anerkannt haben, die mit ihrer Sprache besser bekannt sind als die Europäer.

Thatsächlich enthält unser Koran die Lehren, deren wir zu unserer Leitung und Wohlfahrt in unseren weltlichen und religiösen Angelegenheiten bedurften. Er lehrt uns das Gute zu thun und das Böse zu meiden, er empfiehlt, was vernünftig und gerecht ist, ebenso wie Barmherzigkeit und Beistand und Gnade für den Unterdrückten, er verbietet das Unvernünftige, Unmoralische, Tyrannei, Unterdrückung, Unzucht, Trunkenheit, Glücksspiel und alles, dessen Gebrauch schädlich ist und was einen Anderen schädigen könnte. Reinlichkeit ist ein Teil unseres Glaubens und Du hast selbst gesehen, daß die Mittelklasse der Muslims hier reinlicher sind, als die Deines zivilisirten Volkes.

Wir haben ein Buch, welches unveränderlich ist, welches die Gebote Gottes enthält, welcher weiß, was seinen Geschöpfen schadet und was ihnen gut thut, und Er hat uns damit wohl geleitet in unseren religiösen und geistlichen Verhältnissen. Es hat von der Zeit unseres Propheten bis auf den heutigen Tag gewirkt und verbreitet sich fort und fort ohne die Hülfe von Missionären, und die Herzen der Menschen sind von ihm erfüllt. Ihr habt gesetzgebende Versammlungen, die schwere Auflagen auferlegen und die Tag und Nacht nicht aufhören, sich zu mühen und Gesetze auszusinnen, aber nur für die weltliche Wohlfahrt Eures Landes. Und oft, wenn sie ein Gesetz gemacht haben, dauert es nicht lange, bis sie entdecken, daß es schädlich ist; dann ändern sie es und machen ein anderes Gesetz, und fahren so allezeit fort. Unser Koran aber ist eine göttliche, unveränderliche Lehre, und seine Vorschriften sind alle nützlich und vernünftig, wenn du ihn und seine Meinungen mit dem Auge der Gerechtigkeit betrachtest. Indessen Meinungen und Ansichten sind verschieden, wie der Dichter sagt: Oft verkennt das Auge das Sonnenlicht wegen Entzündung des Auges, oft der Mund den Geschmack des Wassers wegen Krankheit.

Ich habe dies in Eile geschrieben. So verzeihe und sende mir bald befriedigende Antwort. Mit Salem u. s. w.

Geschrieben Aden, 21. Januar 1890.

Dein Freund

Abdul Kadir Muhammed.

Soweit der Brief.

Ich lasse das größere oder geringere Gewicht der angeführten Gründe unangetastet und bemerke nur, daß sie von Gebildeten und Ungebildeten ziemlich gleichmäßig geteilt werden, und daß Allen die Vertheidigung der göttlichen Sendung ihres Propheten und der Wahrheit der durch ihn offenbarten Religion gleichmäßig am Herzen liegt. Wir haben kein Recht, ein Religions- und Sittengesetz, das von dem unseren abweicht, weil es einem fremden Boden entsproß und für andere Menschengattungen bestimmt war, zu verwerfen und so die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, die wir uns zu Freunden gewinnen wollen.

L. Hirsch.

[1]) Die Stelle befindet sich Sure V. 52.

[1]) Siehe Sure 30 Vers 6.

Aerztliche Missionen für die deutschen Kolonien.

Es liegt in der Natur einer jeden auf Agitation sich stützenden populären Bewegung, welche eine große und bedeutsame Idee zum Ausdruck bringen soll, daß sie auf allgemeine Gesichtspunkte

die Aufmerksamkeit lenken muß. Die Agitation geht dabei von der richtigen Erwägung aus, daß es vor allem darauf ankomme, einen genügend festen Unterbau anzulegen, auf dem dann das Gebäude errichtet werden kann. Es macht sich allerdings häufig der Umstand fühlbar, daß eine Anzahl von Gesinnungsgenossen die beiden Begriffe verwechseln, den Unterbau für das wichtigste halten und, froh des erreichten Erfolges, zum Ausbau des Werkes nicht mehr Hand anlegen. Wenn die Agitation in weitere Kreise gedrungen ist, die Zeitungen sich der verfochtenen Sache annehmen, sind sie vollkommen befriedigt und übersehen in ihrer Kurzsichtigkeit, daß eine fortgesetzte Arbeit notwendig ist, um das Werk zu krönen.

Wer sich nur einigermaßen mit unseren Kolonien beschäftigt hat, weiß, daß sie, im Anfangsstadium ihrer Entwicklung, nicht viel mehr als Versuchsanlagen sind, daß noch fast alles in kolonisationstechnischer Hinsicht zu thun ist, daß, je intensiver man sich mit ihnen beschäftigt, desto größere Schwierigkeiten auftauchen, welche überwunden werden müssen, daß wir Tag für Tag vor neuen Rätseln stehen, deren Lösung anbahnen zu helfen Sache der Vereinsthätigkeit ist. Wir wollen hier nur eine Frage anregen, welche, von Engländern und Amerikanern in ihrer ganzen Bedeutsamkeit gewürdigt, bislang nur auf wenige Sympathien in den Kreisen der Kolonialfreunde gestoßen war, aber neuerdings an Wichtigkeit auch für uns zugenommen hat: die Frage der ärztlichen Missionen für die deutschen Kolonien.

Der Gedanke, christliche Ärzte und ihre Kunst auf den evangelischen Missionsfeldern zu verwenden und zu verwerten, nahm zu Anfang des zweiten Drittels unseres Jahrhunderts zuerst unter den praktischen Amerikanern eine bestimmtere Gestalt an. Sie waren es auch, die den Anstoß zur Gründung der ersten ärztlichen Missionsgesellschaft in Europa gaben, welcher bald eine ganze Anzahl anderer folgten, so daß heute diese Missionsthätigkeit eine ganz gewaltige Ausdehnung erhalten hat. Wir können hier auf die einzelnen Gesellschaften nicht weiter eingehen, verweisen aber diejenigen, welche sich für den Gegenstand interessiren, auf eine erschöpfende Arbeit des jüngst verstorbenen Professors Christlieb.[1]) Gegen Ende des Jahres 1887 arbeiteten bereits 264—268 von medizinischen Fakultäten promovirte Doktoren und Doktorinnen auf protestantischen Missionsstationen unter Heiden und Mohamedanern, fast alle im Dienste evangelischer Missionsgesellschaften, einige auch in Verbindung mit den seit einiger Zeit gegründeten medizinischen Missionsgesellschaften oder auch mit Frauen-Missionsgesellschaften, nur einige wenige ganz unabhängig. Im letzten Jahre ist die Zahl der Sendlinge der Missionen so gewachsen, daß die französischen Katholiken sich durch die Propaganda der Protestanten beengt fühlen und sich in Frankreich deshalb infolge eines Vortrags von Le Roy de Méricourt am 26. Februar d. J. in der Académie de Paris eine Gesellschaft gebildet hat mit dem Zwecke, Hospitäler und Dispensaires (Kliniken und Apotheken, welches alles in dem englischen Worte Dispensary zusammengefaßt ist) zu schaffen, da allgemein der Vorteil anerkannt wurde, welchen der Arzt durch seine Thätigkeit vor anderen Missionaren voraus hat. Das Oeuvre médicale missionnaire, welches in Algier und im äußersten Osten wirken will, wo der protestantische Einfluß gewaltig zugenommen hat, scheint sich durchaus zufriedenstellend zu entwickeln. Die „Weißen Väter" von Algier haben ferner ein sehr interessantes Institut auf der Insel Malta errichtet. Im Innern Afrikas losgekaufte Sklavenkinder werden dort aufgenommen, in Sprachen, in den mathematischen, sowie naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet und dann zum Studium der Medizin auf die Universität geschickt. In einer Denkschrift, welche mit dem Ersuchen um Unterstützung an den Afrika-Verein deutscher Katholiken gesandt worden ist, heißt es über deren Wirksamkeit: „Einmal Ärzte, begleiten sie die Missionare nach Zentralafrika, verheiraten sich dortselbst und benutzen ihre Kenntnisse bei den Wilden. Diejenigen, welche den außerordentlichen Einfluß kennen, den solche Ärzte auf die schwarzen Stämme ausüben, erklären sich leicht, welchen Nutzen für die christliche Bildung Afrikas man aus dieser Einrichtung ziehen kann. Die drei ersten Ärzte, die wir auf solche Weise herangebildet haben, sind in der Mission am Tanganyika thätig. Msgr. Bridoux, der im vorigen Jahre das Glück hatte, diese Missionare neuer Art mitzuführen, spricht sich sehr lobend über ihre Dienste aus." Wie wir noch nebenbei bemerken, beabsichtigt diese Mission, „die früher so blühenden Vikariate in Unianiembe und am Victoria-Nyanza, welche auf deutschem Gebiet liegen, wieder aufzurichten. Es gilt die Sache des Christentums und die Sache Deutschlands zu fördern".[2])

Bislang hat man in deutschen Missionskreisen der Sache noch nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt, weder für die Thätigkeit in den Ländern des Islam, noch in den deutschen Kolonien, wenn man von dem bedeutenden deutschen Diakonissenwerk im Orient absieht.

Sind die Diakonissen auch keine akademisch gebildete Doktorinnen, so sind sie doch geschulte Krankenpflegerinnen an Hospitälern und Diakonissen-Lehrhäusern, die neben den Lehrschwestern in Schulen und Waisenhäusern der evangelischen Mission ungemein wichtige Pionierdienste leisten, und deren stille Arbeit von Christen und Mohamedanern auch immer mehr anerkannt wird, zumal sie meist älter ist als die englischer Aerztinnen. In Alexandrien, Kairo, Jerusalem, Beirut, Smyrna, Konstantinopel sind die Schwestern in mannigfacher Weise thätig. In Beirut hat auch der deutsche Johanniterorden seit 1867 ein Hospital und wirkt sehr segensreich. Aber eigentliche Missionsärzte, die nicht blos heilen, sondern auch zugleich evangelisiren sollen, sind nicht in Verbindung mit jenen Anstalten. In unmittelbaren Dienst der Heidenmission trat dagegen die deutsche Diakonissenarbeit in der Berliner oftafrikanischen Mission, und für Westafrika ist ein Diakonissenhaus in Ho (Sklavenküste, Gebiet der Bremer Mission) in Vorbereitung begriffen. Der Knaak'sche Frauenverein für China hat in Hongkong, die Baseler Missionsgesellschaft in Aburi an der Goldküste, in Kalikut und wohl auch jetzt in China, Sendlinge wie auch die rheinische Mission in Barmen Missionsärzte nach Sumatra und nach China ausgesandt,[1]) aber die Zahl der deutschen Aerzte ist im Verhältnis zu der allgemeinen Missionsthätigkeit immer noch gering, obwohl unstreitig die ärztliche Thätigkeit den allgemeinen Missionsinteressen auf eine überraschende Art nützt. Was für ein großes Arbeitsfeld bieten unsere Kolonien noch dar, deren Eingeborene auf einer tieferen Stufe stehen, als die Völker des Ostens, wo es für die Mission sich darum handelt, die Grundlage der christlichen Gesittung zu pflanzen, für die Kolonialpolitiker aber, die ungeheuer wichtige Eingeborenenfrage in dem Sinne zu lösen, daß die Eingeborenen allmählich die deutsche Kultur bis zu einem gewissen Grade sich aneignen.[2])

Wenn wir vor allen Dingen die Thätigkeit der Mission im Auge haben, so geschieht es aus dem Grunde, weil sich die ärztliche Thätigkeit am leichtesten in den Rahmen ihrer Bestrebungen einfügt und die Missionen fortdauernd auf die Besucher der Kliniken einwirken können. Daneben ist aber auch die Thätigkeit der Laienärzte von seiten der Regierung und Kolonialgesellschaften nicht zu unterschätzen. Dr. Kohlstock hat jüngst mitgeteilt, daß auf den Stationen an der Küste, wo

[1]) Ärztliche Missionen. Von Theodor Christlieb. Neuer, vielfach ergänzter Abdruck. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

[2]) Der Zentralvorstand des Afrikavereins, welcher am 19. Dezember den Vikariaten Victoria-Nyanza und Tanganyika 20 000 Mark bewilligt hatte, hat am 14. Januar die Mission mit noch 40 000 Mark unterstützt.

[1]) Nach dem ersten Jahresbericht der ersten deutschen medizinischen Mission in China wurde als Ort für die Errichtung des Hospitals die über 300 000 Einwohner zählende Stadt Tungkun (Provinz Kwantung) gewählt, welches Anfang April 1888 unter der Leitung des Dr. F. Kuhne eröffnet werden konnte. Bis Ende des Jahres 1888 benutzten 4100 Patienten die öffentlichen Konsultationen, und wurden 40, zum Teil schwere Operationen mit günstigem Erfolge ausgeführt. Die großartigen Erfolge, welche die zahlreichen, den englischen und amerikanischen Missionen zugeteilten Hospitäler während der letzten Jahre zu verzeichnen gehabt haben, sprechen deutlich dafür, daß unter den mancherlei Bestrebungen zum Zwecke der Verbreitung europäischer Kultur und Zivilisation in China, die medizinische Wirksamkeit in Verbindung mit der Missionsarbeit, eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. Einige Blicke auf die heilkünstlerischen Versuche der eingeborenen Ärzte und die bisherigen sanitären Verhältnisse der Chinesen, zeigen am besten die klaffende Wunde an dem chinesischen Volkskörper, die nach Heilung schreit. Wie der Bericht bemerkt, existirt außer der Kaiserlichen medizinischen Akademie in Peking zum alleinigen Gebrauch Sr. Majestät und Großwürdenträger in dem ganzen großen Reiche keine einzige medizinische Schule. Jeder kann mit ganz geringen, aus wenigen Büchern geschöpften Kenntnissen in der Heilkunst praktiziren. Von den Charlatanen unter den ärmeren Klassen und der Landbevölkerung, die ihre Weisheit aus der Tradition und einer sorgsam gewahrten Geheimmittellehre schöpfen, gar nicht zu reden. Bei allen herrscht in der Chirurgie, Geburtshülfe, Kinderkrankheiten, Augenheilkunde sowie Schutzmaßregeln bei Ausbruch einer Epidemie die völligste Unkenntnis.

[2]) So sagt Merensky in einer kürzlich erschienenen Broschüre: „Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben?" (Berlin, 1890. Verlag von M. L. Matthieß): Wir glauben, daß die Eingeborenenpolitik der bei weitem wichtigste Zweig aller kolonisatorischen Thätigkeit in unseren afrikanischen Kolonialgebieten ist. Von der Art und dem Wesen, in welchem man die Eingeborenenfrage dort lösen wird, hängt fast alles für die Zukunft ab. In Südwestafrika ist das Land nicht fruchtbar genug, um eine europäische Bevölkerung von irgend welcher größeren Zahl zu ertragen. In Togoland und in Kamerun wird das Klima aller Wahrscheinlichkeit nach die Bildung und Entwickelung einer europäischen Kolonialbevölkerung nicht zulassen; in Ostafrika gibt es weite Striche, in denen dieselben Verhältnisse die Ansiedelung von Weißen hindern werden. Sollten jedoch auch in einzelnen Landschaften sich weiße Kolonisten ansiedeln und halten können, so wird doch das Land in großer Ausdehnung von Schwarzen bewohnt bleiben. Davon, ob diese Eingeborenen ruhige, treue, gutwillige Unterthanen Deutschlands werden, hängt der politische Erfolg unserer Anstrengungen davon, ob sie fleißige, produktive Arbeiter und Viehzüchter werden, hängt der wirtschaftliche Erfolg unserer Kolonialunternehmungen ab. Denn die Zukunft Afrikas und der europäischen Kolonien in Afrika wird durch die Entwicklung der afrikanischen Eingeborenen bestimmt werden.

Ärzte vorhanden sind, Poliklinieken eingerichtet wären, wo unbemittelte Eingeborene unentgeltlich, bemittelte um ein Geringes behandelt würden, und daß diese Einrichtung sich gut bewähre. Er selbst konnte einen charakteristischen Fall erzählen, wo er sich durch eine kleine Operation die fortdauernde Dankbarkeit eines Eingeborenen gewonnen habe, die den deutschen Interessen sehr zu statten gekommen wäre.

Die deutsche Kolonisation muß eine Kultivations-Kolonisation im höchsten Maßstabe werden und auf allen Gebieten einsetzen, will sie noch unter den jetzigen Verhältnissen, da die Eingeborenen hier und dort anfangen, selbstbewußter zu werden, ohne spätere zu große Opfer etwas dauerndes und fortwirkendes schaffen. Der Neger wird wegen seiner Assimilationsfähigkeit nicht das Schicksal anderer inferioren Rassen teilen, welche vor dem Eindringen der Zivilisation verschwanden, ihm fällt eine besondere Aufgabe in der Entwicklung der Weltgeschichte zu. Den Neger zu europäisiren kann unsere Aufgabe nicht sein, nur heranbilden müssen wir ihn zu der Fähigkeit, seinen Aufgaben der Menschheit gegenüber gerecht zu werden. In dem anerkannt richtigen Grundsatz nun, „Jeder und jedes Zeitalter helfe mit zur Evangelisirung und Kultivirung der Welt mit dem, was ihm verliehen ist," haben wir Europäer, die wir bereits seit Jahrhunderten auf allen Gebieten des staatlichen wie sozialen Lebens die Segnungen einer christlichen Kultur genießen, schon vom Standpunkte der Humanität die Pflicht, diese Vorzüge auch solchen Völkern zu vermitteln, die ihrer noch entbehren.

*

Die Unterbringung befreiter Sklaven.[1])

(Fortsetzung statt Schluß.)

Botschabelo ist allerdings keine Niederlassung befreiter Sklaven, sondern gegründet von der Berliner Missionsgesellschaft als eine Zufluchtsstätte flüchtiger Afrikaner. Aber die schwierige Aufgabe, ein Gemeinwesen von Schwarzen zu schaffen, das die sittlich-religiöse und die wirtschaftliche Erziehung des Einzelnen bewirkt, zugleich aber sich selbst erhält und womöglich Überschüsse erzielt — diese Aufgabe ist in Botschabelo unvergleich gut gelöst. Allerdings waren günstige Umstände dabei im Spiel: die einzige Thatkraft und Einsicht des Gründers, die verhältnismäßig hohe Kulturstufe der Bassuto, welche den Grundstock der Bevölkerung bildeten, und endlich die zu festem Zusammenhalten nötigende Unsicherheit des umgebenden Landes. Auf der andern Seite lagen aber auch bedeutende Schwierigkeiten vor, besonders bei der Urbarmachung des Bodens; und man darf wohl sagen, daß die eben aufgeführten Vorteile allein zwar vielleicht die Existenzfähigkeit der Kolonie begründet haben würden, aber keineswegs die glänzenden Erfolge, welche Merensky fast in jeder Hinsicht erzielt hat. Die Lektüre seiner „Erinnerungen" kann denn auch kaum im Zweifel darüber lassen, daß die Blüte Botschabelos zum guten Teil der eigentümlichen Art von Wirtschaftsbetrieb und Gemeindeverfassung verdankt wird, welche der mit ungewöhnlicher Kenntnis des afrikanischen Wesens ausgerüstete Leiter eingeführt hat.

Botschabelo ist ein sogenanntes Institut, d. h. eine Station, die auf Grund und Boden liegt, welcher einer Missionsgesellschaft gehört. Letztere erhebt Pacht von den Bewohnern und übt Zucht nach Gesetzen, welche mit denselben vereinbart sind. Von der Jahresrente an Mais und Korn, den Hauptprodukten von Botschabelo, wird der Zehnt erhoben; (Erinnerungen p. 245, 330; Deutsche Kolonial-Zeitung 1889 Nr. 28, 29, 33). In den musterhaft gefaßten Gesetzen für die Bewohner heißt es: (3) „Die Herren des Landes sind die großen Lehrer jenseits des Meeres, ihnen gehört es, denn sie haben es von den Bauern gekauft. Alle Befehle, die von ihnen kommen, sind Gesetze dieser Volksgemeinde. — (4) Die Missionare, welche von ihnen angestellt werden, sind an ihrer Stelle die Hirten dieser Gemeinde. Deshalb darf Niemand bauen oder ackern oder Holz fällen ohne Erlaubnis der Missionare. — (5) Die eingesetzten Aeltesten (Schwarze) sollen die Leute beaufsichtigen, daß sie den Gesetzen gehorchen, und sollen Recht sprechen. Leute, die sich vergehen, werden von der Versammlung der Aeltesten gerichtet werden. Die gemeinen Leute regieren nicht, sondern sollen um Gotteswillen hören und gehorchen, denn die Aeltesten müssen geehrt werden. — (6) Vergehen, die schwer gestraft werden sollen, sind: Diebstahl untereinander und an Bauern verübt, Hurerei, Widerstand gegen die Aeltesten. Strafe dafür sind Schläge und Vertreibung vom Platze, oder eine andere schwere Strafe, je nachdem die Aeltesten das Urteil sprechen werden. — (7) Geringere Strafe ist Zahlung von Buße. — (8) Strafgelder gehören nicht einem einzelnen Manne, sondern werden verwahrt von dem, der dazu eingesetzt ist, daß sie der ganzen Gemeinde Nutzen bringen. — (10) Bauten für Kirche und Schule werden von den Leuten besorgt. Außerdem werden sie an einem Tage jedes Monats die Arbeit thun, welche der Missionar ihnen anweist."

Soweit die Verfassung von Botschabelo. Ihr großer Vorzug liegt darin, daß sie das dem Afrikaner vertraute patriarchalische Regiment des Häuptlings, bezw. Ältesten, mit gewissen Einschränkungen und unbeschadet der Oberleitung durch den Weißen, bewahrt hat. Der Wirtschaftsbetrieb aber — der Schwarze als Pächter zum Zehnten verpflichtet — ist derart, daß dem Selbständigkeitstrieb des Schwarzen entschieden Rechnung getragen wird und doch zugleich eine Nötigung gegeben ist, mehr zu produziren als der Lebensunterhalt verlangt. Wir werden noch mehrfach auf Botschabelo zurückzukommen haben.

In ähnlicher Richtung, wenn auch keineswegs so systematisch, ist die Brüdergemeinde im Kafferland vorgegangen; doch sind die Berichte, welche uns darüber vorliegen, zu allgemein gehalten, als daß sich bestimmte Anschauungen gewinnen ließen. (Vgl. Miss.-Blatt aus der Brüdergemeinde 1863 p. 85, 1849 p. 39, 1867 p. 13, 1868 p. 182 u. ö.)

B. Vorschläge.

Die Betrachtung früherer Versuche, welche hiermit beschlossen sein mag, ergiebt eine Reihe bedeutsamer Fingerzeige. Aber es hieße ihren Wert sehr überschätzen, wollte man allein auf dieser Grundlage einen bestimmten Plan zu praktischem Vorgehen entwerfen. Ein solcher muß vielmehr auch eine sehr eingehende Prüfung der ostafrikanischen Verhältnisse zur Voraussetzung haben, soweit dieselben für unsere Frage von Belang sind. Da nun diese Prüfung bislang nicht unternommen ist und überhaupt, soll sie zuverlässige Resultate ergeben, nicht anders angestellt werden kann, als durch einen bezw. mehrere Sachverständige an Ort und Stelle, so machen die Vorschläge, welche wir im Folgenden aufstellen werden, nur auf ein sehr bedingtes Maß von Giltigkeit Anspruch.

Soweit sich die befreiten Sklaven zu militärischem Dienste eignen, wird ihrer Einstellung in die ostafrikanische Schutztruppe nichts im Wege stehen; wir haben oben bemerkt, daß die Engländer in Westafrika dabei ganz gute Erfahrungen gemacht haben. Abgesehen von dieser Möglichkeit bieten sich, so lange nicht die deutsche Mission in Ostafrika festen Fuß gefaßt hat, lediglich zwei Wege der Unterbringung dar: Überweisung an deutsche Plantagen-Stationen und Anlage einer besonderen Niederlassung befreiter Sklaven.

Im ersteren Fall sind wir vor das schwierige Problem gestellt, Negererziehung und Plantagenwirtschaft in einer für beide Teile wenigstens annähernd günstigen Weise zu vereinen. Die von den Engländern angewandten „Lehrlingskontrakte" sind nicht durchaus musterhaft; auch die in Transvaal giltigen Dienstbestimmungen, können, obwohl in ihrer Art vorzüglich, doch nicht ohne weiteres für unsere Aufgabe Anwendung finden. Es wird vielmehr eines sorgfältigen Studiums der jetzigen Arbeitsverhältnisse Ostafrikas und ausführlicher Verhandlungen mit den dort arbeitenden Handelsgesellschaften bedürfen, wenn wirklich gesunde Kontrakte erzielt werden sollen. Über zwei Punkte dürfte allerdings kaum ein Zwefel bestehen. Der Kontrakt wird den befreiten Sklaven unter Androhung schwerer Strafe auf eine bestimmte Reihe von Jahren an die betreffende Station binden müssen — das eigene Interesse des Schwarzen sowie das der Station verlangt es so — und der Arbeitgeber muß sich verpflichten, jedem Schwarzen, bezw. jeder Familie ein kleines Grundstück zu eigener Benutzung zu überlassen, das in unmittelbarer Nähe der Plantage zu liegen hat und nach Ausdehnung und Ertragsfähigkeit geeignet sein muß, um darauf die nötigen Lebensmittel zu ziehen. Nur so wird man den Schwarzen allmählich zu einer gewissen wirtschaftlichen Selbständigkeit erziehen und ihn zu freiwilligem Verbleiben bei der Station bewegen können Ein noch kräftigerer Antrieb zu dauerndem Verbleiben würde es sein, wenn der Schwarze Zeit und Gelegenheit erhielte, auf diesem Grundstück über den zum Lebensunterhalt nötigen Umfang hinaus zu produziren mit der Erlaubnis, nach Belieben über die Ernte verfügen zu dürfen. Wenn unter den westindischen Kolonien Barbados am wenigsten unter der Emanzipation der Negersklaven gelitten hat, so ist der Hauptgrund hierfür darin zu suchen, daß die dortigen Plantagenbesitzer in sehr verständiger Weise ihr Verhältnis zu den emanzipirten Sklaven geregelt und dieselben geradezu ermutigt haben, auf den ihnen überlassenen Grundstücken außer dem Anbau der nötigen Lebensmittel auch den einträglichen Zuckerrohrbau zu betreiben. (Blaub. 1859 Bd. XXI Nr. 42, 55, 97, u. ö.; Holtzendorff, die brit. Kolonien 1871 p. 8 ff.)

Was nun die Anlage einer besonderen Niederlassung aus befreiten Sklaven betrifft, so weisen uns die bei früheren Versuchen gemachten Erfahrungen deutlich auf drei Kardinalpunkte hin, von denen in erster Linie das Gedeihen eines solchen Unternehmens abhängen wird. Es gilt zu bestimmen 1. welche Art des Wirtschaftsbetriebes, 2. welche Art der bürgerlichen Ordnung und 3. was für ein Platz die größte

[1]) Verkürzter Abdruck einer im Auftrag der Kommission V der Deutschen Kolonialgesellschaft verfaßten Denkschrift.

Gewähr für eine nachhaltige Erziehung des Schwarzen und für die Rentabilität des Unternehmens bietet.

Hinsichtlich des Wirtschaftsbetriebes wären die beiden Extreme: Plantagenarbeit oder des Sierra-Leoniten zwanglose und leistungsfreie Wirtschaft. Daß wir mit letzterer nicht weit kommen würden, bedarf keines Wortes mehr. Zu gunsten ersterer könnte der Erfolg der katholischen Mission in Bagamoyo ins Feld geführt werden, hätte nicht dort der oben bemerkte überaus günstige Umstand vorgelegen, daß die Mission sich die meisten ihrer Plantagenarbeiter großgezogen hatte. Aber es giebt noch ein anderes Beispiel von Plantagenwirtschaft mit befreiten Sklaven, welches sehr lehrreich ist und daher eingehende Besprechung verlangt: wir meinen die Geschichte der westindischen Plantagen nach Einführung der Emanzipation. Das ausgedehnte Quellenmaterial, welches die Blaubücher, sowie Privat- und Missionsberichte darbieten (z. B. Madden, Twelve Months Resid. in the West Indies 1835; Capadose, Sixteen Years in the West Indies 1845; Gurney, Winter in the West Indies 1841; außerdem das Missionsblatt der Brüdergemeinde), hat eine genügende wissenschaftliche Behandlung noch nicht gefunden (ein Anfang dazu: Abeken, amerik. Negersklaverei und Emanzipation, Berlin 1847); die Zeugnisse, auch die amtlichen, widersprechen sich in einem Grade, daß es außerordentlich schwer ist, sich zu sicheren Anschauungen durchzuarbeiten. Was aber zweifellos dasteht, das ist der von der englischen Regierung eingeschlagene Weg und dessen letzte Resultate.

Der am 12. Juni 1833 vom Parlament gefaßte Beschluß, welcher die Aufhebung der Sklaverei anordnete, war in den einzelnen Kolonien von Emanzipationsgesetzen gefolgt, welche, in den Grundzügen übereinstimmend und nur in Einzelheiten von einander abweichend, die Rechte und Pflichten des emanzipirten Sklaven gegenüber seinem früheren Herrn feststellen. Sie sind zusammengefaßt im Blaubuch von 1835 Band 50. (Vgl. Pauli, Gesch. Englands II p. 203; Abeken a. a. O. 53—82). Um der schweren Schädigung vorzubeugen, welche man von einer sofortigen unbedingten Emanzipation befürchtete, wurde für die bisherigen Feldsklaven eine 7jährige sogenannte Lehrlingszeit angesetzt, welche sie im Dienste ihres bisherigen Herrn aushalten sollten. Die Zeit, während welcher sie auf seiner Plantage zu arbeiten verpflichtet waren, wurde auf nur 45 Stunden wöchentlich bestimmt. Der Prinzipal hingegen wurde verpflichtet zur Ernährung, Bekleidung und Logirung des Lehrlings, er hatte bei 40 oder mehr Lehrlingen eine ärztliche Kraft zu engagiren, deren Anordnungen er unbedingte Folge geben mußte. In welcher Weise aber Ernährung und Bekleidung stattfinden soll, dafür stehen dem Prinzipal mehrere Wege offen. An Stelle der vorgeschriebenen Kleidungsstücke konnte in mehreren Kolonien Arbeitsbefreiung oder Geldzahlung treten, und was die Verpflegung anbetrifft, so konnte dieselbe entweder ganz durch Aushändigung der vorgeschriebenen Lebensmittel erfolgen, oder indem nur die Fleischkost verabfolgt und zur Produktion der vegetabilischen Nahrung dem Lehrling ein Stück Land zur Bebauung überlassen wurde, mit den nötigen Sämereien und Geräthschaften. Doch darf in beiden Fällen Geldzahlung an die Stelle treten. Das im zweiten Fall zu überlassende Land soll nicht zu weit von der Wohnung des Lehrlings entfernt sein (2 Meilen Maximum gewöhnlich) und quantitativ wie qualitativ geeignet sein, das für seinen Unterhalt Erforderliche hervorzubringen. Zur Besorgung desselben ist ihm von der gesetzlichen Arbeitszeit (den 45 Stunden wöchentlich) eine bestimmte Anzahl von Tagen freizugeben — die Bestimmungen darüber variiren in den einzelnen Kolonien von 11 bis zu 26 Tagen fürs ganze Jahr. Aber an Stelle dieser Freizeit konnte in den meisten Kolonien, wenn Prinzipal und Lehrling einen diesbezüglichen Vertrag abschlossen, Geldzahlung treten.

Dies System hat den Zweck, zu welchem es geschaffen wurde, die westindische Plantagenwirtschaft vor dem Ruin zu bewahren, nicht erfüllt. Das Interesse des Plantagenbesitzers lief dem des befreiten Sklaven schnurstracks zuwider: und doch sollten beide Interessen berücksichtigt werden. Die Art, wie diese Vereinigung stattfand, hat weder für den einen noch für den andern den gewünschten Erfolg gehabt. Die Verminderung der Arbeitszeit in der Plantage auf $7\frac{1}{2}$ Stunde täglich machte es, wie die Blaubücher der betreffenden Jahre nachweisen, unmöglich, den Betrieb auf seiner früheren Höhe zu erhalten; für den Lehrling aber reichte sie keineswegs aus, um ihm Zeit zu lassen zu einer wirklich erfolgreichen Bewirtschaftung des ihm zugewiesenen Landstückes, das überdies vielleicht in beträchtlicher Entfernung von seiner Wohnung lag. Eine gewisse Kurzsichtigkeit beim Erlaß dieser Emanzipationsgesetze kann wohl nicht geleugnet werden. Man hätte aller Wahrscheinlichkeit nach besser gethan, auch eine beträchtliche Verringerung der Plantagenproduktion als das geringere Übel in den Kauf zu nehmen und dem Schwarzen die Möglichkeit zu einem Wirtschaftsbetrieb zu gewähren, der ihn wirklich dauernd an die Plantage fesseln konnte. Jedoch auch nach Ablauf der Lehrlingszeit, welche nachträglich auf 4 Jahre beschränkt wurde, blieben die Verhältnisse in dieser Hinsicht derartig, daß man sich über den massenhaften Wegzug von den Plantagen kaum wundern darf. Der Emanzipirte durfte nämlich das ihm während der Lehrlingszeit zugewiesene Haus und Land allerdings weiterbenutzen, ohne eine Rente zu zahlen: aber er mußte dafür fast seine ganze Arbeitskraft der Plantage widmen zu einem Lohn, der um $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{3}$ geringer als der gewöhnliche Arbeitslohn war; dieses Minus als Äquivalent für eine Rente aufgefaßt. Zu alledem konnte ihm die Pacht jeden Augenblick gekündigt werden. Die Unzuträglichkeit dieses Systems führte allmählich zu gewissen Modifikationen, in der Hauptsache aber bestand es noch im Jahre 1858 auf den meisten westindischen Plantagen. (Vgl. bes. das Blaub. von 1859 Bd. XXI Nr. 42, 55, 57 u. ö.)

Die natürliche Folge war, daß die große Mehrzahl der völlig befreiten Sklaven die Plantagenarbeit einstellte. Hatten sie sich etwas erspart in der Lehrlingszeit, so bauten sie sich einzeln an oder thaten sich zum Ankauf von Plantagen zusammen, erzielten aber, der zwanglosen Arbeit ungewohnt und auf möglichst schnellen Gewinn bedacht, selten mehr als zu den nötigsten Bedürfnissen ausreichte; viele überließen sich dem Vagabondiren (Blaub. a. a. O.; Miss.-Blatt f. d. Brüdergemeinde 19 p. 55; 13 p. 5; 14 p. 61; 38 p. 20 ff. 135 u ö.) Der Plantagenbetrieb erlitt überall die schwerste Schädigung, von der er sich trotz der Einführung von Kulis und befreiten Afrikanern nur sehr langsam erholte. Relativ günstig blieben die Verhältnisse nur auf den kleineren, dichtbevölkerten Inseln, wo es eben für die Emanzipirten sehr erschwert war sich selber anzukaufen.[1])

Es mußte ausführlich auf diese Vorgänge eingegangen werden, da sie ein deutlicher Beweis für die Schwierigkeit sind, Plantagenwirtschaft mit befreiten Sklaven so zu betreiben, daß die Rentabilität des Unternehmens gesichert ist und doch zugleich eine befriedigende Existenz für den Arbeiter erzielt wird. Wir werden die Plantagenwirtschaft ja nicht ganz entbehren können in Afrika, und wo sie nötig ist, möge das Beispiel von Barbadoes beachtet werden: aber für eine Niederlassung befreiter Sklaven muß ein System gewählt werden, das eine hellere Perspektive eröffnet.

Als ein solches zeigt sich in jeder Hinsicht das von Botschabelo, welches sich durch nahezu 25 Jahre aufs schönste bewährt hat Es ist sehr bedeutsam, daß auch Reichard, allen Missionswerken gegenüber gewiß ein nüchterner Beurteiler, den Wirtschaftsbetrieb von Botschabelo für die vorliegende Aufgabe angewandt wissen will (Deutsche Kolonialzeitung 1889 Nr. 33), mit dem Unterschiede allerdings, daß der Befreite nach Absolvirung einer dreijährigen Lehrzeit wirklich ein Besitzrecht auf das Land erhält, welches ihm zunächst nur zur Benützung überwiesen war. In Botschabelo bleibt der Schwarze für immer Pächter: alleinige Besitzerin von Grund und Boden ist die Missionsgesellschaft, welcher er den Zehnten der Ernte zu entrichten hat. Der Gefahr einer späteren Entäußerung des Besitzes — in Sierra Leone eine gewöhnliche Erscheinung — wird dadurch vorgebeugt. Vielleicht thut man deshalb gut, auch hierin das Muster von Botschabelo zu befolgen. Doch diese Frage ist am Ende von nebensächlicher Bedeutung: wenn nur in der Hauptsache das Botschabelo-System zur Anwendung kommt. Es hat den ganz einzigen Vorzug, daß es dem Selbständigkeitstrieb des Afrikaners vollauf Genüge thut und ihn doch zugleich entschieden zu ordentlicher Arbeit nötigt, indem es die Entrichtung des Zehnten verlangt. Was ferner den Frondienst für öffentliche Arbeiten betrifft, so scheint der Schwarze hiergegen eine schwer überwindliche Antipathie zu hegen; nach einer mündlichen Mitteilung von Merensky hat es ihm Mühe gemacht, die sonst so überaus willigen Botschabelo-Leute auch nur für einen Tag im Monat dazu zu gewinnen. Daher ist vielleicht Reichards Ansatz von 2 Tagen Frondienst in der Woche etwas zu hoch gegriffen.

Nur in einem Punkt will auch uns eine Änderung jenes Systems für den vorliegenden Zweck angebracht erscheinen. Dort waren es Bassutos, Leute aus einem tüchtigen, im Ackerbau verhältnismäßig vorgeschrittenen Stamm, während hier wenigstens zum Teil mit Elementen gerechnet werden muß, wo so günstige Prämissen nicht vorliegen. Es wird sich daher durchaus empfehlen, eine mehrjährige Lehrzeit für unsere Kolonisten anzusetzen, während welcher ihre Thätigkeit im Ackerbau einer besonders sorgfältigen Aufsicht unterliegt. Letztere wird nur dann den gewünschten Erfolg haben, wenn sie frei ist von aller Kleinlichkeit und Pedanterie, in gravirenden Fällen von Faulheit aber unterstützt wird durch nachdrückliche Bestrafung, am liebsten Zwangsarbeit, welche der erfahrene Missionar Bohner (Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung. 1889) als wirksamste Strafart empfiehlt.

---

[1]) Abgeschreckt durch die Erfahrungen der Engländer hat man bei der Emanzipation in den niederländischen Kolonien von einer „Lehrzeit" Abstand genommen und eine 10jährige Staatsaufsicht an die Stelle treten lassen. Der Erfolg war nicht viel günstiger. Auch die jüngsten Emanzipationsbestimmungen, die von Brasilien, haben keine Lehrzeit, zeigen aber im übrigen viel Verwandtschaft mit den englischen (Blaub. 1886. Slave-Trade p. 46 ff.).

Außerdem müßte der Lehrling überall unterstützt und zurechtgewiesen werden, wo er Ungeschick und Unerfahrenheit an den Tag legt. Das wäre eine Lehrzeit in des Wortes bester Bedeutung, gleich wertvoll für den Schwarzen selbst, wie für das Gedeihen des ganzen Unternehmens. Ohne einen gewissen Zwang geht es natürlich nicht ab. Es zeugt von geringer Einsicht, wenn Warneck (Stellung der evangel. Mission zur Sklavenfrage) die Anwendung jedes Arbeitszwanges ängstlich vermieden wissen will. Ist überhaupt noch eine Erziehung des Schwarzen notwendig — was auch Warneck nicht in Abrede stellen wird — so wird sie, wie jede Erziehung, gewisser Zwangsmittel nicht entraten können, auch wird das Maß des Zwanges proportional sein müssen dem Grade der Erziehungsbedürftigkeit Wohin die völlige Ungebundenheit hinsichtlich der Arbeit führt, die nach Warneck zum Ideal einer Sklavenkolonie zu gehören scheint — das hat man ja zur Genüge am Sierra-Leoniten erfahren: entweder führte er auf seinem Freisitz ein Faulenzerleben schlimmster Art, oder er zog zur Stadt, um hier zu hausiren und zu handeln, in beiden Fällen aber ein Gräuel vor Gott und Menschen. Solche Gefahren für die wirtschaftliche wie sittliche Entwickelung werden wir von unserem Schwarzen u. a. dadurch fern halten, daß er genötigt wird, einen bestimmten Zeitraum als Lehrling da zu verbleiben, wo wir ihn hingesetzt haben. Er soll in dieser Zeit Freude am Ackerbau gewinnen, damit er später auch ohne Zwang dabei bleibt. Das ist eine zeitweilige Beschränkung der persönlichen Freiheit, nicht schlimmer, als sie bei uns in Schule und Heer tagtäglich angewandt wird. Warneck hat besonderen Respekt vor der üblen Nachrede der Sklavenhändler, wenn wir irgendwelchen Zwang in Bezug auf Arbeit anwenden. Aber ist es nicht ganz gleichgiltig, wie von dieser Seite her unser Vorgehen beurteilt werden wird? Der Sklavenhändler wird eine praktisch vorgehende Antisklavereigesellschaft, die ja das richtige Gift gegen sein Gewerbe ist, nie und nimmer lobend beurteilen, mag sie nun im einzelnen verfahren wie sie will.

Als zweite Voraussetzung, von der das Gedeihen unserer Ansiedelung abhängen wird, wurde oben eine sachgemäße bürgerliche Ordnung genannt. Auch hier ist Sierra Leone ein warnendes Beispiel, wie es drastischer kaum gedacht werden kann. Indem man den schwarzen Gesellen, die vielleicht erst wenige Monate vorher aus dem Innern gekommen waren, das englische Bürgerrecht aufpfropfte,[1]) wurde ein Maß von Eitelkeit und Selbstüberschätzung in den unreifen Köpfen entwickelt, das jeden sittlichen Fortschritt von vornherein illusorisch machte. Obwohl selber an der ganzen Westküste Afrikas verachtet, sieht der Sierra-Leonite doch hochmütig auf den Europäer herab, den Engländer keineswegs ausgeschlossen. Ein ähnlicher Mißgriff war es, daß die Emanzipationsbestimmungen an Stelle der Sklaverei unvermittelt ein streng durchgeführtes Rechtsverhältnis zwischen Exherr und Exsklave treten ließen, mit genauer Abgrenzung der beiderseitigen Rechte und Pflichten; daß sie ferner die Strafgewalt des Herrn, welche vorher nahezu unbeschränkt gewesen war, mit einem Mal auf Null reduzirten und für jedes kleine Vergehen des Exsklaven ein umständliches Gerichtsverfahren anordneten. (Blaub. 1855 Bd. 50 und die ff. Jahrgg.) Der Prinzipal büßte mit dem Verlust der Strafgewalt ein gut Teil des nötigen Respektes ein, und bei den Schwarzen war auch hier eine thörichte Selbstüberhebung die naturgemäße Folge.

Der Grundsatz, daß man in der Erziehung des Afrikaners dann am weitesten kommt, wenn Neues, Fremdartiges, das immer einen verwirrenden Einfluß ausüben wird, möglichst fern gehalten wird, wenn die althergebrachten Einrichtungen und Anschauungen nicht blos geschont, sondern geradezu unterstützt werden, soweit nicht unversöhnliche Widersprüche mit der christlichen Kultur vorliegen[2]) — dieser Grundsatz ist uns heutzutage sofort einleuchtend, seit er durch Botschabelo eine so glänzende Bestätigung erfahren hat, und doch war eine lange Zeit des Irrens nötig, ehe man auf ihn verfiel. Seine volle praktische Bedeutung wird er allerdings erst dann zeigen, wenn es sich einmal um die wirtschaftliche Erziehung ganzer Stämme handeln wird; doch schon für die vorliegende, beschränktere Aufgabe erscheint er von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Merensky nahm, wie wir oben sahen, zur Grundlage der Gemeindeordnung das dem Afrikaner vertraute patriarchalische Regiment der Häuptlinge und Geschlechtsältesten: sie sind die Aufseher des Volkes und Schiedsrichter für alle Zwistigkeiten der Schwarzen unter einander; aber auch die meisten Vergehen unterliegen ihrem Urteil. In den Rechtsanschauungen, dem Gerichtsverfahren und der Strafart wird soweit als irgend möglich die Stammesüberlieferung gewahrt.

In unserem Fall werden diese Verhältnisse nicht schon einfach gegeben sein, wie in Botschabelo, aber man wird vielleicht gut thun, sie künstlich zu schaffen, d. h. die anzusiedelnden Negerfamilien in Sippen ordnen und jeder Sippe einen Ältesten unserer Wahl vorsetzen. Reichard in seinem mehrfach angeführten Aufsatz spricht vom patriarchalischen Regiment des weißen Gouverneurs. Ein solches muß selbstverständlich bestehen, läßt sich aber, wie die Entwickelung von Botschabelo zeigt, bequem mit der polizeilichen und richterlichen Autorität der Ältesten verbinden. Die Oberhoheit des Weißen wird um so kräftiger bleiben, je seltener er genötigt ist, von ihr Gebrauch zu machen. Ferner steht sehr zu bezweifeln, ob auch ein mit afrikanischen Verhältnissen sehr vertrauter Mann überall in Beurteilung und Behandlung des Schwarzen das Richtige treffen kann. Es wird viel Verstimmung und Verwirrung unter den Schwarzen vermieden werden, und dem Gouverneur wird ein gut Stück kleinlicher, lästiger Arbeit erspart bleiben, wenn Polizei und Recht von eingeborenen Afrikanern gehandhabt wird, die natürlich unbedingt zuverlässige, erprobte Leute sein müssen und überdies der Oberaufsicht des Gouverneurs unterstehen. Die Gewinnung dieser „Ältesten" wäre lediglich Sache des Gouverneurs. Es ist interessant, zu bemerken, wie die Engländer bei ihren neuesten Zivilisationsplänen sehr nachdrücklich sowohl auf eine umfangreiche Verwertung Eingeborener (bes. Häuptlings-Söhne) als auch auf weitgehende Erhaltung bestehender Institutionen hinweisen; (vgl. W. Allen, Narrative of the Exped. to the River Niger, und Carke, Cardinal Lavigerie and the Afr. Slave-Trade. 1889 p. 352 ff.) Daß unser Gouverneur selber ein in der Behandlung von Afrikanern gründlich erfahrener Mann sein muß, bedarf nicht der Erwähnung. Merenskys Vorschlag, sich ihn aus den Deutschen Südafrikas zu holen, hat viel für sich.

Es kam uns hier zunächst auf eine Feststellung der wesentlichsten Gesichtspunkte an. Sehr vieles einzelne wird abhängen von der Örtlichkeit und von anderen Umständen, die jetzt noch nicht in Rechnung gezogen werden können. Eine Forderung muß jedoch schon hier ausgesprochen werden: daß die Auswahl der ersten Ansiedler, mögen es nun von unsern Kreuzern befreite oder von Arabern gegen Entschädigung abgetretene Sklaven sein, eine sehr vorsichtige sein sollte. Gerade für den Anfang wäre es überaus wichtig, lauter Leute zu haben, bei denen nach menschlicher Berechnung ein guter Erfolg unserer Bemühungen erwartet werden darf. Die Engländer haben bei ihren Versuchen daran nie gedacht. Man wird ferner gut thun, darauf zu sehen, daß nicht ein buntes Gemisch aus allen möglichen Stämmen entsteht. Das war eines der Übel, an welchen Sierra Leone krankte, und ein großer Vorteil für die Entwickelung der Station Botschabelo war gerade die Einheit des Stammes. Sehr wünschenswert wäre, doch wohl nicht leicht zu realisiren, wenn die Leute möglichst alle demselben Stamm oder wenigstens nahe verwandten Stämmen angehörten. Daß übrigens mit einer möglichst kleinen Zahl der Anfang gemacht werden muß, ist klar. Über die 100 Erwachsenen, welche Reichard zur Verteidigungsfähigkeit der Ansiedelung für unbedingt nötig hält, sollte man doch nicht beträchtlich hinausgehen. Dr. Friedrich Back.

(Schluß folgt.)

[1]) Gewissen Zweifeln gegenüber ausdrücklich ausgesprochen in einem Dekret vom 20. August 1853, s. State Papers 1852—53 p. 715 f. Vgl. die Kritik Duttenhofers, Emanzipation der Neger 1855, sowie die verständigen Vorschläge Holubs, Eingeb.-Frage Südafrikas p. 10 f., 41 f.

[2]) Vgl. Merensky: „Wie erzieht man den Neger". 1886, p. 10.

Korrespondenzen.

Die neue Bedrängung der südafrikanischen Freistaaten.

Das Haupt der Transvaal-Republik, Herr Paul Krüger, hat zufolge dem letzten Drahtberichte aus Süd-Afrika, einen Warnungsruf erhoben, der alles bestätigt, was wir wiederholt seit einiger Zeit in diesem Blatte geäußert haben. Noch in der Nummer vom 18. Januar schrieben wir:

„Manche denken mit Lady Frederick Cavendish, oder denen, welche hinter ihr stehen, man brauche sich gegen ein Zugeständnis an die Südafrikanische Republik nicht allzu sehr zu sperren, da die dortige gewaltige Zunahme der englischen Einwanderung jenem Freistaat ohnedies bald ein Ende machen, man also Transvaal und Swasi-Land mit einem und demselben Schlage dereinst gewinnen werde. Das neue Wahlgesetz in der Südafrikanischen Republik schreibt zwar fünfjährigen Aufenthalt zur Erlangung des Bürgerrechtes vor. Allein fünf Jahre sind rasch herum. Für eine Anzahl der Goldgräber werden sie ohnedies bald abgelaufen sein. Um so dringlicher gestaltet sich die Notwendigkeit, dem niederdeutschen, den unabhängigen Freistaat aufrecht haltenden Volke von Transvaal einen stammverwandten Nachschub möglichst rasch und so umfangreich wie nur möglich zuzuführen."

In einer Rede hat nun der oberste Beamte des holländischen Gemeinwesens die der Verfassung seines Landes drohende Gefahr scharf betont. Herr Paul Krüger weist auf die ansteigende Überflutung durch die Einwanderung fremder Goldsucher hin und deutet an, daß die letzte Schranke nur noch in der Errichtung eines doppelten Volks-Rates oder Abgeordneten-Hauses gefunden werden könne, von denen das eine die niederdeutschen Buren, das andere die hereingekommenen, nach dem Stimmrecht begehrenden Ausländer vertreten würde. Ohne Zweifel ist sein Plan dabei, dem ersteren die schließliche Entscheidung in Fragen der Gesetzgebung zuzuwenden, es somit als eine Art Oberhaus zu gestalten.

Über den baldigen Ablauf der fünfjährigen Frist, nach welcher die englischen und sonstigen Einwanderer das Bürgerrecht nach dem neuen Gesetze ohnedies erhalten werden, sprach sich Herr Krüger fast in denselben mahnenden

Worten aus, wie es in unserer Darstellung geschehen war. Näher wollte er über die schwebenden Entwürfe zur Beseitigung der immer größer werdenden Gefahr aus leicht begreiflichen Gründen nicht eingehen.

Erschwert ist nun freilich die Zuführung eines stammverwandten Nachschubes für die bedrängte Bevölkerung von Transvaal durch den Umstand, daß die dortige, einfach bibelgläubige Einwohnerschaft aus holländischer Abkunft verfassungsmäßig streng am Protestantismus festhält und keinen katholischen Zusatz wünscht. Damit ist Belgien, obwohl es nahezu zu drei Viertheilen aus niederdeutsch redenden Flämingern besteht, ausgeschlossen. Holland, wo wenigstens die Mehrheit protestantisch ist, und Niederdeutschland mit seiner so stark überwiegenden Mehrheit gleichen Glaubens müssen daher vorzugsweise in Betracht kommen. Die Zeit drängt. Wird sich das der Südafrikanischen Republik drohende Unheil noch abwenden lassen?

Vielleicht ergiebt sich die Größe der Gefahr am Besten aus einer unlängst in der „Fortnightly Review" erschienenen Abhandlung über „Die Swasiland-Frage" von Sir Herkules Robinson, dem früheren englischen Statthalter der Kap-Ansiedelung und Oberbevollmächtigten in Süd-Afrika. Er ist mehrfach von uns als einer derjenigen hervorgehoben worden, welche dem burenfeindlichen Treiben der Mackenzie'schen Gruppe entgegengetreten sind und das Selbstverwaltungsrecht, das Stammesgefühl und die ganze Eigenart der Bevölkerung holländischen Blutes geschont wissen wollten. In der genannten Abhandlung sagt aber auffallender Weise nun auch er über die 1877 gewaltthätig vollzogene, später wieder rückgängig gemachte Angliederung der Transvaal-Republik an das englische Reich:

„Im Allgemeinen sind unsere in Süd-Afrika begangenen Fehler und Mißerfolge unserer Gewohnheit zuzuschreiben, die Sachen allzu lang zu verzögern, oder nicht rechtzeitig vorzugehen. In diesem Falle jedoch lag der Fehler an unserer Ungeduld und an vorzeitigem Handeln. Hätte unser Bevollmächtigter es nicht so gar eilig gehabt, so wären Regierung und Volksrat des Transvaal in wenigen Monaten vor uns auf die Kniee gesunken und hätten uns förmlich gebeten, ihr Land zu übernehmen. Dann hätte es aller Wahrscheinlichkeit nach kein Madschuba und keine Rückerstattung gegeben, und das Land — das reichste in Süd-Afrika — gehörte heute uns."

Es ist unnötig, auf die in dieser Schilderung enthaltene irrige Darstellung einzugehen. Genügen wird es, darauf hinzuweisen, daß, wenn selbst ein Mann wie Sir Herkules Robinson heute so spricht, die eroberungssüchtige Partei der Mackenzie'schen Groß-Afrikaner sich nur ermutigt fühlen kann, dem Transvaal-Freistaat wieder auf den Leib zu rücken.

Sir H. Robinson teilt übrigens ferner mit, daß er es gewesen, welcher 1884, als der Vertrag mit den Regierungshäuptern der südafrikanischen Republik in London beraten wurde, in Abschnitt II die Einfügung veranlaßte: es solle nötigenfalls auf der Ost- (gleichwie auf der West-) Grenze von Transvaal ein englischer Bevollmächtigter ernannt werden, um einem etwa dort von den Bürgern der Republik versuchten Vordringen entgegenzutreten. Das Wort „östlich" — schreibt er — stand nicht in dem ursprünglichen Entwurf. Allein ich sah voraus, daß, wenn die Thür im Westen nach Betschuana-Land hin für die ruhelosen Wandergeister des Transvaal verschlossen wäre, sie sich einen Ausgang nach Osten hin, nach Zulu-Land und Swasi-Land, suchen würden. Ich hatte Schwierigkeit, das Wort „östlich" in den Abschnitt II einfügen zu lassen. Endlich gab die Regierung nach, wollte aber keinen Schritt darüber hinaus thun, also nicht wirklich einen Bevollmächtigten mit einer kleinen Polizeitruppe an die Ostgrenze setzen, wie es im Westen für Betschuana-Land gebilligt worden war.

Man wird aus diesen Bemerkungen bereits ersehen, wie sich sogar einer der vorurteilsfreieren Männer zu dem Wunsche der Südafrikanischen Republik stellt, einen Zugang nach dem Meere hin zu gewinnen; was doch einem Seevolke, wie das englische, welches auf allen Meeren den Dreizack emporstreckt, begreiflich genug erscheinen könnte.

Im weiteren Verlaufe giebt Sir H. Robinson die Zahl der Swasi-Bevölkerung anders an, als dies neulich seitens der groß-afrikanischen Partei geschehen. Er beziffert sie nicht auf 60 000, sondern auf 150 000, wovon 25 000 Krieger seien. Ganz entgegen den bisherigen Angaben stellt er die Zahl der englischen Siedler in Swasi-Land als die Mehrheit unter den Weißen hin. Damit scheint aber doch nicht die bekannte Thatsache zu stimmen, daß die Mehrheit der Weißen den Anschluß nicht an das englische Reich, sondern an den Transvaal-Freistaat wünscht.

Sir H. Robinson erklärt überdies selbst: es bleibe nach der ganzen Lage der Verhältnisse nichts übrig, als Swasi-Land entweder an England oder an die Südafrikanische Republik anzuschließen; England besitze keinen Zugang zu dem Lande und vermöge dies daher nicht auszuführen; die Südafrikanische Republik sei geneigt, das Land zu übernehmen, und England habe kein Recht, ihr neidisch das Futter in der Krippe zu verunreinigen.

Beachtenswert ist die Angabe, daß England keinen Zugang zu Swasi-Land besitzt. Man hat behaupten wollen, ein solcher sei aus Zulu-Land, auf einem nur während eines Teiles des Jahres wegsamen Pfade vorhanden. Wir haben dies bei früherem Anlasse als unrichtig bezeichnet; und unsere Darstellung ist sowohl durch die Äußerung von Sir H. Robinson, als auch durch das Kärtchen, welches er zur Anschaulichmachung seiner Abhandlung beigefügt hat, nunmehr bekräftigt. „Wäre Swasi-Land", schreibt er, „unter diesen Umständen in unserer Hand, so befänden wir uns in der Lage eines Mannes, welcher großen Grundbesitz ohne ein dorthin führendes Wegerecht hat, während der natürliche Zugang dahin über das Land eines unfreundlichen Nachbarn führt. Ich komme daher zu dem Schlusse, daß, wenn die Unabhängigkeit der Swasi nicht aufrecht erhalten werden kann, das Beste ist, die Übernahme des Landes durch die Südafrikanische Republik unter gewissen Bedingungen zu gestatten."

Hier stellt Sir H. Robinson das Verlangen in den Vordergrund, daß für die Eingeborenen eine Anzahl entsprechender, unveräußerlicher Gebietsstücke als Wohnsitze abgegrenzt werden. Was aber in seiner Abhandlung nachfolgt, hat ganz andere Bedeutung.

Vor allem verlangt der Verfasser das Stimmrecht für die Europäer in Swasi-Land, die er, wie gesagt, als eine schon vorhandene Mehrheit von Engländern bezeichnet, jedenfalls wohl bald zu einer solchen gemacht zu sehen hofft. Der Transvaal-Freistaat aber solle, als Gegenleistung für die Erlaubniß zur Uebernahme von Swasi Land, „auf alle Ansprüche auf irgendwelches im Norden seiner Grenzen gelegenes Gebiet verzichten und ferner seinen ganzen Einfluß für die Förderung unserer Bemühungen um Eröffnung von Inner-Afrika durch die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft aufbieten."

Man sollte denken, dies wäre genug. Allein der frühere Statthalter am Kap, der sich aus dem Amte zurückzog, weil er mit der rascher vorwärts gehenden Partei der Groß-Afrikaner nicht übereinstimmte, bekennt heute noch weitere Absichten. Sie laufen auf nichts Geringeres hinaus, als die Streichung des Transvaal- und des Oranje-Freistaates aus dem Buche der unabhängigen Gemeinwesen. Seine Schlußworte mögen hier eine Stelle finden. Er sagt:

„Wenn den Engländern in Swasi-Land das Stimmrecht ertheilt würde, so könnte es denen in Transvaal nicht lange vorenthalten bleiben. Ich glaube zwar nicht, daß die Folge davon die sofortige erneuerte Umwandlung des Transvaal in eine britische Ansiedelung wäre — das könnte jedenfalls erst nach einiger Zeit geschehen —, da die dort befindlichen Engländer nicht den Wunsch zu hegen scheinen, unter die unmittelbare Oberaufsicht von Downing Street zu kommen. Auch ergäbe sich daraus keine sofortige Aussicht auf die Einverleibung dieser Republik und des Oranje-Freistaates in die Kapansiedelung oder in Natal unter Einführung verantwortlicher Regierung für das letztere. So lange Transvaal ein Binnenstaat bleibt, können wir ihm nichts bieten, was ihn zur Aufgebung seiner Unabhängigkeit bewöge.

Das nächste Ergebnis einer mit politischer Macht ausgestatteten englischen Mehrheit in Transvaal wäre jedoch die Ersetzung der vorhandenen ausschließlichen und despolischen (!) Burenherrschaft durch eine anglisirte und liberalisirte Republik, welche in voller Zuneigung und in freundschaftlichem Bündnisse mit den britischen Ansiedelungen in Südafrika sich befände. In Aussicht auf eine solche Wendung wäre ich geneigt, sogar noch weiter zu gehen, als zur Gewährung der Erlaubnis für die Buren, sich Swasi-Land anzueignen. Unter einer Bedingung würde ich ihnen gestatten, mit Zustimmung der Eingeborenen ihren Wunsch nach Angliederung eines Teiles des Gebietes zwischen den Lebombo-Bergen und dem Pongolo-Flusse auszuführen. Auch würde ich ihnen kein Hindernis gegen die Erreichung des Meeres durch Nord-Amatonga-Land in den Weg legen, wenn sie dies so lange eifrig verfolgte Ziel zu erlangen im stande sind. Die Bedingung, auf welcher ich für dies weitere Zugeständnis beharren würde, wäre die: daß Transvaal in einen Zollverein mit den britischen Ansiedelungen und dem Oranje-Freistaat eintritt. Unter dieser Bedingung, welche den Handel von ganz Südafrika durch seine natürlichsten und billigsten, duch keine künstlichen Beschränkungen gestörten Kanäle leiten würde, sähe ich mehr Nutzen als Schaden in der Erlangung eines Seehafens für Transvaal. Wir würden dadurch befähigt werden, sie (die Buren), wenn nötig, auf nicht kostspielige Weise niederzuzwingen (to coerce them cheaply, if necessary), und, indem wir unseren Flottenschutz gegen die Außenwelt unvermeidlich machen, den Weg zu bahnen für die schließliche Errichtung einer bündischen Beherrschung von Südafrika unter dem britischen Banner."

Auf einem Umwege soll also dem Transvaal- und dem Oranje-Freistaat der Garaus gemacht werden; und Sir Herkules Robinson ist es, der sich jetzt mit solchen Plänen trägt! Nicht deutlicher läßt sich die rasche Zuspitzung der Gegensätze beschreiben. Holland und ganz Niederdeutschland müßten da ein Einsehen haben, wenn anders die Unabhängigkeit jener freien Gemeinwesen nicht zu Grunde gehen soll.

Carl Blind.

Die Sicherung der Deutschen ostafrikanischen Interessensphäre.

Der Artikel in Nr. 4 dieses Jahrganges „Die Sicherung der Deutschen Interessensphäre in Deutsch-Ostafrika" wird durch seine vortreffliche Tendenz und die Eindringlichkeit seiner Ausführungen die Beachtung aller Kolonialfreunde gefunden haben. Allerdings ist derselbe, wie die Redaktion auch in einer Anmerkung andeutet, wohl zu schwarzsehend, besonders in Bezug auf die Gültigkeit älterer Rechte der Portugiesen und die Anerkennung neuerer, mit Portugal über ostafrikanische Abgrenzungen geschlossener Verträge. Da in diesem Artikel zur Erörterung der Frage der westlichen Begrenzung unseres ostafrikanischen Besitzes aufgefordert wird, so weist der Unterzeichnete darauf hin, daß wenigstens eine bis jetzt wenig beachtete, offizielle gelegentliche Äußerung vorhanden ist, nach welcher die deutsche Reichsregierung die Annahme als selbstverständlich anzusehen scheint, daß die deutsch-ostafrikanische Kolonie auch bis an den Tanganyika und Nyassa reicht. Es heißt nämlich in der „Begründung" zu dem „Entwurf eines Gesetzes, betreffend eine Postdampfschiffsverbindung mit Ostafrika" (Drucksachen der Reichstages, V. Session 1889/90 Nr. 106 S. 8): „Es kommt nur darauf an, daß, was so lange unterblieben ist, die vorhandenen Hülfsquellen unter der Herrschaft geordneter Zustände erschlossen und entwickelt werden. Von verschiedenen Seiten geben sich Bestrebungen in dieser Richtung kund, an welchen auch Deutschland einen besonderen Anteil hat, nachdem durch die Abmachungen mit England und Portugal vom Jahre 1886 dem deutschen Einfluß eine abgegrenzte Interessensphäre erworben ist, welche, wie bekannt, vom Wanga- bis zum Rovumafluß, d. i. über etwa 6 Breitengrade, sich erstreckt und im Hinterlande an die großen Seen (Viktoria Nyanza, Tanganyika, Nyassa), das hydrographische Zentrum Afrikas, reicht."

Dies ist der genaue Wortlaut, nur daß wir einige Worte im Druck hervorgehoben haben. Wenn also die amtliche Anschauung, die hiernach mit der in Deutschland allgemeinen übereinstimmt, sich in einem Aktenstücke bereits so ausgesprochen und ertlärt hat, wäre es nötig und wünschenswert, alle Zweifel der öffentlichen Meinung, deren Wichtigkeit sich so oft erwiesen

hat und die nicht gering zu schätzen ist, sowohl in Deutschland als besonders im Auslande durch eine wiederholte, unzweideutige Erklärung definitiv aufzuheben und damit jede Möglichkeit einer Polemik englischer und anderer Zeitungen zu beseitigen.

Dr. Wiechmann-Ludwigslust.

Die „Paddy"-Taxe in Ceylon.

Dieser Tage fand in London eine von dem „Cobden"-Club berufene öffentliche Versammlung statt, die den Zweck hatte, die aus der „Paddy"-Taxe (d. h. Steuer auf unenthülsten Reis) in Ceylon erwachsenden großen Übelstände sowie die bedauerlichen Folgen, zu denen die Erhebung und Eintreibung dieser Abgabe Anlaß gegeben hat, zu erörtern. Dieses bisher noch uneröffnete Thema ist daher von Wichtigkeit, weil es eine Konstitutionsfrage, die Beziehungen der Ceyloner Regierung zu dem britischen Parlament betreffend, aufwirft. In der Versammlung sprachen eine Anzahl von Rednern — Parlamentsmitglieder und andere, unterdessen auch der Verfasser.

Den Hauptvortrag hielt Herr Salmon, jüngst noch statthaltender Kommissar an der Westküste Afrikas und ein durch jahrelange Erfahrung geübter früherer Administrator verschiedener englischer Kolonien. Die von ihm dem Meeting vorgelegten Thatsachen müßten daher als durchaus zuverlässig gelten. Herr Salmon legte zunächst ein Resumé der Geschichte Ceylons, von der Annexion der Insel durch England ab, vor, und stellte es als unbestreitbar hin, daß das englische Steuersystem in Ceylon einen Zustand hervorgerufen habe, den man füglich als eine chronische Hungersnot bezeichnen könne. Vor zwei Jahren, sagte er, wurden über Tausend wegen Nichtzahlung der Paddy-Taxe exmittirt und mußten elend verhungern. Wer die Zustände auf der Insel kenne, würde seiner Ansicht beistimmen, daß eine Besteuerung der Lebensmittel dort unverantwortlich sei. Die bestehende Abgabe stelle nicht weniger als 22½ Prozent des Gesamtwertes des auf die Dreschtenne kommenden Reises in der Hülse dar, während auf importirten Reis ein Einfuhrzoll von 29 Prozent erhoben werde. Das Volk sei nicht im stande, solche drückenden Lasten zu tragen; und wo nicht vollends aufgerieben, wandle es fast zu Skeletten herabgemagert einher. Es sei hohe Zeit, diesem Jammer ein Ende zu machen, der ein Schandfleck der britischen Herrschaft sei. Das englische Publikum war gewohnt, Ceylon als das Muster einer Kronkolonie[1]) zu betrachten; um so mehr ist man entsetzt, die abscheulichen Gräuel zu gewahren, zu denen die Erhebung jener Steuer schon solange geführt hat. Man stellte eine lebhafte Agitation in ganz England in Aussicht, diesen Zustand betreffend, und beschloß, eine eifrige Propaganda sofort ins Werk zu setzen. Es wird jedoch hiermit zugleich eine weit umfangreichere Frage eröffnet, nämlich diese, ob und wie weit die britische Herrschaft in Indien von Erfolg oder Mißlingen begleitet gewesen ist. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß auch dort die Erhebung der fraglichen Steuer fast nie ohne bedenkliches Murren von statten geht; und die Charakter-Eigentümlichkeiten der Indier und Engländer sind durch eine unausfüllbar weite Kluft geschieden. Ein heutiger Schriftsteller, Herr W. Digby, sagt mit recht: „Die Engländer in Indien sind nichts als Fremde im fernen Lande — bloße Zugvögel. Selbstloses hingebendes Gegengefühl im höheren Sinne (altruism of the best order) ist völlig abwesend; und der starre Zwang gesetzlicher Förmlichkeiten und künstlicher Routine tritt an die Stelle dessen, was allein die zwischen ihnen gähnende Kluft überbrücken könnte — das Bestreben, sich an einander anzupassen (adaptability) und freundliches Entgegenkommen (Sympathy).

Charles Hancock,
Mitglied des Cobden-Clubs.

London, 14. Januar 1890.

Eine Richtigstellung.

Wenngleich die deutschen Kolonialfreunde mancherlei Ursache haben, sich über Vorgänge der englischen Kolonialpolitik zu erbittern, und im Wettbewerb der Nationen um die noch offenen Gebiete unseres Erdballs der Kampf nicht zu vermeiden ist, so sollte man doch dafür sorgen, daß dieser Kampf ehrlich geführt werde und nicht mit den unwürdigen Waffen grober Unwahrheit. Als eine solche ist von jedem Sachkundigen zu bezeichnen, was in der Korrespondenz aus Brüssel (S. 25) leider mit aufgenommen worden ist, nämlich daß „englische Missionare dem Südseeinsulaner zur Förderung des Bekehrungswerkes den Rumbecher reichen und in ihm den Hang nach Feuerwasser erwecken". Wer einigermaßen den oft übertriebenen Kampf der sämtlichen englischen Missionskreise gegen jegliche Spirituosen kennt, weiß, daß eine solche Behauptung eine völlige Verkehrung der Thatsachen ist. Alle englischen Missionare, so verschiedenartig sie sonst sein mögen, beklagen die Einfuhr von Spirituosen als eines der schwersten Hindernisse ihres Werkes.

Besonders evident ist die Unwahrheit des Beispiels, durch welches die Korrespondenz jene Behauptung erläutert. Auf den Salomoinseln soll ein baptistischer Missionar seinem wesleyanischen Kollegen, der dem Täuflinge nur 2 Glas Rum darbietet, die zu rettenden Seelen durch 4 Glas abspenstig machen. Ich konstatire, daß bisher auf den Salomoinseln überhaupt weder baptistische noch wesleyanische Missionare thätig gewesen sind, sondern einzig und allein anglikanische von der Melanesischen Mission, bei denen von einer Rivalität nicht die Rede sein kann. Jene, aller Sachkenntnis entbehrende Unterstellung charakterisirt sich deutlich genug als eine grobe Verleumdung.

Auch was über die Behandlung der Australneger gesagt ist, beruht auf Generalisirung einzelner Vorkommnisse, die zu grober Unwahrheit wird. Der Raum gestattet es nicht, daß ich alle die Veranstaltungen zum Schutze der hinschwindenden Eingeborenen aufzähle, die in den australischen Kolonien mit großen Opfern und vieler Hingebung gemacht werden. So viel aber ist gewiß, daß sie heutzutage alle nichtswürdigen Ausschreitungen gegen Eingeborene mindestens um das Zehnfache übertreffen. Wenn der Verfasser sagt: „Die sich stets britischer Herrschaft erfreut habenden Australneger", so ist dies ebenfalls eine Unrichtigkeit. Nur wenige Tausend derselben stehen thatsächlich unter englischer Herrschaft, während die meisten Eingeborenen des Kontinents sich noch der Unabhängigkeit erfreuen — abgesehen von einer halben Million Australneger auf den Inseln.

Der Kampf gegen unsere kolonialpolitischen Gegner mit derartigen Waffen ist für uns nicht ehrenhaft. Möge derselbe fortan nur mit Wahrheit und begründeter Sachkenntnis geführt werden!

D. Grundemann.

Wir haben diese Richtigstellung unverkürzt zur Aufnahme gebracht und wollen nur noch bemerken, daß wir den betreffenden Herrn Korrespondenten ersucht haben, seine Behauptungen zu belegen. Wir hatten schon bei Abdruck des Artikels, da diese Verhältnisse uns ferner liegen, während er erst vor einigen Monaten aus Australien zurückgekommen war, in einer Anmerkung hervorgehoben, daß wir ihm die Verantwortung überließen. Diesem Artikel die Aufnahme ganz zu versagen, lag um so weniger Anlaß vor, als der Verfasser sich auf ein australisches Blatt, den Queensländer, und die darin abgedruckten Mitteilungen eines früheren Polizeiinspektors bezog. D. Red.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 18. Februar in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungsrat Simon eine Sitzung ab, in welcher beschlossen wurde, daß eine Vorstandssitzung Ende März in Berlin in Aussicht genommen werden solle, und eine Anzahl geschäftlicher Angelegenheiten erledigt wurden.

— Abteilungsbildung in Torgau, Gumbinnen, Mülheim a. Ruhr, Saargemünd. Zu unserer Freude können wir heute wieder über die Bildung neuer Abteilungen in Torgau, Gumbinnen, Mülheim a. Ruhr und Saargemünd berichten. Der Vorstand der Abteilung Torgau besteht aus den Herren: Regierungsbaumeister Fr. Pfannenschmidt (Vorsitzender und Schriftführer), Bankgeschäftsinhaber Mahlow (Schatzmeister). Der Vorstand der Abteilung Gumbinnen aus den Herren: Oberstleutnant Taegen (Vorsitzender), Postrat Kriesche (Schriftführer), Kreisbaumeister Kolberg (Schatzmeister). Der Vorstand der Abteilung Mülheim a. Ruhr aus den Herren: Gerh. Kücken (1. Vorsitzender), Jos. Thyssen (2. Vorsitzender), E. Schnüran, Gymnasiallehrer (Schriftführer), Gust. Stinnes (Schatzmeister), Alfr. Dieckmann, Gymnasiallehrer (Beisitzer), Joh. Rößmann, Dr. Loock, Alfr. Thiel, Karl Mellinghoff (Beisitzer). Der Vorstand der Abteilung Saargemünd aus den Herren: Erster Staatsanwalt Boecking (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Grober (Schriftführer), Notar Albert (Schatzmeister).

— Abteilung Berlin. Herr Dr. Kohlstock hielt am 14. Februar einen Vortrag über den Sanitätsdienst in Ostafrika und die dortigen sanitären Verhältnisse, welcher mit einer Schilderung der Reise der Sudanesen nach Bagamoyo begann. Schon in Aden brachen unter ihnen die Pocken aus, auf der Reise litten sie ferner unter dem Aden-Fieber, und schließlich wurden auch viele Europäer krank, da die „Martha" infolge eines Bruchs in der Schraube eine längere Ruhe hatte, als vorgesehen war, und allerlei Mängel eintraten. In Bagamoyo hatte sich die ärztliche Thätigkeit besonders auf die Somalis zu richten, die für das feuchte Klima sich durchaus nicht eigneten und infolgedessen bald nach Hause zurückgeschickt werden mußten. Bald nach der Ankunft in Bagamoyo begann der Angriff auf Buschiris Lager. Redner schildert sodann die segensreiche Thätigkeit der Schwestern vom nationalen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien und der Patres der französischen Mission, welche sich große Verdienste um die Schutztruppe erworben haben. Die Zulus haben sich als Krankenträger am besten bewährt. Interessant war, daß an der Küste Polikliniken eingerichtet sind, wo die Eingeborenen unentgeltlich oder für ein Geringes behandelt werden sollen. Was Kohlstock über das Klima der Küste sagte, ist bekannt, ebenso daß Tanga wegen seiner hohen Lage, die den Seewinden freien Zutritt gewährt, und seiner sumpffreien Umgebung, sich zur Anlage eines Sanatoriums eignen dürfte. Man hatte die Absicht, eine Gesundheitsstation auf dem Pangani gegenüberliegenden hohen, den Seewinden ausgesetzten Ras Muhesa zu gründen, ist aber davon zurückgekommen, weil dort Mangel an Trinkwasser herrscht Nach seiner Ansicht ist Dar-es-Salaam klimatisch nicht so ungesund, wie sein Ruf; nur zur Zeit des Nordostmonsums gefährlich, wenn der Wind über die Sümpfe streicht, dagegen zur Zeit des Südwestmonsums klimatisch nicht gefährlich. Er hege die Hoffnung, daß es möglich sein werde, auch weiter im Innern gesunde Plätze ausfindig zu machen, wo die vom Klima geschwächten Soldaten der Schutztruppe sich erholen könnten. — Am 21. Februar redete Herr Bibliothekar Ballin über Emin Pascha und die Stanleysche Expedition, in der er nach einer interessanten Zusammenstellung der Ereignisse am Schlusse die Hoffnung aussprach, daß Emin Pascha im Dienste der deutschen Interessen eine passende Verwendung seiner großen administrativen Fähigkeiten finden möchte.

— Abteilung Erfurt. Die Abteilung hielt am 29. Januar ihre diesjährige Generalversammlung unter dem Vorsitz des Herrn Generalmajor a. D. von Gilsa ab. Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hielt Herr Premierleutnant Neubourg einen interessanten Vortrag über: Dr. Junker in der Aequatorialprovinz 1877/78. Der Vorstand besteht für 1890 aus folgenden Herren: Generalmajor a. D. von Gilsa Vorsitzender, Direktor Neubauer stellvertretender Vorsitzender und Bücherverwalter, Buchhändler Neumann stellvertretender Bücherverwalter, Kaufmann Steinbrück Kassirer,

[1]) Eine Kronkolonie unterscheidet sich bekanntlich von einer Kolonie, in der man eine Volksvertretung und verantwortliche Regierung (responsible government) besitzt oder (mit anderen Worten) Selbstverwaltung (Home-rule). In der Kronkolonie hat die Krone die alleinige Kontrole aller Gesetzgebung, und die Verwaltung ist in den Händen von unter der Kontrole der englischen Regierung stehenden Staatsbeamten.

Verm.-Revisor Panse stellvertretender Kassirer, Premierleutnant Neubourg Schriftführer, Regierungsbaumeister Heßler, Hauptmann Kowalk, Redakteur Dr. Westphal, Dr. med. Macks.

— Abteilung Bremen. Herr Paul Reichard hat am 14. Februar vor einer außerordentlichen zahlreichen Versammlung einen Vortrag über seine Erlebnisse und Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika gehalten. Den Vorsitz führte Herr Richter Stadtländer.

— Abteilung Dresden. Am 10. Februar hielt Herr Dr. Hans Meyer einen sehr anziehenden Vortrag über seine letzte Reise nach dem Kilimandscharo und dessen Besteigung. Herr Hofrat Dr. Credé sprach dem Redner den Dank der Versammlung aus

— Abteilung Kaiserslautern. Im Dezember abhin hielt der praktische Arzt, Herr Dr. Rübel von hier, für unsere Mitglieder einen recht interessanten Vortrag über: „Syrien, ein neues Kolonisationsfeld". — In der darauf folgenden Generalversammlung wurde der bisherige Ausschuß in nachstehender Weise erweitert: Vorsitzender: Kommerzienrat Fabrikdirektor Euler, Stellvertreter: Fabrikdirektor Dr. Brimmer, Schriftführer: Lehrer Rödel, Stellvertreter: Fabrikant Heller, Rechner: Rentner Löwel, Stellvertreter: Buchhändler Cruſius, Beisitzer: Dr. Jacob, Brauereibesitzer W. Jänisch und Professor Dr. Schultz.

— Abteilung Karlsruhe. Am 13. Februar fand dahier der dritte Vortragsabend statt. Es hatte sich im großen Museumssaale eine ausgewählte Zuhörerschaft von 500 bis 600 Personen eingefunden. Marinepfarrer Wangemann sprach in einer formvollendeten, die Anwesenden aufs höchste ansprechenden Weise über ostafrikanische Verhältnisse. Seine Aufforderung zu Beiträgen für das Krankenhaus hatte den schönsten Erfolg. Am gleichen Tage war Wangemann von S. K. H. dem Großherzog in Audienz empfangen worden.

— Die Abteilung Brüssel der Deutschen Kolonialgesellschaft hatte am 12. Februar einen Vortrag des Leutnants Giese veranstaltet. Derselbe fand im prächtigen Saale des vor Jahresfrist eröffneten deutschen katholischen Gesellenhauses vor einem zahlreichen Publikum statt. Der hiesige deutsche Konsul, Herr W. Müser, der sich nicht nur um die Erhaltung und Pflege des Deutschtums, sondern auch um die Bestrebungen der Kolonialgesellschaft sehr verdient macht und auch in Rede stehende Konferenz angeregt hatte, stellte den Redner der Versammlung vor. Leutnant Giese schilderte einige Episoden aus seinen Erlebnissen im schwarzen Erdteil, insbesondere den Angriff der Araber unter Buschiri auf die Station Mpwapwa, sowie seinen Marsch nach Bagamoyo. In Deutschland sind diese Ereignisse schon hinreichend bekannt. Hier in Brüssel fanden dieselben ihr verdientes Interesse. Dem Vortrag hatte auch der Gesandte des Deutschen Reiches, von Alvensleben, beigewohnt.

— Abteilung London. Am 14. Februar fand bei Herrmann u. Bichenfeldt die alljährliche Hauptversammlung der Londoner Abteilung statt. Nachdem der Jahresbericht von dem Schriftführer erstattet worden war, wurde der bisherige Vorstand durch Acclamation wieder gewählt. Der Jahresbericht konstatirte eine erfreuliche Weiterentwickelung der Abteilung, die nunmehr 81 Mitglieder zählt, und hob insbesondere die rege Teilnahme hervor, deren sich die während des Winters veranstalteten Zusammenkünfte erfreuen. Nach Schluß der Hauptversammlung ergriff Herr Hermann Meyer das Wort zu einem interessanten Referat über das Matabele- und Maschonaland und erörterte in eingehender Weise an Hand der Thronrede, der Blaubücher und des Berliner Vertrages die Besitzverhältnisse. Insbesondere wies er auf die merkwürdige Auslegung hin, die die Engländer dem Begriff „settlement" in diesem Falle gegeben haben, indem sie von den Behausungen handeltreibender Privatpersonen als „britischer Ansiedelungen" sprachen und ferner deutete er auf die eigentümlichen Konsequenzen hin, welche die Anerkennung des englischen Argumentes, daß das Land von Engländern entdeckt worden sei, haben müsse, indem er hierbei an die von einem Nachtigal, Barth, Schweinfurth entdeckten Gebiete erinnerte. Als den wahren Endzweck des englischen Vorgehens bezeichnet Redner den Wunsch der Engländer, die Buren von allen Seiten einzuschließen und so der niederdeutschen Rasse die Möglichkeit der weiteren Entwickelung zu benehmen. Fernerhin kritisirt der Vortragende die von Lord Salisbury beliebte Auslegung der Bestimmung des Berliner Vertrages, wonach die Mächte, zwischen denen Meinungsverschiedenheiten sich ergeben haben, „bevor sie zu den Waffen greifen", die Vermittelnng der anderen Vertragsmächte anrufen sollten, und bezweifelt, daß der Angriff Serpa Pintos ein bewaffnetes Vorgehen Portugals im Sinne des Berliner Vertrages gewesen sei. Im übrigen weist Redner darauf hin, daß England von jeher diplomatisch die Ansprüche Portugals auf die betreffenden Gebiete bestritten habe, und daß daher die heftigen Angriffe kontinentaler Blätter wegen des Ultimatums doch nicht ganz gerechtfertigt seien. Mit der Hoffnung, daß der Streit auf friedlichem Wege beigelegt werden möge, schließt der Referent seine mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen, an die sich eine längere Diskussion anschließt.

Kleine Mitteilungen.

— (Sansibar.) Der Sultan von Sansibar, Seyid Khalifa, ist am 13. Februar plötzlich am Sonnenstich gestorben und sein Bruder Seyid Ali hat den Thron von Sansibar bestiegen. Seyid Khalifa war ungleich seinem kraftvollen Bruder Said Bargasch, ein Mann ohne große Energie, der zu thatkräftigem Durchgreifen wenig geeignet, dabei aber grausam, wie nur ein orientalischer Despot, unehrlich in seinem Handeln, sowohl Europäern als Arabern gegenüber und von seinen Stammesgenossen wenig geachtet war. Den Deutschen war er anfänglich wenig freundlich gesinnt, veränderte aber später sein Benehmen soweit, daß ein leidlicher offizieller Verkehr mit ihm möglich wurde. Sein Bruder Ali war eine beständige Drohung für ihn, da derselbe im Verdacht stand, ihn depossediren zu wollen und unter den unzufriedenen arabischen Elementen einen starken Rückhalt hatte. Es sind mehrfach Befürchtungen laut geworden, daß mit der Thronbesteigung von Seyid Ali sich das Verhältnis zu den Deutschen verschlechtern werde, doch sehen wir heute noch keinen Grund zur Besorgnis, da bei dem offiziellen guten Verhältnis zwischen England und Deutschland der Sultan von Sansibar immer nur soweit eine freie Bewegung haben wird, wie es im Interesse der Kulturbestrebungen der beiden Mächte liegt. Der neue Sultan hat bereits die Anerkennung der Mächte erhalten, welche, wie wir annehmen, seitens Deutschlands nur unter der Bedingung erfolgt ist, daß der neue Sultan die von seinem Vorgänger übernommenen Verpflichtungen innehalte und für seine Vertragstreue ausreichende Garantien gegeben hat. Der neue Sultan von Sansibar hat übrigens dem Kaiser Wilhelm II. mit dem Ausdruck seiner Ergebenheit die Anzeige von seiner Thronbesteigung gemacht. Auch dem Fürsten Bismarck hat der Sultan seinen Regierungsantritt mitgeteilt, mit der „Bitte um Unterstützung für sich und sein Volk."

— (Von der Wißmann-Expedition.) Der Versuch Banaheris, die Massais gegen die Deutschen aufzuwiegeln, ist fehlgeschlagen, weil Leutnant Gravenreuth die zu diesem Zweck gesandten, 200 Ladungen umfassenden Geschenke erbeutete; Leutnant Gravenreuth nahm auch den Bruder Buschiris gefangen, welcher gehängt wurde. — Die Wißmannsche Expedition nach Usambara ist von großem Erfolge begleitet. Simbodja und sämtliche eingeborene Häuptlinge unterwarfen sich freiwillig und gaben alle Gegenstände zurück, die jüngst dem Dr. Meyer und anderen Reisenden geraubt wurden. — Major Liebert hat nach Ostafrika auch die Ausrüstung für die Verstärkung der Schutztruppe mitgenommen, welche zur Wiedereroberung des Südens angeworben werden soll. Die Ausrüstung ist angeblich für eine neue Truppe von 1 400 Schwarzen berechnet. Dieselbe besteht unter anderem aus 18 Gebirgskanonen, die zum Transport durch Maulesel eingerichtet sind neben dem dazu gehörigen Sattelzeug, einer Maximkanone, zwei kleinen Torpedoböten, vier Böten, die für die Flußschiffahrt bestimmt sind, und 1 500 Repetirgewehren nebst zahlreicher Munition. Da an einer der innern Karawanenstraßen eine befestigte Station angelegt werden soll, so sind für diese auch zwei schwere, gezogene Geschütze mit verladen worden. Auch liegen zerlegbare, in Altona angefertigte hölzerne Wohnhäuser für die deutschen Offiziere und Unteroffiziere zur Einschiffung bereit. Mit der „Sansibar" haben sich auch 11 Ingenieure und Maschinisten, sowie zwei Krankenpflegerinnen nach Ostafrika begeben.

— (Handelsfaktorei „Magdeburg".) Die Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Magdeburg, hat aus ihrer Mitte zwei Mitglieder, die Herren August Schiele und Georg Marcrander, behufs Gründung einer Handelsfaktorei „Magdeburg" in Afrika ausgerüstet. Schiele hat bereits früher einige Jahre in Kamerun einer Woermannschen Faktorei vorgestanden und ist somit kein Neuling mehr; Marcrander ist Landwirt. Am 11. Februar sind die beiden Herren über Hamburg nach Tanga abgereist.

— (Die Deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft) hat mit dem am 12. Februar von Marseille abgegangenen Dampfer „Amazone" der Messageries maritimes den Herrn Georg Müller, der fünf Jahre Tabakspflanzer auf Sumatra war, und Herrn Georg Passarge aus Ostpreußen nach Sansibar entsandt, um die durch den Aufstand leider unterbrochene Tabakkultur in Lewa wieder aufzunehmen.

— (Katholische Mission im Suaheli-Sultanat.) Im Hinterlande von Witu im Gebiete der Wapokomo befindet sich seit einigen Jahren zu Ngao am Tana eine Niederlassung der Neukirchener evangelischen Mission. Die Station dort wurde vor etwa 1½ Jahren bei einem Einfalle der Somali zerstört. Der Bau eines neuen Missionshauses ist in Angriff genommen, und man hofft damit noch in diesem Frühjahre fertig zu werden. In den letzten Briefen der dortigen Missionare nach Neukirchen wird berichtet, daß das Suaheli-Sultanat jetzt auch katholische Missionare hat, mit der Absicht, in der Landschaft Subaki am Tana ihre Arbeit zu beginnen.

— (Eine Verteidigung für Emin Pascha.) Einige Äußerungen des Berichterstatters der „Times" in Kairo, und im Anschluß daran des Blattes selbst, über die Beziehungen Emin Paschas zu Gordon haben den Freund des erstern, Dr. Felkin, veranlaßt, seine sachkundige Stimme gegen die fortwährende Verunglimpfung unseres Landsmannes zu erheben. Der Berichterstatter der „Times" hatte erzählt, ohne die Oberleitung Gordons sei Emin nicht im stande gewesen, seine Provinz zu verwalten und der Offiziere und Beamten Herr zu bleiben. Und die „Times" verglich in ihrer Besprechung der Nachricht ihn mit einem Unterschulmeister, der seinen Dienst ausgezeichnet verrichte, so lange er nach jemand schicken könne, welcher die übermütigen Jungen auf den Kopf schlüge. Allen diesen Verdächtigungen tritt Dr. Felkin jetzt entgegen. Wie er nachweist, wurden Offiziere, wenn sie in Khartum aufrührerisches Treiben begannen, in die Äquatorialprovinz geschickt, um dort zur Vernunft gebracht zu werden. Gerade dieses Verfahren machte Emins Stellung so schwierig. Er hat thatsächlich nur die zurückgeschickt, welche zum Tode verurteilt waren, denn er besaß nicht das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden. Es waren nur wenige und einzelne hatten außerdem noch einen höheren Rang als Emin, der erst 1879 zum Bei ernannt wurde. Um Emins Bedeutung als Verwaltungsbeamten zu würdigen, muß man erwägen, daß die Provinz vor seiner Ankunft einen jährlichen Fehlbetrag von 600 000 Mark aufwies und nach drei Jahren seiner Thätigkeit schon 24 000 Mark Überschuß ergab. Die Sklavenjäger wurden verjagt von Emin, der auch die Mahdisten, was fast vergessen zu sein scheint, schon drei Jahre vor ihrem letzten Angriff derartig schlug, daß sie so lange sich davon erholen mußten. Zehn Jahre lang war Emin ganz auf sich angewiesen und nur gestützt auf die nie ganz sicheren Truppen. Von 1878 bis zu Gordons Rücktritt kam nur ein einziger Dampfer den Strom hinauf in die Provinz, es war der, auf welchem Felkin reiste. Zum Schluß seines Briefes an die „Times" sagt Felkin, er hielte es für äußerst unpassend, einen Mann derartig anzugreifen, welcher so Großes geleistet habe und jetzt durch seine Krankheit verhindert sei, zu antworten.

— (Der vertriebene König Mwanga) von Uganda hat mit Hilfe der Christen seinen Gegenkönig Karema und die mit ihm verbündeten Araber

besiegt und es scheint, als ob in Uganda jetzt wieder bessere Zustände eintreten werden. Es wäre dies von großer Wichtigkeit, da die kriegerische Bevölkerung Ugandas einen Schutzwall gegen das Vordringen des Mahdismus abgeben dürfte, wenn Mwanga, was bei seinem wankelmütigen Charakter allerdings zweifelhaft ist, sich dankbar für die ihm von den Christen und christlichen Missionaren geleistete Hilfe bezeigt. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch von deutscher Seite etwas geschieht, die Stellung der Christen in Uganda zu befestigen.

— (Die Delagoabai-Eisenbahnangelegenheit) ist noch nicht weiter gekommen, zumal am 20. Februar Unterstaatssekretär Fergusson im Unterhause erklärt hat, die Kronjuristen seien der Ansicht, daß der König von Portugal nicht das Recht habe, die Konzession für die Lourenzo-Marquez-Eisenbahn aufzuheben. Es wird also von Seite Englands noch ein neuer Versuch gemacht werden, die Bahn in englische Hände zu bringen. Wie sehr man in Kapstadt den Bau der Delagoabai-Bahn fürchtet, geht aus folgendem Passus aus einem Schreiben hervor, welches wir aus Pretoria erhalten haben: „Schon seit Mitte des Jahres 1889 bringen die Kapzeitungen einen Jammerschrei um den andern über die Delagoabai-Eisenbahn, deren Fertigstellung den völligen Ruin der Kapbahn im Gefolge haben müsse, aber noch weit größere Folgen für die Kap- und Natal-Kolonie haben werde. Die Eisenbahnen würden wenig Güter mehr befördern, die Lagerhäuser leer stehen, die forwarding agents dem Ruin anheimfallen und die Engrosgeschäfte einen bedeutenden Ausfall aufweisen. Der englische Durchgangszoll fiele weg und der Import in den englischen Kolonien werde gewaltig reduzirt werden, kurz, die Vollendung der Bahn werde solche weittragende Folgen haben, daß die englische Kolonialregierung, um einen völligen Ruin abzuwenden, sich zu Zugeständnissen Transvaal gegenüber werde herbeilassen müssen, die den englischen Eigendünkel gewaltig dämpfen werden."

— (Warnung.) Die deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft (Zehlicke und v. Egloff), vor deren Prospekten wir bereits in Nr. 6 und 8 des vorigen Jahrgangs der Deutschen Kolonialzeitung auf das nachdrücklichste warnten, hatte seiner Zeit den von uns kritisirten Plan aufgegeben, einen landwirtschaftlichen Betrieb in Südwestafrika einzurichten, dagegen nach dem Pondoland eine Expedition geschickt und dort eine Farm „Wilhelmsburg" besetzt. Wegen allerlei Streitigkeiten unter den Mitgliedern der Expedition und wegen fehlender Unterstützung seitens der Geschäftsleitung in Berlin ist diese Anlage aufgegeben und verlassen worden. Der neueste Prospekt vom Dezember 1889, welcher nach dem Muster der früheren im blühendsten Style abgefaßt ist, nimmt auf dieser Anlage bereits im März 1890 eine gute Ernte von Tabak und Mais in Aussicht! Wie phantastisch die Berechnungen der Gesellschaft bei durchaus mangelnder geschäftlicher sicherer Grundlage sind, geht aus folgender Aufstellung hervor: „Bei einem Betriebskapital von 500 000 Mark für die Handelsabteilung ist eine sechsmalige Umsetzung des Kapitals im Jahre möglich, also ein Gesamtumsatz von 3 Millionen Mark. Da ein Mindestgewinn von 10 Prozent dabei in Aufschlag zu bringen ist, so würde der Reingewinn aus dem Warenumsatz pro anno zirka 300 000 Mark betragen, mithin würde an einem Gesamtkapital von 1 Million Mark für die Kapitalanlage der stillen Teilnehmer auf eine Dividende von 20 bis 25 Prozent zu rechnen sein (!)" Wir wollen hiermit nochmals auf das nachdrücklichste vor Beteiligung an dieser Unternehmung gewarnt haben.

— (Die belgische Antisklavereigesellschaft) hat mit Erlaubnis des Kongostaates beschlossen, am Lomami ein befestigtes Lager zu errichten, um dem Vordringen der Araber Einhalt zu thun.

— (Der deutschen Expedition in Bataŋga,) südliches Kamerungebiet, wird demnächst Dr. Preuß als Botaniker zugeteilt werden. Derselbe befand sich früher schon aus eigenem Antriebe und eigenen Mitteln auf der Barombi-Station am Elephantensee, wo ihm der Aufenthalt gestattet worden war. An der Spitze der Expedition steht jetzt der Premierleutnant Morgen, welcher sofort nach seiner Ankunft dort, ohne vorher mit Land und Leuten bekannt geworden zu sein, die Leitung der Jeundostation übernehmen mußte; ihm zur Seite befindet sich nur noch ein Europäer, der ehemalige Berliner Schutzmann Hörbold, welchem nach dem Tode Tappenbecks die Führung der ganzen Expedition oblag.

— (Major Mac Donalds Bericht) über die Zustände am Nigergebiet ist eingegangen, wird aber, wie Unterstaatssekretär Fergusson im Unterhause mitteilte, nicht veröffentlicht werden, da er vertraulicher Natur sei! Der Bericht muß doch ein schlechtes Licht auf die Verwaltung der Royal Niger Company werfen, daß die englische Regierung dem von der deutschen gegebenen Beispiele nicht folgt.

— (Herr Hans Arnold), der neue Direktor der Neu-Guinea-Kompanie, welcher am 2. Juni v. J. erst Berlin verlassen hatte, ist einige Monate nach seiner Ankunft in Finschhafen daselbst plötzlich verstorben und mit der Übernahme seiner Funktionen ist vorläufig Herr Geh. Regierungsrat Rose, der dortige Reichskommissar, betraut worden. Dieser Todesfall ist eine ernste Mahnung an die Gesellschaften, bei der Auswahl der nach den Kolonien zu entsendenden Beamten darauf Rücksicht zu nehmen, ob dieselben den Gefahren des tropischen Klimas gewachsen sind.

— (Aus Kaiser-Wilhelmsland.) Die Versuche mit dem Anbau von Tabak, Baumwolle ꝛc. haben, nach dem „Hamburger Korrespondent" so befriedigende Resultate ergeben, daß nun der Plantagenbau in größerem Umfange in Angriff genommen werden soll. Die vor einiger Zeit hier eingegangene Probe von Baumwolle hat auf dem Markte außerordentlich gefallen, erheblich mehr als Mittelpreis erzielt und einen Fabrikanten zu der Äußerung veranlaßt, daß er von dieser Baumwolle gern eine ganze Ernte übernehmen werde. Die Neu-Guinea-Kompanie erwartet im März eine größere Quantität (ca. 500 Zentner) Baumwolle und beabsichtigt, falls die Qualität ähnlich ausfällt, wie bei der ersten Sendung, Baumwolle-Plantagen in größerem Umfange anzulegen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Baumwollenausfuhr der Vereinigten Staaten nach Europa im Jahre 1888 4 000 000 Ballen im Werte von etwa 850 Millionen Mark betrug, so erscheinen Versuche, auch in unseren Kolonien die fachgemäße Gewinnung der Baumwolle zu betreiben, wohl der Mühe wert. Nicht minder günstige Preise erzielt der auf Neu-Guinea nach holländischem Muster gebaute Tabak, welcher hier 1,50 bis 2,50 Mark pro Pfund brachte.

— (Aus Samoa.) Am 4. Dezember wurde die Wahl Malietoas zum König vorgenommen und seine Flagge aufgehißt. Am 5. Dezember war feierlicher Empfang des Konsulatskorps. Der deutsche Generalkonsul Dr. Stübel verlas folgende Begrüßungsadresse: „Möge es Euer königlichen Hoheit gefallen: Bei diesem unserem ersten offiziellen Besuche bei Eurer Hoheit seit Ihrer Wiedereinsetzung fällt es mir zur Pflicht, Euere Hoheit zu Ihrer Restauration auf einem Posten, den Sie vordem so wohl versehen haben (!), zu beglückwünschen. Ich thue dies mit der größten Aufrichtigkeit, und ich hoffe, daß Ihre Regierung eine lange und glückliche sein werde und mit Gottes Hilfe eine Ära des Friedens und Gedeihens für ganz Samoa." Ähnlich lautende Ansprachen wurden von dem englischen Konsul Oberst von Coëtlogon und dem amerikanischen Vize-Konsul Blacklock verlesen, worauf Dr. Stübel abermals das Wort ergriff und eine Proklamation verlas, in welcher ausgeführt wird, „daß die Regierungen Deutschlands, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika von diesem Zeitpunkt an Malietoa Laupepa als König von Samoa anerkennen. Auch wünschen wir ernstlich, daß die beiden Parteien, die bis jetzt sich feindlich gegenübergestanden haben, sobald als möglich eine endgiltige Versöhnung herbeiführen, und daß beide nach bestem Vermögen zu der friedlichen Handhabung der samoanischen Regierung unter König Malietoa mit beitragen mögen".

— (Der Konsul Dr. Knappe,) welcher während der vorjährigen Kämpfe und Unruhen auf Opolu das Konsulat für Samoa inne hatte, ist zur Disposition gestellt und im neuen Konsulatsverzeichnisse bereits nicht mehr aufgeführt.

— (Vom Gabun.) Die französische Regierung ist mit dem König von Dahomey, welcher heute die vor einiger Zeit vollzogene Abtretung des Hafens Kotonu an der Sklavenküste in Frage gestellt hatte, in Streit geraten. Die Abtretungsakte befindet sich bei der französischen Residentschaft in Porto-Novo (Porto-Novo ist ein kleiner, unter französischem Protektorat stehender an der Sklavenküste zwischen Dahomey und der englischen Kolonie Lagos liegender Staat mit der Hauptstadt gleichen Namens. — Kotonu liegt unmittelbar an der Grenze von Porto-Novo in Dahomey an der See.) Im Anfang des Jahres 1889 schrieb der König Glélé von Dahomey an den König Tofa von Porto-Novo, „daß er ihn am Ende des Jahres angreifen werde, um sich seiner Person zu bemächtigen, und daß er die Stadt und sämtliche Palmbäume vernichten werde." Die Regierung war davon unterrichtet, denn sie entsandte im August den Generalgouverneur des Golfes von Benin, Bayol, um sich mit Glélé über die Abgrenzung des Gebietes von Kotonou zu verständigen und ihn aufzufordern, sich unter französischen Schutz zu stellen. Die Mission blieb jedoch ohne Erfolg. Glélé starb, und nun brachte kürzlich sein Sohn die Drohung zur Ausführung, indem er sich Porto-Novos bemächtigte, die Häuser verbrannte, die Ernten vernichtete und den Posten senegalesischer Tirailleure dezimirte. Diesen Thatsachen gegenüber hat die französische Regierung die Einschiffung von zwei Kompanien senegalesischer Tirailleure in Dakkar auf dem „Ariege" befohlen, um die Besatzung von Porto-Novo und Kotonu zu verstärken. Der König von Dahomey hat nun auch Kotonu mit 500 Mann angegriffen, wurde aber mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Litteratur.

J. Jastrow. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. IX. Jahrgang 1886. Berlin 1889. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Herrmann Heyfelder. XVI. 164. 362. 468 Seiten.

Die seit einer Reihe von Jahren vorteilhaft bekannten, von der hiesigen Historischen Gesellschaft herausgegebenen Jahresberichte der Geschichtswissenschaft haben in dem uns vorliegenden IX. Jahrgange nunmehr auch ein bisher gänzlich unbeachtetes Gebiet, nämlich die Geschichte der afrikanischen Völker mit Ausschluß der Mittelmeerländer in den Rahmen der Berichterstattung hineingezogen. Der dieselbe behandelnde Abschnitt umfaßt Seite 253—274 des dritten Teiles und hat den bewährten Kenner afrikanischer Verhältnisse, Herrn Dr. C. G. Büttner, zum Verfasser. Er umspannt den Zeitraum von 1878—87. Nach einer Einleitung, welche die Bedeutung afrikanischer Geschichtsforschung für die Lösung allgemeinerer historischer Probleme hervorhebt und besonders die Verdienste der Engländer und Franzosen um die Bearbeitung afrikanischer Geschichte in helles Licht setzt, werden die wichtigsten Erscheinungen während des genannten Zeitraumes aufgeführt und zum Teil gewürdigt, darunter muß als besonders verdienstlich eine Zusammenstellung der Afrika betreffenden Blaubücher bezeichnet werden, die in der That unschätzbares, wenn auch oft unter tendenziösem Gesichtspunkte dargestelltes Material darbieten. Vollständig beizustimmen ist dem Verfasser, wenn er zu ausgiebigerer Benutzung der Berichte und Zeitschriften der verschiedenen in Afrika arbeitenden Missionsgesellschaften auffordert, welche zur Geschichte einzelner afrikanischer Gebiete viele wertvolle, aus bester Quelle geschöpfte Beiträge enthalten.

A. Seidel.

Elli Meinhof: Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone, gesammelt und aufgeschrieben von Elli Meinhof. Mit 5 Bildern von Fritz Bergen. Zweite Auflage. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) 1889. 116 S.

Die „Märchen aus Kamerun" sind den Kindern gewidmet; aber auch die Erwachsenen werden sie mit Interesse lesen. Spiegelt sich doch gerade in solchen Erzeugnissen der Phantasie eines Volkes sein Gemüts- und Geistesleben am deutlichsten wieder. Und wie wenig wir eigentlich in dieser Hinsicht unsere schwarzen Landsleute kennen, das kommt uns bei der Lektüre dieser sehr niedlich erzählten Märchen fast auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein. Ja, man ertappt sich nicht selten über einigen Zweifeln, ob denn dieser oder jener Zug des Gemütes, diese oder jene geistige Regung in der That möglich sein könne bei Repräsentanten einer Rasse, die wir trotz aller humanitären Bestrebungen doch infolge traditioneller, durch eigentümliche Verkettung von Umständen tief eingewurzelter Vorurteile als gleichberechtigt anzuerkennen eine gewisse unwillkürliche Scheu tragen. In der That begegneten die Märchen aus Kamerun beim Erscheinen der ersten Auflage allerhand Anfechtungen; ihre Authentizität wurde hier und da in Zweifel gezogen und sie für eine freie Erfindung der Verfasserin erklärt, obwohl eine Vergleichung mit Steeres Swahili Tales und den mancherlei sonstigen Produktionen der Ovaherero, der Bassuto und anderer Stämme entschieden zu gunsten der Echtheit der „Märchen aus Kamerun" sprach, die somit einen bemerkenswerten Beitrag zur Beurteilung der Frage nach der günstigen Befähigung des Negers darstellen. Allerdings ist zu bedauern, daß ein so wertvolles Material nur in einer Bearbeitung für Kinder dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Es wäre dringend zu wünschen, daß dasselbe auch im Urtexte mit einer sich möglichst eng an denselben anschließenden Übersetzung veröffentlicht würde. A. Seidel.

Les Colonies Françaises. Notices illustrées publiées par ordre du sous-secrétaire d'état des colonies sous la direction de M. Louis Hennique. I. Colonies et Protectorats de l'Ocean Indien. 431 p. Paris. Maison Quantin.

Das vorliegende Buch, infolge der Pariser Kolonial-Ausstellung von 1889 entstanden, verfolgt den ausgesprochenen Zweck, die Kenntnis der französischen Kolonien zu popularisiren, und ist zu dem Zweck sehr reich illustrirt. Die Beschreibungen der einzelnen Kolonien sind in ihrer Art vortrefflich; wenn hier und dort die lichten Seiten zu sehr hervorgekehrt sind, so liegt das in der Tendenz des Werkes, welches aber, nach dem vorliegenden ersten Bande, dem noch vier andere folgen sollen, zu schließen, einen umfassenden Überblick über das französische Kolonialreich zu gewinnen gestattet. Das Buch ist außerdem so billig, daß es mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Unsere Kolonien und das Christentum. Ein Vortrag, gehalten in der Abteilung Graudenz der Deutschen Kolonial-Gesellschaft vom Divisionspfarrer Dr. A. Brendt. 31 Seiten. Graudenz, Jul. Gaabels Buchhandlung (Dr. Saling).

Eine warm geschriebene Darstellung der deutschen Missionen und ihrer segenbringenden Thätigkeit in den Kolonien, welche alle Kolonialfreunde interessiren sollte, da das Material gut gruppirt ist, und für den, welcher sich nicht speziell mit der Missionsgeschichte befaßt hat, mancherlei Neues bringt. Der Reinertrag soll der evangelischen Mission in Deutsch-Ostafrika zufließen.

Eduard Dupont. Lettres sur le Congo. Récit d'un voyage scientifique entre l'embouchure du fleuve et le confluent du Kassaï. Paris, C. Reinwald 1889. VIII. 724 S.

Duponts Kongoreise hatte in erster Linie wissenschaftliche Zwecke im Auge. Die Schilderung seiner Reiseerlebnisse wie die Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen bietet eine Menge des Anregenden und Interessanten, nicht minder des wissenschaftlich Wertvollen. Unter dem letzteren Gesichtspunkte verdient die Erforschung der geologischen Verhältnisse der Uferlandschaften des Kongo von seiner Mündung bis zur Aufnahme des Kassaï besondere Beachtung. Die Resultate derselben zeigt die erste der elf, dem Buch beigegebenen Karten- und Bildertafeln, aus welcher hervorgeht, daß die Ufer des Stromes von Banana bis fast nach Boma aus tertiären Gebilden bestehen. Kurz vor Boma tritt Granit massig auf, der sich bis Maassuk fortsetzt, unterbrochen von Gneis, Glimmerschiefer und Quarzit, welche bei Maassuk die Oberhand gewinnen und fast bis Isanghila allein vorherrschend sind. Quarzit, Kalkstein und Schiefer wechseln ab bis Lukungu und werden dann von rotem Sandstein abgelöst, der den Fluß bis Kinsila und in weiterer Entfernung von den Ufern noch bis Stanley-Pool begleitet. Von nicht geringerem Interesse ist eine Studie über die Verbreitung der verschiedenen Palmenarten längs des Kongo. Danach wächst die wilde Dattel (Phoenix spinosa) ausschließlich an der Mündung des Stromes; die Matebbe (Hyphaene guineensis) nur in der Umgegend von Boma, die Fächerpalme (Borassus flabelliformis) auf dem südlichen Ufer von Leopoldville bis zur Mündung des Kassaï, während die Ölpalme (Elaïs guineensis) den Strom überall auf beiden Ufern begleitet, soweit Duponts Forschungen reichen. Es mag genügen, dies aus dem reichen Inhalt des Buches hervorzuheben, welches ohne Zweifel eines der bedeutendsten ist, das die vielfachen Kongoforschungen des letzten Jahrzehntes gezeitigt haben. A. Seidel.

Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. von Willi Müller, Dr. phil., Oberlehrer, Rathenow, Max Babenzien.

Im vorliegenden Buch wird die Frage „Wurde Afrika schon vor der Umsegelung Vasco de Gamas umfahren" von neuem angeregt und vom Verfasser in bejahendem Sinne beantwortet. Das Buch bietet einen interessanten vielseitigen Inhalt und sei den Afrikafreunden unserer Tage bestens empfohlen. Br.

Zoll-Compaß. Sammlung der Einfuhr-Zolltarife der europäischen Zollgebiete und jener von Algier, Ägypten, Marokko, Tunis und den Vereinigten Staaten von Amerika. I. Jahrgang. Wien 1889. Verlag des K. K. österreichischen Handels-Museums.

Das Buch, welches für die Industrie- und Handelswelt von größter Bedeutung ist, ist im Auftrage des Handelsministeriums mit Benutzung des vom Ministerium des Äußern zur Verfügung gestellten Originalmaterials bearbeitet und daher die möglichste Richtigkeit und Vollständigkeit gewährleistet.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Januar.

Banning, Emile. Die politische Teilung Afrikas. Nach den neusten internationalen Vereinbarungen. 1885—1889. Ins Deutsche übertragen von Dr. A. Pfungst. 8°. XII. 210 Mit 1 Karte. Walther & Apolant, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Barrow, John. Voyage dans la partie méridionale de l'Afrique fait dans les années 1797 et 1798. 2 vols. 8°. XVI. 403. 326. Avec une carte. Paris 1801.

Brandt, Dr. Unsere Kolonien und das Christentum. Ein orientirender Vortrag, gehalten in der Abteilung Graudenz der Deutschen Kolonialgesellschaft. 8°. 31. Goebels Buchhandlung (Dr. Saling), Graudenz 1890. (Vom Verleger.)

Büttikofer, J. Reisebilder aus Liberia. Resultate geogr., naturhistor. und ethnogr. Untersuchungen während der Jahre 1879—1882 und 1886—1887. gr. 8°. XV. 440. Mit Karten, Lichtdruck- und chromolithogr. Tafeln nebst zahlreichen Textillustr. Bd. I Reise- und Charakterbilder. E. J. Brill, Leiden 1890. (Vom Verleger.)

Burnes, Alex. Reise nach und in Bokhara und Fahrt auf dem Indus von dessen Mündung bis Lahore in den Jahren 1831—1833. 2 Bde. 8°. VI. 505. 632. Weimar 1835.

Carvalho, de. O Lubuco. Algumas observaçoes sobre o livro do s. Latrobe Bateman, intitulado the first ascent of the Kasaï. gr. 8°. IV. 59. Lisboa 1889.

Censo Agricolo-Pecuario de la prov. de Buenos Aires. Levantado en el mes de Octubre de 1888 para contribuir à la representacion de la Repub. Argentina en la expos. univ. de Paris. gr. 8°. XIV. 381. Buenos Aires 1889. (Vom Statist. Amt in B.-A.)

Censo General de poblacion, edificacion, comercio e industrias de la ciudad de Buenos Aires 1887. tom II compilado por una comision, presidente Fr. Latzina. Buenos Aires 1889. (Von F. Latzina.)

Clapperton. Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique pendant les années 1825, 1826 et 1827. Trad. de l'anglais par Mrs. Eyriès et de la Ravandière. 2 vols. 8°. ILVI. 329. 439. Avec 2 crts. Paris 1829.

Crowfurd, John. Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochinchina. Aus dem Englischen. 2 Bde. 8°. Mit 1 Karte und 2 Schrifttafeln. Weimar 1881.

Douville, J. B. Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Afrique équinoctiale fait dans les années 1828—1830. pt. 8°. 3 vols. 281. 28 . 282. Stuttgart 1832.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 26. Liefg. E. Trewendt, Breslau 1889. (Vom Verleger.)

Erner, A. H. China, Skizzen von Land und Leuten Mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. gr. 8°. VIII. 298. Mit 1 Port. in Stahlst., 6 Bild. in lithogr. Farbendruck, 17 autogr. Illustr., 1 Plan von Pecking 2c. E. O. Weigel Nachf. (Chr. Herm. Tauchnitz) Leipzig 1889. (Vom Verleger.)

Globus. Jahrgang 1889, Bd. LV und LVI. Fr. W. Vieweg, Braunschweig. (Tauschexemplar vom Verleger.)

Hoffmann Ferd. Beiträge zur Kenntnis der Flora von Zentral-Ostafrika. Inaug.-Differt. 8°. 39. H. Dabis, Jena. (Vom Verleger.)

Holub, Dr. E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Liefg. 31 und 32. A. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)

Keltie, J. Scott. Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Autoris. deutsche Übersetzung von v. Wobeser. 5. Aufl. 8°. XII. 130. 1 Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig 1890.

Keltie, J. Scott. The story of Emin's rescue as told in Stanleys letters. 8°. 190. With a map of the route. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington, London 1890. (Vom Verleger.)

Kürschners Staatshandbuch für 1889. 8°. VI. 1234. W. Speemann, Berlin, Stuttgart.

Kropf, Dr. theol. Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Südafrika nach seiner Geschichte. Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur afr. Völkerkunde. gr. 8°. VII. 209. Mit 1 Tafel. Buchhdl. Der Missions-Gesell. zu Berlin 1889. (Vom Verleger.)

Meiuecke, G. Koloniales Jahrbuch. 2. Jahrgang. Das Jahr 1889. gr. 8. 312. Mit 7 Karten. Carl Heymanns Verlag Berlin 1890. (Vom Herausgeber.)

Mémoire sur l'abolition de l'esclavage et la traite des noirs sur le territoire portugais. gr. 8°. 98. Minist. de la Marin Lisbone 1889.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens. Bd. II u. III. Heft 31. 36—38. Herausgegeben vom Vorstande der Gesellschaft. Yokohama 1876—88.

Politica Portugueza na Africa. Memoria historica e politica. gr. 8°. 32. Lisboa 1889.

Reis, J. B. Os Portuguezes no região do Nyssa. 8°. 42. Lisboa 1889.

Seehäfen, die, des Weltverkehrs. Lfg. 6—8. Volkswirtschaftlicher Verlag. (A. Dorn.) Wien. (Vom Verleger.)

Société de Géographie de Lisbonne. Importation abusive en Afrique par des sujets anglais d'armes perfectionnées. Protestation présentée au gouvernement portugais par la soc. d. g. gr. 8°. 10. Lisbonne 1889.

— La question du Zaïre. Le Portugal et la traite de noirs. gr. 8°. 30. Lisbonne 1883.

— L'incident Anglo-Portugais. Motion votée à la séance de la soc. de géog. d. Lisbonne le 2. decemb. 1889. gr. 8°. 5. Lisbonne 1889.

Weißbuch. Tl. VI u. VII. gr. 4°. 106. 84. 1 Karte. C. Heymanns Verlag Berlin 1889 (Vom Verleger.)

Karten.

Moises, F. Karte von Deutsch-Ostafrika. 1 : 6 000 000. 2. Auflage. F. Moises, München. (Vom Verfasser.)

Abteilung Berlin.

Freitag den 7. März Abends 8 Uhr im großen Saale des Architektenhauses:

Vortrag des Herrn Marinepfarrers Wangemann: „Eine Fahrt längs der ostafrikanischen Küste".

Freitag den 14. März Abends 8 Uhr in demselben Saale (vorläufige Anzeige)

Herr Hugo Zöller „Im Innern Neuguineas".

Mit dem Vortrage wird eine kleine „Neuguinea-Ausstellung" (von Herrn Zöller gesammelte Gegenstände aus dem Innern Kaiser-Wilhelmslands) verbunden sein.

Über den letzteren Vortrag erfolgt noch besondere Mitteilung an die Mitglieder der Abteilung Berlin.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Beilage zu Nr. 5 der Deutschen Kolonialzeitung 1890.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Als die Kolonialzeitung bereits im Druck war, ist uns noch durch die Freundlichkeit der Deutschen Witu-Gesellschaft ein Bericht ihres Angestellten, Herrn C. Weiß aus Lamu, zugegangen, welcher so viele neue Angaben enthält, daß wir denselben in einer besonderen Beilage unseren Lesern zur Kenntnis zu bringen für geboten erachten:

Lamu, den 25. Januar 1890.

„In letzter Zeit hat sich die Presse zu Hause vielfach mit der Petersschen Expedition befaßt; einmal war Peters tot, dann lebte er ruhig weiter. Thatsache ist, daß Ende Oktober hier an der Küste Gerüchte kolportirt wurden, nach welchen Peters mit Gefolge in Korokoro erschlagen worden, die aber durch nichts bestätigt wurden. Es war eitele Kombination der Eingeborenen. und es war höchst unvorsichtig von einigen hier Ansässigen, dies Geschwätz ernst zu nehmen und in der Welt zu verbreiten.

Dieser Tage ist der brave Borchert, der Anfang November von Lamu nach dem Kenia marschirte, nach hierher zurückgekehrt; er hatte auf der Reise mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, Not und Entbehrungen aller Art gelitten, aber mit einer Zähigkeit und Ausdauer gestrebt, seine ihm gestellte Aufgabe auszuführen, die alle Anerkennung verdienen muß Borchert gelangte bis Korokoro, war in der von Peters erbauten Boma, und obgleich es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelang, irgend welche schriftliche Nachrichten von Peters mitzubringen, die dieser bei seiner Weiterreise doch jedenfalls hinterlassen haben wird, sind glaubwürdige Nachrichten von Gallas, die mit Borchert zusammen in Korokoro waren, nach hierher gelangt, daß Peters es verstanden hat, mit den aufgeregten Gallas fertig zu werden, und von diesen bis zur Grenze der Massai geleitet wurde. Auch dort wurde er nicht feindlich empfangen, ihm freier Durchzug und die Erlaubnis, Lebensmittel zu kaufen, gewährt. Bis dahin reichen die letzten Nachrichten, und wenn es auch als ein sehr gewagtes Unternehmen bezeichnet werden muß, mit ca. 20 Somalisoldaten und einer Anzahl Gallasklaven von Korokoro in das verschrieene Massailand zu ziehen, darf nicht sogleich angenommen werden, daß Peters und Gefolge dort umkommen müssen. Im Gegenteil, weil er zu schwach ist, um mit Gewalt etwas ausrichten zu können, werden die Leute einsehen, daß er nicht gekommen ist, um Krieg zu machen; und wenn er es versteht, sich in die oft unberechenbaren Launen der Leute zu schicken, ist anzunehmen, daß er mit heiler Haut aus dem so gefürchteten Distrikt hinaus zu mehr friedfertigeren Stämmen gelangen und so im Laufe der Zeit irgendwo die Küste wieder erreichen wird."

(Hier folgen einige Ausführungen, welche wir, da sie sich mit denen des Herrn Borchert decken, weggelassen haben.)

„In Kinakombe war Borchert zu mehrtägigem Aufenthalt gezwungen, da er keine Ruderer erhalten konnte. Zum Glück für Borchert traf hier eine englische Expedition vom Süden, 90 Mann stark, geführt von einem Suaheli, Baruk, ein, die nach Oda-Boru-Ruwa und darüber hinaus sollte, Elfenbeingeschäfte zu machen; dieser Karawane schloß sich Borchert an bis Massa, hier wollte er bleiben und Schlunke mit den nachfolgenden Waren erwarten; aber auch dieser war länger aufgehalten worden als vorauszusehen, und als er endlich nahe an Massa war, passirte ihm das Malheur, daß die Dhau umschlug und alle Waaren verloren gingen nur das nackte Leben wurde gerettet. Schlunke ging nach Kinakombe zurück, wo inzwischen eine zweite Dhau mit sehr notwendigen Bedarfsartikeln umgeschlagen und alles verloren war.

Borchert, der vorwärts strebte, konnte nicht länger auf Schlunke warten und entschloß sich, allein weiter zu marschiren; er hätte sich in Massa nicht von der englischen Karawane trennen sollen und wäre dann ohne alle weiteren Schwierigkeiten mit derselben nach Korokoro gelangt. Eine kurze Strecke hinter Massa verlor Borchert den Weg in der großen offenen Ebene; er hatte geglaubt, der Tana habe eine mehr nordwestliche Richtung, während er hier beinahe Nord läuft, und war deshalb zu weit auf seinem Marsche vom Flusse abgekommen. 4 Tage irrte Borchert in dieser Ebene ohne Essen und ohne Wasser umher, Tag und Nacht marschirend, und als er am vierten Tage spät den Fluß wieder erreichte, stieß er auch bald auf ein Dorf, konnte aber zur Zeit nichts als Mais erhalten, und hat sich damit gründlich den Magen verdorben. Aber unbekümmert um alles, setzte Borchert seine Reise nach kurzer Rast fort, und am heiligen Abend erreichte er die von Peters errichtete Station in Oda-Boru-Ruwa, von wo aus Peters zuletzt am 8. Oktober Nachricht gegeben. Peters war nicht mehr dort. Die Boma und Häuser waren alle intakt, wie er sie verlassen, die deutschen Farben flatterten lustig im Winde, auch die Kruppsche Kanone stand an ihrem alten Platz unberührt. (Ein Stück vom Schloß war auf der Reise bereits verloren gegangen.) Nachdem die Ankunft Borcherts bekannt geworden, sammelten sich zahlreiche bewaffnete Gallas, die drohend gegen Borchert auftraten und verboten, Lebensmittel an ihn zu verkaufen. Da Borchert kein Galla sprach, konnte er sich nicht gut mit den Leuten verständigen, auch keine bestimmte Nachricht erhalten, ob und wo Peters Briefe ꝛc. etwa hinterlassen; es ist doch ganz undenkbar, daß Peters weiterreiste, ohne ausführliche Nachrichten für seine nachzufolgenden Kameraden zu hinterlassen; anderseits würden die Gallas aber etwaige in ihren Händen befindliche Briefe sicher ausgeliefert haben, denn das Papier hat für die Leute absolut keinen Wert. Nach all dem ist es nicht unwahrscheinlich, daß etwaige Briefe von Peters von den öfter vorbeiziehenden englischen Karawanen von Malindi-Mombassa, die regelmäßig hierher kommen, um Elfenbeingeschäfte zu machen, mitgenommen sind, und die Engländer werden zutreffenden Falles dann besser über die Ziele und Absichten von Peters unterrichtet sein, als wir es sind. Nach dreitägigem Aufenthalt sah sich Borchert gezwungen, die Station schleunigst zu verlassen, da er sonst ermordet worden wäre; weiter vorzudringen, war ihm mit seinen 6 Mann nicht möglich und weitere Nachrichten von Peters konnte er auch nicht mehr erhalten; zudem machten sich jetzt die Folgen der erlittenen Entbehrungen und der großen Anstrengungen geltend, ein wenig Fieber gesellte sich zu der allgemeinen Schwäche und so ging es denn so schnell als möglich der Küste zu; er erreichte Schlunke in Kinakombe, der dort zurückbleiben wird. Elephanten zu jagen. Nach kurzer Rast ging's weiter flußabwärts bis nach Ngao, wo er bei den deutschen Missionaren freundliche Aufnahme und gute Pflege gefunden. Nachdem er sich dort einigermaßen erholt, ist er gerade kurz vor Abgang der Mail hier eingetroffen und gedenkt zunächst nach Sansibar zu gehen, um den größten Teil der zurückgebrachten und in Sansibar noch lagernden Expeditionsgegenstände bestmöglichst zu begeben, ehe er die Rückreise nach Europa antreten wird. Wir haben versucht, Borchert abzuhalten, schon jetzt längere Berichte über seine Erlebnisse Ihnen für diese Post zu schreiben; er würde nur unnötiger Weise dadurch angestrengt werden, wo ihm Ruhe so wohl thut. Es war dies mit der Hauptgrund für mich, das Vorstehende für die Öffentlichkeit zu schreiben. Den Verwandten, vielen Freunden und Gönnern der Teilnehmer an dieser Expedition, glaubte ich, würde es nur angenehm sein, recht bald und ausführlich zuverlässige Nachrichten von hier zu erhalten, und da die Nachrichten der Gallas mir von Borchert im wesentlichen bestätigt worden, trage ich keine Bedenken, dieselben weiter zu verbreiten.

Über den Konflikt, den Peters mit den Gallas oben gehabt, und der vielleicht Anlaß zu den falschen Gerüchten über die Ermordung

gegeben, ist mir Folgendes berichtet worden. Nachdem Peters längere Zeit in seiner Station gesessen, meldeten sich bei ihm eine Anzahl fortgelaufener Sklaven der Gallas, die sofort als Träger engagirt und mit Gewehren und Patronen versehen wurden. Diese neu engagirten Träger bekamen eines Tages Händel mit den Gallas, machten dabei von ihrer Schußwaffe Gebrauch und töteten mehrere Gallas. Darauf große Entrüstung bei den Gallas. Tausende strömten zusammen und wollten Krieg gegen Peters führen. Es gelang ihm, die Leute zu überzeugen, daß er von der ganzen Schießaffaire nichts gewußt, daß es ihre eigenen Leute gewesen, die den Krawall verursacht. Darauf forderten die Gallas ihre Sklaven zurück, um ihnen die Köpfe abzuschlagen; aber auch hier zeigte sich Peters fest und erklärte den Gallas, „als diese Leute zu mir kamen und ihre Dienste anboten, habe ich nicht gewußt, daß es fortgelaufene Sklaven von Euch waren, sonst hätte ich sie nicht angenommen; jetzt aber, nachdem ich sie engagirt und in meine Dienste genommen, ist es mir nicht möglich, sie wieder zu entlassen, die müssen bei mir bleiben". Um die Gallas aber etwas zu beruhigen, versprach er ihnen, die Träger sämtlich auszuliefern, wenn er zurückkäme, damit sie ihnen dann die Köpfe abschlagen könnten. Hiermit scheinen sich die Gallas wieder beruhigt zu haben, denn sie gaben die Erlaubnis, wieder Essen an Peters verkaufen zu dürfen, und übernahmen es auch, Peters weiter bis über die Grenze ihres Gebiets zu geleiten. Weshalb nun Peters aber nicht, wie verabredet, auf seine noch folgenden Gefährten gewartet, ist nicht erklärlich; ob er vielleicht den Gallas nicht traute und die gute Laune bei ihnen benutzte, fortzukommen, ehe die feindliche Strömung gegen ihn sich wieder geltend machte — genug, Anfang Dezember verließ er die Station; die Gallas führten ihn bis zur Grenze und übergaben ihn den dortigen Massai. Sofort wurde bei Ankunft großes Palaver gehalten und Peters nach dem Ziel und Zweck seiner Reise befragt: „Ich habe viele und große Länder bereist und bin zu euch gekommen, um euer Land zu sehen und kennen zu lernen. Ich bin ein Mann des Friedens und will keinen Krieg," so ungefähr redete Peters. „Wenn Du Krieg haben willst, wir sind hierzu stets bereit, willst Du aber Frieden haben, so wollen wir ihn Dir gewähren," antworteten die Massai. Nachdem Peters nochmals versichert, daß er keinen Krieg, sondern Frieden haben wollte, wurde ihm Friede zugesichert und der Durchzug durchs Land gestattet; auch Essen sollte er überall erhalten, wenn er dafür bezahlen könnte. Nachdem all dies abgemacht, schlachteten die Massai 2 Rinder und gaben ein großes Essen; als dies beendet, zogen sich die Peters bis dahin begleitenden Gallas zurück, und dies sind die letzten Nachrichten, die wir von Peters erhalten; es wird wohl geraume Zeit vergehen, ehe anderweitige Nachrichten wieder an die Öffentlichkeit gelangen werden.

Der Befehl des Komitees, zurückzukehren, ist also bis jetzt nicht in die Hände des Dr. Peters gelangt. Nach den Angaben der Gallas hatte Peters zuletzt noch bei sich: 20 Mann, die ihm von hier an treu geblieben, einige Kamele und Esel. Die Zahl der mitgeführten Sklaven der Gallas war nicht zu erfahren."

C. Weiß.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 6. **Berlin**, 15. März 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Vorstandssitzung. — Ein Kaiserwort. — Die Araberfrage und Emin Pascha. — Die Bedeutung von Tabora für Deutsch-Ostafrika. Von Paul Reichard. — Die Unterbringung befreiter Sklaven (Schluß). Von Dr. Friedrich Back. — Die deutsche Auswanderung I. Von B. — Dr. Below über Mexiko. — Eine Kritik aus Missionskreisen über die Thätigkeit des Herrn Paul Reichard. — Entgegnung. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Sonnabend, den 22. März cr.,
Abends 6½ Uhr,
wird eine

Sitzung des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft

in Berlin, im kleinen Saale des Hotel Kaiserhof,

mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1889.
2. Voranschlag für das Jahr 1890.
3. Anberaumung der Hauptversammlung in Köln und Feststellung der Tagesordnung für dieselbe.
4. Anträge auf Satzungsänderung:
   a) Antrag der Abteilung Eberswalde, betreffend Regelung der Abführung der Beitragsgelder,
   b) Antrag des Ausschusses, betreffend Erhöhung der Zahl der Vorstandsmitglieder.
5. Sonstige Anträge.
6. Geschäftliches.

Ein Kaiserwort.

Bei dem zu Ehren Sr. Majestät des Kaisers am 5. März von dem Provinzial-Landtage der Provinz Brandenburg gegebenen Mittagessen hielt der Kaiser eine mit enthusiastischem Beifall aufgenommene, in jeder Beziehung bedeutsame Rede, in welcher er an die Thätigkeit des Großen Kurfürsten anknüpfend folgende, jedem Kolonialfreunde aus der Seele gesprochene Worte äußerte:

„In Meinem Zimmer hängt ein Bild, das lange in Vergessenheit geraten war; es zeigt eine Reihe stolzer Schiffe, den roten Adler Brandenburgs in der Flagge. Dieses Bild erinnert Mich täglich daran, wie schon der Große Kurfürst die richtige Erkenntnis dafür gehabt hat, daß Brandenburg zur Verwertung seines Fleißes und seiner Arbeitskraft eine Stellung im Weltmarkt sich erobern müsse. Groß sind die Fortschritte gewesen, die seit jener Zeit Preußen und Deutschlands Gewerbe und Handel aufzuweisen hat, besonders unter der Regierung Meines Herrn Großvaters. Das weitere Aufblühen unsrer wirtschaftlichen Thätigkeit zu fördern, erachte Ich für eine Meiner vornehmsten Aufgaben; Ich habe deshalb, nachdem Meine Thätigkeit zunächst der Sicherung der Ruhe nach Außen gegolten, Meinen Blick nach Innen gerichtet."

Was der große Ahnherr als einen Grundsatz ausgesprochen und unermüdlich bis an sein Lebensende bethätigt hat:

„Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser, als auch durch das Manufaktum zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen"

wirkt in dem Enkel mit treibende Kraft nach und erfüllt uns mit der freudigen Zuversicht, daß das begonnene große Werk deutscher Kolonisation von Allerhöchster Stelle eifrig gefördert wird. Vor zweihundert Jahren stellten sich die selbstzufriedene Behaglichkeit, der philisterhafte Kleinmut, der Geist des Partikularismus, die Geheimen Räte, auf das Emporkommen Kurbrandenburgs neidische Staaten als „einige obstacula" den Unternehmungen des Großen Kurfürsten entgegen, heute hat sich das Blatt zum Besseren gewendet, aber gleichwohl stehen noch große Massen des deutschen Volkes der Kolonialpolitik gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüber, und verfolgt uns die Gegnerschaft des Auslandes in fast allen unsern Kolonien. Unter dem Schutz und Schirm unseres Kaisers, im Glanze des neuen deutschen Reiches, sind wir aber sicher zu siegen und auch auf dem Gebiete der Kolonisation in überseeischen Ländern die weltgeschichtliche Mission zu erfüllen, welche uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Vorsehung zugedacht hat.

Die Araberfrage und Emin Pascha.

Als die deutschen Kulturanfänge in Ostafrika durch den Aufstand der Araber vernichtet wurden, war es notwendig geworden, die Kolonie ihrem eigentlichen Zwecke durch Waffengewalt wieder zuzuführen. Erst nur allmälig wird deshalb wieder in friedliche Bahnen eingelenkt und werden sich die Kolonialpolitiker mit den Angelegenheiten beschäftigen können, welche sowohl die spätere staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete als auch die Haltung der Regierung und Gesellschaft den Arabern gegenüber betreffen. Wir möchten hier besonders auf die Wichtigkeit der letzteren Angelegenheit die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken.

Ein Fehler der neueren deutschen Kulturunternehmungen lag wohl darin, daß das arabische Element zu wenig beachtet wurde, daß man meinte, mit demselben leicht fertig werden zu können, obwohl es durch jahrhundertelange Anwesenheit an der Küste einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der Eingeborenen nach der guten und bösen Seite hin erlangt hatte. War auch der reine Araber seiner Zahl nach verschwindend gegen die Massen der Suaheli und Eingeborenen, so lebte er in dem Lande, besonders in den Küstenplätzen, als Herrscher, der mit Befriedigung und Stolz sehen konnte, wie sein Recht, seine Sitte, seine Religion sich immer mehr verbreiteten. Die Erwerbung des Hinterlandes durch die Deutschen änderte vorläufig an der Sachlage seiner Ansicht nach an und für sich wenig; die Stationen waren zu vereinzelt, wenn auch vom kommerziellen und politischen Standpunkt aus richtig angelegt. Daß er sie aber als den Ausdruck eines systematischen Vorgehens aufgefaßt habe, ist nicht anzunehmen, zumal sie wegen ihrer zerstreuten Lage dem großen Ganzen gegenüber wenig in Betracht kamen. Eine allgemeine Unruhe erfaßte das arabische Element erst, als die Vereinbarungen des Vertrages des Sultans von Sansibar mit der ostafrikanischen Gesellschaft bekannt wurden und ein Teil der Araber sich in gutem Glauben in allem dem bedroht fühlte, was ihm heilig und teuer gewesen war. Eine längere Zeitdauer der Verwaltung der Deutschen würde ihm gezeigt haben, daß er nichts zu fürchten hatte, aber allerlei widrige Umstände kamen zusammen, um den Ausbruch der Empörung zu beschleunigen, welche von Tag zu Tag erbitterter wurde, und durch Waffengewalt gedämpft werden mußte. Da von religiösen Fanatismus wenig zu spüren war, so muß der Grund des Aufstandes in dem Gefühl der Araber, daß es mit ihrer politischen und kommerziellen Macht zu Ende sei, wenn die Deutschen sich an der Küste festsetzten, zu suchen sein.

Was nun die Ausübung der politischen Macht anbetrifft, so ist es selbstverständlich, daß nach den Vorgängen der letzten Jahre für die Araber jede Aussicht darauf vorbei ist und hinsichtlich ihrer Handelsbeziehungen thäte sicher die Gesamtheit und nicht nur eine verschwindende kleine Zahl, welche die neue Zeit begriffen hat, gut, sich den kapitalkräftigen Deutschen anzuschließen und von den Indern zu emanzipiren. Hierein wird sich ohne Zweifel ein allmählicher Wechsel vollziehen, je stärker unsere militärische und kommerzielle Macht wird. Es bleibt aber nichts destoweniger für uns die Notwendigkeit bestehen, die arabische und araberisirte Küstenbevölkerung allmählig daran zu gewöhnen, daß sie, wenn ihr auch manche Prärogative genommen ist, doch unter deutscher Herrschaft nach ihrem alten Recht und überlieferten Sitten, soweit sie nicht den europäischen Anschauungen absolut feindlich sind, wie z. B. in der Frage des Sklavenhandels, ruhig weiter leben kann.

Diese friedliche Seite unserer Thätigkeit in Ostafrika ist ebenso schwierig wie die kriegerische, und es erfordert viel Takt und Eingehen in das islamitische Recht und seine Rechtsbegriffe, wenn hier Fehler vermieden werden sollen. Es haben sich auch andere Nationen, welche über Muhamedaner herrschen, die größte Mühe gegeben, in die Rechtsverhältnisse ihrer Unterthanen einzudringen. Die Engländer haben in Ostindien, die Franzosen in Algier und am Senegal, die Niederländer in Holländisch-Indien bedeutende Vorarbeiten geliefert und neuerdings hat auch Österreich-Ungarn das türkische und abendländische Recht in Bosnien und der Herzegowina für die Zwecke der Verwaltung so verschmelzen und ineinander arbeiten müssen, daß sowohl Christen wie Muhamedaner unter der österreichischen Herrschaft zufrieden leben können.

Der Zustand, wie er in dem Küstengebiet des Sultans von Sansibar durch den Vertrag vom Jahre 1888 geschaffen war, überließ, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bestallung der untergeordneten Richter der deutschostafrikanischen Gesellschaft, vorbehaltlich der Zustimmung des Sultans, dagegen sollten die „Kadi" von dem Sultan ernannt werden. Der Kadi ist demnach die wichtigste richterliche Persönlichkeit. Der islamitische Gerichtsorganismus ist an und für sich sehr einfach; die Kadis entscheiden im osmanischen Reiche als Einzelrichter alle Zivil- und Strafsachen ohne Ausnahme und ohne Zulässigkeit einer Berufung. Über die persönliche und formelle Qualifikation des Kadi, der auch in Glaubens- und Ritussachen Entscheidungen zu treffen hat, enthalten die Gesetze sehr ausführliche Vorschriften, so daß man den Kadi in der That als einen wissenschaftlich gebildeten Richter anzusehen hat.[1]) Es ist selbstverständlich, daß derselbe nur das islamitische Recht genau kennt und danach handelt, und ebenso klar, daß er es in seiner Macht hat uns damit allerlei Unannehmlichkeiten zu bereiten. Und dabei ist das islamitische Recht sehr durchgebildet, vom europäischen Recht in vieler Hinsicht abweichend! Obwohl gegen die Überlassung der Gerichtsbarkeit über die Eingebornen an deren eigene Obrigkeiten, wo es immer angeht, nichts einzuwenden ist, vielmehr dieses Verhältnis naturgemäß und empfehlenswert ist, so wird es mit der Zeit doch notwendig, daß der Staat wenigstens in das Wesen dieser Rechtssprechung eindringt, wenn er es bei hoch entwickelten Verhältnissen wie in Ostafrika nicht vorziehen sollte, gewisse neue Begriffe in das System der Rechte hineinzutragen. Daß dies seine gewaltigen Schwierigkeiten hat, ist einleuchtend, denn nur genaue Kenner des Koran und der Strömungen in der muhamedanischen Welt vermögen hier den Mittelweg zu finden, zumal das islamitische Recht nicht etwa erstarrt ist, sondern sich beständig weiter fortbildet. Man wird einwenden, daß die Form der Gerichtsbarkeit durch Vertrag festgesetzt ist und daß einseitige Änderungen nicht vorgenommen werden können. Wir meinen auch nicht, daß man mit täppischer Hand bestehende Rechtsordnungen umstoßen solle, aber wir halten es für angebracht, um spätere Mißgriffe und kostspielige Versuche zu vermeiden, einen großen Einfluß auf die Rechtsprechung zu erlangen, wenn wir nicht Fremde im Lande bleiben wollen.

Man hat in der letzten Zeit, wie das naturgemäß ist, sich viel mit Emin Pascha beschäftigt, dessen Gesundheit allen Meldungen zufolge erfreuliche Fortschritte gemacht hat, und für ihn allerlei Beschäftigungen in deutschem Interesse gesucht. Die einen möchten ihn gerne als Führer einer Expedition nach Wadelai, andere nach Uganda oder nach Tabora und dem Tanganyika zu der immer dringlicher werdenden Sicherung der deutschen Interessensphäre[2]) verwendet sehen, alle aber vereinigen sich in dem Wunsche, daß es gelingen möchte, diese unschätzbare Kraft für die deutsche Kolonialpolitik zu gewinnen. Über die Absichten der Regierung, welche angeblich mit ihm unterhandelt, hat noch nichts verlautet, und wir wissen nicht, ob sie ihn, den Sieger über die Mahdisten, für kriegerische Zwecke verwenden, oder ob sie sein unvergleichliches administratives Geschick und seine tiefe Kenntnis der islamitischen Welt für friedliche Zwecke nutzbar machen möchte. Er soll uns in irgend einer Thätigkeit hochwillkommen sein! Wenn wir aber jetzt eine andere Seite unserer zukünftigen Aufgabe in Ostafrika berührt haben, so geschah es in der Überzeugung, daß hier noch eine wichtige Kulturarbeit unserer harrt. Emins Mittelstellung als Türke und Europäer in der Aquatorialprovinz hat auf das Beste dazu beigetragen, bestehende Gegensätze auszugleichen, sein Forscherinn ihn dazu angetrieben, in die Individualität der verschiedenen Stämme einzudringen, ihre verschiedenen Sprachen und Mundarten zu erlernen, seine Kenntnis der arabischen Sprache und seine Stellung ihn befähigt, in die Denkungsart des Islam sich einzuleben. „In seiner Verwaltung hat Emin," so schreibt Robert William Felkin[3]), „keine Mühe gescheut, um sich mit allen vorkommenden Angelegenheiten auf das Innigste vertraut zu machen. Die Sorgfalt und der Eifer, womit er allen seinen Pflichten oblag, fanden nicht ihresgleichen, und es war das höchste Ziel seines Strebens, als ein vollkommen unparteiischer Richter zu handeln. In Strafsachen vermied er es sorgfältig, den Angeklagten ihre Verteidigung zu beschränken, aber es war auch nicht leicht, ihn durch Ausreden und Lügen zu täuschen. So gutmütig er auch war, hat er doch niemals in der Ausführung geschwankt, sobald er einmal einen sicheren Entschluß gefaßt hatte . . . Das Werk, das er geschaffen hat, und die Erfolge, die er gehabt hat, müssen von allen vorurteilsfreien Beobachtern anerkannt werden."

---

[1]) Wir verweisen den, welcher sich für den Gegenstand interessirt, auf das Werk von Professor Dr. Kohler „Rechtsvergleichende Studien über islamitisches Recht, das Recht der Berber, das chinesische Recht und das Recht auf Ceylon" (Carl Heymanns Verlag, Berlin), in dem eine Fülle von Material zusammengebracht und juristisch verarbeitet ist.

[2]) Die Tagesblätter sind darüber uneinig, wer von ihnen zuerst auf die Notwendigkeit der Sicherung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika hingewiesen habe. Wir wollen dem gegenüber bemerken, daß L'Afrique in seiner Nr. 2 vom Februar 1890 in einer langen Abhandlung über le conflit Anglo-Portugais, nachdem es das erste Auftauchen des Projektes der britisch-südafrikanischen Gesellschaft geschildert, schreibt: . . . . „Wie dem auch gewesen sein mag, die Deutsche Kolonialzeitung zögerte nicht, auf das von der Times erwähnte Projekt die Aufmerksamkeit des deutschen auswärtigen Amtes hinzulenken" . . . . Siehe den Artikel „Englische Bestrebungen in Zentralafrika" in Nr. 23 vom 8. Juni 1889 und „Die britisch-ostafrikanische Gesellschaft" in Nr. 22 vom 2. Juni 1888. Seitdem haben wir wiederholt in überzeugender Weise die Wichtigkeit eines Vorgehens nach den Seen hin dargelegt.

[3]) Deutsche Revue. Herausgegeben von Richard Fleischer. 1890. März. Breslau und Berlin. Verlag von Eduard Trewendt.

Von welcher Bedeutung würde diese Persönlichkeit, im Dienste der Kaiserlichen Regierung für die Entwicklung unseres ostafrikanischen Gebietes werden können?

*

Die Bedeutung von Tabora für Deutsch-Ostafrika.

Von Paul Reichard.

Tabora, der Haupthandel- und Stapelplatz der Araber in Ostafrika, welches unter den 3° s. B. und 33° ö. L. liegt, ist keineswegs eine Stadt nach unseren Begriffen und bringt auf den Neuling beim nahen Anblick den Eindruck großer Enttäuschung hervor, ein Eindruck, welcher nur durch den langen Marsch von der Küste her dadurch gemildert wird, daß auf der ganzen Reise nur kleine Ortschaften, Dörfer und Flecken von höchstens 2 - 300 Einwohnern passirt werden. Die Einwohnerzahl für Tabora auch nur annähernd feststellen zu wollen, wäre ein ganz vergeblicher Versuch, denn die Bevölkerung ist fortwährend ab- und zuströmend. Tabora besteht aus einem nicht allzugroßen Komplex von arabischen Gehöften, welche ganz unregelmäßig umhergestreut liegen. Nur ein geringer Teil derselben ist das ganze Jahr über bewohnt. Es haben wenig über 20 Araber mit Sklaven dort einen dauernden Wohnsitz.

Tabora liegt in einer ganz flachen, sehr weiten Mulde, umgeben von niederen 50—80 Meter hohen Hügeln, welche das Gebiet von Unjanjembe zum großen Teil durchsetzen. Tabora selbst ist nicht befestigt, was schon bei seiner Bauart, den meist umher zerstreuten Gehöften, nicht möglich ist. Man bemerkt von weitem hier und da nur eines der grauen arabischen Häuser mit flachem Dach aus den grünen Euphorbienhecken hervorleuchten. Auch die einzelnen Gehöfte, Tembe der Araber, sind wenig verteidigungsfähig erbaut, so daß Tabora von strategischen Standpunkte aus ganz und gar ohne Bedeutung ist und als offener Platz bezeichnet werden muß.

Die unmittelbare Umgebung Tabora's ist auf 3—4 Stunden im Umkreis ungemein bevölkert und man stößt mindestens alle ein viertel bis halbe Stunde Wegs auf eine Wanjamuesi oder Maturi-Ansiedelung und weiter hinausgeschobene arabische Gehöfte, welche alle ebenfalls nicht befestigt sind. Alle größeren Komplexe von Gehöften oder größeren Dörfern führen besondere Namen. Das Quikuru, die Residenz des Häuptlings Sike von Unjanjembe, jedoch ist gut befestigt mit einem sogenannten Ipuri, einem Gebäude von ½ mannshoch und 3—4 Meter breit, aus Lehm, Scheiten und flachem mosbeworfenem Dach errichtet und den Ort umschließend. In diesem Quikuru, welches in einer sehr flachen Umgebung liegt, wohnen höchstens 4—500 Menschen und dort befand sich auch früher die Wohnung des arabischen Gouverneurs. Ein solcher ist seit dem Tode des letzten demselber Abdalla bin Nasib, welcher im Jahre 1882 starb, vom Sultan von Sansibar nicht mehr ernannt worden.

Die arabische Niederlassung in Unjanjembe wurde vor etwa 70 bis 80 Jahren gegründet und war früher unter dem Namen Kaseh oder Ikaseh bekannt, ein Ort, welcher jetzt ganz spurlos vom Erdboden verschwunden ist.

Die Wahl des Ortes für die Niederlassung von seiten der Araber hing wol mehr von dem vorgefundenen reichlich in den Muldensohlen angesammelten Wasser ab, da der vielfach leicht sumpfige Boden zum Reis- und Gerstenbau lockte. Andere Gründe haben kaum mitgewirkt und der damals lebende Häuptling Fundikira würde ebenso gern die Erlaubnis zum Ansiedeln an andern in der Nähe befindlichen Orten gegeben haben. Der Umstand aber, daß sich die Araber grade im Lande Unjanjembe, wo Tabora liegt, ansiedelten, war kein Zufall.

Der Weg dorthin war ihnen längst geebnet durch die Wanjamuesi, das Volk, welches neben anderen weitgedehnten Gebieten auch noch Unjanjembe bewohnt und schon seit lange, wenigstens 100 Jahren, alljährlich zur Küste gezogen war, um dort Elfenbein und Sklaven an die Araber zu verkaufen. Die Verhältnisse gestalteten sich jedoch später so, daß eine vollständige Umkehr eintrat, als die Araber begannen ins Innere vorzudringen und jetzt den Handel an sich rissen. Sie folgten der Straße der Wanjamuesi von Saadani und Dar-es-Salaam, und erst später wurde Bagamoyo zum Karawanenausgangspunkt an der Küste, über Mpuapua durch Ugogo und die Mgunda Mkali nach Unjanjembe.

Die großen arabischen Karawanen waren sogar durch das südlich liegende Ugunda gezogen. Da aber dies Land damals noch wenig bevölkert war, wandte sich die Straße bald direkt nach dem Ort, wo das heutige Tabora liegt.

Es kamen um jene Zeit noch sehr viele Elephanten in Unjamuesi vor und besonders waren die Wanjanjembe, die Bewohner Unjanjembes, eifrige und geschickte Elephantenjäger. Daneben aber auch ebenso eifrige Ackerbauer, und dieser letzte Umstand ermöglichte ohne weiteres eine Ansiedelung der Araber in Unjanjembe. Da nun die Wanjamuesi das Trägerhandwerk mit einer Art Passion betrieben und ebenso gerne nach der Küste wanderten wie nach allen Richtungen des Innern, so waren für die Araber alle und zwar die denkbar günstigsten Bedingungen für ihre Unternehmungen und für das Emporblühen der Niederlassung gegeben: eine fruchtbare Gegend, bevölkert von einem eifrig ackerbautreibenden Stamme, der zugleich ein unübertroffenes Trägermaterial lieferte. Zu allen diesen günstigen Umständen kam noch, daß die Wanjamuesistaaten ein ziemlich festes Gefüge hatten, denn die Wanjamuesi sind auch kriegerisch ziemlich tüchtig.

Als nach Einführung der Gewürznelkenkultur in Sansibar die Küstengegenden nicht genug Sklaven mehr zu liefern imstande waren, war der erste Anstoß zum Zuge nach Tabora gegeben. Der um jene Zeit immer mehr aufblühende Elfenbeinhandel veranlaßte das wirtschaftliche Emporblühen von Tabora, welches seinen Höhepunkt erreichte, als 1863 die Engländer bei dem Sultan Seyid Madjid in Sansibar die Beschränkung der Sklaveneinfuhr und das Verbot des Sklavenmarktes in Sansibar durchsetzten. Durch diese Maßnahmen wurden Sansibar, d. h. der ausgedehnte Plantagenbau dort, und die Sklavenhändler ganz zu Grunde gerichtet, sodaß sich die kapitalbesitzenden Araber, welche Plantagenbau getrieben hatten oder Sklavenhändler waren, nach Tabora aufmachten und dort für eigene Rechnung Elfenbein kauften. Die mit eigenem Kapital erzielten glänzenden Geschäfte veranlaßten immer mehr Araber dort hinzugehen, sodaß der Elfenbein- und Sklavenhandel ganz und gar den Eingeborenen entrissen wurde und diese nur noch als Träger zur Küste kamen. Jene Zeit, gegen Mitte der sechziger Jahre, war die Zeit des wirtschaftlichen Glanzpunktes für Tabora.

Doch es sollte nicht lange so bleiben. Unter den immer zahlreicher in Tabora erscheinenden Arabern befanden sich auch immer mehr, welche ohne eigenes Kapital, solches bei Indern gegen ungeheure Wucherzinsen entliehen und welche so in den meisten Fällen wegen der hohen Zinsen nicht im stande waren ihren Verbindlichkeiten nachzukommen oder aber den Verlockungen eines üppigen Lebens dort nicht zu widerstehn vermochten, besonders da die sehr beschwerliche Reise dorthin leicht zu Entschädigung an Lebensgenüssen veranlaßte. Diese Leute bildeten bald ein großes Proletariat. Sie konnten nicht mehr zur Küste zurück, da sie ihre Schulden nicht abzutragen vermochten, ohne zu riskiren in Sansibar in Schuldhaft zu geraten und zogen es vor, in mühsamem Kleinhandel allmählich ihre Schulden von Tabora aus abzutragen oder in Tabora als kleine Ackerbauer zu bleiben.

Als in der Umgebung Taboras die Elefanten so gut wie ausgerottet waren, mußten die Araber immer weitere Handelszüge unternehmen, zum Victoria Nyanza, nach Karagwe und Uganda, nach Ugunda im Süden, weiter nach Ukonongo, Ufipa, Uemba am Südende des Tanganyika, oder nach Katanga. Andere gingen bei Kirandu über den Tanganyika nach Marungu und Itawa. Eine Hauptniederlassung gründeten die Araber in Ujiji am Tanganyika und gingen von dort später über den See nach Manjuema, wo sie Nyangwe gründeten und sich in jüngster Zeit am mittleren Kongo festsetzten.

Für Tabora wiederholte sich nun dasselbe, was wir für Sansibar gesehn. Die verschuldeten Araber in Tabora entliehen nun dort bei ihren Landsleuten Waaren und ein großer Teil war zum zweitenmale nicht im stande, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Diese Schuldner entgingen ihren Gläubigern nach Ujiji und nach dem Kongo. Von jenem Zeitpunkte an datirt dies politische Aufblühen Taboras, denn die meisten Araber, welche sich dort festgesetzt hatten, waren so ziemlich von allem Zusammenhang mit der Küste losgelöst und bildeten politisch eine fast ganz selbständige Macht.

Die Macht der Araber hatte in Tabora von 1860 an etwa immer mehr an Bedeutung gewonnen. Aber noch war in Unjanjembe südlich, nach Norden und Osten, in Ugogo, ihr Einfluß ziemlich ohne Bedeutung, desto mehr in Ujiji und am Kongo.

Die Entwicklung des Handels wurde um jene Zeiten ebenfalls eine andere. Von Süden, dem Kongo und Tanganyika, und dem Victoria Nyanza, strömte nun alles Elfenbein nach Tabora und dies bekam von da an den Charakter eines Stapelplatzes, den es noch bis heute beibehalten hat. Von der Küste kamen entweder Araber, um das Elfenbein in Tabora aufzukaufen oder einige große und reiche Araber, welche sich definitiv in Tabora niedergelassen hatten, kauften Elfenbein und sandten es zur Küste. Die Bedeutung Taboras ist, wie sich leicht ermessen läßt für die Araber eine ganz unberechenbare. Tabora ist die Basis für alle ihre Unternehmungen im Innern, denn von dort aus werden die weiter im Innern Sitzenden mit allem versehen, was ihre Lebensbedingung ausmacht, was die Ausbreitung ihrer Macht ermöglicht, nämlich mit Tauschwaren, Waffen und Munition. Dazu kommt noch ein Umstand von großer Wichtigkeit, daß die Träger, welche den ganzen Handel ermöglichen, wie schon bemerkt, aus Unjamuesi stammen, als sehr eifrige Ackerbauer in den Monaten November, Dezember, Januar, Februar, März und April in ihren Dörfern bleiben, um das Feld zu bestellen. Danach richten sich die

Handelszüge, welche in den übrigen Monaten stattfinden und deswegen kann man auch von der Küste aus die Träger immer nur bis Tabora anwerben, denn über Tabora hinaus zieht kein Mjamuesi mit, sei es, daß die Karawane von der Küste nach dem Innern geleitet wird, oder aber von Tabora aus weiter nach dem Innern ging und dorthin zurückkehrt. Die Händler sind daher unter allen Umständen genötigt, in Tabora neue Träger anzuwerben und sich dort eine Zeit lang aufzuhalten.

Es ist so leicht ersichtlich, daß alle Verhältnisse und Beziehungen, von welcher Seite man sie auch ansehen mag, in Ostafrika immer notgedrungen auf Tabora hinweisen, nicht nur für den Araber, auch für die Eingeborenen, die, im Falle die Araber sie nicht auf kleineren Handelszügen aufsuchen, genötigt sind, ihren Bedarf an Stoffen, Perlen, Draht, Flinten und Pulver in Tabora gegen ihre Produkte und gegen Elfenbein einzutauschen. Es weisen daher auch alle Wege der Eingeborenen auf Tabora hin.

Man kann so behaupten, daß nach Sansibar Tabora für Ostafrika eine große Bedeutung hat, ja, daß sogar Sansibars Macht durch Tabora rückwirkend erhöht wird. Von Tabora sind die Händler in Sansibar ebenso abhängig, wie die Araber am Victoria Nyanza, am Tanganyika und am allermeisten am Kongo. Die Kongo-Araber können nur mit Aufgeben ihrer Eigenart und ihrer Selbständigkeit ihre Augen von Tabora abwenden und ihre Handelsbeziehungen ausschließlich den Kongo hinunter führen.

Die ganze Macht der Araber an der Ostküste stützt sich aber nicht auf die Araber selbst, dazu sind sie numerisch zu schwach, sondern auf die Eingeborenen einesteils direkt, wo sie dieselben unterworfen haben, anderenteils indirekt, indem sie von diesen Eingeborenen ihre Sklaven beziehen.

Nach allen Seiten hin erweist sich also Tabora als von ganz eminenter Bedeutung. Tabora ist das ostafrikanische Chartum. Man kann sagen, daß denjenigen, welchen Tabora gehört, ganz Zentralafrika gehört, selbst bis zum Sudan hin macht sich sein Einfluß bemerkbar.

Wenn nun die deutsche Reichsregierung entschlossen ist, Ostafrika zu halten, d. h. dessen Grenzen definitiv nach dem Tanganyika zu verlegen, so erfordern es die Verhältnisse ganz gebieterisch, daß wir uns in Tabora festsetzen Der Einwurf, daß wir vorläufig genug Länder erworben hätten, kann nur von demjenigen erhoben werden, der entweder gar keine Kenntnis von den Verhältnissen hat, oder grundsetzlich gegen eine weitere Ausbreitung unseres Einflusses oppouirt. Die Besitzergreifung Taboras ist für den Augenblick sogar wichtiger als die Unterwerfung der südlichen Provinzen Deutschostafrikas. Ich bin sogar überzeugt, daß mit einer Besetzung Taboras die Sachlage an der Ostküste sich mit einem Schlage ändern würde. Dieselbe wird auf alle Beteiligten von gegnerischer Seite, d. h. den Arabern und Eingeborenen, einen ungeheuren moralischen Eindruck machen und was das allerwichtigste ist, die Araber nicht nur in Sansibar ganz lahm legen, sondern dem Aufstand ein baldiges Ende bereiten, auch die Araber im Innern ganz in unsere Hände geben. Wir werden den ganzen arabischen Handel in unsere Hände bekommen, und darin liegt die wirtschaftlich hohe Bedeutung Taboras für uns, und der Sultan von Sansibar würde wohl oder übel gezwungen sein, uns in allen Punkten nachzugeben.

Auch auf England würde die Besitzergreifung Taboras von Einfluß sein, einerseits wird es den Tanganyika als Westgrenze Deutschafrikas anerkennen müssen, andererseits wird sein Einfluß auf den Sultan von Sansibar ein weit geringerer sein.

Die Besitzergreifung von Tabora dürfte sich dabei als nicht allzu schwierig herausstellen. Einem Heere von 7—800, höchstens 900 wohlbewaffneten und gerüsteten Truppen wird nirgends erheblicher Widerstand geleistet werden können. Der Marsch müßte über Mpuapua, den ausgetretenen Karawanenwegen folgen, durch Ugogo, die Mgundamkali, nach Tabora. In Tabora selbst würde man allerdings auf einen vielleicht ziemlich entschlossenen Widerstand der Araber rechnen müssen. In solchem Falle würde es sich empfehlen, die Operationsbasis nach dem südlich gelegenen Ugunda zu verlegen, jenem Lande, dessen Bewohner zweifellos auf deutscher Seite stehen würden, einesteils durch die von mir selbst dort errungenen Erfolge veranlaßt, anderenteils durch die Behandlung der Wanjamuesi durch Wißmann, welche diesen in seinen Kämpfen unterstützt haben.

Wie gut die Aussichten für die Besitzergreifung Unjanjembes und Taboras sind, kann daraus hervorgehen, daß der Häuptling des Landes Ugunda, namens Ndischa, welches Land übrigens nach dortigem Rechte mir gehört und in welchem die Oberherrschaft auch über den Häuptling seiner Zeit in meine Hände übergegangen ist, im Jahre 1888 einen glänzenden Sieg über den Häuptling Sike von Unjanjembe erfochten hatte, so daß die Araber dort in die größte Bedrängnis gerieten und den Frieden vermitteln mußten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Tabora's werden für uns in Zukunft dieselbe Bedeutung haben, wie jetzt für die Araber, da die große Fruchtbarkeit des Landes (für dortige Verhältnisse groß), seine zentrale Lage, welche den Zusammenfluß aller Produkte aus den Seengebieten dorthin zur Folge hat, die starke Bevölkerung, das zähe Festhalten der Neger an einmal als praktisch erkannten Wegen, zusammenwirken. Vom politischen Standpunkte aus ist Tabora der einzige Punkt, von welchem aus eine Machtentfaltung unsererseits möglich sein wird. Es wäre ein sehr großer Fehler, wollte man irgend einen anderen Ort als Basis wählen, z. B. Ujiji oder gar Karema am Tanganyika. Letzterer Ort ist, nebenbei bemerkt, der denkbar ungünstigste des ganzen Sees, ohne Hafen, abseits von allen Karawanenwegen, in schwach bevölkerter Gegend, und überaus ungesund.

Für den Fall, daß wir eine Eisenbahn ins Innere bauen werden, welches übrigens nur eine Frage der Zeit ist, muß dieselbe von Dares-Salaam, als dem Hafenplatze, über Mpuapua nach Tabora ins Innere geführt werden; eine andere Linie, etwa direkt nach dem Nyassa, dürfte entschieden wenig empfehlenswert sein. Doch gehört eine darauf bezügliche Auseinandersetzung nicht in den Rahmen dieser Besprechung.

Unter allen Umständen aber sollte die Reichsregierung keinen Augenblick länger zögern, eine größere Expedition nach Tabora hin zu unternehmen. Es ist die höchste Zeit, besonders in Anbetracht des Umstandes, daß durch Emins Abzug aus dem Wadelai das Arabertum zu einem unbeschränkten Einfluß im Innern kommen wird, dem nur durch die Errichtung einer deutschen militärischen Station ein Gegengewicht geschaffen werden kann, welche aber zugleich unsern Einfluß in ganz Ostafrika zu einem uneingeschränkten machen würde. Auch den englischen Gelüsten auf die Seen wäre dadurch ein Riegel vorgeschoben. Ohne Hinterland ist Deutsch-Ostafrika als Handelskolonie fast wertlos, und alle Opfer an Menschenleben und Geld würden ohne Äquivalent geopfert sein.

Die Unterbringung befreiter Sklaven.[1])

(Schluß.)

Für eine Station mit 150—300 befreiten Sklaven wäre Reichard zufolge ein Anlagekapital von 200 000 Mark mit einem Reservefonds von 100000 Mark erforderlich, welches allerdings erst im dritten Jahre Aussicht hätte, sich zu verzinsen.

Was nun die Ortsfrage anlangt, so bemerken wir von vorne herein, daß es nicht möglich sein wird, einen Platz ausfindig zu machen, der sämtliche für unseren Zweck wünschenswerten Eigenschaften vereinigte. Der Boden soll möglichst ertragsfähig und das Klima derart sein, daß es dem Weißen ein langjähriges, möglichst ununterbrochenes Aushalten gestattet; eine Lage ist wünschenswert, welche nicht allein gegen Überfälle, sondern gegen alle beunruhigenden und auch gegen demoralisirende Einflüsse von außen ein gewisses Maß von Sicherheit gewährt, welche andererseits für die ersten Jahre das Entlaufen unserer Zöglinge und für später ihnen die Möglichkeit erschwert, den Ackerbau mit dem Handel zu vertauschen. In Hinsicht auf die Rentabilität der Kolonie hinwiederum wäre es gut, wenn der Transport ihrer Produkte zum Weltmarkt nicht zu große Schwierigkeiten machte. —

Man sieht, es liegt in der Natur dieser Bedingungen selbst, daß sie zum Teil sich gegenseitig ausschließen, und wir werden zufrieden sein dürfen, wenn wir sie irgendwo nur der Mehrzahl nach vereint finden.

Die unmittelbare Nähe der Küste würde den Vorzug gewähren, daß die Schwierigkeiten und Kosten des Transportes, welche eine Station im Innern sowohl bei ihrer Anlage wie bei der Ausfuhr ihrer Produkte macht, wegfielen. Außerdem wäre bei etwaiger Gefährdung durch äußere Feinde auf den schnellen Schutz unserer Kriegsschiffe zu rechnen. Aber hiermit sind die Vorzüge der Küstengegend erschöpft. Ihre klimatischen Verhältnisse sind im ganzen von solcher Art — auch das gerühmte Klima von Tanga ist doch nur ein relativ gutes — daß wir nicht hoffen dürften, die Oberleitung für eine lange Reihe von Jahren in ein und denselben Händen zu sehen. Und das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Fast ebenso übel wäre es aber, wenn der Gouverneur häufige Erholungsreisen machen müßte.

Zweitens aber befände man sich an der Küste in der unmittelbaren Nachbarschaft der Araber mit ihrer Sklavenwirtschaft und ihrem ganzen, einer gesunden Kultur widerstrebenden Wesen. Die Berührung mit ihnen müssen wir für die Zöglinge unserer Kolonie soweit als irgend möglich zu vermeiden suchen.

Je näher wir endlich der Küste bleiben, desto größer ist die Gefahr des Entlaufens, desto größer auch die Verführung, nach Ablauf

[1]) Verkürzter Abdruck einer im Auftrag der Kommission V der Deutschen Kolonialgesellschaft verfaßten Denkschrift.

der Lehrzeit, welche oben vorgeschlagen wurde, sich dem Kleinhandel zuzuwenden.

Will man nun all diese Mißstände vermeiden — es dürften gerade die bedenklichsten sein — so ist es nötig, schon in einer beträchtlichen Entfernung von der Küste sich umzusehen. Wir haben längere Zeit an Usagaraland, und zwar speziell die Gegend von Mpuapua, gedacht. Sie wird sowohl in den Missionsberichten — bekanntlich hatte die englische Kirchenmission hier festen Fuß gefaßt — als auch gelegentlich in den Blaubüchern sehr gerühmt, und andere Mitteilungen stimmen damit überein: das Klima ist verhältnismäßig kühl, es giebt vieles und reines Wasser und der Boden ist fruchtbar. Obwohl im Jahre 1887 nach der Schätzung eines Missionars ein- bis zweihundert Sklavenkarawanen zu Mpuapua vorbeikamen auf der zur Küste führenden Straße, welche eine der direktesten und besten Ostafrikas sein soll: ist doch von eigentlichen Sklavenjagden in unmittelbarer Nähe nichts zu spüren, die benachbarten Stämme sind friedlich gesinnt (abgesehen die räuberischen Wahehe im Süden) und die deutschen Beamten in Mpuapua haben dem Bericht eines englischen Missionars zufolge sich Beliebtheit und Ansehen verschafft. Andererseits liegen doch auch Bedenken gegen diese Gegend vor. Die letzten Ereignisse haben gezeigt, daß ein an der Küste entstandener Aufruhr bis hierher seine verderblichen Wirkungen auszuüben vermag, und die Möglichkeit, daß die Sklavenjagden, jemehr die Gegenden am Tanganyika erschöpft werden, sich desto weiter nach Osten verschieben, ist keineswegs ausgeschlossen.

Der Hinweis auf eine ganz andere Gegend, bei der auch diese Mißstände wegfallen dürften, wird Dr. Bokemeyer verdankt[1]): auf Dschaggaland am Kilimandscharo. Wir gestehen, mit entschiedenem Mißtrauen an ein Studium der auf den Kilimandscharo und seine Umgebungen bezüglichen Litteratur[2]) herangetreten zu sein, da wir die von den benachbarten Massais drohende Gefahr viel zu hoch und die Güte von Klima und Boden etwas zu gering veranschlagt hatten. Aber eine vorsichtige Erwägung der ganzen Verhältnisse läßt uns gerade diesen Punkt Ostafrikas in verschiedentlicher Hinsicht als besonders geeignet erscheinen.

Was zuvörderst die Massai anlangt, welche im Süden und Westen an Dschaggaland grenzen, so wird allerdings der räuberische Charakter dieses Nomadenvolkes in allen Berichten hervorgehoben: sie überfallen auf ihren Zügen schutzlose Stämme der Nachbarschaft, wobei es ihnen besonders auf Erbeutung von Vieh ankommt; auch Europäern, welche sich in ihr Gebiet hineinwagten, ist es nicht gerade gut ergangen. Aber das von Natur sehr geschützte Dschaggaland hat seit Jahren fast nicht unter ihnen zu leiden gehabt; ebenso sind die Bewohner des im Südosthang des Kilimandscharo liegenden Taweta von den Massai unbelästigt geblieben, seit sie dieselben einmal energisch zurückgeschlagen haben. Auch ist keiner der Reisenden, deren Berichte uns vorliegen, weder auf dem Hinweg zum Kilimandscharo noch auf der Rückreise zur Küste irgendwie durch Massai belästigt worden. Sehr lehrreich sind die Mitteilungen von Johnston über die Massai (p. 383. 400. 508): „Die Beziehungen der um den Kilimandscharo wohnenden ackerbautreibenden Stämme zu den Massais haben sich jetzt mehr und mehr verbessert, die Raubzüge der letzteren haben vor den kunstlosen Befestigungen der Bergbewohner Halt gemacht und beide Parteien können jetzt auf gleichem Fuße mit einander Handel treiben. — Die unter dem Namen der Wakuafi bekannte Abteilung der Massai (s. ö. von Dschagga, um Aruscha, ebenso bei Taweta) hat ein angesessenes Leben zu führen begonnen. — Binnen kurzer Frist werden diese zivilisirten Massai auch an Zahl die stärkeren sein und den stolzen nomadischen Massai überlegen; auf diese Weise wird das östliche äquatoriale Afrika einem sicheren und vorteilhaften Handel erschlossen werden. Im schlimmsten Fall sind übrigens die Massai weder so gefährlich noch so blutdürstig wie die Araber des Sudan. Ist man zur Selbstverteidigung gezwungen, so erweist sich dieses Volk gegenüber einer Pallisade als machtlos, weil es keine Gewehre hat und niemals seine Speere wirft. Wir mögen es dankbar anerkennen, daß der Mohammedanismus sie noch nicht erreicht und in tolle Fanatiker oder treulose Halsabschneider gemacht hat, wie ihre Nachbarn im Norden und Westen." Soweit Johnston. Unser Hessel berichtet vom freundschaftlichen Verkehr der Massai auf den Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

In dieser Hinsicht also erscheinen Besorgnisse wenig begründet, zumal, wenn bei der Auswahl des Platzes auf ein besonderes Maß der der ganzen Gegend eigenen natürlichen Feuchtigkeit gesehen und dieser so weit als nötig durch künstliche Anlagen nachgeholfen wird. Dschaggaland selber zieht sich bekanntlich wie ein Gürtel um den südwestlichen, südlichen und südöstlichen Abhang des Kilimandscharo herum, ein von ca. 1000 bis 1800 Meter Meereshöhe leicht ansteigendes, durch viele Schluchten zerrissenes Plateau. Mit allen Gebirgsländern teilt es die politische Zerfallenheit in eine große Anzahl kleiner Stämme. Wenn diese trotz Blutsverwandtschaft und Sprachgemeinschaft zeitweilig in Fehden verwickelt waren, so scheint hieran unser Freund Mandara, der Beherrscher von Moschi, die Hauptschuld getragen zu haben. Verführt durch sklavenhandelnde Suahelis von der Küste hatte er sich vor Jahren daran gemacht, plündernd und verwüstend in die Gebiete seiner Nachbarn einzufallen. Aber seitdem diese Versuche am vereinigten Widerstand der letzteren gescheitert waren, kühlte sich sein Kriegseifer wieder ab und die früheren friedlichen Verhältnisse griffen wieder Platz. Noch bei Johnstons Anwesenheit, im Jahre 1884, fanden nicht selten gegenseitige Beunruhigungen statt; bei einem durch Johnston veranlaßten Kongreß zeigten sich alle Dschaggastaaten zu einem allgemeinen Bündnis geneigt, wenn nur Mandara, welcher allein keinen Abgesandten geschickt hatte, eine gewisse Buße für seine früheren Einfälle zahlen wolle. Seitdem hat gerade der deutsche Einfluß beruhigend gewirkt. Hessel ist vier Jahre später gar nicht zweifelhaft, daß der Friede dauernd sein werde: hatten doch alle Unruhen ihren letzten Grund keineswegs in einem Widerstreit der Interessen, sondern lediglich in den Übergriffen des später sehr viel klüger gewordenen Mandara gehabt.

Sämtlichen Europäern, welche den Fehler vermieden haben, sich zu Zeiten des Kampfes auf dieser oder auf jener Seite zu beteiligen, sind die Wadschagga mit der größten Freundlichkeit entgegengekommen.

Sie haben in Folge ihrer Beanlagung und ihres Fleißes eine für Afrika erstaunliche Höhe in der Landwirtschaft erreicht und werden durch ihr bloßes Beispiel einen wichtigen Faktor bei der Erziehung unserer Befreiten abgeben. Seit v. d. Deckens Bericht bis auf den jüngsten, welchen wir Hessel verdanken, herrscht nur eine Stimme über die Tüchtigkeit der Wadschaggaleute. Und was für unsere Ziele ein sehr bedeutsames Moment bildet: Sklavenwirtschaft ist den Wadschagga durchaus fremd, sie haben durch ihren energischen Widerstand gegen Mandara und durch die große Geneigtheit, mit welcher sie Johnstons Vorschlag eines gegen die Küstenaraber gerichteten Bündnisses aufnahmen, bewiesen, wie entschieden sie allen Bestrebungen der Sklavenhändler gegenüberstehen.

Nicht minder günstig lauten die Nachrichten über das Klima und die Ertragfähigkeit des Bodens. Die Temperatur ist selbst in der heißesten Jahreszeit derartig, daß der Europäer ohne Beeinträchtigung der Gesundheit seinem Berufe nachgehen kann. Die im Juni, d. h. für dort im Beginn des Frühjahrs, von Weiß beobachtete höchste Temperatur betrug 18½ Grad R., die niedrigste 11. — Während in den höheren Regionen Weizen und alle nordischen Pflanzen gedeihen, ermöglichen die tiefer liegenden (auf welche wir durch die Rücksicht auf die Afrikaner angewiesen sein werden) den Anbau von Bananen, Mais, Tabak, der überall massenhaft wächst und einer Veredelung fähig sein dürfte, Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee. In alledem sind teils von den Eingeborenen, teils von Europäern die günstigsten Erfahrungen gemacht worden; die Mehrzahl der erwähnten Pflanzen wächst schon wild. Nach Johnston würde auch der Produktion von Kakao, Thee und Vanille nichts im Wege stehen. Die Bananen des Dschaggalandes werden hinsichtlich ihrer Güte nach dem Urteil v. d. Deckens höchstens durch die von Groß-Comoro übertroffen. Das Wachstum der Pflanzen geht nach den übereinstimmenden Beobachtungen der Reisenden mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vor sich.

Zu diesem Reichtum der Vegetation kommt nun eine Reihe von Artikeln, deren Ausfuhr zu einer baldigen Verzinsung der in einer dortigen Kolonie angelegten Kapitalien sehr wesentlich beitragen wird. Die Hörner des sehr häufig vorkommenden Rhinozeros können für wenige Pence Tuch erstanden und an der Küste für 5 Mark das Paar abgesetzt werden. Auch Flußpferde sind häufig, deren Häute, richtig vorbereitet, ebenfalls guten Absatz finden. Aber der große Reichtum der Gegend beruht auf ihrem Elfenbein, welches auf dem Markt von Sansibar jede andere Sorte ausstechen soll. Es wird in solchem Maß gewonnen, daß immer mehr als genug vorhanden ist, um die vielen Karawanen zu befriedigen, welche jährlich das Land zwischen Nyanza und indischem Ozean durchziehen. Der Elefant kommt in der Nähe des Kilimandscharo, wo er zum vollständigen Gebirgsbewohner geworden ist, zu Tausenden vor. Als Einkaufspreis für das Pfund Elfenbein giebt Johnston 1—2 Mark an, an der Küste hat es einen Wert von 6—10 Mark. Ferner werden einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden die Felle wilder Tiere — ein Leopardenfell ist für Waren im Werte von 2—3 Mark einzukaufen und an der Küste für 8—9 Mark abzusetzen — und Häute, welche von den Eingeborenen so gering geschätzt werden, daß man sie fast umsonst haben

---

[1]) Auch Reichard empfiehlt dieselbe Gegend, a. a. O.

[2]) Besonders: Hessel, Deutsche Kolonien in Ostafrika; Weiß, Reise nach dem Kilimandscharo; Jühlke, Erwerbung des Kil. Gebietes; Meyer, Vortrag; Thomson, Durch Massailand; v. d. Decken, Reisen in Ostafrika I; Johnston, Kilimand.; vgl. Church. Miss. Intell. 1886. p. 557 ff.; 1889 d. 114. 171 ff.

kann, während sie an der Küste einen Wert von 4—4½ Mark für je 7 Pfund repräsentiren.

Im Hinblick auf so günstige Handelsaussichten erscheint der an sich fatale Umstand, daß die Entfernung von der Küste so bedeutend ist, doch in etwas milderem Licht. Hessel hat für den Hinweg von Pangani bis Moschi 28, für den Rückweg 17 Tage gebraucht, Weiß für den Hinweg 31 und für den Rückweg, der durch Regengüsse sehr behindert war, 19 Tage. Die Strecke Mombas-Moschi (durch die englische Interessensphäre) ist Johnston zufolge um 4 Tagereisen kürzer. Aber beide Strecken haben vor allen anderen Linien nach Inner-Afrika den Vorzug voraus, daß weder das Klima, noch das Terrain dem Reisenden besondere Schwierigkeiten macht.

Dr. Friedrich Back.

Die deutsche Auswanderung.

Die Auswanderungsfrage, dies schwierige Problem deutscher Kolonialpolitik, ist ihrer Lösung noch um keinen Schritt näher gerückt. Wenn man nach der Ursache fragt, warum die Reichsregierung noch immer zögert, für die vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus längst als notwendig erkannte Lenkung des deutschen Auswandererstromes etwas Wirksames zu thun, so mag zum Teil dabei die Anschauung maßgebend sein, daß die Regierung eines Landes, welche über eigne geeignete überseeische Kolonisationsgebiete nicht verfügt, sich darauf zu beschränken habe, nach Möglichkeit die Erwerbsgelegenheiten im Heimatlande zu vermehren, im übrigen aber von einer direkten Einwirkung auf die zur Auswanderung entschlossenen Personen abzusehen. Man kann anerkennen, daß eine solche Anschauung in jeder Weise als gerechtfertigt erscheint, anderseits muß aber auch zugestanden werden, daß die Annahme, als könnten annähernd in genügender Menge neue Erwerbsgelegenheiten im Mutterlande geschaffen werden, oder durch die wirtschaftliche Entwicklung sich ergeben, durch welche eine Auswanderung überhaupt unnötig gemacht würde, durch die wahrscheinliche Vorausberechnung sich nicht erweisen läßt. Aus diesem Grunde werden Privatunternehmungen, welche die Lenkung des Auswandererstromes sich zur Aufgabe machen und hierbei durch genügendes Kapital unterstützt und von guten Grundsätzen geleitet werden, auf eine wohlwollende Beurteilung und Unterstützung von seiten der Organe des Staats früher oder später zweifellos zu rechnen haben.

In einem Punkte könnte aber auch von Reichswegen schon jetzt mehr für die Auswanderungsfrage geschehen, selbst bei einer Ablehnung jeden direkten Eingreifens in die Lenkung des Auswandererstromes, das ist die Bereicherung des statistischen Materials. Von Reichswegen werden heute noch nicht einmal die so notwendigen Aufnahmen über die Berufe der Auswanderer veranlaßt. Zweifellos wäre es leicht zu ermöglichen, daß von der engeren Heimatsbehörde, welche in den meisten Fällen über die Verhältnisse der Eingesessenen sehr gut unterrichtet ist, neben jener Angabe auch über den Grund der Auswanderung, sowie über die Mittel und das Endziel der Auswanderer genaue Erhebungen angestellt würden. Aus diesen Kenntnissen könnte dann mit Sicherheit etwas Genaues über die Ursachen der Auswanderung abgeleitet werden, während heute darin jeder Vermutung Thor und Thür offen steht. Ein weiterer Vorteil würde sein, daß eine bestimmtere Beurteilung der wahren Ziele der Auswanderung gewonnen würde, und daran ließen sich vielleicht Versuche anknüpfen, zu erfahren, was mit den Leuten drüben wird. Denn man darf schon jetzt für gewiß annehmen, daß sich sehr viele Auswanderer über ihre zukünftige, so heiß ersehnte fremde Heimat täuschen, und daß sie ihre Lage im alten Heimatlande sehr mit Unrecht für gering und unbefriedigend angesehen haben. Möchte eine gute Statistik auch manche Übel bei uns aufdecken, heilsamer wird sie doch durch die Beseitigung von Täuschungen und Mißverständnissen wirken müssen.

Durch die Verbesserung der Statistik, neben der gründlichen Ueberwachung des Agentenwesens, die ja in der Hauptsache heute schon besteht, und durch eine wohlwollende Unterstützung guter Kolonisationsunternehmungen dürfte das Reich billigen Anforderungen zum Nutzen der Auswanderungsfrage zunächst auch gerecht werden können. In der Hauptsache wird es doch immer darauf ankommen, daß Kapital und Arbeitskräfte in freier Vereinigung sich zu überseeischen Kolonisationsunternehmen verbinden, denen die Regierung überwachend und schützend zur Seite steht.

So zurückhaltend das deutsche Kapital sich derartigen Unternehmungen gegenüber bisher gezeigt hat, so wird dieser Zustand nicht immer so bleiben und ein Wandel muß früher oder später eintreten, da Bedürfnis und Sicherheit beim Kolonisationsgeschäft vorhanden sind, um eine gewinnbringende Anlage von Geldern zu ermöglichen.

Die jetzt bestehenden deutschen Kolonisationsgesellschaften kranken meistens an Kapitalmangel; wenn man davon hört, daß in südamerikanischen Ländern der gewöhnliche Zinsfuß 20 bis 30 Prozent ist, zu dem deutsche Kolonisten ihr benötigtes Kapital borgen, so erkennt man schon allein aus dieser einzelnen Thatsache, welch nützliche und hohe Aufgabe das deutsche Kapital in jenen Ländern, wo deutsche Niederlassungen verhältnismäßig dicht vorhanden sind, noch zu erfüllen hat. In keiner Anlage erweist sich das Geld als ethische Kraft wirksamer, als wenn es mit hilft, gesunde Kolonisationen ins Leben zu rufen, oder bestehende von dem Drucke der Geldnot in der rechten Weise zu befreien.

Unter den angeführten Gesichtspunkten soll in den folgenden Darlegungen versucht werden, ob sich bestimmte allgemein gültige Sätze aus der Erfahrung ableiten lassen, welche als Stützpunkte zur Beurteilung der Auswanderungsfrage dienen können und zum Teil oder ganz mit Sicherheit auf jedes Kolonisationsunternehmen anzuwenden sind; sie sollen eine Richtschnur bieten, um ein Siedelungsgeschäft in den Grundbedingungen als ein gutes und zweckmäßiges zu erkennen. Natürlich gilt dieser Aufsatz nur als ein Versuch und ist bei der Schwierigkeit des Gegenstandes der gütigen Nachsicht des Lesers empfohlen.

I.
Über die Ursachen der deutschen Auswanderung.

In einem Punkte herrscht fast bei allen Sachverständigen eine Übereinstimmung, daß nämlich ein Hauptmotiv der Auswanderung die relative Übervölkerung bilde. Die Bevölkerung in Deutschland ist in stärkerem Maße gewachsen, als es möglich war, in gleichem Umfange auch neue Existenzbedingungen zu schaffen oder die bestehende Wirtschaftsordnung entsprechend zu erweitern.

Die Meinungen gehen dagegen über die Mittel und Wege auseinander, wie dem Mangel an Raum für das wachsende Wissen und Können im Vaterlande Abhülfe geschaffen werden könne, und die Arbeits- und Kapitalkräfte, welche dem Vaterlande durch die Auswanderung entzogen werden, diesem erhalten werden, wenigstens nicht gänzlich verloren gehen oder gar in der neuen Heimat als Konkurrenten gegen das eigne Mutterland auftreten.

Fast allen Auswanderungen unserer Tage, nach Amerika, Australien ꝛc. liegt nach W. Roscher, als Hauptmotiv eine relative Übervölkerung zu Grunde: Konkurrenz auf wirtschaftlichem Gebiete, die drückende Überfüllung der meisten höheren Berufe, das Mißverhältnis zwischen unserer einseitig gesteigerten Bildung und der Enge unserer räumlichen Unterlagen. Nach Dr. Fabri ist es wesentlich der Kampf ums Dasein, welcher die Massenauswanderung veranlaßt. Die Auswanderung ist naturgemäß da am stärksten, wo der Arbeitslohn am niedrigsten steht, und wo die agrarischen Verhältnisse derartige sind, daß der Feldarbeiter nicht in der Lage ist, sich ein eigenes Besitztum zu verschaffen. Hübbe-Schleiden erklärt die Auswanderung damit, daß Wissen und Können Verwendung suchen; eine Erweiterung unseres nationalen Wirtschaftsgebietes allein sei im stande, unserem Volksleben und dem Wohlstande unserer Nation eine normale Fortentwickelung zu sichern. Professor Rein hält die Auswanderung für die natürliche Folge der Bevölkerungszunahme in einem Lande, dessen Boden und Industrie unter den jetzigen Verhältnissen für diesen Zuwachs nicht genügend Beschäftigung und Verdienst bieten; er sieht sie an wie den Abfluß einer gefüllten Cisterne mit steter Wasserzufuhr. Auch Jannasch ist gleicher Ansicht; er nimmt die Auswanderung und Kolonisation weder für willkürliche und zufällige, noch künstlich geschaffene Thatsachen, sondern bezeichnet sie in ihrer jetzigen Ausdehnung als eine notwendige Folge der neueren wirtschaftlichen Entwickelung. Die fortgesetzte industrielle Überproduktion der europäischen Länder ergiebt bei der Schwierigkeit, das einheimische Absatzgebiet unmittelbar an den Landesgrenzen auszudehnen, die Notwendigkeit, diese Erweiterung in der Ferne zu suchen. Dazu kommt die Sorge unserer ländlichen Kleingrundbesitzer, daß unter dem Einflusse der Verhältnisse ihre Kinder oder sicher ihre Enkel dem Proletariat in die Arme fallen werden. Unsere Kolonialpolitiker, wie Fürst Hohenlohe-Langenburg, Dr. Hammacher, Dr. Miquel u. A. bezeichnen die deutsche Auswanderung übereinstimmend als eine historische Thatsache, die in der Vergangenheit bestanden hat und fortdauern wird, die aus der Geschichte, aus unseren gesamten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen erklärt werden müsse.

Da von dem Expansionsbedürfnis nicht nur einzelne Erwerbsklassen berührt, sondern bei dem gleichmäßigen Wachsen aller Bevölkerungskreise auch gleichmäßig alle Erwerbszweige und Berufe davon beeinflußt werden, so geht der Notschrei wegen Überfüllung durch die sogenannte arbeitende Bevölkerung nicht mehr oder weniger, als durch die besitzende. So schwer es dem Lohnarbeiter wird, für seine Arbeit den erwarteten (oder oftmals auch genügenden) Lohn zu finden, so sehr müht sich und kämpft der Besitzende, um das Erworbene zu erhalten.

„Es ist erstaunlich," heißt es im Bericht der Deutschen Gesellschaft in Baltimore vom Jahre 1888, „welche Menge gut geschulter und gebildeter Männer und Jünglinge vertrauensselig, obgleich gänzlich unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen und der englischen Sprache

unkundig, in der festen Überzeugung hierher kommt, daß sofort nach ihrer Ankunft ihnen infolge ihrer Kenntnisse eine gute Stelle gewiß sei. Zu spät leider finden dieselben nur, daß ihre Illusionen sich nicht verwirklichen, und einige wenige, welche einen gesunden Körper, Energie und starken Willen besitzen, akzeptiren die Situation und fangen an zu arbeiten und mögen später auch eine ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung in manchen Fällen erringen; andere, deren Verwandte bemittelt sind, schreiben an dieselben und bitten um Geld zur Rückreise, der Rest begiebt sich ins Land, um das ohnehin starke Element der „Tramps" zu vergrößern."

Auch die statistischen Ausweise über die Erwerbszweige der eingewanderten Deutschen in den Vereinigten Staaten lassen aufs genaueste erkennen, daß alle Berufsklassen des Mutterlandes zu diesen Auswanderern ihr Kontingent gestellt haben müssen. Nach dem Zensus von 1880 waren in allen Berufen eingewanderte Deutsche vertreten. Einige Zahlenangaben[1]) mögen dies näher veranschaulichen.

Im Landbau waren in dem genannten Jahre eingewanderte Deutsche beschäftigt: ca. 240 000 als Farmer und Pflanzer, 50 000 als Landarbeiter, 8000 als Gärtner und Winzer, 1500 im Meiereiwesen, 580 als Hirten, 400 als Viehzüchter u. s. w. Unter der Rubrik „verschiedene Berufe" werden genannt: 7000 Barbiere und Haarkünstler, 1200 Besitzer von Speisehäusern, 4200 Geistliche, 64 000 Personen Hausgesinde, 5000 Angestellte in Gast- und Speisehäusern, 4000 Hotelbesitzer, 5000 Wäscher und Wäscherinnen, 750 Advokaten, 4000 Musiker, 2700 Beamte der Regierung, 2550 Ärzte, 2400 Restaurateure, 4500 Lehrer und Lehrerinnen u. s. w. Unter Handel und Verkehr sind u. a. aufgeführt: 1000 Agenten ohne nähere Bezeichnung, 800 Bankiers und Foudsmakler, 3200 Buchhalter in Läden, 17 500 Handlungsdiener in Läden, 1600 Handlungsreisende, 13 000 Fuhrleute, 10 000 Angestellte bei Eisenbahnen, 7000 Hausirer, 1800 Milchleute, 2700 Beamte bei Pferdebahnen u. s. w., 3100 Packträger, 2100 Matrosen, 2000 Verkäufer und Verkäuferinnen, 20 200 Schankwirte und Schankwirtschaftspersonal, 11 000 Händler ohne nähere Bezeichnung, 1700 Schuhzeughändler, 2600 Zigarren- und Tabakhändler, 3000 Händler mit Herrengarderobe, 1100 Droguenhändler, 6000 Manufakturwarenhändler, 17 000 Kolonialwarenhändler, 3200 Wein- und Spirituosenhändler, 3800 Lebensmittelhändler, 600 Händler mit Grundstücken.

Endlich kommt noch die lange Reihe der in der Industrie, im Handwerk und im Bergbau Beschäftigten, von denen wir nur die nennenswertesten anführen: ca. 14 000 Bäcker, 15 000 Grobschmiede, 1000 Bleicher und Färber, 1100 Buchbinder, 28 000 Schuhmacher, 10 000 Bierbrauer, 3000 Ziegeleiarbeiter, 18 000 Schlächter, 600 Bauunternehmer, 12 500 Kunsttischler, 30 000 Zimmerleute, 6000 Stellmacher, 12 000 Zigarrenmacher, 1600 Uhrmacher, 2700 Zuckerbäcker, 9000 Köche, 1600 Baumwollspinner, 3000 Fabrikarbeiter ohne nähere Bezeichnung, 4400 Lokomotivführer und Heizer, 700 Fischer, 1500 Glasmacher, 3000 Gold- und Silberarbeiter, 2200 Büchsenschmiede, 4400 Sattler, 1300 Hutmacher, 9000 Arbeiter in Eisen- und Stahlwaren, 4000 Gerber, 1000 Holzfäller und Flößer, 8000 Maschinisten, 5200 Fabrikanten und Werkmeister, 3000 Steinhauer, 12 000 Maurer, 3500 Müller, 9000 Modistinnen, 10 000 Bergleute, 10 000 Maler und Lackirer, 1600 Instrumentenmacher, 1200 Gypsarbeiter, 800 Bleigießer, 3500 Buchdrucker und Lithographen, 760 Steinbrucharbeiter, 5000 Sägemühlenarbeiter, 600 Schiffszimmerleute, 1400 Seidenweber, 750 Verfertiger von Dampfkessel, 37000 Schneider und Schneiderinnen, 4500 Klempner, 1500 Messerschmiede, 2000 Polsterer, 1500 Rademacher, 2300 Drechsler, 3500 Wollspinner.

Leider werden von Reichswegen über den Beruf der deutschen Auswanderer keine Aufnahmen gemacht, ein Mangel, dem bald Abhilfe zu wünschen wäre; wir sind auf die amerikanische Statistik über den Beruf der eingewanderten Deutschen allein angewiesen. Diese Angaben müssen uns daher für unsern Nachweis genügen. Zunächst naturgemäß werden unter den Folgen der relativen Übervölkerung die bürgerlichen Gewerbe und Berufe getroffen werden, so daß die Landwirtschaft, das Handwerk, der Handel und die Industrie, und von den gelehrten Berufen der Stand der Ärzte, Schriftsteller, Advokaten u. s. w. in erster Linie zu leiden haben. Sehr bald aber wird hierdurch ein Hindrängen nach den Berufen der Festangestellten erzeugt werden, da von vielen (und bei dem herrschenden Notstande in den freien Berufen in diesem Falle von allen Vorsichtigen) ein kleines Gehalt und eine bescheidene aber gesicherte Lebensstellung den Zufälligkeiten einer freien Existenz auf eigene Kraft vorgezogen wird. Da nun die Voraussetzung richtig sein muß, daß die Wirkungen der relativen Übervölkerung alle Schichten der Gesellschaft gleichmäßig durchdringen, so wird auch der Zudrang zu den Berufen der Festangestellten nicht nur an bestimmten Beamtenkategorien sichtbar werden, sondern sie alle mit geringen, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks wechselnden Unterschieden gleichmäßig belasten. Nur der Gunst der zeitigen Verhältnisse ist es zuzuschreiben, daß der übermäßige Zudrang zu den Berufen der Festangestellten in seiner erschreckenden Wirklichkeit nicht schon deutlicher in die Erscheinung getreten ist. Die Ausbildung und Erweiterung unseres Heerwesens, die Organisationsepoche nach 1870/71 in Schule, Justizwesen und Verwaltung hat in allen Fächern einen außergewöhnlichen Bedarf an Kräften gezeitigt, der den reichen Zufluß an vorgebildeten Elementen noch zum guten Teil zu absorbiren vermocht hat. Aber schon jetzt muß der gelehrte junge Beamte und Lehrer verhältnismäßig lange auf Anstellung, noch länger auf Beförderung warten; der höhere und niedere Militäranwärterstand verdichtet sich mehr und mehr und nimmt von allen möglichen und unmöglichen bürgerlichen Ämtern Besitz; der niedere Lehrer und Beamtenstand, das Steuer- und Postfach, es erübrigt fast keine Berufsklasse der Festangestellten, in welcher nicht allein ein Überschuß an vorgebildeten Kräften vorhanden wäre, sondern auch das Aufrücken in eine befriedigende Gehaltslage immer schwieriger würde. Diese Kalamität wird notwendig in dem Maße wachsen müssen, als die Wirkungen der Neuordnung von 1870/71, welche die gewaltige Überfüllung in allen Beamtenfächern bisher nicht so fühlen ließen, sehr bald zum Stillstand gebracht sein dürften.

Die Symptome der relativen Übervölkerung, deren Wirkungen, wie wir gesehen haben, in allen Berufsklassen nachweisbar sind, äußern sich überall gleichmäßig in dem Unfrieden mit der persönlichen Lage. Denn sobald die Schwierigkeiten des Erwerbslebens zu groß werden, so wird Not und Mangel die Folge sein.

Allerdings darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß bei dem sozialistischem Zuge unserer Zeit mehr als gewöhnlich die Neigung vorherrschend ist, die eigene Lage ohne die rechte Prüfung und Würdigung fremder Verhältnisse gern schlecht und unzureichend zu finden und daß es eine gewohnheitsmäßige Schwäche des Menschen ist, die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, welche im Kampfe ums Dasein niemandem erspart bleiben, sogar die selbstverschuldeten Folgen der Unachtsamkeit und des Leichtsinns gern den eigenartigen Gesellschaftszuständen im Heimatlande schuld zu geben.

„Ein Rundgang im Winter," so warnt die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York in ihrem Geschäftsbericht für das Jahr 1886, „in den zahlreichen Logirhäusern, in denen für 5 oder 10 Cents ein unsauberes Nachtlager geliefert wird, muß einen jeden überzeugen, daß ein großer Teil der dortigen Insassen aus jungen Leuten besteht, die erst kürzlich eingewandert sind und nach vergeblichen Bemühungen und nachdem der letzte Dollar ausgegeben ist, leider zu spät den verhängnisvollen Schritt bedauern, den sie trotz aller Warnungen und häufig in leichtsinnigem Übermute gethan haben. „Schlechter als hier kann es mir in Amerika auch nicht gehen!" — „Es ist schon so manchem geglückt, warum sollte es mir nicht auch gelingen!" mit diesen und ähnlichen Redensarten hat der Leichtsinnige seine Bedenken beschwichtigt, bis es ihm schließlich doch klar wird, daß das Fortkommen im fremden Lande weit schwieriger ist, als er sich vorgestellt. Es ist überhaupt zu verwundern, wie falsch die hiesigen Verhältnisse selbst von anscheinend gebildeten Leuten, von denen man annehmen sollte, daß sie besser unterrichtet seien, beurteilt werden und mit welchen Prätensionen Viele auftreten, deren Kenntnisse weit bescheidenere Ansprüche rechtfertigen. Der Chirurg glaubt in Amerika als Arzt, der Seminarist als Lehrer oder Pfarrer, der Student als Journalist, der junge Ökonom als Inspektor großer Domänen seine Kenntnisse verwerten zu können; der Fabrikarbeiter möchte als Werkführer oder Aufseher in einer größern Fabrik die dürftige Lage verbessern, in welcher er sich im alten Vaterland befand."

Es ist zweifellos, daß die Mehrzahl dieser Auswanderer den Wert ihrer früheren Lage im Vaterlande unterschätzt und in demselben Maße die Erwerbsverhältnisse im fremden Lande überschätzt haben. Alle diese Personen haben aus Unverstand und Irrtum, es kann sie das ehrlichste Streben, vorwärts zu kommen, beseelt haben, ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt.

Es ist schon im vorhergehenden angedeutet worden, daß von Reichswegen über den Beruf der Auswanderer Aufnahmen nicht gemacht werden, nur von den Auswanderern, welche sich in Hamburg einschiffen, ist in der Hamburger Statistik deren Beruf verzeichnet. Die deutsche Auswanderung im Jahre 1888, aus deutschen, und, soweit es bekannt, aus fremden Häfen bezifferte sich insgesamt auf 98 568 Personen; davon reisten über Bremen allein 52 974 und über Hamburg 25 402 Personen. Diese letzteren stellen also gegen 25 Prozent der gesamten Auswanderung im Jahre 1888 dar, wovon wir eine genaue Angabe über den Beruf besitzen. Von diesen Auswanderern sind die Erwerbsthätigen in der Land- und Forstwirtschaft mit 8,9 %, Gewerbe und Handel mit 16,7 %, sog. freien Berufsarten, (Ärzte, Lehrer, Journalisten, Künstler u. s. w.) mit 0,8 %, in Lohn-

[1]) Compendium of the Tenth Census (1. Juni 1880). Nach den Veröffentlichungen von H. Engelbrecht in der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Büreaus. Jahrgang 1887 S. 58 fg.

arbeit wechselnder Art und Dienstboten mit 15,1 % und Personen ohne Berufsangabe mit 16,4 % vertreten, indes der Rest von 42,1% die Familienmitglieder aller vorstehend Bezeichneten umfaßt. Wenn wir dieses Verhältnis auf die Gesamtzahl der Ausgewanderten des Jahres 1888 einmal anwenden wollen, so sind ca. 15 000 Personen der Forst- und Landwirtschaft, 28 000 dem Gewerbe und Handel entzogen worden; ferner sind 26 000 Lohnarbeiter und Dienstboten, 28 000 Personen, welche einen Beruf nicht angegeben haben, und ca. 1200 Personen, die den sog. freien Berufen angehören, ausgewandert. Da die Familienmitglieder auf die obigen Berufe gleichmäßig verteilt worden, hingegen die Lohnarbeiter, Dienstboten und Personen ohne Beruf zum größern Teil keine Angehörigen mit sich nehmen, so wird man diese beiden Kategorien gut um je 6000 verringern und diese Zahl den Auswanderern der Forst- und Landwirtschaft zurechnen dürfen. Auch unter den Auswanderern, die dem Handel und Gewerbe angehören, befindet sich gewöhnlich eine größere Zahl alleinstehender Personen, besonders im Handelsstande, so daß man auch diese Ziffer zu gunsten der Forst- und Landwirtschaft um 6000 erniedrigen kann; man wird demnach annehmen dürfen, daß die Forst- und Landwirtschaft im vorigen Jahre mindestens einen Abzug von 33 000 Personen erfahren habe.

In den Jahren 1871 bis einschließlich 1888 sind nach den amtlichen Ausweisen des Reichs 1 769 297 Personen ausgewandert; in dieser Zahl sind die deutschen Auswanderer einzelner fremder Häfen nicht einbegriffen, denn die Einwanderung allein in die Vereinigten Staaten von Amerika betrug von 1871 bis 1887 (also 1888 ungerechnet) aus Deutschland 1 884 750 Personen. In diesem ganzen Zeitraum haben nicht die überfüllten Provinzen die Hauptmasse der Auswanderer gestellt, sondern Westpreußen, Posen, Pommern, Hannover, Schleswig-Holstein zeigen die stärkste Auswanderungsfrequenz, also die verhältnismäßig schwach bevölkerten Provinzen mit vorwiegend agrarischer Produktion.

In den Elementen der Forst- und Landwirtschaft verliert das Land ungern die mit dem heimischen Boden verwachsenen Stützen des nationalen Staates; dem Übel der Auswanderung unserer Kleinbauern und ländlichen Arbeiter wird durch materielle Abhülfe aber nur soweit zu steuern sein, als es möglich wird, den Kleinbauernstand lebensfähig zu erhalten, den ländlichen Arbeitern genügende Beschäftigung zu geben, und beiden Kategorien in ihrem Streben nach Selbständigkeit und in ihrer natürlichen Vermehrung innerhalb der Grenzen unseres Staates genügenden Raum zu schaffen. Wenn wir den Effekt dieser Maßnahmen hoch genug veranschlagen und dazu rechnen die Zahl derjenigen, welche, durch Belehrung bekehrt, übertriebenen Ansprüchen entsagen und sich gern daheim mit Wenigem bescheiden, so haben wir das denkbar Mögliche gethan, die Auswanderung zu beschränken. Jeder über diese Summe verbleibende Überschuß wird aber auswandern müssen, als die natürliche Abgabe überschüssiger Kräfte, als ein Beweis von der Expansionskraft in unserem Volke, welche sich durch menschlichen Befehl und durch Gesetz nicht in die zufällig gezogenen staatlichen Grenzen bannen und einkapseln läßt.

Es zeugt von dem gesunden Sinn unserer Bevölkerung, daß die überschüssigen Kräfte außerhalb der Landesgrenzen eine befriedigende Existenz suchen, die ihnen das Heimatland nicht gewähren kann; geschähe dies nicht, so müßten Vagabondage und ländliches Proletariertum rasch in erschreckender Weise anwachsen.

Um den Verlust, welchen der Staat durch den Abgang so wertvoller Bewohner aus dem Vaterlande erleidet, möglichst einzuschränken, und auch von seiten der Regierungen Schritte geschehen, welche auf die Vermehrung des Kleingrundbesitzerstandes gerichtet sind. Zu der Haide- und Moorkultur ist neuerdings im Osten unseres Vaterlandes die Parzellirung größerer Güterkomplexe getreten. Wie weit hierdurch den vorhandenen Bedürfnissen Rechnung getragen und dem herrschenden Mißverhältnis zwischen der raschen Zunahme der ländlichen Bevölkerung und den mangelhaften Grundlagen ihrer Existenz Abhülfe geschehen kann, muß abgewartet werden. Wenn aber von vielen Sachkennern übereinstimmend anerkannt wird, daß jenes Aushülfsmittel nur sehr langsam wirken und auch schließlich das Bedürfnis nicht voll zu befriedigen im stande sein werde, so sprechen zwei gewichtige Gründe für diese Ansicht. Einmal findet in der hohen Grundrente und der dadurch bedingten intensiven Form unserer heutigen Feldwirtschaft der bäuerliche Kleinbesitz ein schweres Hindernis, so daß es gewisser lokaler Bedingungen für seine Erhaltung bedarf, zum andern besteht bei uns der Großgrundbesitzerstand mit allen Wald-, Jagd-, Fisch- und andern Gerechtsamen zu recht, und davon läßt sich gewiß manches, aber gewiß nicht genügend wegnehmen, da der Großbetrieb in der Landwirtschaft für die Gesamtheit ebenso notwendig ist, als der Großbetrieb der Industrie diese erst wirklich leistungsfähig macht.

So rasch nun auch die Parzellirung größerer Güterkomplexe und die Urbarmachung von Haide- und Moorländereien vor sich gehen wird, einen Überschuß an Kräften wird unsere ländliche Bevölkerung fortgesetzt abzustoßen haben, und wenn dieser nicht, wie in den siebziger Jahren bei der Entfaltung und Steigerung der industriellen Produktion, Arbeit und guten Lohn in heimischen Unternehmungen finden kann, so wird er naturgemäß seinen Weg über das Meer in fremde Länder wählen.

Nächst der Forst- und Landwirtschaft zeigt sich eine fast gleichmäßige Überfüllung auch in allen anderen Erwerbszweigen und Berufen. Nach den gründlichen Untersuchungen von Jannasch und Hübbe-Schleiden ist unser Konsumtionsgebiet schon lange zu eng gegenüber unserer wirklichen Produktion, geschweige unserer Produktionsleistungsfähigkeit und Notwendigkeit. Hübbe-Schleiden berechnet, daß, wenn die Auswanderung (1860—1879), dieselbe als den Wertmesser der überschüssigen Kräfte eines Volkes mit beschränktem Wirtschaftsgebiet betrachtet, in einem direkten Verhältnisse zur Ausfuhr stände, so hätte der Export Deutschlands 9 mal so groß sein müssen, wie der Frankreichs; er war aber nicht halb so groß. Die Ausfuhr Englands hätte nur um die Hälfte bis ¾ größer sein müssen als diejenige Deutschlands, und doch war sie 5½ mal so groß. Jannasch betrachtet es als unsere vornehmste Aufgabe, die mobilen Arbeitskräfte und Kapitalien im Interesse unserer eigenen Wirtschaft unter dem weiteren Gesichtspunkte im Auslande so zu verwerten, daß diese produktiven Kräfte zugleich die Veranlassung zur Steigerung des Konsums unserer gewerblichen Erzeugnisse sind. B.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Below über Mexiko.

Die in der Stadt Mexiko erscheinende „Germania" hat in ihrer Nummer 196 vom 4. Januar eine Erwiderung auf den Artikel des Herrn Dr. Below in Nr. 30 der „Deutschen Kolonialzeitung" gebracht, aus der wir, um auch der gegensätzlichen Auffassung zu ihrem Rechte zu verhelfen und nicht den Anschein zu erwecken, als ob wir uns mit den Ausführungen Dr. Below's identifiziren, folgendes abdrucken:

Vieles, was der Verfasser von den hiesigen Zuständen tadelnswert findet, ist die Wahrheit und nur zu bedauern, daß es mit so vielen Übertreibungen verquickt ist. Es ist noch viel, unendlich viel Zopf im Lande, wer kann das leugnen? Aber die Behauptung, daß Mexiko im entschiedensten Rückschritt begriffen sei, wird der Verfasser ernstlich kaum vertreten können. Im Gegenteil ist es klar für jeden, der überhaupt vorurteilslos sehen will, daß Mexiko mit Entschiedenheit und Überzeugung in die Bahn des Fortschrittes eingelenkt hat und notgedrungen darin beharren muß. Wenn man allerdings mit unzufriedenem Gemüte bei jedem Schritt in einem von 10 Millionen Menschen bewohnten und erst kürzlich erschlossenen Lande wie Mexiko den amerikanischen Maßstab anlegen will, so fällt der Vergleich ungünstig aus.

Wenn man außerdem bedenkt, daß das wirtschaftliche Interesse des Nordamerikaners nichts weiter als die gemeinste Habgier, ein in Unordnung geratener Länderappetit ist, so wird man auch begreifen, weshalb der Mexikaner nicht allzu leidenschaftlich für nordamerikanischen Fortschritt schwärmt und den hiesigen Deutschen die angelsächsische Verwandtschaft nicht vergibt. Was soll man von Leuten halten, die fremden Interessen jeden Rechtsbegriff absprechen. Wie soll man Menschen lieben, die nur das „Mein" anerkennen, das „Dein" aber einfach ignoriren?

Auch wir sehen von unserem Standpunkt aus, daß in der „großen Weltenrepublik" die Sache nicht so geht, wie sie sollte, und nicht unbedeutende Teile derselben sich in offenbarer Zersetzung befinden. Wir bemerken dort in einem verhältnismäßig aber rasch verlebten Organismus eine moralische Zersetzung der übelriechendsten aller Fäulnisprozesse, und Herr Below weiß als Arzt, daß solche Wucherungen größtenteils unheilbar sind und mit der Zerstörung des Organismus zu enden pflegen.

Daß zwischen drüben und hüben ein gewaltiger Unterschied herrscht, wer zweifelt daran? Dies ist so klar, daß wir kaum begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich die verzweifelte Mühe giebt, Parallelen zu ziehen, die nicht gezogen werden sollten, Vergleiche anzustellen, wo nicht verglichen werden kann. Denn wenn auch 100 000 freiheitlich fortschrittliche Amerikaner ins Land kommen, so wird aus Mexiko noch lange kein Nordamerika. Bis jetzt haben wir von der überraschenden Tüchtigkeit und Energie des Amerikaners nicht viel bemerken können.

Ihre industriellen und merkantilischen Unternehmungen haben zum größten Teil aus Mangel an Fach- und Landeskenntnis einen unglücklichen Verlauf genommen, und nur die Exploitationsgeschäfte, wie da sind Lebensversicherungen, Lotterien und Kantinen zeigen eine relative Prosperität. Der Amerikaner scheint uns demnach weniger produzirend als exploitirend zu sein, und eine derartige Bevölkerung wäre für Mexiko ein Unglück. Wenn es trotz dieser negativen Eigenschaften dem Amerikaner gelungen ist, seine Republik bis zu solcher Höhe zu bringen, so hat er diesen Erfolg zu zwei Drittteilen der fremden Einwanderung zuzuschreiben, deren immer frisch erneuerte Arbeitskräfte er geschickt auszunutzen verstand. Ohne dieselben wäre „die Weltenrepublik" eine ziemlich trübselige geblieben. Diese geschickte Ausnutzung ist des Vollblutamerikaners höchst eigenstes Verdienst, während seine eigene persönliche Arbeit für kaum 10 Prozent im Gewinnste steckt.

Eine sich stetig erneuernde, ewig lebendige, geistige und physische Kraft ist ein inkommensurables Kapital, und die häßliche Undankbarkeit des Amerikaners, der besonders in neuerer Zeit es hauptsächlich auf die Verfolgung beziehungsweise Unterdrückung der deutschen Sprache in den öffentlichen Schulen abgesehen hat, besteht darin, daß er es cynisch leugnet.

Ihre Eisenbahnen sind samt und sonders liederlich konstruirt und noch liederlicher verwaltet, so daß sie selbst auf diesem Felde, wo sie ja bekanntlich Autorität sind und Monopol haben, etwas außerordentlich Staunenswertes nicht zu leisten im stande waren. Die Amerikaner haben hier manches neue eingerichtet, aber wir wissen nicht ganz genau, woran es liegt, — „es flutscht nicht".

Mag nun das „Palastmaklertum oder die allgemeine Dunkelheit" daran schuld sein, kurzum, die Sachen gehen nicht. Dafür überschwemmt in letzterer Zeit eine Legion amerikanischer Bettler und „tramps" die Hauptstadt, die, wenn sie nicht gerade viehisch betrunken sind, die Straßen unsicher machen und auf eine unverschämte Weise die „greasers" anbetteln. Das deutsch-amerikanische Element ist hierbei leider auch stark vertreten.

Kommen wir jetzt auf den mexikanischen Handel zu sprechen, den Dr. med. Below auf so unverzeihliche Weise mißhandelt. Hier laufen wiederum die Übertreibungen mit Wahrheiten bunt durcheinander. Hätte er sich doch damit begnügt, die unbestreitbaren Wahrheiten ganz einfach neben die Thatsachen zu stellen! Sie sind hier für sich allein schwerwiegend genug, um ihnen selbst beim obstinatesten Zopfmenschen Eingang zu verschaffen. Der Ausschmückung bedurfte es nicht.

Der Verfasser beschuldigt den Handelsstand, Dunkelheit über das Land und seine Verhältnisse verbreitet zu haben, zum Zweck, Fremden den Einblick zu entziehen. Diese Anschuldigung resultirt aus Dr. Belows völliger Unkenntnis der mexikanischen Handelsgeschichte.

Sehen wir zwanzig Jahre rückwärts, und zwanzig Jahr sind eine Sekunde im Völkerleben. Nach Norden zu war Mexiko von jeder Verbindung durch Wüsten abgeschnitten. Ein Warentransport von Chihuahua nach der Hauptstadt war 2—3 Monate unterwegs. Der Warentransport nach und von Veracruz dauert fast einen Monat, die Korrespondenz fünf Tage. Passagenverkehr konnte nur durch Diligenzen bewerkstelligt werden und war gefährlich, dabei unverhältnismäßig teuer. Veracruz war das einzige Thor der Republik. Diese Kommunikationen waren im Jahre während sechs Monate, sei es der Regenzeit oder der Revolution halber, unterbrochen.

Unter solchen Verhältnissen verlangt nun Dr. Below helle Klarheit über das ganze Land! Bei derartigen anormalen Verhältnissen litt der Handel am allermeisten und mußte sich in der „Dunkelheit" mühselig seine eignen Wege suchen. Da der Handel selbst im allgemeinen Dunkel lebte und dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hatte, so konnte er auch „kein Licht verbreiten", denn zur Verbesserung gehört das Medium, die Kommunikation.

In dem wüsten Durcheinander hatte der Handel genügend zu thun, seine eigenen Interessen zu schützen und konnte sich nicht mit handelspolitischen Aufklärungen befassen. Und was würden sie auch genützt haben für ein Land, welches von einer Revolution in die andere ging?

Wir genießen jetzt seit 15 Jahren die Segnungen des Friedens und der Eisenbahnen, und seit jener Zeit hat es „viel Licht" gegeben. Unseres Wissens nach hat sich bis jetzt der Handel noch niemals über „die Beleuchtung" beklagt und sicherlich kein Interesse daran, das frühere Dunkel wieder herzustellen.

Auf die Mythe von den Räuberbanden, welche der Handel besolde, kommen wir nicht weiter zurück, denn der Dr. Below glaubt selbst nicht daran.

Daß aber selbst die Konsulate der verschiedenen Regierungen beflissen gewesen seien, falsche Berichte zu schreiben und „Dunkelheit" zu machen, ist so kolossal und ungeheuerlich, daß wir diese Behauptung mit samt dem Dr. Below einstweilen in Quarantäne setzen. Derselbe schlägt als Mittel gegen diese Dunkelmacherei vor, die Konsulate mit Berufskonsulen zu besetzen . . . .

Jeder Übergang von einer Lage in die andere, mit gänzlich veränderten Lebensbedingungen im Gefolge, hauptsächlich, wenn er plötzlich eintritt, bringt Sachen zur Evidenz, die sich zu Betrachtungen und Kritiken eignen, denn eine gewisse Anzahl Existenzen zappeln gleich den Fischen auf dem Sande. Darüber erhebt der Verfasser ein großes Geschrei, obgleich er überall und einmal vor allen Dingen in den Vereinigten Staaten jeden Tag dasselbe sehen kann.

Es war manches im mexikanischen Handel sehr verzopft; einiges hat sich total überlebt, anderes wurde sogar gegen alle gesunde Vernunft hochgehalten, in seinen gemeinschaftlichen Interessen war er durch kleinliche Eifersüchteleien und Geschäftsneid zersetzt und zerstückelt. Dann kam die neue Zeit mit Dampferlinien, Eisenbahnen, Banken, Fallen der Silberpreise und schuf neue, ganz verschiedene Existenzbedingungen. Elemente, welche nicht die nötige Stärke des Charakters und Elastizität besitzen, sich ihnen anzupassen, müssen weichen. So büßte z. B. der deutsche Handel in Mexiko zwei Drittteile seiner Sphäre ein und läuft Gefahr, auch das letzte Drittel zu verlieren. Wir sind jetzt unter großen Wehen in einer Neubildung begriffen, bemerken aber dem Herrn Dr. Below, daß wir dabei keinen Geburtshelfer brauchen. Wir besorgen das selbst.

Der Verfasser tadelt die Einseitigkeit des hiesigen Handels, welcher sich ihm zufolge mit puren Zoll-, Wechsel-, Waren- und Geldgeschäften beschäftigt, keine Fabriken betreibt und der Industrie abgewendet ist. Daneben selbstverständlich die „vera effigies" des nordamerikanischen Kaufmannes, welcher ganz anders denkt und handelt. Wenn der Herr Doktor vom mexikanischen Handel im allgemeinen spricht, so hat er Unrecht, denn wem gehören denn die vielen Manta- und Estampado- und Wollwarenfabriken, die sich an Solidität, Großartigkeit der Einrichtung und des Betriebes dreist mit ihresgleichen in den Vereinigten Staaten messen können und diese sogar an einigen Orten übertreffen. Unseres Wissens nach gehören sie mexikanischen, spanischen, französischen und, wenn auch in geringer Zahl, deutschen Handelshäusern, welche ihrerseits wiederum integrirende Teile des mexikanischen Handels sind. Fabriken, welche von 1200 bis 4000 Arbeiter beschäftigen, sind keine Seltenheiten in Mexiko. Alle diese Fabriken decken den Bedarf an Stapelartikeln der Textilbranche so vollständig und haben dem Europäer und Amerikaner das Heft so völlig aus der Hand gewunden, daß heute für den Import der europäischen Waren wenig oder kein Raum bleibt. Der Bedarf des gewöhnlichen Volkes wird durch die eigene Industrie voll gedeckt.

Eine Kritik aus Missionskreisen über die Thätigkeit von Paul Reichard.

Von Herrn Missionsinspektor Zahn ist uns folgendes zugegangen:

Sehr spät erst sehe ich, daß Sie in Nr. 3 der Deutschen Kolonialzeitung auf mich Bezug nahmen. In einem Briefe, in welchem Herr Professor Dr. Schweinfurth Herrn Paul Reichard seine Anerkennung ausspricht, bemerken Sie, dies Urteil sei um so wichtiger, „als Paul Reichard in Missionszeitschriften oft genug verunglimpft worden" sei. Ihre Belege für diese Behauptung teilen Sie nicht mit, nur mich führen Sie als Beispiel an, indem Sie eine Äußerung, die ich in der Allg. Miss.-Zeitschrift (1890, Januar, Seite 27) gethan, citiren. „Verunglimpfen" soll ja wohl heißen ohne Recht jemandem einen schlechten Namen machen. Ich wünsche niemanden zu verunglimpfen und muß bestreiten, daß ich Herrn P. Reichard verunglimpft habe.

Ich bedaure, daß Sie nur den letzten meiner Sätze wiedergaben. Sie wollen gestatten, daß ich Sie an den Zusammenhang erinnere. Ich hatte nach Arnots Bericht einiges über Msidi mitgeteilt und ihn auch ein wenig gerechtfertigt oder doch entschuldigt. Dann fuhr ich fort: „Seine Kriege waren im Grunde aber doch nur Eroberungskriege und Raubkriege; die Beute waren Sklaven, und Arnot hat viel Ergreifendes zu erzählen von dem Elende, welches diese Kriege bringen. Im Vorbeigehen dürfen wir wohl erinnern, daß außer Arnot nur der Portugiese Senhor Ivens und die Deutschen Dr. Böhm und P. Reichard Msidi haben kennen lernen. Die beiden letzteren haben sich für berechtigt gehalten, den Msidi in diesen seinen Kriegszügen zu unterstützen, um ihrerseits geographische Ziele zu erreichen. Dr. Böhm ist dort gestorben, P. Reichard, einer jener Afrikareisenden, deren Unglück und Ungeschick es ist, viel Blut zu vergießen, hat später vor Msidi fliehen müssen." Dann folgte der Satz, den Sie anführen: „Es ist sehr zu bedauern, daß Männer, wie Paul Reichard, die in Afrika ihre Erforschungen nur mit Blutvergießen durchführen können, in der Heimat als Ratgeber auftreten dürfen, wie man Afrikaner, Freie und Sklaven, behandeln soll."

Wo liegt nun die Verunglimpfung? Die Thatsache, daß Herr P. Reichard nicht nur bei Msidi, sondern oft blutige Zusammenstöße mit den Eingebornen hatte, wird nicht bestritten werden. Glauben Sie nicht, daß dies ein Unglück für Herrn Reichard war? Wer bei uns, ohne ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden, genötigt ist, in eigener Sache ein Menschenleben zu nehmen, wird nicht leicht den Druck der schweren Verantwortung los werden. Und das Leben eines Afrikaners soll uns ebenso heilig sein, wie das eines Europäers.

Sind diese feindlichen Begegnungen nicht auch ein Unglück für Afrika? Es ist den Europäern gelungen, fast ganz Afrika zum Kampf gegen sich aufzuregen. Unter den vielen Mißgriffen, die dies verschuldet, ist nicht der geringste, daß Forschungsreisende als kriegführende Fremdlinge im Innern Afrikas sich geriren. Sie erschweren sich selbst den Weg, aber wenn sie selbst sich auch durchschlagen, so erschweren sie das Werk ihrer Nachfolger und bereiten der stillen Arbeit Schwierigkeit, ohne die Afrika den Segen europäischer Kultur nicht empfangen wird. Der erfahrene Afrikaner Westbeach gab Arnot den guten Rat: Machen Sie sich einen guten Namen unter den Eingebornen! Sich und Afrika zum Schaden haben jetzt viele Reisende das Unglück, Gewalt anwenden zu müssen und den Namen des Europäers in Afrika verhaßt zu machen.

Vielleicht stehe ich doch auch nicht ganz allein, wenn ich behaupte es ist mehr als ein Unglück, es ist ein Unrecht. Ob Herr Paul Reichard ein Recht hatte zu allen den kriegerischen Zusammenstößen auf der Reise in Afrika hinein und der Rückreise, lasse ich jetzt unerörtert. Es genügt mir daran zu erinnern, daß er dem Msidi Hülfe leistete bei einem Kriege, der zu Zwecken der Eroberung und der Beraubung geführt wurde Die europäischen Fremdlinge waren schwerlich in der Lage, zu beurteilen, ob der Krieg ein gerechter oder ungerechter war. So konnten sie nicht berechtigt sein, daran teil zu nehmen. Es wäre ihnen auch wohl nicht in den Sinn gekommen, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß für Afrika eine andre Moral gelte als für Europa, daß die dortigen Stämme oder Stämmchen keine Rechte haben, die der Starke zu achten moralisch verpflichtet ist. Diese Mißachtung des Rechtes der Eingebornen ist ein anderer Grund für so viele Schwierigkeiten, die den Europäern entgegentreten. Wenn man die Araber als Muster nimmt, braucht man freilich das Recht nicht zu achten. Aber wenn man christliche Kultur pflanzen will, so muß man damit beginnen, das Recht des Eingebornen zu respektiren.

Auch wer diesem Urteil nicht zustimmen kann, wird doch zugeben, daß es, wenn kein Unrecht, so doch ein Ungeschick ist in der Verfolgung friedlicher Absichten so viel feindliche Begegnungen mit den Eingebornen zu haben.

Als Herr Wißmann beauftragt wurde, Ostafrika zu beruhigen, habe ich mir erlaubt, öffentlich auszusprechen, die beste Garantie für seinen Erfolg sei, daß er, wie auf der British National Association zu seinen Ehren gesagt wurde, zweimal Afrika durchkreuzt hat, ohne zu seiner Verteidigung einen Schuß zu thun. In Afrika spielt der eine klägliche Rolle, der nicht versteht eine Autorität zu sein. Und in Afrika wie bei uns ist es ein sicheres Zeugnis für die Fähigkeit eines Mannes, Autorität auszuüben, wenn er nur selten genötigt ist, Gewalt anzuwenden. Nach meiner Erfahrung sind es in Afrika immer die Ungeschickten, die so viel davon reden, daß Zwang und Gewalt nötig seien. Die Erlebnisse des Herrn Reichard scheinen zu bezeugen, daß er nur zu oft zur Gewalt schreiten mußte.

F. M. Zahn.

Von diesem Artikel haben wir Herrn Paul Reichard Kenntnis gegeben, welcher uns um Aufnahme folgender Erwiderung ersucht hat.

Entgegnung.

Zunächst erkläre ich, daß ich in dem untenstehenden keineswegs eine Verteidigung, denn qui s'excuse s'accuse, bezwecke, sondern nur eine Zurückweisung der Angriffe des Herrn F. M. Zahn. Ich würde mich nicht auf eine Polemik eingelassen haben, wenn Herr F. M. Zahn nicht die „Deutsche Kolo-

nialzeitung" für die Veröffentlichung seiner Auslassungen gewählt hätte. Herr F. M. Zahn sagt gleich Eingangs seines Schreibens, daß er den Häuptling Msirri, er heißt nicht Msidi, „ein wenig gerechtfertigt oder doch entschuldigt habe." Mich aber scheint Herr F. M. Zahn bei seinem lebhaft entwickelten Rechtsgefühl, — er betont wenigstens immer das Unrecht, welches dem Neger, niemals aber das, welches dem Weißen zugefügt wird, — ganz und gar verdammen zu müssen.

Sehen wir uns einmal den famosen Häuptling Msirri an, den ich während meines Aufenthaltes in seinen Ländern vom 29. Oktober 1883 bis 25. September 1884 hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit hatte:

Msini ist einer der grausamsten, heimtückischsten, boshaftesten, feigsten, treulosesten und wollüstigsten Schwarzen, welche jemals Afrika hervorgebracht hat. Er ist in Katanga wegen seiner Lügenhaftigkeit geradezu sprichwörtlich, kein noch so schön gefärbter Bericht, wird diese Thatsache hinwegzuwischen vermögen.

Msirri pflegt kaltlächelnd und händereibend Menschen bei lebendigem Leibe eingraben, pfählen und an allen Körperteilen gräßlich verstümmeln zu lassen. Einen ihm von mir geschenkten Federhaken verwandte er sofort als Daumenschraube. Während der Belagerung Katapänas gelang es ihm, sich des Bruders jenes Häuptlings durch ganz gemeinen Verrat zu bemächtigen und ließ ihm dann bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und ein Bettgestell damit bespannen. Derartige Dinge habe ich mit eigenen Augen bei ihm gesehen. — Und für diesen Hallunken bricht Herr Zahn eine Lanze! Er sollte etwas vorsichtiger in seinem eigenen Interesse sein; er zeigt damit nur, daß ihm die Urteilsfähigkeit über afrikanische Dinge, welche er mir abzusprechen wagt, selbst abgeht.

Was nun meine Kämpfe angeht, so habe ich folgendes zu erwidern, unter der Voraussetzung natürlich, daß Herr Zahn nicht auch darin, daß Forschungsreisen unternommen werden, ein Unrecht gegen die Schwarzen sieht:

Herr Zahn sagt: Wer bei uns, ohne ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden, genötigt ist, in eigener Sache ein Menschenleben zu nehmen, wird nicht leicht den Druck schwerer Verantwortung los. Im Innern Afrikas, wo der Reisende außerhalb der Machtsphäre irgend eines europäischen Staates steht, also auch von diesem nicht geschützt werden kann, ist er sein eigener Herr und König und selbst seine oberste Behörde. Den Leuten, welche sich ihm als Träger und Soldaten anvertrauen, ist er Schutz schuldig. Es kommt nun sehr häufig vor, daß Reisende angegriffen werden und ich bin bekanntlich nicht der einzige, dem dies passirte. In solchen Fällen erlaubte ich mir, von dem mir zustehenden Rechte der Verteidigung Gebrauch zu machen, und lasse mir dies Recht selbst von Herrn F. M. Zahn nicht verkürzen. Haben doch auch Missionare mehr wie einmal zu den Waffen greifen müssen.

Sich aber von den Negern auf dem Kopfe herumtrampeln zu lassen, ist einesteils Charakter- andernteils Geschmackssache, und wenn Herr Zahn vorziehen würde, sich im gegebenen Falle erschlagen zu lassen, so ist dies seine Sache, doch kann er dies billig nicht auch von andern verlangen. Ich hatte keine Lust, als Märtyrer zu sterben, ohne mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Zudem ist mir mein Leben, wie überhaupt das eines Weißen, viel heiliger, wie das eines Schwarzen.

Was die Redensarten des Herrn Zahn wegen der afrikanischen Moral und der arabischen Muster angeht, so verbietet mir mein Stolz und meine Würde, darauf weiter einzugehen. Was die Auffassung des Herrn Zahn bei unsrer Teilnahme an den Kriegszügen des Msirri anlangt, so spreche ich ihm jedes Urteil darüber ab, denn es mangelt ihm alle Kenntnis der Thatsachen. Herr Zahn urteilt hier einseitig, indem er sein Ohr nur dem Msirri leiht, dessen Worte ihm durch Herrn Arnot überbracht wurden.

Ob ich in den Augen des Herrn Zahn als ungeschickt gelte, ist mir sehr gleichgiltig, und es gereicht mir zur höchsten Genugthuung, daß berufenere Männer, als er, ganz anders über mich urteilen.

Ebenso ist Herr Zahn nicht in der Lage, über die Berechtigung meiner Kämpfe überhaupt zu urteilen, auch dies weise ich auf das entschiedenste zurück und erkläre ihm, daß ich nichts von dem, was ich in Afrika gethan habe, bedaure und heute genau ebenso handeln würde, auch ohne die Zustimmung des Herrn Zahn.

Herr F. M. Zahn erzählt von einer Flucht meinerseits vor Msirri. Auch hierin ist er schlecht unterrichtet. Ich ging am hellen Tage morgens 7 Uhr mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, unter den Kriegsgesängen meiner Leute aus Katanga ab und zwar aus dem einzigen Grunde, weil ich gar keine Tauschwaren mehr besaß. In vier Kämpfen wies ich die Horden des Msirri mit blutigen Köpfen zurück, nachdem der tapfere Häuptling es nicht gewagt hatte, mich anders, als weit von seiner Hauptstadt angreifen zu lassen.

Wenn Herr Zahn zum Schluß glaubt, daß ich in Afrika keine Autorität ausgeübt, so diene ihm nur, daß man mir überall Tribut brachte. Meine eigenen Leute verehrten mich geradezu und warten noch immer sehnsüchtig auf meine Rückkehr. Der Häuptling Ndischa von Ugunda hat mir sogar wiederholt nach Europa Botschaft gesandt, ich möge dorthin zurückkehren, was doch wohl auf keine allzugroße Ungeschicklichkeit in der Behandlung der Schwarzen von meiner Seite schließen läßt.

Dagegen wird Herr Zahn von mehr als einem Afrikareisenden hören können, daß die allzugroße Nachgiebigkeit von Missionaren immer einen schlechtern Eindruck auf die Neger machte, als ein energisches, aber gerechtes Auftreten entschlossener Forscher, und daß da, wo sehr nachgiebige Missionare oder andere Reisende entlang gegangen sind, für die folgenden viel größere Schwierigkeiten entstanden sind, als da, wo ein energisches Vorgehen Respekt vor den Weißen geschaffen hat.

Für mich ist mit dieser Erklärung die Angelegenheit vollständig abgethan und ich werde mich in keiner Weise mehr mit den „friedliebenden" Missionaren in dieser Angelegenheit in Streit einlassen. Paul Reichard.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 4. März unter dem Vorsitz des Herrn Staatsministers v. Hofmann eine Sitzung ab, in welcher eine Reihe von Vorlagen geschäftlicher Natur erledigt wurden. Es wurde davon Mitteilung gemacht, daß in erfreulicher Weise die Bildung neuer Abteilungen vor sich gehe und sich solche in Oberfrohna, Rostock i. M. und Dirschau gebildet hätten.

— Die Abteilung Berlin hielt am 28. Februar ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Geh. Justizrat Professor Dr. v. Cuny, der erste Vorsitzende der Abteilung, warf nach Eröffnung der Versammlung einen Rückblick auf die Thätigkeit der Abteilung, die gerade im vergangenen Jahre eine sehr energische und umfangreiche gewesen ist. Er gedachte dabei besonders der sogenannten Protestversammlung und der Versammlung zur Begründung der Notwendigkeit einer direkten deutschen Dampferverbindung mit Ostafrika, wies ferner auf die Petition an den Reichskanzler um Herstellung der genannten Dampferlinie hin und kam dann auf einen weiteren Zweig der Thätigkeit der Abteilung zu sprechen, die bis jetzt allerdings ausschließlich auf den Vorstand beschränkt war. Der Vorstand hat eine Reihe von Abänderungsanträgen zum Budget der Gesellschaft gestellt, durch welche größere Mittel zur Durchführung praktischer Zwecke erzielt werden könnten. Damit zugleich hat der Vorstand dem Ausschuß der Gesellschaft verschiedene Vorschläge praktischer Natur gemacht, die sich auf die Unterstützung von deutschen Ärzten, die nach Ostafrika gehen wollen, auf Einrichtung von Schulen und Entsendung von Technikern beziehen. Die Antwort des Ausschusses zu Punkt I lautet zustimmend, zu Punkt II vertagend. Die Frage soll nach Herstellung des Friedens in Ostafrika in Erwägung gezogen werden. Die Abteilung zählt nach dem Vortrag des Herrn Regierungsbaumeister Wiskow augenblicklich 858 Mitglieder und hat im vergangenen Jahre 35 Vortragsabende, 30 Herrenabende, 4 Diskussionsabende, 4 Damenabende und 5 große Vortragsabende abgehalten. Die Bibliothek zählt 110 Bände und 30 Karten. Die Abteilung hatte nach dem Bericht des Schatzmeisters, Kunstverlagshändler C. Grunert, am 1. Januar 1889 einen Kassenbestand von 4031,34 Mark. Davon sind 2000 Mark dem „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" überwiesen worden Den Rest in Höhe von 2031,34 Mark erhielt das Emin Pascha-Komitee. Die Einnahmen des Jahres 1889 beliefen sich auf 11 951,60 Mark, denen eine Ausgabe von 8366,44 Mark gegenüberstand, sodaß am 31. Dezember 1889 ein Überschuß von 3585,16 Mark vorhanden war. Vom Vorstand sind nach § 6 der Satzungen folgende fünf Mitglieder desselben ausgelost worden: Kunstverlagshändler C. Grunert, Marschall v. Biberstein, Julius Runge, Regierungsbaumeister Wisko,w und Regierungsbaumeister Storck. Reg.-Assessor Angerer schlug Wiederwahl durch Zuruf vor. Derselbe wurde angenommen. Damit sind die genannten 5 Herren wiedergewählt. Die Abteilung beschloß, dem Reichskanzler ihren Dank dafür auszusprechen, daß er dem beabsichtigten Verkauf eines Teils des Eigentums der Deutsch-Südwestafrikanischen Gesellschaft an ein holländisch-englisches Konsortium seine Zustimmung versagt habe. — Einen sehr interessanten Vortrag über seine Fahrten längs der ostafrikanischen Küste hielt am 7. Februar Herr Marinepfarrer Wangemann. Nachdem er die Somaliküste besucht, kam er nach der breiten und sichern Mandabucht, deren Vorzüge er eingehend schilderte, indem er besonders die Fruchtbarkeit des Witufestlandes, namentlich in Wange, hervorhob. Das aus einer Vermischung der Araber und Neger entstandene Suahelivolk hat nach Ansicht des Redners für Ostafrika eine bedeutende Zukunft und zeichnet sich in vielen Beziehungen vorteilhaft vor den übrigen Eingeborenen aus. Es wurden in dem Vortrage nun weiter teils näher behandelt, teils nur gestreift das Mündungsgebiet des Umbeflusses mit den in der Ferne sichtbar werdenden Bergen von Usambara, ferner die Wamimündung und Saadani, wo Bana Heri früher Wali gewesen, die Barren des Kinganiflusses, das stattliche Bagamoyo mit seinen 300 weißen, von zahllosen Hütten umgebenen Häusern und seinen 25—30 Tausend Einwohnern (ein „klein Paris"), sodann Dar-es-Salaam. Dieser Ort bestand nur aus Ruinen. Buschiri hatte ihn niedergebrannt. Sein Name erweckte wehmütige Erinnerungen beim Vortragenden. Hier wurde der im Kampfe gegen die Aufständischen gefallene Leutnant Landfermann zur letzten Ruhe bestattet, während rings herum die feindlichen Banden kampflustig und drohend ausschwärmten und nur durch Aufstellung eines Schützenringes an einer Störung der Begräbnisfeier gehindert werden konnten. Der südlich von Dar-es-Salaam gelegene Küstenstrich hat weniger Interesse für uns. In Betracht kommt allenfalls noch Kilwa, welches aber ungünstige Landungsverhältnisse wegen der vorliegenden Schlammbank hat. Der Vortragende schloß seine interessante, anschauliche Schilderung mit einem warmen Appell an den Patriotismus und die Opferfreudigkeit seiner Zuhörer. Das beschriebene Land gehört uns Deutschen vorläufig erst äußerlich. Wir müssen es nun für das Deutschtum erst erobern. Unsere Bundesgenossen sind hierbei nicht die Araber und Inder, sondern die Eingebornen, namentlich die Suaheli. Ihnen müssen wir entgegen kommen. Sie haben sich bei der Sklavenwirtschaft nie wohl und sicher gefühlt. Bringen wir ihnen die nötige Sicherheit und Ruhe. Es dürfen auch nicht nur Leute hingehen, die erobern und verwalten oder nur verdienen wollen; Not thut die Absendung von solchen Eroberern, die den Eingebornen persönlich nahe treten, bei ihnen bleiben, sie christliche und deutsche Sitte lehren, sich in den Dienst der Nächstenliebe stellen, wie es die Missionare und Krankenpfleger thun.

— Die Abteilung Darmstadt veranstaltete am 3. Februar einen Vortragsabend, an welchem Herr Graf Eberhard zu Erbach von Aschaffenburg über die Geschichte der Losreißung der südamerikanischen Kolonien von Spanien und der Bildung „der Republiken unter Bolivar" sprach. Der Redner, welchem die südamerikanischen Verhältnisse durch Reisen und Studien sehr vertraut sind, behandelte in prägnanter fesselnder Weise und poetischer Sprache sein interessantes und umfassendes Thema in 1½-stündigem Vortrag, den die gewählte Zuhörerschaft lauten Beifall zollte. Später hielt noch

Herr Marinepfarrer Wangemann einen äußerst anziehenden und anschaulichen Vortrag über Ostafrika zu gunsten des deutschen Krankenhauses in Sansibar ab, der demselben auch von hier aus einen ansehnlichen Beitrag einbrachte.

— Abteilung Karlsruhe. Am 5. März fand die ordentliche Jahresversammlung der hiesigen Abteilung unter dem Vorsitze des Herrn Präsidenten Grimm statt. Derselbe erstattete den Jahresbericht, in welchem er sich über die Vorkommnisse des letzten Jahres sowohl in der kolonialen Entwicklung Deutschlands als auch im kolonialen Vereinsleben, in treffender Weise aussprach. Die Rechnungsführung wurde genehmigt und der bisherige Gesamtvorstand einstimmig wieder gewählt. Den Vorsitz wie bisher bekleidet Herr Präsident Grimm, Schatzmeister ist Herr Major a. D. Carl Hoffmann, Schriftführer Herr Landgerichtsrat Goldschmidt. Außerdem hielt Herr Dr. Valentiner, Professor an der technischen Hochschule hier, einen Vortrag über die Deutsche Togokolonie, in welcher die Geschichte der Erwerbung, sowie die viel verheißende Beschaffenheit des selbst in kolonialen Kreisen Deutschlands noch so wenig beobachteten Landes, das jetzt schon die Größe von Württemberg und Baden zusammen erreicht, zum fesselnden Ausdrucke gelangten.

— Abteilung Bromberg. Der erste Vorsitzende der Abteilung Herr Professor Dr. Kleinert, welcher sich nicht nur um die Bildung der Abteilung, sondern auch um ihre spätere Entwicklung sehr verdient gemacht hat, ist Ende Februar gestorben. Die koloniale Idee verliert in ihm einen überzeugten und thätigen Mitarbeiter. Die Abteilung hielt am 5. Februar das sehr besuchte Stiftungsfest ab, zu dessen Würze eine eigene illustrirte Festzeitung nicht wenig beitrug.

— Abteilung Erfurt. Am Mitwoch den 5. März hielt Herr Paul Reichard vor einer zahlreichen Versammlung einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über seine Erlebnisse und Erfahrungen in Afrika. An den Vortrag schloß sich eine gemüthliche Zusammenkunft im Vereinszimmer im Hotel Kronprinz, wobei mehrere Herren ihren Beitritt erklärten.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Flaggenhissung der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft auf Manda und Patta) ist, wie wir dies erwartet haben, von der englischen Regierung nicht anerkannt worden. Es bleibt also anscheinend vorläufig beim Alten. Wir wollen nur hoffen, daß nunmehr die Kaiserliche Regierung energisch dafür eintritt, daß uns diese beiden Inseln gesichert werden, und daß auch vor allem die Frage des Beledsonikanals in einem unseren Interessen günstigen Sinne gelöst werde. Ohne den Beledsonikanal hat das Witugebiet für uns gar keinen Handelswert, da wir vom Tana, über dessen Entwicklungsfähigkeit sowohl die Berichte von Dr. Peters als auch von Pigott übereinstimmen, abgeschnitten würden, wenn die britisch-ostafrikanische Gesellschaft sich dort festsetzte. Der Sultan von Witu hat auf Ersuchen der Deutschen Regierung den Kanal geräumt, den seine Vorfahren erbaut haben, obwohl bei Abschluß des Vertrages, auf welchem das angebliche Recht des Sultans von Sansibar am Beledsonikanal beruht, keiner der Vertragschließenden angenommen hatte, daß der Kanal in das sansibaritische Gebiet fiele. Der Wortlaut eines Vertrages aber, besonders wenn er auf einem Irrtum beruht, ist für die Auslegung völkerrechtlicher Verträge allein nicht maßgebend.

— (Deutsche Emin Pascha-Expedition.) Die Nachricht, daß französische Missionare mit Dr. Peters am Tana zusammengetroffen seien, wird nun auch von Borchert durch das folgende, bei dem geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees aus Sansibar eingegangene Telegramm widerlegt: „Englische sowie französische Meldung durchaus unrichtig, verwechselten mich mit Peters. Derselbe weilt vermutlich in Kavirondo (Bucht im Victoria-Nyanza), ich sende durch Uganda-Missionare Nachricht an Peters. Borchert."

— (In Lome), deutsches Togo-Schutzgebiet, ist zum 1. März eine kaiserliche Postagentur eingerichtet.

— (Deutsch-französische Zolleinigung an der Sklavenküste.) Nach der zwischen Deutschland und Frankreich geschlossenen Übereinkunft über die Einführung eines Zollsystems in den beiderseitigen Gebieten an der Sklavenküste sollen die deutschen und französischen Besitzungen an der Sklavenküste ein einheitliches Zollgebiet bilden ohne Zwischen-Zollgrenze dergestalt, daß daselbst ein und dieselben Zölle erhoben werden und daß die auf einem Gebiet verzollten Waren, ohne einer neuen Abgabe zu unterliegen, in das andere eingeführt werden können. Die Einfuhr in das gemeinschaftliche Zollgebiet unterliegt folgenden Zöllen: Genever per Kiste zu 8 Liter von 0,64—1,60 Mark, Rum per Liter von 0,03²/₁₀—0,08 Mark, Tabak per Kilogramm 0,20 Mark, Pulver per 100 Pfund englisch 5 Mark, Gewehre per Stück 1 Mark, Salz per Tonne zu 1000 Kilogramm 8 Mark. Die Erhebung der Zölle kann in deutschem, französischem und englischem Gelde erfolgen. Die verschiedenen Münzsorten gelten als gesetzliches Zahlmittel in gleicher Weise, wie in ihrem Ursprungslande, so daß also einerseits alle deutschen, französischen und englischen Goldmünzen sowie die französischen silbernen Fünffrankenstücke und die deutschen Einthalerstücke (3 Mark), solange sie in Deutschland gesetzliches Zahlmittel sind, unbeschränkt als Zahlmittel gelten, während anderseits die deutschen, französischen und englischen Scheidemünzen nur bis zu einem bestimmten Betrage in Zahlung genommen zu werden brauchen, nämlich die deutschen Münzen bis zu 20 Mark, die französischen bis zu 50 Franken und die englischen bis zu 40 Schilling. Die Beamten beider Länder haben allmonatlich einen Austausch der in die beiderseitigen Kassen geflossenen Silbermünzen vorzunehmen, indem sie der Auswechselung das durch den Tarif bestimmte Wertverhältnis zu Grunde legen (1 Mark = 1 Schilling = 1 Frank 23 Centimes). Das neue Zollsystem tritt zu gleicher Zeit in den deutschen und französischen Gebieten in Kraft und zwar vom 15. März 1890 ab und wird für die Dauer eines Jahres eingeführt. Wenn die vertragenden Teile nicht sechs Monate vor Ablauf dieser Zeit ihre Absicht, den Vertrag aufzuheben, kundgegeben haben, so gilt derselbe als für ein weiteres Jahr stillschweigend verlängert, und so fort bis zum Ablauf der folgenden Zeiträume. Diese Übereinkunft wird jedenfalls dazu beitragen, die Vorwürfe der Missionare, welche der deutschen Regierung gemacht worden, daß sie nämlich den Branntweinhandel in den Kolonien nicht genügend besteuere, etwas geliudert werden zu lassen. Denn die neuen Zollsätze weisen gegen den früheren Vertrag vom Jahre 1887 überall eine Verdoppelung auf. Während früher die Kiste Genever (8 Liter) je nach dem Alkohol Prozentsatz von 0,32—0,80 Mark Zoll bezahlte, ist der Zoll jetzt von 0,64—1,60 Mark erhöht. Der Rum, auf welchem früher ein Zoll von 0,1⁶/₁₀—0,4 Mark per Liter lag, hat jetzt 0,3²/₁₀—0,8 Mark zu zahlen. Daneben ist auch der Zoll auf Tabak, Pulver, Gewehre verdoppelt und ein neuer Zoll auf Salz eingeführt. Immerhin sind die Zölle auf Spirituosen noch bedeutend niedriger als die in Kamerun.

— (Mit Dahomey) dürfte Frankreich bald in einen ernsthaften Konflikt verwickelt werden, da der König von Dahomey entschlossen ist, die Franzosen von der Küste zu vertreiben. Sechs Europaer sind von ihm in Wheidah gefangen genommen.

— (Aus Südafrika.) Der in Transvaal zwischen dem tonangebenden Element der niederländischen Buren und den in letzter Zeit stark angewachsenen englischen Kolonisten immer heftiger werdende Streit hat dort zu bedauerlichen Ausschreitungen seitens des englischen Goldgräbergesindels geführt. Der Präsident Krüger wurde in Johannesburg von einer feindlich gesinnten Volksmenge sehr unfreundlich empfangen und auf dem Marktplatz fanden Demonstrationen gegen die Regierung statt, wobei die Flagge der südafrikanischen Republik von dem Regierungsgebäude heruntergerissen und vernichtet wurde.

— (Aus Südwestafrika.) Der von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika geplante Verkauf eines Teils ihrer Besitzungen ist nicht zustande gekommen. Der Herr Reichskanzler hat dem bezüglichen Vertrag die vorbehaltene Genehmigung versagt.

— (Richard Jordan), der Sekretär bei dem Kaiserlichen Kommissariat für das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie, Sekond-Leutnant der Reserve im 2. Garde-Regiment z. F., ist am 25. Februar in Soerabaya (Java) im 36. Lebensjahre verstorben.

— (Aus Ostafrika.) Major Liebert ist mit seiner Begleitung am 2. März in Sansibar angekommen. — Premierleutnant Krenzler, Kompaniechef in der Schutztruppe für Ostafrika, ist, dem „Schwäb. Merk." zufolge, vom kaiserlichen Reichskommissar, Major Wißmann, zum Distriktschef des gesamten Usambarabezirkes, vorläufig die Stationen Tanga, Tangata und Pangani umfassend, ernannt worden. — Emin Pascha ist auf einem Wißmannschen Dampfer in Sansibar angekommen. Er ist noch recht schwach, da er, wie der Stationsarzt von Bagamyo, Dr. Brehmer, schreibt, einen schweren Schädelbruch, zwei Rippenbrüche und eine Hüftverstauchung bei seinem Falle erlitten hatte. — Die letztfälligen Posten haben, wie der „Nat.-Ztg." geschrieben wird, der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ungewöhnlich günstige und vielversprechende Berichte über die Entwickelung ihres Gebietes gebracht. Gelegentlich einer im Verein mit Major Wißmann unternommenen Rundreise des Gesellschaftsdirektors Vohsen zu den nördlichen Küstenplätzen haben Friedensverhandlungen mit den umwohnenden Häuptlingen stattgefunden und sind mit zahlreichen Stämmen Verträge, betreffend den Anbau von Handelsgewächsen, geschlossen worden. Überall machte sich das wiederkehrende Vertrauen der eingeborenen Bevölkerung, sowie der Inder und Araber dadurch geltend, daß sich in den während des Aufstandes verlassenen Plätzen ein starker Zuzug und eine lebhafte Bauthätigkeit entwickelte. Dar-es-Salaam z. B., welches bis auf 350 Seelen zurückgegangen war, hat schon wieder eine Bevölkerung von 3000 Seelen. In Bagamoyo haben sich sämtliche großen europäischen Firmen angekauft, der Platz hebt sich außerordentlich schnell. In Tanga ist der Verkehr in steter Zunahme begriffen. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft baut in Bagamoyo eine große Karawanserei zur Aufnahme von 5000 Personen nebst umfangreichen Warenlagern, ferner in mehreren Plätzen große Faktoreien, und erhofft daraus auf Grundlage des gegenwärtigen Verkehrs beträchtlichen Gewinn. Kurz, die Berichte sind derart, daß die Gesellschaft mit vollem Vertrauen der Zukunft entgegensehen kann. — Ein Telegramm der „Times" aus Sansibar berichtet, Major Wißmann stehe im Begriff, Bana Heri in Saadani anzugreifen. — Ehlers befindet sich auf dem Rückwege nach der Küste, nachdem er Mandara besucht und auf seinem Wege neue Freundschaftsverträge geschlossen hatte. Der deutsche Einfluß in Usambara ist nunmehr fest begründet. — Dem Herrn Reichskanzler sind neue Berichte des Herrn Major Wißmann zugegangen, deren erster den sehr erbitterten Kampf um Bana Heris Verschanzung am 4. Januar schildert. Es wird dabei zum ersten Mal das Vorhandensein eines religiösen Momentes auf Seite der Araber erwähnt, da dieselben von den Vorbetern zum Kampfe angefeuert wurden. Der zweite Bericht bringt die Abmachungen mit der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft wegen der Waffeneinfuhr. Die Einfuhr von Hinterladern ist danach auf das strengste verboten.

— (Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen der Marschallinseln.) Der „Reichsanzeiger" hat eine Allerhöchste Verordnung veröffentlicht, nach welcher der Reichskanzler ermächtigt wird, die erforderlichen Anordnungen für die Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen des Schutzgebietes der Marschall-Inseln zu treffen. Die Vorschriften des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, durch welche das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren samt der Gerichtsverfassung in den Schutzgebieten geregelt werden, beziehen sich bekanntlich nicht auf die Eingeborenen, doch ist der Kaiser ermächtigt worden, auch die Eingeborenen dem deutschen Recht und der deutschen Gerichtsbarkeit zu unterstellen. Von diesem Standpunkte ist dann auch durch Kaiserliche Verordnung vom 7. Juli 1888 der Neu-Guinea-Kompanie für ihr Gebiet die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen bis zum Ablauf des Jahres 1897 übertragen worden, und dasselbe tritt nun auch für die Marschallinseln ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Reich bestrebt sein muß, seinen Einfluß mehr und

mehr auch auf die Völkerschaften auszudehnen, welche seine Schutzbefohlenen geworden sind, wenn es auch die Klugheit gebietet, mit dieser Regelung langsam und vorsichtig vorzugehen.

— (Die in Joinville erscheinende „Reform") wendet sich in Nr. 318 vom 18. Januar gegen die Ausführungen des Herrn C. Bolle in Nr. 38 der deutschen Kolonialzeitung und polemisirt gegen des Herrn Verfassers Ausführungen, daß nämlich die provisorische Regierung aus politischen Nullen bestehe, daß es möglich sei, der Staatsrat Silveira Martins würde gegen den Zustand der Dinge Protest erhoben haben, und seine Verhaftung aus Furcht vor den hinter ihm stehenden Bewohnern der Provinz Rio Grande do Sul und des Deutschtums in den Südprovinzen geschehen sei, und daß drittens die Zusammensetzung der jetzigen provisorischen Regierung voraussichtlich nicht lange von Bestand sein werde. Die Reform behauptet demgegenüber, daß die provisorische Regierung aus hochbefähigten Staatsmännern bestehe und Brasilien noch niemals so gut wie heute regiert gewesen sei. Die Verhaftung von Silveira Martins sei durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten gewesen, da er gegen den Bestand der provisorischen Regierung konspirirt habe. Die Auflösung der jetzigen Regierung wäre das größte Unglück, welches Brasilien treffen könnte, aber die Regierung stehe fest und sicher und handhabe mit Strenge, aber auch mit weiser Mäßigung die Regierungsgewalt. Da die Reform Gewicht darauf legt, daß ihre Anschauung hier bekannt werde, so drucken wir im Auszuge ihre Mitteilungen ab. Im Übrigen hat der Ausschuß der Gesellschaft (siehe Nr. 3 unter Mitteilungen aus der Gesellschaft) die Ansicht ausgesprochen, daß die künftige Gestaltung der Verhältnisse die Lage der deutschen Ansiedler auf keinem Fall verschlechtern werde und die Auswanderung nach Süd-Brasilien heute nicht weniger als früher empfehlenswert erscheine, sobald die politischen Verhältnisse eine festere Gestalt gewonnen hätten.

— (Über die Auswahl des Pflanzer-Personals) für die Kolonien bringt der Ostasiatische Lloyd eine Zuschrift aus Sumatra, in welcher der Korrespondent auf das dringendste rät, das Pflanzerpersonal nicht in Europa, sondern im Auslande zu suchen, und auch das Augenmerk auf die deutschen Landwirte und Förster zu lenken, da durch ein fachmännisches Personal viel Lehrgeld erspart werde.

— Druckfehler-Berichtigung: Seite 52 ist zu lesen: Rietfontein, eine der deutschen Missionsstationen in dem sonst so dürren Südwestafrika.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Februar.

Allgemeine Missionszeitschrift. Jahrgang 1883—86. Heft 1—5 von 1887. Bertelsmann in Gütersloh 1883—87.

A. S. Die Expedition Stanley 1887—1889. Dargestellt nach den vorliegenden Briefen Stanleys, Emin Paschas, Casatis u. A. 8°. 96. Mit den Bildnissen Stanleys und Emin Paschas nebst einer Karte. Moritz Schauenburg. (Vom Verleger.)

Back, Dr. F. Die Unterbringung befreiter Sklaven. Im Auftrage der V. Kommission der Deutschen Kolonialgesellschaft. 8°. 27. Berlin 1890. (Von der V. Kommission).

Baumgarten, Dr. J. Ostafrika, Der Sudan und das Seengebiet. Land und Leute. Die Antisklaverei-Bewegung, ihre Ziele und ihre Ausdehnung. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart. Nach den neusten und besten Quellen. gr. 8°. XVI. 563. F. A. Perthes, Gotha 1890. (Vom Verleger).

Castellani, E. La colonizazione tedesca. Sonder-Abdruck. Aus: Giornale degli economisti. Vol. V. Fas. 1—2. gr. 8°. 80. Fava & Gargagani. Bologna 1890. (Vom Verfasser.)

Creasy, Edw. The imperial and coloulal constitutions of the Brit. Emp. gr. 8° XVII. 403. Maps. Langmans, Green & Cie. London 1872.

Cubas, Ant. Etude géogr. stat. descrpt. et hist. des états unis mexicains. Ouvrage pub. par ordre du minist. de trav. publ. gr. 8. XIV. 415. Minist. des trav. publ. Mexique 1889.

Diaz, Porfir. Informe que da a sus compatriotas acerca de los actos de sa administracion. 8°. 15. Francisco Diaz de Leon. Mexico 1888.

Drummond, Henry. Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Khartum." 8°. IX. 253. Fr. A. Perthes. Gotha 1890. (Vom Verleger.) (Ein zweites Exemplar Geschenk von Miß Sutter.)

East-India Company. Reports 1703—1807. 1831. 21. vols.

Everwijn Lange jr. Emigratie naar Zuid-Afrika. 8°. 88. J. H. de Bussy. Amsterdam. (Vom Verleger).

Grey, Earl. The Colonial Policy of Lord J. Russels admiuistration. 2 vols. gr. 8°. 1. XII. 473. 2. IV. 414. Bentley. Loudon 1853.

Grundemann, Dr. R. Die Entwickelung der evang. Mission im letzten Jahrzehnt (1878—88.) Ein Beitrag zur Missionsgeschichte. 8°. XI. 300. Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig 1890. (Vom Verfasser).

Hallet, Holt. S. A Thousend Miles on an Elephant in the Shan States. Gr. 8°. XXXVI. 484 with maps and illustrations. William Blackwood and Sons, Edinburgh and London 1890. (Vom Verleger).

Her Maj. Col. Possessious 1846—1878.

Holub, Dr. E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 33. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)

Indexes to Reports of Commissioners 1832—40 (Colonies). Gr.-Fol. London 1847.

Maria Campos, Ric. de, Datos Mercantiles. gr. 8°. XVI. 472. Ofic. tip. de la secrt. de fomento. Mexico 1889.

Merensky, A. Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisations-Versuchen in Afrika gemacht haben? 8°. 50. M. L. Matthies (Oehmigke's Buchhdlg.) Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Band I—III J. D. Reimer. Berlin 1879—83.

Protestation de la Soc. de Géogr. de Lisbonne devant tontes les académics et sociétés en relation avec elle. Lisbonne. (Von der Gesellschaft.)

Ratzel, Fr. Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika. 2 Teile. 8°. I. IX. 258. II. VIII. 265. F. A. Brockhaus, Leipzig 1876.

Schinz, Dr. H. Beiträge zur Kenntnis der Flora von Deutsch Südwest-Afrika und den angrenzenden Gebieten IV. Sonderabdruck a. den Verhdlg. des Bot. Ver. d. Prov. Brandenburg XXXI. gr. 8. Mesch u. Lichtenfeld, Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Seaward, Henry, Capital Aided Colonisation. 8°. 11. Harrison & Sons, Londou 1887. (Vom Verleger.)

Trendell, A. J. R. The Colonial Year Book for the year 1890 with introd. by J. R. Seeley. 8°. XXIX. 755. With maps. Sampson and Co., London 1890.

Underwill, Dr. E. B. Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun (Alfred Saker). Frei nach dem Englischen von J. G. Lehmann. 8°. XII. 168. Onken Nachflgr. (Ph. Birkel), Hamburg 1885. (Vom Verleger.)

Karten.

Hachette et Co. Atlas de Géographie Moderne. Ouvrage contenant 64 charts en couleur, accomp. d'un texte géogr. stat. et ethnogr. et d'un grand nombre des cartes en détail, figures, diagrammess etc. par P. Schrader, F. Prudent, et E. Antoine. gr. f. Livraiso 1—9. Hachette et Co., Paris 1889. (Vom Herausgeber.)

Engl. Adm.-Karten. Ostküste von Afrika: Nr. 2089 Tugela river to Delagoa bay. Nr. 644 Delagoa bay Lorenzo Marqncs. Nr. 648 Delagoa bay to river Zambesi. Nr. 921 Chiluáu island. Nr. 1810 River Zambesi to Mozambique harbour. Nr. 650 Inuambán river. Kilimán (Quilimane) river. Nr. 1808 Cape Delgado to Kilwa. Nr. 690 Cape Delgado to Mikindani bay. Nr. 684 Mto Mtwara and Mikindani harbours. Nr. 681 Lindi river. Nr 677 Mchinga bay. Nr. 687 Kiswere harbour. Nr. 661 Kilwa Kisiwani (Quiloa). Nr. 662 Kilwa point to Zanzibar chanuel. Nr. 458 Mafia islands and channels. Nr. 674 Dar es Salaam harbour. Nr. 640 Pangani to Ras Kimbiji. Nr. 663 Tanga bay. Nr. 666 Island and ports of Mombaza. Nr. 667 Port Melinda. Nr. 668 Lamu, Manda and Patta bays. Nr. 669 Lamu, Manda, Patta and Kwyhu bays. Nr. 672 Brava, Magadoxa, Obiat. Nr. 860 Kisimayu bay.

Engl. Adm.-Karten. Ostküste von Süd-Amerika: Nr. 231 Paranagua bay. Nr. 550 Sao. Francisko harbour.

Staufords, Map of the Br. Possessions in West-Afrika 1 : 6 000 000 Standford London (Geschenk von Charles Hancock, London.)

Abteilung Berlin.

Der in voriger Nummer der Kolonial-Zeitung angekündigte Vortrag des Herrn Hugo Zöller muß wegen Behinderung des letzteren bis auf weiteres verschoben werden (den in Berlin wohnenden Mitgliedern der Abteilung durch besondere Karte bereits angezeigt).

Freitag, den 21. März abends 8 Uhr im Saal B des Architektenhauses:

Diskussionsabend (Herrenabend).

Gegenstand: **Die Eisenbahnfrage in Ostafrika.**

Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß an den Montagabenden regelmäßige gesellige Zusammenkünfte im Abteilungszimmer im Architektenhause stattfinden.

Der Vortrags-Ausschuß.

Erste Liste der im Auftrage der Kommission V der Deutschen Kolonialgesellschaft (zur Bekämpfung des Sklavenhandels) gesammelten Gelder.

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg 200 M., von Wedell, Minister des Königl Hauses 150 M., Weber, Oberbürgermeister 100 M., Veit, Geh. Komm.-Rat 500 M., Dr. Schüler, Professor 20 M., Stenzel, Kapitän z. S. a. D. 20 M., von Wildenbruch, Legationsrat 10 M., Herzog, Staatssekretär 20 M., Schwartzkopff, Geh. Komm.-Rat 50 M., Simon, Geh. Reg.-Rat 20 M., Livonius, Vize-Admiral a. D. 10 M., Meitzen, Geh. Reg.-Rat 5 M., von Frankenberg, Major a. D. 10 M., Marschall von Bieberstein 10 M., Weisbach 50 M., Friedr. Gelbke 50 M., Eugen Gutmann 50 M., Schiff 20 M., L. M. Goldberger 20 M., Stephan 20 M., Ed. Arnhold 300 M., Sachse, Direktor im Reichspostamt 20 M., Ad. vom Rath, Rentier 200 M., von Leichman und Logischen, General-Leutnant 20 M., von Hofmann, Staatsminister 10 M., Dr. Ebert 10 M. von Drigalski-Pascha, Generalleutnant a. D. 5 M., Robert Lesser 50 M., Dr. Spinola, Geh. Ober-Reg.-Rat 20 M., von Gneist 30 M., Carl E. Weber, Vizekonsul a. D. 20 M., Simon, Bankier 20 M., Julius Reichenheim 20 M., Rüdorff 10 M., Dr. E. Lange 6 M., Dr. Gerhard, Geh. Med.-Rat 20 M., R. Landau 40 M., Dr. Martius, Fabrikdirektor 100 M., Delbrück, Leo & Co. 300 M, Robert von Mendelssohn. Bankier 200 M., Meyer Cohn, Geh. Kom.-Rat 20 M., Dryander, Superintendent 10 M., Kopetzky, Bankier 20 M., A. Frenzel, Kom.-Rat 10 M., Dr. Scholz, Professor, Archidiakonus an St. Marien 10 M., Nobbe, Reichstagsabgeordneter 10 M., Wesendonck, Rentier 100 M., Frau von Gansauge 10 M., Richard von Hardt 100 M., C. Schwartz 30 M., F. Cornelius, Direktor 10 M., Dieckelkamp, Pastor 5 M., v. Günther, Winnweiler 4 M., H. Bergmann, Waldheim 10 M., Oberlausitzer Volkszeitung 2,20 M., N. N., Großenhain 3 M., J. K. Barmen 20 M., Schulze, Hann-Münden 29,16 M., Eye, Cöln 5 M., Ungenannt 1,50 M, Loge Hermann 100 M, X., Charlottenburg 1 M., H., Chemnitz 3 M., Hähnle, Oberförster, Crailsheim 15 M., Ed. Feierabend, Ludwigsburg 14 M., Abteilung Offenburg der D. Kol.-Ges. 10 M., Abteilung Würzburg der D. Kol.-Ges. 20 M., Abteilung Stendal der D. Kol.-Ges. 20 M., Abteilung München der D. Kol.-Ges. 200 M., Oechelhäuser, Geh. Kom. Rat, Dessau 30 M., F. Dieckmann, Helmstedt 20 M., Abteilung Duisburg der D. Kol.-Ges. 20 M., zusammen 3 598,86 M.

Weitere Beiträge werden entgegengenommen von der Hauptkasse der Deutschen Kolonialgesellschaft (Linkstraße 25) und dem Bankhause Robert Warschauer & Co., Berlin, Behrenstr. 48.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das deutsche Hospital in Sansibar und den Neubau des Krankenhauses dortselbst bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. W. Breuker in Elberfeld 3 M.; Pastor Herrmann in Krumbeck 3 M.; Hauptmann a. D. Dsk. Hanke in Stuttgart 11 M.; Direktor Nehus in Kassel, Ertrag einer Sammlung bei einem Vortrage 11 M.; Pastor Marinepfarrer Wangemann: Vom Konservativen Verein in Kiel 50 M.; von Seiner Durchlaucht dem Fürsten zu Lippe-Schaumburg 100 M.; gesammelt bei den Vorträgen in Bückeburg 138,65 M., Minden 73,10 M.; Herford 130 M.; Detmold 81 M.; Bielefeld 222,15 M.; Georg-Marienhütte 39,75 M.; Lüneburg 76 M.; Mülheim 177,80 M.; Bonn 160 M.; Solingen 68 M.; Wiesbaden 243 M.; Darmstadt 117 M.; Baden-Baden 339 M.; Stuttgart 350 M.; Gotha 137 M.; durch die Herren Pastor Diestelkamp 979,67 M.; Missionsinspektor Beyer 3749,21 M.; Pastor Berlin 78,10 M.; Sekretär Franke 715,40 M. Zusammen 8041,83 M.

Berlin, den 1. März 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt:

Außerordentliche Beiträge von: Reinertrag aus Vorträgen des Herrn Lieutenant Radatz (Wissmann Truppe) M. 126,35. — Frau Lipperheide für den Bazar M. 50. — Stallmann in Coburg M. 3. — Fräulein Louise Baist M. 1,61. — Herrn Buchhalter Butzmann und Herrn Goulneck und Genossen M. 3.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein: M. 349.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 7. Berlin, 29. März 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Von der Deutschen Emin Pascha-Expedition. — Meine Erwerbung des Landes Ugunda. Von Paul Reichard. — Der große Süden. I. — Die deutsche Auswanderung. (Fortsetzung.) Von B. — Die wissenschaftliche Bestimmung der Goldfundstellen in Deutsch-Südwestafrika. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur.

Von der Deutschen Emin Pascha-Expedition.

In Nr. 5 der Deutschen Kolonial-Zeitung haben wir unseren Lesern einen Bericht des Herrn O. Borchert über seine Reise am Tana aufwärts, sowie einen Bericht von Herrn Weiß aus Lamu mitgeteilt, worin nach den Aussagen von Galla-Leuten und Angaben des Herrn O. Borchert die ferneren Reiseerlebnisse des letzteren ausführlich geschildert wurden. Von dem geschäftsführenden Ausschuß des Emin Pascha-Komitees ist uns nunmehr der nachstehende weitere Bericht des Herrn Borchert zur Veröffentlichung zugegangen. Derselbe enthält zwar im Wesentlichen nur die aus dem Weiß'schen Aufsatz schon bekannten Thatsachen, wir glauben ihn aber unseren Lesern um der Bedeutung der Sache willen nicht vorenthalten zu sollen. Es geht daraus hervor, daß die von einigen Zeitungen verbreitete Mitteilung des schwedischen Missionars Hiddenström, wonach Borchert nicht einmal bis Korkorro gekommen sei, unrichtig war.

Der Bericht lautet:

Sansibar, den 25. Februar 1890.

Dem verehrten Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitees erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich heute ein wenig gekräftigt von Lamu mit einem Sultansdampfer hier eingetroffen bin, mit der Absicht, die französische Mail zur Weiterreise am 3. nächsten Monats zu benutzen.[1]) Vorerst bitte zu entschuldigen, daß ich Ihnen nicht sofort nach Beendigung meiner Expedition berichtete, ich war leider meiner Schwäche wegen nicht dazu im Stande und werde ich leider auch heute nur kurz berichten können, da mir das Schreiben noch recht schwer fällt.

Bevor ich von Kinakombe aufbrechen konnte, wurden mir noch 4 Somali krank, sodaß meine Schutztruppe für eine Reise in das Wagallagebiet aus 2 Somali bestand, außerdem wurden zum Unglück noch einige meiner Träger krank, und blieben mir nur noch 6 Träger; da die berühmten Witu-Soldaten und -Träger mir bereits in Kulessa entlaufen waren, feigerweise, als sie hörten, die Wagalla wollten den Tod ihres Sultans rächen und den Ndugu (Bruder) des bwana Doctari bekriegen. Mein Wahlspruch war: „Frisch vorwärts", meine Pflicht gebot mir, sichere Nachricht an Ort und Stelle über das Ergehen und den Verbleib meines verehrten Chefs und meiner lieben Kameraden, Ihrem Wunsche nach, zu erforschen; sie selbst, wenn möglich, einzuholen. Bevor ich abmarschirte, hielt ich es für meine Pflicht, meinen Getreuen mitzuteilen, daß durch die am oberen Tana herrschende Hungersnot, ferner durch den Marsch durch eine etwa 18—20 Meilen lange Wüste und dadurch, daß wir mit unserer kleinen Expedition, welche schwach an Flinten sei, in das Wagallaland reisten, woselbst nicht unsere Freunde seien, die Reise schwierig und gefahrvoll sei, wer nicht mit wolle, solle sich melden. Es sagten mir aber alle unisono: „Herr, wo du uns hinführst, gehen wir mit," und es ist mir auch keiner von der kleinen, aus 16 Köpfen bestehenden Truppe entlaufen. Nach Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten, besonders Wassermangel in der Wüste und Hitze zum Verzweifeln, da die Leute dürsten mußten, erreichte ich glücklich Oda-Boru-Ruva, woselbst ich zu meiner großen Freude stolz auf unserer hübsch am Tana gelegenen Station „von der Heydt-Haus", (wie sauber mit Ölfarbe auf einer vor dem Hause stehenden Tafel zu lesen ist) die deutsche Flagge wehen fand, leider im Hause aber keinen Brief, nur die Kanone, einige Stühle und ein Gewehrfutteral, welches ich mitgebracht. Fünf Tage hielt ich mich hier und in Oda-Galla-Oda (oberhalb), sowie Korkorro (unterhalb) auf, Erkundigungen einziehend. Mein Aufenthalt war wie auf einem Pulverfaß, etwa 1000 Wagalla bewegten sich um mich herum kriegsbereit, ich hatte alles in allem 4 Kerle, welche schießen konnten. Nur mein mehr wie stolzes Auftreten am ersten Schauri, mit dem Sultan Sadi hat uns wohl das Leben gerettet! —

Dr. Peters sollte dort oben im Kampf ermordet sein von den Somali, so besagten s. Z. die ersten Nachrichten in Deutschland über Peters Tod. Dr. Peters, soviel konnte ich jetzt sicher feststellen, hat nie mit den Somali einen Kampf gehabt, im Gegenteil, es sind seine Freunde. Meine Ihnen seiner Zeit gesandte erste Depesche zur Widerlegung der in die Welt gesetzten, vollkommen erfundenen Mord- und Kriegsgerüchte, war durchaus richtig und bestätigt sich jetzt.

Etwa am 10.—15. November ist Dr. Peters und Herr v. Tiedemann gesund mit 8 Kamelen, 6 Eseln, 1 Pferd, zirka 60 Trägern, wovon zirka 20 neue den Wagalla entlaufene Sklaven und 25 Somali, sowie einigen mit Waren beladenen Miaus (Böten) einen Lauf des Tana, welcher nach dem Baringo führen soll, in Begleitung dreier Wagalla aus Oda-Boru-Ruva bis an die Wakore- (Massai-) Grenze entlang marschirt, dort hat er nach tagelangen Unterhandlungen und, nachdem er den Massais fest versprochen, seine Bedürfnisse mit Waren zu bezahlen und keinen Krieg zu führen, die Erlaubnis bekommen, durch das Massai-Land zu marschiren, er sei dann abmarschirt nach dem großen See und habe gesagt, er wolle sehr weit, man habe Nachricht, daß er den See bereits jetzt erreicht habe. Diese Nachricht ist mir von allen Seiten übereinstimmend von Wapokomo und Wagalla gesagt, in Oda-Galla-Oda, Oda-Boru-Ruva und Korkorro. Ich glaube Ihnen, Dr. Peters verfolgt die Telekiroute, seinem ganzen Naturell entsprechend, und aus Äußerungen zu mir bin ich der Überzeugung, daß er jetzt noch fast nach drei Monaten nicht in Ukamba sitzt und Esel kauft, er will schnell zu Emin Pascha. Sein Aufenthalt in Oda-Boru-Ruva war durch das Fehlen der Tauschartikel bedungen. Auch vergaß ich zu erwähnen, daß die Massai die schönsten Esel haben und er naturgemäß seinen Bedarf dort gedeckt. Der Inhalt der Ihnen jetzt gesandten Depesche wird sich, und muß sich meiner Überzeugung nach, ja bald als wahr herausstellen. Mit der nächsten Post werde ich über meine Rückreise, welche ich mit dem Tode kämpfend, wegen Mangel an geeigneten Nahrungsmitteln (da die Mau, welche mir dieselbe bringen sollte, im Tana gekentert war), bis nach Subakini bewerkstelligte und von wo ich dann allmählig ganz entkräftet nach Lamu kam — dieses alles werde ich mir erlauben, mit der nächsten Post eingehend zu berichten, da mich für heute meine Kraftlosigkeit leider an ein Mehr behindert.

Eines verehrlichen Ausschusses sehr ergebener Oskar Borchert.

[1]) Nach einer inzwischen eingelaufenen Depesche ist Herr O. Borchert in Kairo angekommen, hat aber doch auf ärztlichen Rat das Hospital aufsuchen müssen.

Meine Erwerbung des Landes Ugunda.

In Nr. 5 der Deutschen Kolonialzeitung ist ein kleiner aber sehr beachtenswerter Hinweis auf offiziell von der deutschen Regierung geäußerte Ansicht über die Westgrenzen unserer ostafrikanischen Besitzungen gegeben und zwar durch Herrn Dr. Wiechmann-Ludwigslust. Danach erscheint es als fast selbstverständlich, daß die deutsche Interessensphäre so durch den Tanganyika abgegrenzt wäre, wie es in der öffentlichen Meinung allseitig angenommen wird. Innerhalb dieser Interessensphäre habe ich eine große Gebietserwerbung gemacht, zu einer Zeit, wo man in Deutschland noch gar nicht an Kolonien dachte. Auf diese Gebietserwerbung habe ich wiederholt im Auswärtigen Amte meine Ansprüche geltend zu machen versucht. Jedenfalls kann behauptet werden, daß mit einer etwaigen Anerkennung dieser

Rechte nicht nur mir, sondern der ganzen kolonialen Sache ein wesentlicher Dienst geleistet würde, indem dadurch klar und deutlich zu erkennen wäre, daß Deutschland Ostafrika als vom Tanganyika begrenzt angesehen haben will. Worauf die Erwerbung jener Länder und meine Rechte basiren, soll in Folgendem auseinandergesetzt werden: Ich gehörte seiner Zeit einer von der „afrikanischen Gesellschaft" in Deutschland ausgesandten wissenschaftlichen Expedition an, welche im Anschluß an die Unternehmungen der Association Internationale africaine unter dem König der Belgier die Aufgabe hatte, östlich vom Tanganyikasee im Lande Unjamuesi eine Station zu gründen. Ich machte die Reise auf eigne Kosten mit. Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten war es uns 4 Europäern, Herrn v. Schoeler, Dr. Böhm, Dr. Kaiser und mir gelungen, in dem kleinen Dorfe Kakoma im Lande Ugunda einige Hütten zu erwerben und damit die Station zu gründen. Herr v. Schoeler verließ dann schon nach einmonatlichem Aufenthalt Kakoma und kehrte nach Europa zurück. Der Häuptling von Ugunda Mlima-ng-ombe (wörtlich der Rinderhüter, frei der gute Volkshirte) verhielt sich uns gegenüber anfangs geradezu ablehnend, bis ihn sein Leiden, Trunksucht und Wassersucht, veranlaßte neben seinen Waganga (Medizinmännern, Zauberern) es auch einmal mit uns zu versuchen, doch zu spät, Mlima-ng-ombe starb. Vor seinem Ende empfahl er seiner ältesten Schwester Ndischa sich an uns zu wenden und sich unseres Beistandes zu versichern. Ndischa war nämlich als Häuptling erbberechtigt, ging auch nach Mlima-ng-ombes Tod aus der geheimen Wahl der Großen des Reiches als neuer Häuptling hervor.

Bei den meisten Bantunegerstämmen vererbt sich die Häuptlingswürde auf die weibliche Linie, also auf die Schwester oder deren Nachkommen, unter welchen natürlich wieder ein Mann sein kann. Die direkten Nachkommen des Verstorbenen sind von der Erbfolge in der Häuptlingswürde ausgeschlossen. Selbstverständlich kommt es dabei vor, daß ein nicht immer gesetzlicher Nachkomme oder erbberechtigter die Häuptlingswürde durch Gewalt oder Beeinflussung an sich reißt. Immer aber muß der neue Häuptling Tribut an angrenzende mächtige Häuptlinge zahlen, um sich deren Wohlwollen und Einwilligung zur Thronbesteigung zu sichern. Die Regelung derartiger Angelegenheiten dauert aber immer sehr lange und kann Jahre beanspruchen. Die Tributentrichtungen beruhen immer auf Gegenseitigkeit und keinerlei Abhängigkeitsverhältnis wird dadurch herbeigeführt.

Neben Ndischa machte übrigens Kassita, der Sohn des Mlima-ng-ombe's, Ansprüche auf die Nachfolge. Mit welchem Erfolge soll unten geschildert werden.

Anspruch auf Tributzahlungen bei der Regelung der Erbfolge in Ugunda hatte nur der Häuptling Sike von Unjanjembe. Andere Häuptlinge kamen wegen ihrer Machtlosigkeit nicht in Betracht. Neben Sike mußte der arabische Gouverneur Schiache ben Narib von Tabora berücksichtigt werden, der von großem Einfluß in Unjanjembe, in Ugunda aber machtlos war. Dorthin wandte sich Kassita, während Ndischa unsere Hülfe in Anspruch nahm, veranlaßt durch den verstorbenen Häuptling, welcher ihr ans Herz legte, sich unseren Beistand zu sichern, ferner dadurch, daß wir uns durch unser Verhalten großen Anhang in Kakoma verschafft, zudem allmählich unsere Streitkraft vermehrt hatten. Ferner sagte sich Ndischa mit Recht, daß der Umstand unserer Anwesenheit genügen würde, andere feindliche Häuptlinge, besonders den als europäerfreundlich sich geberdenden Mirambo, davon abzuhalten, Ugunda anzugreifen In der Hauptsache aber rechnete sie auf unsere Freigiebigkeit, bei unserem für ihre Begriffe enormen Reichtum, indem sie meinte, daß es uns nicht schwer fallen könne, den Hongo oder Tribut zu zahlen. Um sich unsere Beihülfe zu sichern, machte sie uns eine Menge vorteilhafter Versprechungen. Sie wollte uns vor allem zu Mitregenten machen, ein Versprechen, das sie leicht geben konnte, da uns dies im Falle wir durch unsere Bemühungen Ndischa zum Häuptling machten und wir die Tribute an Sike und Schiache zahlten, ganz von selbst zufiel und wir außerdem Eigentumsanrechte an das ganze Land gewannen. Die Oberhoheit und der Besitz der Länder gehen nach dortigen Rechtsbegriffen in Hand desjenigen über, welcher den Tribut an die fremden Häuptlinge zahlt. Zahlt diesen Tribut der neue Häuptling selbst, so gehen alle Rechte auf ihn allein über, zahlt den Tribut ein anderer, so tritt dieser neben dem Häuptling in alle Rechte ein, hat sogar noch die Oberhoheit über diesen Häuptling. Die Absicht, uns zu Mitregenten zu machen, hatten übrigens schon die Großen des Reiches ausgesprochen. Ndischa wollte ferner die Kosten unserer Übersiedlung von Kakoma nach Ugunda tragen, welche notwendig war, für den Fall unserer Bereitwilligkeit auf ihre Pläne einzugehen. Dann versprach sie, das Stationsgebäude durch Frohnarbeit errichten zu lassen und ihre Sklaven und Unterthanen sollten uns ausgedehnte Felder bestellen. Ohne eine Vorstellung zu haben von den uns bevorstehenden Schwierigkeiten, gingen wir im Interesse der uns in Europa erteilten Aufgabe auf alles ein und begannen sofort allen Einfluß zu Ndischas Gunsten aufzuwenden. Nach allen Seiten, sowohl in Ugunda, wo Ndischa noch viele Gegner hatte, als auch in Unjanjembe verteilten wir Geschenke an einflußreiche Leute. In Unjanjembe hatte Ndischa wenig Aussichten, teils aus Abneigungen gegen ihre Person, dann auch weil Ndischa einen legitimen Gatten hatte, und dort ein weiblicher Häuptling nicht verheiratet sein darf, damit der Gatte nicht politischen Einfluß ausüben kann. Für sie aber war das schlimmste, daß sie außer Sklaven so gut wie gar nichts besaß.

Kassita hatte sich direkt nach Unjanjembe an Sike und Schiache gewandt, trotzdem er nach Recht und Brauch gar keinen Anspruch auf die Häuptlingswürde hatte. Da er aber bei den Arabern einige Anhänger besaß und nicht mit leeren Händen kam (er hatte einige Elephantenzähne und 18—20 Sklaven), so empfing man ihn mit offenen Armen. War doch auch so ein Gegenkandidat vorhanden, den man nur begünstigte, um von dem erbberechtigten Häuptling höheren Tribut zu erpressen.

Als man sich in Unjanjembe und Tabora endlich im Verlauf einiger Monate überzeugt hatte, daß wir Europäer sowohl, als auch die Bewohner Ugundas entschieden gegen eine Kandidatur Kassitas waren, entlockten ihm Schiache und Sike seinen ganzen Reichtum. Dann übergab man dem Kassita eine Menge wertvoller Geschenke, und unter dem Vorwande, daß man ihm von Seite des Schiache und Sike zum Häuptling machen wolle, schickte man ihn nach Ugunda, nachdem Schiache zuvor auf ein als Koran untergeschobenes Buch einen Meineid dem mißtrauisch gewordenen Kassita gegenüber geleistet hatte. Unterwegs wurde der ahnungslose nebst seinem Onkel Kahumba erstochen. Die abgeschnittenen Köpfe der beiden brachte man alsdann uns und Ndischa nach Ugunda mit dem Bemerken, daß wir dieselben als Beweis ansehen sollten für den Umschlag der Meinung in Unjanjembe, und daß man von nun an unsere Bemühungen, Ndischa zum Häuptling zu machen, unterstützen werde.

Vorher hatte ich wiederholt Reisen nach Tabora unternommen, um die Verhandlungen zu führen. Doch war bei der schleppenden Art, derartige Angelegenheiten zu führen, an eine schnelle Lösung der Frage gar nicht zu denken. Die Araber setzten trotz gegenteiliger Versicherung ihre Agitation gegen uns fort und bereiteten uns ebenso wie die Unterhändler unsäglichen Aerger, Mühe und großen Zeitverlust. Geschenke mußten verteilt werden, besonders an die Unterhändler, welche nach meiner Seite hin die Wahrheit berichteten, aber fortwährend unterwegs waren. Ndischa selbst, Schiache und Sike forderten unausgesetzt „etwas zu essen, da sie Hunger litten." Dazu kam noch, daß der Mann Ndischas thörichter Weise fortwährend unsere Pläne kreuzte. Zuletzt wurden wir der monatelangen Verzögerungen derart überdrüssig, daß wir von Igonda nach Ugalla zogen, um der Jagd obzuliegen, und forderten die Geschenke und den schon an Sike und Schiache gezahlten Tribut zurück. Dies war nun für alle Beteiligten höchst unangenehm und als man sah, daß wir bestimmt an unseren Bedingungen festhielten, Ndischa in kürzester Zeit zum Häuptling zu machen, andernfalls wir Ugunda ganz verlassen wollten, bewilligte man uns sogar die Forderung, daß in Ugunda die deutsche Flagge, welche schon in Kakoma geweht hatte, gehißt werden sollte. Abgesandte und Unterhändler der Ndischa und der Araber und Sikes erschienen fortwährend in Ugalla bei uns und als man uns garantirt hatte, daß Ndischa innerhalb eines Monats zum Häuptling gemacht werden sollte und wir uns zu nochmaliger Tributentrichtung herbeigelassen hatten, wurde endlich Ndischa am 25. Juli 1882, genau ein Jahr nach dem Beginne unserer Unterhandlungen, zum Häuptling eingesetzt und wir, Dr. Böhm, Dr. Kaiser und ich, ebenfalls. Nachdem wir eine Menge sonderbarer Ceremonien durchgemacht hatten, wurden wir, Dr. Kaiser und ich, Dr. Böhm war gerade abwesend, mit Ndischa zusammen in feierlicher großer Volksversammlung vor den Thoren der Hauptstadt als Häuptlinge eingesetzt, und öffentlich als solche ausgerufen und zur Anerkennung unserer Rechte aufgefordert, d. h. auf dieselben hingewiesen mit der nachdrücklichen Betonung, daß Ugunda von jetzt ab den Europäern gehörte, diese Tribut bezahlt und diese die Oberhoheit sogar über Ndischa führten, da wir Ndischa zum Häuptling gemacht hätten. Wir wurden von den Wagunda sowohl als auch von den Arabern als Häuptlinge anerkannt. Wir übten alle Hoheitsrechte eines Häuptlings thatsächlich aus. Diese Hoheitsrechte bestehen in Gewalt über Leben und Tod, Entscheidung über Krieg und Frieden, wir nahmen an allen Beratungen teil, verwendeten Leute zu Frohndiensten, indem diese unsere Felder bestellen und Häuser für uns unentgeltlich bauen mußten. Das Land Ugunda gehörte uns als Häuptlingseigentum, denn anders ist Grund und Boden unveräußerlich.

Äußerlich konnten wir von unserem Recht Gebrauch machen, indem wir das sogenannte Kiraugua, eine kleine Muschelplatte, tragen konnten, oder ein in bestimmter Form geschmiedetes Kupferarmband trugen. Außerdem mußten wir mit den Ehrenbezeugungen eines

Häuptlings begrüßt werden. Unsere Oberhoheit gelangte zum beredtesten Ausdruck, als wir Ndischa wegen deren Unbotmäßigkeit gegen uns zwangen, öffentlich Abbitte zu leisten. Sie mußte dabei nach Landessitte die Kniee vor uns beugen und eine Hacke, eine Ziege und einen Sklaven überreichen, in symbolischer Weise ihre Unterwerfung andeutend.

Ndischa durfte als weiblicher Häuptling, wie schon angedeutet, nicht verheiratet sein. Ihr Gatte mußte deshalb das Land verlassen. Die Araber, Sike und die Wagunda vermochten aber nicht, dies vor Ndischas Einsetzung zu bewerkstelligen, bis wir uns einmischten und ihn auswiesen. Ein weiblicher Häuptling gilt als Mann und hat als solcher das Recht, sich eine beliebige Anzahl Weiber auszuwählen, Wagori, wie sie genannt werden. Da aber Ndischa oder jeder weibliche Häuptling trotzdem ein Weib blieb, so mußten die gewählten Weiber männlichen Geschlechts sein, und zwar wählte sich Ndischa sechs bis sieben junge, 17—20jährige Burschen, welche fortan als Weiber galten, sich als solche kleiden mußten, gar keine Stimme mehr hatten und keine Waffen trugen. Eine höchst originelle Sitte.

Wir machten von unseren Rechten den umfassendsten Gebrauch und es gelang uns, im Lande Ugunda große Ruhe und Sicherheit herzustellen, so daß uns die Wagunda nur sehr ungern scheiden sahen. Bei meiner Rückkehr aus dem Innern, wohin wir von Ugunda nach Katanga gereist waren (ich kam als einziger Überlebender zurück), übertrug ich der Ndischa in Stellvertretung meine Oberhoheit, unter Vorbehalt meiner sämtlichen Rechte für den Fall meiner Rückkehr.

Ende vorigen Jahres erhielt ich von dem Reichskommissar Major Wißmann ein Schreiben, worin er mir anzeigte, daß aus Ugunda von Ndischa eine Tributzahlung für mich an der Küste angelangt sei in Gestalt von Elfenbein. Leider ging dasselbe in den Wirren des Aufstandes verloren oder wurde gestohlen. Damit dürfte wohl am besten der Beweis erbracht sein, daß Ugunda thatsächlich mir gehört. Es sind nämlich alle Rechte auf jenes Land auf mich allein übergegangen, da die aufgelöste „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland", auf unserer Expedition vertreten durch Dr. Böhm und Kaiser, auf alle Rechte dort verzichtet hat.

Gleichzeitig neben den oben geschilderten Vorgängen in Ugunda liefen andere Vorgänge in dem Ugalla des Merupambala und des Madjiraguma. Mit beiden Häuptlingen jener Länder machte ich Blutsbrüderschaft und übergab dem ersteren Tribut, um sein Land gegen den berüchtigten Mirambo zu schützen, und dem Madjiraguma solchen für dieselben Zwecke wie Ndischa, d. h. um dessen Thronbesteigung zu ermöglichen, so daß beide ebenfalls durch unsere Vermittelung, der eine als Häuptling neu bestätigt, der andere als solcher eingesetzt wurde. Damit erwuchsen uns resp. mir genau dieselben Rechte wie in Ugunda, so daß der ganze Länderkomplex, welcher direkt südlich an Unjanjembe, dem Lande, in welchem Tabora liegt, angrenzt, mir nach dortigem Rechte eigentümlich angehört. Ich bestehe also nur auf meinem guten Recht, wenn ich jene Länder als mein Eigentum beanspruche, welches Eigentumsrecht ich mir durch große Opfer an Geld, Zeit und Mühe erkauft habe. [1])

Paul Reichard.

---

[1]) Zu der Frage der Abgrenzung der Interessensphäre ist folgende Note von Interesse, welche das von uns in Nr. 24 Jahrgang 1889 über die Absichten der englischen Regierung gesagte bestätigt. Dieselbe ist in dem Blaubuch Germany and Zanzibar von 1888 abgedruckt, wurde am 2. Juli 1887 an den englischen Botschafter in Berlin gerichtet und lautet: „Baron von Plessen kam am 22. ins Auswärtige Amt und teilte mit, daß die Ostafrikanische Gesellschaft der deutschen Regierung ihre Besorgnis ausgesprochen habe, daß Stanleys Emin Paschaexpedition nach Erfüllung ihres eigentlichen Zwecks vielleicht dazu verwendet werde, englische Protektorate im Hinterlande der deutschen Interessensphäre zu errichten oder den Weg dazu vorzubereiten. Die deutsche Regierung teile diese Befürchtung nicht, fügte Baron v. Plessen hinzu, da ja die Hauptaufgabe bei den Verhandlungen im Oktober 1886 über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessen die Feststellung einer Demarkationslinie war, in deren Norden England freie Hand gelassen wurde, während das gleiche für Deutschland im Süden zugestanden wurde. England habe sich ausdrücklich verpflichtet, im Süden keine Besitzungen zu erwerben, keine Protektorate anzunehmen und die Ausbreitung des deutschen Einflusses dort nicht zu hindern. Allerdings sei keine bestimmte Grenzlinie nach Westen hin festgesetzt worden, aber die deutsche Regierung gehe von der Ansicht aus, daß England ihr in Zukunft freie Hand in den Gebieten südlich vom Viktoria Nyanza lassen werde, ebenso wie in den östlich vom Tanganyika und Nyassa belegenen Territorien und daß es sich auf Eröffnung der im Norden jener Linie liegenden Länder beschränken werde. Da indessen das Gerücht gehe, daß Mr. Mackinnon nicht lediglich aus philantropischen Motiven so reich zur Stanleyschen Expedition beigesteuert habe und überdies der Telegraph jetzt melde, daß er mit dem Sultan wegen der Zollerhebung in Mombas verhandle, so habe Deutschland eine klare Darlegung seiner Ansicht vor der englischen Regierung für angezeigt erachtet.

Mit Rücksicht auf diese Mitteilung beauftrage ich Euere Excellenz, der deutschen Regierung zu eröffnen, daß die Regierung Ihrer Majestät dieselbe Ansicht über die Frage hegt, wie sie in Berlin besteht, und bereit ist, britische Annexionen in der deutschen Interessensphäre abzulehnen unter der Voraussetzung, daß Deutschland ebenso deutsche Annexionen in der englischen Sphäre zurückweist."

Eine gewisse Garantie ist, wie wir wohl wissen, allerdings dadurch gegeben, aber wenn sich die deutsche Regierung auf solche vagen Versicherungen einläßt, so kann sie jeden Tag in Ostafrika dieselben Differenzpunkte wie in Südwestafrika haben, wo auch eine englische Note die Grenzfrage angeblich regulirt hat. Bei dem Vorwärtsdrängen der Engländer nach Norden, im Hinblick auf die Festsetzungen im Schiregebiet und das Vorgehen des Konsuls Johnston am Nordende des Nyassa gebrauchen wir andere Garantien! D. R.

Der große Süden.[1])

I.

Die Rufidschi-Ulanga-Linie.

Der Zeitpunkt rückt allmählich näher, da Major Wißmann den letzten Teil seiner ursprünglichen Aufgabe, den südlichen Teil des ostafrikanischen Küstengebietes zum Gehorsam gegen den Sultan von Sansibar und zur Respektirung der deutschen Flagge und deutschen Interessen zu zwingen, in Angriff nehmen wird, und endlich das in Kilwa vergossene Blut der Deutschen gerächt werden soll. Es wird sich naturgemäß vor allem um die Besetzung der wichtigen Hafenplätze Kilwa Kisiwani, Kilwa Kivindje, Lindi und Mikindani handeln, welche mit Ausnahme der beiden Kilwa wenig Widerstand leisten dürften, und um eine Sicherung des Hinterlandes, welche aber bei weitem nicht so umfassend zu sein braucht als im nördlichen Teile, zumal das arabische Element gegen die Eingeborenen sich hier stets in einer Defensivstellung befand und nur einige unbedeutende Ansiedlungen im Innern angelegt hat. Man wird sich deshalb wahrscheinlich auf eine Sicherung der Küstenplätze beschränken können, welche für den Handel vornehmlich in Betracht kommen, und somit die Grundlagen für ein weiteres wirtschaftliches Vorgehen sicher stellen. Denn gerade der südliche Teil unseres Schutzgebietes scheint durch eine glückliche Konstellation besonders dafür geeignet, die Lösung des Problems, nach dem Innern zu Verbindungswege zu schaffen, wenigstens für die Strecke nach dem Nordende des Nyassa, zu erleichtern. Die Priorität der Idee gebührt dem Grafen Joachim von Pfeil, welcher zuerst nach seiner Bereisung des Ulanga und Rudfidschi auf die Wichtigkeit dieses Stromes als eine Basis für unsere Kolonisationsbestrebungen in einem sehr lesenswerten Büchlein hingewiesen hatte.[2])

Der Rudfidschi ist auf etwa 25 geographische Meilen bereits von dem Kapitän Wharton und den Offizieren des englischen Kriegsschiffes Shearwater untersucht und darüber eine leidliche Karte veröffentlicht worden. Aus derselben geht hervor, daß die Simba-Urangamündung, eine der nördlichsten der vielen Mündungen des großen Aestuar, als die beste Einfahrt anzusehen sei. Der Engländer Beardall,[3]) der im Auftrag von Said Bargasch im Jahre 1880 und 1881 den Fluß bereiste, fuhr auf einer Dau durch diese Mündung in den Fluß ein. Da aber der Fluß — es war Anfang Dezember 1880 — ausnahmsweise sehr seicht war, so blieb die Dau öfter sitzen, so daß man bald die Böte benutzen mußte, von denen die Expedition zwei, eine achtruderige und vierruderige Gig besaß. Etwa 25 Meilen von der Küste befand sich die erste große Fährstelle, da hier die meisten Sklavenkarawanen den Fluß kreuzen, wie aus der Zahl der großen in gutem Zustande befindlichen Böte (27) hervorging. Der Uferboden war flach, während der Regenzeit überflutet, mit hohem Gras bedeckt, aber fruchtbar und besonders zum Reisbau geeignet, der hier vielfach betrieben wird und gute Ernten gab. Die Strömung war sehr stark, aber der Fluß infolge der monatelangen Trockenheit so seicht geworden, daß die Mannschaft an einer Stelle die Lasten ausladen und die Böte über die flachen Stellen hinwegziehen mußte. Dasselbe Manöver mußte noch einmal am nächsten Tage wiederholt werden, bis die Expedition am 15. Dezember wieder in tiefes Wasser kam. Der Fluß war hier 300 Yards[4]) breit, Segel wurden gesetzt und die Fahrt ging flott von Statten, nur dort, wo das Segeln unmöglich war, machte ihnen die starke Strömung so viel zu schaffen, daß sie die Böte ziehen mußten, was, wie Beardall bemerkt, weder eine leichte noch angenehme Aufgabe war, da hier die Ufer mit hohem Gebüsch bewachsen waren. Diese Art und Weise des Vorwärtskommens mußte noch mehrfach angewendet werden, obwohl die Nachmittagsbrise sehr zur Hülfe kam, da der Fluß häufig auf längere Strecken 200—400 Yards breit war, und die Expedition gelangte so am 30. Dezember bis Korogero,

---

[1]) Wir haben zu der mit dieser Nummer beginnenden Reihe von Artikeln eine sehr ausführliche Karte des Südens zeichnen lassen, welche aber für diese Nummer leider nicht fertig gestellt werden konnte. Wir glauben aber mit dem Abdruck der Artikel nicht länger zögern zu sollen.

[2]) Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika. Von Joachim Graf Pfeil. Berlin, Rosenbaum und Hart 1888.

[3]) Exploration of the Rufiiji River under the orders of the Sultan of Sansibar. By William Beardall. Proceedings of the Royal Geographical Society. Nr. 11. 1881.

[4]) 1 Yard = 914 Millimeter.

wo die Panganifälle der Schiffahrt ein Ziel setzen. Diese Gegend wird von den Mahenge sehr heimgesucht, da dieselben dieses Land als einen „Sklaven-Wildpark" betrachten, wo sie ihren Bedarf herholen. Sie sind zu klug, die Gegend mit einem Male zu entvölkern, sondern machen zeitweilig Überfälle, verbrennen einige Dörfer und treiben ein paar Sklaven fort. Infolgedessen verbergen sich manche der Wasoma mit ihren Ernten auf den niedrigen Inseln, welche zahlreich im Flusse sind, und erfreuen sich hier einer ziemlichen Sicherheit, da die Mahenge vor den Krokodilen Angst haben. Bis hierhin waren die Küstenhändler von Dar-es-Salaam, Kisiju und Kilwa bereits vorgedrungen, da Korogero der Sammelpunkt für die Handelswege von Dar-es-Salaam, Mboamatschi und Kisiju nach Mahengeland und von Kilwa nach Ugogo und Unjamwezi ist. Das Land selbst beurteilt Beardall hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit durchaus günstig; der Boden ist gut, Reis wächst in großer Üppigkeit und Baumwolle würde sehr gedeihen. Über den Fluß selbst schreibt er, daß er eine Breite von 100 Yards bis eine viertel Meile hat und die durchschnittliche Strömungsgeschwindigkeit drei Meilen die Stunde beträgt. „Ich glaube nicht," so fährt er fort, „daß er für die Schiffahrt sich sehr eignen wird, mit Ausnahme von einheimischen Kanus und möglicherweise von flachen Böten, welche beladen nicht mehr als zwei Fuß Tiefgang haben, denn bei der großen Breite ist der Fluß sehr seicht und die Schiffahrt infolge der Sandbänke und anderer Hindernisse häufig schwierig." Das Land am Fluß ist für afrikanische Verhältnisse gut bebaut, da beide Ufer mit kleinen Dörfern besetzt sind. Von den Eingeborenen tragen viele die Kleider und den Schmuck der Küstenbewohner und behaupten, Mohamedaner zu sein, obwohl sie keine Moscheen und Ritus haben, sondern ihren alten heidnischen Gewohnheiten, Verbrennen der Zauberer, Hexenprozessen u. s. w., nachleben. Die meisten Leute verstehen Suaheli und haben lebhafte Verbindungen mit Kilwa, welches ihnen für Kopal, Kautschuk und Reis die nötigen Stoffe liefert. Als Beardall in dieser Gegend war, hatte er Schwierigkeiten mit der Verproviantirung, wegen der ganz ungewöhnlichen Trockenheit, aber in günstigen Zeiten ist das Land reich an Produkten des Landbaues. Der Fluß ist, soviel ist durch die Untersuchungen Beardall's festgestellt, zwischen den Pangani- und Schuguli-Fällen, einer Strecke von 60 geographischen Meilen in der Luftlinie, nicht schiffbar, die Ufer sind dort felsig, und, wo nicht mit Wald bewachsen, wenig bewachsen. Beardall verfolgte den Rufidschi, welcher erst oberhalb der Schugulifälle nach dem Zusammenfluß des Uranga und Luwego so genannt wird, nicht weiter, sondern kehrte in sechs Tagemärschen nach den Panganifällen zurück und fand am 11. Februar bei Korogero seinen Kutter in gutem Zustande wieder. Es war die Regenzeit eingetreten, der Fluß war ungefähr zwei Fuß höher als bei der Fahrt stromaufwärts und so gelangte er ohne irgend welche Hindernisse in einigen Tagen nach der Kikunyamündung, welche nördlich von der Simba-Urangamündung gelegen ist.

Wenn man das Resultat der Beardallschen Untersuchungen zusammenfaßt, so ergiebt sich, daß der Fluß auf einer Strecke von über 160 geographischen Meilen schiffbar ist, wenn auch unter Schwierigkeiten in der trockenen Jahreszeit, und daß es flachgehender Schiffe bedarf, um zu allen Zeiten die Schiffahrt zu ermöglichen. Die Gegend ist zum Teil reich, aber entvölkert durch den Sklavenhandel, die Eingeborenen sind nicht besser und nicht schlimmer als durchschnittlich in diesen Teilen Afrikas.

Der Rufidschi wurde dann im Frühjahr des Jahres 1885 vom Grafen Joachim Pfeil auf der Strecke unterhalb der Panganifälle bis nahe zur Mündung befahren. Derselbe giebt über diese Reise folgenden Bericht:[1])

Von weitem ist der Rufidji nur durch den seine Ufer säumenden außerordentlich spärlichen Galeriewald kenntlich. Seine Ufer sind hier niedrig, meist sandig, und sein Überschwemmungsgebiet nach Aussage der Eingeborenen enorm. Die Breite des Flusses ist sehr beträchtlich. Er fließt oft in viele Arme zerteilt, welche große, mit Wald, an anderen Stellen mit Schilf bestandene Inseln umgeben. Meist sind die Inseln bewohnt von Leuten, welche hauptsächlich dem Fischfang obliegen.

In einem Boot, welches ich mietete, fuhr ich den Strom hinab und fand, daß er stellenweise eine ziemlich starke Strömung hatte, die jedoch durchaus nicht überall gleich war. An einer Stelle, dicht bei „Korogeros" Dorf, war sie fast gefährlich für ein Baumstammboot, in welchem ich fuhr. Jedes europäische Boot könnte jedoch gefahrlos den Fluß befahren. Im Anfang war das südliche Ufer höher als das nördliche, schien auch dichter bewohnt zu sein. Später wurde das nördliche Ufer höher und stieg sogar bis zu einer ungefähren Höhe von 40 Fuß (11 Meter) über den Fluß empar. Im allgemeinen war die Tiefe des Flusses eine solche, daß flach gehende Fahrzeuge bequem darauf fahren konnten. Stellenweise war die Tiefe sehr beträchtlich.

Das Flußbett des Rudfidji ist jedoch kein konstantes. Ungeheure Massen Sand führt der Fluß mit sich, die oft zu langen und hohen Inseln aufgetürmt sind. Wie es indessen gar nicht anders möglich ist, bahnt sich die ungeheure Wassermenge des Flusses doch einen Weg durch den Sand, so daß immer Kanäle vorhanden sind, durch welche ein Fahrzeug von geringem Tiefgange sich hindurch finden könnte.

(Schluß folgt.)

[1]) Petermann's Mitteilungen. 32. Band. 1886. Die Erforschung des Uanga-Gebietes. Von Joachim Graf Pfeil. Seite 353.

Die deutsche Auswanderung.

(Fortsetzung.)

Sobald die intensive Entwickelung der industriellen Thätigkeit ihren Höhepunkt erreicht hat, so wird bei zunehmender Bevölkerung ein Überschuß an Kräften fortdauernd vorhanden sein, der ins Ausland gehen wird. Diese Erscheinung zeigt sich in dem beträchtlichen Anteil, den Gewerbe und Handel an der deutschen Auswanderung haben, so deutlich, daß man auch in allen jenen Erwerbszweigen, welche im Verein mit der Forst- und Landwirtschaft die große Masse unserer Auswanderer stellen, die relative Übervölkerung als die Hauptursache der Auswanderung ansehen muß.

Es sind aber auch noch andere Ursachen zu erwähnen, welche wir als Erscheinung der Übervölkerung nicht zu erklären vermögen. Die Hauptbeweggründe für Kolonisation haben (nach Roscher) mit einiger Vollständigkeit auf die vier Hauptgebiete des menschlichen Lebens Bezug: Familie, Eigentum, Staat, Kirche. Und derselbe Autor lehrt, daß alle Massenerscheinungen in der Geschichte durch ein Zusammenwirken von Eigennutz und Ideal erklärt werden müssen.

Niemand wird heute noch annehmen, daß Bedrückung des Glaubens oder kirchlicher Notstand vorhanden wäre, wodurch Bewohner unseres Landes zur Auswanderung veranlaßt werden könnten, dagegen wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen dürfen, daß die Anforderungen, welche der Staat an seine Bürger stellt, die vielfach übermäßig gesteigerten Lasten, der Schulzwang, die Militärpflicht, Staats- und Gemeindesteuern u. s. w. manchem Auswanderer zum Verlassen seines Heimatlandes Ursache gewesen sind, oder ihm doch den Entschluß erleichterten, von dem, was ihm so lange teuer war und teuer bleiben wird, zu scheiden. Diese Gründe, welche die Genüsse, Güter und Vorteile so gern zurückdrängen, die das gebildete Vaterland allen seinen Bürgern gleichmäßig darreicht, werden sodann in vielen Fällen durch die falschen Vorstellungen von dem Heil der Freiheit und durch sozialistische Träumereien verstärkt.

In gleichem Maße wirken auch die Verlockungen, welche von drüben aus der „neuen Welt" kommen, verführerisch und verleiden manchem Gutgesinnten, dem es an Fortkommen, an Arbeit und Brot, durchaus nicht fehlt, seine angestammte Heimat. In zahlreichen Fällen senden ausgewanderte Deutsche ihren Anverwandten das Geld für die Überfahrt, was nicht selten im Interesse der ersteren geschieht, die dann die Arbeitskraft der Angehörigen nutzbringend für sich verwerten wollen.

Durch Belehrung und Warnung ist diesen Übeln nicht beizukommen, sie erheischen eine strengere Aufsicht und Kontrole, eine organische Regelung, welche die Mißstände der Auswanderung beseitigt und das Heilsame und Nützliche der Expansionsfähigkeit unseres Volkes und des Bedürfnisses nach freier Entfaltung der überschüssigen Kräfte anerkennt.

Wir resummiren die Ursachen der deutschen Auswanderung in folgenden Sätzen:

1. Die deutsche Auswanderung kann nur erklärt werden als der Ausdruck deutschen Wesens und deutscher Art im Zusammenhange mit der deutschen Geschichte und Entwicklung.

2. Die deutsche Auswanderung wird in der Hauptsache durch relative Übervölkerung verursacht, deren Wirkungen in etwas durch bessere Verteilung des Landbesitzes, mehr noch durch Erweiterung unseres Wirtschafts-, vornehmlich das Absatzgebiet unserer Waren, verringert werden sollten.

3. Zum andern ist die deutsche Auswanderung auf Mißstände zurückzuführen. Nicht selten sind die Fälle, daß Selbsttäuschung und Verlockung den Auswanderer bestechen. Es bildet sonach heute die Regel, daß die heimischen Güter und Genüsse unterschätzt und die Verhältnisse des Lebens im fremden Lande überschätzt werden, eine falsche Auschauung, welche durch die sozialistische Bewegung unserer Zeit in verderblicher Weise gesteigert wird. Jeder deutsche Auswanderer glaubt seine persönliche Lage zu verbessern und hofft ohne alle Prüfung, im fremden Lande größere Freiheit und Selbständigkeit zu finden, als er im Heimatlande genossen hat. Dieser verhängnisvolle Irrtum dauert infolge der mangelnden organisirten Aufsicht der Auswanderung leider noch ungeschwächt fort.

II.

Ziele der deutschen Auswanderung.

So lange die überseeische Auswanderung bei uns besteht, so lange hat sie ihren breiten Strom nach den Vereinigten Staaten von Amerika abfließen lassen. Auch das Jahr 1888 ist seinen Vorgängern hierin treu geblieben, und trotz aller Warnungen, daß die Vereinigten Staaten

auch bereits anfangen, die Existenzbingungen für den Einzelnen zu erschweren, und trotz aller Bemühungen, den Auswandererstrom nach den lateinischen Ländern des subtropischen Südamerika zum Teil abzulenken, geht doch nur ein verschwindend kleiner Bruchteil nach andern Gebieten von Amerika und andern Erdteilen. Man fühlt sich versucht, zu fragen, will die Vorsehung das Bessere, indem sie den Hauptteil unserer Auswanderer nach den Vereinigten Staaten hindrängt. Von 1871 an, seit der Begründung des deutschen Reiches, mit welchem Zeitpunkt für unsere Auswanderung eine neue Epoche begonnen hat, sofern nicht mehr der Preuße, Bayer, Sachse, Schwabe, nicht mehr der „deutsche Michel", sondern der Deutsche schlechthin in die Ferne zieht, von dem Bewußtsein getragen, der Angehörige einer großen Nation zu sein, von 1871 bis 1888 einschließlich sind nach der Statistik des Reichs 1 769 297 Personen aus Deutschland ausgewandert; von diesen gingen 1 618 816 Personen nach den Vereinigten Staaten.

In dem gleichen Zeitraum gingen

nach Britisch Nord-Amerika	4 780	Personen,
= Brasilien	33 443	=
= anderen Teilen von Amerika . .	15 599	=
= Australien	16 841	=
= Afrika	4 047	=
= Asien	1 086	=

Es ist aus diesen Zahlen ersichtlich, daß bis auf einen kleinen Bruchteil der Strom unserer Auswanderung durch die Vereinigten Staaten von Amerika aufgesogen wird.

Nach den Angaben der amerikanischen Auswanderungslisten ist die Zahl der deutschen Einwanderer stets höher, als unsere Reichsstatistik sie aufführt. Dies erklärt sich dadurch, daß eine Anzahl deutscher Auswanderer, beispielsweise alle diejenigen, welche sich der Militärpflicht entziehen, in fremden Häfen nach Amerika sich einschifft, worüber die Angaben in der Reichsstatistik fehlen.

Nach den amerikanischen Veröffentlichungen sind in derselben Periode, mit Ausschluß des Jahres 1888, wofür die Zahlen in den amerikanischen Berichten noch nicht vollständig sind, also in den 17 Jahren von 1871 bis 1887 insgesamt 1 884 710 Deutsche in die Vereinigten Staaten von Amerika eingewandert, welche über 28 Prozent der gesamten Einwanderung darstellen. Die deutsche Einwanderung ist von allen anderen Nationalitäten bei weitem die stärkste, sie wird von der englisch redenden Einwanderung aus England, Irland und Schottland zusammengenommen nur um 2 Prozent übertroffen.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten in den Jahren 1871 bis 1887 betrug

aus Deutschland	1 884 710	Personen,
= England und Wales . . .	913 371	=
= Irland	906 271	=
= Schweden	405 442	Personen,
= Italien	246 706	=
= Norwegen	232 168	=
= Österreich	211 174	=
= Schottland	187 121	=
= Rußland (ohne Finnland) . .	154 864	=
= Frankreich	105 047	=

Da die Einwanderungsstatistik keine Angaben darüber enthält, wohin innerhalb der Vereinigten Staaten sich die Deutschen vorzugsweise wenden, so kann ein Bild von der Verteilung der Deutschen im Lande nur aus den Volkszählungs- (Zensus-) Berichten gewonnen werden. Der letzte Zensus Juni 1880 enthält eine Zusammenstellung über die Verteilung der in Deutschland Geborenen, also in den betreffenden Staat, sei es unmittelbar, sei es nach einem Zwischenaufenthalt in anderen Staaten, aus Deutschland Eingewanderten. Betrachten wir nun diejenigen Staaten, in denen die im Jahre 1880 in Deutschland geborene eingewanderte Bevölkerung mehr als 10000 betrug, so ergiebt sich folgende Zusammenstellung:

	Zensus von 1880	Zunahme (— Abnahme) seit 1870	Ortsanwesende Bevölkerung überhaupt
Californien	42 532	12 833	864 694
Connecticut	15 627	3 184	622 700
Illinois	235 986	32 036	3 077 871
Indiana	80 756	2 700	1 978 301
Jowa	88 268	22 108	1 624 615
Kansas	28 034	15 260	996 096
Kentucky	30 413	95	1 648 690
Louisiana	17 475	— 1 437	939 946
Maryland	45 481	— 1 564	934 943
Massachusetts	16 872	3 802	1 783 085
Michigan	89 085	24 942	1 636 937
Minnesotta	66 592	25 228	780 773
Missouri	106 806	— 6 818	2 168 380
Nebraska	31 125	20 171	452 402
New Jersey	64 935	10 936	1 131 116
New York	355 913	39 031	5 082 871
Ohio	192 597	9 708	3 198 062
Pennsylvanien	168 426	8 280	4 282 891
Texas	35 347	11 371	1 591 749
Wisconsin	184 328	22 014	1 315 497

Die obigen Staaten haben fast die gesamte deutsche Einwanderung absorbirt, sie beherbergen 96,5 Prozent von allen in Deutschland geborenen Einwanderern, und nur 3,5 Prozent entfallen auf alle in der obigen Zusammenstellung nicht genannten Staaten und Territorien. Diese Thatsache, sowie die Zunahme der Deutschen in jenen Staaten in den Jahren von 1870 bis 1880 läßt erkennen, daß man als Regel annehmen kann, daß die Nachkommenden sich mit Vorliebe dahin wenden, wo sie bereits einen starken Stamm von Landsleuten vorfinden.[1]) Einzelne Staaten müssen sogar einen hervorstechend deutschen Charakter haben. So bilden die in Deutschland geborenen Eingewanderten im Staate Wisconsin 14 Prozent der Bevölkerung, in Minnesota 8,5, Illinois 7,7, in New York 7, in Nebraska 6,9 in Ohio 6, in New Jersey 5,7, in Jowa und Michigan 5,4 und in den übrigen 6,9 bis herab auf 2,2 Prozent. Daß in einzelnen dieser Staaten das Deutschtum seit längerer Zeit entschieden vorwiegen muß, wird noch deutlicher, wenn wir die Bevölkerung in diesen Staaten ins Auge fassen, wie sie um die Mitte dieses Jahrhunderts sich gestaltete. Franz Löher nennt als Staaten, die besonders deutsch werden können, die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Jowa, Wisconsin, Michigan und Ober-Kanada. Ferner würden Pennsylvanien und ein Teil New Yorks auf der einen Seite, Texas auf der anderen Seite, die deutschen Verbindungsländer nach dem Meere hin werden. Dies würde die herrschende Mitte sein zwischen den Gewässern des Ohio und Missouri, indes nördlich davon die Yankeestaaten, südlich die Sklavenstaaten sich befinden.

Nach den Bostoner Angaben betrug die Anzahl der Deutschen im Jahre 1844 in den Vereinigten Staaten 4 888 632 Seelen, dagegen die Gesamtbevölkerung im genannten Jahre 18 980 000, wovon nach F. Löher 3 250 000 Sklaven und Farbige in Abzug zu bringen sind, so daß die Anzahl der Weißen 15 730 000 betrug. Demnach bestand der dritte Teil der weißen Bewohner der Vereinigten Staaten aus Deutschen. Löher hält diese Ziffer für zu hoch gegriffen, nach seinen Berechnungen, die mit großer Kenntnis der Verhältnisse angestellt sind, schwankte die Zahl der Deutschen im Jahre 1846 zwischen $1/5$ und $1/4$ der Gesammtbevölkerung der Weißen. In dieser Zusammenstellung sind nur diejenigen Bewohner als Deutsche gezählt, welche im Jahre 1846 sich noch der deutschen Sprache bedienten.

Nun bildeten um diese Zeit dieselben Staaten, welche in den letzten Jahrzehnten die deutsche Einwanderung in der Hauptsache aufgenommen haben, eine gleich starke Anziehung auf die deutsche Auswanderung aus; schon im Jahre 1846 betrugen in einzelnen dieser Staaten die deutschen Bewohner 40 % der ortsanwesenden Bevölkerung. Die nachstehenden Ziffern, welche wir den Angaben Löhers entlehnen, sind für die Beurteilung des Vorwiegens des deutschen Elementes in einzelnen Staaten von besonderem Interesse.[2]) B.

(Fortsetzung folgt.)

Die wissenschaftliche Bestimmung der Goldfundstellen in Deutsch-Südwestafrika.

Auf dem in Greifswald abgehaltenen Geologentag sprach am 13. August 1889 Herr Dr. Gürich, welcher für das Goldsyndikat in Südwestafrika thätig gewesen war, über die dortigen Gold-

[1]) Die deutsche Auswanderung von 1881 bis 1888, welche gegen $1^1/_4$ Million beträgt, wird sich in annähernd gleichem Verhältnis nach denselben Staaten gewendet haben.

[2]) Roscher und vor diesem Wappäus haben die Ziffern von Löher als etwas zu hoch kritisirt, auch nimmt Roscher an, daß Löher den Bestand des Deutschtums zu optimistisch beurteile; man muß aber zugestehen, daß den innern Gründen, welche Löher für seine Ansicht beibringt, kein eigentlich berechtigter Widerspruch entgegengehalten werden kann, wie auch Löher selber anerkannt hat, daß das Deutschtum fortdauernd des Zuflusses von der Heimat bedürfe. Es verdient die höchste Bewunderung, mit wie patriotischem Herzen Löher den Aufgang unsrer Nation vorgeahnt hat. Vergl. F. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Leipzig 1847.

lagerstätten. Da seiner Zeit über diese Rede nur ein kurzer Zeitungsbericht erschien, glauben wir, daß der Abdruck der Rede aus dem soeben erschienenen 3. Heft der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft noch von Interesse sein wird. Nach einer Einleitung über die Geschichte der Goldfunde wurden die einzelnen Vorkommen aufgezählt.

„Die „Ussab Gold Mine" liegt an einer Felsenhöhe am rechten Ufer des Schwachaub, ca. 50 km nordöstlich von Walfischbai; das vorherrschende Gestein ist ein gewöhnlicher Biotitgneis von steilem, östlichem Einfallen. Auf der Höhe enthält derselbe eine Einlagerung von Granatfels und eine solche von krystallinischem Kalk. An dem Westhang der Höhe sieht man grüne Streifen, wohl in derselben Zone, aber nicht genau in demselben Horizonte des Gneises, in nord-südlicher Richtung mehrfach sich wiederholen. Es sind dies mehrere, bis 100 m lange Einlagerungen von Kupferkies und Buntkupfererz, von meist nur sehr geringer Stärke, kaum 1 cm stark. Im Ausgehenden sind die Kiese zersetzt und veranlassen jenen ausgedehnten grünen Kupferanflug, der die Lagerstätte bedeutender erscheinen läßt als sie wirklich ist. In einer dieser Einlagerungen war an einer etwas quarzreichen Partie des Gneises sichtbares Gold in kleinen Flimmerchen in Malachit und Kieselkupfer aufgefunden worden. Trotz vorgenommener bergmännischer Arbeiten konnten nicht einmal durch die Analyse in dem bezeichneten Gestein noch Spuren von Gold nachgewiesen werden. Es war augenscheinlich der ganze Vorrat sichtbaren Goldes durch die flachen Schürfarbeiten der Finder vollständig hinweg geräumt. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen in einer zweiten vom Vortragenden besuchten „Goldmine" am oberen Aib, am Nordwestabhange des Chuosgebirges. Hier konnten bei einigen flachen Schürfungen mehrere Handstücke mit sichtbarem Golde aufgefunden werden; fein verteiltes Gold war im Gestein nicht enthalten.

Etwas anderer Art ist das Vorkommen des Goldes an der „Pot Mine" auf einer Insel im Schwachaubbette, 35 km unterhalb Otyimbingue. Hier war zuerst Gold gefunden worden und diese Funde waren Veranlassung für die ganze Goldbewegung, sowie für die kaiserliche Verordnung: das Goldgesetz für Südwestafrika, gewesen. In herrschenden, schichtenweise sehr Syenit ähnlichen Hornblendegneisen mit viel Titanit, ist ein gleichsinnig streichendes und ebenso steil wie jene einfallendes Granatfelslager eingeschaltet. das riffartig hervorragt. An der Oberfläche in der Mitte seiner Längenerstreckung ist es 4 m mächtig. Seine Grenze gegen das Hangende ist unregelmäßig; diese Unregelmäßigkeiten sind durch ziemlich großkörnigen Epidotfels ausgefüllt, der auch sonst in Putzen noch im Granatfels selbst auftritt. In diesem etwa 100 m langen Granatfelslager, namentlich auf der Grenze zwischen Granat- und Epidotfels befinden sich 4 „Kupferflecke", d. h. das Gestein ist daselbst etwa 2 m im Streichen stark zersetzt und intensiv grün gefärbt Eine dünne Kalktuffkruste überzieht die eckigen Gesteinsfragmente bis in eine Tiefe von mehreren Fuß. Von den 4 Kupfernestern hat sich aber nur das eine als Gold führend erwiesen. Das Gold kommt in diesem zersetzten Gestein, das aus Granat, Epidot. reichlich Magneteisen, Malachit, Kieselkupfer, lederbraunem Kupferpecherz und Brauneisen besteht, in unregelmäßigen Flimmerchen vor.

Olivin, der nach einer ersten in Deutschland ausgeführten Untersuchung minimaler Gesteinsproben den Hauptbestandteil des Gesteins bilden soll, konnte nicht nachgewiesen werden. Das Gold ist an oben genannter Stelle nur so weit nach der Tiefe zu aufgetreten, als die Zersetzung des Gesteins und der eingedrungene Kalktuff reichte; bei 2 m Tiefe ist in dem Gestein selbst nicht einmal mehr auch nur chemisch nachweisbares Gold aufgefunden worden. Durch einen Stollen aus dem Liegenden wurde das Granatlager 23 Fuß tief unter der Oberfläche des Hügels angetroffen; es besitzt hier eine geringere Mächtigkeit als an der Oberfläche, enthält wohl eingesprengt Kupferkies in einer sehr beschränkten Zone, aber keine Spur von Gold.

Aehnliche Granatfelslager giebt es mehrere in der Nähe der Pot Mine; in einem solchen, das Kupferspuren enthielt, wurde viel gearbeitet; Gold konnte nie nachgewiesen werden, nur einmal fand sich ein einzelnes Körnchen, eingewachsen in Brauneisen, Epidot und Granat. In demselben Gestein wurden Kupferglanz, Molybdänglanz und reichlich derber Scheelit aufgefunden, der sich nach einer von H. Traube freundlichst ausgeführten Analyse durch seinen Molybdängehalt auszeichnet.

Bei dem Eifer, mit welchem von allen Seiten das Goldsuchen betrieben wurde, wurden bald neue Goldfunde gemacht, die der Vortragende fast sämtlich besichtigen konnte. In dem Gebiete von Niguib am unteren Kuisib nach Nordosten bis zur Wasserscheide nach dem Schwachaub wurden zahlreiche Quarzriffe untersucht, die z. T. als goldhaltig angegeben waren. Es sind lauter kleine Gänge von höchstens 100 m Länge und ½ m Stärke, die im Streichen der Gneisschichten liegen und im Fallen wenig abweichen — also streichende Gänge; sehr häufig fällt aber derselbe Gang auf eine gewisse Strecke mit den umgebenden Schichten zusammen, stellt also einen Lagergang vor; gegen die sich auskeilenden Enden weichen die Gänge auch im Streichen ab, sodaß sie spießeckige Gänge werden. Am zahlreichsten und gedrängtesten treten solche Gänge bei Ussis, einem Platze mitten zwischen dem mittleren Kuisib und dem Schwachaub, in der Nähe eines Granitmassivs, auf; hier sind augenscheinlich die Glimmerschiefer ähnlichen Gneise stärker gestaucht, und es treten außer den erwähnten Gängen auch wirkliche, querschlägige Gänge auf. In den meisten dieser Gänge fand sich gediegen Wismuth in kleinen eingesprengten, weißen, glänzenden, blättrigen Partien, sehr häufig auch Wolframit und überaus fein, aber ziemlich regelmäßig verteilt, Gold. Mit bloßem Auge ist es nur sehr selten und schwer sichtbar; es tritt hier in ganz minimal dünnen Häutchen auf. Der Goldgehalt dieser Gänge ist zu unbedeutend, um dieselben als abbauwürdig erscheinen zu lassen.

Weitere Funde wurden am Chuosgebirge zwischen den Flüssen Kan und Schwachaub, halbwegs zwischen Pot Mine und Walfischbai gemacht. Das Chuosgebirge bildet zwei Parallelketten, deren eine aus krystallinischem Kalk, die andere aus Calcit, Epidot, Pyroxen führenden Skapolithgneis besteht. Das Streichen ist gleichförmig, nur hin und wieder treten unbedeutende Wendungen und Faltungen auf. An dem Südost-Abhange dieses Gebirges finden sich nun eine ganze Anzahl kleinerer und einzelne größere Quarzpartien, -linsen, streichende, sowie einige querschlägige Gänge. Dieselben zeigten meist einen sehr ungleichmäßig verteilten Gehalt an Kupferglanz; in den oberflächlichen Teilen, soweit die Zersetzung nach unten reicht, hat sich mehrfach schönes, mit unbewaffnetem Auge sichtbares Gold ausgeschieden; im übrigen ist das Gold an den Kupferglanz gebunden, tritt in demselben aber auch wieder sehr ungleichmäßig verteilt auf.

Weiter nordwärts, in den unwirtlichen Gebirgen zwischen Usakos und Karibib ist Gold in sehr fein verteiltem Zustande in mehreren linsenförmigen Kieseinlagerungen im krystallinen Kalk aufgefunden worden. Die weithin zu verfolgenden, riffartig hervorragenden Lager desselben sind Veranlassung zu den Angaben über so ausgedehnte „Goldriffe" gewesen. In dem weißen, schönen krystallinischen Kalk mit Tremolit und Skapolith treten gleichsinnig streichende und einfallende, wenig mächtige Einlagerungen zersetzter, mehr dolomitischer Bestandteile mit Brauneisen und zuweilen Malachit auf; in diesem braunen Gestein, sehr wenig auch in dem benachbarten weißen Marmor hat sich nun Gold gefunden. In dem einzigen bis dahin näher untersuchten Kalke hörte dieser Gehalt bei einer Tiefe von 2—3 m wieder auf.

Die bei Rehohot gemachten Funde scheinen mit den am Chuosgebirge am meisten übereinzustimmen.

Nach den bisherigen Erfahrungen lassen sich also die Goldlagerstätten in Deutsch Südwestafrika in folgender Weise gruppiren.

I. Wismuthtypus. Gold mit Wismuth in hauptsächlich streichenden Quarzgängen.
   1. Typus Ussis.

II. Kupfertypus.
   2. Typus Ussab: Gold im Ausgehenden von Kupfersulfid-Einlagerungen im Gneis.
   3. Typus Pot Mine: Gold im Ausgehenden von Kupfersulfid-Einlagerungen im Granatfels.
   4. Typus Usakos: Gold in zersetzten Kupfer- und Eisensulfid-Einlagerungen in körnigem Kalk.
   5. Typus Chuosgebirge: Gold in Quarzpartien und -gängen mit Kupferglanz.

Der Kupfertypus macht sich dadurch unangenehm bemerklich, daß das Gold meist unmittelbar an der Oberfläche konzentrirt, oder überhaupt nur dort vorhanden ist. Es ist nicht denkbar, daß das Gold im Ausgehenden durch die Zersetzung der umgebenden Sulfide allein entstanden ist, sonst müßte auch in den unzersetzten Kiesen das Gold in gleichen Quantitäten sich nachweisen lassen, was nicht der Fall ist. Der Goldgehalt muß vielmehr eine unbedeutende Anreicherung an der Erdoberfläche erfahren haben, natürlich nur durch Zufuhr von außen. Am einfachsten ist es wohl anzunehmen, daß die Zufuhr gleichmäßig mit der fortschreitenden Erosion und Zersetzung der obersten Schichten stets weiter nach unten vordringend stattfindet.

Etwas zuverlässiger wenigstens sind die Wismuthgänge, indes auch in diesen ist der Goldgehalt ein viel zu geringer, als daß in einem Lande, wo dem Bergbau so bedeutende technische Schwierigkeiten entgegenstehen, daraufhin ein lohnender Bergbau erhofft werden könnte.

Wenn somit dem Goldbergbau in unserem Schutzgebiet überhaupt keine günstigen Aussichten zugesprochen werden können, so beschränkt doch der Vortragende ausdrücklich sein absprechendes Urteil auf das von ihm besuchte Gebiet."

Korrespondenzen.

Britische Mißherrschaft im Zululande.

Dank Ihrer Güte war es mir im vorigen Jahre vergönnt, in Ihrer Nummer vom 17. August meine Meinung über obiges Thema auszusprechen; und das letzter Tage erfolgte Erscheinen eines Blaubuchs: „Weitere Korrespondenz über die Zustände im Zululande" enthaltend, ermutigt mich zu der Freiheit, mit Ihrer gütigen Erlaubnis noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen und speziell auf einen in besagtem Blaubuch einem dortigen englischen Regierungsbeamten seitens des Oberstaatssekretärs für Kolonialsachen (Lord Knutsford) erteilten Verweis Bezug zu nehmen. Die in Frage stehende „Korrespondenz" betrifft fast ausschließlich die über Dinizulu (Oberhaupt der Zulunation) und die beiden anderen unglücklichen Häuptlinge verhängte Verbannung nach Sankt Helena. Von der ungerechten Handhabung des Verhörs und der Strenge des verhängten Urteils wissen Sie ja bereits. Einer der bemerkenswertesten der veröffentlichten Briefe ist von Lord Knutsford an den Gouverneur Sir Charles Mitchell gerichtet, in welchem der erstere sich folgendermaßen äußert (der Brief datirt vom 20. Dezember 1889): Er erklärt, daß er nach reiflicher Erwägung aller auf das, auf Befehl des Mr. R. H. Addison (Hilfs-Regierungskommissars und residirenden Magistratsbeamten zu Ndwandwa) erfolgte Auspeitschen gewisser Eingebornen, bezüglichen Umstände „nicht umhin könne, das Benehmen des besagten Beamten zu rügen".

Da die Einzelheiten dieses gewalthätigen Übergriffes sich allgemeiner Beachtung entzogen haben, gestatte ich mir, dieselben andeutungsweise zu wiederholen. Dinizulu soll eine Jagdpartie veranstaltet haben, zu der eine Anzahl geladener Gäste, unter andern auch Mr. Addison selber sich einstellte; doch in Folge des bedrohlichen Auftretens des offiziellerseits begünstigten Usibepu hielt man es für ratsam, von der Jagd abzustehen; und Herr Addison ordnete bei seinem Eintreffen die Auflösung der Gesellschaft an. Die darauf folgenden Ereignisse berichte ich in den Worten der beim Verhör der Häuptlinge zu Protokoll genommenen eidlichen Aussagen:

„Dem besagten Befehl wurde Folge geleistet und die Zeugen, mit zwei anderen (des als Rangzeichen getragenen Kopfschmuckes halber sogenannten) „Kopfring"-Männern, und begleitet von 10—15 jungen Leuten, waren auf dem Heimwege begriffen, als sie von der Polizei angehalten wurden, mit

dem Befehl, nach dem Magistratsgebäude zu folgen; einer der Eingeborenen, welcher auf dem Wege dorthin erkrankte und niederbrach, wurde von den Beamten brutal gemißhandelt. Bei der Ankunft auf dem Magistratsamte wurden ihnen ihre sämtlichen Waffen abgenommen, und ohne weitere Verhandlung befahl der Magistrat einem Polizeidiener die „neunschwänzige Katze" zu holen und dreien der älteren Männer je zehn Peitschenhiebe zu geben. „Man warf uns zu Boden", sagte einer der Zeugen aus, „und ich wurde an Armen und Beinen gewaltsam niedergehalten". . . . . Ein vierter ältlicher Mann wurde nur deshalb verschont, „weil er so abgemagert war, daß er es nicht überlebt haben würde". Zum Schluß gab der Magistrat noch das Kommando: „Tshyaani abatagaté!" („Prügelt die Hunde fort!"), worauf sie mit Stock und Stein von dannen gejagt wurden."

Zunächst bemerke ich nun, daß das Peitschen dieser Männer nicht nur ein Akt willkürlicher Grausamkeit, sondern geradezu eine Überschreitung des Natalischen Erlasses war, laut welchem die Peitschenstrafe für ungesetzlich erklärt ist, wenn nicht zuvor das bezügliche Urteil seitens der obersten Behörde bestätigt worden ist. Doch trotz dieses bedauenswerten Aktes von Unbesonnenheit und völlig unverzeihlicher Außerachtlassung jedes gesetzmäßigen Verfahrens wird Herr Addison dennoch auf seinem wichtigen Posten belassen. Es ist wirklich zu verwundern, daß von jenen Parlamentsmitgliedern, welche sich so speziell zu Verfechtern der Wohlfahrt eingeborener Rassen im House of Commons aufgeworfen haben, nicht ein einziges sich veranlaßt gesehen hat, einen Schritt in einer Sache zu thun, welche die gerechte und humane Behandlung eines Volksstammes, dessen Interessen sie am Herzen zu haben vorgeben, so wesentlich in Frage stellt.

Auf die allgemeinen Zustände im Zululande will ich hier nicht näher eingehen und bemerke nur, daß meiner Ansicht nach die wahre Geschichte der bedauernswerten englischen Mißherrschaft in jenem Lande dem Publikum erst dann voll und klar vor Augen gelegt werden wird, wenn man eine Spezialkommission zu dem Zwecke ernannt hat, um die gesamte Verwaltungsweise des früheren Gouverneurs Sir A. Havelock und der ihm untergebenen Beamten im Zululande einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen, nicht nur mit Bezug auf seine Behandlung der verbannten Häuptlinge, sondern auch in betreff der von ihm bewerkstelligten Territorialregulirungen, die das jüngste Stadium einer nun schon so lange verfolgten Politik voller Ungerechtigkeit und Unterdrückung bilden.

Miß Colenso (Tochter des Bischofs von Natal, des Verteidigers von Ketschwayo), deren edle Bemühungen zu gunsten dieser Häuptlinge ich in meiner vorjährigen Mitteilung erwähnte, kam in London jüngst vom Zululande an, in der Absicht, auf die Regierung und die öffentliche Meinung hier einen Druck auszuüben, und auf diese Weise eine Ermäßigung oder Revision des über Dinizulu und seine Leidensgefährten verhängten schweren Urteilsspruches ins Werk zu setzen. Eine von ihr mit Lord Knutsford im Kolonialministerium gehabte Unterredung hat jedoch leider zu keinem ermutigenden Resultat geführt, indem ihr der Kolonialsekretär ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß er fest gesonnen sei, seine betreffs der von ihm verbannten Häuptlinge gefällte Entscheidung aufrecht zu erhalten.

Es bleibt noch abzuwarten, welche Aussicht vorhanden ist, daß die von ihr und anderen an das britische Publikum und Parlament gerichteten Aufrufe im Namen der Gerechtigkeit von Erfolg begleitet sein werden.

London, den 21. März 1890.

Charles Hancock,
Barrister-at-law.

P. S. Ich stehe davon ab, die den Wirren in Zululand vorhergehende Geschichte zu berühren. Diese Ereignisse sind an verschiedenen Stellen der „Deutschen Kolonialzeitung" in den letzten zwei oder drei Jahrgängen zu finden; außerdem sind dieselben in kurzer und unparteiischer Weise von Herrn Klössel in seinem kürzlich erschienenen und auch in England wohlbekannten Werke („Die Südafrikanischen Republiken") zusammengestellt. C. H.

Der australische Völkerbund.

Unter allen britischen Besitzungen hat keine — selbst Indien nicht — in den letzten Jahrzehnten einen so großartigen Aufschwung genommen, als Australien. Vor 100 Jahren noch fast unbekannt, wurde es zunächst nur als Verbrecherkolonie benutzt. Der Anfang seiner glänzenden Entwicklung datirt aus der Mitte der fünfziger Jahre, wo die reichen Goldfunde in Viktoria tausende von Abenteuren aus allen Weltteilen in diese Gegenden lockten. Aber selbst als die Goldgruben mehr oder weniger erschöpft waren, blieben die meisten der Eingewanderten in dem Lande, welches ihnen zur zweiten Heimat geworden war.

Schon frühzeitig hatten sich in Australien einzelne Staaten gebildet, unter denen Neu-Süd-Wales und Viktoria die bedeutendsten waren. Mit der wachsenden Blüte trat allmählich eine gegenseitige Eifersucht hervor, welche bald zu häufigen Reibereien Veranlassung gab Anstatt gemeinschaftlich zusammenzuwirken, sonderte man sich durch strenge Schutzzölle von einander ab.

Man wird die Eigenartigkeit der politischen Verhältnisse in Australien besser verstehen können, wenn man auf das System der britischen Kolonialverwaltung einen kurzen Blick wirft.

England verwaltet seine Besitzungen nicht nach einem einheitlichen Schema, sondern nimmt auf die verschiedenen Sitten und Gebräuche seiner über die ganze Welt zerstreuten Unterthanen gebührende Rücksicht. Je nach der Rasse und dem Bildungsgrade ist auch das Maß der politischen Freiheit bemessen. Länder mit vorwiegend einheimischer oder afrikanischer (schwarzer) Bevölkerung sind direkt der Krone unterstellt. Man behandelt die Bewohner milde und freundlich, räumt ihnen aber keinerlei politische Rechte ein. Hierzu gehören außer Vorderindien die meisten westindischen Besitzungen. — Diejenigen Kolonien dagegen, deren Bewohner größtenteils aus eingewanderten Europäern oder deren Nachkommen bestehen, erfreuen sich weit größerer Rechte. England, belehrt durch den Abfall der Vereinigten Staaten im 18. Jahrhundert, hat ihnen Freiheiten eingeräumt, welche den Zusammenhang mit dem Mutterlande sehr gelockert haben. Sie besitzen eigne Parlamente, Steuerbewilligung und Selbstverwaltung. Nur der höchste Beamte (Vizekönig, Gouverneur) wird von der Königin ernannt. Zu diesen bevorzugten Besitzungen gehören in erster Linie Australien und Kanada.

Daß unter solchen Verhältnissen der Unabhängigkeitssinn der weißen Bevölkerung mit der steigenden Blüte ihres Landes gewaltig wachsen mußte, ist leicht erklärlich. Ganz offen haben sie wiederholt die Lostrennung vom Mutterlande in ihren Blättern erörtert.

Auch an der Themse hat man erkannt, daß irgend etwas geschehen müsse, um das gelockerte Verhältnis der Kolonien zum Mutterlande aufs neue zu befestigen. Die großartige Kolonialausstellung, welche vor einigen Jahren stattfand, und zu welcher Vertreter aus allen britischen Besitzungen entsandt waren, gab die erste Anregung zu der noch jetzt vielbesprochenen „Imperial Federation"[1]) Einige Worte über dieses Projekt dürften hier angebracht erscheinen.

Die Imperial Federation will, ohne die innere Freiheit der einzelnen Staaten zu beschränken, eine innigere Verbindung der britischen Kolonien mit dem Mutterlande herstellen. Außer der Gründung eines Reichsparlaments, ist sie in erster Linie darauf berechnet, in Kriegszeiten sich gegenseitige Unterstützungen zu gewähren. Während England bisher allein die Ausgaben für Heer und Flotte zu bestreiten hat, sollte von nun an ein gemeinschaftliches Herr und eine gemeinschaftliche Flotte geschaffen werden.

Der Plan, welcher keinen Geringeren als den Prinzen von Wales zum Urheber haben soll, wurde anfangs mit großem Beifall begrüßt. Aber vor einer nüchternen Kritik hielt er nicht stand. Denn wie soll eine Einigung erzielt werden können zwischen Völkern, welche durch Religion, Abstammung und Sitte so weit von einander verschieden sind? Dazu gehen doch in der Regeln die politischen Interessen des einen Landes von denen des andern zu weit auseinander. Ein Beispiel mag dies beweisen.

In Australien hatte in den letzten Jahrzehnten die chinesische Einwanderung so bedenkliche Ausdehnungen angenommen, daß man mit Zwangsmaßregeln dagegen vorzugehen beschloß. Der chinesische Gesandte in London, Marquis Tseng, führte deshalb Beschwerde bei der britischen Regierung. Das Kabinet von St. James war in keiner geringen Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte es China aus Gründen der Politik und des Handels nicht verletzen, und anderseits auch die australischen Kolonien, welche ungestüm die Zustimmung zum Gesetze forderten, nicht vor den Kopf stoßen. Nur mit Mühe gelang es schließlich, ein beide Teile befriedigendes Abkommen zu stande zu bringen. Dieser Vorfall, den wir noch um manche ähnliche vermehren könnten, wird genügen, um die Schwierigkeiten, mit denen die Verwirklichung der Imperial Federation zu kämpfen haben würde, erkennen zu lassen.

Ganz anders hingegen erscheint das Projekt, welches die Australier auf einem im Februar dieses Jahres stattgefundenen Kongreß zu Melbourne, zu dem Abgeordnete sämtlicher Staaten erschienen waren, in Aussicht genommen haben. Wir meinen den neuen australischen Völkerbund. Die Hindernisse, welche zu überwinden waren, um eine Vereinigung aller Staaten zu stande zu bringen, waren keine geringen. Jeder Staat hatte sich zum Schutze der eigenen Industrie und des eigenen Handels durch strenge Zollschranken von dem andern abgeschlossen. Die Tarifreform, über welche man sich nicht einigen konnte, drohte deshalb gleich anfangs die Vereinigung Australiens zu vereiteln. Aber die Versammlung hatte nicht mit der jugendlichen Begeisterung des 75jährigen Premiers von Neu-Süd-Wales, Sir Henry Parkes, gerechnet. Mit beredten Worten wies er darauf hin, daß ein so günstiger Augenblick für die Vereinigung von ganz Australien vielleicht nie wiederkehren würde. Er drohte mit der Einwanderung der Chinesen, lockte mit der Aussicht auf die Herrschaft über die Südsee, entwarf ein Bild von dem anziehenden Leben am zukünftigen Hof des Generalstatthalters in Australien und überstimmte schließlich seine anfänglichen Gegner, Dunkan Gillies, Premierminister von Viktoria, und Hauptmann Russel, Kolonialsekretär von Neuseeland. So wurde denn die Vereinigung sämtlicher Staaten im Prinzip angenommen. Zur Verwirklichung derselben wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Mitglieder der Konferenz werden die notwendigen Maßregeln treffen, um die gesetzgebenden Körper ihrer bezüglichen Kolonien zu veranlassen, im Laufe des Jahres zu einer australischen Nationalversammlung Abgeordnete zu entsenden, welche ermächtigt sind, den Plan einer Föderativverfassung zu prüfen und einen Bericht über diesen Gegenstand abzufassen.
2. Diese Nationalversammlung soll sich zusammensetzen aus sieben Abgeordneten für jede selbständige, und aus vier Abgeordneten für jede Kronkolonie.

Als Hauptstadt des neuen Staatenbundes wurde, um keiner Stadt den Vorzug zu geben, Albury am Murrayflusse erwählt. Man ging hierbei von denselben Grundsätzen aus wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Wahington) und in Kanada (Ottawa). Um der Bewegung der Schein jeder gegen England gerichteten Demonstration zu nehmen, wurde einstimmig die Absendung einer Adresse an die Königin beschlossen. Diefelbe hatte folgenden Wortlaut:

„Wir, die getreuen und ehrerbietigen Unterthanen Ew. Majestät, Mitglieder einer in Melbourne vereinigten Konferenz, versammelt, um die Frage der Organisation einer australischen Föderativverfassung zu prüfen, wünschen unserer, dem Throne und der Person Ew. Majestät ergebenen Zuneigung, neuen Ausdruck zu verleihen. Im Namen aller australischen Unterthanen Ew. Majestät möchten wir den glühenden Wunsch aussprechen, daß Ew. Majestät noch lange über ein glückliches Volk regieren möge."

Was an dem letzten Schriftstück besonders auffällt, ist, daß die Adresse nicht etwa durch Vermittlung des britischen Kolonialministers, sondern direkt

[1]) Vergl. James Froude, The English in the West Indies. London 1888 und „Die Imperial Federation" von Prof. v. Philippovich, D. Kol.-Ztg. 1888, Nr. 36.

an die Königin gerichtet ist. Das Vorhandensein des Ersteren wird also geflissentlich ignorirt.

Die Folgen der neuen Bewegung lassen sich schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Sie wird früher oder später zu einer gänzlichen Lostrennung vom Mutterlande führen. Die ältere Generation, an deren Spitze Henry Parkes und Dunkan Gillies stehen, suchen vorläufig noch die Verbindung mit England aufrecht zu erhalten. Wenn aber das jüngere Geschlecht an das Ruder kommt — und diese Zeit ist nicht mehr fern — dann wird auch der Ruf erschallen: „Australien den Australiern!" An der Verwirklichung des Planes werden alle englischen Maßregeln, mögen sie einen freundlichen oder feindlichen Charakter tragen, nichts ändern können. Es scheint auch, daß man an der Themse bereits zu dieser Ansicht gekommen ist. Durch den Erwerb eines Riesenreiches in Afrika sucht man sich bei Zeiten für den Verlust Australiens zu entschädigen.

Hans Altona.

Der französische Sudan.

Die Politik, welche die Franzosen am Senegal bezüglich ihres weiteren Vordringens im Sudan verfolgt haben, wird, wie man sagt, in eine neue Phase treten. Wir entnehmen dem „Temps", welche Zeitschrift sich stets gut informirt gezeigt hat, wenn es sich um Regierungsfragen handelte, folgendes:

Eine vom Unterstaatssekretär der Kolonien, Etienne, präsidirte Kommission hat eine Reihe von Maßregeln vorgeschlagen, die dahin zielen, einerseits die Okkupationskosten des französischen Sudan herabzusetzen, andererseits diese Region auf neuen Grundlagen und unter Nutzbarmachung der in diesen letzten Jahren erworbenen Erfahrungen zu organisiren. Da der Unterstaatssekretär die durch die Kommission vorgeschlagenen Reformen genehmigt hat, so kann man schon jetzt die Modifikationen mitteilen, welche im Laufe dieses Jahres in Kraft treten werden.

Der französische Sudan wird unter die Botmäßigkeit eines höheren, in Bafoulabé wohnenden Befehlshabers gestellt werden; er wird militärisch und administrativ selbstständig, doch hinsichtlich der Politik vom Senegalgouverneur abhängig sein. (Es folgen dann die Anordnungen bezüglich der Verteilung, Rekrutirung, Organisation 2c. der militärischen Streitkräfte.)

Was die Eisenbahn anbetrifft, so beantragt die Kommission, endgiltig auf den Bau derselben über Bafoulabé hinaus zu verzichten und anstatt der bisherigen 1 m-spurigen eine 60 cm Decauville-Eisenbahn herzustellen, sobald die jetzige Bahn, was nicht mehr lange dauern werde, da sowohl die Bahn selbst, als das Zugmaterial verbraucht seien, keine Dienste mehr leisten kann.

Unter den Schriftstücken, welche der Kommission vorgelegt worden sind, glauben wir die Denkschrift des Oberstleutnant Gallieni, welcher Dank seinen Feldzügen und seinen Missionen das Land in bewunderungswürdiger Weise kennt, anführen zu müssen. In der „Estafette" finden wir folgenden Auszug aus dieser Denkschrift:

„Unsere Situation im Sudan ist noch eine mißliche. Wir haben große Anstrengungen gemacht, der Herrschaft der großen Negerhäuptlinge eine gewisse Anzahl kleiner Staaten, deren Bevölkerung 200 000 Einwohner repräsentiren, entzogen und drei große Staaten mit einer Million Einwohner unter unser nominelles Protektorat gestellt, aber der Sultan Ahmadou, der in Nioro, Samory, welcher auf dem rechten Nigerufer herrscht und uns von den kürzlich durch den Kapitän Binger unter unser Protektorat gestellten Ländern trennt, im Süden und Westen die Almamys des Foutah-Djallon, die uns die Verbindung mit unseren Niederlassungen der Rivières du Sud unterbrechen, sind uns entschieden feindlich gesinnt.

Vom kommerziellen Gesichtspunkt aus hat Médine seinen Handel mit den Staaten Ahmadous sich vermehren gesehen; einige Unterhändler haben sich in Bafoulabé niedergelassen. Diese Resultate sind aber im Verhältnis zu den Bemühungen ungenügend, und es ist zur Ausdehnung unseres Handels nötig, die großen Häuptlinge zu verhindern, daß sie unsere Verbindungen mit den direkt unterworfenen Völkerschaften unterbrechen, unsere Absatzwege nach dem Meere zu, den mittleren und unteren Niger, sperren, und schließlich daß wir dem vorbeugen, daß die den französischen Sudan durchschneidenden Karawanen durch die großen Häuptlinge in Kontribution gesetzt werden.

Zu diesem Zweck ist es erforderlich, ohne Zögern die Trukouleurerbschaft anzutreten und sich vornehmlich Nioros zu bemächtigen, was uns gestatten wird, uns mit den mauriſchen nordwärts von Algerien kommenden Karawanen in Verbindung zu setzen. Dies ist die einzige Art, wie wir die Verbindung mit Algerien herstellen können.

Nioro war des Endziel das von Marokko kommenden Lenz. Nioro ist der Schlüssel des französischen Sudan im Norden. So lange wir es nicht besetzen, gibt es auch keinen sicheren Handel mit den Regionen nördlich des Senegal und des Niger.

Es würde ferner gut sein, sich Timbos zu versichern, um das Foutah-Djallon wirksam überwachen zu können. Darauf allein dürfen wir aber unsere Anstrengungen nicht beschränken. Wir werden kein praktisches Resultat erzielen, wenn wir nicht gegen das Meer hin die für unseren Export und Import durchaus notwendigen Absatzstraßen geöffnet haben.

Den Kaufleuten muß für ihre Transporte einerseits der Nigerweg, anderer seits die Flüsse, die in den Guineagolf münden, zur Verfügung gestellt werden. Alle unsere Anstrengungen innerhalb des Dreiecks Bafoulabé—Segon—Seguiri werden fruchtlos sein, wenn wir aus demselben nicht heraustreten.

Eile thut Not! Bereits sind die Engländer auf dem unteren Niger über Sokolo hinaus. Vor Ablauf zweier Jahre können sie in Timbuctu sein. Andrerseits dringen die Deutschen vom Guineagolf gegen das Knie des Niger vor und haben sich bereits den Grenzen des Macina genähert.

An dem Tage, wo unsere Rivalen die Hand auf Timbuctu, des Macina und das Moshi gelegt haben, können wir nur unser Bündel schnüren und unsere Unternehmung auf dem oberen Strom aufgeben.

Es ist daher von Wichtigkeit, daß gleich zu Beginn der nächsten Kampagne unsere beiden Kanonenboote einer diplomatischen Mission Nachdruck verleihen, welche beauftragt ist, des Macina, welches eine Million Einwohner zählt, und Timbuctu, welches mit Nioro uns das Handelsmonopol mit den Mauren der Sahara sichern würde, unter unser Protektorat zu stellen.

Zu gleicher Zeit müßte eine andere Mission das Werk des Kapitän Binger verfolgen und uns durch den Akba und andre sich in den Golf von Guinea ergießende Wasserläufe unsere Absatzwege nach dem Meere in der Richtung auf Grand Bassam und unsere andern Besitzungen am Golf öffnen." Be.

Zur Frage der Verwendung von Chinesen in den deutschen Kolonien.

West Oakland, Kal., 26. Februar 1890.

Der Artikel über chinesische Arbeiter für Neu-Guinea in Nummer 1 der „Deutschen Kolonial-Ztg." hat mich, da ich schon zwanzig Jahre in Kalifornien Gelegenheit gehabt habe, die chinesischen Einwanderer zu beobachten, sehr interessirt. Zehn Jahre wohnte ich beinahe ununterbrochen in San Franzisko, wo ein großer Stadtteil ausschließlich von Chinesen bewohnt wird. Ich erlaube mir deshalb, da ich alles, was der Schreiber in dem betreffenden Artikel gesagt hat, richtig finde, in kurzem noch einige Bemerkungen daran anzuknüpfen. Hier ist man im allgemeinen immer der Ansicht gewesen, daß die größte Eisenbahn Nordamerikas, die Central Pacific Rail Road, bis jetzt nicht hätte gebaut werden können, wenn es nicht mit Hilfe chinesischer Arbeiter hätte geschehen können. Es waren die unermüdlichen chinesischen Scharen, die mit Schaufel und Hacke unter der Leitung der Weißen die Wege durch Berge und Thäler bahnten. Dabei waren sie mit der einfachsten Verpflegung und geringem Lohne zufrieden und den Anordnungen unterwürfig. Zur Beschreibung des chinesischen Charakters führe ich an, daß man hier zu der Erkenntnis gelangt ist, daß die Chinesen wegen ihres unermüdlichen Fleißes sich gut für die niedrigere Hälfte der Arbeit eignen und dabei mit dem allerwenigsten fürlieb nehmen. Sonst haben sie nur wenige Tugenden und sind keine angenehmen Nachbarn. Viel haben sie auch mitgeholfen bei der Bewässerung großer Landstrecken des südlichen Kaliforniens. Da, wo ich sechzehn Jahre zurück nur Steppen sah, wo höchstens Schafe kärglich leben konnten, sind heute große Weizenfelder und viele große Obst- und Weingärten. Auf diese Weise entstanden die blühenden Ortschaften Santa Ana, Pasadena und Anaheim, das letzte ausschließlich von Deutschen gegründet. Diese Ortschaften liegen nicht weit vom Stillen Ozean und zwischen demselben und der Stadt Los Angeles. Die Bewässernng geschieht zum Teil durch artesische Brunnen mit Windmühlenkraft oder durch Dampf, aber zum größten Teil durch einen kleinen Fluß, den Santa Anafluß, der im Sommer mit Pferd und Wagen durchfahren werden kann. Wir Deutsche, welche im Auslande wohnen, sind davon überzeugt, daß Deutschland Kolonien nötig hat, nicht nur für seine überfließende Bevölkerung, sondern auch für seinen Handel. Wir haben durch unsere Forschungen und Wissenschaft viel für die Welt gethan und sollen jetzt bei der Verteilung der Erde zugreifen, die Erfahrungen anderer Völker für die Erwerbung und Einrichtung eigener deutscher Kolonien anwenden. Das wird auch zum Segen jener überseeischen Länder werden; denn wo Deutschland herrscht, da bekommt auch der Ärmste sein Recht. Jeder Deutsche sollte die Reichsregierung in dieser Sache unterstützen und daran denken, daß es die Kolonien waren, die die Engländer so reich machten. Eduard Selzer.

Die Verhältnisse Surinams.

Paramaribo, Surinam.

Wenn ein 40jähriger Aufenthalt in einer Tropenkolonie Jemanden dazu berechtigt, seine gesammelte Erfahrung über die Zustände der Kolonie, in der er lebt, ganz unparteiisch zu veröffentlichen, dann glaubt Unterzeichneter, der 40 Jahre lang die Kolonie Surinam bewohnt, auf solche Berechtigung Anspruch machen und folgende Erklärung der Öffentlichkeit übergeben zu dürfen.

Die Nachteile der Kolonie mit Rücksicht auf die Einwanderung liegen nach der politischen Richtung darin, daß der Wählerkreis für die Volksvertretung sich nur auf die wohlhabende Klasse der Bürger erstreckt, daß die niederen Volksklassen nicht im stande sind, durch von ihnen gewählte Vertreter ihre Interessen zu schützen und ihre Wünsche vortragen zu können. Das Justizwesen bedarf ebenfalls dringend einer Reform, wie auch durch die Gründung von Kreditanstalten für die Landwirtschaft einem allgemeinen Bedürfnis für Landbauer und Pflanzer abgeholfen werden, durch die Anlage geeigneter Kommunikationswege eine Verbindung der Distrikte mit der Hauptstadt Paramaribo hergestellt, und schließlich die Einwanderung auf breitester Basis mit leichtem Erwerb öffentlicher Ländereien gefördert werden müßte. Wenn das holländische Gouvernement sich entschließen wollte, geeignete Schritte zu unternehmen und sich mit andern Nationen zu verständigen, um den europäischen Auswandererstrom seiner Kolonie zugänglich zu machen, so böte gerade der gegenwärtige Zeitpunkt dazu die beste Gelegenheit, denn es vollzieht sich gerade jetzt eine Verschiebung der Auswanderungsbewegung, deren Folgen für Surinam von größter Wichtigkeit werden könnten. Der Grund dieser Verschiebung ist wohl den erschwerenden Maßregeln zuzuschreiben, welche die Regierung der Vereinigten Staaten der Einwanderung fremder Auswanderer unterwirft, wodurch manche europäischen Auswanderer veranlaßt werden dürften, sich anderswo als in Nordamerika anzusiedeln.

Was das Klima in Surinam anbetrifft, so kommen tropische Krankheiten wie Gelbes Fieber, Cholera 2c. hier nie, Malaria selten vor. Nur beim Wechsel der Jahreszeit, dem Übergang von der Regen- zur Trockenzeit und umgekehrt, in den Monaten September und April, kommen Fieberanfälle vor, welche aber selten gefährlicher Art sind. Die Wärme, welche durchschnittlich auf zwischen 20 und 25° Reaumur angenommen werden kann, wird durch die Seebrise bedeutend abgekühlt und ist ganz erträglich. — Naturereignisse wie Erdbeben, Überschwemmung 2c. kommen nicht vor.

Der Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß Düngung ganz unnötig ist. — Erdfrüchte, wie Bataten, Maniok (Cassava), Jams, Ingwer, Erdnüsse und andere Sorten, wachsen so üppig, daß manche davon zwei Ernten

im Jahr ergeben. — Der Brodbaum, Papaya und Banane, liefern reichlich gesunde Nahrungsmittel und ihre Kultur erfordert wenig Mühe und Arbeit. Gemüse, wie Kohl, Erbsen und Bohnen, Salat, Petersilie, Sellerie, Tomaten, Kürbisse, Melonen und andere mehr gedeihen hier vortrefflich. Viehzucht kann ebenfalls mit Nutzen betrieben werden. Die Wälder bergen viel Wild. Die einzige, lästige Ungezieferplage wird durch die Moskitos veranlaßt, namentlich in den niedrig gelegenen Ländereien, doch währt diese Plage nicht das ganze Jahr durch, sondern nur von Zeit zu Zeit, und man kann sich davor vielfach schützen.

Nur solchen Leuten wäre eine Übersiedlung nach Surinam anzuraten, welche im stande sind, während des ersten Jahres ihres Hierseins, auf eigene Kosten zu leben, die indessen in diesem prächtigen Klima, wo die Natur uns in so reichem Maße zur Hülfe kommt, nur gering sind.

Für Schreiber dieses persönlich hat die Einwanderung von Europäern weiter gar kein Interesse. Er bezweckt durch obigen Bericht nur, die Leute, welche auswandern wollen, auf die großen Vorzüge aufmerksam zu machen, welche diese in Europa, (merkwürdigerweise) noch so wenig bekannte Kolonie, europäischen Auswanderern bietet, sowohl in Bezug auf das herrliche Klima als auf den fruchtbaren Boden. Cesar Busch.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Die Vorstandssitzung vom 22. März 1890.

Die zahlreich besuchte Vorstandssitzung im großen Saale des Kaiserhofes wurde von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg mit einer Ansprache eröffnet, in welcher derselbe einen Blick auf die allgemeine politische Lage warf und die Hoffnung aussprach, daß die koloniale Idee trotz mancher zu erwartenden Schwierigkeiten sich doch siegreich durchringen werde. Nachdem der Rechenschaftsbericht für das Jahr 1889 erstattet war, erläuterte Herr Arnhold namens des Ausschusses den Voranschlag für das Jahr 1890, welcher in Einnahme mit 100 561 Mark, in Ausgabe mit 79 660 Mark abschließt. Zu diesem Voranschlag waren einige Abänderungsanträge gestellt, welche bezweckten, größere Überschüsse zu erzielen. Nachdem die Mehrzahl der Positionen eingehend durchgesprochen war, wurde der Voranschlag für 1890, wie er von dem Ausschusse festgestellt war, angenommen, da es sich mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Umfang des Geschäftsbetriebes als untunlich erwies, eine größere Beschränkung der Ausgaben herbeizuführen, als im Voranschlag bereits vorgesehen war. Es wurde sodann in die Beratung der verschiedenen Anträge auf Satzungsänderung eingetreten. Ein von dem Ausschuß gestellter Antrag gelangte nach längerer Debatte in folgender Fassung zur Annahme:

Der Vorstand wolle beschließen, bei der Hauptversammlung zu beantragen:

1. Abschnitt V Ziffer 1 der Satzungen ist dahin zu ändern, daß die Zahl der in der Hauptversammlung zu wählenden Mitglieder des Vorstandes von 25 auf 50 erhöht wird und der Vorstand die in der Hauptversammlung gewählte Zahl seiner Mitglieder durch Zuwahl bis auf 100 erhöhen kann.
   (Für die beiden Zahlen 25 und 50 wären demnach zu setzen 50 bezw. 100, im übrigen bleibt der beregte Artikel unverändert.)
2. Abschnitt IV Ziffer 6 lautet künftig wie folgt:
   „Die Abteilungen und Gauverbände sind verpflichtet, zu jeder öffentlichen Kundgebung oder sonstigen Maßnahme, welche auf die vom Vorstande und Ausschusse zu wahrenden allgemeinen Interessen der Gesellschaft zurückwirken können, die Zustimmung des Ausschusses einzuholen. Insbesondere muß dies geschehen, wenn Abteilungen überseeische Unternehmungen aus Vereinsmitteln oder öffentlich unter dem Namen des Vereins anzuregen oder zu fördern beabsichtigen.
   Falls der Ausschuß die Zustimmung zu einem derartigen Antrage innerhalb 14 Tagen nicht erteilt, ist die Abteilung berechtigt, aber auch vor Einleitung weiterer Schritte verpflichtet, die Entscheidung des Vorstandes anzurufen. In solchem Falle muß die Einberufung zu dieser Vorstandssitzung spätestens in 14 Tagen erfolgen."
3. Unter Ziffer 7 wird in Abschnitt IV neu aufgenommen:
   „Sofern verschiedene Abteilungen über Vereinsangelegenheiten allgemeiner Art untereinander in Benehmen treten, hat die anregende Abteilung hiervon dem Ausschusse rechtzeitig Mitteilung zu machen."
4. In Abschnitt V Ziffer 5 wird hinter dem Worte „Vorstandes" in der 3. Zeile folgender Satz eingeschaltet:
   „oder von einer oder mehreren Abteilungen, welche mindestens zusammen 1000 Mitglieder zählen."

Ein Antrag Eberswalde, welcher den Artikel 5 in Abschnitt IV der Satzungen umändern wollte und vom Ausschuß angenommen war, wurde nach längerer Debatte noch einmal an den Ausschuß verwiesen. Ein Antrag der Abteilung Hannover, den Artikel 5 der Satzungen betreffend, welcher von der Wahl des Vorstandes handelt, wurde gleichfalls an den Ausschuß verwiesen. Ein Antrag der Abteilung Dresden, betreffend die Verwendung der jährlichen Überschüsse wurde nach eingehender Erörterung abgelehnt. Es lagen ferner Anträge verschiedener Abteilungen hinsichtlich der Sicherung der Grenzen der deutschen Interessensphären in Afrika vor. Dieselben wurden dadurch erledigt, daß auf Antrag des Ausschusses beschlossen wurde, das Präsidium zu beauftragen, eine Eingabe an den Herrn Reichskanzler zu richten, worin um Sicherung der Grenzen der deutschen Interessensphären in Afrika gebeten wird. Es wurde sodann die Tagesordnung für die Hauptversammlung in Kölu, welche für einen noch näher zu bestimmenden Tag in der Zeit vom 16. bis 21. Juni in Aussicht genommen ist, festgesetzt. Die Anträge Darmstadt, betreffend die Umwandlung der Schutzgebiete in Kronkolonien, Berlin, die Vorlagen für die Vorstandssitzung mindestens 3 Tage vor der Sitzung den Abteilungen zu überschicken, wurden (letzterer nach Annahme im Prinzip) dem Ausschuß zur weiteren Behandlung überwiesen. Nachdem der Herr Vorsitzende noch einen Überblick über die Thätigkeit des Präsidiums und die von dem Ausschuß beschlossenen Geldbewilligungen für koloniale Zwecke gegeben, schloß er gegen 11 Uhr die Sitzung. Herr Minister v. Wedell dankte dem Präsidium und Büreau für die umsichtige und sorgsame Leitung und Behandlung der Geschäfte.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 18. März unter dem Vorsitz des Herrn Staatsministers v. Hofmann eine Sitzung ab, in welcher die dem Vorstande vorzulegenden Anträge beraten wurden. Der Ausschuß nahm ferner Kenntnis von der Bildung zweier neuer Abteilungen: I. Wetzlar. 1. Vorsitzender: Herr Fabrikbesitzer Arth. Packard. 2. Vorsitzender: Herr Regierungsrat Bödecker. Schriftführer: Herr Kaufmann R. Siegelmann. Schatzmeister: Herr Gerbereibesitzer Jul. Michel. II. Sondershausen. Vorsitzender: Herr Oberst z. D. von Kamptz. Stellv. Vors. und Schriftführer: Herr Regierungsrat Budde. Schatzmeister: Herr Hofapotheker Funke. Um das Zustandekommen der beiden Abteilungen haben sich die Herren Vorstände besonders verdient gemacht, wofür der Ausschuß seinen Dank ausdrückte.

Erklärung.

Das „Berliner Tageblatt", gegen welches Privatklage wegen des mehrerwähnten Schmähartikels vom 8. Juni v. J. erhoben war, sieht sich nunmehr in Nr. 152 dieses Jahrganges an hervorragender Stelle zur Zurücknahme seiner damaligen Behauptungen durch folgende Erklärung veranlaßt:

> Die Nr. 285 des „Berliner Tageblatts" vom 8. Juni 1889 enthielt einen die Deutsche Kolonialgesellschaft behandelnden Leitartikel, in welchem wir einer uns zugegangenen Zuschrift über die Geschäftsführung der Gesellschaft Aufnahme gewährten. Es hat sich nun herausgestellt, daß die in der Zuschrift enthaltenen thatsächlichen Angaben unbegründet sind; vielmehr haben wir uns davon überzeugt, daß von der revidirenden Finanzkommission die Bücher stets in Ordnung befunden sind. Daß uns bei Aufnahme der Zuschrift jede beleidigende Absicht gegenüber denjenigen Personen, welche mit der Geschäftsführung betraut sind, gefehlt hat, versteht sich von selbst.
>
> Das „Tageblatt" hat ferner durch seinen Vertreter an Gerichtsstelle sein Bedauern über die Veröffentlichung jenes Artikels aussprechen lassen, sowie es die gesamten gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten des Verfahrens zu tragen, freiwillig übernommen hat. Die unlautere Quelle, aus welcher das „Tageblatt" seine Informationen eingestandenermaßen geschöpft hat, ist diejenige, welche wir bereits in Nr. 25 des vorigen Jahrganges unserer Zeitung mitgeteilt haben.

— In der Abteilung Berlin sprach am 14. März Dr. Karl Kaerger über die Provinz São Paulo und die Nutzanwendung, welche man aus dem dortigen Vorgehen und den Fortschritten für unsere deutschen Kolonien ziehen könne. São Paulo ist bekanntlich durch den Kaffeebau auf dem Hochland, welcher das ganze wirtschaftliche Wesen der Provinz des jetzigen Staates bestimmt, zu einer ungeahnten Entwickelung gelangt, hat allerdings wegen der Parcerieverträge einen schlechten Ruf bei der deutschen Einwanderung. Redner wies aber nach, wie allmählich in São Paulo das berüchtigte Halbpachtsystem zu gunsten einer festen Berechnung für den gewonnenen Kaffee oder eines Lohnsystems aufgegeben worden sei, welches er ein ideales nannte und darin besteht daß der Arbeiter seine Hackarbeit vergütigt und zugleich seinen Anteil an der Ernte erhält, daneben aber auch ein Stück Land, auf dem er seine notwendigen Lebensmittel selbst ziehen kann. Bei einer Vergleichung mit den Südprovinzen, wo die Kolonisten keine Welthandelsprodukte bauen, kann São Paulo nur gewinnen. In São Paulo ist ein großer Teil der früher auf den berüchtigten Halbpachtverträgen hinübergeschafften Deutschen wohlhabend geworden, hat Land erworben und sich zu Gemeinwesen zusammengethan, sodaß heute der deutsche Einwanderer nicht mehr wie vor 30 Jahren Gefahr läuft, zumal auch das Eisenbahnnetz der Kaffeezone der Provinz so ent-

wickelt ist, wie das Frankreichs. Was die Rentabilität des Kaffees anbetrifft, so ist sie im schlechtesten Falle 13—15%, im besten über 30% des Kapitals. Wenn man sieht, welcher gewaltige Aufschwung durch die Kaffeekultur herbeigeführt worden ist, so erscheint es von der größten Wichtigkeit, damit in unseren Kolonien zu beginnen, wo genügend tiefgrundiger Boden und geeignetes Klima vorhanden sind. Als weiteres Erfordernis stelle sich die Anlage von Eisenbahnen heraus und Besiedelung durch Europäer, welche vielleicht in den höher gelegenen Gebieten unserer Kolonien möglich sei. In der Debatte wurden mehrfach Bedenken laut, ob die klimatischen Verhältnisse eine solche Ansiedelung gestatten und ob die deutschen Bauern sich auch den sanitären Vorschriften so fügen würden, wie notwendig sei, um eine relative Sicherheit zu ermöglichen; im Grunde aber zugestanden, daß, wenn eine Kolonisation durch Europäer überhaupt in Ostafrika in Angriff genommen werden würde, das Paulistaner System manchen Vorzug habe. — Am 21. hielt unter dem Vorsitz des Herrn Professors v. Cuny Herr Hauptmann a. D. Immeckenberg einen Vortrag über die Eisenbahnfrage in Ostafrika. Wir können auf Einzelheiten nicht näher eingehen, sondern wollen nur in großen Umrissen die Hauptpunkte mitteilen. Die Eisenbahnanlagen sollen im eigentlichen Sinne des Wortes Inner-Ostafrika wirtschaftlich erschließen, das Hinterland politisch uns sichern, und den Dienst auf den militärischen Stationen erleichtern. Nachdem die Regierung eine Dampferlinie nach Ostafrika subventionirt hat, sollte man bald an die Bildung einer Eisenbahngesellschaft gehen, für welche sich auch schon engere Kreise lebhaft interessiren. Für ein solches Projekt läßt sich das Gebiet in einen nördlichen, mittleren und südlichen Teil zerlegen, welche ihre eigentümlichen Vorteile haben. Das nördliche Gebiet umschließt das fruchtbare Usambara, wo der Plantagenbau eingesetzt hat, und die Kilimandscharo-Landstriche, die in der Zukunft eine große Bedeutung haben werden, das mittlere dagegen die Hauptkarawanenstraße nach Mpuapua und Tabora, während auf dem südlichen mit Benutzung des Rufidschi-Ulanga der Nyassasee zu erreichen wäre. Redner suchte des Eingehenderen nachzuweisen, daß die Bosnabahn und indische Eisenbahnen hinsichtlich ihrer Ausführung Muster für die ostafrikanischen Eisenbahnen in einer gewissen Weise abgeben könnten, da die Anlagen als schmalspurige Pionirbahnen gedacht seien, und daß ohne übermäßige Kosten die Routen Pangani oder Tanga-Kilimandscharo, Dar-es-Salaam-Mpuapua-Tabora und Rufidschi-Ulanga-Nyassa später hergestellt werden müßten. Die Debatte verbreitete sich besonders über die Dringlichkeit der einen oder anderen Anlage, der Kostenvoranschlag u. s. w., konnte aber wegen der Unsicherheit der dabei in Betracht kommenden Faktoren zu einen Abschluß nicht gelangen. Die Eisenbahnfrage für Usambara wird Herr Premierleutnant Weiß später noch einmal in einem besonderen Vortrage beleuchten.

— Abteilung Hamm. Am 13. fand im Saale der Harmonie zunächst eine außerordentliche Generalversammlung der hiesigen Kolonialabteilung statt, in welcher der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt wurde. Daran schloß sich ein sehr instruktiver 1½ stündiger Vortrag des Herrn Hauptmann v. Hacke über die Arbeiterfrage in den deutschen Kolonien und seine Erlebnisse in Ostafrika (1887—89). Die Versammlung war von über 100 Personen besucht. — Nach dem Vortrag vereinigten sich eine Anzahl Mitglieder zu einem Abendessen.

— Abteilung Magdeburg. Am 10. Februar fand die Monatsversammlung statt, in welcher Herr Professor Maentz über koloniale Litteratur und gegenwärtige Lage sprach und ein Abschiedskommers zu Ehren der nach Ostafrika reisenden Mitglieder der Abteilung Magdeburg stattfand, der Herren Schiele und Marcrauder, die demnächst in Tanga eine Station resp. Faktorei gründen werden, über welcher neben der deutschen auch die magdeburgische Fahne wehen wird. Am 4. März sprach Marinepfarrer Wangemann. Am 6. hielt die Abteilung ihre Monatsversammlung ab, in welcher von dem Schriftführer der Bericht über den Stand der kolonialen Angelegenheiten erstattet wurde.

— Abteilung Zorge. Herr Albert Giesau aus Magdeburg, der Gründer unserer Abteilung, hatte wieder einmal, wie schon des öftern, Veranlassung genommen, uns als alte Freunde und Bekannte zu besuchen. Ausgerüstet mit mannigfachen den deutschen Kolonien entstammenden, Handelsartikeln, als Kopal, Pfeffer, Sesam, Nelken, roher Baumwolle, Erdnüssen ꝛc., Kunsterzeugnissen der Eingeborenen Deutschostafrikas, einer großen Zahl von Ansichten Sansibars, der gegenüberliegenden Küste und des Innenlandes, Karten, Zeitschriften und dergleichen mehr, hielt Herr Giesau hier am 6. März einen Vortrag über deutsche Kolonisation im allgemeinen und Ostafrika im besonderen, zu welchem sich ein recht zahlreicher Besuch eingefunden hatte. In leicht verständlicher, klarer, oftmals humoristischer und doch wieder eingehender Weise besprach der Redner Wesen, Zweck und Notwendigkeit deutscher Kolonisation. Es ist nicht zu verkennen, daß derartige Vorträge das allergeeignetste Mittel sind, das Verständnis für unsere Kolonien zu wecken und manches, namentlich durch die gegnerische Presse erweckte Vorurteil zu beseitigen. Herr Giesau hielt am 7. in Benneckenstein ebenfalls einen zahlreich besuchten Vortrag, welcher auch dort das Interesse für unsere Kolonien neu belebte.

— Abteilung London. Herr Dr. Fick, der erste Schriftführer, der Abteilung, hat wegen Verzuges sein Amt niedergelegt, welches von Herrn Theodor Trost, bisheriger Schriftführer für den inneren Verkehr der Abteilung, übernommen worden ist.

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsche Somali-Expedition.) Nachdem Ende vorigen Jahres unter der Führung des Herrn v. Schoening eine deutsche Expedition von Aden aus nach Halule aufgebrochen war, aber unverrichteter Dinge nach Aden zurückkehren mußte, hat dieselbe wieder am 9. März, dieses Mal aber unter Führung des Herrn Regierungsbaumeisters Hoffmann aus Berlin, Aden auf einem von der Perim Coal Company gecharterten Dampfer verlassen, um an der Somalikküste eine deutsche Station zu gründen. Die Expedition besteht, wie hiesigen Zeitungen aus Aden gemeldet wird, im ganzen aus fünf Deutschen und einigen Farbigen, welche als Dolmetscher, Zimmermann, Diener u. s. w. fungiren. Von den deutschen Teilnehmern hat Herr Rühle, welcher längere Zeit in Diensten der ostafrikanischen Gesellschaft gestanden hat und die gegenwärtige Expedition als kaufmännischer Beirat begleitet, genügende Erfahrung in afrikanischen Verhältnissen und ist der Suahelisprache mächtig. — Wir haben bislang begreiflicher Weise von diesen Vorgängen keine Notiz nehmen können, aber da die Tagespresse, welche durch ihren sensationslüsternen Eifer in kolonialen Angelegenheiten schon oft genug die Aufmerksamkeit anderer Nationen auf unsere Unternehmungen gelenkt hat, sie meldet, so fällt für uns jetzt der Grund des Schweigens hinweg. Wir wünschen dieser Unternehmung, welche lange vorbereitet ist und die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht unterschätzt hat, den besten Erfolg.

— (Aus Ostafrika.) Die „Times" meldet aus Sansibar vom 18. März der Sultan habe mit Zustimmung der deutschen Behörden zwei Bevollmächtigte abgesandt, welche den Frieden auf dem Festlande zwischen Arabern und Deutschen im Süden von Dar-es-Salaam herstellen sollen. Emin Pascha begab sich heute nach Bagamoyo zurück. — Der Reichskommissar Major Wißmann hat am 8. und 9. März die letzte von Bwana Heri gesammelte Truppe zersprengt, wobei der Feind 40 Tote verlor, während auf deutscher Seite 1 Europäer getötet und 5 Mann der farbigen Truppe verwundet wurden. — Major Liebert kehrt nach einem Besuch der deutschen Küstenlinie im nächsten Monat nach Deutschland zurück. Die Regenzeit hat begonnen, die Witterung ist höchst ungesund. — Einem Telegramm der „Times" aus Sansibar zufolge ist die nach Usambara unter Schmidt entsandte deutsche Expedition erfolgreich zurückgekehrt. Simbodja und Kimweri haben volle Entschädigung für die Dr. Meyer zugefügten Verluste geleistet.

— (Von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft). Die arabischen Sklavenhalter des Distrikts Mombasa hielten am 17. März eine Versammlung und beschlossen einstimmig, die von Mr. Mackenzie, dem Leiter der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, mit ihren entlaufenen Sklaven vereinbarten Bedingungen anzunehmen. Kraft dieses Abkommens können fleißige Sklaven ihre unverzügliche Freiheit dadurch erlangen, daß jeder von ihnen Arbeit im Geldwerte von 50 Schillingen verrichtet. Die Zahl der Sklaven, welche von dieser Bestimmung Nutzen ziehen werden, wird auf 2000 bis 3000 geschätzt.

— (Aus Südafrika.) Über das Swaziland hat am 18. März der erste Lord des Schatzes im Londoner Unterhause einigen Aufschluß gegeben. Die Eingebornen, äußerte Herr Smith, wollen ihre Unabhängigkeit bewahren, die Europäer sind uneinig darüber, ob sie eine Angliederung an Transvaal befürworten sollen, oder nicht. Durch Konvention von 1887 ist die Errichtung eines britischen Protektorats im Swaziland ohne Zustimmung der Transvaalrepublik ausgeschlossen. Bezüglich der Annexion von Swaziland an die letztere sind auch die Ansiedler englischer Nationalität aus dem Grunde verschiedener Meinung, weil die einen sich sträuben, sich der in Transvaal bestehenden Buren-Regierung unterzuordnen, während andere hoffen, daß durch Vereinigung von Swaziland mit Transvaal die Auglisirung dieses Gemeinwesens eine bedeutende Förderung erfahren würde. — Dem „Kimberley Advertiser" wird von Johannesburg gemeldet, daß es sich bestätigt, daß die Buren eine regelrechte Expedition von Zoutpansburg nach Manyai, dem südlichen Teile Maschonalands, ausrüsten. Der Zug soll 1500 Mann stark werden und beim Beginn des Winters aufbrechen. — Einem Telegramm des Reuterschen Büreaus aus Kapstadt zufolge hat der Präsident der südafrikanischen Republik, Krüger, öffentlich seine Genehmigung zum Bau einer direkten Eisenbahn zwischen Bloemfontein und Johannesburg erteilt. Die Regierung des Kaplandes baut gegenwärtig eine Linie, welche Bloemfontein mit ihrem eigenen Eisenbahnnetz in Verbindung setzt und sich bis Johannesburg ausdehnt. Es wird dadurch eine Eisenbahnverbindung zwischen Johannesburg und dem Meere hergestellt.

— (Aus Kamerun.) Den neuesten Nachrichten aus Kamerun zufolge hatte Leutnant Morgen (Expedition Kund) Mitte Januar seine erste Reise in das Hinterland des südlichen Kamerungebietes vollendet. Die Reise verdient nicht nur insofern Beachtung, als dieselbe von Batanga zur Jaundestation und zurück in zwei Monaten vollendet wurde, sondern auch, weil es Leutnant Morgen gelang, von der bekannten Jaundestation aus einen anderen Weg zur Küste zu nehmen, nämlich den Sanagafluß hinunter zu kommen. Leutnant Morgen ist somit den hartnäckigsten Verteidigern des Zwischenhandels, der Duallabevölkerung, in den Rücken gefallen, die zu jener Zeit gerade in Malimba einen ernsten Kampf mit den Kaufleuten führte und ihnen nicht erlauben wollte, den Sanagafluß hinauf zu fahren. Leutnant Morgen hat der Malimbabevölkerung einen Kampf geliefert, aus welchem sich dieselbe mit großen Verlusten zurückziehen mußte. Man hofft jetzt in Kamerun, daß die Macht der Zwischenhändler in Malimba gebrochen sein und es gelingen wird, den unteren Sanaga dem Handel zu eröffnen. Dieses kräftige Einschreiten der deutschen Regierung verdient alle Anerkennung, denn es kann nach den neueren Berichten aus dem Hinterlande Kameruns gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Handel nach gänzlicher Beseitigung des Zwischenhandels der Dualla einen großartigen Aufschwung zu nehmen im stande ist. — Von Dr. Zintgraff ist jetzt ein ausführlicher Bericht über seinen vorjährigen Zug nach Adamaua eingetroffen, welcher seinen früheren kurzen Bericht nach manchen Beziehungen hin wesentlich ergänzt. Seine Karawane bestand, wie die „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" berichten, aus 180 Mann, nämlich 80 Wei- und 100 Nangaleuten (aus Lagos). Die letzteren wurden wegen ihrer angeblich besonders tapferen und kriegerischen Eigenschaften gelobt, was sich später als trügerisch erwies. Bei den Banyangs wurde der Reisende mit Falschheit und Feindschaft aufgenommen. Man schlug sich aber fast ohne Verluste durch und gelangte Mitte Januar 1888 aus dem Gebirgslande in die lange gesuchte Grasebene hinab. Im Lande der Bali fand man ausgedehnte wohlgepflegte Palmenwaldungen.

Dann erreichte die Expedition Bali-Land, wo eine Station errichtet und ein dreimonatlicher nicht ganz freiwilliger Aufenthalt genommen wurde. Über die Station schreibt der Reisende: „In zwei Monaten war dieselbe vorwiegend durch die Eingeborenen selbst erbaut und zählt mit dem 4 Zimmer enthaltenden Hause des Weißen 30 Gebäude. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß auch nicht ein einziger, weder Häuptling noch Unterhäuptling oder der geringste Mann, Geschenke für die geleisteten Dienste oder Bezahlung erbaten. Auf dem Weitermarsche hatte man wieder mit der Feindschaft der Eingeborenen welche die Karawane irre führten, zu kämpfen. Durch Gewaltmärsche entging man einem geplanten Überfalle. Bei den Bufa, wo beide Geschlechter vollkommen nackt erscheinen, während bei den Bali nur die Weiber sich ganz nackt zeigen, wurde die Expedition freundlich vom Häuptling Bufangu aufgenommen. Von da an ging der Zug drei Tage lang durch unwirtliche Gegenden, wo es nicht Weg und Steg, aber stellenweise entsetzliche Kletterei über Felsen, steile Abhänge 2c. gab. Am vierten Tage zeigte sich in der Ferne ein kleines Dorf von uns ganz fremder Bauart, nach Erklärung des Haussa-Dolmetschers eine sogenannte „Ringi", das ist ein Vor- oder Pflanzdorf, welches in Adamaua stets zu den größeren Dörfern gehört. Die Bauart der Häuser — rund mit rundem Spitzdach — war hier dieselbe wie am Benue. Am anderen Tage erschien dann auch ein der Haussasprache mächtiger Mann, ein Abgesandter des Häuptlings von Mudi." Wir waren in Sicherheit, fährt Dr. Zintgraff fort, wenn schon die Lebensmittel für so viele Menschen sehr knapp waren. Zehn Tage lang hielt man mich in diesem elenden Pflanzdorf zurück, ehe sich die Aufregung über das ungewöhnliche Kommen eines Weißen von dieser Seite mit vielen Gewehren gelegt und man von dem drei Tagereisen nordwärts wohnenden Häuptling von Takum die Erlaubnis erwirkt hat, kommen zu dürfen. Doch ließen uns unterwegs die sonst sehr höflichen und bescheidenen Eingeborenen, die bereits in langen Haussagewändern, Hosen und Turbanen, sowie mit langen Schwertern und Spießen einherschritten, nicht in ihre Dörfer, und erst in Takum selbst, einem sehr großen Dorfe, erlaubte uns der Häuptling hineinzukommen, freilich nur, um uns gleich wieder außerhalb der Stadtmauern — in diesen Gegenden haben alle Dörfer Lehmmauern — ein Lager aufschlagen zu lassen. Hier in Takum hörte ich auch, daß schon zwei Tagereisen weiter Europäer sich befinden sollen. Daß sie thatsächlich nicht ferner sein konnten, bewiesen eine Anzahl leerer Ginflaschen, sowie eine leere Kognakflasche, mit denen die Leute ihre spitzen Runddächer gleich Thurmknäufen verziert hatten. Nach fünftägigem Aufenthalte ging's nach Donga, wo sich eine zur Zeit leerstehende Faktorei der Royal Niger Company befand. Hier fand am 28. Mai 1889 der Anschluß an Flegels Reisen statt. Von Donga ging's nach Okari (Wukari nach Flegel) und noch eine Tagereise lag zwischen uns und einer europäischen Niederlassung. Ich saß nachmittags mit meiner letzten Hand voll Mehl in meinem Hause, als drei Eingeborene mit zwei großen Kisten Proviant ins Zimmer traten und einen sehr freundlich gehaltenen Brief des obersten Vertreters der Niger Company am Benue, Mr. Mc Intosh, überbrachten, welcher die Aufschrift trug: „To the European, said to be at Donga, along with few provisions." Zwei Tage darauf erreichte die Expedition Ibi, wo der Führer und alle Mannschaften die gastfreundliche Aufnahme in der Faktorei der Royal Niger Company fanden. Nach viertägigem Aufenthalt trat man den Rückweg an. Er ging auch nicht ohne Fährlichkeit ab, namentlich verlor man zwischen Bamungu und Babui beim Überschreiten der 2000 Meter hohen Bergkette durch Kälte, Hagel und Wind 24 Mann. Auf der Balistation wurden nach Ausbesserung der Gebäude 7 Weileute zurückgelassen und am 5. Januar erreichte der Zug Kamerun wieder.

— (Verhältnisse in Dahomey). Le Siècle veröffentlicht folgende ihm von einem Kaufmann und früheren Konsul, welcher die Verhältnisse in Dahomey gründlich kennt, zugesandten Angaben: „Das stehende Heer (Männer) beträgt wenig über 1200 Mann; die Amazonen, ein Paradekorps, zählen 3- bis 400 Köpfe. Bei Expeditionen zieht der König allerdings alle Welt ein, doch ist es zweifelhaft, ob er mehr als 3- bis 4000 Mann zusammen bringen kann. Es sind keine sehr furchtbaren Krieger, diese Dahomeyer! Da der König seine Armee nicht bewaffnet noch ernährt, so muß jeder Soldat seine Lebensmittel, seine Waffen und seine Munition mitbringen. Als Feuerwaffen haben sie nur Steinschloßgewehre, zur Munition nur ein schlechtes im Tausch erworbenes ausländisches Pulver; ihr Pulvervorrat, den sie nicht sofort erneuern können, ist bald erschöpft. Als Kämpfer sind sie wenig furchtbar, da sie niemals scharf angreifen; es ist dies keine Armee, es sind dies Banden ohne Zusammenhang und ohne Hilfsmittel. Abomey ist eine sehr ausgedehnte Stadt, obgleich sie kaum 12000 Einwohner zählen wird, sie ist offen und wird durch kein Werk verteidigt. Die Häuser sind aus Bambu oder gestampftem Lehm. Der König allein besitzt ein Haus mit einem Stockwerk, doch ist es noch nicht bewohnt, der, ebenfalls aus gestampftem Lehm erbaute Palast des Königs liegt im Hintergrunde eines schönen Platzes, um welchen herum sich die Schuppen, in denen die stehenden Truppen untergebracht sind, erheben. In der Mitte dieses Platzes sieht man noch die alten Geschütze ohne Laffette, welche dem König von Dahomey von Frankreich geschenkt wurden. Wenn Abomey plötzlich eingenommen wird, so ist anzunehmen, daß man im Palast des Königs mehrere Millionen Unzen Goldes vorfindet.

— (Greuelthaten der Engländer in Australien.) In seiner Erwiderung (Seite 61, Nr. 5) auf die Korrespondenz aus Brüssel (Seite 25, Nr. 2 der Kol.-Ztg.) war von Herrn D. Grundemann die Ansicht aufgestellt worden, daß, was in der Korrespondenz über die Behandlung der Australneger gesagt worden sei, auf Generalisirung einzelner Vorkommnisse beruhe, die zu grober Unwahrheit würde. Wir erlauben uns als neue und unserer Ansicht nach unverdächtige Zeugnisse dafür, daß diese Behandlung der Eingeborenen in gewissen Distrikten allgemein ist, folgendes anzuführen. In dem Bulletin de la Société Royale de Géographie d'Anvers (14. Band, I. Heft, 1890) findet sich der Bericht über eine Rede, welche Mme. Couvreur über „Le Queensland et l'Australie" in der Antwerpener geographischen Gesellschaft hielt. Sie hatte in Queensland die Weidegründe besucht, wo ihr Bruder die Viehzucht im Großen betrieb, und giebt ihre Erfahrung hinsichtlich des Verhältnisses der „Squatter" zu den Eingeborenen folgendermaßen wieder: „Ich fragte eines Tages einen Squatter, „was machen Sie, wenn diese Eingebornen Ihr Vieh töten?" Er antwortete mir lächelnd: „Wir bewaffnen unsere eingeborene Polizei, wir verfolgen die Wilden, und wir haben sehr gute Mittel, sie zu zerstreuen!" Erst später habe ich erfahren, was die Bedeutung war, welche der Squatter dem Worte „zerstreuen" gab, indem man nämlich diese unglücklichen Schwarzen verfolgte, niederschoß und tötete. Es giebt viele Dinge, welche sich nicht ereignen würden, wenn die Behörden darum wüßten! — In der Frankfurter Zeitung vom 10. März fand sich ferner eine Korrespondenz aus Sydney vom 14. Januar, deren hauptsächliche Einzelheiten wir in folgendem wiedergeben: Ueber die Behandlung der südaustralischen Eingeborenen durch die englischen Kolonisten, namentlich die dortigen Polizeiorgane, sind in diesen Tagen aus deutschem Munde haarsträubende Einzelheiten vor das Forum der Öffentlichkeit gezogen worden. Am 9. Januar hat nämlich in Adelaide eine öffentliche Versammlung stattgefunden, in welcher die Lage der Eingeborenen besprochen wurde. Unter den auftretenden Rednern befand sich auch ein Missionar von der am Finke-Fluß gelegenen deutschen Missionsstation, Pastor Schwarz. Dieser hat nun über seine eigenen Erlebnisse wie folgt berichtet: Vor einigen Monaten fand sich ein wegen seiner Wildheit allgemein gefürchteter Schwarzer auf der Missionsstation ein, der alsbald allerhand Unfug zu treiben begann. Gütliche Überredungen halfen nichts, schließlich blieb den Missionaren nichts anderes übrig, als nach einem Polizisten zu schicken und diesen aufzufordern, den Ruhestörer an die Luft zu setzen, beziehungsweise in Gewahrsam zu nehmen. Der Beamte erschien denn auch, und zwar in Begleitung von drei anderen Konstablern. Anstatt nun aber dem inzwischen in das Dickicht entflohenen Missethäter nachzusetzen, machten die Herren sich die Sache leicht. Sie griffen ohne weitere Umstände drei im Busche angetroffene Schwarze auf, die absolut nichts verbrochen hatten, und zogen mit diesen, die sie noch überdies in Ketten aneinanderschlossen, ab, ohne sich im geringsten um die Einsprüche der über dies ungerechtfertigte Verfahren aufgebrachten Missionare zu kümmern. Wenige Tage später wurden die Unglücklichen im Walde tot aufgefunden. Die Polizisten hatten sie einfach niedergeschossen, um sich den weiten Transport nach Port Augusta zu ersparen. An den Leichen hingen noch die Ketten. Die Sache ist damals nach Adelaide an das Ministerium berichtet worden, es erfolgte jedoch der Bescheid, daß nichts zu thun sei, weil die Polizisten insgesamt in Abrede stellten, die Schwarzen erschossen zu haben. Einer dieser sauberen Beamten hat dem Pastor Schwartz später jedoch frech erklärt, wenn er, Schwartz, gethan hätte wie die Schwarzen, so wäre er ebenfalls niedergeschossen worden. Was die Behandlung der Eingeborenen auf den sogenannten Stations im Innern anlangt, so erklärte der Pastor, junge Burschen würden im allgemeinen nicht schlecht behandelt, weil sie zur Arbeit zu gebrauchen seien, um so niederträchtiger sei dafür die Behandlung der Männer, die auf das brutalste gemißhandelt würden. Thatsächlich seien sowohl die Jungen wie die Männer einfach Sklaven der reichen Squatter, ebenso die vielen jungen Mädchen, die auf keiner der „Stations" fehlen. Sie werden sehr gut, mindestens um vieles besser als ihre männlichen Stammesgenossen behandelt, in sittlicher Beziehung ist ihr Los aber dafür um so trauriger. Schwartz kennt einzelne Stationen, auf denen beständig nicht weniger als zehn bis fünfzehn Mädchen auf einmal gehalten werden, also förmliche Harems. Einzelne dieser jungen Geschöpfe würden Frau So und So, je nach dem Namen des Großen, mit dem sie zusammenleben, genannt und angeredet. Pastor Schwartz giebt unumwunden zu, daß die Mädchen zumeist in dieses Leben aus freien Stücken einwilligen, eben weil sie gut behandelt würden und schöne Kleider erhielten. Widerstrebenden ergeht es natürlich dafür um so schlimmer. Pastor Schwartz erzählt hierauf von einem anderen Polizisten, der ebenfalls ein paar Schwarze festnehmen sollte, es aber — es scheint dies geradezu ein alltägliches Vorkommnis zu sein — für weit einfacher fand, seine beiden Arrestanten über den Haufen zu schießen. Das Verfahren hierbei ist so einfach wie nur irgend möglich. Der Polizist, dem der Weg zu weit ist und welcher sich der unbequemen Arrestanten erledigen will, giebt dem unglücklichen Geschöpfe absichtlich eine Gelegenheit zum Davonlaufen. Kaum ist der Fluchtversuch unternommen, krachen auch schon die Revolverschüsse. „Er hat mir davonlaufen wollen," berichtet der pflichteifrige Beamte alsdann seinem Vorgesetzten; „ich rief ihn an im Namen der Königin" (was thatsächlich geschehen soll, aber auf Englisch, das der arme Teufel natürlich nicht versteht), „er lief aber immer zu; also blieb mir nichts übrig als auf ihn zu schießen." — „Justifiable homicide" — „berechtigte Tötung" lautet der Vermerk der Oberbehörde, damit ist die Sache abgethan . . . . .

— (Deutsches Kolonialblatt.) Im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn wird ein Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reichs, herausgegeben im Auswärtigen Amt, erscheinen. Es soll an erster Stelle, in seinem Amtlichen Teile, veröffentlichen: I. die von den Reichsbehörden ausgehenden Gesetze und Verordnungen für die Deutschen Schutzgebiete, und anderseits II. die von den Behörden in den Schutzgebieten erlassenen Verordnungen, sowie sonstige, von denselben an die vorgesetzten Behörden der Heimat gerichtete Mitteilungen, III. alle auf die Beamten in den Schutzgebieten bezüglichen Personalnachrichten (Übersichten über den Personalbestand; Ernennungen, Beförderungen, Auszeichnungen, Verabschiedungen), IV. die der Schifffahrt an den Küsten der Schutzgebiete dienlichen Mitteilungen, z. B. über Seezeichen, Untiefen, Küstenfeuer und dergl., und V. die Übersicht der nach und von den Schutzgebieten sich bewegenden Kaiserlich Deutschen Kriegsschiffe, sowie Nachrichten über dieselben. Der Nichtamtliche Teil ist insbesondere in seiner Abteilung „Kleine Mitteilungen" bestimmt, fortlaufend die neuesten Nachrichten über die Deutschen Schutzgebiete zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Ferner bringt das Blatt Nachrichten über Personalien und Verkehrsverhältnisse und eine Übersicht der Kolonialliteratur. Das Kolonialblatt soll halbmonatlich ausgegeben werden und wird jährlich 8 Mark kosten. — Wir begrüßen es mit Freuden, daß das Auswärtige Amt Schritte gethan hat, ebenfalls das viele zerstreute koloniale Material zu sammeln, welches von Tag zu Tag, besonders was die Personalien und die Gesetzgebung anbetrifft, wächst. Die Deutsche Kolonialzeitung, welche ihrer

ganzen Natur nach auf diese Seite kolonialer Thätigkeit nicht das größte Gewicht legen kann, wird nicht verfehlen, soweit es für unsere Leser von Interesse ist, die Mitteilungen zu deren Kenntnis zu bringen und die Nachrichten aus den Kolonien durch eine Ausdehnung ihrer Berichterstattung zu ergänzen und zu vertiefen.

Litteratur.

E. Catellani, La Colonizzazione tedesca. 80 S. (Separatabdruck aus dem Giornale degli Economisti, Bd. V, 1890).

In dieser Abhandlung giebt der Verfasser, Professor an der Universität Bologna, einen von genauer Kenntnis der in Betracht kommenden Umstände zeugenden Überblick über die deutschen kolonialen Bestrebungen und ihre Erfolge, die Erwerbung der deutschen Schutzgebiete, ihre politische Organisation, ihre wirtschaftlichen geographischen und ethnologischen Verhältnisse, die Thätigkeit der Missionen in denselben, die Bekämpfung des Sklavenhandels ꝛc. In einem Schlußkapitel wird die Zukunft der deutschen Kolonien erörtert. Hierbei spricht der Verfasser seine Bewunderung darüber aus, daß die deutsche Thatkraft, Rührigkeit und Findigkeit es verstanden hat, in so kurzer Zeit einen umfangreichen Kolonialbesitz zu erwerben, wie er auch der zielbewußten Kolonialpolitik der Reichsregierung das größte Lob spendet, welche unter Wahrung der Würde und der Rechte Deutschlands jeden ernsten Konflikt mit den älteren Kolonialmächten zu vermeiden wußte. Aus der Art und Weise, in welcher Deutschland seine Kolonien erworben und bisher eingerichtet hat, glaubt der Verfasser die Zuversicht zu entnehmen, daß die deutschen Kolonien, wenn sie auch im allgemeinen nicht Ziele für die Auswanderung werden können, in Bälde einen wertvollen Besitz des Deutschen Reiches darstellen werden.

Die Abhandlung ist ein neuer Beweis dafür, daß in Italien nicht blos die wissenschaftlichen, sondern auch die wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen Deutschlands mit Interesse und Sympathie verfolgt werden. | St

Reisen im Kongolande von Dr. R. Büttner, 283 S. kl. 8° F. 1 Karte Heinrichssche Buchhandlung, Leipzig.

Der Verfasser des vorliegenden Buches war ein Mitglied der im Jahre 1884 von der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ausgerüsteten Kongo-Expedition. Die Unternehmung wurde für deutsche Verhältnisse mit ziemlich bedeutenden Mitteln begonnen, der Erfolg stand aber leider nicht dazu in angemessenem Verhälnis. Schuld daran mag wohl teilweise die von Anfang an eingetretene Zersplitterung der Expedition und ungenügende Trägerbesorgung gewesen sein. Um so freudiger überrascht es uns, nun noch nachträglich Beweise deutschen Wirkens vor die Augen zu bekommen, und zwar in dem in Band 5 der Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft enthaltenen Bericht und in vorliegendem Werke. Wenn nun auch der erstgenannte halb so große Aufsatz ungleich wertvoller für die allgemeine und Fachwissenschaft, als das später erschienene Buch ist, so bietet doch dieses durch die wahrheitsgetreue Schilderung einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kenntnis afrikanischen Reiselebens. Gerade die Leser der Kolonialzeitung, die ja, wie auch erklärlich, doch nur zum geringsten Teile aus Fachleuten bestehen, sollten nicht die Gelegenheit versäumen, sich durch die Lektüre des Buches eine genauere Kenntnis von jenen Gegenden und afrikanischen Verhältnissen zu verschaffen.

Die eigentliche Landreise des Forschers beginnt bei Ango-Ango und führt zunächst nach der ziemlich bekannten Hauptstadt des alten Königreichs Kongo, San Salvador. Dieser Ort besitzt einiges Interesse durch seine Vergangenheit, wenn er auch wohl nie so mächtig und prunkvoll gewesen sein mag, wie die alten Chronisten uns melden.

Büttner liefert uns eine gute Beschreibung der jetzigen Verhältnisse, ebenso wie von dem erwähnenswerten Ausfluge nach dem Mbidifall und dem Totoquellengebiet. Allerhand Mißerfolge bei der Trägerbewerbung verursachen im weiteren Verlaufe der Expedition großen Aufenthalt, ebenso wie das ungenügende Menschenmaterial eine dauernde Sorge und Hindernis für den Reisenden bildet, und schließlich wird das Eindringen in geographisch wichtigere Gebiete durch die Träger, über welche der Führer keinerlei Autorität zu erlangen vermochte, verhindert. Die Route geht durch Muschikongo, Madimba, Lombo, Kongo dia Lase, berührt das Gebiet der Majakalla, die Städte des Muene Putu Kassongo und die Residenz des Muata Kiamwo von Majakka.

Fernerhin wird die durch Major von Mechow schon bekannte, am Quango bei Kingundji gelegene Steinbarre erreicht. Spuren des angeblich dort von v. M. zurückgelassenen Bootes finden sich nicht vor. Eine etwas freundlichere Aufnahme hat der Reisende bei den Muvumbas und ein Herscher derselben, namens Muene Kwako, von Geburt ein Majakko, sorgt in besserer Weise als seine Rangesvorgänger für den den armen geplagten Europäer. Bei Kiballa stößt die Expedition zum erstenmale auf den Kongo und wandert nun unweit des Flußlaufes bis zum Stanleypool, wo sie endgültige Rast in einem verlassenen Stationshause der internationalen Gesellschaft bei Kimpoko nimmt. Der übrige Teil der Reiseschilderung betrifft Leopoldstadt, das Zusammentreffen mit der Wißmannschen Kongoexpedition, einen Ausflug nach Aquatorstadt und die indirekte Rückreise.

Der Verfasser schildert die Zustände am Kongo wahr, ohne jene übertriebene optimistische Färbung, wie sie sich leider bei manchem sogenannten Kolonialenthusiasten, der dadurch der guten Sache nur schadet, findet. Danach ist das von ihm bereiste Gebiet, wie so manches andere in Afrika, wenig aussichtsreich. Westafrika hat dafür aber, namentlich im Vergleich zu Ostafrika eine so große Anzahl sehr produktiver Landstriche, daß seine Bedeutung für europäischen Handel und Industrie dennoch eine steigende und hochwichtige ist. Die Auffassung der Missionsverhältnisse ist eine den wirklichen Zuständen sehr entsprechende, und es steht zu hoffen, daß die sich mehrenden Stimmen vorurteilsfreier und logisch denkender Männer doch endlich dazu beitragen wird, das bisherige System aufzugeben und in besserer, erfolgreicherer Weise für die wirkliche, moralische Hebung und Erziehung der Neger zu sorgen. Wie bei vielen andern Reisenden, so auch beim Verfasser, haben übrigens die französischen Jesuitenmissionen, deren Sendlinge häufig Deutsche sind, einen günstigeren Eindruck gemacht.

Interessant sind gewisse Ähnlichkeiten in Gebräuchen bei der hier wohnenden Bevölkerung mit der der Guineaküste, obgleich sie doch einer ganz andern Negergruppe angehört. Der so oft vorkommende Name Bambupalme für die sogenannte Weinpalme (Raphia vinifera) ist übrigens kein Eingeborenenname vom Kongo, sondern an der ganzen Westküste üblich und vielleicht von Europäern stammend, wegen der Ähnlichkeit der Blattrippen mit Bambus entstanden. Auch der Verfasser rügt mit Recht die damalige Schmucklosigkeit des Poggeschen Grabes, die wir ebenso beim Flegelschen in Braß finden und die so leicht durch etwas mehr rechtzeitige Sorgsamkeit und Pietätwahrung in den betreffenden leitenden Gesellschaftskreisen hätte vermieden werden können. Sehr zu bedauern ist es, daß der Reisende nichts genaueres über die Geheimbünde und rituellen Absonderungen (Nkimba und Nkita) erfahren konnte. Doch ist die Einziehung von Erkundigungen bei den Negern häufig mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Die Ethnographie ist etwas stiefmütterlich behandelt worden, obgleich Andeutungen zu interessanten Ähnlichkeiten (z. B. Botenzeichen, Kolanußbedeutung ꝛc. ꝛc.) vorhanden sind. Der am 27. November 1886 erwähnte sehr bemerkenswerte Sternschnuppenfall wurde ebenso von Staudinger und Hartert im westlichen Sudan (vergl. meine metologischen Notizen „Im Herzen der Haussaländer) beobachtet. — Der Styl, in welchem das Buch geschrieben ist, muß ein guter und flüssiger genannt werden, nur braucht wohl der Verfasser einige Küstenwörter z. B. dash, zu häufig.

Den Wert des Werkes würde eine Vereinigung mit den in den Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft erschienenen wissenschaftlichen Beobachtungen, deren B sprechung ja nicht hierher gehört, beträchtlich erhöht haben, doch ist es vielleicht in der vorliegenden Form dem größeren Kolonialpublikum bequemer zu lesen. Über die Karte vergleiche Kiepert, Mitteil. d. Afrik. Ges. Bd. IV, Heft 6 und Bd. V, Heft 1. P. St.

Praktische Grammatik der japanischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit Lesestücken, einem systematischen Wörterbuch und zehn Schrifttafeln. Von A. Seidel. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 198 S. 8o.

Obwohl nach erade an japanischen Grammatiken kein Mangel ist, war doch bisher die Wahl nicht leicht, sobald es sich um ein praktisches Lehrbuch der Umgangssprache handelte; wenigstens wüßte Referent keines zu nennen, welches den Anforderungen eines solchen in demselben Maße genügte, wie die vorliegende Grammatik. Der ganze Stoff ist in übersichtlicher Weise auf 52 Lektionen verteilt, deren jede eine Anzahl kurz und faßlich formulirter Regeln enthält, welche durch Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Japanischen ins Deutsche und umgekehrt veranschaulicht werden. Die Vokabeln, welche jeder Lektion beigefügt sind, ermöglichen es dem Lernenden, sich in kurzer Zeit und gleichsam spielend ein recht stattliches lexikalisches Material anzueignen. Daß der Verfasser seiner Transskription die deutsche Aussprache zu Grunde gelegt hat, dürfte gewiß zu billigen sein, nur wäre vielleicht die Unterscheidung des harten und weichen s durch s und z der vom Verfasser angenommenen Schreibweise (ss und s) vorzuziehen gewesen. Ist es ohnehin mißlich, einen einfachen Laut durch ein zusammengesetztes Zeichen auszudrücken, so wirkt ein solches Verfahren im Japanischen vollends störend, da hier doppelte Konsonanten auch in der Aussprache als solche gelten. Daß neben der Umgangssprache auch die Schriftsprache einige Berücksichtigung gefunden hat, gereicht dem Buche nur zum Vorteil, umso mehr als die in den Regeln durchgeführte scharfe Trennung eine Verwechselung der beiden Idieme ausschließt.

Den Schluß des Buches bilden sechs kleine Lesestücke nebst zugehörigem Glossar, sowie ein systematisches deutsch-japanisches Wörterbuch in 33 Abschnitten. Es ist mit besonderem Danke hervorzuheben, daß der Verfasser sich der Mühe unterzogen hat, den in dem Wörterbuche enthaltenen zahlreichen chinesischen Lehnwörtern die entsprechenden chinesischen Zeichen auf 10 Schrifttafeln beizufügen, die außerdem ein Verzeichnis der 214 sogenannten Radikale oder Klassenhäupter, sowie die Sylbenzeichen des Katakana und Firakana und ein kurzes Lesestück enthalten. Diese Schrifttafeln erhöhen den Wert der Seidelschen Grammatik noch um ein Bedeutendes, da dem Lernenden auf diese Weise die Möglichkeit gegeben wird, das Japanische nicht nur sprechen, sondern auch lesen zu lernen.

Referent ist überzeugt, daß jeder, der das Buch durcharbeitet, erfreulichen Erfolges sicher sein kann, da Darstellung und Anordnung entschieden didaktisches Geschick bekunden. Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Ausstattung des kleinen Buches eine mustergiltige ist, und so darf man wohl angesichts des überaus mäßigen Preises hoffen, daß es auch in verdientem Maße Absatz finden werde.

W. Grube.

Karte von Afrika, R. Andree und A. Scobel, 1:10 000 000, ausgeführt in der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig, neuer revidirter und vermehrter Abdruck. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1890.

In der vorliegenden Karte zeigt sich uns ein sehr sauber ausgeführtes Gesamtbild Afrikas, dem die neuesten Ergebnisse der Forschung als Unterlage gedient haben, sodaß sich diese Auflage wesentlich von der ersten unterscheidet. Leider geht durch die abgetrennte Ostspitze die charakteristische Gestalt Afrikas verloren und dürfte ein Hinausragen über den Rand der Karte vorzuziehen sein. Die deutschen Schutzgebiete sind auf Nebenkarten besonders berücksichtigt, was diese Karte besonders zum Studium für Kolonialfreunde geeignet erscheinen läßt. Der Preis von 5 Mark ist angemessen. Br.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 8. Berlin, 12. April 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Fürst Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik. — Von der Deutschen Emin Pascha-Expedition. — Der große Süden. I. und II. (Mit Karte.) — Die deutsche Auswanderung. (Fortsetzung.) Von B. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Litteratur. — Anzeigen. — Quittungen.

Fürst Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik.

Nachdem der große Staatsmann, welcher die Geschäfte des Reichs bisher geführt und insbesondere auch die deutsche Kolonialpolitik geleitet hat, vom Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit abgetreten ist, liegt die Frage nahe, welchen Einfluß der Wechsel in der Reichskanzlerstelle auf die weitere Entwicklung unserer Kolonialpolitik äußern wird.

Blicken wir auf die letzten Jahre zurück, so tritt uns die Thatsache entgegen, daß in den kolonialfreundlich gesinnten Kreisen vielfach Verstimmung herrschte. Man fand, daß das Auswärtige Amt den kolonialen Bestrebungen nicht eifrig genug zur Seite stehe, daß seine Haltung ein gewisses Schwanken verrate und daß der Rücksicht auf das gute Einvernehmen mit England zuviel Rechnung getragen wurde. Wie viel Wahres an diesen der Bismarckschen Kolonialpolitik gemachten Vorwürfen sein mag, wollen wir heute nicht untersuchen. Es würde dazu eine Erörterung der einzelnen Fälle gehören und ein unparteiisches Urteil würde sich nur auf Grund einer ganz genauen Kenntnis aller Umstände gewinnen lassen. Auch die jeweilige politische Gesamtlage mit all ihren in diplomatisches Dunkel gehüllten Tiefen müßte in Betracht gezogen werden. Heute ist es nicht an der Zeit, eine solche ins Einzelne gehende Kritik an der Thätigkeit des ersten Reichskanzlers zu üben, heute geziemt es sich vielmehr, ihm den Dank der Nation abzustatten für die großen Dienste, die er auch auf dem Gebiete der Kolonialpolitik dem deutschen Volke geleistet hat.

Dankbar müssen wir anerkennen, daß Fürst Bismarck es war, welcher Deutschland auf die Bahn der Kolonial-Politik führte und durch sein zugleich besonnenes und thatkräftiges Vorgehen uns einen Platz unter den mit überseeischem Besitz ausgestatteten Nationen sicherte. Er war es, der von Anfang an einer energischen Beteiligung Deutschlands am Weltverkehr und Welthandel nach allen Richtungen hin Vorschub leistete, überhaupt das überseeische, nach Entfaltung ringende wirtschaftliche Leben Deutschlands förderte und unterstützte. Nachdem die Erkenntnis sich durchgerungen hatte, daß das deutsche Volk auf die Kolonialpolitik nicht verzichten dürfe, um nicht eines Tages von den fortschreitenden Kulturvölkern überflügelt zu werden, wurde von ihm in meisterhaften Zügen die Begründung der deutschen Kolonien durchgeführt. Fürst Bismarck hat die Aufgabe der Erwerbung deutscher Kolonien im Großen und Ganzen gelöst, an seinem Nachfolger wird es liegen, daß das Gewonnene gehalten und entwickelt werde.

Eine energische Wiederaufnahme der manchmal unterbrochenen kolonialen Fäden ist bei dem großen Interesse, welches Kaiser Wilhelm für die deutschen Kolonien zeigt — wir erinnern an das in Nr. 6 der Deutschen Kolonial-Zeitung besprochene Kaiserwort —, mit Zuversicht zu hoffen. Es darf als sicher angenommen werden, daß nicht nur die schwebenden Fragen einer glücklichen Lösung zugeführt werden, sondern daß auch ein weiteres systematisches Vorgehen, sowohl was die wirtschaftliche wie politische Seite anbetrifft, in Angriff genommen werden wird.

Eine hochwichtige Aufgabe ist der deutschen Kolonialpolitik jetzt in Afrika gestellt, wo die bisherige unvollständige Abgrenzung der Interessensphären zu Streitigkeiten und zu einer Beeinträchtigung des deutschen Besitzes zu führen droht. Es gilt, zu verhindern, daß die deutschen Kolonien von ihrem Hinterlande abgeschnitten werden, und es wird ebensoviel Klugheit wie Entschiedenheit dazu gehören, um diese Aufgabe so zu lösen, daß Deutschland nicht den Kürzeren zieht. Es gilt, die Erfolge, welche Major Wißmann in Afrika errungen hat, zu befestigen und energisch weiter zu führen. Da in erster Linie die Bekämpfung der die Menschheit schändenden Gräuel der Sklavenjagden und des Sklavenhandels in Frage steht, so darf mit Zuversicht darauf gerechnet werden, daß die Mehrheit, welche bisher die Mittel zur Ausführung der Wißmannschen Unternehmung bewilligt hat, auch im neuen Reichstag dem großen Werke treu bleiben wird.

Als ein besonders glückliches Vorzeichen betrachten wir es in Hinsicht auf die in Ostafrika zu lösenden Aufgaben, daß es gelungen ist, die mit Emin Pascha schon früher begonnenen Verhandlungen über Eintritt desselben in den deutschen Kolonialdienst zu dem erwünschten Ende zu führen. Daß England ihn uns mißgönnt, ist der beste Beweis — wenn es eines solchen bedürfte — für die Vortrefflichkeit dieses einzigen Mannes, der nach dreizehnjährigem Aufenthalt in den Tropen, kaum genesen von einer lebensgefährlichen Erkrankung, wieder nach dem Innern aufbricht, um, wie wir annehmen, die deutsche Interessensphäre zu sichern und den Sklavenhandel zu bekämpfen. Mit ihm, der sowohl Araber als Eingeborene in jeder Beziehung zu behandeln versteht, an der Spitze, sollte es uns nicht schwer fallen, die unserer wartende Kulturaufgabe in die richtigen Wege der Behandlung zu leiten und vielleicht auch die heimischen Gegner der Kolonialpolitik soweit auf unsere Seite zu bringen, daß sie in unserem Streben nach überseeischer Machterweiterung etwas mehr sehen als einen Sport, welcher, von einer populären Strömung getragen, mit dieser fallen würde. Sie werden sich davon wohl überzeugen müssen, daß sie es hier mit einer Regung der deutschen Volksseele zu thun haben, welche aus der Entwickelung unserer Zeit entstanden, notgedrungen ihrer Vollendung zuschreitet, daß wohl vorübergehend ein Stillstand aber nicht eine Umkehr auf der betretenen Bahn erfolgen kann. Wir hoffen deshalb auch, daß es allmählich gelingen wird, die Kolonialsache über die Parteipolitik zu erheben, nachdem Fürst Bismarck, gegen den sich der Ansturm vielfach persönlich gerichtet hatte, von der Bühne abgetreten ist. Auch nach dieser Richtung hin tätig zu bleiben, sollte unser aller Bemühen sein.

Die Gewinnung Emin Paschas für den deutschen Dienst sollte Jedermann davon überzeugen, daß nicht phantastische Pläne gehegt werden, sondern daß mit gegebenen Thatsachen gerechnet wird, daß die „Abenteuer", welche jetzt unternommen werden, mit ihm im Bunde aufhören, solche zu sein, daß, was unfaßbar und überaus kühn aus der Ferne erscheint, für den, welcher den Gefahren in Innerafrika kühn entgegengeht, an Furchtbarkeit verliert, und daß wir vor allem mehr auf die eigene Kraft als bisher vertrauen sollten. Emin Paschas Genius wird ihn sicherlich unversehrt sein hohes Ziel erreichen lassen, zur Ehre der Menschheit wie zum Besten des Vaterlandes, und wir können ihm keinen besseren Spruch mit auf den Weg geben, als jenes seemännische Kommando, welches der Kaiser aus Anlaß des Rücktritts des Fürsten Bismarck jüngst nach Weimar telegraphirte, und welches den Beginn der neuen Ära kennzeichnet:

„Und nun mit vollem Dampf vorwärts!"

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Den letzten Nachrichten zufolge, die Herr O. Borchert am oberen Tanafluſse von dortigen Eingeborenen erhalten hat, sollten Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann in der Zeit zwischen 10. und 15. November v. J. mit 8 Kamelen, 6 Eseln, 1 Pferd, ungefähr 60 Trägern und 25 Somalis von Oda-Boru-Ruva aufgebrochen sein, um durch das Massailand nach „dem großen See" zu marschiren.[1]) Neuerdings hat nun Herr Ehlers, welcher, wie unseren Lesern bekannt, Ende Dezember mit einer Abteilung der Wißmannschen Schutztruppe von Pangani zum Kilimandscharo gezogen war, nach Mombassa die Botschaft gesandt, daß Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann nebst 40 Trägern wohlbehalten am Ukerewesee angelangt seien; v. Tiedemann sei in einem Gefecht in der Nähe von Kavirondo nur leicht verwundet worden. Welcher Quelle diese von Herrn Ehlers weiterbeförderte Nachricht entstammt, ob sie sich nur auf ein unter den Eingeborenen verbreitetes Gerücht stützt oder etwa auf Mitteilungen beruht, die Peters selbst durch Boten übersandt hat, darüber giebt das bezügliche Telegramm keinen Aufschluß. Man ist daher nicht im stande, in dieser Richtung die Glaubwürdigkeit der Ehlersschen Botschaft zu beurteilen; man kann nur annehmen, daß Herr Ehlers die Nachricht nicht weiter befördert haben würde, wenn er sie nicht selbst für glaubwürdig gehalten hätte. Berücksichtigt man die Entfernungen zwischen dem Ukerewesee und dem Kilimandscharo, sowie zwischen diesem und Mombassa, so gelangt man zu dem Schlusse, daß die Zeit, auf welche sich die Nachricht bezieht, ungefähr zwei Monate vor Ankunft der Meldung an der Küste zurückliegt, d. h. etwa in die letzten Tage des Januar oder in den Anfang des Februar fällt. Zu dieser Zeit konnte Dr. Peters seinen Marsch aus der Keniaregion durch das Massailand sehr wohl bewerkstelligt haben und nach dem Ukerewesee, insbesondere nach der am Ostufer dieses Sees gelegenen Landschaft Kavirondo gelangt sein.

Ob er, seinem ursprünglichen Plane treu, zunächst nach dem Baringosee ging und sich dann erst, vielleicht nachdem er dort die Nachricht von dem Abmarsch Emins aus Wadelai erhalten hatte, nach dem Ukerewesee wandte, oder ob er von der Keniastation aus direkt nach diesem See marschirte, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Etwas Wahrscheinlichkeit gewinnt die letztere Annahme durch den Umstand, daß die Leute, mit welchen Borchert sprach, den „großen See" als Ziel der Reise des Dr. Peters durch Massailand bezeichneten. Die Kavirondobucht ist der Punkt, an welchem die Demarkationslinie zwischen der englischen und der deutschen Interessensphäre den Ukerewesee erreicht. Ist Peters von da südlich gezogen, so hat er die deutsche Interessensphäre wieder betreten und befindet sich in einem Gebiet, in welchem er möglicherweise Emin Pascha auf dessen bevorstehendem Zuge begegnet. Vielleicht erhalten wir auf diesem Weg weitere Nachricht über das Schicksal unserer tapfern Landsleute, die tief in das Innere des dunkeln Weltteils vorgedrungen sind, um Emin die Hand zu reichen.

Obiges war bereits gedruckt, als uns die folgende, an den geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees gerichtete Depesche, aufgegeben in Sansibar, den 8. April abends, mitgeteilt wurde:

„Empfingen Brief von Peters, datirt Kapte Kamassia, 16. Januar; er sowohl wie Tiedemann wohlauf, sein Brief an Sie folgt. Hansing."

(„Kapte" ist ein Karawanenplatz, westlich vom Baringo-See, „Kamassia" der Name eines dortigen Gebirgszugs; s. Thompson „Durch Massai-Land" S. 264, 409, 413.)

Der große Süden.

I.

Die Rufidschi-Ulanga-Linie. (Schluß.)

(Mit Karte.)

Oberhalb der Schuguliſälle teilt sich der Rufidschi in den Ulanga und Luwego, von denen der erstere durch den Grafen Pfeil befahren, der zweite bis jetzt noch unbekannt ist. Graf Pfeil, von Norden kommend, stieß auf den Ulanga in seinem Mittellaufe und war auf das höchste überrascht durch die Mächtigkeit dieses Flußsystems. Den Fluß schätzte er in seinem Mittellaufe auf durchschnittlich 300 Meter, obwohl stellenweise diese Breite bedeutend übertroffen wurde. Sein Gefährte, der den Rhein genau kennt, behauptete, daß dieser nirgends die Durchschnittsgröße des Ulanga erreiche. An seiner engsten Stelle im Oberlaufe bestimmte er trigonometrisch die Breite des Flusses annähernd zu 68 Meter. Das Wasser ist durchgehend von grünlichbrauner Färbung und hat nur an engen Stellen oder bei kurzen Biegungen, deren der Fluß eine große Menge aufweist, starke Strömung. Auf beiden Seiten begleiten ihn hohe Berge, die auf seinem linken Ufer sich bis zum Nyassa hin erstrecken und ihm hier seinen Ursprung geben. In seinem Oberlaufe fließt der Ulanga durch ungeheure Sümpfe, deren Ausdehnung unglaublich ist. Graf Pfeil schreibt darüber:

„Als wir gegen Weihnachten des Jahres 1885 uns darin mit unserem Boote verloren hatten, vermochten wir nur in weiter Ferne die Spitzen der Uheheberge wahrzunehmen, die durch die drückend heiße, dunstige Atmosphäre der Sümpfe grau gefärbt erschienen. Sonst rings herum im NO und SW nur ein Gewoge von Schilfspitzen, von langem Riedgras, ein Nicken von Papyrusstauden und weiterhin starre, bewegungslose Fläche, gelb und grau-grün."

Die obere Flußgegend ist von mehreren Völkerstämmen bewohnt, welche von den kräftigen und kriegerischen Mahenge und Mafiti unterjocht sind und in beständiger Flucht- oder Kriegsbereitschaft an den niedrigen und ungesunden Ufern oder auf den großen Inseln des Flusses ihr erbärmliches Leben führen. Der Ulanga bildet mit seinen Sümpfen, seinen vielen Armen und breiten Gewässern eine Barriere, die so leicht nicht überschritten werden kann, und ist daher zu einer Völkerscheide geworden. An seinem linken Ufer leben durchweg kriegerische Stämme. In den Bergen am nordöstlichen Ende des Nyassa wohnen die eigentlichen Mafiti, dann kommen die von den Wahehe unterjochten, aber in deren Nation ganz aufgenommenen Wabena, an die sich die eigentlichen wirklich kriegerischen Wahehe anschließen.

Hierauf, dem Lauf des Flusses folgend, gelangt man zu den Mahenge, die ebenfalls kriegerisch veranlagt sind und die friedlichen Völkerschaften auf die rechte Seite des Ulanga gedrängt haben, wo dieselben ohne Häuptlinge leben und nur ihren Peinigern auf dem linken Flußufer Tribute zahlen.

Auf dem Flusse ist die Vogelwelt unendlich zahlreich vertreten, während die Vegetation, abgesehen von der Sumpfgegend, weniger reich ist. Wo das Ufer nicht mit Reis bebaut ist, findet sich eigentlich nur sehr hohes, bambusartiges Schilf oder Röhricht, aus dessen harten Stielen die am Ulanga wohnenden Eingeborenen ihre Häuser bauen. Auf dem niedrigen Teile seiner Ufer bekleidet dieser Saum von Gebüsch den Fluß auf weite Strecken. Nur hier und da steht ganz einsam eine Palme (Hyphaena), die gewöhnlich einem Adler zum Horst dient, der hier ziemlich häufig vorkommt und sich durch die schöne Färbung seines Gefieders auszeichnet. Der Fluß ist sehr fischreich. Am Schlusse seines Berichtes sagt Graf Pfeil:

„In seinem unteren Laufe dehnt sich der Fluß zu einer außerordentlichen Breite aus. Seine geringste Tiefe betrug 3 m, seine größte Tiefe wurde mittels eines Peilstockes von 6 m Länge nicht erreicht. Flußdampfer jeder Größe könnten diesen Strom befahren, der noch dazu den Vorteil bietet, daß er die fruchtbaren Länder in seinem unteren Laufe mit den Hochländern verbindet, welche sich hinter den Bergen ausdehnen, deren Fuß der Ulanga in seinem oberen Laufe fast unmittelbar bespült. Eine Wasserstraße, wie der Ulanga sie bildet, muß aber für die Länder in ihrem Bereich von der allergrößten Bedeutung werden können; hoffentlich dauert es nicht allzulange, bis sie es thatsächlich wird."

Wenn man das Gesamtbild des Rufidschi-Flußsystems überblickt, so erscheint es, vorausgesetzt, daß die Beobachtungen der Reisenden allgemeine Gültigkeit haben, nicht unmöglich, auf dieser Route mit ungleich größerer Leichtigkeit nach dem Nyassa zu gelangen, als auf einer der von Kilwa und Lindi ausgehenden Landrouten. Von Wichtigkeit ist, wie auch Graf Pfeil in seinen „Vorschlägen zur praktischen Kolonisation in Ostafrika" mit vollem Recht hervorhebt, daß der Fluß in seinem oberen Laufe bis fast unmittelbar an die 6000 Fuß hohen Uheheberge herantritt, „welche das Hochplateau von Uhehe und Ubena bilden und mit ihrem kühlen Klima, reichlichen, wenn auch kleinen Wasserläufen und großen Rindviehheerden dem Kolonisten ein dem Oranje-Freistaat Südafrikas ähnliches Ansiedlungsgebiet verheißen." Doch liegen darauf abzielende Pläne noch in weiter Ferne, da das nördliche Usambara ungleich leichter zu erreichende Ansiedelungsgebiete bietet, wenn man überhaupt europäische Einwanderer später einmal in Ostafrika ansiedeln will.

Der Handel am nördlichen Nyassa ist, wie aus den englischen Konsulatsberichten hervorgeht, nicht so bedeutend, daß große Aufwendungen für Wegebauten sich empfehlen würden, aber wenn einmal energisch im Süden vorgegangen werden soll, wird man diese Route nicht außer Acht lassen können. Größere Schwierigkeit dürfte, wenn man überhaupt an die Herstellung eines geeigneten Weges geht, abgesehen von der Gegend zwischen den Schuguli- und Panganifällen,

---

[1]) Siehe den Bericht Borcherts in Nr. 7 der Kolonialzeitung. In diesen Bericht hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen, den wir berichtigen müssen: ungefähr in der Mitte des letzten Absatzes stehen die Worte: „Ich glaube Ihnen", — es soll heißen „ich glaube ihnen (nämlich den Eingeborenen).

die Verlängerung der Route nach dem Nyassasee bereiten, da die Steigung auf das Hochplateau eine beträchtliche ist. Dicht am Ostufer des Nyassa zieht sich das Livingstonegebirge hin, welches an der nordöstlichen Ecke, von wo sich zwischen hohen Felswänden strömende

längert. Jedenfalls fällt das Plateau ziemlich schroff nach Westen ab. Da aber bis jetzt noch niemand von dem fernsten Punkte, vom Ulanga, welchen Graf Pfeil erreichte, nach dem Nyassa-See durchgedrungen ist, so wäre Alles, was darüber

Das südliche Gebiet
von
Deutsch-Ostafrika
Maassstab 1:3500000
Karawanen-Strassen. Die stehenden Zahlen geben die Höhen in Metern an.
Deutsche Kolonialges.
I. SANSIBAR
MAFIA I.
Sansibar
Bagamoyo
Dar-es-Salaam
Kingani
Kondutschi
Mdimole
Saadani
Wami
Mondo
Mbuapua
Kutu
Kisigo
Mpuapua
Mamboia
Rudee Bge
Kondoa
Simbamweni
Mswa
Gesenere
Kaurungula
Kiora
Rugaru
Kopal
Kitonga
Bebautes land
Mpwapwa
Kidoka
Kidoa Kinindje
Kidoa Kisiwani
Kisiwani B.
Kingani B.
Mdonga B.
Kisemo
Kidoka
Kiboriani
Kiboriani B.
Kisemo B.
Kisemo Mdg.
Kisemo Fluss
Kisemo Thal
Kisemo Bge
Kisemo Ebene
Kisemo Thal
Kisemo Bge
Kisemo Ebene
Kisemo Thal
Kisemo Bge
Kisemo Ebene

Aufmerksamkeit der geographischen Kreise unseres Vaterlandes sich dieser Region zuwendete. Die Expedition Wißmanns nach dem Süden dürfte sich wohl nur auf die Küstenplätze beschränken. Wenn er es für nötig hält, auf dem Rufidschi Böte laufen zu lassen, um den Sklavenverkehr zwischen den Landschaften zu unterbinden, so wird wenigstens die eine große Frage, ob der Rufidschi ohne übergroße Schwierigkeiten schiffbar ist, sicher gelöst werden. *

II.

Steinkohlenlager in Ostafrika.

Die wichtige Frage, ob Steinkohlen in unserem ostafrikanischen Schutzgebiet vorkommen oder nicht, ist zwar schon vor Jahren von deutschen Geologen bejahend beantwortet worden, doch ist über wirkliche Steinkohlenfunde doch so wenig in die Tagespresse gedrungen, daß eine Zusammenstellung englischer Berichte über diesen Gegenstand allgemeines Interesse beanspruchen kann. Solche Berichte, wir können das gleich hinzufügen, haben auch in England keinerlei Aufmerksamkeit erregt. Nur die negativen oder wenigstens ungünstigen Berichte der Geologen wie Thompson oder des von der African Lakes Co. 1883 nach dem Nyassa geschickten Drummond werden allgemein bekannt, die Entdeckungen und Funde der Laien (hauptsächlich Konsuln und Missionare) werden nur in den Bluebooks der englischen Regierung, den Organen der Missionsgesellschaften und den Verhandlungen der Königlich geographischen Gesellschaft zu London erwähnt. Auch die Comptes rendus de la Société de Geographie de Paris enthalten manches Interessante über afrikanische Kohlenfunde, das man anderwo vergebens suchen würde.

Es sind jetzt fast dreißig Jahre her, daß am Rovuma unserem südlichen Grenzfluß, Kohlen gefunden wurden. Im März 1861 fuhr Livingstone's Dampfer der „Pionier" unter Leutnant Mays[1]) Führung den Fluß herauf. Es war gleich nach der Regenzeit, und man traf auf verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten. Dennoch kehrte man schon nach wenigen Tagen um. Im September des nächsten Jahres wird der Versuch erneuert. Da der Fluß sehr wasserarm ist, muß in Ruderböten gefahren werden und der Pionier bleibt an der Mündung des Rovuma zurück. Diesmal wurden die Stromschnellen erreicht und am 17. September findet Dr. Kirk (später Sir John Kirk) Kohlenstücke am sandigen Ufer des Flusses. „Die Stücke waren rund und abgeschliffen vom Wasser, als ob sie schon eine Strecke weit getragen worden wären".[2])

Livingstone sagt in seinem Werk „Expedition to the Zambesi River": „Den Eingebornen ist es bekannt, daß die auf den Sandbänken der Rovuma gefundene Kohle brennt", und fügt hinzu: „Schon an dem kleinen Chidia See[3]) (ein ganz nahe der Rovuma-Mündung auf der deutschen Seite des Flusses gelegenes Gewässer, welches zur Flutzeit mit demselben in Verbindung steht) sahen wir denselben Sandsteinfels mit fossilem Holz (sic!) darauf und wußten bestimmt, daß Kohle darunter sein müsse."

Weitere Folgen hatte diese Entdeckung nicht. Kirk schließt seine Berichte mit den Worten: „Sollte je eine Lokalindustrie an den Ufern des Rovuma aufkommen, so kann der Fluß zur Zeit des Hochwassers die Produkte derselben hinabtragen . . . . . aber der Tag ist noch fern."

Der Einzige, der sich für die Entdeckungen der Engländer interessirte, war der Sultan von Sansibar Seyid Majid, der Vorgänger des Bargasch. Die von ihm ausgesandte Expedition brachte allerdings Kohle mit. Doch waren es verwitterte von der Oberfläche abgehauene Stücke, welche in Bombay von indischen Regierungsbeamten geprüft und nur „für lokale Verwendung geeignet" erklärt wurden. Die übersandten Stücke gaben 25 Prozent Asche.

Erst 1878 wiederholte Seyid Bargasch den Versuch, wobei ihm die englischen Missionare von Masasi behülflich waren. Seine Expedition[4]) ging den Fluß herauf, passirte die Stromschnellen, welche Livingstone und Kirk zur Umkehr gezwungen hatten, ohne Schwierigkeit und erreichte auf dem südlichen Arm des Rovuma, dem Lujenda (auch Liende genannt), eine Stelle, wo die Kohle an den felsigen Ufern der Inseln zu Tage trat.

Um sich von der Abbauwürdigkeit dieses Kohlenflötzes zu überzeugen, wurde 1881 der Engländer Thomson im Auftrage des Sultans ausgeschickt. Thomson war wenige Jahre vorher, durch den Tod des Geographen Keith Johnston an die Spitze einer großen Forschungsexpedition gelangt, so glücklich gewesen, unsere Kenntnis von Innerafrika um ein Bedeutendes zu vermehren; noch nicht 20 Jahre alt als „Geologe der Expedition" war er ausgezogen und kam als gemachter Mann und erfolgreicher Entdeckungsreisender zurück. Man kann sich leicht die Enttäuschung des Sultans vorstellen, als der angesehene Europäer zurückkehrt und behauptet, daß die Kohle an den ihm angegebenen Ort nicht zu finden sei. Im Blue Book 1881 p. 242 schreibt Kirk allerdings dem Auswärtigen Amt, daß Thomson doch etwas gefunden habe, doch sei das „a bituminous shale". Wie dem auch sei, Bargasch traute Thomson durchaus nicht, doch wartete er vier Jahre, bis er sich zu einem neuen Versuch entschloß. Dieses Mal (Sommer 1884) schickte er Herrn Angelvy, einen französischen Ingenieur, auf die Suche.[1])

Schon Thomson hatte den Rovuma als Reiseroute verschmäht und war von der Mikindani-Bucht aus gereist. Angelvy, dem es um eine praktische Route zu den Kohlenfeldern zu thun war, ging von Lindi aus nach dem Innern. Was ihn dazu bewog, waren wohl die Berichte des Leutnants Callaghan, welcher mit einer Dampfbarkasse den bei Lindi mündenden Fluß befahren hatte. Nachdem er 15 Kilometer weit eine herrliche Wasserstraße (nicht unter 8 Fuß tief) verfolgt hatte, hatte er an einer Stelle umkehren müssen, wo der Fluß plötzlich auf 10 m Breite zusammenschrumpfte. Angelvy fand nun, daß der Fluß (Ukeredi genannt), schon 20 Kilometer von der Mündung nur noch ein Bach ist, also eine Fahrstraße nach der Kohlenregion nie abgeben kann, und durchzog die Savannen der Yao. Letztere erheben sich bei Masasi[2]) zu einer Höhe von 2800 Fuß und sind auch sonst überall mit felsigen Anhöhen besät, in welchen Herr Angelvy Kupferadern zu sehen glaubte. Jedenfalls brachte er Malachitproben mit sich zurück. Am Rovuma angekommen, kreuzte er den Fluß, ging den Lujenda herauf und fand ohne Mühe das Kohlenlager. Er verfolgte das letztere 50 Kilometer weit, wobei er die ganze Strecke entlang Bohrungen machte und Proben entnahm. Er erklärt die Kohle für vorzüglich, beklagt die große Entfernung zur Küste, die geringe Tiefe des Rovuma (er reiste in der trockenen Jahreszeit) und erklärt schließlich, Bargasch beabsichtige den Bau einer Eisenbahn von der Küste zu den Kohlenfeldern. Interessant ist es, diesen Bericht in den Comptes rendus mit demjenigen des Sir John Kirk an seine Regierung zu vergleichen: „Ich glaube, daß es mit Angelvys Entdeckung seine Richtigkeit hat," schreibt er, „ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß es Kohle am Rovuma giebt. . . . . Es kann die Zeit kommen, daß Kohlen halbwegs zwischen der Küste und dem Nyassa recht erwünscht sind. . . . . Ueber die geologisch so interessante Ebene zwischen Lindi und Rovuma gelegen (die Südostecke unseres Schutzgebietes) in welcher Angelvy Kupfer und Eisenadern gefunden zu haben vorgab, sagt Kirk: „Die Missionare haben auf ihren Stationen edle Granatsteine und andere Edelsteine von bedeutendem Wert gefunden.[3]) Er vermutet an einer anderen Stelle sogar das Vorkommen von Diamanten und stützt sich dabei auf gemachte Funde von Bergkrystall und anderen Mineralien.

Ueber die Qualität der von Angelvy gefundenen Kohle sagt er, sie sei gleich der von Probestücken, die er früher nach Indien zur Untersuchung geschickt habe.[4]) Er nennt sie nur: „fairly good."

Verlassen wir nun den Rovuma und wenden wir uns zum Nyassa-See. Von dort ist uns nicht allein von Kohlenfunden berichtet worden, sondern es liegen auch geographische Positionsbestimmungen der Fundorte von großer Genauigkeit, ja sogar Begutachtungen der gefundenen Kohle von Seiten anerkannter Autoritäten vor.

Die erste positive Nachricht liefern uns die Proceedings der Geographischen Gesellschaft[5]). Ein Missionsbeamter, Mr Rhodes findet Kohle südlich von den Florence-Bai, welche am Westufer des Sees ungefähr in 10° 40′ Breite gelegen ist. Außer einer Ader von 5—6 Fuß Dicke, findet er eine kleinere in nächster Nähe. Schon im folgenden Jahre 1881 erhält der schottische Missionar Dr. Laws Befehl von seiner Missionsgesellschaft, eine Aufnahme der Ostküste des Sees zu machen mit dem Zweck, dort einen Hafen ausfindig zu machen und in der Nähe einen Platz für die Anlage einer Station zu suchen.[6])

Dr. Laws entdeckt eine große Bucht mit gutem Ankergrund der Florence-Bai gegenüber. Er findet Kohle am Ufer und verfolgt dieselbe einen Bach hinauf. Zwei Eingeborene versprechen ihm den Platz zu zeigen, wo die Kohle an den Hügeln zu Tage tritt, doch sei das noch ein sechsstündiger Marsch. Der neuentdeckte Hafen war

---

[1]) Von demselben veröffentlichte das London Hydrographical Office eine Karte des Unterlaufs des Rovuma (ca. 50 Kilometer) 1862.

[2]) Kirk Notes on two expeditions up the River Rovuma. Proceedings of the Royal Geographical Society London. Vol. XXXV p. 154—167.

[3]) Zirka 30—35 Kilometer vom Mikindanihafen entfernt.

[4]) Proceedings of the Royal Geogr. Society 1881 pp. 660 und folgende.

[1]) Comptes rendus de la Societé de Géographie de Paris 5. Juni 1885.

[2]) Station der Universities Mission.

[3]) Bluebook u. Proceedings.

[4]) Es scheint danach als ob Kirk schon früher über Kohlenfunde nach London berichtet hätte, doch ist außer den angeführten Stellen keine von Wichtigkeit in den Bluebooks zu finden.

[5]) 1879 p. 312.

[6]) Proceedings Geogr. Soc. London 1881 p. 42.

Mbampa, nach Johnson [1]) „der beste Hafen am See," ungefähr in 11° 20′ Breite, also noch gerade nördlich der mit Portugal vereinbarten Grenze.

Zu dem Marsch nach dem Kohlenlager hatte Johnson nicht Zeit, und wenn auch seine Nachfolger noch oft in den Mbampahafen einliefen, so scheinen sich doch die Missionare nie an der Ostküste festgesetzt zu haben aus Gründen, welche hier darzulegen zu weit führen würde.

Kehren wir zur Westküste zurück, so scheint an der Nordhälfte derselben fast überall Kohle gefunden worden zu sein.

Der Ingenieur Jas. Stewart begab sich am 22. September 1880 unter 10° 45′ 15″ an die Mündung des Nikuru-Flüßchens, um die von Herrn Rhodes gefundene Kohle zu untersuchen. Vier Kilometer nördlich davon erreichte er den Bach, in welchem Rhodes die Kohle zuerst entdeckt hatte. Er sagt darüber:[2])

„Die Kohle liegt unter einem Winkel von 45° nach Westen hin geneigt. Sie tritt nur eine Strecke von 30 Fuß zu Tage, und die Ader ist 5—7 Fuß dick. Es sieht aus, als ob dieselbe erst durch einen Fall hierher gekommen sei, denn überall liegen mit Lehm vermischte Stücke herum. Dennoch ist die Ader kompakt und voll guter Kohle, die ich am Abhang der Hügel 300 Schritt weit verfolgen konnte, dadurch, daß sie hier und da zu Tage trat. Der Fundort ist 2 Kilometer vom Ufer des Sees und 500 Fuß über demselben. Ich zündete ein gehöriges Feuer an, welches stark auflodernd brannte. Die Kohle backt etwas, aber nicht so, daß es der Verbrennung hinderlich ist ꝛc. ꝛc."

Geben wir zum Schluß einen Auszug aus dem Gutachten des Herrn Carruthers, F. R. S. Keeper of the botanical department of the British Museum, welchem Herr Stewart Probestücke zur Untersuchung zugehen ließ:

„Das Äußere der übersandten Kohle ist guter englischer Kohle gleich . . . Ich finde in ihr die Makrosporen von Lycopodiacäen, die von denjenigen in englischer Kohle nicht zu unterscheiden sind. Bei Verbrennung der Kohle bleibt nur ein und achtzehntel Prozent Asche zurück. Es ist unzweifelhaft, daß das Probestück der Nyassa-Kohle gleichaltrig mit der Kohle Englands ist."

Drangen auch alle diese Berichte nicht ins große Publikum, so erregten sie doch bei den zunächst Betheiligten das größte Interesse. Die Beamten der Afrikanischen Seengesellschaften setzten ihre Untersuchungen fort und fanden Gold in unmittelbarer Nähe des Nyassaufers, am nordwestlichen Teil desselben unter anderem auch Asbest.[3]) Am Rovuma eilte Serpa Pinto herbei, um die Kohlenflötze für Portugal in Besitz zu nehmen. Seyid Bargaschs Soldaten, welche (wohl auf Kirks Anstiften[4]) auch den Lujenda heraufzogen, kamen zu spät, und wer kann sagen, welche Wendung das Wettlaufen um die Kohlenflötze genommen hätte, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke politische Wirren und Streitigkeiten, an der Küste Deutschland und Sansibar, am Nyassa die Araber Karongas und die Seengesellschaft, alle Aufmerksamkeit auf sich konzentrirt hätten. Der Kampf um den Besitz Ostafrikas drängte damals naturgemäß alles Interesse an wirtschaftlichen Fragen in den Hintergrund. Heute aber, wo wir auf dem Punkt stehen, den vor vier Jahren erworbenen Süden unseres Schutzgebietes dauernd zu besetzen, wo das ländergierige England die Hand nach Portugals Besitz am Nyassa ausstreckt, ist es Zeit, daß wir uns klar werden, was wir dort zu verlieren oder zu gewinnen haben. Videant consules ne quid detrimenti capiat res publica.

A. W. Schleicher.

Die deutsche Auswanderung.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1846 wird die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten angegeben für die Staaten

		Prozente der ortsanwesenden Bevölkerung.
Illinois	175 000	25
Indiana	300 000	33 1/3
Jowa	50 000	33 1/3
Michigan	75 000	25
Missouri	90 000	20
New-York	700 000	25
Ohio	800 000	40
Pennsylvanien	800 000	40
Texas	30 000	20
Wisconsin	100 000	40

[1]) Proceedings 1884 p. 515.
[2]) Proceedings 1881 p. 265.
[3]) Proceedings 1889 p. 690 und flg. S. auch Scotch Geogr. Magazine.
[4]) Siehe Sir John Kirks Briefe. Bluebook 1885.

Die deutsche Bevölkerung von 1846 mit ihren zahlreichen Deszendenten kann aus dem Grunde nicht völlig anglisirt sein, als es seitdem nicht an kräftigem Zuwachs aus der alten Heimat gefehlt hat.

In dem Verhältnis der eingewanderten Deutschen zu andern Nationalitäten zeigt sich in dem Zensus von 1880 gleichfalls in verschiedenen dieser Staaten das Vorwiegen des deutschen Elementes. Von den erwerbsthätigen Eingewanderten, welche im Jahre 1880 im Landbau beschäftigt waren, bilden die Deutschen in Illinois 47,8 Proz., in Indiana 63,7 Proz., in Jowa 38,9 Proz., in Missouri 58,9 Proz., in Ohio 57,6 Proz., in Pennsylvanien 40,6 Proz., in Texas 40,2 Proz., in Wisconsin 44,1 Proz. Mit Ausnahme von Pennsylvanien sind in diesen Staaten im Landbau mehr deutsche Eingewanderte beschäftigt als englisch redende, Britisch-Amerikaner, Engländer, Schotten und Iren zusammengenommen.

Man kann kaum zweifeln, daß in diesen Staaten das Deutschtum nochmals zu großer Geltung kommen wird, sobald es sich einmal auf sich selbst besinnt. Mit der Anerkennung des Grundsatzes, daß die Eigenart durch die Bedeutsamkeit der Nation und durch den Zusammenhang mit dem Ursprungsland Stärke und Halt empfängt, gewinnt die Hoffnung, daß die Zeiten andere werden können. Es standen in den Vereinigten Staaten sich Volk und Volk in den Deutschen und Englischen ungleich gegenüber. Der Deutsche suchte demütig Arbeit und Unterhalt, seine Bescheidenheit und Höflichkeit hielt der Englische für Bettelei. Das Deutschtum von heute ist ein anderes als das frühere, daher auch in jenen Staaten der ständige Zuwachs heute wertvoller als jemals. Der Deutsche stellt sein Volk nicht mehr so niedrig, daß er sich künftig fremder Art demütig und bittend leicht unterwerfen wird. Der Mangel an Selbstbewußtsein und Zuversicht verliert sich mehr und mehr, und das Bewußtsein der Nationalität und Rasse ist im Wachsen begriffen. Der Mißbrauch wird aufhören, den englische Amtsbewerber mit den Stimmen der Deutschen treiben; unter den Beamten, Richtern, Abgeordneten zu den gesetzgebenden Körperschaften und Kongreß werden die Deutschen alsdann gebührend vertreten sein, während sie bislang so gut wie garnicht vertreten waren. Und indem mit Erfolg die steigenden Geistes- und Geldkräfte in unserm Volke beginnen, unsere Nation auf den höheren Rang zu erheben, an der Weltwirtschaft durch Bethätigung einer extensiven Kultur gebührend teilzunehmen, wird dieser nationale und wirtschaftliche Aufschwung seines alten Heimatlandes den Deutsch-Amerikaner nicht unberührt lassen; darum muß man wünschen, was sich zum Glück auch garnicht verhindern läßt, daß das alte Deutschtum in den deutschen Staaten der Union durch frisches Blut ständig verjüngt werde, bis es reif ist zur Entfaltung.

Diese Erwägungen schließen die Sorge nicht aus, daß wir früher beginnen sollen, in andere Gebiete einen Teil der deutschen Auswanderer zu verpflanzen, bevor in den Vereinigten Staaten die Erwerbsbedingungen so schwierige geworden, daß dadurch die dortige Einwanderung naturgemäß von selber abnehmen wird.[1])

Die Kreise und Gesellschaften in Deutschland, welche unsere Auswanderung von den Vereinigten Staaten ab- und nach den lateinischen Ländern von Südamerika hinzulenken bemüht sind, wollen den vernünftigen Grundsatz zur Geltung bringen, den deutschen Auswanderer national zu erhalten, und seine Arbeitskraft für das Mutterland nicht verloren gehen zu lassen. In beiden Beziehungen lassen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten irgend welche Aussicht auf sofortigen Gewinn nicht zu.

Nun hat jede derartige Lenkung der Auswanderung zur Voraussetzung, daß man bis zu einem gewissen Grade die Verantwortung für die Wohlfahrt des infolge des willkürlichen Eingreifens verpflanzten Ansiedlers übernimmt. Es kann demnach eine Privatgesellschaft, welche Kolonisation betreibt, weder der Hülfe der heimischen, noch der fremden Regierung entbehren, und für die Fälle der Krisen und der Not muß sie ausreichend kapitalkräftig sein.

Wenn nur einer dieser genannten drei Faktoren seine Mitwirkung versagt oder ungenügend für das Unternehmen eintreten würde, so wäre die Verantwortung für die Unternehmer so riesengroß, daß sie besser thäten, davon abzustehen, und die Wahl seiner neuen Heimat dem Auswanderer selber zu überlassen.

Die gegenseitigen Interessen und Bedürfnisse haben die deutschen Kolonisationsunternehmungen im Süden Amerikas vielfach unterstützt. In erster Linie sind es die drei brasilianischen Provinzen Rio Grande do Sul, Sta. Catharina und Paraná, in welchen die eingewanderten Deutschen sich wohl zu fühlen scheinen. In den Jahren von 1871

[1]) Engelbrecht, in seiner schon erwähnten Abhandlung, nimmt an, daß die öffentlichen Ländereien der Union ungefähr um das Jahr 1890 soweit in Privatbesitz übergegangen sein werden, daß kein freies Land für Heimstätten mehr übrig bleibt. Damit hängt denn auch wohl die jetzt eingetretene Erschwerung der Einwanderung Unbemittelter durch Gesetz zusammen. Vergl. Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus. 1887. S. 90.

bis 1888 sind in Brasilien 33 443 Deutsche eingewandert; gegenüber den Bemühungen deutscher Ansiedelungsgesellschaften für diesen Staat gewiß eine geringe Zahl. Dieselbe dürfte sich jedoch rasch erhöhen, sobald das gute Fortkommen der Deutschen in diesen Ländern erst mehr gesichert ist. Zu bedauern ist, daß Kapital, unsere Industrie und unser Handel hier zu größeren Kolonisationsunternehmungen sich nicht längst verbunden haben; vielleicht ist es aber jetzt noch möglich, Land und Konzessionen dafür in ausreichender Weise zu erhalten. Für ein solches Unternehmen werden aber nicht einzelne Strecken Landes genügen, nicht einige Unterstützung seitens der fremden Regierung an Geld für die Passage, erste Unterkunft der Einwanderer u. s. f., sondern es müßte beispielsweise die ganze Provinz Paraná dafür gewonnen werden; die Kolonisationsgesellschaft hätte auf einem ausgedehnten Gebiete die Ansiedelungen selber vorzunehmen mit dem Rechte, fremde störende Elemente fern zu halten. Es darf von dem Augenblick an, daß in Paraná die deutsche Ansiedelung bestimmt ist, für die brasilianische Regierung der Italiener, Brite, Spanier u. s. w. für dieses Gebiet nicht denselben Wert haben als der Deutsche. Leider ist ein großer Teil der Regierungsländer in den genannten Provinzen an Landspekulanten verloren gegangen, aber die Frage ist doch der Prüfung wert, wer damit beschenkt und belehnt wurde und in wessen Händen es sich befindet.

In einem Kolonisationsunternehmen, das durch seine Kapitalskraft den Ansiedlern in Fällen der Krisen und der Not Hülfe bieten könnte, das ferner die Interessen des Ansiedlers mit dem Interesse der heimischen Industrie und des vaterländischen Handels in segensvoller Weise verknüpfte, in einem solchen Unternehmen müßte auch unsere preußische Regierung Garantien genug finden, welche es ihr ermöglichen würden, das die Auswanderung nach Brasilien verbietende Reskript vom Jahre 1859 aufzuheben.

Noch minder als Brasilien wurden die La Plata-Staaten von der deutschen Auswanderung berücksichtigt, indes der deutsche Handel mit Argentinien und Uruguay die denkbar beste Entwickelung genommen hat. In der Republik Argentinien, dem an Umfang größten der drei La Plata-Staaten, herrscht in der Einwanderung das italienische Element so stark vor, daß schon vor Jahren Professor Napp den Ausspruch that: Agentinien sei, etwa abgesehen von Entre Rios und den Misiones, für die germanische Kolonisation so gut wie verloren, es werde das Italien der neuen Welt. In der That ist die italienische Einwanderung in fortdauernder Steigerung begriffen, der gegenüber die deutsche Einwanderung verschwindend gering ist. Wir entnehmen den neuesten offiziellen Veröffentlichungen über die Einwanderung in die Republik Argentinien folgende Ziffern:

Die deutsche Einwanderung in die Republik Argentinien in den Jahren 1870 bis 1888:

1870	1871	1872	1873	1874	1875	1876	1877	1878
148	155	269	793	392	354	231	303	387
1879	1880	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888
490	445	591	1128	1388	1261	1546	1131	1333	1536.

Die gesamte Einwanderung in die Republik Argentinien über den Zeitraum von 1857 bis 1888:

1857	4 951	Vortrag	66 874	Vortrag	339 053	Vortrag	703 934
1858	4 658	1866	13 696	1874	68 277	1882	51 503
1859	4 735	1867	17 046	1875	42 066	1883	63 243
1860	5 656	1868	29 234	1876	30 965	1884	77 805
1861	6 301	1869	37 934	1877	36 325	1885	108 722
1862	6 716	1870	39 967	1878	42 958	1886	93 116
1863	10 408	1871	20 933	1879	55 155	1887	120 842
1864	11 682	1872	37 037	1880	41 651	1888	155 632
1865	11 767	1873	76 332	1881	47 484		
Übertrag	66 874	Übertrag	339 053	Übertrag	703 934	Zusammen	1 374 797

Verteilung der Einwanderung auf die verschiedenen Nationalitäten für den gleichen Zeitraum berechnet. [1])

Italiener	646 086	= 65,25	pCt.
Spanier	144 654	= 14,61	=
Franzosen	91 759	= 9,27	=
Engländer	22 952	= 2,31	=
Schweizer	18 072	= 1,82	=
Österreicher	16 768	= 1,69	=
Deutsche	15 271	= 1,54	=
Belgier	7 645	= 0,78	=
Verschiedene (Russen, Holländer, Dänen 2c.)	26 985	= 2,73	=
Zusammen	990 192		
Über Montevideo ohne Angabe der Nationalität	384 605		
Im ganzen	1 374 797		

[1]) In den Registern sind nicht aufgeführt die Passagiere der ersten Fahrklasse, deren Zahl auf 250 000 für den berechneten Zeitraum angegeben wird, so daß die Gesamtziffer der von 1857 bis 1888 in Argentinien eingewanderten Personen sich auf 1 624 797 erhöht.

Die italienischen Einwanderer, welche mit 65,25 Prozent an der gesamten Einwanderung beteiligt sind, haben ein so bedeutendes Uebergewicht, daß die Befürchtung Napps dadurch ziffernmäßig gestützt wird. Derselbe mit den Verhältnissen Argentiniens gut vertraute Autor nennt nun die Provinz Entre Rios, wo die Verhältnisse günstigere für die deutsche Einwanderung seien. In dem Anfang der achtziger Jahre wäre es hier gewiß möglich gewesen, Regierungsländer für Zwecke der Besiedelung mit Deutschen aus erster Hand zu erhalten, in den letzten Jahren ist darin eine wesentliche Verschlechterung eingetreten. Von den Regierungsländereien der genannten Provinz waren im Jahre 1886 bereits verkauft 6 063 222 Hektar, unverkauft nur 1 106 778 Hektar. Der Hektar ist im Mittel verkauft worden zu 4,91 Dollar (beinahe 20 Mark. [1]) Also 80 Prozent des gesamten Regierungslandes waren im Jahre 1886 bereits zu verhältnismäßig gutem Preise verkauft, und man wird annehmen können, daß dieser Teil die besseren Ländereien umfaßte.

Es sind in jüngster Zeit öfters aus Argentinien Landofferten nach Deutschland gelangt, die größere Komplexe in den für deutsche Ansiedlung in Betracht kommenden Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Entre Rios zum Preise von 40 Mark für den Hektar zum Kauf stellten. Würde eine Ansiedelungsgesellschaft auf solches Geschäft sich einlassen, so läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, daß sie sich selbst oder die deutschen Ackerbauer, welche sie zur Ansiedelung veranlassen würde, in kurzer Zeit ruiniren müßte. Die deutsche Regierung könnte ein solches Geschäft mit Recht als Schwindel verbieten, wenn deutsche Auswanderer in die Gefahr kommen, davon betroffen zu werden.

Ohne den Schutz einer heimischen Gesellschaft, die das Vertrauen der deutschen Regierung genießt, wird der deutsche Auswanderer in Argentinien meist großen Gefahren ausgesetzt sein. Die Parzellirung geht in Argentinien vornehmlich von Grundbesitzerkonsortien aus, bildet demnach eine rein kaufmännische Spekulation. Nach den Berechnungen Dr. J. Ch. Heussers [2]) wird bei diesem Geschäfte 100 bis 120000 Frkn. an der Quadratlegua herausgeschlagen; dies soll bei mittelmäßigem Boden für Viehzucht vorkommen, der mit 40000 Franken gut bezahlt wäre. Es ist nun ganz gleichgiltig für unsere Frage, ob diese Befürchtungen ganz, zum Teil oder garnicht begründet sind, die Kolonisationsverhältnisse Argentiniens an sich bieten keine Gewähr für das Wohl der Ansiedler. Es fehlt an einer begründeten Schätzung der Ertragsfähigkeit des Bodens in dem einzelnen Falle; in Fehljahren muß der Kolonist in der Regel den benötigten Kredit zu teuer erkaufen; die Rechtspflege ist an vielen Orten mangelhaft oder parteiisch, alle solche Unbilden und Gefahren, welchen der Einzeleinwanderer ausgesetzt ist, lassen den Spekulanten und Kolonieunternehmer, der mit den Kolonisten gar nicht in Berührung kommt, gleichgiltig. Die widerspruchsvollen Preßstimmen und die in Reklamen sich befehdenden Interessenten und Auswanderungsagenten der einzelnen Kolonien können uns keine Sicherheit für unsere Auswanderer leisten.

Die oben geschilderten Bedenken stehen bislang auch der deutschen Kolonisation in Uruguay im Wege, während es in der Republik Paraguay zu dem Anfange deutscher Ansiedelungen durch die Vermittelung deutscher Gesellschaften bereits gekommen ist. Die südamerikanische Kolonisationsgesellschaft zu Leipzig hat im Jahre 1884 ihre Ansiedelungsgeschäfte in dieser Provinz begonnen und eine Gesellschaft in Chemnitz ist diesem Beispiele im Jahre 1887 gefolgt.

Daß es an Raum für Menschen in Paraguay nicht fehlt, leuchtet sogleich ein, wenn man berücksichtigt, daß die Republik vor Beginn der letzten verheerenden Kriege (1867—1870) weit über eine Million Bewohner zählte, während die Bevölkerung jetzt nur 1/5 davon beträgt. Nach dem Zensus Juni 1886 bezifferte sich die gezählte Bevölkerung auf 231 878 Paraguayer und 7 896 Eingewanderte; die Gesamtbevölkerung wird dagegen auf ca. 263 000 Seelen geschätzt. [3]) Von den Eingewanderten ist der größere Teil mit 4805 Seelen Argentiner, dann folgen die Italiener mit 825, Brasilier 530, Deutsche 476, Spanier 321, Franzosen 228 u. s. w.

Der Bodenwert steht aber nicht mehr im Verhältnis zu der dünnen Bevölkerung. Die brauchbaren Regierungsländereien sind sämtlich verkauft; große Landkomplexe wurden von Kapitalisten in Buenos Aires erworben, denen neuerdings die Konzession zur Gründung einer paraguayschen Hypothekenbank mit weitgehenden Privilegien von der Regierung eingeräumt worden ist. Dazu kommt, daß die Republik Paraguay selbst durch die Kriege von 1865—1870 besonders stark in

[1]) Procedimientos del Departemento de Estatistica. Buenos Aires 1887.

[2]) Die europäische Auswanderung nach Argentinien. Zürich 1885.

[3]) Annuario estadistico de la Republica del Paraguay. Asuncion, Fischer & Quell 1888.

Schulden geraten ist, so daß sie von ihren Gläubigern derartig abhängig ist, daß deutsche Ansiedelungsunternehmungen diesen Notstand mit der Zeit störend empfinden müssen. Auch die Einnahmen aus den Landverkäufen sind bereits verausgabt, ohne daß der Kolonisation davon etwas zu gute gekommen wäre[1]), indes die Zollabgaben für Ein- und Ausfuhr im Durchschnitt 20% vom Wert betragen.[2])

Die Landkomplexe, deren Ansiedelung durch die genannten beiden deutschen Gesellschaften angestrebt wird, sind von nur geringem Umfang und werden nach ihrer klimatischen und Bodenbeschaffenheit als sehr geeignet anzusehen sein; es wird in der Hauptsache sich wohl um die Frage handeln, ob diese Gesellschaften ihre deutschen Ansiedler durch ausreichende Kapitalkraft vor Krisen genügend schützen und ihnen den Anfang erleichtern können. Dies wird hier umsomehr am Platze sein, als die paraguayische Regierung bei dem besten Willen kaum imstande sein dürfte, für die Kolonisation eine ausreichende materielle Unterstützung zu gewähren.

Es ist hier nicht die Stelle, auf diese Frage im speziellen einzugehen, da es sich für uns vor allem nur um die Beurteilung der generellen Ansiedelungsverhältnisse, wie sie in dem einen und anderen Gebiete vorherrschen, handeln kann.

Nächst Südamerika folgt Australien nach der Zahl der Eingewanderten als Ziel der deutschen Auswanderung. In dem Zeitraum von 1871 bis 1888 haben dort 16 841 Deutsche eine neue Heimat gesucht. Australien findet in den leitenden kolonialpolitischen Kreisen Deutschlands verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit. Diese Abneigung wird vor allem durch die Befürchtung erweckt, daß die Früchte den Engländern anheimfallen müssten. Manche Kenner des Landes und der Verhältnisse teilen diese Ansicht nicht ganz, wenn sie argumentiren, daß Auswanderung und Kolonisation eine Frage der Arbeits- und Kapitalkraft sei, die in nationalem Sinne auch von Deutschen auf australischem Boden gelöst werden könne. Genauere Untersuchungen in dieser Richtung sollten recht bald geschehen, welche die Prosperität geschlossener deutscher Ansiedelungen nach Ort und Gelegenheit in Australien besser als jetzt erkennen lassen.

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auch auf die deutsche Auswanderung nach Afrika, welche in dem gleichen Zeitraum 4047 Seelen betragen hat, deren Ziel vorzugsweise der subtropische Süden gewesen sein wird, da die tropischen Länder für die deutsche Auswanderung nicht in Betracht kommen können, so kann nur mit Bedauern konstatirt werden, daß in Deutsch-Südwestafrika noch so gut wie gar nichts für die deutsche Kolonisation geschehen ist. Nachdem die deutsche Regierung sich aber dazu entschlossen hat, für die Sicherheit von Person und Eigentum zu sorgen, wird man hoffentlich jetzt im Hinterlande unserer südafrikanischen Besitzungen die Grundlagen für deutsche Ansiedelungen des näheren prüfen und feststellen.

Asien endlich, wohin zirka 1086 Personen in den letzten 17 Jahren auswanderten, können wir füglich unbesprochen lassen, so daß wir unsere Darlegungen über die Ziele der deutschen Auswanderung in folgenden Sätzen nochmals kurz zusammenfassen:

1. Das Hauptziel der deutschen Auswanderer sind und werden auf längere Zeit hinaus auch voraussichtlich bleiben: die Vereinigten Staaten von Amerika. Da die Eigentums- und Erwerbsverhältnisse dort gegen früher minder günstig werden, andererseits auch immer noch die Gefahr besteht, daß der Deutsche anglisirt und zudem Konkurrent seines Mutterlandes wird, so sind die Bestrebungen berechtigt, welche einen Teil der Deutschen Auswanderung von den Vereinigten Staaten abzulenken bemüht sind. Man kann aber keinesfalls wünschen, daß die Zuwanderung neuen deutschen Elementes nach den Staaten der Union mit vorwiegend deutscher Bevölkerung ganz aufhört.

2. Die Empfehlung der Südprovinzen des Kaiserreichs Brasilien und der La Plata-Staaten für deutsche Ansiedelungen muß als berechtigt anerkannt werden, sobald die Erlangung der nötigen Konzessionen von Seiten der beteiligten Regierung gesichert ist, und das Kolonisationsunternehmen mit bedeutendem Kapital begonnen wird. Jede willkürliche Leitung des Auswandrers schließt die Verantwortung für dessen Schutz und Behütung in sich; von einer Kolonisationsunternehmung ist aber nur dann ein Erfolg zu erwarten, wenn sie mit bedeutendem Kapital, mit Verzichtleistung auf unmittelbare Rente aus der Tasche des Ansiedlers angegriffen werden kann.

3. Australien ist nicht deshalb als Ansiedelungsgebiet für Deutsche zu verwerfen, weil es den Engländern gehört; trotzdem kann das Deutschtum von heute sich dort behaupten und entwickeln, sofern deutsche Arbeitskraft und deutsches Kapital die Bedingungen und vor allem den genügenden Raum zu ihrer Bethätigung vorfinden und für sich sichern können.

4. Außer den genannten Gebieten muß besonders auf Südwestafrika als ein zukünftiges Ziel unserer Auswanderung hingewiesen werden. Voraussichtlich werden sich hier sehr günstige Bedingungen für einen Teil unserer Auswanderer gewinnen lassen, wofür die Besitzungen der Deutschen, beispielsweise die vereinzelten deutschen Niederlassungen am Oranjeflusse, Stützpunkte bereits darbieten.

III.

Nachteile und Vorteile der deutschen Auswanderung.

Verschiedentlich sind Berechnungen des Verlustes angestellt worden, welchen das Vaterland durch den Fortgang zahreicher Bürger erleidet, die mit ihrer Arbeitskraft auch nicht geringe Kapitalmengen ihrem Heimatlande entführen. So berechnet Faunthorpe, daß durch die Einwanderung nach Canada in den Jahren von 1850 bis 1880, welche gegen eine halbe Million betragen hat, der Nationalwohlstand dadurch um 335 Millionen Dollars gewachsen sei. Hiernach ist im Durchschnitt der Einwanderer dem Lande 650 Pfund Sterling wert.[1]) Professor Rein nimmt an, daß jeder deutsche Auswanderer an Unterhalt und Erziehung die Summe von 1000 Mark gekostet hat, daß jeder Einwanderer dem neuen Lande an barem Gelde die vorhandene Summe von 300 Mark zuführt. Hiernach erwächst dem Nationalwohlstande ein Verlust von 230 Millionen Mark jährlich bei einer jährlichen Auswanderung von 100 000 Seelen.[2]) Die Berechnung von amerikanischen Statistikern geht über diese Summe weit hinaus. Von diesen wurden für jede über 16 Jahre alte Person die Erziehungskosten mit 150 Mark jährlich, also mit 2400 Mark pro Kopf veranschlagt, ferner die produktive Arbeitskraft der Einwanderer, die sie als eine finanzielle Steuerkraft zu 1200 Dollars = 4926 Mark pro Kopf schätzen und endlich die von den Einwanderern mitgebrachten baren Kapitalien, die erfahrungsmäßig im Durchschnitt für jeden eingewanderten Deutschen 200 Dollars betragen haben sollen. Danach ergiebt sich das folgende interessante statistische Exempel:

In den Jahren von 1815 bis 1878 wanderten 4 000 000 Personen aus Deutschland aus, wovon 4/5 dieser Anzahl als Erwachsene zu rechnen:

Erziehungskosten 3 200 000 × 2400	7 680 000 000 M.
Mitgenommenes Kapital 3 200 000 × bei Annahme von nur 150 Dollars = 616½ M.	1 972 800 000 =
Materielle Arbeitskraft, die der männlichen Auswanderer mit 55 Prozent = 2 200 000 Personen × 4926 M.	10 837 200 000 =
Summa	20 490 000 000 M.

„Diese Zahlenaufstellung," bemerkt dazu Ernst v. Weber, dem wir dieselbe nachschreiben,[3]) „erscheint wegen der kolossalen Summe ein wenig ungeheuerlich, wird aber doch wohl in der Hauptsache richtig sein."

Amtliche Angaben des preußischen Staates nehmen pro Kopf der Auswanderung an 1848/9 = 195 Thaler, 1851/2 = 201 Thaler, 1862/3 = 210 Thaler, wobei übrigens nur diejenigen mitgerechnet sind, welche überhaupt Vermögen zu besitzen deklariren. Die vom Berliner Zentralverein beratenen Auswanderer gaben (unter derselben Einschränkung) 1851 durchschnittlich 289 Thaler Vermögen an, 1852 = 231 Thaler. Der Frankfurter Verein ermittelte 1852/3 die Summe von 354 fl. pro Kopf. In Bayern nahmen die Auswanderer in den Jahren von 1835 bis 1844 durchschnittlich 298 fl. mit, in den Jahren 1844 bis 1851 424 fl. Dagegen nahm ein württembergischer Emigrant 1855 durchschnittlich 188 Gulden mit, 1857 300 Gulden, 1858 790 Gulden.[4]) Fried. Kapp rechnet 750 Thaler als den niedrigsten Betrag des mit jedem Deutschen auswandernden Kapitals; nämlich 150 Thaler durchschnittlich pro Kopf bar und 600 Thaler für Erziehungskosten.[5]) Die Anschläge von Rein und Kapp treffen so ziemlich überein, und wird man dieselben auch als nicht zu hoch ansehen können. Sobald das Auswanderungswesen einheitlich

---

[1]) Daß die Einnahmen der Steuer ihrer natürlichen Bestimmung entzogen werden, ist eine schwere Schädigung der Kolonisation; im Jahre 1887 bewilligte der Kongreß 2 Millionen Dollars von den Einnahmen aus Landverkäufen zu gemeinnützigen Zwecken, davon wurden allein für die Hauptstadt ausgeworfen:

$ 250 000 für den Ausbau des Hafens,
= 350 000 für Pflasterung von Chausseen,
= 345 000 für andere Bauten

und nur

$ 150 000 für Wegebauten im Lande.

[2]) Im Jahre 1886 belief sich die Einfuhr auf $ 1 917 503 und die Ausfuhr auf $ 2 103 012, hiervon betrugen die Zölle resp. $ 798 221 und $ 113 158. Die beiden Hauptausfuhrartikel, sind paraguayscher Thee (Yerba mate) und Tabak; auf Yerba mate entfielen $ 69 843, auf Tabak $ 15 592.

[1]) Geography of the British Colonies. S. 131 ff.

[2]) Wochenschrift für das Leben des deutschen Volks. 1881. S. 583.

[3]) Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebiets. Leipzig bei A. Twietmeyer, 1879.

[4]) W. Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig, 1885.

[5]) Aus und über Amerika. Berlin 1876.

von Reichswegen geregelt werden sollte, was wohl bald zu erwarten ist, so werden durch umfassendere Aufnahmen über die Vermögensverhältnisse der Auswanderer, die der Heimatbehörde gewöhnlich genau genug bekannt zu sein pflegen, sowie aus den Angaben der Auswanderer selbst über ihre Verhältnisse genauere Daten für diese wichtige Beurteilung jedenfalls gewonnen werden.

Ein weiterer Nachteil, von dem einzelne ohnehin dünn bevölkerte Landesteile besonders schwer durch die Auswanderung betroffen werden, liegt in dem Umstand, daß der bei weitem größere Teil der Auswanderer Erwachsene sind. Die Anzahl der Personen im Alter über 15 Jahre pflegt über 70 Prozent zu betragen. Die Auswanderung von 1871—1880 betraf Mecklenburg mit der geringsten Bevölkerungsdichtigkeit zugleich mit der höchsten Auswanderungsziffer nach Verhältnis zur Bevölkerung; Mecklenburg (Zensus 1880) hat 43,4 Bewohner pro Quadratkilometer, die Auswanderung von 1871—1880 pro Mille der 1875er Bevölkerung betrug dagegen 44,9. An zweiter Stelle folgt sogleich Pommern mit 51,2 Bewohnern pro Quadratkilometer und 44,0 pro Mille Auswanderungsziffer.

Die nachstehenden Angaben über die Bevölkerungsdichtigkeit geben den Status vom 1. Dezember 1880 an; die auf die Auswanderung bezüglichen Ziffern enthalten die in den Jahren 1871—1880 ermittelten Ergebnisse[1]) pro Mille der Bevölkerung von 1875.

	Bevölkerungsdichtigkeit pro Quadratkilometer Bewohner.	Auswanderung von 1871 bis 1880 pro Mille der 1875er Bevölkerung.
Mecklenburg-Schwerin	43,4	44,9
Pommern	51,2	44,0
Ostpreußen	52,3	22,0
Westpreußen	55,1	22,0
Posen	58,8	34,1
Baden	104,1	18,1
Hessen-Nassau	99,1	14,8
Westfalen	101,2	7,4
Schlesien	99,5	4,4
Sachsen	198,3	6,3
Rheinland	151,0	4,5

Aus dieser Zusammenstellung wird ersichtlich, wie gerade die dünn bevölkerten Provinzen Pommern, Ost- und Westpreußen, Posen u. a. die Auswanderung in Bezug auf die Abnahme der erwerbsfähigen Personen empfinden müssen. Im Jahre 1875 kamen im ganzen preußischen Staate auf je 100 Produktive 58,54 jugendliche Personen. Viel ungünstiger war das Verhältnis im Regierungsbezirk Köslin, 100 : 67,44, was höchst wahrscheinlich mit der starken pommerschen Auswanderung zusammenhängt. In Mecklenburg soll die Feldarbeit merklich schlechter geworden sein, weil die kräftigen Leute auswandern, Kinder und Alte zurückbleiben.[2])

Diese Übelstände werden an manchen hart betroffenen Gegenden zum Teil gemildert werden können, wenn die Gutsherren in Zukunft ihre Arbeiter mehr sicher stellen; die Kleinbauern sollten in ihren Interessen möglichst geschützt werden, beispielsweise durch Beschränkung des Wildschadens,[3]) durch Ermäßigung der Abgaben, durch teilweise freie Nutzung des Waldes, wo der Kleinbauer sich anderweitig das Feuerungsmaterial nur schwer beschaffen kann ꝛc.

Könnte es erreicht werden, daß wir durch die besprochenen und ähnliche Maßregeln die Auswanderung in einzelnen Landesteilen beschränkten, so würde damit zugleich ein weiterer Nachteil verhindert, daß nämlich durch die übermäßige Auswanderung die Steuer- und Wehrkraft einzelner Landesteile zu sehr geschwächt wird. Es folgt aus der Natur der deutschen Auswanderung, daß die Staatsgewalten mit Ge- und Verboten das Übel nicht bekämpfen können; der Verlust, den unser Wirtschaftsleben und die Wehrfähigkeit unseres Volks durch die deutsche Auswanderung in ihrer heutigen Gestalt erleidet, kann nur durch Schutzmaßregeln und durch Erweiterung der Erwerbsquellen auf gewisse Grenzen beschränkt werden. Die deutsche Auswanderung in ihrer heutigen Gestalt nennt W. Roscher sehr treffend die negative, weil sie fast als ein reiner Verlust unserer Volkswirtschaft zu betrachten ist, im Gegensatz zu der kolonisatorischen Form, unter welcher die überschüssigen Kräfte, die das Vaterland nach außen abgeben kann oder muß, draußen gesammelt und in wirtschaftlicher Beziehung mit dem Mutterlande zu erhalten gesucht wird. Wir werden diesen Gegenstand in dem Abschnitt über die organisirte Auswanderung zu besprechen haben.

[1]) R. Jannasch, Deutsche Aufgaben in der Gegenwart. Leipzig, 1885.
[2]) W. Roscher, l. c.
[3]) Auf der Insel Rügen beläuft sich der Wildschaden, der zum größeren Teil den Pächtern zufällt, auf 1/4 bis 1/3 der gesamten Ernte.

Den großen Nachteilen unserer heutigen Auswanderung steht kein einziger direkter Vorteil gegenüber. Mittelbar muß man es freilich als einen Vorteil für den in Deutschland jetzt anbrechenden Beginn der extensiven Kultur ansehen, daß schon in allen Erdteilen Deutsche sich ausgebreitet und ansässig gemacht haben. Diejenigen, welche draußen dazu Gelegenheit finden, werden sich den deutschen Bestrebungen, unsere Kultur und unseren Handel in fremden Ländern mehr zur Geltung zu bringen, gewiß überall da anschließen, wo nicht eine engherzige Auffassung ihrer persönlichen Interessen sie ihr Deutschtum völlig verleugnen läßt. Man kann daher in der deutschen Auswanderung recht wohl ein weltgeschichtliches Moment für die vorbereitende Weltstellung der deutschen Rasse im Kultur- und Wirtschaftsleben der Völker anerkennen.

Ein anderer Vorteil, der uns sichtbarer vor Augen tritt, ist die Thatsache, daß durch den Fortgang zahlreicher Existenzen, welche durch ihre Überzahl das Erwerbsleben in der Heimat erschwert hatten, den Zurückbleibenden das Fortkommen erleichtert wird. Dies bedarf keines weiteren Nachweises, wenn wir uns aus dem Zensus von 1880 die große Zahl der erwerbsthätigen eingewanderten Deutschen der Vereinigten Staaten von Amerika vergegenwärtigen, die dort zum größeren Teil ein vorzügliches Auskommen gefunden haben. Nehmen wir aus den Berufsgruppen: Landbau, Handel, Verkehr, Industrie, Handwerk und Bergbau nur die Ziffern, die auf S. 71 in Nr. 6 gegeben wurden, so zeigt sich sogleich, wie undenkbar es ist, daß diese Existenzen in dem Heimatlande überhaupt ein ähnliches Unterkommen, geschweige ein gleich gutes Fortkommen hätten finden können. Dieser Umstand ist es vornehmlich, welcher dazu nötigt, die Auswanderung in ihrer jetzigen Gestalt zu bekämpfen, sie so zu organisiren, daß die Abziehenden durch ihre Arbeit an fremder Stätte vermöge des weiteren Zusammenhangs mit dem Mutterlande dazu beitragen, die Grundlagen der Existenzmöglichkeit des alten Heimatlandes zu erweitern.

Wir kommen hiernach betreffs der Nachteile und Vorteile der deutschen Auswanderung zu dem Satze:

1. Die deutsche Auswanderung in ihrer heutigen Gestalt ist ein reiner Verlust für die Wirtschaft, die Steuerkraft und die Wehrfähigkeit unseres Volkes;
2. den Nachteilen der deutschen Auswanderung kann kein einziger unmittelbarer Vorteil gegenübergestellt werden.

IV.

Die organisirte deutsche Auswanderung.

Auf der Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins im Jahre 1886 kam der Grundsatz zur Anerkennung, daß die Regelung der deutschen Auswanderung sowohl von den deutschen Reichsbehörden als von freien Vereinigungen ausgehen müsse. Diese Ansicht findet auch bei allen namhaften Schriftstellern Geltung und Fürsprache. Da es sich für Deutschland nicht um Staats-Kolonisation handeln kann, die ihrer Natur nach große Ausgaben zu Unkosten der deutschen Steuerzahler bedingen müßte, so ist bei der Frage die Erörterung überflüssig, ob die Merkantilisten oder die Smithianer mit ihren einseitigen Systemen Recht haben. Für uns ist die Auswanderungsfrage eine nationale, insonderheit aber eine Arbeits- und Kapitalfrage, an deren Lösung die verschiedenen Faktoren im Staats- und Wirtschaftsleben unserer Nation nach der Verschiedenheit von Beruf, Aufgabe und Interesse teilnehmen müssen, und in natürlicher Entwickelung der treibenden Kräfte auch teilnehmen werden. Nicht das System ist das Entscheidende, welches unbiegsam und beharrlich ist, sondern das Bedürfnis der Gesamtheit, das nach dem Wandel des Zeitlaufes veränderlich und wechselnd gedacht werden muß.

Wir haben also zu untersuchen, welche Aufgaben bei der praktischen Lösung der Auswanderungsfrage den Reichsbehörden obliegen, und welcher Anteil den freien Vereinigungen zufällt, immer mit dem Blick auf die Bedürfnisse der Nation, auf die nationalen und wirtschaftlichen Interessen der Gesamtheit.[1])

[1]) Wir verweisen in dieser Beziehung auch auf die Verhandlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche diesen Gegenstand betreffen. In der Generalversammlung vom 22. November 1888 wurde eine Resolution, welche der Reichstagsabgeordnete Dr. Hammacher als Referent vertrat, mit folgendem Inhalt angenommen:

1. Es liegt im Interesse Deutschlands, daß die deutsche Auswanderung sich nach solchen Ländern wendet, in denen neben der Aussicht auf ein gutes wirtschaftliches und geistiges Fortkommen die Verhältnisse für die Erhaltung des Deutschtums der Einwanderer und der Beziehungen derselben zu Deutschland die meisten Garantien bieten.
2. Es ist deshalb zu beklagen, daß das für das Königreich Preußen bestehende Ministerialreskript vom 3. November 1859 die Auswanderung nach den südlichen Provinzen Brasiliens (Rio Grande do Sul und St. Catharina), in welchen diese Vorbedingungen eines für die Aufnahme von Deutschen geeigneten Gebiets erfahrungsgemäß vorliegen, gehemmt hat und fortwährend hemmt.

Die staatliche Fürsorge, welche die deutschen Regierungen unserer Auswanderung schenken sollten, muß sich nach zwei Seiten äußern; einmal bedarf der Auswanderer der Belehrung und des Schutzes von seiten der heimischen Behörden, und zum andern sollte der Staat im eigenen Interesse die Bestrebungen der freien Vereinigungen unterstützen, welche die überschüssigen Arbeitskräfte unseres Volks draußen zusammenfassen und in Verbindung mit deutschem Kapital nutzbringend für das Mutterland verwerten wollen. Mit Recht hebt W. Roscher hervor, daß der Auswanderung keine Vogelfreiheit gelassen werden dürfe, daß es an der rechten Bekämpfung der Unwissenheit in Auswanderungsfragen noch immer fehle, und er empfiehlt harte Bestrafung jedes seelenverkäuferischen Treibens, strenge Überwachung der Auswanderer-Schiffahrt, wirksame Verpflichtung der Konsuln, welche in Amerika ꝛc. angestellt sind, auch den Auswanderern mit Rat und That behülflich zu sein.

Wie wir bei Besprechung der Ursachen der deutschen Auswanderung gesehen haben, fehlt es jetzt sogar an den nötigen statistischen Erhebungen über den Beruf der Auswanderer, über die Erwerbs- und Vermögensverhältnisse der einzelnen Auswandererfamilien, über die Gründe, welche bei der Wahl des neuen Heimatlandes entscheidend waren u. s. f. So lange solche Erhebungen, welche mit Unterstützung der Heimatsbehörden der Auswanderer sich würden mit voraussichtlich leichter Mühe und ziemlicher Vollständigkeit gewinnen lassen, noch fehlen, ist es ebensowenig möglich, ein Urteil über die Ursachen der Auswanderung im einzelnen sicher zu begründen, als die Grenze zu finden, wie weit die Auswanderung ungesund ist, das heißt auf Selbsttäuschung oder Verführung beruht, und wie weit sie als wirklicher Überschuß an Arbeitskräften notwendig abfließen muß. Es ist eine Forderung der einfachen Menschenliebe, daß von Staatswegen dem Auswanderer Rat und Auskunft erteilt werde. So nutzbringend in dieser Hinsicht die freien kolonialen Vereine und die mit ihnen verbundenen Organe, wie Deutsche Kolonialzeitung und Export, auch wirken mögen, sie werden die Auswandererkreise nur in den wenigsten Fällen treffen; einem staatlichen Auskunftsbüreau stände aber nicht nur eine wirksamere Vermittelung zur Seite, sondern durch ihre ausländische Vertretung auch umfassendere und zuverlässigere Informationen.

Die englische Regierung hat der Notwendigkeit, dem Auswanderer die Erreichung seines Reiseziels in bester Weise zu ermöglichen, sowie ihn über die Verhältnisse des neuen Landes genau zu informiren, Rechnung getragen. In London wurde im Jahre 1889 ein staatliches Auskunftsbüreau für Auswanderer errichtet, in welchem den Auswanderern nach amtlichen Quellen unentgeltlich Auskunft über die Verhältnisse der verschiedenen Kolonien in Bezug auf Lage, Klima, Erzeugnisse, Religion, Schulwesen, innere Verkehrsmittel, Kosten des Lebensunterhaltes, Löhne, Bodenverhältnisse, Landsystem, Fahrgelegenheiten, Passagepreise u. s. w. gegeben wird. Von diesem Büreau werden alle drei Monate kurze amtliche Berichte über die Zustände, Arbeitsaussichten in den Kolonien u. s. w. veröffentlicht, die in jedem Postamte gratis zu haben sind.[1]) Die Fürsorge, welche die schweizer Behörden den dortigen Auswanderern schenken, ist rühmlich bekannt.

Nächst der Belehrung des Auswanderers wird die staatliche Fürsorge die Beförderungsmittel und das Agentenwesen ins Bereich ihrer Kontrole ziehen. In ersterer Beziehung ist wohl im allgemeinen für alle notwendigen Bedingungen gut gesorgt. Das deutsche Auswanderungswesen dürfte in dieser Hinsicht hinter keinem anderen Lande zurückstehen. Bedenklicher steht es dagegen um das Treiben der Agenten. In einem Lande, in dem die Unwissenheit in Auswanderungsdingen noch ganz allgemein verbreitet ist, werden die übertriebenen Anpreisungen von guten Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten fremder Länder nur zu leicht williges Gehör finden. Die Thätigkeit der Agenten wird aber desto freier und ungehinderter sich entfalten können, als es an jeder Instanz fehlt, die ihre Reklamen und Prospekte auf den ihnen innewohnenden sachlichen Wert zu prüfen vermöchte. Dieser Mangel muß als ein besonders schädlicher bezeichnet werden, weil jede unwahre Offerte, jede übertriebene Reklame, welche sich an den Auswanderer richtet, der Überredung zur Auswanderung gleichzuachten ist. Nächst der notwendigen Reform des Konzessionswesens würde auch in diesem Falle ein gut eingerichtetes Auskunftsbüreau gegen die verführerischen Reklamen der Auswandereragenten sich als Korrektiv verwenden lassen; eine solche Zentralstelle würde über diejenigen Informationen verfügen, welche die Grundlagen zur Beurteilung des Auswanderungsschwindels zu bieten vermögen.

Folgt aus unserer bisherigen Betrachtung der staatlichen Fürsorge für den Auswanderer, daß zunächst die Vervollkommnung der Statistik als notwendig erachtet werden muß, ferner die Belehrung und die persönliche Leitung des Auswanderers umfassender gestaltet werden können, sodann die Überwachung der Beförderung und des Agentenwesens Gegenstand strenger Kontrole bilden müsse, so richtet sich eine weitere Forderung auf die Gewährung von Rat und Hilfe an die Auswanderer in Amerika ꝛc. durch unsere Konsuln. Wir brauchen hier auf eine Darlegung der mangelnden Zahl von Berufskonsuln und der wünschenswerten Beseitigung der Titularkonsuln nicht einzugehen, da die letzteren bereits auf dem Aussterbeetat stehen. B.

(Schluß folgt.)

3. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat die Pflicht, dahin zu wirken, daß solche Hindernisse einer die Gesammtinteressen Deutschlands entsprechenden Richtung der deutschen Auswanderung beseitigt werden, überhaupt aber durch Belehrung und durch weitere Entwickelung ihres Auskunftsbüreaus innerhalb der gesetzlich zulässigen Grenzen die Auswanderung im deutsch-nationalen Interesse zu beeinflussen.

   Insbesondere liegt es ihr ob, die Bildung geeigneter Kolonisations-Unternehmungen zu fördern, und die Thätigkeit derselben zu unterstützen.

4. Es ist Aufgabe der Deutschen Kolonialgesellschaft, den Erlaß eines die Thätigkeit, wie den Geschäftsbetrieb der Auswanderungsunternehmer und Auswanderungsagenten im deutschen Reiche einheitlich ordnenden Reichsgesetzes anzustreben.

[1]) Über die englischen freien Vereinigungen für das Auswanderungweseus verweisen wir auf einen vorzüglichen Aufsatz des Professors v. Philippicho in der Deutschen Kolonialzeitung 1888 S. 293 u. fg.

Korrespondenzen.

Eine Plantagenpflanze für die Kolonien.

Brüssel, den 15. März 1890.

Unsere ostafrikanischen Ländereien weisen meilenweite Strecken auf, deren Dürre eine reichere Kultur nicht gestattet. Für diese ist eine erst seit kurzem auf den Antillen angebaute Faserpflanze ungemein geeignet, welche gerade solche dürre Strecken liebt und auf ihnen die besten Erträge liefert. Diese neue Plantagenpflanze ist der Sisal-Hanf. Mit unseren Hanfarten (Cannabis) hat die Pflanze nichts zu thun, sondern sie gehört zu den Liliaceen und ist die allbekannte Agave in ihren Abarten Agave rigida var. Sisalana, und Agave rigida var. elongata. Diese Agave ist in Mittelamerika heimisch und wurde bereits mehrere Jahre in Honduras angebaut, als Sir Henry Blake, Gouverneur der Bahamas, darauf aufmerksam wurde und die Pflanze auf den Bahamas, sowie in Jamaika anpflanzen ließ. Man sah bald den Vorteil ein, den der Anbau dieser Agaven brachte, und hat an einigen Orten sogar die Ausfuhr der Pflanze verboten. Die Faser, welche die Blätter des Sisalhanfes, oder, wie wir besser sagen, der Sisalagave, liefern, ist kräftig und findet sich in den Blättern außergewöhnlich zahlreich vor. Nach den Handelsausweisen wurden die einzelnen Fasersorten folgendermaßen notirt:

Polnischer Hanf	Tonne	480	Mark,
Italienischer Hanf	=	660	=
Ostindischer Hanf	=	120	=
Manila (Erzeugnis der Musa)	Tonne	90—1100	=
Mauritius (Erzeugnis der Fourcroya)	Tonne	720	Mark,
Neuseeländer (Erzeugnis des Phormium)	=	600	=
Sisal (Erzeugnis der Agaven)	=	1060	=

Die Sisalfaser giebt sonach neben dem Manilahanf den besten Ertrag.

Der Anbau der Pflanze ist der denkbar einfachste. Jeder trockene, arme Boden ist für dieselbe geeignet, am besten gedeiht sie auf kieseligem oder steinigem Grunde. Auf feuchtem oder fruchtbarem Boden lohnt sich der Anbau nicht. Aller Schatten ist schädlich. Die jungen Pflanzen, die noch keine zwei Fuß hoch sind, werden am besten verwendet. Beim Auspflanzen werden die Wurzeln ein wenig gekürzt und die trockenen Blätter entfernt. Die Pflanzen werden in gerade Reihen gesetzt. Der Abstand zwischen denselben beträgt 12 Fuß, der der Pflanzen von einander 6 Fuß. Bei dieser Pflanzweise kommen etwa 600 Agaven auf den Acker. Die Regenzeit ist für die Herrichtung der Felder die beste.

Die Kultur ist ungeheuer einfach. Schatten wird nicht gelassen, das Gesträuch wird abgeschnitten, Baumstämme mit den Wurzeln gerodet. Die Seitensprößlinge werden eventuell zum Verpflanzen aufbewahrt, aber vom Stamme abgetrennt. Sind die Pflanzen etwa zwei Jahre alt, so kann Vieh in die Plantage gelassen werden, um Kräuter und Sträucher kurz zu halten. Ein Umpflügen des Bodens, Behacken u. s. w. ist vollständig unnötig. Die Pflanzen werden im Durchschnitt 15 bis 20 Jahre alt Geben sie Zeichen des beginnenden Absterbens, so pflanzt man alsbald Sprößlinge in die Reihen, so daß stets sofort die Ergänzung da ist. Jede Pflanze muß etwa 30 Blätter das Jahr liefern. Bei 600 Pflanzen auf dem Acker sind das 18 000 Blätter, die im Jahre $1\frac{1}{2}$ Tonne Sisalfaser liefern.

Die Ernte findet statt, wenn das Blatt niedersinkt und durch seine dunklere Färbung anzeigt, daß es zum Schneiden reif ist. Dicht am Stamme werden die Blätter abgetrennt und alsbald die Stachelzähne am Rande und die dornige Spitze entfernt, was namentlich bei Agave rigida var. elongata notwendig ist. Dann werden die Blätter in Bündel gepackt zur Verschickung. Die Arbeiter werden nach dem Tausend bezahlt. Die Reife der Blätter tritt, je nach dem Boden, in 2 bis 3 Jahren ein. Die Faser muß alsbald aus den Blättern gezogen werden. Läßt man die Blätter ein paar Tage liegen, so wird die Faser fleckig. Das Entfasern geschieht durch Maschinen. Herr Preston, welcher von der Bahamaregierung zur Untersuchung der Pflanzungen in Yucatan abgesandt wurde, sagt über die Entfaserung, wie sie auf den dortigen Plantagen geschieht, folgendes: „Auf der ersten Pflanzung waren 6 „Fasermaschinen von Death im Betriebe, mit 8 Messern und Schabern, in

Bewegung gesetzt durch eine starke 10 Pferdekraftmaschine von Marshall, Sons u. Co. Jedes Rad machte in der Minute 20 Blätter, im Tage 8000 fertig. Bei jedem Rade schoben, so schnell sie konnten, zwei Mann Blätter in die Maschine. Ein Junge fuhr neuen Vorrat an, drei andere schleppten die erhaltene Faser fort. Wasser wird bei der Entfaserung nicht und auch nicht zum Waschen der Faser gebraucht, welche zwei Stunden auf Trockengerüsten an der Sonne getrocknet und gebleicht wird. Nach diesen zwei Stunden ist der Stoff zum Verpacken in Ballen fertig. Viele Plantagen haben dafür eine Presse. Handmaschinen sind nicht empfehlenswert. Die Arbeitsstunden an der Maschine sind von 8 bis 12 Uhr mittags, am Nachmittage helfen die Arbeiter beim Auffammeln der getrockneten Faser." Herr Preston fand in Yucatan eine Fabrik, welche täglich 48 000 Blätter verarbeitete. Das Pfund Faser kostete der Fabrik 5 Pfennig mexikanischen Silbers und war schon in Merida 22 Pfennig Gold wert. In Yucatan sind solcher Faserfabriken etwa 200, die größte hat 90 Maschinen und 500 Arbeiter. Die meisten größeren Fabriken verzeichnen täglich einen Gewinn von 2000 Mark bis zu 8000 Mark.

Die Bedürfnisse der Pflanze sind so gering, ihre Vorliebe für dürres, unfruchtbares Land ist so groß, daß sie mit dem besten Erfolge in vielen Strecken Ostafrikas und in Lüderitzland gepflanzt werden könnte.

R. A. Körnig.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 1. April 1890 unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungsrates a. D. Simon eine Sitzung ab. Es wurden die laufenden Geschäfte erledigt und Anträge von Eberswalde, Berlin, Darmstadt und Hannover, welche dem Ausschuß von dem Vorstande zur weiteren Beratung überwiesen worden waren, behandelt. Da noch kein definitiver Beschluß vorliegt, sehen wir von einer weiteren Berichterstattung über diese Punkte ab. Die Bildung einer Abteilung in Annaberg steht bevor, in Leisnig hat sich eine solche gebildet. Die Mitgliederzahl der Abteilung Antwerpen hat sich, wie mitgeteilt wurde, bereits auf 174 gesteigert.

— Abteilung Berlin. In der am 10. März d. Js. stattgehabten Vorstandssitzung wurde beschlossen, die bei Gelegenheit des Vortrages des Herrn Marinepfarrers Wangemann eingegangenen Spenden für ein Krankenhaus in Sansibar auf 1000 Mark zu erhöhen. Die Ämter des Vorstandes wurden für das Jahr 1890 wie folgt, verteilt: Herr Geheimer Justizrath Prof. Dr. von Cuny, erster Vorsitzender, Herr Graf Behr-Bandelin, erster, Herr Marschall von Bieberstein zweiter Stellvertreter. Herr Regierungsbaumeister Wiskow wurde zum ersten Schriftführer, Herr Kunstverlagshändler Grunert zum ersten Schatzmeister ernannt; Herr F. Runge übernahm die Ämter des zweiten Schriftführers und zweiten Schatzmeisters. An Stelle des auf seinen Wunsch aus dem Abteilungsvorstande scheidenden Herrn Ballin wurde Herr Regierungsassessor Angerer gewählt. — Am 28. März sprach Herr Premierleutnant Weiß über Eisenbahnbau in Ostafrika, besonders mit Rücksicht auf eine Linie von Tanga nach Usambara und Aruscha, welche im ganzen eine Länge von 360 km haben und etwa 10 Millionen Mark kosten würde. Die Spurweite der Bahn soll 1 m, mit Dammschüttung in der Krone von 3 m betragen, die Steigungsverhältnisse und Kurven könnten im Verhältnis 1 : 40, der Radius auf 100 m angenommen werden. Im großen und ganzen schloß er sich dem System an, welches die Russen bei dem Bau der Transkaspischen Bahn verfolgt haben, und hielt die Übertragung desselben auf ostafrikanische Verhältnisse für ausführbar.

— Abteilung Köln. Am 28. März hielt Paul Reichard eine Rede über die Grenzen Deutsch-Ostafrikas, nach welcher in der Versammlung folgende Resolutionen angenommen wurden: 1. Im Interesse der Befestigung der deutschen Kolonialpolitik in Ostafrika erscheint es geboten, politische Verwaltungsstationen zunächst in Tabora und sodann am Tanganyika-, Victoria- und Nyassa-See zu errichten. 2. Für die bevorstehenden Verhandlungen mit England empfiehlt es sich, als Südgrenze Deutsch-Ostafrikas die Linie festzuhalten, welche in der Höhe des Rovumaflusses etwa unter dem 12. Grad südlicher Breite zum Bangweolo-See läuft. 3. Dringend geboten erscheint es in Beziehung auf das nördliche deutsche Schutzgebiet in Ostafrika, als Südgrenze den Tana bis zur Mündung und als Nordgrenze den Jubafluß nebst dessen Mündung für Deutschland zu sichern.

— Abteilung Leisnig. Der Vorstand der Abteilung besteht aus den Herren Realschuloberlehrer Holthener, I. Vorsitzender, Stabsarzt Näther, II. Vorsitzender, Referendar Dr. Degen, I. Schriftführer, Postdirektor Böttcher, II. Schriftführer, Buchdruckereibesitzer Ulrich, Schatzmeister. Den Herren, welche sich um das Zustandekommen der Abteilung verdient gemacht haben, sei auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

— Abteilung Frankfurt a. M. In der Abteilung sprach am 1. April Joachim Graf von Pfeil über seine Erfahrungen in Neu-Guinea, und entrollte dabei von der Naturbeschaffenheit und den Bewohnern des deutschen Schutzgebiets daselbst ein anschauliches, aber keineswegs zu rosig gefärbtes Bild. Er betonte vor allem, daß wir die dortigen Länder erst gründlich erforschen und kennen lernen müssen, ehe man sagen kann, wie sie am besten zu kolonisiren seien. — An diesen Vortrag schloß sich die Hauptversammlung der Abteilung, in welcher der Vorsitzende Dr. Em. Cohn einen Bericht über die vorjährige Thätigkeit erstattete. Abgesehen von der Veranstaltung einzelner Vorträge, ist die Abteilung wenig in die Öffentlichkeit getreten, dagegen ist das von ihr errichtete Auskunftsbüreau für Auswanderer vielfach in Anspruch genommen worden, und hat durch Belehrung und sachkundige Fingerzeige, oft auch durch Warnungen vor unüberlegter Auswanderung segensreich gewirkt. Ein weiteres Unternehmen geht dank dem Entgegenkommen der Verwaltung des Palmengartens ebenfalls seiner Verwirklichung entgegen, nämlich die Anlegung eines Akklimatisationsgartens für tropische Pflanzen, um Gärtner, welche nach den überseeischen Kolonien zu gehen beabsichtigen, mit dem Anbau und der Pflege der dortigen Gewächse bekannt zu machen. In den Vorstand wurde für den verstorbenen Geh. Kommerzienrat Passavant Herr Bolongaro-Crevenna gewählt.

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsch-Ostafrika.) Zwischen Deutschland und England waren Unterhandlungen eingeleitet, um die Interessensphäre in Afrika genauer zu bestimmen, sind aber augenblicklich zum Stillstand gekommen. Allen schwebenden Streitfragen soll durch gegenseitige Konzessionen nach dem do ut des Prinzip ein für allemal ein Ende gemacht werden. Wir enthalten uns deshalb vorläufig jeder Äußerung darüber, in welcher Weise wir eine Regulirung erstreben möchten, nachdem wir mehrfach die Grundlinien angedeutet haben. Eine eingehendere Begründung an dieser Stelle würde nur die Aufmerksamkeit uns mißgünstiger Nationen darauf lenken. — Den „Times" wird aus Sansibar vom 2. April gemeldet: Heute trafen 600 sudanesische Soldaten auf einem ägyptischen Dampfer für Major Wißmann ein und wurden unverzüglich nach Bagamoyo weiterbefördert. — In den Straßen von Sansibar ist eine Proklamation Emin Paschas an die Araber verteilt worden, worin er die Gemeinsamkeit mit Stanley und den Engländern, die gegen Tippo Tip bei dem Konsulargerichte Klage erhoben, zurückweist und seine Freundschaft mit den Arabern verkündet. — Emin Pascha ist in den deutschen Dienst eingetreten und wird in Kürze mit einer Karawane, welche einige deutsche Offiziere und mehrere hundert Sudanesen umfassen wird, nach dem Innern abreisen. — Banaheri schloß Frieden und kehrt nach Saadani zurück. — Major Wißmann verbot den Karawanen das Betreten der deutschen Sphäre, nördlich von Tanga, ohne seine Erlaubnis. — Major Wißmann hat die Küstenlinie von Rufidji bis zum Rovuma unter das Standrecht gestellt. — Die vom Sultan von Sansibar in versöhnlicher Mission nach den südlichen Häfen entsandten Kommissare sind unverrichteter Sache zurückgekehrt. — Der Gesundheitszustand der deutschen Schutztruppe war im Januar und Februar ein außerordentlich günstiger. — Dr. Baumann ist mit einer Expedition von Tanga aufgebrochen, um die Trace für eine Bahn nach dem Kilimandscharo festzulegen. — Die neue Postdampferlinie, welche in kurzer Zeit den ersten Dampfer nach Ostafrika laufen läßt, wird außer in Sansibar noch in Dar-es-Salaam anlegen und bis zur Delagoabai fortgeführt werden. Um die Küstenhäfen zu verbinden, wird eine eigene Küstendampffchifflinie eingerichtet werden.

— (Witu.) Nach der „Times" vom 2. April wollte Generalkonsul Michahelles in kurzer Zeit mit 2 Kanonenböten nach Lamu abgehen, um dem Sultan von Witu einen Besuch abzustatten.

— (Kamerun.) Die Statistik von Kamerun über Ein- und Ausfuhr, welche jetzt durch Verordnung eingeführt ist, ergiebt in der Einfuhr vom 1. Juli bis 31. Dezember 1889 folgende die Hauptartikel umfassende Ziffern: Rum und Genever 468,095 Liter, Cognac, Liqueure ꝛc. 9748 Liter, Feuerwaffen 5446 Stück, Pulver 141,628 Kilo, Salz 704,212 Kilo, Tabak 54,399 Kilo, Zigarren 376 Kilo, Bier 36,231 Kilo, Wein 13,829 Kilo, Eisen- und Stahlwaren 34,950 Kilo, Bauholz, Faßholz und Holzwaren 171,529 Kilo, Kleider, Wäsche ꝛc. 2788 Kilo, Leinen, Seilerwaren ꝛc. 8051 Kilo, Material-, Spezerei-, Konditorwaren ꝛc. 90,876 Kilo, Petroleum ꝛc. 10,689 Kilo, Seife und Parfümerien 10,354 Kilo, Steinkohlen und Briquettes 400,020 Kilo, Zement 37,090 Kilo u. dergl. m. — Der Verein für evangelische Mission in Kamerun hielt am 25. März in Stuttgart seine Jahresversammlung ab. Der leitende Gedanke bei Gründung des Vereins, daß die Mittel für diese neue Mission in deutschem Schutzgebiete in Deutschland aufgebracht werden sollen, ist noch bei weitem nicht erreicht. Während die Ausgaben für die Kamerunmission im Jahre 1887 42 900 Mark, 1888 54 000 Mark, 1889 72 000 Mark betrugen, waren die Gesamteinnahmen zwar in der Zeit der ersten Begeisterung 1887 56 500 Mark, dagegen 1888 nur 18 700 Mark, 1889 24 600 Mark. Obgleich die Mission in Kamerun lediglich infolge der deutschen Schutzherrschaft und auf allseitigen Wunsch aus Deutschland von der Basler Missionsgesellschaft übernommen worden war, betrugen die Beiträge hierfür aus Deutschland ohne Württemberg doch nur im Jahre 1887 30 400 Mark, 1888 6500 Mark, 1889 7300 Mark. Diese ungenügende Unterstützung ist um so bedauerlicher, als die Basler Missionsgesellschaft in den letzten Jahren auch für ihre anderen großen Aufgaben in Indien, China und auf der westafrikanischen Goldküste die nötigen Mittel nicht voll erhalten hat. Der Bericht spricht daher den berechtigten Wunsch aus, es möchten auch die anderen deutschen Länder, namentlich die schon bisher mit der Basler Missionsgesellschaft verbundenen, die Kamerunmission thatkräftiger fördern und ferner möchten auch diejenigen Kreise, welchen das deutsche Kolonialwesen vom nationalen Gesichtspunkt aus angelegen ist, an der Unterstützung der Mission sich mehr beteiligen. Die evangelische Mission in Kamerun nimmt trotz aller inneren und äußeren Schwierigkeiten und Gefahren einen sehr erfreulichen Fortgang. Möge die Opferwilligkeit in der Heimat nicht hinter der Arbeitsfreudigkeit und dem Todesmut der Missionare in jenem gefährlichen Lande, wo in den letzten drei Jahren schon fünf Basler Missionare in das Grab gesunken sind, zurückbleiben, damit es nicht schließlich nur an den Mitteln fehlt, die Mission in dem ihr offenstehenden und empfänglicheren Binnenland auszubreiten und besonders auch die so dringend wünschenswerte Gesundheitsstation am Kamerungebirge für die Genesung und Erholung der in Kamerun und auf der Goldküste vom gefährlichen Klimafieber so vielfach heimgesuchten Missionare zu gründen. Rechner des Vereins ist nunmehr Herr Finanzrat a. D. Klaiber in Stuttgart, Olgastraße 69 C, welcher neben den anderen Vertretern des Vereins Beitrittserklärungen und Beiträge für den Verein entgegennimmt.

— (Togoaebiet.) In das Togogebiet wurden vom 1. April bis 1. Oktober 1889 zollpflichtige Waren eingeführt: Rum (unter 40 Proz.) 440 373 Liter,

(40—60 Proz.) 442 172 Liter, (über 60 Proz.) 18 550 Liter, Genever (zu gleichem Prozentsatz) 4759 und 2435 Liter, Tabak 89 726 Kilo, Pulver 181 679 engl. Zentner, Gewehre 2333 Stück. — Von besonderem Interesse ist die Mitteilung des Deutschen Kolonialblattes, daß die Kaufleute von Klein-Popo und Porto-Seguro (im Togogebiet) eine „Handelskammer" gegründet haben. — Die Anzahl der Schiffe, welche im Jahre 1889 die Reede von Klein-Popo anliefen, betrug 96. Davon waren 50 deutsche, 15 englische, 21 italienische und 7 französische. — Eine wertvolle, von dem Gesichtspunkt der Anlage von Plantagen auch praktisch bedeutsame Arbeit des Freiherrn Dr. von Danckelmann bringt das neuste Heft der Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Die höchste Wärme tritt in der Zeit vom Februar bis April ein, die niedrigste im Juli oder August. Die Regenzeiten fallen in die Zeit vom März bis Juni und vom September oder Oktober bis in den November hinein. Der Regenfall ist an der Küste verhältnismäßig gering, wächst aber nach dem Innern des Landes zu um das Doppelte und Dreifache. Entsprechend steigt die Zahl der Tage mit Gewittern, je weiter man in das Innere des Landes gelangt. Auf der Station Bismarcksburg wurde an 190 Tagen des letzten Beobachtungsjahres Donner gehört. Trotzdem sind Blitzschäden selten. Von besonderem Interesse ist die Beschreibung der häufig auftretenden Tornados, d. h. meist rasch vorüberziehender Gewitterböen, und des Harmattan, welcher periodisch in der Zeit von Anfang November bis Mitte März, besonders aber im Dezember und Februar weht. — Zur wissenschaftlichen Leitung der Station Bismarckburg ist Dr. R. Büttner berufen worden, welcher im Jahre 1884—1886 das südliche Kongobecken bereist hat.

— (Südwestafrikanisches Schutzgebiet.) Der Gesundheitszustand der Mannschaften ist ausgezeichnet, und der Einfluß auf die Beruhigung des Landes nicht zu verkennen. Hauptmann v. François hat Anfang Dezember die Bastards von Rohoboth besucht und gedachte Windhoek zu untersuchen, wo infolge des Vorhandenseins warmer Quellen Kulturanlagen gemacht werden können. Die vollständige Organisation der Bergbehörde ist in Aussicht genommen. Der Bergassessor Frielinghaus ist als Berghauptmann und Leiter der Behörde in den Dienst des Reiches getreten. Er befindet sich jetzt noch zu Rohoboth bei den Bastards; ihm wird ein geeigneter Techniker als Markscheider beigegeben, welcher binnen kurzem nach Südwestafrika abreisen wird. — Dr. Göring dürfte sich bereits seit einigen Wochen im Schutzgebiet befinden. Während seines Aufenthaltes in Kapstadt hatte sich eine Anzahl englischer Syndikate an ihn gewandt, um für das deutsche Schutzgebiet die Erlaubnis zur Vornahme bergmännischer Untersuchungen zu erhalten.

— (Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.) Der aus Finschhafen in Cooktown Mitte Februar eingetroffene Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie, „Ottilie", berichtet über bemerkenswerte Fortschritte der Tabakskultur in Kaiser Wilhelmsland. Der Tabak soll gut gedeihen und die bisher in dieser Richtung erzielten Erfolge derartige sein, daß schon in der nächsten Zeit eine Expedition nach dem Kaiserin Augusta-Flusse abgehen soll, eigens zu dem Zwecke, um an den Ufern desselben nach weiteren zur Tabakskultur sich eignenden Landstrecken Umschau zu halten.

— (Der Eintritt Emin Paschas in deutsche Dienste) hat in England sehr verstimmt und es sind die herbsten Vorwürfe, welche selbstverständlich durchaus ungerecht sind, unserem Landsmann nicht erspart geblieben. Emin Pascha hat aber, was die Engländer nicht zu wissen scheinen, von Anfang an ihren Plan durchschaut, wie aus folgendem, von der „Kölnischen Zeitung" mitgeteiltem Auszug aus einem demnächst erscheinenden Werke des P. A. Schynse hervorgeht, wenn derselbe schreibt: „Ich verplaudere den größten Teil des Weges mit Emin Pascha, der gar kein Geheimnis über die eigentlichen Expeditionszwecke macht. Wie soll ein geriebener schottischer Kaufmann (Mackinnon, der viel Geld für die Stanleysche Expedition hergab) auf einmal auf die Idee verfallen, bedeutende Summen aufzuwenden, um einen ägyptischen Beamten, den er bisher vielleicht nicht einmal dem Namen nach kannte, herauszuholen? Diese Expedition galt nicht so sehr dem Dr. Emin Pascha, als seiner Provinz und seinem Elfenbein. Wären die Verhältnisse geblieben wie sie waren, so hätten die in Wadelai liegenden 4000 Zentner Elfenbein die Expeditionskosten reichlich gedeckt und außerdem noch einen Fonds für mehrere Jahre geliefert. Zwischenzeitig hätte Emin Pascha neues Elfenbein gesammelt, man hätte so eine hübsche Provinz ganz kostenlos annektirt und Mittel daraus gezogen, sie mit Mombassa in Verbindung zu setzen. Wenn man Emin Pascha verproviantirte, sollte er auch seinen Einfluß und seine Landeskenntnisse in den Dienst seiner Befreier stellen, und das Ganze wäre dann eine wohlgelungene kaufmännische Spekulation geworden. „Ich bin den Herren ja recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben," schloß Dr. Emin Pascha, „aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Machte er mir auch keine direkten Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas anderes dahinterstecke als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen." Unter Stanleys eigenen Leuten war dieselbe Meinung verbreitet: „Bei unserm vielen Verkehr mit den Offizieren der Expedition dringt doch manches durch, was klar legt, welches die Zwecke der Expedition waren. Dem äußern Anschein nach ist sie ja gelungen und wird demgemäß auch in Europa gefeiert werden; in Wirklichkeit aber sind die Helden der Expedition recht unzufrieden mit den Resultaten und gestehen heute hier dies auch ein. „Eine Masse Leute sind gestorben, bedeutende Mittel aufgewendet worden, $2^1/_2$ Jahre haben wir im Elend gelebt und was erreicht? Wir bringen eine Anzahl unnützer, verfaulter ägyptischer Schreiber, Juden, Griechen, Türken aus dem Innern, die uns nicht einmal dafür danken; Casati selbst war der Mühe nicht wert, er ist ja Mchenzi geworden, und der Pascha ist zwar ein Ehrenmann, aber doch nur Mann der Wissenschaft." Man hatte darauf gerechnet, in Dr. Emin Pascha einen Soldaten zu finden an der Spitze von 2000 disziplinirten Leuten, den man blos Munition zu bringen brauche, um sich der äquatorialen Provinz für England zu versichern und sich mit Hilfe seiner Bayonnette einen Weg nach Mombassa zu eröffnen. Nun, da dies nicht gelungen ist, ist man unzufrieden. Dr. Emin Pascha selbst ist Menschenkenner genug, um sich über die wahren Motive der Expedition keine Illusionen zu machen."

— (Die neue Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes), welche durch den Etat für 1890/91 genehmigt worden ist, kann jetzt als gebildet angesehen werden. An der Spitze steht als Dirigent, wie der neugewählte Titel lautet, der Geh. Legationsrat Dr. Krauel, ihm ist als vortragender Rat Wirkl. Legationsrat Dr. Rettich beigegeben. An höheren Beamten gehören der Abteilung noch zwei Hilfsarbeiter an, der bisherige Reichskommissar für die Marschallinseln Sonnenschein und der Gerichtsassessor v. Koenig, vorher dem Generalkonsulat London attachirt.

— (Eine Beschreibung der Gala- und Interims-Uniformen) für die in den Schutzgebieten verwendeten Reichsbeamten bringt an der Spitze die erste Nummer des offiziellen deutschen Kolonialblattes.

(Vom Kongo.) Am Ubanghi ist der Chef der Station Banji (unter dem 4. Grad nördl. Br.) mit noch einigen Laptots von den Bond'jos in einen Hinterhalt gelockt und ermordet worden. Dieses unerfreuliche Ereignis giebt der Revue Française Veranlassung zu folgendem Ideengang, welcher die kühnsten Pläne unserer von den Gegnern höhnisch „Kolonialfanatiker" genannten Kolonialfreunde in den Schatten stellt: „Nach Westen hin können wir den 12° 40' ö. L., die mit Deutschland vereinbarte Grenze nicht überschreiten, aber nach Osten hin können wir uns frei auf das rechte Ufer des Ubanghi, nördlich von der Grenze des Kongostaates ausdehnen und so die Äquatorialprovinz am oberen Nil erreichen, welche bis vor kurzem Emin Pascha behauptete!"

— (Das Bulletin de la Société des Études Coloniales et Maritimes) bringt im Anschluß an unsere Artikel über die Sicherung der deutschen Interessensphäre von Baron R. Michel, dem Generalsekretär der Gesellschaft eine längere Arbeit: „Les Allemands et les Anglais dans le Centre de l'Afrique." Im allgemeinen sind die Ausführungen sachlich gehalten, nur möchten wir die Auffassung berichtigen, daß „die Deutsche Kolonialgesellschaft, wie jedermann weiß, inspirirt, gegründet und in großem Maßstabe von Herrn v. Bismarck unterstützt" sei. Zu unserem Bedauern ist das letztere keineswegs der Fall. Am Schluß stellt der Verfasser die seltsame Hypothese auf, daß, während die Engländer eine Verbindung von Süden nach Norden, die Deutschen eine solche von Osten nach Westen anstreben. Er fordert die französische Regierung auf, das Problem zu studiren, welches er von französischem Gesichtspunkt in folgende Teile zerlegt: „Sollen wir wünschen, daß Deutschland nicht die großen Seen erreicht, mag auch der Vorteil für England, im Besitz einer ununterbrochenen Handelsstraße in der ganzen Längenausdehnung von Afrika, noch so beträchtlich sein? Sollen wir im Gegenteil wünschen, daß diese große Linie in der Mitte durchbrochen wird, obwohl daraus die Annäherung der deutschen Besitzungen an unser Kongogebiet resultirt?" Wir verstehen, offen gesagt, die Befürchtung der Franzosen nicht. Zählt denn der Kongostaat für gar nichts und sind wir in Westafrika nicht die besten Nachbarn?

— (Vom Schiregebiet.) Das „Journal do Commercio" veröffentlicht eine Erklärung der Makololos vom 8. Dezember, in der diese Abbitte leisten und den Portugiesen alle Ländereien zurückgegeben werden, welche ihnen früher verliehen wurden. Die Erklärung sagt auch, daß die Makololos durch den Kommandanten der Nyassaregion zur Empörung getrieben worden seien.

— (Antisklavereikonferenz.) Soweit sich die Arbeiten der Brüsseler Afrikakonferenz bisher überblicken lassen, wird der Konferenzvertrag im ganzen fünf Abschnitte enthalten, und zwar: 1. Allgemeine Bestimmungen; 2. Mittel zur Ausrottung des Sklavenhandels zu Lande; 3. Mittel zur Verhinderung des Sklavenhandels zur See; 4. Aufhebung der asiatischen Sklavenmärkte und 5. Mittel zur Überwachung der erwähnten Vorschriften.

— (Deutsche Kolonisationsgesellschaft.) Wir hatten im vorigen Jahre in Nr. 7 der „Deutschen Kolonialzeitung" Gelegenheit genommen, auf Grund uns zugegangener Mitteilungen und des Prospektes energisch gegen eine Beteiligung an diesem für Südamerika in Aussicht genommenen Unternehmen zu warnen. Die Folge davon war, daß eine von dieser Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift die Deutsche Kolonialgesellschaft auf das heftigste angriff, ohne daß es uns aber nötig erschienen wäre, dagegen zu reagiren. Wir hatten die Gesellschaft ganz aus den Augen verloren, bis wir in dem Briefkasten einer uns zugeschickten Nummer an dieselbe erinnert wurden. In demselben wird nämlich der frühere Generalsekretär der Gesellschaft, Herr Hauptmann a. D. Schobert, von F. W. Kreling „Liquidator der Deutschen Kolonisationsgesellschaft" aufgefordert, eine Anzahl Schriftstücke herauszugeben, anderenfalls aber der Einleitung gerichtlicher Schritte gewärtig zu sein.

Litteratur.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Bericht für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Der Verfasser hat es mit entschiedenem Glück unternommen, Nordenskiölds 1881 erschienenes Werk „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" für das große Publikum mundgerecht zu machen, indem er, den Berichten des Verfassers mit möglichster Treue folgend, dieselben einerseits verkürzt, andrerseits durch Schilderungen der anderen jüngeren Mitglieder der Expedition erweitert, ergänzt und belebt hat.

Herr Erman bringt uns zunächst einen kurzen Lebensabriß Nordenskiölds und eine Übersicht über dessen bereits früher ausgeführte Polarreisen, schildert dann die verschiedenen Versuche zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt seit dem Jahre 1553, um dann auf die endlich gelungene nördliche Umschiffung Europas und Asiens, wobei auch Japan, Hongkong und Ceylon Aufnahme finden, überzugehen. Die beigefügten Illustrationen sind vortrefflich. Wir

müssen es uns Raummangels halber versagen, näher auf das Werk einzugehen; wer sich für die Polarländer interessirt, wird sicherlich die Anschaffung des warm zu empfehlenden Werkes nicht bereuen. Be.

China. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse von A. H. Exner, vormaligem Delegirten der Deutschen Bank im deutschen Eisenbahnkonsortium für China. Mit einem Porträt in Stahlstich, 6 in lithographischem Farbendruck ausgeführten Bildern, 17 autotypischen Illustrationen, einem Plan der Stadt Peking u. s. w. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1889.

Herr Exner war einer der drei Delegirten, welche das deutsche Eisenbahnkonsortium für China im Jahre 1886 nach diesem Reiche entsandte, um an Ort und Stelle die Eisenbahnsfrage und die sonstigen Verhältnisse des Landes zu studiren. Unter diesen Umständen ist es dem Verfasser vergönnt gewesen, einen tieferen Einblick in dieselben zu gewinnen, als dies bisher anderen Reisenden, denen nicht gewichtige Empfehlungen und die Unterstützung einflußreicher Persönlichkeiten zur Seite standen, möglich gewesen ist. Wenn auch der besondere Zweck, zu welchem die Reise unternommen war, dem Werke ein besonderes Gepräge aufdrückt, indem die merkantilen Verhältnisse eine ganz besondere, mit großem Fleiß zusammengetragene Berücksichtigung gefunden haben, so entrollt doch der Verfasser in demselben vor dem Leser daneben ein prächtiges Gemälde chinesischen Lebens. Der Verfasser hat Canton u. Shanghai besucht, ist 600 (englische) Meilen den Yangtsekiang hinaufgefahren, in Tiensin von dem intelligenten Vizekönig von Tschuli, Li-Hung-Chang, in Audienz empfangen worden und hat sich längere Zeit in Peking aufgehalten, von wo aus er auch der berühmten chinesischen Mauer einen Besuch abgestattet hat. Neben der interessanten Schilderung von Stadt und Land hat Exner es auch verstanden, das ganze chinesische Leben bis ins Innerste hinein zu beobachen, wobei er allerdings überall die beste Unterstützung gefunden hat. Die beigefügten Illustrationen sind ausgezeichnet, doch wäre die Beigabe einer Karte sehr erwünscht. Das Werk dürfte erheblich dazu beitragen, die vielen irrigen Ansichten, welche über das ferne Wunderland China herrschen, zu korrigiren. Be.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliedertreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im März.

Altona, Hans, Geschichtliche Entwicklung Niederländisch-Indiens. Wissenschaftliche Beilage zu dem Jahresbericht der städtischen Oberrealschule zu Braunschweig. Ostern 1890. 4°. 27. J. Krampe, Braunschweig.

Anderson, John, Chr. Der Okavango Strom. Entdeckungsreise und Jagdabenteuer in Südwest-Afrika. Deutsch von Dr. Hartmann. gr. 8°. Wolf & Gerhard, Leipzig 1863.

—, Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—54. Aus dem Schwedischen von Dr. Lotze. 2 Bde. 8°. Mit Abbildungen und 1 Karte. H. Costenoble, Leipzig 1858.

Anderson and Webb. The Colonial Office List for 1890. 8°. 500 with maps. Harrison & Sons, London 1890. (Geschenk von Sir Charles Hancock.)

Andree, Karl. Burtons Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland, Härrär und Ostafrika. gr. 8°. H. Costenoble, Leipzig 1861.

—, Die Expedition Burtons und Spekes von Sansibar bis zum Tanganika- und Nyanza-See. Rebmanns Wanderung nach Dschagga und Krapfs Reisen in Aquatorial-Ostafrika und Abyssinien. gr. 8°. Mit Ansicht und 1 Karte. H. Costenoble, Leipzig 1861.

Barth, Dr. Heinrich. Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849—55. Tagebuch seiner im Auftrage der Regierung unternommenen Reise. 8°. 5 Bde. Mit Abbildungen und Karten. J. Perthes, Gotha 1858.

Bastian, A. Die Völker des östlichen Asien. 6 Bde. 1. Geschichte der Indochinesen. 2. Reisen in Birma 1861—62. 3. Reisen in Siam. 4. Reisen durch Kambodja nach Cochinchina. 5. Reisen im Indischen Archipel. 6. Reisen in China, von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. gr. 8°. Wiegand in Leipzig Bd. 1—2 1866. Bd. 3—6 Costenoble in Jena 1867—71.

Below, Dr. J. Sanitätspolizeiliche Zustände in Mexiko und internationale Ziele der Hygiene. Vortrag, gehalten auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg. gr. 4°. 18. Universitäts-Buchdruckerei Hörning, Heidelberg 1889. (Vom Verfasser.)

Bohner, H. Die Hauptaufgaben einer Westafrikanischen Kolonialregierung; zugleich Kulturbild aus den Missionsgebieten Westafrikas. gr. 8°. 64. Missions-Buchhandlung, Basel 1889.

Burton und Speke. Reisen nach den Binnenseen Afrikas und Entdeckung der Quellen des Nils 1857—63. kl. 8°. Nach dem Englischen. Hasselbergsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Capello & Ivens. De Benguella ás Terras de Iácca, descripção de uma viagem na Africa central e occi dental. gr. 8°. 2 vols. 1. XLV. 379. 2. XII. 413. Ill. u. Kart. Imprensa nacional, Lisboa 1881.

—, De Angola à Contra-Costa, descripção de uma viagem atravez de Continente africano. gr. 8°. 2 vols. 1. XXVII. 448. 2. XIII. 490. Ill. u. Kart. Imprensa nacional, Lisboa 1886.

Correspondence, resp. the Action of Portugal. Bluebook (Africa 1890 Nr. 1 u. 2.) gr. fol. London.

Correspondence, relt. to the Slave Trade 1888—89. gr. fol. London.

Cummming. Ein Jägerleben in Südafrika. kl. 8°. 2 Bde. Verlagsbuchhandlung, Grimma 1851.

Duncan, John. Reisen in Westafrika von Whydhah durch das Königreich Dahomey nach Abfudia im Innern 1845—46. Aus dem Englischen von Lindau. 2 Bde. kl. 8°. Mit einer Karte. Arnoldische Buchhandlung, Leipzig 1848.

Etat Indépendant du Congo. Bulletin officiel. l'année 1889. 8°. Hayez. Bruxelles.

Falkenhorst, Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. I. Emin Paschas Vorläufer im Sudan. Lfg. 1. 8°. 64. Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1890.

Foreign Office List, the 1890 forming a complete brt. diplom. and consul. handbook. with maps. 8°. XVI. 359. Harrison & Sons, London.

Hartwig, Dr. G. Die Inseln des großen Ozeans im Natur- und Völkerleben. gr. 8°. Mit vielen Abbildungen. 3 Karten. Kreidels Verlagsbuchhandlung. Wiesbaden 1861.

Heugelin, Th. von. Reisen in Nord-Ostafrika. Tagebuch einer Reise von Chartum nach Abyssinien im Jahre 1852–53. 8°. Mit Abbildg. u. 1 Karte. Justus Perthes, Gotha 1857.

Holub, Dr. E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 34/36 (Schluß). A. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)

India Office List, the for 1889. 8°. 370. Harrison & Sons, London 1889.

Junkers Reisen in Afrika. Lfg. 20—23. W. Hölzel in Wien 1890. (Vom Verleger.)

Katalog der Kommerz-Bibliothek in Hamburg. 4. Fortsetzung 1879—85. gr. 4°. Büreau der Handelskammer, Hamburg 1886. (Von der Handelskammer in Hamburg.)

Kayser, Dr. F. Ägypten einst und jetzt. 2. erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. gr. 8°. XII. 301. Mit Titelbild, 118 Illustrationen, 17 Tonbildern und 1 Karte. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. 1889. (Vom Verleger.)

Körner, Fr. Prof. Südafrika. Natur- und Kulturbilder. Mit einer historischen Einleitung und einer ausführlichen Übersicht der neuen Reise. gr. 8°. Mit vielen Ansichten und 1 Karte. Ferd. Hirt u. Sohn, Leipzig 1873.

Lander, Rich. u. John, Reise in Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung. Aus dem Engl. 3 Bände. kl. 8°. Mit 2 Karten. W. Engelmann, Leipzig 1833.

Livingstone, Dr. D. Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines zehnjährigen Aufenthalts im Innern des Kontinents. Autor. vollst. Ausgabe f. Deutschland. Übersetzt von Dr. Lotze. 2 Bände. gr. 8°. Mit Ansicht. u. Kart. H. Costenoble. Leipzig 1858.

Mason, R. G. Mexikanische Bilder. Aus dem Engl. von M. B. Lindau. 2 Teile. 8°. Rud. Kuntze, Dresden 1853.

Melville, H. Vier Monate auf den Marquesas-Inseln oder ein Blick auf polynesisches Leben. 2 Teile. Aus dem Engl. von Garrigue. kl. 8°. Gustav Mayer, Leipzig 1647.

Notizblatt des Vereins für Erdkunde zu Darmstadt und des mittelrheinischen geologischen Vereins. Herausgegeben von R. Lepsius. 10. Folge. Heft 10. gr. 8°. 432. In Kommission bei Bergsträßer, Darmstadt 1889. (Von dem betreff. Verein.)

Oberländer, Rich. Ozeanien II. Die Inselwelt des stillen Ozeans in Melanesien, Polynesien und Mikronesien. gr. 8°. Mit vielen Abbildg. u. 3 Karten. Otto Spamer, Leipzig 1873.

Pallegoix, M. Description du royaume Thai ou Siam. 2 vols. 8°. 488 et 425. avec carte et gravures. Paris 1854.

Personale dell' aministrazione centrale delu ambasciate e legazioni e dei consolati. Genuaio 1890. gr. 8°. 24. Minist. delgi affari esseri. Roma 1890.

Petermanns Mitteil. Erg. Hft. 97. Dr. K. Dove, Kulturzonen von Nord-Abyssinien. gr. 4°. Mit 1 Karte. J. Perthes, Gotha 1890.

Seehäfen, die des Weltverkehrs. Lfg. 9—11. Volkswirtschaftlicher Verlag (A. Dorn). Wien 1890. (Vom Verleger.

Wagner, H. Schilderung der Reisen und Entdeckungen des Dr. Ed. Vogel in Afrika, nebst Lebensabriß des Reisenden. gr. 8°. Mit 1 Karte. Otto Spamer, Leipzig 1860.

Wichmann, Dr. E. Das Nilquellengebiet, ein Teil der ostafrikanischen Seenregion nach dem gegenwärtigen Umfange der Erforschung. gr. 8°. 91. Buchdr. von Kober, Ludwigslust 1890. (Vom Verleger.)

Williger od, Lilly. Treu bis zum Tode. Historische Erzählung für Jung und Alt. 8°. X. 165. Mit 12 Bildern. F. A. Perthes, Gotha 1889. (Von der Verfasserin.)

Karten.

Gaebler, Ed. Deutsche Kolonialkarte, Afrika und die deutschen Schutzgebiete in der Südsee. 1 : 16 000 000. G. Lang, Metz 1890. (Vom Verleger.)

Hachette et Co. Atlas de Géographie Moderne. Liv. 10. Hachette, Paris. (Vom Verleger.)

Handtke, Generalkarte von Afrika. 44. Auflage. 1 : 14 500 000. C. Flemming in Glogau 1890

Bekanntmachungen.

Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin.

Freitag, den 18. April, abends 8 Uhr, im mittleren Saale des Architektenhauses:

Mit Damen:

Vortrag des Herrn Leutnant Maerker:

„Entwicklung der Verhältnisse in Südwest- und Ostafrika im Jahre 1890."

Freitag, den 25. April, abends 8 Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses:

Herrenabend:

Vortrag des Herrn Leutnant von Behr:

„Über die politischen und ethnographischen Verhältnisse in Ostafrika."

Mitglieder-Beiträge für die **Abteilung Berlin** sind fortan erbeten an die Adresse des Schatzmeisters, Kunstverlagshändlers **Carl Grunert**, Berlin SW., **Charlottenstraße 22**, ebenso etwaige **Wohnungsveränderungen** und Neuanmeldung von Mitgliedern.

Deutscher Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien.

Zu der Sonnabend, den 10. Mai d. J., abends 6 Uhr, im Hôtel Kaiserhof zu Berlin (Eingang Wilhelmsplatz) stattfindenden **ordentlichen Hauptversammlung** ladet die Mitglieder ergebenst ein

Berlin, den 8. April 1890.

Der Vorstand.

Gräfin von Monts, geb. von Ingersleben,
Vorsitzende.

Tagesordnung.

1. Verlesung des Protokolls der Hauptversammlung vom 1. Juni 1889.
2. Jahresbericht des Vorstandes.
3. Abnahme der Jahresrechnung.
4. Beschlußfassung über Abänderung der Satzungen.
5. Wahl von Rechnungsprüfern.
6. Wahl von Vorstandsmitgliedern.
7. Beschlußfassung über Anträge von Mitgliedern.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt:

Außerordentliche Beiträge von: Rechtsanwalt M. M. 36,50. Frau Rechtsanwalt M. M. 4,35 (Ertrag bei Gelegenheit eines Festes). — Frl. H. A. M. 4,15. — Skatkasse Glasgow M. 65. — Geheimrat Schubert, hierselbst M. 10. — Fräul. Eckert, Dresden M. 4. — Graf und Gräfin von Lüttichau M. 12. — Kolonialgesellschaft in Dresden M. 391,60.

An laufenden Beiträgen gingen ein: M. 949,10.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause.
J. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1573 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 9. **Berlin,** 26. April 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Grenzen Deutsch-Ostafrikas. Von Paul Reichard. — Einige weitere Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie. I. Von Dr. Richard Hindorf. — Die deutsche Auswanderung. (Schluß). Von B. — Niederländisch Ostindien 1890. I. II. Von Emil Metzger. — Schilderungen aus Kamerun. Von Georg Valdau. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Anzeigen. — Quittungen.

Die Grenzen Deutsch-Ostafrikas.

Infolge der durch die Berliner Kongokonferenz gegebenen Anregung hat die Entwickelung des Systems der „Interessensphären" der verschiedenen in Afrika beteiligten Mächte begonnen, und ist eine Abgrenzung derselben vorgenommen worden, welche aber leider nur bis zu gewissen Punkten nach dem Innern zu stattgefunden hat. Die Grenzen sind mit einigen Ausnahmen zwar nach den Nachbar-Interessensphären ziemlich genau bestimmt, aber da sie nach dem Innern zu für alle Beteiligten unbestimmt blieben, so war infolge dieser Unterlassung der Grund für mannigfache Zwistigkeiten gelegt und neuerdings Veranlassung für alle Beteiligten gegeben, das Versäumte nachzuholen. England, welches vielleicht seinerzeit am meisten dazu beigetragen hat, die nach dem Innern gerichteten Grenzen in der Luft schweben zu lassen, schickte sich an, den größtmöglichen Vorteil daraus zu ziehen. Es begann seinen Feldzug gegen die Ansprüche anderer Nationen, indem es das kleine Portugal angriff und den englisch-portugiesischen Grenzstreit in Ostafrika auf die Spitze zu treiben suchte. Säbelrasselnd hat es begonnen, um aber schließlich etwas weniger heißblütig den diplomatischen Weg zu betreten und noch heute ist die Sache nicht erledigt.

Die deutsche Entwicklung in Ostafrika ist den Engländern stets ein Dorn im Auge gewesen, aber wenn sie auch mit immer größerer Eifersucht und Besorgnis Deutschlands wachsenden Erfolgen in Afrika zusahen, so war es bei dem offiziell guten Verhältnis zwischen den beiden Mächten ungleich schwieriger, etwas direkt unsere Interessen schädigendes zu unternehmen. Es waren, wie immer in solchen Fällen, englische Privatunternehmer, welche die Sache in die Hand nahmen, da die englische Regierung schon vor Jahren alle direkte Anteilnahme verweigert hatte. Von was hier die Rede ist, dürfte klar sein: von dem englischen Emin Pascha-Unternehmen. Die englische Regierung hat aber nicht etwa auf ein Eingreifen aus Prinzip verzichtet, nicht, weil sie keine Absichten auf Gebietserweiterung hatte, sondern weil sie genau wußte, was das englische Emin Pascha-Komitee wollte, an dessen Spitze Mackinnon, der Direktor der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, stand. Der Verfasser war selbst in der Lage, in einem kürzlich über Emin und Stanley gehaltenen Vortrag Aufschlüsse darüber zu geben auf Grund eines Schreibens des Generalvertreters der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn v. St. Paul-Illaire, welcher dieselben seinem Vater übersandt hatte. Durch denselben gelangten sie auch zur Kenntnis Sr. Majestät des Kaisers. Das Schreiben selbst lautet:

„Emin war Anfang März in Sansibar bei meinem Sohn. Er beklagte sich bitter, daß Stanley sich abfällig über ihn in den Zeitungen geäußert, besonders daß Stanley verbreitet habe, Emin wäre erst zu bewegen gewesen, mit ihm von Wadelai fortzugehen, nachdem ihm von Stanley 12 000 Pfund Sterling geboten worden seien. Nachdem Stanley dies gesagt, wolle er (Emin) auch nicht mehr schweigen, sondern meinem Sohn genau mitteilen, was Stanley ihm angeboten habe:

1. hat Stanley im Auftrage des Königs der Belgier angeboten: Emin tritt in die Dienste des Kongostaates als General, bestimmt sein Gehalt selbst, bleibt Gouverneur seiner Provinz und erhält als Verwaltungskosten 12 000 Pfund Sterling, die er aber in Elfenbein ꝛc. in der Provinz selbst aufbringen muß.

2. hat Stanley im Auftrage der British East African Company angeboten und hinzugefügt, daß er dem Emin Pascha rathe, diesen zweiten Antrag dem ersteren vorzuziehen: Emin nimmt seine ganze militärische Macht, die er aufbringen könne, 3-4-5000 Mann, zusammen, begleitet mit derselben Stanley westlich und südlich um den Victoria-Nyanza herum, setzt sich in Kawirondo fest und gründet mehrere Stationen. Während dessen geht Stanley durch Massailand nach Mombassa hinunter, holt von dort für Emin zwei zerlegbare Dampfer nach Kawirondo herauf. Nachdem dieselben auf dem Victoria-See schwimmen, erobert Emin Uganda und Unyoro. Derselbe gründet dort eine neue Provinz und dehnt sich nach Norden aus, d. h. also auf sein früheres Gebiet zu. Emin wird nun vollständig selbstständiger Gouverneur dieser neuen Provinz mit einem zu vereinbarenden Gehalt im Dienste der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Also die englische Gesellschaft in Mombassa und Emin Pascha nördlich vom Viktoria-See! Da bedurfte es allerdings nur einer direkten Eisenbahn hinauf, um Deutschland für immer lahm zu legen. Unser Herrgott hat es anders gefügt."

Stanleys Absichten und damit diejenigen seiner Auftraggeber sind also genau präzisirt, und alles was die Engländer nunmehr aufbieten, um den Eindruck dieser ihnen sehr unliebsamen Enthüllungen abzuschwächen, beweist nur, wie viel ihnen mit dem Scheitern ihrer Pläne verloren ging. Die englische Regierung, welche erst für den Fall des Gelingens der Erwerbung von Emins Gebieten ganz und voll für die Geltendmachung der Ansprüche des englischen „Handelsunternehmens", als welches die angebliche Rettung Emin Paschas sich entpuppt hat, eingetreten wäre, hat sich mit ihrer Zurückhaltung große Unannehmlichkeiten erspart. Der Ärger der Engländer über das Mißlingen ihrer Handelsspekulation ist um so größer, als sie nicht nur eben jenes Mißlingen zu beklagen, sondern auch durch die „Rettung" Emins selbst dazu beigetragen haben, daß es Deutschland möglich wurde, diese ausgezeichnete Kraft in seine Dienste zu nehmen. Emin ist schon seit dem 6. März in deutschen Diensten, somit ist damit die Ansicht ganz von selbst widerlegt, als habe die Kenntnisnahme der Anerbietungen Stanleys an Emin dazu beigetragen, unsern Kaiser zu veranlassen, Emin für deutsche Dienste zu verpflichten.

Über Emins Mission werden natürlich, wie immer in solchen Fällen, die sonderbarsten Kombinationen gemacht, ja von einer Art von Argonautenzug gefabelt, als wolle jetzt Deutschland Stanleys Rolle übernehmen, um in den Besitz der Elfenbeinvorräte des ehemaligen ägyptischen Gouverneurs zu gelangen. Das kann am allerwenigsten der Zweck einer solchen Expedition sein. Zunächst wird es sich darum handeln, Tabora zu besetzen und die Araber des Innern zu besserer Einsicht zu bringen, d. h. denselben die Überzeugung beizubringen, daß eine fortgesetzt feindliche Haltung ihrerseits Deutschland gegenüber nutzlos für sie ist. Wer wäre besser dazu geeignet als Emin, der alle Eigenschaften in sich vereint, welche der Araber der Ostküste in dem Ausdruck „taratibu" vereint und der am besten mit dem amerikanischen „smart" zu übersetzen ist (wörtlich bedeutet es vorsichtig)? Daß Emin auch einen anderen Auftrag hat, kann angenommen werden. Jedenfalls wird er Erwerbungen machen. Zunächst wohl nur innerhalb unserer Interessensphäre, welche von England ausdrücklich bis zum Tanganyika anerkannt worden ist, und zwar in dem Blaubuch von 1888. Die deutsche Regierung hat der englischen betreffs Emins Expedition beruhigende Erklärungen gegeben, und zwar unaufgefordert, was immer den Vorteil hat, daß man eine große

Wirkung damit erzielen kann, ohne auf Fragen, die oft sehr unbequem sein können, antworten zu müssen. Der englische Unterstaatssekretär Sir Fergusson sprach sich jüngst im englischen Unterhause darüber folgendermaßen aus:

Was die Meldung betrifft, daß eine deutsche Expedition im Begriff sei, nach Mittelafrika aufzubrechen, in einer Richtung, welche britische Interessen benachteiligen dürfte, so freue ich mich, mitteilen zu können, daß die deutsche Regierung unaufgefordert Ihrer Majestät Regierung versichert hat, die Expedition unter Emin Pascha habe lediglich den Zweck, innerhalb des deutschen Einflußgebietes thätig zu sein und britische Interessen durchaus nicht zu benachteiligen, da die deutsche Regierung die getroffene Abgrenzung, welche jeder Macht eine Einflußsphäre vorbehalte, völlig anerkenne. Ich glaube, daß zwei Mächte in der Stellung von Deutschland und Großbritannien niemals mit vollkommnerer Loyalität und größerer Abwesenheit von Reibungen zwischen den Regierungen und den angestellten Beamten zusammengewirkt haben, als dies jüngst seitens der erwähnten zwei Mächte der Fall gewesen. Ich bin ganz sicher, daß in dem Maße, wie die deutsche Regierung auf uns baut, wir auf sie bauen können, daß sie keine Schritte ergreifen wird, die unsere Interessen schädigen könnten. Wir nehmen großes Interesse an der Gegend des Nyassa- und Tanganyika-Sees, weil dort Unternehmungen einiger der edelsten britischen Unterthanen stattgefunden haben. Bestimmte Abmachungen sind in Bezug auf diese Gegend nicht getroffen worden, aber das Haus darf sich versichert halten, daß die britischen Interessen geschützt und überwacht werden würden und daß sie keine Gefahr laufen durch das Verhalten unserer Bundesgenossen, welche während dieser ganzen Angelegenheit solch vollkommene Loyalität und Achtung für unsere Interessen bekundet haben.

Damit ist aber keineswegs eine bindende Erklärung abgegeben. Es steht Emin jedenfalls frei, auch in den Gebieten thätig zu sein, wo eine Interessensphäre überhaupt noch für keine Nation existirt, nämlich in den Gebieten westlich vom Viktoria-Nyanza. Stanley selbst hatte geglaubt, das Seengebiet falle in die deutsche Interessensphäre und noch in diesen Tagen hat Sir Samuel Baker von der Möglichkeit einer deutschen Okkupation der Reiche Uganda und Unyoro gesprochen. Es wäre jedenfalls erwünscht, wenn die deutsche Regierung ihr möglichstes thäte, diese eminent wichtigen Gebiete für Deutschland zu sichern, und daß die Grenze von Deutsch-Ostafrika durch eine Verlängerung der Linie Umbe-Kilimandscharo-Victoria-Nianza in nordwestlicher Richtung gebildet würde. Dann aber erfordern es unsere Interessen auf das gebieterischste, daß im südlichen Deutsch-Ostafrika das Land zwischen dem Nyassa- und Bangweolo-See ebenfalls definitiv in unsere Interessensphäre einbezogen werde. England befolgte bei Erwerbungen bisher immer das Princip, privaten Handelsgesellschaften Freibriefe mit dem Rechte der Souveränität zu verleihen. Die Lakes Company am Nyassasee besitzt aber einen solchen Freibrief nicht und die von ihr beanspruchten Gebiete gehören nach portugiesischer Auffassung zur Kolonie Mozambique. Jener Länder wegen brach der Streit zwischen Portugal und England aus. Mit welchem Rechte England jene Gebiete beansprucht, weiß kein Mensch und noch vor einigen Tagen mußte Fergusson selbst zugeben, daß England dort keine Hoheitsrechte übe. Auch in dem Gebiet zwischen den Seen Nyassa, Tanganyika und Bangweolo hat England zugestandener Maßen nie Hoheitsrechte ausgeübt und die Herstellung der so oft zitirten Stevenson Road zwischen dem Tanganyika und Nyassa gibt doch noch lange kein Anrecht auf Landerwerb. Das Unternehmen war reine Privatsache. Deutschland hat auch dort Schritte zu thun, um sein Gebiet in einer Weise abzurunden, welche als eine gebieterische Notwendigkeit erscheint, und wir wollen hoffen, daß mit Emins Eintritt in deutsche Dienste der erste Schritt zur Lösung der schwebenden Fragen in dem von uns gemeinten Sinne geschehen ist.

Die Einwürfe der Engländer, daß Emin zu ungünstiger Jahreszeit aufbreche, sind wohl ebenso als Bangemacherei aufzufassen, als das undurchführbare Projekt einer englischen Expedition von Liberia an der Westküste aus quer durch Afrika nach Abessinien an der Ostküste. Auch die englischen Anstrengungen, Emins Expedition zuvor zu kommen, werden ganz umsonst sein, denn Emin wird schon unterwegs sein, ehe die Engländer zur Besinnung kommen. Einem Emin gegenüber dürfte selbst Stanley wegen seines von ihm beliebten Vorgehens den Kürzeren ziehen.

Die deutschen Erfolge an der Ostküste haben ihren Eindruck weder im Ausland, noch, was ungleich wichtiger ist, im Inland verfehlt und bald wird die deutsche Flagge, wie wir hoffen wollen, da wehen, wo unsere berechtigten Interessen es erfordern.

Paul Reichard.

Einige weitere Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.

Von Dr. Richard Hindorf.

I.

Wenn aus politischen und praktischen Gründen die Anlage einer Anzahl von Stationen in verschiedenen Teilen des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompanie nötig war, so ist wohl diesem Erfordernis durch die bisher eingerichteten Niederlassungen genüge gethan, und die verschiedenen Stationen werden zunächst ausreichend sein, um einerseits die deutsche Oberhoheit zum Ausdruck zu bringen, andererseits um als Ausgangspunkte für die eigentliche Inangriffnahme und Besiedelung des Landes zu dienen. Vielleicht wird sich noch die Anlage je einer Station am Kaiserin Augusta-Fluß und auf den Salomons-Inseln als notwendig erweisen. Doch werden dies ja nicht blos kostspielige, nichts einbringende Verwaltungsstationen sein, deren wir ja leider anfangs nicht entbehren konnten, sondern Stationen mit bestimmten wirtschaftlichen Zwecken und Aufgaben, anzulegen im Hinblick auf feste, uns klar vor Augen stehende Ziele. So würde die Station auf den Salomons-Inseln hauptsächlich Arbeiterwerbe-Station werden; weitere neue Stationen sind alsdann nur anzulegen, wenn sich das Bedürfnis fühlbar macht, neue Gebiete der Besiedelung zu erschließen, sie würden dann nur die Vorläufer sein für die Anlage neuer Plantagen. Solche Vorläuferstationen, oder wie ich sie nennen möchte, „fliegende Beobachtungsstationen" sollten überhaupt stets der endgültigen Anlage einer Station vorausgehen.

Jetzt, wo wir die nötige Zeit haben in Neu-Guinea, wo gar kein Grund vorliegt, die Gründung neuer Niederlassungen zu überhasten, wäre es unverantwortlich, wenn wir nicht alle gegebenen Verhältnisse sorgfältig beobachten, und erst nach gründlicher Erwägung aller Umstände die wohlbegründete Auswahl des Ortes für die Niederlassung treffen wollten. Bei der Anlage von Plantagen rächt sich nichts so schwer, und nichts ist später so schwer wieder gut zu machen, als eine verfehlte Auswahl des Ortes für die erste Niederlassung. Man scheue sich nicht, Wochen, ja Monate lang das Land nach geeigneten Plätzen zu durchsuchen; die aufgewandte Mühe und die Kosten werden später reiche Früchte tragen. Es ist doch ein Unding, jetzt noch in Neu-Guinea Pflanzungsstationen in der Weise gründen zu wollen, daß man irgendwo landet, einen kurzen Vorstoß landeinwärts macht, das Land für gut befindet, alsdann hier einige Europäer mit einer Anzahl farbiger Arbeiter und dem nötigen Material ausschifft, und nun frisch drauf los eine Tabak-, Kaffee- oder Baumwollen-Pflanzung anlegt. Durch eine eintägige Expedition läßt sich überhaupt nicht feststellen, ob das betreffende Land allen Anforderungen möglichst entspricht, und besonders nicht läßt sich in so kurzer Zeit aus einem weiten Gebiet das für den jeweiligen Zweck geeignetste Stück aussuchen. Dazu bedarf es zahlreicher Beobachtungen nach den verschiedensten Richtungen hin, und diese lassen sich nur in einem längeren Zeitraum sammeln.

Sehr erleichtert werden alle diese Beobachtungen natürlich, wenn die neue Niederlassung in der Nähe schon bestehender Stationen gegründet werden soll. Es lassen sich dann von letzterer aus gründlich und mit Ruhe alle erforderlichen Erhebungen machen. Ist eine ältere Niederlassung nicht in der Nähe vorhanden, so soll immer und unter allen Umständen eine „fliegende Beobachtungsstation" vorausgesandt werden. Der Name sagt schon, daß sie keine feste, dauernde Einrichtung sein soll; sie muß leicht beweglich sein, und darf daher nicht mit zu vielem Material ausgerüstet und beschwert sein. In dem Gebiet, in welchem die neue Siedelung stattfinden soll, wird eine solche Station an geeignet erscheinendem Punkte eingerichtet. Und nun beginnt sofort die Durchsuchung des Landes nach passenden Plätzen für die nachfolgende Hauptniederlassung, ohne daß man sich durch zeitraubende Einrichtungsarbeiten aufhalten läßt. Der Leiter der Station hat mit Rücksicht auf den Zweck der Neu-Anlage alle Verhältnisse einer eingehenden, sachlichen Prüfung zu unterwerfen, einfache Skizzen der durchwanderten Gebiete zu entwerfen, die Wasserläufe, die Höhen, Neigungswinkel, Bodenbeschaffenheit ꝛc. einzutragen, und möglichst viele Aufzeichnungen zu machen, die für eine spätere vergleichende Beurteilung der verschiedenen Striche von Wert sein können. Unter Umständen verlegt man diese Beobachtungsstation um einige Kilometer, wenn in der Nähe geeignes Land nicht vorhanden ist.

Von Anfang an sind dann zweckmäßige meteorologische Beobachtungen zu machen, und diesen haben sich regelmäßige Erhebungen über die Wasserstandsverhältnisse in den vorhandenen Wasserläufen anzuschließen. Ganz besonders wichtig ist die Feststellung der Windverhältnisse; dieselben werden nur zu häufig vernachlässigt, und der Schaden, der hieraus den Pflanzern erwächst, ist oft ein ganz bedeutender. Denn nicht nur den zarten Tabaksblättern, die der Wind zerreißt, ist er ein gefährlicher Feind, sondern auch kräftigen Bäumen thut er großen Schaden; es giebt nur wenige Kulturpflanzen in den Tropen (Kokospalmen), die nicht durch anhaltenden Wind geradezu vernichtet werden. So sieht man denn allenthalben in tropischen Plantagen ausgedehnte Berghänge, sorgfältig bepflanzt und unterhalten, aber die Bäumchen (sei es Kaffee, Thee, Kakao, Cinchona ꝛc.) sind elend und krüppelhaft, vergeblich sucht man nach Früchten und die Ursache? Einzig und allein der Wind! Denn dicht dabei, an Stellen, die vor dem Winde geschützt sind, wachsen die Bäumchen üppig und freudig, während die Bäume, die der Wind unbarmherzig monatelang schüttelt, endlich der rauhen Behandlung unterliegen. — Wenn man nun auch die Wind-

verhältnisse endgültig erst durch jahrelange Beobachtung feststellen kann, vermag doch auch eine kurze Beobachtungszeit wichtige Aufschlüsse zu geben, und vor allem kann man aus den Wirkungen des Windes auf die Waldbäume, auf Schlingpflanzen, auf Grasflächen, auf die Bananenblätter in den Pflanzungen der Eingebornen ꝛc. wichtige Fingerzeige entnehmen. —

Das Leben auf einer solchen Beobachtungsstation ist anstrengend und aufreibend; aber der spätere Leiter der neu zu gründenden Plantage wird gern all diesen Anstrengungen sich unterziehen, weil dies der einzig sichere Weg für ihn ist, für seine Pflanzung den möglichst geeigneten Ort auszuwählen, und er wird lieber einige Wochen länger im Zelt und unter Wellblechplatten sich behelfen, als aufs Geratewohl den Ort für die Niederlassung wählen. Nachdem schließlich auf auf Grund gewissenhaftester Prüfung die Auswahl des Ortes für die neue Pflanzung erfolgt ist, richtet sich die Beobachtungsstation an diesem Orte ein und beginnt die Vorarbeiten für die spätere Einrichtung. Zunächst sind Häuser und Schuppen zu bauen für die nachfolgenden Europäer, farbigen Arbeiter und für die Vorräte; dies bringt den ungeheuren Vorteil mit sich, daß die Hauptmasse der Arbeiter nicht schutzlos in den Urwald gesetzt wird, sondern gleich ein Unterkommen findet, wodurch nicht nur viel Zeit gewonnen, sondern auch allen möglichen Erkrankungen kräftig vorgebeugt wird; die Verpflegung läßt sich von Anfang an besser regeln, die Vorräte erleiden weniger leicht Schaden, kurz die ganze Gründung und Einrichtung der neuen Station vollzieht sich unendlich viel leichter, wenn durch eine solche Beobachtungsstation die nötigen Vorbereitungen für den nachfolgenden Haupttrupp getroffen wurden.

Natürlich werden die neuen Anlagen in Neu-Guinea einen anderen Charakter tragen müssen, als die bisherigen Verwaltungsstationen. Diese letzteren waren und sind naturmäßig kostspielig und bei denselben konnte ja auch auf Rentabilität zunächst nicht gerechnet werden. Jetzt wird es sich darum handeln, neue Unternehmungen ins Leben zu rufen, entweder selbstständig oder an die bestehenden Stationen angegliedert; Unternehmungen, deren Zwecke rein wirtschaftliche sind, deren wichtigstes Streben sein muß, „Geld zu machen".

Die Fruchtbarkeit des Bodens in Neu-Guinea, das Klima, der Wasserreichtum, die starke Höhengliederung, überhaupt alle Verhältnisse weisen darauf hin, daß das Hauptmittel zur Entwicklung dieser Kolonie in der Einführung eines ausgedehnten tropischen Landbaues zu suchen ist. Der Handel kann zunächst nicht von Bedeutung werden, weil nichts auszuführen ist; über das Vorhandensein von leicht auszubeutenden Naturschätzen wissen wir nichts. Dagegen bietet die Anlage von tropischen Pflanzungen alle Aussicht auf Erfolg, und hier müssen wir unsere Kräfte einsetzen; aber nicht mit kleinen Mitteln und geringem Wagemute ist großes zu erwarten; wir müssen mit aller Kraft in Neu-Guinea anfangen zu arbeiten, denn noch ist nicht viel erreicht worden, und es gilt, manches nachzuholen.

Es ist also die Gründung zahlreicher Pflanzungen in Neu-Guinea, die Schaffung eines ausgedehnten Plantagenbetriebes möglichst zu fördern. Der Gründe, welche hierzu auffordern, sind zwei: einerseits kann Neu-Guinea nur gedeihen, nur dann eine blühende Kolonie werden, wenn durch Landbau dortselbst Ausfuhrwerte erzeugt werden, andererseits werden die Pflanzungen in Neu-Guinea ihren Besitzern reichliche Erträge abwerfen können, und es ist daher dringend erwünscht, daß deutsches Kapital dortselbst in gewinnbringenden Unternehmungen angelegt werde.

Allein kann die Neu-Guinea-Kompanie die gewaltige Aufgabe, in kurzer Zeit in Neu-Guinea zahlreiche und weit ausgedehnte Pflanzungen aller Art einzurichten, und dort einen tropischen Landbau in der erforderlichen Ausdehnung hervorzurufen, nicht lösen, und das deutsche Großkapital muß sich daher thatkräftig an der Ausführung des umfangreichen Werkes beteiligen. Die Neu-Guinea-Kompanie geht ja in erfreulicher Weise damit vor, ihre landwirtschaftlichen Anlagen zu vermehren und auszudehnen, und sie darf des Erfolges sicher sein, wenn sie in richtiger Weise arbeitet. Zu wünschen wäre nur, daß sie in noch weit ausgedehnterem Maße große Pflanzungen anlegt, damit durch die sicherlich reichlich zu erwartenden Reinerträge ihr endlich Einnahmen erwachsen; denn wahrlich, es wird Zeit, daß den großen und stetigen Ausgaben auch endlich einige Einnahmen gegenübergestellt werden können. Es ist dann ferner die Aufgabe der Neu-Guinea-Kompanie, Kulturen einzuführen, bezw. Einrichtungen zu treffen, die einen direkten Geld einbringenden Nutzen nicht sofort erwarten lassen, die aber unentbehrlich sind für die Kolonisation in Neu-Guinea; ich erwähne hier als Beispiel die Einführung der Reiskultur.

Von anderen Kreisen ist dagegen nur zu erwarten, daß sie sich solchen Unternehmungen zuwenden, die dauernd den höchsten Gewinn versprechen. Aber hier muß noch eine gewaltige Änderung eintreten! Das deutsche Großkapital muß mit großen Mitteln den Plantagenbau in Neu-Guinea unternehmen. Stecken doch bedeutende deutsche Kapitalien in zahlreichen landwirtschaftlichen Unternehmungen anderer Kolonien. In Delhi, auf Sumatras Westküste, in Java, Borneo sind deutsche Kapitalien in landwirthschaftlichen Unternehmungen angelegt; erst neuerdings haben deutsche Firmen um bedeutende Landstrecken auf einigen der kleinen Sundainseln angefragt; die deutsche Sunda-Gesellschaft ruft auf Süd-Borneo landwirtschaftliche Unternehmungen mit deutschem Gelde ins Leben — umsomehr ist zu hoffen, daß man sich unseres reichen und fruchtbaren Besitzes in Neu-Guinea erinnert, und baldigst anfängt, auch dort durch Pflanzungen nutzbringende Anlagen deutschen Kapitals zu schaffen.

Und warum zieht man z. B. Borneo dem schönen Kaiser-Wilhelmsland vor? Die Aussichten auf Erfolg sind doch in beiden Gebieten gleich, denn hier wie dort haben wir es mit üppigen, reichen, aber noch unerforschten Strichen zu thun; die Arbeiterfrage liegt in Neu-Guinea fast genau so wie in Borneo; sie ist schwierig zu lösen, aber sie ist kein unüberwindliches Hindernis für kapitalkräftige Unternehmer. Oder sollte vielleicht der Pflanzer sich freier bewegen können unter der holländischen Regierung, als in Neu-Guinea? Sollte er fürchten, allzusehr beengt zu werden durch die zahlreichen Gesetze und Vorschriften der Neu-Guinea-Kompanie? Ich glaube fast, daß diese Furcht mehr als alle anderen Bedenken von der Anlage deutschen Kapitals in Neu-Guinea abgehalten hat. Daß aber diese Furcht jetzt noch begründet ist, bezweifle ich sehr. Ich bin überzeugt, daß die Neu-Guinea-Kompanie, in richtiger Erkenntnis der Thatsache, daß sie für ihr Kolonisationswerk der Unterstützung und Mitwirkung des deutschen Kapitals bedarf, und in voller Würdigung des Vorteils, den fremde Kapitalsanlagen in Neu-Guinea ihr bringen, bereit ist, in jeder Weise deutsche wirtschaftliche Unternehmungen in Neu-Guinea zu fördern und zu unterstützen. Und daß dem Plantagenbetrieb in Neu-Guinea, in richtiger Weise ins Werk gesetzt und geleitet, eine gute Zukunft vorausgesagt werden kann, ist für mich, der ich Gelegenheit hatte, Neu-Guinea mit den reichsten Tropenländern, mit Java, Sumatra und Ceylon zu vergleichen, zweifellos. Daher empfehle ich nochmals dringend, daß das deutsche Kapital aus der bisher bewahrten Zurückhaltung heraustrete. und beginne mit der Anlage von Pflanzungen in Neu-Guinea, zum eigenen Gewinn und zum Vorteil für unsere wertvollen Besitzungen in der Südsee.

Schon früher habe ich es ausgesprochen, daß der kleine Mann, der einzelne Ansiedler (d. h. Europäer) mit geringem Kapital jetzt noch kein Unterkommen in Neu-Guinea findet. Darüber wird auch wohl noch eine geraume Zeit vergehen. Sichere Aussicht auf Gedeihen haben zunächst nur die Anlagen kapitalkräftiger Unternehmer. Erst wenn bereits in Blüte stehende Pflanzungen vorhanden sind, wenn Werte erzeugt, verführt, verschifft werden, Wege und Mittel zur Verfrachtung nötig und zahlreiche Bedürfnisse der weißen Pflanzer und ihrer farbigen Arbeiter zu befriedigen sind, werden im Anschluß an solche Ausgangspunkte der Besiedelung weitere Europäer auch mit geringen Mitteln einen Platz finden. Natürlich geht anfangs diese Entwickelung nur langsam von statten, sie wird aber um so schneller sein, je eher und je mehr Ausfuhrwerte erzeugt werden, und dadurch ein Handelsverkehr ermöglicht wird. Und auch hier wird sich zeigen, daß vereinte Kräfte zum Ziel führen. Eine Anzahl von Pflanzungen, über das weite Schutzgebiet verteilt, werden zwar jede in ihrem Kreise Günstiges wirken und das Kolonisationswerk fördern, aber das Gesamtergebnis würde weit günstiger sein, wenn diese Pflanzungen zunächst alle auf einem mäßig weiten Raum vereinigt wären. Denn erst eine gewisse Anzahl von Pflanzungen würde genügend sein, um einigen Handwerkern, Fuhrunternehmern, Händlern ein gesichertes Auskommen zu verschaffen; die Anlage von Wegen, Brücken, Hafeneinrichtungen verteilt sich auf mehrere Unternehmungen, die Verpflegung der Arbeiter, die Beschaffung aller Verbrauchsgegenstände wird einfacher und billiger; leichtere ärztliche Hilfe, gegenseitige Unterstützung bei Not und Gefahr, ein lebhafterer geselliger Verkehr, alles dies und manches andere sind Vorzüge der Zusammendrängung der Pflanzungen.

Und ist dann irgendwo im Schutzgebiet ein solcher Ausgangspunkt geschaffen, wo man von vornherein mit bedeutenden Mitteln arbeitete, so wird von hier aus das Kolonisat onswerk leichter weiter schreiten und größere Fortschritte machen, als wenn man an zu vielen Punkten zugleich die Arbeit beginnen wollte. Mir scheint es daher eine der wichtigsten Bedingungen für das Gedeihen der Unternehmungen in Neu-Guinea zu sein, daß man in Zukunft die Arbeiten auf wenige Punkte, ja zunächst vielleicht auf einen Punkt zusammendrängt, daß man einen Besiedelungsmittelpunkt schafft, von dem aus dann das Kolonisationswerk in weiteren und weiteren Kreisen sich ausdehnt. Damit meine ich nicht, daß man die bestehenden Stationen vernachlässigen soll, nein, sie mögen ruhig weiter arbeiten an ihrem Werk, aber neue Unternehmungen, besonders Pflanzungen, soll man möglichst in einem einzigen, nicht zu umfangreichen Gebiet gründen.

Natürlich ist es die allererste und allerwichtigste Aufgabe, den geeignetsten Ausgangspunkt für diese Arbeiten auszuwählen. Der Ort, von dem aus das Kolonisationswerk beginnen soll, muß in jeder Be-

ziehung allen zu stellenden Anforderungen entsprechen. Ein guter Hafen muß die Verschiffung der Erzeugnisse leicht machen; der Hafen soll ein reiches, fruchtbares, ausgedehntes Hinterland haben, zum Teil Flachland, in leicht erreichbarer Nähe sollen Gebirge vorhanden sein, wenn möglich vulkanischen Ursprungs, geeignet für alle Gebirgskulturen, sowie zur Anlage von Gesundheitsstationen. Das Klima, besonders die Verteilung der Niederschläge, sowie die Winde müssen derart sein, daß sie den Plantagenbau begünstigen; es soll geeigneter Boden und reichliches Wasser zum Reisbau vorhanden sein. — Dieses sind die ersten Bedingungen, die man an das auszuwählende Gebiet zu stellen hat. Ob eine Gegend gesund ist, läßt sich ja leider vorher nicht feststellen. Sehr erwünscht ist das Vorhandensein schiffbarer Wasserläufe, sowie guter Holzbestände. Ist das betreffende Gebiet gut bevölkert, um so besser, aber wir sind überall in Neu-Guinea auf die Einführung von Arbeitern angewiesen, nirgend genügt die vorhandene Bevölkerung zum ausgedehnten Plantagenbetrieb, sodaß die schwache Bevölkerung eines Striches nicht von dessen Inangriffnahme abzuschrecken braucht.

Und haben wir in Neu-Guinea Gegenden, die allen gestellten Anforderungen entsprechen? Zweifellos! Im Huongolf, besonders in der Nähe des Markhamflusses, auf Neu-Pommern, wahrscheinlich auch auf Neu-Mecklenburg und den Salomonsinseln, vor allem aber in der Astrolabebai haben wir ausgedehnte Landstriche, wie wir sie geeigneter für unsere Zwecke wohl schwerlich in anderen Kolonien finden würden. Nach meiner Überzeugung ist die Astrolabebai der geeignetste Ausgangspunkt für eine ausgedehnte und erfolgreiche Inangriffnahme des Landes. Schon im Jahre 1887 habe ich mich im ähnlichen Sinne für die Astrolabebai ausgesprochen, und vorher und nachher haben zahlreiche Besucher von Neu-Guinea gleichfalls das Land um die Astrolabebai für einen der besten Teile des Schutzgebietes erklärt. Um so mehr hoffe ich, wird man dieser Ansicht einiges Gewicht beilegen. Ja, ich glaube sicher, daß die Astrolabebai der wirtschaftliche Mittelpunkt unserer Südseebesitzungen werden wird, und daher möchte ich an dieser Stelle nochmals den ebenfalls vor 3 Jahren schon ausgesprochenen Rat wiederholen, die Hauptstation von Finschhafen nach der Astrolabebai zu verlegen.

Die Vorzüge der Astrolabebai sind mannichfach. Rings um dieselbe erstreckt sich ein Gürtel ebnen, fruchtbaren Landes, meist mehrere Kilometer breit; von den dahinter liegenden Bergen strömen zahlreiche Flüsse und Bäche herab, im Norden der Bai haben wir die weite, tief ins Land gehende Astrolabeebene, und noch weiter nördlich, in mäßiger Entfernung, den schönen, großen Friedrich-Wilhelmshafen, einen der besten des Schutzgebietes, der natürliche Verschiffungshafen dieser reichen Gebiete. Und durch die Astrolabeebene haben wir leichten Zugang zu den sie einschließenden, ausgedehnten Gebirgen, auf denen alle Bergkulturen gute Erfolge versprechen. Das Hansemanngebirge, in geringer Entfernung von Friedrich-Wilhelmshafen, wird den zahlreichen Europäern, die sicherlich in nicht ferner Zeit durch Amt oder Geschäft nach Friedrich-Wilhelmshafen gezogen werden, auf seinen Hängen kühle, luftige und gesunde Wohnungen gewähren. Der strichweise schwere, undurchlässige Boden wird in Verbindung mit dem reichlichen Wasser einen ausgedehnten Reisbau zulassen; allenthalben sind reiche Holzbestände vorhanden, die Küste der Astrolabebai ist reich bevölkert, und was ebenfalls sehr für die Astrolabebai spricht, es befinden sich dort bereits zwei Stationen der Neu-Guineakompagnie, sowie zwei Missionsstationen, es ist also ein bedeutsamer Anfang gemacht, und um so schneller wird man dort etwas erreichen. Über das Klima sind wir zwar nur durch die Beobachtungen in Konstantinhafen unterrichtet; dort ist dasselbe ein dem Plantagenbau günstiges; für den nördlichen Teil der Bai wird das Klima kaum bedeutend abweichen, so weit es das Flachland betrifft; und die Gebirge sind so zahlreich, und erheben sich zu so bedeutenden Höhen, daß sich auf ihnen sicherlich vor Wind geschützte Striche mit günstigem Regenfall finden lassen werden.

Durch Zusammendrängung vieler Pflanzungen auf einen beschränkten Raum wird die Gewinnung von Arbeitskräften für dieselben nicht schwieriger, denn erfahrungsgemäß ist die Arbeitsleistung der den Stationen benachbarten Dörfer außerordentlich gering, und man muß daher stets alle Arbeiter aus anderen Gegenden einführen. Wohl aber hat die Zusammendrängung den großen Vorteil, der sehr ins Gewicht fällt: sie erleichtert ganz bedeutend die Ansiedelung malayischer oder irgend welcher anderer farbiger Einwanderer. Es wird uns nie gelingen, einzelne Malayen oder selbst einzelne Familien zur dauernden Niederlassung in Neu-Guinea zu veranlassen, wenn dieselben nicht die Gewißheit haben, daß bald eine größere Anzahl ihrer Stammesgenossen das gleiche thun werden. Nur wenn wir sie in größern Gemeinschaften ansiedeln können, wenn sie sich malayische Dörfer bauen können wie in der Heimat, wenn wir ihnen Sawas (Reisfelder) geben, wie sie sie zu Hause haben und Büffel zu deren Bestellung, kurz, wenn wir ihnen Neu-Guinea so gestalten, daß sie die alte Heimat nicht vermissen, nur dann werden die eingeführten Malayen dazu geneigt sein, sich dauernd in Neu-Guinea niederzulassen.

Wenn daher der Anfang mit malayischer Besiedelung gemacht werden soll, beginne man damit nicht an mehreren Punkten, sondern bringe alle malayischen Ansiedler und Arbeiter zunächst an einem Ort zusammen, und suche sie dort heimisch zu machen.

Und ist uns die Gründung der ersten malayischen Ansiedelung gelungen, so wird dieselbe ja auch weitere Einwanderer nach sich ziehen, und besonders ist zu hoffen, daß die ursprünglich nur als Arbeiter auf gewisse Zeit gekommenen Leute sich zu längerem Bleiben oder zu fester Ansiedelung entschließen. Aber täuschen wir uns darüber nicht: leicht wird es uns nicht sein, Malayen zum dauernden Verlassen ihres Vaterlandes zu beweaen, und es wird vieler Geschicklichkeit und genauer Kenntnis der Malayen bedürfen, um zum Ziele zu gelangen.

Denjenigen Leuten, welche sich entschließen, sich dauernd anzusiedeln, helfe man in jeder Weise; es muß ihnen wohl gehen, so daß sie sich nicht nach der Heimat zurücksehnen. Man gebe jeder Familie ein eignes Häuschen, einige Kokospalmen und etwas Gartenland, und besonders sei man nicht zu sparsam mit den Reisfeldern, sondern weise jeder Familie ein beträchtliches Stück Sawa zu: denn reiche Reisfelder sind der Stolz des Malayen, sie sind sein größter Reichtum, und nach ihrer Ausdehnung schätzt man das Vermögen und die Bedeutung des Besitzers.

An dieser Stelle möchte ich etwas eingehender die Bedeutung des Reisbaues für unsre Südsee-Besitzungen besprechen. Ich sehe eine der dringendsten und nächsten Aufgaben der Neu-Guinea-Kompanie darin, den Reisbau in Neu-Guinea einzuführen. Nicht als ob die nötigen Nahrungsmittel nicht vorläufig noch auf andere Weise beschafft werden könnten! (und vielleicht sogar billiger, als anfangs der eigene Reisbau zu stehen kommt.) Wird doch z. B. jetzt noch der ganze Reis nach den Tabaksgegenden in Ostsumatra von auswärts eingeführt. Aber Neu-Guinea kann doch auf die Dauer nicht in bezug auf seine Nahrungsmittel auf fremde Länder angewiesen sein, über kurz oder lang würde man doch dazu übergehen müssen, den Bedarf im Lande selbst zu bauen; und bald wird ja auch der eigene Anbau billiger sein als die Einfuhr. Und daß Neu-Guinea bei seinem Boden und seiner Wasserrichtung ein Reisland werden wird, ebenso gut wie die beiden Indien, China und die indische Inselwelt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ohne Reisfelder wird es vergeblich sein, die Ansiedelung von Malayen oder Indiern zu versuchen; man kann von dort her Arbeiter einführen, und auch den Reis, um sie zu ernähren; aber ansiedeln lassen sich die Malayen und Indier nur, wenn man ihnen eigene Reisfelder zu geben vermag.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man dem Anbau von Lebensmitteln für uns und unsere Arbeiter in Neu-Guinea ganz dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Eingeborenen überlassen kann, und daß dieselben allmählich dazu gelangen werden, die erforderlichen Nahrungsmittel für unsere Arbeiter zu bauen; zwar können sie dahin gebracht werden, über ihren eigenen Bedarf hinaus zu bauen, aber wir werden uns, was die Versorgung mit Lebensmitteln für die Arbeiter betrifft, nie auf sie verlassen können. Und noch weniger ist zu erwarten, daß die Eingeborenen sich dem Reisbau leicht zuwenden würden. Ja selbst von uns eingeführte malayische Ansiedler würden aus eigenem Antriebe und mit eigenen Mitteln wohl nur sehr langsam zu einem einigermaßen ausgedehnten Reisbau gelangen. Die Anlage größerer Reisfelder ist keine leichte Aufgabe. Die Erbauung und Terrassirung des Bodens, die Anlage von oft sehr langen Gräben zur Be- und Entwässerung, das Aufwerfen zahlreicher Dämme, das richtige Bemessen der zuzuführenden Wassermengen, dies alles erfordert so viel Arbeit und Kapital, soviel Ausdauer und technisch-praktische Kenntnis, daß wir notwendig den Farbigen zu Hülfe kommen müssen. Oder um mich deutlicher auszudrücken, wir müssen mit Farbigen, die früher schon Reis gebaut haben, gemeinsam arbeiten, denn dieselben verstehen sich ausgezeichnet auf alle die dazu notwendigen Arbeiten, und wir haben die Leute nur zu leiten, sie mit unserer Willenskraft, mit unserem Kapital, hin und wieder mit unseren Nivellir- und Meßinstrumenten zu unterstützen, und wir werden alsdann bald zu ausgedehnten Reisfeldern gelangen.

Einen entsprechenden Teil der Reisfelder muß man alsbald den malayischen Einwanderern überweisen, die dann allmählich die aufgewandten Kosten abzutragen haben und mit der Zeit in den wirklichen Besitz gelangen. Ob die Neu-Guinea-Kompanie dann noch selbst den Reisbau fortsetzen, oder die Felder an weiße oder farbige Unternehmer verpachten soll, hängt von den Umständen ab. Wird doch in Java, Indien, Amerika der Reisbau häufig von Weißen mit Erfolg und Vorteil im großen betrieben; warum sollte er später in Neu-Guinea nicht lohnen, bei billigen Arbeitskräften? Allerdings wird man zunächst nur für den eigenen Bedarf zu arbeiten haben.

Soviel steht fest, die Einführung des Reisbaues in Neu-Guinea

ist dringend geboten, und je eher sie erfolgt, desto besser; die ersten Schritte dazu muß die Neu-Guinea-Kompanie thun, indem sie selbst mit der Anlage von Reisfeldern beginnt.

Der Reis wird in Neu-Guinea allmählich das billigste Nahrungsmittel werden. Daneben wird auch wohl die Yams, die Hauptfrucht der Südseeinseln, fernerhin eine gewisse Bedeutung behalten. Aber noch zahlreiche andere Feldfrüchte verdienen für Neu-Guinea Beachtung, einerseits, weil der Reis nur dort erfolgreich gedeiht, wo schwerer Boden und viel Wasser zur Verfügung steht, andererseits, weil die Bevölkerung ja zur Abwechselung, und zu gedeihlicher Zusammensetzung der Nahrung anderer Früchte bedarf.

Neben Yams kommen vorzugsweise noch süße Kartoffeln, Taro und Maniok, ferner Bananen, Hirse, Durrha, Mais, Bohnen, Erdnüsse in Betracht. Die drei letztgenannten Feldfrüchte sind besonders wichtig, weil sie durch ihren Eiweiß- und Fettgehalt eine geeignete Ergänzung zu der einseitig stärkemehlreichen Reisnahrung gewähren.

Ob der Anbau dieser Feldfrüchte für den Weißen in Neu-Guinea im allgemeinen lohnen wird, ist mir zweifelhaft; es ist davor zu warnen, Lebensmittel anzubauen, wenn man dieselben oder einen geeigneten Ersatz billiger anderweitig beschaffen könnte; eine Ausnahme hiervon wird man jedoch machen können, wenn es sich darum handelt, eine für Neu-Guinea neue Kulturpflanze einzuführen, die Eingeborenen mit der Anpflanzung und dem Gebrauch derselben bekannt zu machen, und sie zu dem Anbau zu ermutigen. Und besonders jetzt im Anfange ist es eine wichtige Aufgabe, unsere farbigen Unterthanen, die so arm sind an guten, ertragreichen Kulturpflanzen, neue Gewächse, deren Anbau für sie paßt, kennen zu lehren.

Die deutsche Auswanderung.

(Schluß.)

Überall da, wo eine ernsthafte Vertretung deutscher Interessen erheischt wird, kann die deutsche Regierung einen bezahlten und von ihr abhängigen Beamten nicht mehr entbehren. Bei dem rasch zunehmenden Wachstum der deutschen Interessen im Auslande wird es nur noch eine Frage der allerkürzesten Zeit sein, daß die deutsche Regierung an den meisten Orten die Vertretung durch Berufsbeamte eintreten läßt. Soweit es sich nun um die Hilfe und den Rat handelt, wodurch der deutsche Auswanderer seitens unserer Konsuln künftig mehr unterstützt werden sollte, so dürfte für die Beurteilung des hierfür Notwendigen an die Thätigkeit der bereits im Auslande bestehenden freien Vereine zum Schutze deutscher Einwanderer anzuknüpfen sein. Unseren heimischen Regierungen wird die mehr oder minder nutzbringende Wirksamkeit derartiger besonders in Süd- und Nordamerika bestehenden Vereine bekannt sein und durch ihre Vertreter würden sie am ehesten und sichersten zu beurteilen vermögen, wo etwa an solche Vereine Interessengruppen sich angeschlossen haben, die deren Wirksamkeit zum Schaden des deutschen Einwanderers zu beeinflussen geeignet sind. Dies mag nicht zu oft vorkommen, ihren Nutzen wird die Überwachung durch unsere Reichsorgane immerhin haben. Mannigfach dagegen sind die Formen, unter welchen der deutsche Ansiedler im Auslande der fremden Ausbeutung anheimfällt; über diese Gefahren bedarf es umfassender Erhebungen; sind diese im einzelnen erst abgeschlossen, so werden sich auch Mittel und Wege finden lassen, handelnd dagegen einzuschreiten.

Wir besprechen nunmehr die staatliche Unterstützung, welche denjenigen Unternehmungen zu Teil werden sollte, die auf die Förderung und Hebung des Ausfuhrhandels oder auf deutsche Kolonisation im Auslande direkt gerichtet sind.

Die große Bedeutung, welche für die Gesamtheit in der größtmöglichen Entfaltung der heimischen industriellen Produktion als der besten Arbeitgeberin liegt, rechtfertigt zur Genüge die staatliche Mithülfe zur Erreichung dieses Zieles. Die Erhöhung unserer Produktion hat aber zur Voraussetzung, daß wir unsern Absatz im Auslande vermehren. Dies kann dadurch unterstützt werden, daß die Verkehrsmittel nach diesen Ländern verbessert und die Zahlungsbedingungen erleichtert werden. In beiden Beziehungen hat der Deutsche Kolonialverein die Wege angedeutet, auf denen man zum Ziele kommen kann. So wurde die Einrichtung der aus Reichsmitteln unterstützten deutschen Dampferlinien von ihm als eine notwendige Bedingung der neuen Wirtschaftspolitik vertreten. Der 30. Juni 1886 brachte seinen Bemühungen einen herrlichen Erfolg. Dieser denkwürdige Tag, an welchem der erste Reichspostdampfer nach Ostasien auslief, bezeichnet einen Wendepunkt in der deutschen Wirtschaftsgeschichte.

Es wird nicht langer Zeit bedürfen, daß die guten Früchte dieser und ähnlicher staatlicher Unterstützungen für gute deutsche Verkehrsgelegenheiten mit dem Auslande sichtbar zu Tage treten.

Auch für die zweite, nicht minder wichtige Aufgabe, die Erleichterung der Zahlungsbedingungen, haben die Arbeiten des Deutschen Kolonialvereins besonders anregend gewirkt. In der Generalversammlung vom 30. April 1886 wurde eine sehr wichtige Resolution gefaßt, welche jenem Verein und seinem patriotischen Streben zu dauerndem Ruhme gereichen wird. Sie lautete: Der deutsche Kolonialverein sieht in der Errichtung einer überseeischen Bank, welche den deutschen Ausfuhrhandel zu unterstützen, den deutschen Unternehmungsgeist im Auslande zu beleben und die deutsche Währung im Weltverkehr zu verbreiten bestimmt ist, eine für die Vermehrung unseres transatlantischen Verkehr geeignetes Förderungsmittel."

In der sachverständigen Begründung dieser Resolution durch den Konsul Annecke wurde sehr überzeugend nachgewiesen, daß Deutschland seine Zahlungen im überseeischen Verkehr noch zum größern Teile durch Englands Vermittlung leistet, was nicht allein sehr kostspielig ist, sondern auch dem deutschen Handel vielfach arge Verlegenheiten bereitet. Eine nicht minder bedenkliche Folge des jetzigen Zustandes ist es, daß durch die fremde Vermittlung auch die heimische Rederei mit allen Geschäftszweigen, welche sich an sie anschließen, wie z. B. das Versicherungsgeschäft, in ihrer naturgemäßen Entwickelung beeinträchtigt wird. Eine überseeische deutsche Bank würde die Zahlungsleistung verbilligen und uns von der englischen Vermittlung befreien; ferner aber müsse es (und dies Moment zeigt auch, wie wichtig die Sache für die deutsche Auswanderung werden kann) eine ihrer vornehmsten Aufgaben sein, daß sie gewinnversprechende Unternehmungen im Auslande, wie Eisenbahnbauten, Hafenanlagen, Brückenbauten u. dgl. in deutsche Hände zu bringen und deutsches Kapital dazu heranzuziehen sucht. Solchen Anforderungen wird, wie es der Referent mit Recht betont, nur eine Bank genügen, auf deren Leitung das Reich einen gewissen Einfluß hat.[1])

Die Errichtung einer überseeischen Bank ist noch heute in der Hauptsache ein frommer Wunsch; die Versuche einzelner Privatbanken haben den Bedürfnissen nicht Rechnung zu tragen vermocht, so daß nach wie vor die staatliche Mithilfe nützlich, ja notwendig erscheint.

Wir wollen aber über dem Ausblick nach staatlicher Hilfe nicht vergessen, daß es vor allem Aufgabe der privaten Kultur- und Wirtschaftsfaktoren unseres Volkes sein muß, die Mittel und Wege zum Unterhalt des Lebens auszubilden. Staatliche Subventionen sollen nicht die Grundlagen für neue Existenzen erst schaffen, sondern sie sollen gewährt werden, wo treibende Volkskräfte zu ihrer gesunden Entwickelung derselben bedürfen. So liegt die Sache aber auch heute. Die Kapitalien und Arbeitskräfte, welche im Vaterlande zu viel sind, bedürfen nur des staatlichen Schutzes, nicht von fremder Nationalität aufgesogen zu werden; es handelt sich also nicht um Gründung neuer Existenzen, sondern um die Erhaltung vorhandener Kräfte, um deren Zusammenfassung und Verwertung.

Der Prüfung der Frage, worin die Aufgaben bestehen, welche den wirtschaftlichen Kreisen unseres Volkes selbst bei der neuen Entwickelung zufallen, möchten wir den Satz voranstellen: die extensive Kulturentwickelung ist ursächlich weniger eine nationale, als eine Kapital- und Interessenfrage. Hübbe-Schleiden hat in seiner geistreichen Schrift über deutsche Kolonisation[2]) die Langsamkeit, mit welcher die Weltstellung des Deutschtums in Handel und Verkehr gewinne, der alternden Generation, dem schwachwilligen Geschlecht Schuld gegeben; er sieht den finanziellen und kulturellen Sturz unserer Nation voraus, wenn die alte Wirtschaft fortdauern sollte. Diese Ängstlichkeit scheint etwas übertrieben zu sein, weil der geschichtliche Entwickelungsgang, den unser Volk und dessen kulturelle und wirtschaftliche Bethätigung genommen haben, der Anschauung von einem schwachwilligen alternden Geschlecht widersprechen. In Wirklichkeit haben wir unseren Alten erst die Grundlagen zu verdanken, auf welchen wir Jüngeren getrost und mit guter Hoffnung auf Erfolg unsere Arbeit draußen bethätigen können. Die Einigung unsrer Nation, unser entwickeltes Volksansehen und die Leistungsfähigkeit unserer Industrie sind als reine Schöpfungen der Alten zu betrachten. Schon unser scharfblickender und wohlunterrichteter Wappäus lehrte, daß es bei einer deutschen Kolonisationsunternehmung (welche wir als den äußern Ausdruck der extensiven Kulturentwickelung zu betrachten haben), vor allem auf die richtige Kombination von Kapital und Arbeitskraft ankomme. Er wies zugleich aber auch nach, daß es in den sechziger Jahren uns noch durchaus an Kapital fehlte, die überschüssigen Arbeitskräfte nutzbar zu machen. Heute ist uns dies leichter, da wir in Deutschland auch über viel Kapital verfügen, das passende Verwendung im Heimatlande nicht mehr finden kann. „Es hat nicht an warmen deutschen Herzen," so spricht sich derselbe Gelehrte an anderer Stelle aus, „schon lange vor dem Aufgange der deutschen Nation in den sechziger Jahren gefehlt, welche dem Gedanken Raum gaben, von geeigneten Ländern für die deutsche Auswanderung Besitz zu nehmen, der Verwirklichung standen aber Schwierigkeiten entgegen, welche vielleicht nicht unüberwindlich

---

[1]) Vergl. Verhandlungen des Deutschen Kolonialvereins. D. K.-Z. 1886. S. 322 flg.

[2]) Hamburg, bei L. Friederichsen u. Co. 1881.

gewesen wären, die es aber verhinderten, alle verfügbaren Mittel auf einen günstigen Fall zu konzentriren. Welche heimische Regierung hätte wohl den deutschen Ansiedlern hinreichenden Schutz bieten können, vorausgesetzt, daß die Kapitalkraft und die Produktionsfähigkeit unserer heimischen Industrie ausgereicht hätten, um ähnliche Vorteile aus kolonisatorischen Unternehmungen zu ziehen, welche England und die Vereinigten Staaten beispielsweise dazu führten, um den Besitz Kaliforniens zu rivalisiren."[1]) Dank dem erfolgreichen Streben unserer Alten sind heute für eine kolonisatorische Bethätigung alle Grundlagen vorhanden, und das Überlieferte weiter auszubauen, gehört der Gegenwart und Zukunft an. Wir dürfen vertrauen, daß die Ausbreitung unserer Kultur und Wirtschaft sich naturgemäß aus ihrer Fähigkeit und Kraft weiter entwickeln werde; diese letzteren bilden für die neue Wirtschaftsgestaltung die notwendigen neuen Interessengruppen aus, welche neben den bestehenden den ihnen zukommenden staatlichen Schutz sicher finden werden.

Der Übergang von der intensiven zur extensiven Kultur ist auch in andern Ländern mit einiger Langsamkeit vor sich gegangen; und auch da hat es an inneren Gegensätzen bei Einleitung ihrer überseeischen Wirtschaft nicht gefehlt. So widersetzten beispielsweise die Kaufleute in Amsterdam, welche den Handel mit Lissabon vorzugsweise betrieben hatten, sich der direkten Schiffahrt nach Ostindien, weil sie den Untergang ihres Lissaboner Geschäfts befürchteten. Und wenn heutzutage von unserem Überseehandel in Hamburg und Bremen so wenig geschieht, um die Krankheiten der Überfüllung mit unbeschäftigten Arbeitern und Kapitalien, wie Roscher unsere Wirtschaftskrise passend bezeichnet, heben zu helfen, so liegt das an dem fehlenden direkten Interesse; die treibenden Faktoren finden wir in den von dem Notstande zunächst betroffenen kapitalistischen und industriellen Kreisen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die deutsche Industrie bei Einleitung der extensiven Kultur der erste und vornehmste Pionier gewesen ist, welcher den deutschen Handel nicht nur, sondern, was ungleich wichtiger ist, das deutsche Wirtschafts- und Konsumtionsgebiet schon heute wesentlich erweitert hat. In den rheinischen (und auch manchen andern) Bezirken der Textilindustrie giebt es wohl keinen Ort, wo nicht eine große Anzahl Männer vorhanden wäre, die unter den größten Mühen und mit bedeutendem geschäftlichen Risiko sich die Grundlagen für ihren Absatz in fremden Ländern erst schaffen mußten. Diese haben auch viel mehr, als die Kaufleute der Seestädte, ein Interesse daran, daß zu erweiterten kolonisatorischen Unternehmungen sich ihnen in überseeischen Ländern das der Expansion gleichfalls bedürftige deutsche Kapital verbinden werde, da dies einmal den Verbrauch an deutschen Fabrikaten vergrößern müßte, und keine andere Aussicht besteht, als auf diesem Wege den direkten Bezug von Rohstoffen zu erlangen. In dieser Beziehung können deutsche Unternehmungen im Auslande Großes erreichen. Jannasch hat ziffernmäßig die Wichtigkeit der Rohstoffe für den englischen Markt und Handel nachgewiesen, und gezeigt, wie die Konzentration der Rohstoffe in England der dortigen Industrie die Vorteile der ersten Hand beim Einkauf sichern, indes die Konkurrenz auf dem Kontinent auf die Vermittelung von Agenten und Kommissionären angewiesen ist. Jannasch folgert mit Recht, daß die englischen Rohstoffmärkte dem englischen Handel zugleich gewinnbringenden Export heimischer Industrieartikel eintragen müssen, und die größere Konsumptionsfähigkeit wegen des damit verbundenen gesicherten Absatzes hinwiederum die Schiffsfrachten verbilligere.[2]) Die unausbleibliche Folgerung aus allen diesen Erscheinungen und Bedürfnissen führt zu der Ansicht, daß in der neuesten Wirtschaftsepoche (wie schon seit mehr als zwei Dezennien) unsere Industrie voranstehlt; so gewiß es ist, daß sie der kraftvollen Unterstützung durch das heimische Kapital ihre Größe und Leistungsfähigkeit verdankt, so undenkbar ist es, daß unsere mobilen Kapitalien nicht unserer Industrie unterstützend und fördernd in fremde Länder folgen sollten, sobald sie auch dort thatkräftig genug aufzutreten vermögen.

Die Notwendigkeit, daß dies umfassender als bisher geschehen muß, hat niemand so ernsthaft und unermüdlich in Schrift und Wort betont, als der verdienstvolle Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um das deutsche Kapital daran zu erinnern, daß es endlich den ihm gebührenden Einfluß in überseeischen Ländern gewinnen solle.

Nun hält es ja schwer, mehr noch für den Kapitalisten, als den Industriellen, in fremden Ländern Geschäfte zu machen, welche in weitem Maße Vertrauen und Bürgschaften zur Voraussetzung haben. Es war daher eine begreifliche Vorsicht, wenn unsere Kapitalisten bisher lieber an den Unternehmungen unterrichteter Fremder im Auslande sich beteiligten, als selbständige deutsche Gesellschaften für den gleichen Zweck zu bilden. Unser Kapital wird dabei aber gewiß nicht stehen bleiben, sondern der führenden Hand ausländischer Unternehmer sehr bald entraten können, um selbständige Geschäfte einzuleiten und durchzuführen.

Kapital und Industrie sind bei uns treue Geschwister; aus den Unternehmungen unseres Kapitals in fremden Ländern wird die heimische Industrie Nutzen ziehen. Viele jetzt überschüssige Arbeitskräfte werden dann im Heimatlande Verwendung finden können.

Und wird die Ängstlichkeit aufhören, mit der man bisher es vermieden hat, Staaten, denen deutsches Geld zum Eisenbahnbau und zu Anleihen gegeben wurde, auch ihre Ländereien zu deutschen Ansiedelungen abzunehmen, wird das deutsche Kapital für diesen Zweck die rechten Konzessionen erwerben, wie sie Amerikaner und Engländer sich zu verschaffen wissen, dann wird es auch an dem Schutze des Deutschen Reichs solchen Unternehmungen nicht fehlen, welche den Erfolg deutscher Kolonisation durch die rechte Kombination von Kapital und Arbeitskraft gewährleisten.

Wir schließen, indem wir die Bedingungen der organisirten Auswanderung in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Die organisirte deutsche Auswanderung erfordert eine erhöhte staatliche Fürsorge für den Auswanderer und führt zu kolonisatorischen Unternehmungen, bei welchen Kapital und Arbeitskräfte sich in freier Vereinigung verbinden.

2. Die staatliche Fürsorge muß einmal ihren Ausdruck finden in einer reichsgesetzlichen Regelung des Auswanderungsgeschäftes, in der Verbesserung der Auswandererstatistik, in der Gründung eines staatlichen Auskunftsbüreaus für Auswanderer und in der Verpflichtung unserer Konsuln in fremden Ländern, dem deutschen Auswanderer Rat und Hilfe zu bieten; zum andern in der Verbesserung deutscher Verkehrsgelegenheiten und in der Erleichterung der Zahlungsbedingungen in fremden Ländern, sofern die Erweiterung unseres Wirtschaftsgebietes dadurch ermöglicht wird.

3. Jede kolonisatorische Unternehmung beruht auf der rechten Verbindung von Kapital und Arbeitskräften. Eine deutsche Kolonisation ist möglich, wenn das Kapital des Schutzes der heimischen und der Unterstützung der Regierung des fremden Landes versichert ist.

4. Die deutsche Kolonisation ist in der Hauptsache eine Interessenfrage; das Kapital, ohne welches ein derartiges Unternehmen gar nicht durchführbar ist, will und muß gewinnen. Ein Geschäft ohne Nutzen ist ein Unding, eine Kolonisation ohne Kapital ein Verbrechen.

5. Das Kolonisationsunternehmen ist in jedem Falle ein gutes, wenn Handel und Industrie des Heimatlandes Vorteil daraus ziehen, und die Existenz des deutschen Auswanderers in seiner neuen Heimat sittlich und physisch gesichert ist.

6. Dasselbe wird zu einem nationalen, je mehr der Deutsche seine Sprache, seine alten Gewohnheiten in der neuen Heimat bewahren und mit seinem Stammlande geistige und materielle Beziehungen pflegen kann. B.

---

[1]) Dr. J. E. Wappäus. Deutsche Auswanderung und Kolonisation Leipzig 1846.

[2]) R. Jannasch l. c.

Niederländisch Ostindien 1890.

Von Emil Metzger.

I. Übersicht.

Niederländisch Indien befindet sich seit längerer Zeit in einer durch eine Reihe ganz verschiedener Umstände herbeigeführter Krisis; die Lage wird noch verwickelter durch die in Holland eigentümlich verquickten Verhältnisse, welche es augenblicklich schwerer als je machen, einen Ausweg zu finden. Fassen wir das zuletzt Gesagte etwas näher ins Auge. Nach der Revision der niederländischen Verfassung (1887) haben die Wahlen für die zweite Kammer eine antiliberale Mehrheit ergeben, die sich allerdings aus verschiedenen Elementen (Konservativen, Katholiken, orthodoxen Protestanten und Antirevolutionären) zusammensetzt; die erste Kammer dagegen ist liberal. Letztere hat nun, nur mit einer Stimme Majorität, das Budget des Kolonialministers Keuchenius, welcher die Seele des Kabinets war, verworfen, weniger wohl in der Absicht, dasselbe zum Rücktritt zu bewegen, als vielmehr den Kolonialminister von seiner Stelle, wo er in vieler Beziehung, namentlich durch die unüberlegte Weise, in der er seiner sehr orthodox-religiösen Überzeugung wiederholt Ausdruck gab, sehr unbequem, manche glauben, selbst gefährlich zu werden anfing, zu entfernen.

Unter diesen Umständen wird es für jeden Minister, welcher Partei er auch angehöre, sehr schwierig sein, in beiden Kammern eine Mehrheit zu erlangen, die Vertrauen genug in ihn stellt, um ihm willig, aber auch mit großer Ausdauer auf dem Wege zu folgen, den er mit aller Entschiedenheit einschlagen müßte, wenn er die indischen Angelegenheiten in Bahnen leiten wollte, auf denen man im Lauf der Zeit bessern Verhältnissen entgegen gehen könnte. Daß es möglich wäre, letztere durch irgend welche partielle Verbesserungen in

Kürze herbeizuführen, ist eine Illusion, der sich Niemand, der die Umstände ernstlich ins Auge faßt, hingeben wird.

Zu viel und zu lange, namentlich aber auf zu verschiedene Weise ist gesündigt worden, als daß es möglich wäre, im einzelnen zu sühnen; da ist schon eine Radikalkur nötig. Doch abgesehen davon, daß es gar nicht leicht ist, die für eine solche nötigen Heilmittel überhaupt zu finden, würde es sehr schwer sein, dieselben so anzuwenden, daß der Übergang vielleicht nicht noch schlimmere Zustände als die jetzt herrschenden hervorruft.

Es ist ja verhältnismäßig leicht, eine Reihe vereinzelter guter und zweckmäßiger Maßregeln vorzuschlagen, selbst ins Leben treten zu lassen; viel schwerer ist es, sie so zu treffen, daß sie in gegebene Verhältnisse passen und den Übergang zu einer neuen Ordnung der Dinge in natürlicher Weise und ohne Erschütterungen herbeiführen; dazu kommt noch, daß ihre Gesamtwirkung von zu viel verschiedenen Faktoren beeinflußt wird, um derselben im voraus jemals sicher sein zu können.

Die Hauptmomente der Krisis, in der Indien sich befindet, sind, soweit menschliche Handlungen auf dieselben Einfluß gehabt haben, eine Folge halber Maßregeln, welche Veranlassung gewesen sind, daß man hinsichtlich der allerersten wirtschaftlichen Grundsätze geschwankt hat. Mit dem einen System hat man der daran verbundenen Nachteile wegen brechen wollen, man hat es aber der mit demselben verbundenen Vorteile wegen wieder nicht ganz gethan. So hat das Gute, welches man im einzelnen zu Stande gebracht hat, nie zur vollen Wirkung kommen können.

Wir wollen das Gesagte etwas näher erläutern.

Man hat in der Theorie sich von dem Gedanken abgewendet, daß der Staat nicht blos die Regierung führen, sondern nebenher auch noch Plantagen anlegen und die Produkte verkaufen könne, und doch hat man in der Praxis noch nicht den Weg zu finden vermocht, um die Kaffeepflanzungen, den Rest der durch van den Bosch eingeführten Zwangskulturen, abzuschaffen. Immer noch spielt der Ertrag der Ernte und der zufällige Marktpreis eine große Rolle bei Beschaffung des Staatsbedarfes, dessen Forderungen fortwährend steigen.

Das Wachsen der Ausgaben ist die natürliche Folge einer ganzen Reihe nützlicher Maßregeln, die man zum Ausbau der Staatsmaschine getroffen hat; es ist die Folge anderer Maßregeln, die zur Erhöhung der Produktivkraft des Landes angeordnet worden sind, es ist endlich die Folge des nun schon im 18. Jahre dauernden Krieges in Atjeh. Ein eigentümlicher Zug der indischen Wirtschaftspolitik muß hier erwähnt werden. Hat man früher sich der äußersten Sparsamkeit in Indien befleißigt, um dem Mutterlande möglichst große Überschüsse, (die allerdings schon seit Jahren der Geschichte angehören) zukommen zu lassen, so hat man später das an sich ja höchst lobenswerte Prinzip zur Geltung zu bringen gesucht, daß die laufenden Einnahmen und die Ausgaben, darunter auch die Kosten des Krieges in Atjeh und die für Eisenbahn und Hafenbau nötigen Gelder, sich im Gleichgewicht befinden müssen. Trotz der nach hunderten von Millionen zählenden Summen, welche für solche Zwecke verausgabt sind, ist dies ziemlich wohl geglückt; die für den indischen Staatshaushalt gemachten Schulden sind verhältnismäßig unbedeutend; sie betragen nur ein Bruchteil einer einzigen Jahreseinnahme.

Ein solches anscheinend außerordentlich günstiges Ergebnis hat man nur erreichen können, indem man die Steuerkraft Indiens in einer Weise in Anspruch genommen hat, welche schließlich die schlimmsten Folgen haben mußte, und hat das selbst dann noch gethan, als die Summe des durch die im Besitz von Privatpersonen befindlichen Pflanzungen in das Land gebrachten Geldes infolge der schlechten Ernten und der in den Plantagen herrschenden Krankheiten, sowie der niedrigen Preise sparsamer zu fließen anfing. Unter den Mitteln aber, deren man sich bediente, um die Staatskasse zu füllen, ist eins vor allen andern, welches bis vor Kurzem jährlich wachsende Summen geliefert hat, gegen welches sich aber auch immer lauter der Schrei der Entrüstung erhebt, namentlich wegen der Art, wie der Ertrag hinaufgeschraubt worden ist, nämlich die Opiumpacht.

Wenn auch unter den sonstigen Einnahmen verschiedene sind, bei denen die Steuerschraube etwas gar zu fest angezogen ist, so erregt doch keine in gleichem Maße die Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung, wiewohl thatsächlich eine andere Steuer, die Grundsteuer, an und für sich den Eingebornen noch mehr drückt.

Man sieht, die Aufgabe desjenigen, der hier eine gründliche Verbesserung schaffen soll, ist nicht leicht. Er soll, wenn wir nur die nächstliegenden Aufgaben ins Auge fassen, die Staatskasse von den Schwankungen des Marktes unabhängig machen, indem er die Rolle des Pflanzers und Kaufmanns fallen läßt, jedenfalls aber, wenn dies nicht sofort möglich ist, sorgen, daß die Kaffeekultur für den Eingeborenen weniger drückend wird. Er soll ferner ein Mittel erdenken, um dem Atjehkrieg ein Ende zu machen, und soll endlich auch noch, ganz oder zum Teil, auf die Erträge der Opiumpacht verzichten, so daß 1891 das Defizit, wenn Opium und Kaffee geopfert würden, ca. 48 Millionen fl. erreichen würde, allerdings sind ca. 9 Millionen fl. der Ausgaben für Eisenbahnbauten bestimmt.

Die Mittel, für alle diese Summen Ersatz zu finden, sind nach Vieler Meinung in größerer Entwicklung des Landes zu suchen und zu finden. Doch auch der kühnsten Phantasie dürfte es schwierig sein, den Weg anzuweisen, auf welchem dies in kurzer Zeit geschehen könnte.

Wir wollen nun die oben berührten Punkte etwas näher ins Auge fassen.

II. Die Kaffeeplantagen der Regierung.

Im Oktober 1888 wurde eine Kommission ernannt, welche über die Mittel berathen sollte, dem Rückgang der Regierungsplantagen vorzubeugen und der Bevölkerung eine hinlängliche Entschädigung für ihre Arbeit zu sichern (was schon in Art. 56 Abs. 4 des Regierungsreglements vorgeschrieben ist; es heißt da: Er — der Generalgouverneur — sorgt, daß die Bezahlung der an den Pflanzungen beteiligten Eingeborenen, unter Vermeidung einer schädlichen Preissteigerung derartig sei, daß sie in den Regierungsplantagen wenigstens ebensoviel verdienen, wie ihnen durch freiwillig angelegte Pflanzungen zufallen würde).

Abgesehen davon, daß der Art. 56 Abs. 4 schon in sehr verschiedener Weise ausgelegt worden ist, zeigt eine nur oberflächliche Prüfung, daß dem Inhalt, so lange die bisher befolgten Grundsätze beibehalten werden, nicht genügt werden kann. Die Regierung bestimmt diejenigen Familien, die bei den Kaffeeplantagen arbeiten sollen, weist ihnen den Boden an, den sie bepflanzen, die Gärten, welche sie bewirtschaften müssen, leitet die Arbeit durch ihre eigenen Beamten (zuweilen schlecht genug), bezahlt aber nicht die Arbeit, sondern das abgelieferte Produkt, so daß das ganze Risiko auf dem Pflanzer ruht und der Lohn für die Arbeit sehr verspätet ausbezahlt wird.

Nur ein Teil der Bevölkerung trägt diese schwere Last; denn schwer ist sie für die meisten der Betheiligten, weil für die Mehrzahl der Arbeiter der für die Arbeit empfangene Lohn zu der Leistung in gar keinem Verhältnis steht. Der Ertrag der Pflanzungen ist in den verschiedenen Provinzen sehr ungleich, zum Teil ist dies noch eine Nachwirkung des größeren oder geringeren Taktes, den seiner Zeit die Beamten bei Einführung der Zwangskulturen bewiesen haben. Einige Durchschnittszahlen mögen zur Bestätigung des Gesagten dienen; allerdings sind solche Durchschnittsberechnungen im allgemeinen schwierig und haben nur einen sehr relativen Werth, selbst wenn sie, wie dies hinsichtlich der zur Bewirtschaftung der Kaffeegärten erforderlichen Arbeitszeit, welche dem folgenden zur Grundlage dient, der Fall ist, mit einander übereinstimmen. Früher (Scottih Geogr. Mag. 1888 VIII, IX u. XI) hat der Schreiber dieser Zeilen die erforderliche Leistung auf 100 Arbeitstage per Jahr veranschlagt; zu demselben Resultat ist auch die oben erwähnte Kommission gekommen. Wenn wir von dieser Voraussetzung ausgehen, wechselte der Ertrag des Arbeitstages einer Familie (denn Frauen und Kinder arbeiten auch in den Gärien) 1886 zwischen 1 Pf. und 205 Pf. per Tag.

1888 wird hierfür (J. Hudig, N. Rotterd. Ct. 31. XII. 1889), nachdem die an die Bevölkerung zu zahlende Vergütung von 14 fl. auf 15 fl. per Pikul gebracht worden war, von 1,7 bis 200 Pf. berechnet. Wenn man das Ergebnis nach Provinzen trennt, so findet man die Vergütung in 7 Fällen niedriger als 10 Cent (17 Pf.), 5 mal 10 - 20 Cent (17—34 Pf.), 1 mal 20—30 Cent (34—51 Pf.), 1 mal 30—40 Pf. (51—68 Pf.), 1 mal 40—50 Cent (68—85 Pf.) um dann sofort das Maximum (200 Pf. zu erreichen. Die Produktion schwankte zwischen 0,07 und 7,83 Pikul per Familie.

Diese wenigen Zahlen schon werden es deutlich machen, daß in der Weise, wie man angefangen hat (durch Erhöhung der Bezahlung von 14 fl. auf 15 fl. per Pikul, auch die Majorität der Kaffeekommission hat für Java eine Erhöhung auf 20 fl. in Aussicht genommen), keine wirkliche Abhülfe der Übelstände erreicht werden kann. Eine Erhöhung von 7 Prozent, oder selbst um weitere 33 1/3 Prozent genügt für manche Gegenden durchaus nicht, während sie für andere überflüssig ist und die doch schon stark in Anspruch genommene Staatskasse unnötig belastet. Es ist daher zu hoffen, daß die Generalstaaten nicht geneigt sein werden, Vorschläge, die eine allgemeine und gleichmäßige Erhöhung der Bezahlung per Pickul zum Ziel haben, zu billigen. Da die eben ausgesprochene Ansicht vielfach geteilt wird, hat man, um den erwähnten Übelstand zu vermeiden, andere Vorschläge gemacht.

Manche wollen, daß die Kultur da, wo sie gar zu schlecht lohnt, ganz aufgegeben werde, andere, daß man bloß in dem zuletzt erwähnten Falle die Lage der Eingeborenen durch höhere Bezahlung verbessere. Beides hat seine bedenkliche Seite. Greift man zu dem erst erwähnten Mittel, so erleidet nicht nur die Staatskasse einen starken Ausfall, sondern auch der Betrag des in die Hände des Eingeborenen kommenden Geldes nimmt ab. Wie klein auch das Einkommen sei,

welches die Kaffeekultur dem Eingeborenen abwirft, wie groß auch die Leistung, durch die er es erwirbt, man muß eben berücksichtigen, daß er nicht gleich einen anderen Weg findet, um selbst diesen kleinen Betrag zu erwerben, während infolge der veränderten Regierungsgrundsätze ihm anstatt mancher Leistung in Arbeit, eine solche in Geld aufgelegt wird. Es ist dies eine sehr ernste Seite der Frage, die unserer Ansicht nach häufig nicht genug berücksichtigt wird. — Eine ungleichmäßige Bezahlung einzuführen, hätte noch stärkere Schattenseiten, vielleicht wäre eine solche Maßregel selbst nicht ohne Gefahr. Der Eingeborene hat ein stark entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl und erträgt selbst starken Druck, so lange er gleichmäßig wirkt, ziemlich ergeben, widersetzt sich demselben aber, sobald er zu bemerken glaubt, daß ein anderer in dieser Beziehung einen Vorzug genießt. Zudem müßte der Staat nicht nur seinen ganzen Vorteil opfern, sondern auch noch nennenswerte Summen zusetzen, um das Ergebnis in den für die Kaffeekultur ungünstigen Provinzen einigermaßen mit den Bestimmungen des Artikel 56 in Einklang zu bringen, was schon aus dem Grunde nicht richtig wäre, weil die eingeborene Bevölkerung nicht ganz ohne Schuld an dem schlechten Erfolg ist, wiewohl er zum größeren Teil andern Verhältnissen (schlechte Beschaffenheit des Bodens, ungünstige Lage der Gärten hinsichtlich der Entfernungen zu den Wohnorten) beizumessen ist. Auf ganz Java hat, wenn man das Ergebnis von 1848 bis 1852 mit dem der Jahre 1883 bis 1887 vergleicht, eine Abnahme der Kaffeeproduktion um 17 Prozent stattgefunden. Diese Verminderung verteilt sich aber durchaus nicht gleichmäßig, sondern beträgt in 13 Provinzen 57 Prozent, während der Ertrag in den andern unverändert geblieben, ja sich (bis um 83 Prozent) gesteigert hat. Verschiedene weitere Vorschläge, ebenso wie die Pläne der Kommission, können wir hier übergehen, da unserer Ansicht nach es hier weniger auf einzelne Maßregeln, als auf das Grundprinzip ankommt.

Sobald die Regierung auf die gezwungene Arbeit verzichtet, vermag sie unseres Erachtens den Betrieb der Kaffeegärten überhaupt nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen, schon weil ihren Beamten die dazu nötige Erfahrung und die erforderliche Zeit fehlt. Beabsichtigt sie also in dieser Hinsicht weiter zu gehen als bisher schon geschehen, so wird hierdurch ein neuer Schritt auf der Bahn gethan, auf der allein eine vernünftige Finanzpolitik zur Geltung kommen, d. h. Unabhängigkeit von den Schwankungen des Marktes erreicht werden kann.

Um zu diesem Ziel zu gelangen, muß der Betrieb der Kaffeegärten nach und nach in die Hände von Privatpersonen (Europäer oder Eingeborenen) übergehen, denen selbstverständlich auch die freie Verfügung über ihr Produkt (also keine Lieferung an die Regierung!) bleiben müßte. Vom juristischen Standpunkt besehen, würde die Sache wohl einige Schwierigkeiten machen, wegen der Rechte, welche die Eingeborenen auf die Plantagen besitzen; wenn man aber die Sache ernstlich *will*, dürfte sich die Auflösung schon finden lassen. Natürlich würde, wenn die Regierung sich nicht selbst den größten Nachteil zufügen will, ein Anfang mit denjenigen Provinzen zu machen sein, in denen das Ergebnis der Kultur ein ungünstiges ist; im Allgemeinen aber müßte, auch im Interesse der Eingeborenen, die Kultur auf dem gegenwärtigen Fuß fortgesetzt werden, und zwar ohne Erhöhung der Bezahlung in den Provinzen, wo der Ertrag der Arbeit nach der Durchschnittsrechnung 20 Cent und darüber beträgt; in den andern Provinzen sollte man die Bevölkerung unterstützen, indem man ihr Gelegenheit gäbe, bezahlte Arbeit zur Verbesserung der Kaffeeplantagen, deren Wert dadurch erhöht würde, auszuführen.

Dieser Gedanke ist durchaus nicht neu, früher schon sind der Regierung Vorschläge in der angegebenen Richtung gemacht worden; der Plan scheiterte an den damaligen Regierungsgrundsätzen, durch welche Europäer möglichst aus dem Innern der Insel ausgeschlossen wurden, weil man ihre Konkurrenz und ihren Einfluß auf den Eingeborenen vermeiden wollte. Jetzt dürften die damals entscheidenden Gründe nicht mehr maßgebend sein und daß die Aufbringung des erforderlichen Kapitals, wenn sich der Übergang während einer längeren Reihe von Jahren vollzieht, keinen ernstlichen Schwierigkeiten begegnen wird, bedarf keines Beweises. Noch ein anderer Umstand zwingt beinahe gebieterisch, das angedeutete Verfahren ernstlich ins Auge zu fassen; seit einer Reihe von Jahren ist der Boden durch eine Art Raubbau erschöpft; verschiedene Umstände, darunter auch die sich immer mehr verschärfende Konkurrenz, weisen auf eine intensivere Bewirtschaftung hin, als der Regierung jetzt möglich ist, wenn sie ihren Betrieb nicht mit großen Opfern und ohne des Erfolges gewiß zu sein, auf einer anderen Basis ganz neu organisiren will; das aber wäre eine Maßregel, zu der sie sich, wie die Sachlage jetzt einmal ist, kaum ermutigt fühlen könnte, während auch ein derartiger Rückschritt in wirtschaftlicher Beziehung (weil die Abhängigkeit des Einkommens von den Schwankungen des Marktes dauernd wäre), kaum die nötige Unterstützung finden würde. (Forsetzung folgt.)

Schilderungen aus Kamerun.[1])

Von Georg Valdau.

I.

Der Rio del Rey und sein Flußgebiet. — Der Handel der Calabarmänner und die durch denselben hervorgerufenen Verwicklungen. — Knutsons Entdeckung der Mündung des Meme. — Die Deputationen der Balunda-Dörfer. — Fahrt nach Balundu und Meme.

Der Fluß, welcher in dem innersten Winkel der Biafrabucht seinen Ausfluß hat, führt von Alters her den Namen Rio del Rey, sein Lauf aber ist bis vor kurzem vollständig unbekannt gewesen. Bei der Grenzregulirung zwischen der deutschen Kolonie Kamerun und dem englischen Schutzgebiet Old Calabar wurde bestimmt, daß die Grenze dem Rio del Rey folgen sollte. Hierdurch erwachte das Interesse, diesen Fluß näher kennen zu lernen, und deshalb begab sich im Jahre 1885 der Gouverneur von Kamerun, Baron von Soden, dort hinauf, um den vermeintlichen Fluß zu erforschen. Hierbei fand man nun, daß der Rio del Rey kein Fluß, sondern nur eine große Lagune oder ein gemeinsames Ausflußbecken für eine Menge kleiner Ströme und Flüßchen (Creeks) ist. Bei Untersuchung der tiefen und äußerst zahlreichen Creeks, welche das sumpfige Deltaland in allen Richtungen durchkreuzen, entdeckte man östlich vom Rio del Rey einen großen Fluß, Massake, welchem man weit nach Norden und dann nach Osten und Südosten folgte, wo man Wasserfälle und Stromschnellen antraf. Diese sind später von Dr. Zintgraff[2]) besucht worden, welcher von Love aus über Land dahinreiste. Etwas östlich vom Massake liegt eine andere breite Flußmündung, oder richtiger Lagune, von den Eingeborenen Ndame — unser Rumbi — genannt, welche gleichfalls untersucht wurde. Diese führt gleichfalls nach Norden, engt sich aber bald zu einem kleinen Strom, Mondimba, ein, welcher sich ebenfalls nach Osten krümmt. Hier liegt Love,[3]) früher der Sitz eines der reichsten und einflußreichsten Calabarkaufleute, Yellow Duke genannt.

Einige Monate vor diesen Untersuchungen hatten Knutson und ich auf einer Fahrt nach dem Lande nördlich vom Kamerunberge einen großen Fluß, den Meme, entdeckt, den wir, obgleich irrtümlich, für den Rio del Rey hielten. Als wir später von der Existenz der Flüsse Massake und Rumbi Kenntnis erhielten, glaubten wir, daß der Meme der obere Teil des letzteren Flusses sei. Dies schien sich später zu bestätigen. Dr. Zintgraff reiste im Februar 1887 über Bakundu-ba-Mussaka nach Love und passirte dabei den Meme bei Ngongo, wo sich der Fluß in einen Sumpf verliert, weshalb man keine richtige Vorstellung von seiner Größe erhalten konnte. Als er hierauf bei Love den Mondimba antraf, nahm er an, daß dieser Fluß derselbe sei, den er im Innern des Landes unter dem Namen Meme kennen gelernt hatte.

Anfangs März 1887 war ich jedoch am Bord des kleinen, dem Gouverneur gehöriger Avisodampfers „Nachtigal" und sah dann zum erstenmal die Seekarte über den Massake und Rumbi. Ich fand hierbei zu meiner Überraschung, daß der Mondimba bei Love nur eine Breite von 35 Metern und 1 Meter Tiefe am Schlusse der Regenzeit, also ungefähr bei dem höchsten Wasserstande hatte. Dagegen aber hatte der von uns tief im Lande bei Bavovanjanga passirte Meme zu Anfang der Regenzeit wenigstens eine doppelt so große Wassermasse. Es wurde mir deshalb klar, daß der Meme ein großer, nur von uns gekannter und noch unerforschter Fluß war.

Da ich um diese Zeit mit der Anlage einer Faktorei in Mokundange in der Nähe von Viktoria beschäftigt war, hatte ich keine Zeit, eine Forschungsreise zu unternehmen, sandte jedoch Knutson in Bibundi Nachricht von meiner Entdeckung mit der Aufforderung, bei passender Gelegenheit zu versuchen, die Mündung des Flusses zu ermitteln.

Zu gleicher Zeit hatte Knutson, in der Absicht, einen neuen Handelsplatz zu finden, eine Fahrt nach dem südlichen Balundalande gemacht und war bis zu einem Dorfe, Balundu-ba-Boa, vorgedrungen, welches zwar einen recht bedeutenden Handel hatte, das sich aber zufolge seiner großen Entfernung von der Küste nicht für unsere Zwecke eignete. Das gleiche Verhältnis sollte sich, wie man sagte, bei sämtlichen Balunda-Dörfern mit Ausnahme von Love finden. Man kann hieraus ersehen, welche große Bedeutung der Meme für den Handel haben muß, wenn er, wie es sich annehmen ließ, eine größere Strecke in das Land hinein schiffbar ist. Daß dieser Fluß der Aufmerksamkeit der Deutschen gänzlich entgangen war, als sie das Deltaland untersuchten, ließ sich teilweise daraus erklären, daß derselbe nahe seiner Mündung sich unzweifelhaft in die zahlreichen Flüßchen verliert, welche in den Ndame münden, und teilweise aus der Eifersucht der Eingeborenen für ihren Handel und aus ihrer Ungeneigtheit, ihre Handelswege zu verraten.

Der Handel des ganzen Landes hatte nämlich stets in den Händen der schwarzen Kaufleute von Calabar gelegen, welche dazu eine große, willkürliche Macht über die Bevölkerung ausgeübt hatten. Sie gaben nämlich den Dörfern „trust", d. h. Waren auf Kredit, und wenn diese nicht ordentlich bezahlt

---

[1]) Wir machen unsere Leser auf diesen sehr interessanten aus der schwedischen Zeitschrift „Ymer", übersetzten Artikel besonders aufmerksam, da das nördliche Kamerungebiet bisher noch wenig bekannt war. Herrn Erik Dahlgreen, dem Sekretär der schwedischen Geographischen Gesellschaft in Stockholm, sprechen wir für seine gütige Vermittlung auch an dieser Stelle unsern Dank aus. D. R.

[2]) Dr. Zintgraff, welcher im Dienst der deutschen Regierung steht, durchforscht die Kamerunkolonie seit Januar 1887 und hat bekanntlich jüngst die bedeutende Reise von Kamerun nach Adamaua und zurück glücklich durchgeführt. Wir verweisen mit Rücksicht auf das in dieser Arbeit behandelte Thema auf die Serie von Artikeln „Rekognoszirungsfahrten in der Kamerunkolonie", welche im Jahre 1886 und 1887 in der deutschen Kol. Ztg. erschienen sind, besonders auf den Artikel in Heft 7 und Heft 10 des Jahrgangs 1887, da dort dieses Gebiet ebenfalls behandelt worden ist. D. R.

[3]) Ndobe der deutschen Karten. Eine nach den neuesten Aufnahmen vervollständigte Karte wird in der nächsten Nummer der Zeitung veröffentlicht werden. D. R.

wurden, nahmen sie ihre Schuldner mit ihren Angehörigen als Gefangene mit nach Calabar, wo sie für immer als Sklaven bleiben mußten. In dieser Weise sind während der letzten Jahre mehrere Hundert Männer, Frauen und Kinder in die Sklaverei fortgeführt worden. Gegen diese Räubereien konnte sich das Volk nicht schützen, da die Calabarmänner klugerweise ihnen niemals Gewehre oder Pulver verkauften. Dagegen aber waren die Kaufleute und ihre Begleiter stets gut bewaffnet, mehrere von ihnen sogar mit Hinterladergewehren. Die Eingeborenen hatten sich deshalb allmählich daran gewöhnt, die Kaufleute als ihre Herren und Meister zu betrachten, vor denen sie sich, wenn auch widerstrebend, beugen mußten.

Diese Autorität der Calabarmänner wurde etwas geschwächt, als der Gouverneur bei seinem ersten Besuch in Love den Yellow Duke einen Vertrag unterzeichnen ließ, zufolge dessen er die Oberhoheit des Deutschen Reiches anerkannte und es ihm verboten wurde, Rum einzuführen, wenn er nicht die für die deutsche Kolonie festgestellte Rumsteuer von 2000 Mark bezahlen wollte. Da Yellow Duke durchaus kein Bewunderer der Deutschen war, verdroß ihn dies so sehr, daß er sich einige Zeit nachher nach Calabar begab und nicht wieder zurückkehrte. Dies gab dem Volke Mut, dem Gouverneur bei einem späteren Besuch ihre Not zu klagen, indem sie gleichzeitig erklärten, daß Yellow Duke nicht ihr König, sondern nur ein Kaufmann wäre, der mit Hülfe eines zahlreichen Gefolges bewaffneter Schützlinge und Sklaven sich eine despotische Macht angemaßt hatte, von welcher sie frei zu werden wünschten. Der Gouverneur schloß nun mit ihrem rechtmäßigen König und ihren Häuptlingen einen Vertrag, dem früher mit Yellow Duke geschlossenen Vertrage ähnlich, und teilte ihnen gleichzeitig mit, daß weder dieser noch irgend ein anderer Calabarmann ihnen das Geringste zu befehlen hätte, sondern daß im Gegenteil diejenigen, welche sich irgend welcher Gewaltthätigkeiten schuldig machten, streng bestraft werden würden. Um ein Beispiel zu statuiren, mehr beredt als alle Versicherungen der Welt, wurde ein solcher Frevler für einige Zeit als Gefangener nach Kamerun abgeführt, was allen Calabarmännern einen großen Schreck einjagte und den Mut und die Zuversicht der Unterdrückten stärkte. Diese letzteren wußten jetzt, daß sie einen Beschützer hatten, der viel mächtiger war als alle ihre Unterdrücker. Die weißen Männer, von denen sie soviel gehört, mit denen sie aber bisher in keiner Berührung gestanden hatten, waren plötzlich mitten zwischen ihnen aufgetreten und hatten sich ihrer Sache angenommen und ihre Feinde bestraft. Hierdurch ermutigt, fingen zuerst Love und nachher auch die anderen Balundudörfer an, den Kaufleuten zu trotzen und sich ihnen zu widersetzen, was wiederum zur Folge hatte, daß diese, welche sich in der Gewißheit sicher fühlten, daß die Weißen weit fort wohnten, anfingen ihre Forderungen mit großer Strenge einzutreiben, weil sie wohl einsahen, daß ihr Handel bald ein Ende haben würde, da die Weißen ihre Handelswege ausgefunden hatten.

Auch nach dem oben erwähnten Dorfe Balunda-ba-Boa hatte sich diese Oppositionsbewegung gegen die Calabarmänner ausgedehnt, obgleich man noch nicht gewagt hatte, offen mit ihnen zu brechen. Das Dorf lag weit entfernt von Love und hatte noch niemals weiße Männer gesehen, und es war deshalb ein sehr gewagtes Spiel, wenn man sich die Kaufleute zu Feinden machte. Dann kam aber Knutsons Besuch, welcher, so kurz er auch war, einen entscheidenden Einfluß auf die Sinne ausübte. Das Volk wußte jetzt, daß die Weißen den Weg auch zu ihnen zu finden wußten, und außerdem wohnten diese Weißen nur eine Tagereise entfernt von ihnen und würden möglicherweise willig sein, ihnen Hülfe zu leisten, wenn es nötig wäre. Durch diesen Besuch hatten sie eine moralische Stütze erhalten, deren sie sich auch zu bedienen wußten, indem sie sich weigerten, den Calabarmännern Öl zu verkaufen, unter dem Vorgeben, daß sie dasselbe für die weißen Männer aufheben müßten.

Indessen war Knutson durch eine Menge anderer Beschäftigungen verhindert worden, die beabsichtigte Entdeckungsreise vorzunehmen, als anfangs Mai mehrere Leute von Balundu-ba-Bosa in Bibundi eintrafen und sich beklagten, daß Yellow Dukes Leute ihnen mit Gewalt mehrere Fässer Öl abgenommen und gedroht hätten, mit einer größeren Macht zurückzukommen und das Dorf niederzubrennen. Man hatte deshalb alle Verbindung mit den Kaufleuten abgebrochen, das Öl im Walde verborgen und diese Leute abgeschickt, um unseren Schutz zu erbitten und darum anzuhalten, daß wir kommen und mit ihnen Handel treiben möchten.

Am 9. Mai trat Knutson seine Fahrt per Boot an, um die Mündung des Meme aufzusuchen. Er war von Herrn E. Bovallius begleitet und hatte als Ruderer 5 Krumänner und zwei Männer von Sanji, sowie als Dolmetscher einen Burschen aus Viktoria, Ngalle, und einen Bibundimann, Malombi, welcher außer etwas Englisch auch die Balundu- und Calabarsprachen kannte. Von gutem Winde begünstigt, gelangte er noch an demselben Tage in dem nördlichsten der Betikkadörfer, in Enda, an, welches auf dem nördlichen Ufer der Mündung des Flüßchens Malande belegen ist, das nach Balundu-ba-Boa führt. Ebenso wie in den übrigen Betikkadörfern gab es auch hier Millionen von Mücken, so daß keiner unserer Reisenden, weder Weiße noch Schwarze, ein Auge schließen konnte.

Am folgenden Tage gelang es Knutson nach einer langen Verhandlung, den dortigen Häuptling zu bewegen, ihn zu begleiten, und mit diesem als Wegweiser steuerte man nun den Ndame hinauf, der an der Mündung 1—2 km breit ist. Zur rechten und zur linken Seite öffneten sich größere und kleinere Flüßchen, von denen die auf der rechten Seite nach den Balundudörfern Bonjari, Bungo und Illoani führen. Mehrere von diesen Flüssen waren sehr groß, und der nach Illoani führende sollte sogar einer der Mündungsarme des Meme sein; da aber der Führer den Weg dorthin nicht kannte, wurde die Reise auf dem Ndame fortgesetzt, bis ein bedeutend kleinerer Fluß sich als die richtige Mündung des Meme erwies. Daß diese der Aufmerksamkeit der Deutschen entgangen war, konnte nicht Erstaunen erregen, da sie das Aussehen eines gewöhnlichen kleineren Flusses mit Salzwasser und eine Strömung hat, die sich nach Ebbe und Flut richtet. Daß das Flußwasser sich dort nicht geltend machen kann, beruht darauf, daß nicht viel mehr als ein Dritteil der Wassermasse des Flusses sich auf diesem Wege ergießt.

Knutson steuerte nun den Fluß hinauf, welcher während einer Ruderfahrt von einigen Stunden sein buchtenartiges Aussehen mit Kanälen links und rechts beibehielt, worauf aber die Ufer anfingen, höher und trockner zu werden, die Mangrovebäume und Raphiapalmen aufhörten und den gewöhnlichen Baumarten der afrikanischen Wälder Platz machten. Nach einer weiteren Fahrt von vier Stunden erreichte man einen am nördlichen Ufer liegenden, zu dem Dorfe Kumbe gehörigen Landungsplatz. Der Fluß hatte dort eine Tiefe von 2 m und eine Breite von 40 m. Eine halbe Stunde vom Ufer lag das Dorf, das gleich den übrigen Balundadörfern übertünchte Häuser hat. Die Einwohner waren über den Besuch sehr erfreut, und als sie hörten, daß die Weißen geneigt wären, ihr Land zu kaufen und möglicherweise beabsichtigten, in Handelsverbindung mit ihnen zu treten, erreichte ihre Freude ihren Höhepunkt. Der König ließ sofort für seine Gäste eine junge Kuh schlachten und beeilte sich, den Kauf des Landes abzuschließen, gleichsam als ob er gefürchtet hätte, daß die weißen Männer es später bereuen könnten. Sie glaubten nämlich, daß, wenn sie einmal ihr Land verkauft und ihre „Kalati"-Papiere darüber empfangen hätten, Calabar nicht ferner wagen würde, sie anzutasten, und außerdem hofften sie, dadurch in direkte Handelsverbindungen mit den Weißen zu kommen, eine Sache, der alle Schwarzen nachstreben.

Zur Zeit waren nur einige Calabarmänner im Dorfe damit beschäftigt, Öl aufzukaufen. Am gleichen Tage mit Knutson kamen auch einige Männer von dem nahe belegenen Love mit einem Papier hier an, welches sie mit der Frage vorzeigten, ob das ein „gutes Palaver" (Übereinkommen) wäre. Dasselbe erwies sich als ein zwei Wochen alter Kaufkontrakt, demzufolge die Firma C. Woermann in Kamerun Love gekauft und sich das alleinige Recht, dort zu bauen, erworben hatte. Da die Deutschen den Meme nicht kannten, galt Love für den einzigen Hafenplatz des Landes, und da die großen Handelswege von Bakundu und anderen Binnenländern dort zusammenliefen, glaubte man, durch den Besitz von Love sozusagen das Handelsmonopol in diesen Gegenden erlangt zu haben. Dies würde auch wirklich der Fall gewesen sein, wenn nicht der Meme existirt hätte. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenzen.

Aus Kaiser Wilhelmsland.

November 1889.

Seit Anfang August 1889 hat der von dem Vorstand der Neu-Guinea-Kompanie zum Generaldirektor ernannte Herr Arnold[1]) seine Thätigkeit hier aufgenommen und es scheint die gedachte Kompanie — allen Anzeichen nach — nur noch die Ziele einer Plantagengesellschaft verfolgen zu wollen. Ihre bestehenden Stationen, bisher fast ausschließlich sehr kostspielige Versuchsstationen, sollen sich fernerhin mit der Pflanzung bestimmter Produkte befassen.

Sehr vielversprechend ist die Station Stephansort, auf welcher der Stationsvorsteher, Herr Hermes, seit vorigem Jahre 9—12 Hektar Land unter Tabakskultur brachte. Die vor wenigen Monaten stattgehabte erste Ernte läßt quantitativ nichts zu wünschen übrig; qualitativ blieb sie, wenigstens was einzelne Partien betrifft, hinter den Erwartungen etwas zurück. Die ansehnliche Fermentirscheune von 150 Fuß Länge und 70 Fuß Breite erwies sich für diese Ernte als viel zu klein. Noch weniger reichte die größere Trockenscheune, in welcher der Tabak mehr Platz beansprucht, aus. — Die Station beschäftigt auf den Feldern und in den Scheunen Miokesen (Leute aus dem Bismarckarchipel; ferner Bukaboys, Eingeborene von den Salomoinseln, sowie Eingeborene aus der Umgegend von Finschhafen, Papuas. Leider kann die Kompanie diese Leute nicht in genügender Anzahl erhalten, so daß die Arbeit bald da, bald dort über den Kopf wächst. Auf Stephansort schwankte die Zahl der farbigen Arbeiter zwischen 50 bis 80, je nachdem Leute gingen oder kamen. Wenn man auch im allgemeinen über dieselben als Arbeiter nicht klagen konnte, so erwiesen sie sich doch für das Sortiren des Tabaks als nicht recht geeignet. Ihre wenig zarten Hände verursachen viel Bruch; die Kompanie soll daher mit dem Gedanken umgehen, malayische Tabaksarbeiter und Arbeiterinnen aus Niederländisch-Indien einzuführen. — Nach den auf Stephansort erzielten Resultaten hält man den breiten Küstensaum längs der Astrolabebai für den Tabaksbau besonders geeignet. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß bald noch weitere Tabaksplantagen hier angelegt werden. Neuerdings geht das Gerücht, eine Plantagengesellschaft stehe bereits deswegen mit der Neu-Guinea-Kompanie in Unterhandlung. Außer Tabak baut Stephansort noch Mais, Yams und Süßkartoffeln zur Verpflegung der Arbeiter.

Das Ergebnis der diesjährigen, ersten Maisernte beträgt 120 bis 150 Zentner. Sollte der Maisbau den Bedarf der Kompanie mit der Zeit reichlich decken, so dürfte dieselbe wohl dessen Export nach Australien ins Auge fassen. Nächstens wird die Station mit Anpflanzung von Baumwolle beginnen, und zwar auf den bisherigen Tabaksfeldern. Dem Tabak wird eine frischgeklärte Fläche von circa 20 bis 25 Hektar zugewiesen werden.

Außer Stephansort baut Hatzfeldthafen noch Tabak. Von da wurde bereits Anfang dieses Jahres eine kleine Partie nach Deutschland versandt und soll, je nach Qualität, den Preis van 60, 80, aber auch 250 bis 300 Pfennigen pro Pfund erzielt haben. So niedrige Preise, wie die beiden ersten, werden für Neu-Guineatabak gewiß immer seltener werden, je mehr sich der Tabaksbau unter Leitung von Fachmännern hier einbürgert und verbessert In Hatzfeldthafen hat man auch einen Anfang mit Reisbau gemacht.

Die erste größere Partie Neu-Guinea Baumwolle wird die Station Konstantinhafen zum Versandt nach Deutschland bringen. Es ist dies das Ergebnis der diesjährigen Ernte, ungefähr 45 Zentner gereinigte Ware repräsentirend. In Zukunft dürften Konstantinhafen, sowie andere Stationen in ausgedehnterer Weise mit dem Anbau von Kaffee beginnen. In Finsch-

[1]) Derselbe ist leider bereits verstorben; die letzten hierher gelangten Nachrichten geben über die Todesursache noch keinen Aufschluß, d. R.

hafen, der Hauptstation, ist damit bereits vor etwa 3 Jahren ein kleiner Anfang gemacht worden.

Außer den 4 Stationen auf Neu-Guinea unterhält die Kompanie noch eine Station im Bismarckarchipel, auf der Insel Kerawara. Diese Station ist bisher in der Hauptsache Verwaltungsstation gewesen, soll aber in nicht allzulanger Zeit in eine Plantagenstation verwandelt und bei Verwirklichung dieser Absicht an die Blanchebai verlegt werden. Wie verlautet, wird die Kompanie zu Anfang des neuen Jahres im dortigen Archipel oder auf den Salomoinseln eine Arbeiterstation behufs Anwerbung von farbigen Arbeitern errichten. Zu diesem Zwecke hat sie auch bereits einen Schoner erworben. Die beiden Dampfer der Neu-Guineakompanie wechseln ab in den Fahrten nach Soerabaya und in einem regelmäßigen Besuche des Bismarckarchipels. Zur Herbeischaffung von Kohlen und für Fahrten nach Europa liegt im Finschhafen ein größerer Segler bereit.

Ende vorigen Monats ist Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Rose hier angekommen, um sein Amt als deutscher Reichskommissar für Kaiser-Wilhelmsland und Bismarckarchipel anzutreten. X.

Zur Eisenbahnfrage in Deutsch-Ostafrika.

In Nr. 7 der Deutschen Kolonialzeitung ist in einigen Zeilen eines Vortrages gedacht, welchen ich in der Abteilung Berlin über die Eisenbahnfrage in Ostafrika am 21. v. Mts. gehalten habe. Bei der Wichtigkeit dieser Frage erscheint es vielleicht zweckentsprechend, letztere noch um einiges zu ergänzen, umsomehr, als gleichzeitig in derselben Nummer der Zeitung in einem Artikel: „Der große Süden", „Die Rufidschi-Ulanga-Linie" als eine Verbindungslinie nach dem Landesinnern besprochen wird, wozu die Priorität der Idee dem Grafen Joachim von Pfeil gebühre, andernteils zu der sich meinem Vortrage anreihenden Debatte gesagt wird, daß ein Abschluß nicht gelungen sei, die Eisenbahnfrage für Usambara durch Herrn Premierleutnant Weiß später noch einmal in einem besonderen Vortrage beleuchtet werden würde. Mein Plan für Ostafrika überhaupt bedürfte jedoch der Ergänzung. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß auch zu diesem Eisenbahn-Verbindungswege im Panganithale aufwärts nach dem Kilimandscharo wohl dem an Ort und Stelle anwesend gewesenen Herrn Premierleutnant Weiß die Priorität der Idee dazu gebühren dürfte, welche Idee derselbe in einem Reisebericht s. Z. angedeutet hat.

Mein gehaltener Vortrag würde also eigentlich nichts neues vorgebracht haben —, die Sache schien damit also abgethan, soweit nicht von anderer Seite in vollkommener, besserer Weise die „Eisenbahnfrage" beleuchtet würde, als ich es zu thun im Stande war. Ich möchte demgegenüber betonen, daß mein „Plan zur Herstellung von Schienenwegen" mehrfach unterscheidende Merkmale von den Spezialplänen hat und daß die Hauptidee auf demselben folgerichtig durchgeführt ist, „in strahlenförmiger, dezentraler Richtung von einem Haupthafen der Küste aus die Schienenweg- und Flußschiffahrtsanlagen im generellen durch das unter deutscher Oberhoheit stehende Territorium-Innere zu den großen Binnenseen zu projektiren, und zwar in drei Hauptrichtungen, zu welchen der Rufidschistrom im Südwesten und der Pangani im Nordwesten, sowie die Hauptkarawanenstraße in der Mitte nach Mpuapua-Tabora in fast genau westlicher Neigung die Hauptrichtungslinien abgeben.

Dabei war der Gedanke mitwirkend, bei mangelnder resp. doch sehr theuer nach dort für Lokomotivbetrieb zu schaffender Steinkohle die natürliche in den Strömen und Nebenflüssen dieses Kontinents vorhandene Wasserkraft, wie sie sich in demselben eigentümlicher Weise in Hunderten von Punkten, in Tausenden von Pferdekräften vorfindet — durch Übertragung in elektrische Energie als Betriebskraft für die Eisenbahnwagen und Schiffskörper ꝛc. vorzugsweise auszunutzen.

Ein von mir geschriebener und der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Kenntnisnahme überreichter Aufsatz: „Natürliche Arbeitskraft zur Entwickelung der Kolonialkultur in Afrika" gab mir auf Grund Anratens dieser Gesellschaft besonders Ursache, mich mit dem Oberingenieur der Firma Siemens und Halske noch besonders in Verbindung zu setzen. Da ich mich selbst seit 1876 mit dem Studium zur praktischen Anwendung elektrischer Energie als Unternehmer des Magdeburger Elektrizitätswerkes-Unternehmens beschäftigt habe, glaube ich mir ein richtiges Urteil bilden zu können, wie diese Motorenkraft auch beim Betriebe der ostafrikanischen Verbindungsweg-Anlagen neben vorbehaltener Reserveanwendung von thierischer Zugkraft, Dampf ꝛc. in Projektirung der Anlagen an sich zu benutzen sei.

Sind die Wasserkräfte des Rufidschi, sowie auch die beiden Fälle des Pangani leicht zu fassen, so ist, abgesehen von der Ausnutzung der von der Mpuapua-Tabora-Bahn bis zum Tanganyika zu durchschneidenden Stromwasserkräfte für die projektirten Hauptschienenwege die Ausnutzung der von der Natur uns umsonst gespendeten Arbeitskraft unbedingt zu bewirken.

Mit Rücksicht auf alle hierbei einschlägigen natürlichen, geographischen, politischen, militärischen und Handelsverhältnisse entstand mein genereller Plan der Herstellung von Schienenweg-, Fluß-, Küsten- und Seeschiffahrtsanlagen für Afrika und speziell für Deutsch-Ostafrika. Ich bin mit der Anfertigung der spezielleren Vorarbeiten dazu beschäftigt und habe an kompetenter Stelle die Anträge um Konzessionirung der Anlagen des Unternehmens und seines Betriebes beantragt, auch bereits eine der Sachlage entsprechende Verfügung dazu erhalten.

F. Immeckenberg, Ingenieur.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 15. April eine Sitzung in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher ab. Es wurde mitgeteilt, daß der in der Vorstandssitzung gefaßte Beschluß, betreffend die Eingabe an den Herrn Reichskanzler über die Sicherung der deutschen Interessensphären ꝛc. ausgeführt sei. Es wurden dann die Berichte der vereinigten Kommissionen für Geschäftsordnung und für praktische Kolonisation entgegengenommen und die Anträge Darmstadt, Hannover, Eberswalde behandelt. Ein Antrag der Abteilung Stettin, betreffend die Auskunftsbureaus der Gesellschaft, wurde der Auswanderungskommission zur Vorprüfung überwiesen. Nach Erledigung anderer geschäftlicher Angelegenheiten wurde noch die Mitteilung von der Bildung von Abteilungen in Altenburg, Iserlohn und Gütersloh gemacht. Der Ausschuß votirte den Herren, welche sich um das Zustandekommen dieser Abteilungen verdient gemacht haben, seinen Dank.

— In der Abteilung Berlin sprach am 18. April Herr F. Bley über die Masiti, jene kriegerischen Stämme des Mahengelandes, welche in ihren Sitten und Gewohnheiten vielfach an die Zulu erinnern, mit denen sie eng verwandt sind. Redner, welcher mit den Masiti auf seiner Station Usungula mehrfach in Berührung gekommen war, schilderte eingehend ihre militärische Organisation, das System ihrer Raubzüge gegen die schwächeren, umwohnenden Völkerstämme, ihre Kampfesart und Grausamkeit. Ein ernsthaftes Freundschaftsverhältnis mit ihnen sei unmöglich. Sie müssen unterworfen werden, müssen die deutsche Macht gründlich fühlen. Wenn in ihrem Lande eine befestigte Station angelegt und zur Sicherheit der dort lebenden Europäer der erste Häuptling selbst oder einige seiner Lieblingssöhne als Geiseln nach Bagamoyo geführt, wenn ihnen ein jährlicher Tribut an Elfenbein aufgelegt wird, den man allmählich in einen solchen von Sesamsaat und möglicherweise in späterer Zeit von Kaffee verwandeln kann, dann mag man sie Freunde nennen und ihren Unterwürfigkeitsversicherungen glauben. Früher nicht! Dann wird dieser kriegerische Stamm uns aber auch gute Soldaten liefern, zumal unter Zulu-Unteroffizieren. Und so mag seine wilde Kraft sich allmählich der Zivilisation dienstbar machen lassen.

— Abteilung Köln. Die Abteilung Köln hielt am 11. April ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Der Schriftführer, Herr Referendar Clemens, gab in dem Geschäftsbericht ein erfreuliches Bild der vielseitigen und erfolgreichen Thätigkeit der Abteilng im abgelaufenen Jahre, über welche fortlaufend in der Kolonialzeitung berichtet worden ist. Wir heben daraus hervor die Agitation gegen den Sklavenhandel, zu gunsten eines deutschen Kolonialamtes, der Postdampferlinie nach Ostafrika, der Vermehrung der Schutztruppe für Südwestafrika, gegen den Verkauf eines Teiles Südwestafrikas und für die Sicherung der Grenzen in Deutsch-Ostafrika. Die Abteilung hat in der Zeit drei große öffentliche Versammlungen, drei Herrenabende, sowie drei große Vorträge mit Damen veranstaltet. Als noch nicht allgemein bekannt heben wir hervor, daß wie der außerordentlich starke Besuch der öffentlichen Versammlungen und der Vortragsabende ein reges Interesse der Kölner für die nationalen Kolonialbestrebungen bekundete, sich auch ihre Opferbereitschaft für diese Zwecke in dem bedeutenden Erfolge der Geldsammlungen aussprach, welche die Gesellschaft in der Stadt veranstaltete. Für die deutschen Krieger in Samoa und Ostafrika wurden rund 4500 Mark, für das deutsche Hospiz in Sansibar rund 2500 Mark und für sonstige Zwecke der Gesellschaft 900 Mark aufgebracht; eine Anzahl Herren aus Düren schenkte der Abteilung Köln zur Unterstützung ihrer politischen Thätigkeit 700 Mark. Über die Verwendung der gesammelten Gelder wie der ordentlichen Mitgliederbeiträge erstattete der Schatzmeister, Herr v. Recklinghausen, einen eingehenden Bericht, welcher ein erfreuliches Bild von der Finanzlage der Abteilung entrollte. Der Vorsitzende, Herr Oberstaatsanwalt Hamm, gedachte sodann in begeisternden Worten des warmen Interesses, welches der Kaiser der nationalen Kolonialsache entgegenbringe, und der thatenfrohen Frische, mit der er diese wie alle großen Fragen in Deutschland erfaßte, getreu seinem Ausspruche: „Der Kurs bleibt der alte, und nun Volldampf voraus!"

— Abteilung Magdeburg. Die Abteilung hielt am 10. April ihre Monatsversammlung ab, in welcher Herr Professor Maenß den Jahresbericht erstattete und Herr Albert Giesau über das ostafrikanische Eisenbahnprojekt sprach.

— Abteilung Danzig. Herr Maler Wessel aus Düsseldorf hat hier am 17., 18. und 19. März lebende Bilder aus Afrika zu gunsten deutscher Krankenpflege in Ostafrika im großen Saale des Friedrich-Wilhelm-Schützenhauses gestellt. Die Arrangements waren von der Abteilung und einem Damenkomitee, an dessen Spitze Frau Oberpräsident von Leipziger stand, getroffen. Die Darsteller waren Damen und Herren der ersten Gesellschaft. Die Stellung der Bilder war künstlerisch; sie errangen ungeteilten, allgemeinen Beifall. Der Reinertrag war trotz der hohen Unkosten ein nennenswerter.

— Abteilung Annaberg. Am 13. März hielt Herr v. Hake einen Vortrag über Deutsch-Ostafrika zu Annaberg, welcher lebhaftes Interesse erregte und zur Bildung einer Abteilung führte. Derselbe Redner sprach am 16. in Hamm über die Kulifrage in Verbindung mit seinen Erfahrungen bei der Eisenbahnexpedition in Ostafrika.

— Abteilung London. Der Jahresbericht der Abteilung, erstattet von Dr. Friedrich Fick, beginnt mit einer Schilderung der kolonialpolitischen Vorgänge des letzten Jahres und weist darauf hin, „daß die Vorgänge im vergangenen Jahre aufs deutlichste dargethan haben, daß ein Verein wie die Deutsche Kolonialgesellschaft auch ferneerhin noch notwendig ist und daß nicht etwa jetzt, wie oft auch von befreundeter Seite behauptet worden ist, die raison d'être desselben in Wegfall gekommen ist. Angesichts der Vorgänge im vorigen Jahre erscheint es nötiger als je zuvor, daß die Freunde deutscher Kolonialpolitik sich geschlossen zusammenhalten und in wohl organisirtem Verbande ihre Meinung zur Geltung zu bringen suchen. Es ist nötig, daß alle diejenigen, welche von der Notwendigkeit deutscher kolonialer Entwicklung überzeugt sind, ihre Gründe immer wieder dem deutschen Volke vorbringen und der Entmutigung, welche bei lauen Freunden eine Folge der erlittenen Einbußen ist, in Wort und Schrift, und durch planmäßige Vereinsthätigkeit entgegenwirken, und es bleibt nach wie vor die Notwendigkeit der Existenz einer von unabhängigen Männern geleiteten Gemeinschaft bestehen, die im gegebenen Falle unserer Regierung die gewünschte Anlehnung zu geben vermag und bei

derselben die öffentliche Meinung eines bedeutenden Bruchteiles der gebildeten Elemente unseres Volkes vertreten kann. Gerade das vergangene Jahr sollte eine Mahnung für uns sein, weiter für das Wachsthum unseres Vereins zu sorgen; denn unsere Gegner in der Sache sind auch beständig am Werke und suchen zuerst die lauen Elemente abspenstig zu machen, und leider haben die Gegner leichteres Spiel, weil sie positive Leistungen nicht zu verlangen brauchen. Trotzdem können wir, was unsere Abteilung angeht, konstatiren, daß dieselbe in steter Zunahme begriffen ist. Wir zählen jetzt 83 Mitglieder und was besonders erfreulich ist, ist das rege Interesse, welches die Mitglieder unserer Sache entgegenbringen."

— Die Abteilung Darmstadt hielt am Montag, den 14. April abends ihre diesjährige Generalversammlung ab. Aus dem vom Vorsitzenden zunächst erstatteten Geschäftsbericht ist zu erwähnen, daß die Zahl der Mitglieder, welche schon im vorausgegangenen Jahre einen erheblichen Zuwachs erhalten hatte, auch im verflossenen noch weiterhin — jetzt auf 130 — gestiegen ist, worunter auch solche Herren, welche unsere Kolonien persönlich kennen gelernt haben. Vorstandssitzungen wurden sechs abgehalten, mit denen zugleich Herrenabende für die Vereinsmitglieder überhaupt verbunden sind. Zwei Vorträge ließ die Abteilung im letzten Winter abhalten: von dem Forschungsreisenden Herrn H. Zöller über Ostafrika und Kaiser Wilhelmsland, und vom Herrn Grafen E. zu Erbach über die Geschichte der südamerikanischen Republiken. Auch der von Herrn Marinepfarrer Wangemann über Ostafrika abgehaltene Vortrag trug dazu bei, daß das Interesse für koloniale Dinge immer allgemeiner wird. Nachdem hierauf der Kassenführer den verhältnismäßig zufriedenstellenden Finanzbericht vorgetragen hatte, wurde die satzungsgemäße Neuwahl des Vorstandes im wesentlichen durch Wiederwahl des seitherigen erledigt. Alsdann wurden geschäftliche Wünsche besprochen und schließlich berichtete das Mitglied Herr Hauptmann von M., welcher kürzlich erst von einer Reise um die Erde zurückgekehrt ist, über die interessantesten Erlebnisse und Eindrücke derselben zwanglos in fesselnder Weise.

— Abteilung Forst i. L. Am 28. März wurde die Generalversammlung abgehalten; in welcher zuerst Herr Dr. med. Pilgrim über die am 22. März in Berlin gepflogenen Verhandlungen der Vorstandssitzung, zu welcher er von der Abteilung entsendet worden war, Bericht erstattete. Sodann machte der Vorsitzende die erfreuliche Mitteilung, daß seit dem vorigen Jahre die Mitgliederzahl von 46 auf 55 gestiegen ist. Zum Vorsitzenden wurde Oberlehrer Dr. Netzker wieder gewählt, ebenso zum Kassenwart Georg Rüdiger, zum Schriftführer wurde gewählt Dr. med. Pilgrim.

— Abteilung Mülheim a. Rh. Am 29. und 31. März hielt Herr P. Reichard Vorträge über seine Reisen in Ostafrika und die Stanleysche Expedition, die zahlreich besucht waren. Dem zweiten Vortrag schickte der erste Vorsitzende der Abteilung, Herr G. Küchen, eine packende Ansprache voraus, in welcher die Notwendigkeit einer energischen Kolonialpolitik namentlich englischen Ansprüchen gegenüber betont und als Ziel der Deutschen Kolonialgesellschaft hervorgehoben wurde, Aufklärung und Anregung in immer weitere Kreise zu tragen. Auf dem so betretenen Wege gedenkt die Abteilung, von der mehrere Mitglieder sich zu Vorträgen bereit erklärt haben, rüstig weiter fortzuschreiten.

— Abteilung Frankfurt a. O. Die Abteilung hielt am 15. Februar ihre Hauptversammlung unter dem Vorsitze des Herrn Oberpostdirektors Heindorf ab, welcher den Jahresbericht über die Thätigkeit der 122 Mitglieder zählenden Abteilung im abgelaufenen Jahre erstattete, welche sich vornehmlich auf Verbreitung des Verständnisses für die kolonialpolitischen Aufgaben erstreckte. Die Neuwahl wurde kurz durch einstimmige Wiederwahl des bisherigen Vorstandes (Oberpostdirektor Heindorf, Vorsitzender, Rechtsanwalt Hauptmann, stellvertretender Vorsitzender, Stabsarzt Dr. Siegfried, Schatzmeister, Stadtrat Trowitzsch, stellvertretender Schatzmeister, Regierungsreferendar v. Rosenstiel, Schriftführer, Leutnant Wangemann, stellvertretender Schriftführer) erledigt. Nach erfolgter Besprechung der Schulfrage für Ostafrika und der Agitation gegen den Sklavenhandel erhielt Assessor Michaelis das Wort zu dem angekündigten Vortrag über „Erlebnisse in Japan". Genannter Herr, der sich im Auftrage unserer Regierung vier Jahre lang behufs Einrichtung der Justiz nach deutschem Muster im Dienste der japanischen Regierung daselbst aufgehalten hat, entwarf ein höchst interessantes Bild der dortigen Verhältnisse.

Kleine Mitteilungen.

— (Ein Schreiben des Sultans Osman von Halule.) „Lob sei Gott allein! Von dem Sultan Osman Mahmud Jussuff, dem erhabenen Sultan des Namens Medjertin, möge er geschützt bleiben. An Se. Wohlgeboren, unseren hochgeehrten und geschätzten Bekannten (eig. Freund) und lieben Freund Hörnecke, den deutschen Regierungsbaumeister, dessen Macht Gott erhalte. Zunächst die Frage nach Eurem geehrten Befinden, hoffentlich seid Ihr bei vollkommener Gesundheit und Wohlergehen. Sodann wisse, o unser Freund, daß Dein Brief zu uns gelangt ist und wir von seinem Inhalt Kenntnis genommen haben. Ihr habt (darin) gesagt, daß Ihr einen verständigen, aufrichtigen und zuverlässigen Mann von Euren Landsleuten ausgewählt habt, Namens Kurt Hoffmann, und daß von seiner Seite Männer von seinen Freunden zu uns kommen mit Verehrungen und Geschenken, und Du hast ferner in Deinem Briefe gesagt, daß nur sie sich niederlassen sollen und ihnen einen Platz zum Bauen und Ländereien zum Ackerbau geben sollen. Das ist es, was Du uns gesagt hast. So wisse nun, o Freund, zwischen uns, Rußland, Frankreich, England und Italien besteht eine Verbindung und Übereinkunft. Jede einzelne Macht von diesen hat von uns Wohnsitze verlangt, hat Häfen und Leute von uns verlangt. Wir haben es aber abgeschlagen und sie haben uns in Ruhe gelassen. Nicht haben sie uns etwas Böses zugefügt, als wir miteinander zusammentrafen, wir ehrten sie und sie ehrten uns. Ihr befindet Euch nun in gleicher Lage wie diese, Ihr erfahrt vollkommene Ehrenbezeugung, wenn Ihr zu uns kommt. Was aber Bauwerke und Ländereien und Wohnsitze anlangt, so können wir solche weder Euch noch anderen Leuten zugestehen. Denn unser Land soll frei bleiben von den Fremden, wir wollen darin weder Juden noch Christen, weder Europäer noch Araber haben, sondern einzig und allein die Stämme Medjertin. Darum verlangt von uns nichts von dem, was in unserm Lande besteht. Dieses ist es, was wir Euch mitzuteilen haben, und der Gruß ist der beste Schluß.

27. Redcheb 1307 (19. März 1890).

— (Die neugebildete Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Dirigent: Geh. Legationsrat Dr. Krauel; Vortragender Rat: Wirkl. Legationsrat Dr. Rettich; Ständige Hülfsarbeiter: Legationsrat Stemrich, Königlich preußischer Gerichtsassessor von König; Hülfsarbeiter: Kaiserlicher Konsul Frhr. von Nordenflycht, Kaiserlicher Kommissar Sonnenschein, Kaiserlicher Vizekonsul von Schuckmann; Geh. Kalkulator: Hofrat Krüger; Geh. Registratur: Geh. Sekretär Biermann als Vorsteher, Geh. Registrator Schönborn, Geh. Registrator Schober.

— (Deutsch-Ostafrika.) Se. Majestät der Kaiser hat 20 000 Mark für den Umbau des Krankenhauses in Sansibar bewilligt. — Dr. König ist von der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika zum Chefarzt des Krankenhauses gewählt. — Zwischen der deutsch-ostafrikanischen und britisch-ostafrikanischen Gesellschaft bereitet sich eine Annährung zum Zwecke der Tarifreform und Grenzregulirung vor. — Der Import von Baumwollenwaren, welcher vom 18. August bis Ende Dezember 1888 145 042 Dollars betragen hatte, ist während desselben Zeitraumes im Jahre 1889 auf 450 659 Dollars gestiegen. Für den Monat Januar stellt sich der Gesamtwert des Imports nach der Küste sogar auf 127 395 Dollars gegen 30 360 im Vorjahre. — Die Elfenbeineinfuhr ist in derselben Zeit von 4 200 Stück Zähnen auf 7500 Stück gestiegen. — Bana Heri und Jehasi haben sich mit dem Rest ihrer Truppen dem Reichskommissar ergeben. — Der englische Konsul Johnston hat Ende vorigen Jahres den Rikwa oder Leopoldsee in der Südwestecke unsrer Interessensphäre besucht. — Tippu Tipp ist nach Sansibar aufgebrochen. — Dr. Baumann hat am 6. März Tanga verlassen, um die Trace für die Eisenbahn nach Usambara aufzunehmen. — Emin Pascha wird Ende dieses Monats mit einer starken Karawane nach dem Innern aufbrechen. — Stanley, welcher in der letzten Zeit mancherlei unqualifizirbare Aussprüche gethan hat, hat sich über die Ausrottung des Wildes am Kilimandscharo durch englische und russische Sportsmen sehr abfällig geäußert und die sehr vernünftige Ansicht ausgesprochen, es sei besser, daß dieses Gebiet in deutsche Hände käme, damit diesem Unfug ein Ende bereitet würde. Wenn der Kongostaat Jagdgesetze zur Schonung der Elefanten erläßt, könnte Deutschland für seine Gebiete etwas ähnliches thun, damit uns die trüben Erfahrungen, welche man in Südafrika gemacht hat, erspart bleiben. — Betreffs der Inseln Manda und Patta, die bekanntlich von dem Sultan von Sansibar an die englische Gesellschaft abgetreten waren, aber gleichzeitig von Deutschland für den Sultan von Witu in Anspruch genommen wurden, wird aus Sansibar gemeldet, daß der Sultan auf Verlangen der deutschen Regierung die Abtretung der Inseln an die englische Gesellschaft rückgängig gemacht habe. Die Vertreter der englischen Gesellschaft haben sich vorläufig geweigert, dies anzuerkennen. — Clemens Denhardt hat in Lamu als Generalbevollmächtigter des Sultans von Witu Aufenthalt genommen. — Am 25. März haben sich Major Wißmann und Major Liebert behufs einer Rekognoszirung nach Kilwa begeben. — Major Liebert ist nach Deutschland zurückgekehrt. — Zwischen dem Reichskommissar und dem Generalverwalter der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft ist ein sehr wichtiges Übereinkommen über die Beschränkung des Handels mit Waffen und Munition sowie über sonstige Maßnahmen in den beiderseitigen Verwaltungsgebieten getroffen worden, da es „nach den Erfahrungen des letzten Jahres im Interesse öffentlicher Wohlfahrt und einer guten Regierung liegt, daß die deutsche und englische Verwaltung, denen durch Seine Hoheit den Sultan von Sansibar an der ostafrikanischen Küste vom Rovuma bis nach Kipini die Ausübung der Regierungsgewalt übertragen ist, in gewissen wichtigen, mit den öffentlichen Interessen eng verknüpften Angelegenheiten auf gemeinsamer Grundlage und in vollständiger Uebereinstimmung und gegenseitiger Unterstützung vorgehen." Das Übereinkommen bezieht sich auf die Auslieferung von Verbrechern, die Veröffentlichung und Ausführung aller Maßregeln gegen die Sklaven und den Sklavenhandel und ein übereinstimmendes Vorgehen zur gleichmäßigen Verfolgung der gemeinschaftlichen Interessen. Die Verordnung, betreffend die Waffeneinfuhr, besteht darin, daß Waffen gestempelt werden müssen, Vorderlader nur an Handelskarawanen vom Reichskommissariat verkauft werden können und die Verwendung von Hinterladern durch Europäer nur unter gewissen Garantien möglich ist. Das Übereinkommen ist in dem Kolonialblatt abgedruckt.

— (Ostafrikanische evangelische Mission.) Zwischen der Mission Berlin I, welche in Südostafrika thätig ist, und dem Vorstande der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika haben längere Zeit Unterhandlungen behufs einer Vereinigung geschwebt, welche aber nicht von Erfolg begleitet gewesen sind, da letztere Gesellschaft das Krankenhaus aufzugeben nicht Willens war. Im neuesten Hefte der Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission werden die vorliegenden Aufgaben der evangelischen Missionsgesellschaft folgendermaßen angegeben: 1. Gründung neuer Stationen, 2. Ausführung des

Baues des neuen Krankenhauses, 3. Gewinnung und Ausbildung der für das Krankenhaus nötigen Kräfte, a) eines Geistlichen, b) eines Arztes, c) einer Schwester, d) eines Diakonen, 4. Gewinnung von Kandidaten und Lehrern für die Missionsarbeit.

— (Schutzgebiet der Marschall-Inseln.) Der Kaiserliche Kommissar a. i. für die Marschall-Inseln, Vizekonsul Biermann, hat in der Zeit vom 23. September bis 19. Oktober v. J. an Bord S. M. Knbt. „Wolf" eine Reise durch das Schutzgebiet unternommen. In Nauru hat die zur Zeit der Flaggenhissung — im Herbst 1888 — erfolgte Abnahme der Waffen segensreich gewirkt, da die bis dahin ununterbrochenen Kriege unter den Eingeborenen aufgehört haben. (Kol. Bl.)

— (Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.) Der Kaiserliche Kommissar a. i. für das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie, Regierungsrat Rose, hat in der Zeit vom 28. Dezember v. J. bis zum 12. Januar d. J. eine Informationsreise durch das Schutzgebiet an Bord eines Kompaniedampfers unternommen. Die Fahrt ging zunächst an der Südküste Neu-Pommerns entlang nach den Inseln Kerawara und Mioko und von dort zur Blanche-Bai, wo die Baumwollen- und Kaffeeplantage der Frau Forsauth in Kalum (Firma Farrel) in Augenschein genommen wurde. Von Blanche-Bai aus wurde die Fahrt an der Südwestküste von Neu-Mecklenburg entlang bis nach dem an der Nordspitze belegenen Nusa-Hafen fortgesetzt. Hierauf wurde der Bismarck-Archipel durchquert und den Stationen Hatzfeldthafen, Stephansort und Konstantinhafen ein Besuch abgestattet. (Kol. Bl.)

— (Für das Berufskonsulat in Pretoria) ist nach Rückkehr des Vizekonsul Ritschl Vizekonsul v. Herff bestimmt.

— (In Makololo-Land,) jenem südafrikanischem Distrikt, welcher zu den bekannten Differenzen zwischen England und Portugal Anlaß gab, hat ein entsetzliches Massakre stattgefunden. Nach einer Meldung des „Reuterschen Büreaus aus Mozambique haben die Makalolos den portugiesischen Marineleutnant Valadin, den Zivilbeamten Almeida, sowie 150 eingeborene Soldaten ihres Gefolges massakrirt.

— (Die Société Académique Indo-Chinoise) in Frankreich hat eine Anzahl Wünsche zur öffentlichen Kenntnis gebracht, aus denen wir folgende herausheben: „Es werde ein Steuererlaß gewährt, denjenigen Erzeugnissen unserer Kolonien, welche sich beteiligen können an der Entwicklung des Austausches (der Erzeugnisse) zwischen Frankreich und seinen überseeischen Besitzungen, ohne daß die Erzeugnisse des Hauptlandes darunter leiden; diejenigen Naturerzeugnisse der französischen Besitzungen Indiens die nicht ihresgleichen in Frankreich haben, (Sesam, Arachiden ꝛc.) werden in französischem Gebiet zollfrei eingelassen, unter der Bedingung, daß sie mit einem, von der Kolonialbehörde ausgestellten Ursprungszeugnis versehen sind."

— Auswandererverhältnisse in São Paulo. Die in Sao Paulo erscheinende „Germania" bringt folgende, für die dortigen Verhältnisse charakteristischen Mitteilungen: „Wir haben in unsern Händen eine von 15 Kolonisten, Familienvätern unterzeichnete Karte, die von dem Fazendeiro José Jacintho do Amaral Pinto in S. João de Boa Vista engagirt sind, und die sich bitter über schlechte Behandlung beklagen. Sie sagen, daß der Fazendeiro jeder Familie eine Kuh versprach und Vorschuß von Lebensmitteln und Geld, und daß sie bis jetzt nichts empfingen, wodurch sie Entbehrungen und Hunger litten. Als sie Sonntag, den 23. Februar, nach der Stadt gehen wollten, um einige Lebensmittel und Arzneien zu kaufen, wurden sie daran von dem Fazendeiro, seinen Söhnen und fünf andern bewaffneten Menschen gehindert, welche sie mit Schüssen und den Gewehrkolben zurücktrieben und einige dabei verwundeten. Sie schließen mit der Bitte, daß wir uns für sie interessiren, daß wir den Gouverneur des Staates bitten, er möchte die erzählten Thatsachen untersuchen lassen und die Schuldigen bestrafen, falls sich solche finden. Wir haben bis jetzt die lebhafteste Propaganda für die deutsche Einwanderung nach diesem Staate gemacht, aber wenn solche Dinge geschehen und nicht eine schnelle Bestrafung finden, sehen wir uns gezwungen, unser Verhalten zu ändern. Obwohl wir noch immer die Überzeugung haben, daß solche Geschehnisse vereinzelte Ausnahmen von der Regel sind, haben wir keine Möglichkeit, unsere Propaganda fortzusetzen, wenn dieselben nicht unterdrückt werden." Die „Germania" hat diese vorstehende Mitteilung in portugiesischer Sprache veröffentlicht und verlangt vom Gouverneur, daß er Untersuchung einleite und die Schuldigen bestrafe. Ihr ferneres Verhalten in der Immigrationsangelegenheit (welches durchaus ermutigend hinsichtlich der Einwanderung in São Paulo war, d. R.) mache sie von dem Erfolg der obigen Reklamation abhängig.

— (Ordensverleihungen.) Dem Forschungsreisenden Hugo Zöller ist von dem Großherzog von Baden „in Anerkennung seiner erfolgreichen Forschungsreisen und seiner Verdienste um die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde" das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen worden. — Von Sr. Majestät dem Kaiser ist dem Afrikaforscher Dr. Zintgraff der Königliche Kronen-Orden 3. Klasse mit Schwertern am weißen Bande mit schwarzer Einfassung verliehen.

— (Zum Besten des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien) wird eine Ausstellung von ethnographischen Sammlungen vorbereitet, welche die Herren Dr. Kohlstock, Leutnant Sulzer, Märker, Blümke und Graf Behr aus Ostafrika kürzlich heimgebracht haben und denen eine Ergänzung und Vermehrung auch von anderen Seiten gütigst zugesagt worden ist. Sie wird durch Vorführung der den Eingeborenen eigenen Waffen, ihrer Geräte, Bekleidungs- und Schmuckgegenstände, Leben und Wesen der Bevölkerung jenes Teiles von Afrika, welchen Deutschland unter der thatkräftigen Leitung Wißmanns zur Zeit der Kultur gewinnt, vor Augen stellen und durch photographische und andere bildliche Darstellungen die Landschaften veranschaulichen, welche die Szene jenes, gegenwärtig das Interesse weiter Kreise fesselnden Vorganges bilden. Die Ausstellung wird danach sowohl wegen ihres belehrenden, in hohem Grade anregenden Inhalts, als wegen des guten Zweckes, welchem der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege dient, auf freundliche Teilnahme und reichlichen Besuch rechnen können. Ihre Einrichtung und Leitung geschieht unter Mitwirkung von Mitgliedern des Frauenvereins; sie soll in dem Saale der Königlichen Akademie, Dorotheenstraße 58—59, am Sonnabend, den 26. April eröffnet werden und täglich von 3—7 Uhr nachmittags geöffnet sein.

Litteratur.

Sechs Jahre deutscher Kolonialpolitik. Eine Ergänzung zu Dr. Fabri's Buch: Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Von Dr. W. Weißenborn. Berlin 1890. Verlag von A. Deubner.

Die Broschüre ist sehr interessant, da sie von durchaus kolonialfreundlichem Standpunkt mit den Fehlern der Vergangenheit abrechnet und für die „neue Aera", welche auch für die Kolonialpolitik eintreten wird, eine Politik der Versöhnung der Parteien fordert und anbahnen helfen will, um unsere ganze Kraft der Kolonialbewegung dienstbar zu machen. Die Kapitel-Überschriften geben eine ungefähre Idee von dem Gedankengang des Verfassers: Vergangenes und Zukünftiges (behandelt die einzelnen Kolonien), Die Fehler der Regierung und der Parteien und Die Kolonialpolitik im neuen Reichstag. Die Broschüre ist mit überraschender Sachkenntnis geschrieben, und wenn auch manches Vorgebrachte vielleicht nicht genügend begründet erscheint, so ist der Gedankengang des Verfassers doch für weitere Untersuchungen anregend, wenn er zum Beispiel nachzuweisen sucht, daß eine kleinbäuerliche Ansiedelung in einem Negerlande, wie Ostafrika, ein Kultivationsfehler sei. Der Verfasser, welcher der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ein günstiges Prognostikon stellt, plaidirt ferner sehr eifrig für eine Versöhnung mit den Arabern, für eine Umgestaltung des Systems der jetzigen wissenschaftlichen Stationen und Umwandlung der Kolonien in Reichskolonien. *

Bekanntmachungen.

Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin.

Freitag, den 2. Mai, abends 8 Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses:

Herrenabend:

Vortrag des Herrn Leutnant Sulzer:

„Eine Expedition nach dem Kingani".

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft werden zur **diesjährigen ordentlichen Hauptversammlung** auf **Montag, den 19. Mai 1890, vormittags 10 Uhr,** in **die Geschäftsräume der Gesellschaft, Wilhelmstraße 98 I. zu Berlin,** sowie ebendahin zu einer **außerordentlichen Hauptversammlung** auf **Montag, den 19. Mai 1890, vormittags 10¾ Uhr,** ganz ergebenst eingeladen.

Tagesordnung der ordentlichen Hauptversammlung:

1. Erörterung des Geschäftsberichtes über das Jahr 1889, sowie des Berichtes des Prüfungsausschusses und Genehmigung des Hauptabschlusses per 31. Dezember 1889.
2. Wahl von Mitgliedern des Verwaltungsrats.
3. Wahl von Mitgliedern des Prüfungsausschusses.

Tagesordnung der außerordentlichen Hauptversammlung:

Beschlußfassung über die Erwerbnng des Vermögens der Deutschen Witu-Gesellschaft bezw. über die Vereinigung mit derselben.

Berlin, den 14. April 1890.

Der Vorsitzende des Verwaltungsrates.
Karl von der Heydt.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das deutsche Hospital und für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Durch Herrn Professor Gredner in Greifswald von der dortigen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft 72,32 M.; durch Herrn Landrat v. Puttkamer in Stolp, Ertrag der Aufführung lebender Bilder 66,50 M.; Herr Otto Möhlau in Düsseldorf, Jahresbeitrag 10 M.; aus Holland 2 M.; gesammelt bei den Vorträgen des Herrn Marinepfarrer Wangemann in Heidelberg 134 M.; Fulda 84 M.; Gotha 83 M.; Hamm 115 M.; Erfurt 90 M; Frau Oberbürgermeister Brünning 10 M.; Eisenach 150 M.; Herr Rittergutsbesitzer Brause in Farnroda 20 M.; Karlsruhe 600 M.; Naumburg 134 M.; Cöthen 143 M.; Ihre Durchlaucht die Frau Prinzeß Karolath in Cöthen 100 M.; Halle a. S. 142 M.; Bernburg 64 M.; Halberstadt 144 M.; Bleckendorf 112 M.; Magdeburg 120,50 M.; Braunschweig 55,50 M.; Herr Kommerzienrat Hollmann in Braunschweig 292 M; Potsdam 400 M.; Göttingen 200 M.; Meißen 233,30 M.; Einzelbeträge aus Meißen 102 M.; Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg 200 M.; Altenburg 155 M.; Lüneburg 157,70 M.; Peine 306,30 M.; Bückeburg 99 M.; Seine Durchlaucht der Fürst zu Schaumburg-Lippe 50 M.; Herr Kaufmann Anding in Weimar von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen 200 M.; von Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin von Sachsen 300 M.; Reinertrag 154,43 M.; Frl. Stiffborn in Potsdam 100 M.; Dresden 330,33 M.; Gräfin Waldersee in Berlin 300 M.; Deutsche Kolonialgesellschaft Abteilung Köln 2497,99 M.; Deutsche Kolonialgesellschaft Abteilung Berlin 1000 M.; durch die Herren Pfarrer Diestelkamp 1937,32 M.; Missionsinspektor Beyer 1557,57 M., Pastor Berlin 147,37 M. Zusammen 13 172,13 M.

Berlin, den 4. April 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile aber deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 10. **Berlin,** 10. Mai 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die Scheidung deutscher und englischer Gebiete in Ostafrika. Von Dr. Wiechmann. — Die Somalifrage. — Der große Süden III. Von O. K. — Über Verkehrswege in Ostafrika. Von K. Weiß. (Mit Karte.) — Einige weitere Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie. II. Von Dr. Richard Hindorf. — Schilderungen aus Kamerun. Von Georg Baldau. (Mit Karte.) — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Von der deutschen Emin Pascha-Expedition. Von Carl Peters. — Bekanntmachung. — Quittung.

Bekanntmachung.

Montag, den 16. und Dienstag den 17. Juni
wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in **Köln a. Rh.** stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald in der von den Satzungen vorgeschriebenen Form und Frist dem Büreau, Berlin W., Linkstr. 25, zu übersenden.

Berlin, den 5. Mai 1890.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft
Fürst **zu Hohenlohe-Langenburg.**

Tagesordnung:

Am 16. Juni [1])

1. Jahresbericht, erstattet durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das Jahr 1889. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten (Abschnitt VI, Ziffer 5 der Satzungen).
3. Der Voranschlag für 1890.
4. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr (Abschnitt VI, Ziffer 5).
5. Etwaige Anträge.

Es liegen bereits vor:

a) ein Antrag der Abteilung Eberswalde, an Stelle des Abschnitt IV, Ziffer 3 der Satzungen zu setzen:

„Die Abteilungen sind verpflichtet, bis spätestens zum 1. Juli jeden Jahres für jedes von ihnen gemeldete Mitglied 6 Mark kostenfrei an die Hauptkasse abzuführen. Insoweit diese Beiträge bis dahin noch nicht haben eingezogen werden können, sind die betreffenden Abteilungen gehalten, dem Büreau bis zum 1. Juli diejenigen Abteilungsmitglieder namhaft zu machen, welche trotz Aufforderung ihren Beitrag nicht gezahlt haben. Der Ausschuß ist berechtigt, die Lieferung der Kolonial-Zeitung für diese säumigen Mitglieder bis Zahlung des Beitrags einzustellen. Für diejenigen Mitglieder, welche erst nach dem 1. April einer Abteilung beigetreten sind, tritt an die Stelle des 1. Juli der 31. Dezember,"

Ferner im Abschnitt III, im zweiten Absatz nach dem Worte „unentgeltlich" hinzuzufügen: „mit Ausnahme des Falles Abschnitt IV Ziffer 3."

b) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt IV Ziffer 6 der Satzungen künftig wie folgt zu fassen:

„Die Abteilungen und Gauverbände sind verpflichtet, zu jeder öffentlichen Kundgebung oder sonstigen Maßnahme, welche auf die vom Vorstande und Ausschusse zu wahrenden allgemeinen Interessen der Gesellschaft zurückwirken können, die Zustimmung des Ausschusses einzuholen. Insbesondere muß dies geschehen, wenn Abteilungen überseeische Unternehmungen aus Vereinsmitteln oder öffentlich unter dem Namen des Vereins anzuregen oder zu fördern beabsichtigen.

Falls der Ausschuß die Zustimmung zu einem derartigen Antrage nicht binnen 14 Tagen erteilt, ist die Abteilung berechtigt, aber auch vor Einleitung weiterer Schritte verpflichtet, die Entscheidung des Vorstandes anzurufen. In solchem Falle muß die Einberufung zu dieser Vorstandssitzung spätestens in 14 Tagen erfolgen."

c) ein Antrag des Ausschusses, unter Abschnitt IV, Ziffer 7 neu aufzunehmen:

„7. Sofern verschiedene Abteilungen über Vereinsangelegenheiten allgemeiner Art unter einander in Benehmen treten, hat die anregende Abteilung hiervon dem Ausschusse rechtzeitig Mitteilung zu machen."

d) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt V, Ziffer 3 fortan zu fassen, wie folgt:

„Zur fortlaufenden Erledigung der Vereinsangelegenheiten, namentlich zur Beaufsichtigung des Bureaus, Überwachung der Kassengeschäfte, Bewilligung von Ausgaben (vergl. V. 7) innerhalb des Voranschlages, sowie zur Überwachung der Veröffentlichungen der Deutschen Kolonialgesellschaft ist ein Ausschuß bestimmt, welcher zu regelmäßigen Sitzungen zusammentritt. Der Ausschuß besteht aus dem Präsidium und höchstens 14, durch den Vorstand aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und wird auf die Dauer von 3 Jahren gewählt. Der Ausschuß hat das Recht sich durch freie Zuwahl um 6 Mitglieder zu verstärken. Die Ergänzung des Ausschusses ꝛc.

e) ein Antrag des Ausschusses, in Abschnitt V, Ziffer 5 hinter dem Worte „Vorstandes" in der dritten Zeile einzuschalten:

„oder von einer oder mehreren Abteilungen, welche zusammen mindestens 1000 Mitglieder zählen."

f) ein Antrag des Ausschusses:

Abschnitt V Ziffer 1 ist dahin zu ändern, daß die Zahl der in der Hauptversammlung zu wählenden Mitglieder des Vorstandes von 25 auf 50 erhöht wird und der Vorstand die Zahl seiner Mitglieder durch Zuwahl bis auf 100 erhöhen kann.

Für die beiden Zahlen 25 und 50 wären demnach zu setzen 50 beziehungsweise 100, im übrigen bleibt der Abschnitt V Ziffer 1 unverändert.

g) ein Antrag der Abteilung Hannover. Derselbe lautet:

„Die Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Hannover, hat in ihrer Vorstandssitzung vom 5. Februar 1890 beschlossen, zu beantragen, den §. 5 der Satzungen im Eingang zu fassen wie folgt:

Die Gesellschaft wird vertreten durch den Vorstand. Der Vorstand wird im Anschluß an die Hauptversammlung durch die persönlich anwesenden Vertreter der Abteilungen gewählt. Jede Abteilung kann so viel stimmfähige Vertreter in die Hauptversammlung entsenden, als sie Hunderte von Mitgliedern zählt. Das angefangene Hundert gilt als volles Hundert. Doch ist es auch jeder Abteilung gestattet, durch einen Delegirten die ihr zustehenden Wahlstimmen abgeben zu lassen. Eine Vertretung durch andere, der betreffenden Abteilung nicht angehörige Mitglieder, ist dabei nicht gestattet.

Der Vorstand wird auf je drei Jahre gewählt und besteht aus 25 Mitgliedern ꝛc. ꝛc."

h) ein Antrag der Abteilung Köln. Derselbe lautet:

„Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft wird beauftragt, an den Herrn Reichskanzler folgende Petition zu richten:

[1]) Lokal und Tageszeit der Versammlungen werden in nächster Nummer bekannt gemacht werden.

Der Herr Reichskanzler wolle veranlassen, daß baldigst ein besonderes Reichs-Kolonialamt ins Leben gerufen werde, in welchem neben dem juristisch-diplomatischen das sachverständige, kolonialtechnische Element, sei es in Gestalt eines mit ausreichenden Befugnissen ausgestatteten Kolonialrates oder in anderer geeigneter Weise, einen entscheidenden Einfluß erhält."

6. Eventuelle Nachwahl von 25 Vorstandsmitgliedern.
7. Geschäftliches.

Tagesordnung:

Am 17. Juni

1. Darlegung der Entwickelung der Verhältnisse in unseren Schutzgebieten.
2. Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten.
3. Sicherung der Grenzen und Wasserstraßen der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika.

Der Hauptversammlung am 16. Juni wird eine Sitzung des Vorstandes vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird.

Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Linkstr. 25, zu übersenden.

Berlin, den 5. Mai 1890.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Hermann, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Wir machen unsere Leser auf einen sehr interessanten Bericht des Herrn Dr. Peters aufmerksam, welchen wir aus technischen Gründen erst auf den letzten Seiten dieser Nummer abdrucken konnten.

Die Scheidung deutscher und englischer Gebiete in Ostafrika.

Während früher in englischen Blättern die Behauptung aufgestellt wurde, daß das deutsch-ostafrikanische Gebiet im Westen bis zu einer Linie von der Kawirondobai am Viktoria Nyanza bis zum Zusammenfluß des Msindsche mit dem Rovuma reiche, also sich nicht über Ugogo hinaus und nicht einmal bis an die Nordostküste des Nyassa hinan erstrecke, und während die Meinung in Deutschland über den Begriff der deutschen Interessensphäre ebenfalls noch schwankend war, steht nunmehr fest, daß Deutschland Ansprüche auf die Ausdehnung bis zu den großen Seen (Nyassa, Tanganyika, Viktoria) bereits längere Zeit erhoben hat und daß dieselben im Ganzen als berechtigt von englischer Seite zugegeben worden sind. Die Landstriche im Westen des deutsch-ostafrikanischen Küstenlandes bis an den Tanganyika können also keineswegs noch als herrenlos oder „no man's country" angesehen und als anderen Bestrebungen irgend welcher Art offenstehend betrachtet werden.

Allerdings war bisher die Zeit nicht gekommen und eine dringende Veranlassung nicht vorhanden, daß die beiden zunächst beteiligten Mächte, das deutsche und das britische Reich, feste Abmachungen über eine genauere Regulirung der Grenzen trafen. Unterdessen hat sich aber durch den Lauf der Ereignisse die Notwendigkeit einer Erledigung streitiger oder streitig scheinender Punkte herausgestellt. Die Hauptmomente der veränderten Sachlage sind die erfolgreiche militärische Aktion des deutschen Reichskommissars, sowie der Abschluß der Stanley'schen „Befreiungs"-Expedition und der Eintritt Emin Paschas in deutsche Dienste.

Denn wenn es uns immer mehr gelungen ist, der aufständischen Bewegungen gegen die neue Ordnung Herr zu werden, so hat dies doch nur mit großen Opfern an Leben und Geld erreicht werden können; wir haben unser dauerndes Interesse an der ostafrikanischen Kolonie durch unser thatkräftiges Vorgehen, das vor Lasten und Verlusten nicht zurückschreckte, besiegelt; wir haben aber diese Aufwendungen naturgemäß gemacht in Erwartung künftiger Kompensationen, auf welche wir nun ein Anrecht erworben haben. Die schmale Küstenregion, wenn auch an sich wertvoll, kann uns doch ohne einen ausgiebigen Teil des Hinterlandes keinen ausreichenden Ersatz bieten; dieselbe soll uns vor allem den Eingang zu den inneren Hochländern mit ihrem Handelsverkehr ermöglichen und sichern. Nachdem nun aber Stanley von seinem geographisch in der That bedeutsam gewordenen Zuge zurückgekehrt ist und sich die Resultate oder vielmehr die Mißerfolge, welche diese Expedition in politischer Hinsicht (was selbst die Times anerkennt), gehabt hat, überblicken lassen, nachdem der „befreite" Emin infolge des Verlustes seiner ehemaligen Provinz sein Geschick, seine Erfahrung und sein „prestige", welches demjenigen Stanleys voll die Wage hält, seinem deutschen Vaterlande zur Verfügung gestellt hat, ist die Situation weit mehr geklärt: Deutschland ist trotz der kurzen Zeitdauer seiner jungen kolonisatorischen Bestrebungen bereits ein nicht unebenbürtiger Mitbewerber Englands in Afrika geworden, was die Engländer jetzt selbst erkannt haben, und weshalb sie als Realpolitiker in uns nicht länger eine quantité négligeable erblicken. Unser schnelles und energisches Verfahren gegen das Arabertum ist übrigens auch für die europäischen Besitzer der Nachbargebiete Deutsch-Ostafrikas von offenbarem Vorteil gewesen, indem die sansibarischen Araber dadurch zu größerer Rücksicht und Achtung vor den Europäern überhaupt veranlaßt wurden. Wie außerordentlich aber Deutschland stets geneigt war, Englands wirkliche oder gedachte Interessen nach Möglichkeit nicht zu verletzen, ging besonders aus dem Verhalten der Regierung in der Angelegenheit der deutschen Emin Pascha-Expedition hervor.

Wenn nun eine Abgrenzung der ostafrikanischen Territorien erfolgt, so wäre es nicht gerecht, nicht fair, wollten die Engländer den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen. Hat England es von jeher meisterhaft verstanden, sich solche Stellungen zu sichern, die als vorzügliche Stützpunkte für seine Handels- und Verkehrsverhältnisse dienen konnten, so haben andere Nationen gelernt, auf die Erlangung ähnlicher Positionen ebenfalls bedacht zu sein. Wie sich Großbritannien im Weltverkehr eine Reihe befestigter Stütz- und Knotenpunkte zum Schutze seiner meerbeherrschenden Flotte (Gibraltar-Malta-Aden ꝛc.) geschaffen hat, so richtet es auch im einzelnen sein Augenmerk zunächst und hauptsächlich auf die Gewinnung gutgelegener Stationen und Routen. Englische Händler und Handelsgesellschaften sind nicht ohne Erfolg bestrebt gewesen, sich einen der wichtigsten Eingänge in das Seengebiet Ostafrikas zu eröffnen.

Die Wasserstraße über den Sambesi und Schire nach dem Nyassa und ihre Fortsetzung zu Lande, die road nach dem Südende des Tanganyika, hat so große und eigentümliche Vorzüge, daß sie als „the route to the Central African Lakes" bezeichnet worden ist, und nachdem englische Private es verstanden haben, sich auf dieser Strecke festzusetzen, wird England, obwohl das Bestehen von bloßen trading companies zugestandenermaßen noch durchaus keine national responsibilities, keine staatlichen Verpflichtungen mit sich bringt, doch seinem Prinzip getreu alles thun, damit seine Unterthanen von dem in Besitz Genommenen und dem Erstrebten nichts einbüßen. Das deutsche Interesse an der Nyassa-Route verlangt jedoch unbedingt, sowohl, daß die Entwickelung eines faktischen Monopols, wie es am Niger besteht, am Sambesi-Nyassa verhindert wird, als auch, daß wir von dem Verkehr im Süden nicht gänzlich fern gehalten werden, daß wir also unseren Anteil an den Küsten des Nyassa erhalten und uns in die Gegend des (kürzlich von Konsul Johnston bereisten) Rikwasees,[1]) in dessen Nähe die sogenannte Seenstraße vorbeiführt, ausdehnen.

Eine Teilung muß eben nicht rein äußerlich nach mathematisch gezogenen Linien vorgenommen werden, sondern auch mit Beziehung auf den Verkehr und die Produktionsfähigkeit der Landschaften. Am Muta Nsige und Albertsee berühren sich die Interessen von Deutschland, Eng-

---

[1]) Der Bericht über diese Reise ist in den „Pro ceedings of the Royal Geographical Society" beschrieben worden. Aus den Untersuchungen geht hervor, daß der See viel länger ist und sich weiter nach Südwesten ausdehnt, als bisher angenommen war. Der See wird im Süden und Westen von einer fast flachen Ebene, welche von 15 bis 30 Meilen in der Breite variirt, umgeben, während am östlichen Ufer hohe Berge sich erheben. Das ganze Bassin ist aber von einem Wall von Bergen umgeben, welche ganz jäh entweder vom Ufer aus oder von der Ebene in die Höhe ragen. Auf der südöstlichen Ecke befindet sich eine bemerkenswerte Einbuchtung, welche sich in den Bergen verliert. Der einzige Fluß, welcher in den Rikwa mündet, ist der Songwe, ein schmutziger kleiner Fluß, dessen Quelle ganz nahe an der des anderen Songwe, welcher als bedeutender Fluß in den Nyassasee mündet, liegt. Die ungefähre Höhe des Rikwasees ist 2900 Fuß, was mit den früheren Beobachtungen übereinstimmt. Das Wasser des Sees ist brakig und kann trinkbar. Er ist belebt von Nilpferden und Krokodilen, und sehr fischreich. Elefanten, Büffel mit hervorragend schönen Hörnern, Zebras, verschiedene Arten von Antilopen, Löwen, Hyänen und ungeheuere Massen von Perlhühnern, Frankolin und Tauben kommen an seinen reizlosen Ufern vor. Sie sind in der That reizlos und für den Menschen fast unbewohnbar. Johnston drückte seine Ansicht über das Land den Eingeborenen gegenüber dahin aus, daß es von sieben Teufeln besessen sei — Hunger, Durst, trockenem Wind, Dornen, glühender Sonnenhitze, giftigen Fliegen und schlechten Menschen. Die Eingeborenen, welche die schreckliche, sonnenverbrannte Ebene südlich vom Rikwasee bewohnen, sind die Wajangu (das Land selbst heißt Uwanga). Sie konnten nichts in ihrem Lande pflanzen, wo während zweier Jahre kein Regen gefallen, und mußten deshalb einfach vom Raub und der Jagd auf wilde Tiere leben, in welcher sie sehr geschickt sind. Johnston verließ das Land, so schnell er konnte, da das Thermometer im Schatten zur Mittagszeit Tag für Tag auf 79—99 Grad Fahrenheit stand, das Wasser, selbst das des Songwe, salzig war, es an Nahrungsmitteln mangelte und die ganze Karawane krank zu werden drohte. D. R.

land, sowie dem Kongostaat. Am Viktoria Nyanza, dem „Großen See", stehen sich dagegen nur deutsche und englische Ansprüche gegenüber, und da ist es von Erheblichkeit, daß nach allen bisherigen Reiseberichten sicherlich die Länder Uganda und demnächst Unjoro, das „Zwischenseengebiet", in Bezug auf natürlichen Reichtum, verhältnismäßige Kultur der Bewohner und besonders auch historisch-politische Geltung allen Nachbarländern weit voranstehen. Wer Uganda besitzt, beherrscht den ganzen Nyanza; die Könige von Uganda und von Unjoro, dessen Macht sich noch in den letzten Jahren sehr gehoben hat, waren und sind die mächtigsten Souveräne dieser Region. Wir wiederholen also, daß nicht diejenige zweier verhandelnden Parteien, welche dem Umfange nach in Quadratkilometern das Meiste bekäme, einen Vorrang erhielte, sondern daß eine wohlerwogene Berücksichtigung aller Verhältnisse stattfinden muß.

Eine Teilung, welche die beiderseitigen Interessen wahrhaft zu vereinen sucht in dem Sinne unserer obigen Darlegung, kann eine durchaus freundschaftliche sein. England und Deutschland werden in Ostafrika auf einander angewiesen bleiben und sich bei gemeinsamem Vorgehen am besten stehen. Der Philanthropismus wird bei deutscher Herrschaft ebensowenig wie bei englischer zu kurz kommen, und wir werden unsererseits nicht minder eifrig an der Beseitigung des afrikanischen state of barbarism thätig sein, als unsere Vettern jenseits des Kanals. Daß Deutschland so spät in die koloniale Arena hinabgestiegen ist, liegt nicht an mangelnder Fähigkeit zu kolonisiren, sondern nur an der ehemals fehlenden nationalen Einigung. Afrika, heißt es in der Morning Post, is likely to be — indeed, must be — the centre of the world's attentions for a considerable time to come!

Dr. Wiechmann-Ludwigslust.

Die Somalifrage.

Die letzte deutsche Expedition, welche im nördlichen Somalilande Einfluß gewinnen wollte, ist, wie unsere Leser wissen, nicht von Erfolg begleitet gewesen, da der Sultan Osman anscheinend beeinflußt durch die Intriguen anderer Mächte und sicher in Kenntnis der Nichtanerkennung der von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit ihm abgeschlossenen Verträge seitens der Kaiserlichen Regierung, es abgelehnt hat, den Mitgliedern der Expedition die Rechte zuzugestehen, welche sie auf Grund der Privatverträge und des freundschaftlichen Verhältnisses des Sultans zu den Deutschen in Anspruch zu nehmen sich für berechtigt hielt. Der Sultan hat gewissermaßen alle früheren Verträge für ungültig erklärt, in einer freundlichen, doch hochfahrenden Art und Weise, aber daß die Angelegenheit dabei nicht stehen bleiben kann und wird, hoffen wir zuversichtlich. Es war ein kühner Versuch, auf die von der ostafrikanischen Gesellschaft anscheinend fast aufgegebenen Verträge sich stützend, nach Halule zu gehen, und die Anstrengungen des Herrn Regierungs-Baumeisters Hoffmann hätten wahrlich mehr Unterstützung verdient, als ihnen zu teil geworden ist, denn eines Tages wird sich noch ein Wettlaufen unter den Kolonial-Mächten um die Somaliecke erheben, welches uns sicher bedauern lassen wird, daß wir, anstatt zur rechten Zeit dort festen Fuß zu fassen, unthätig zugesehen haben, wie andere Mächte diesen wichtigen Punkt, welcher unsere Verbindung mit der ostafrikanischen Kolonie und der Südsee sichern könnte, in ihren Machtbereich eingezogen haben. Über die Expedition selbst sind wir in der Lage, noch folgende Mitteilungen geben zu können:

Die Expedition war am 9. März auf dem vom Herrn Regierungsbaumeister Hoffmann gemieteten Dampfer „Majun" von Aden abgedampft und landete am 13. auf der Reede von Halule. Der Sultan wünschte, alle Herren der Expedition am nächsten Morgen zu sehen, doch wurde die Erlaubnis zur Jagd verweigert, da die Medjertin ein großes Schauri abhielten. Am 14. ging die Expedition nach Halule, welches aus etwa 1000 Hütten und zwei burgartigen Steinhäusern von sehr roher Bauart besteht, von denen eins der Sultan, das andere Salach Mahmud, der Sohn des verstorbenen ersten Ministers des Sultan Osman, bewohnt. Die feierliche Audienz fand im Sultanspalast in dem zwei Treppen hoch gelegenen Prunkzimmer, welches mit einigen schlechten Spiegeln verziert ist, statt. Die Vornehmen der Medjertin hockten an den Wänden auf Teppichen, für die Herren der Expedition waren Stühle besorgt. Herr Hoffmann war, der Würde als Chef der Expedition entsprechend, unbewaffnet, die anderen Herren trugen Säbel, ebenso die Medjertin. Der Sultan, welcher etwas auf sich warten ließ, war mit dunkler Kleidung angethan; nur die Füße, deren Nägel mit Safran gefärbt waren, waren nackt; er drückte freundlich den Herren der Expedition die Hand. Herr v. Schöning sprach von der Macht und dem Ruhm Deutschlands und erging sich dabei in Überschwänglichkeiten, wie das im Orient allgemeiner Brauch ist und wie das Nur Osman, ein Onkel des Sultans und einer der angesehensten Männer im Volke, der nach Herrn v. Schöning das Wort erhielt, auch that. Der Schluß der Rede war jedoch, daß die Herren als Gäste bleiben könnten, aber ihnen weder erlaubt werden würde, eine Station zu gründen, noch Anpflanzungen zu machen. Obwohl Herr Regierungsbaumeister Hoffmann sich auf das Schreiben Herrn Hörnecke's berief, war doch nichts zu ändern, so daß die Herren sich nach dem Schiff zurückbegaben. Am Abend kam Achmed Ali (Sementer), um den Herren zu sagen, daß der Stamm der Suakrum, ein Teil des Stammes der Medjertin, ganz auf ihrer Seite stünde, er betrachte sich als deutsch und werde daran festhalten. Nach ihm kam Salach Mahmud mit einem Begleiter und sagte, daß sein Vater mit dem Stamm der Suakrum zu den Deutschen gehalten habe und daß er sich als deutscher Unterthan betrachte. Ihm gehöre halb Obbia, die andere Hälfte sei italienisch geworden. Er sei bereit, alles daran zu setzen, um das Werk seines Vaters zu vollenden. Am 15. ging Hoffmann wieder zum Sultan, wo die Medjertin bereits versammelt waren. Der Sultan erteilt sofort Nur Osman, der im englischen Solde steht, das Wort, womit der Verlauf auch dieser Unterredung zu ungunsten der Herren entschieden war. Es wurde dieselbe Antwort wie am Tage zuvor gegeben, alle Proteste halfen nichts, obwohl der Sultan durchaus freundlich war. Nach dem Schauri ging Herr Hoffmann mit Herrn Rühle nach dem anderen Steinhaus zu Salach, dann zu Achmed Ali und Said Sementer. Am 16. sprach Herr Hoffmann den Sultan noch allein, welcher aber bei seinem früheren Bescheide beharrte, so daß nach Überreichung der Geschenke, bestehend in Prunksäbeln an den Sultan, Salach und Sementer, die Rückfahrt nach Aden angetreten wurde. Von dort ist die Expedition nach Sansibar und dann nach Hohenzollernhafen abgereist.

Wir schließen hieran noch ein interessantes, an uns gerichtetes Schreiben des Herrn Regierungsbaumeisters Hörnecke, welches dazu dienen dürfte, die Stammesverhältnisse der Somali und ihre Stellung zu den Deutschen mehr zu beleuchten. Herr Hörnecke schreibt:

Zu dem in der letzten Nummer der „Deutschen Kolonialzeitung", übrigens ohne meine Mitwirkung,[1]) veröffentlichten Briefe des Sultans Osman, der in der Presse eine so verschiedenartige Beurteilung gefunden hat, möchte ich bemerken, daß seine Bedeutung doch vielfach überschätzt ist. Auch Sultan Osman benutzt die Sprache nicht nur, um seinen Gedanken Ausdruck zu geben, sondern, wo es ihm zweckmäßig erscheint, dieselben zu verbergen.

Als ich im Jahre 1885 bei meiner Anwesenheit in Halule zusammen mit dem Leutnant Klaus von Anderten die erste Audienz beim Sultan Osman hatte, wurde uns eine ähnliche Antwort. Ein Araber jedoch, mit dem ich später sehr befreundet wurde und der mir wiederholt in sehr kritischen Lagen sehr wirksamen Beistand leistete, veranlaßte uns, die Sache ruhig abzuwarten. Mit seiner Hülfe gelang es schließlich, den Großsultan Osman sowie die einflußreichsten Häuptlinge, namentlich auch den alten Wesir, Mahmud Hassan, zum Abschluß des Freundschaftsvertrages zu bestimmen. Maßgebend für die Somalis war dabei der Wunsch, daß in Halule deutscherseits ähnliche Einrichtungen getroffen würden, wie in Aden von den Englandern, deshalb ihre Forderung des regelmäßigen Anlaufens deutscher Postdampfer daselbst. Außerdem hielten sie die Deutschen, welche die Franzosen so glänzend besiegt hatten, für das mächtigste Volk, und es schmeichelte ihnen, mit diesem verbunden zu sein.

Der Vertrag war zunächst geheim abgeschlossen, doch wurde er bald bekannt, und nun bildete sich sofort unter der Führung einiger nicht hinzugezogener Häuptlinge eine Gegenpartei, die das Gerücht verbreitete, Osman habe die Somalis an die Deutschen verkauft, und einen großen Anhang gewann. Nun wurden so schnell als möglich zahlreiche Vertreter der benachbarten Stämme zusammengerufen und in einer großen Versammlung unter freiem Himmel der Vertrag verlesen. Er fand volle Billigung, die Aufrührer wurden bestraft. — Nach meiner Abreise aus Halule blieb Herr von Anderten allein zurück. Er vervollständigte den Vertrag durch die Unterschrift des Sultans Jussuf, der neben dem Wesir der einflußreichste Häuptling war und namentlich während Osmans Minderjährigkeit großes Ansehen erlangt hatte. Er pflegt sich einen großen Teil des Jahres in Obbia aufzuhalten. Als Herr von Anderten nach dem Süden gesandt wurde, trat Herr Vieter an seine Stelle als Vertreter der Deutsch Ostafrikanischen Gesellschaft. Derselbe hielt sich abwechselnd in Halule und in Aden auf. Zu einer intensiveren Ausbeutung des Vertrages kam es jedoch nicht, da die Gesellschaft ihre Mittel nicht zersplittern wollte. Als ich im Jahre 1886/87 Generalvertreter derselben in Sansibar war, weilte der Wesir Mahmud Hassan längere Zeit bei mir im Hause der Gesellschaft als Gast, während er früher immer der Gast des Sultans von Sansibar gewesen war. Er bat sehr, wir möchten unsre Versprechnungen hinsichtlich des Somalilandes einlösen und sowohl in Obbia wie auch in Halule feste Stationen anlegen; er erbot sich, in seinem Schiffe Beamte und Baumaterialien mitzunehmen. Damals vertröstete ich ihn auf die Expedition Dr. Juhlkes, die gerade vorbereitet wurde und für das Somaliland bestimmt war.

Dr. Jühlke besuchte auch Halule, wollte dann aber zunächst die südliche Benadirküste für Deutschland erwerben, wo er dann ein so unglückliches Ende fand. Als Dr. Peters im Frühjahr 1887 nach Deutsch-Ostafrika hinausging, betraute er den Somali Muhamed Said Sementer in Halule, dessen Gastfreundschaft Herr von Anderten und ich genossen hatte, mit der Vertretung der deutschen Interessen gegen ein festes Jahresgehalt. Soviel mir bekannt, befindet er sich noch jetzt in derselben Stellung.

Inzwischen haben sich die Personen und damit die Verhältnisse im Somalilande geändert. Namentlich scheint der Tod des alten Mahmud Hassan, den ich für eine unserer Hauptstützen ansah, bedeutungsvoll gewesen zu sein. Andere Männer scheinen jetzt beim Sultan Osman zu Ansehen gelangt und von fremder Seite gewonnen zu sein, sich den deutschen Interessen zu widersetzen. Sultan Jussuff ist abgefallen und soll Obbia, das ihm nur zur Hälfte gehört (die andere Hälfte gehört dem Sohne von Mahmud Hassan), an die Italiener abgetreten haben. Unbekannt ist noch, ob der Sultan Osman seine Zustimmung dazu gegeben hat. Bei der großen Entfernung dieses Platzes von Halule galt derselbe ungefähr als eine Kolonie. Die Söhne von Mahmud Hassan und Jussuf Ali hatten hier schwere Kämpfe zu bestehen, die erst ein Ende nahmen, als sie die Töchter der dortigen Häuptlinge zu Frauen nahmen. Ist Sultan Jussuf nun wirklich von den Italienern gewonnen und wird er von

[1]) Die Redaktion hatte die Mittheilung von einer Seite erhalten, von der sie hat annehmen müssen, daß dieselbe berechtigt war, den Brief ohne besondere Zustimmung des Herrn Hörnecke veröffentlichen zu lassen. D. R.

denselben unterstützt, so kann es ihm vielleicht gelingen, den Großsultan Osman zu stürzen und auch Halule in die Hände der Italiener zu spielen, falls sich Osman nicht selber in ihre Arme stürzt.

Jedenfalls aber besteht noch immer eine mächtige deutsche Partei im Somalilande, besonders in Halule, welche an dem alten Vertrage festhält, und wenn dieselbe in kräftigster Weise unterstützt wird, so ist das Somaliland, soweit es noch frei ist, ebenso schnell wieder für uns gewonnen, wie es jetzt verloren scheint. Aber wenn etwas geschehen soll, so muß es bald geschehen. *

Der große Süden.

III.

Die südlichen Grenzgebiete.

Aus den früheren Darlegungen über den „großen Süden" war zu ersehen, daß der Rufidschi und der Ulangafluß sehr brauchbare Verkehrswege nach dem Innern bieten, sowie daß am Rovumafluß, und vielleicht auch weiter im Innern, sich wertvolle Naturschätze, namentlich Kohle und Eisen, in anscheinend großer Menge finden. Es handelt sich jetzt noch darum, festzustellen, ob auch das Land zwischen diesen beiden Flüssen einigen Wert besitzt, sowie welches Interesse das Gebiet im Westen des Nyassasees für uns hat.

Es ist nur sehr wenig, was wir bis jetzt über das Land zwischen Rufidschi und Rovuma wissen. Die ersten Nachrichten verdanken wir unsern Landsleuten Dr. Roscher und v. d. Decken, welche in den Jahren 1859 und 1860 von Kilwa aus in südwestlicher Richtung nach dem Nyassasee vordrangen, wo Roscher kurz nach seiner Ankunft den Tod von Mörderhand fand, während v. d. Decken infolge der Umtriebe seiner arabischen Begleiter nur bis Mesule, etwa ein Drittel des ganzen Weges von der Küste aus, gelangte und dann umkehrte, um seine Forscherthätigkeit mehr den nördlichen Gegenden der Sansibarküste zuzuwenden, wo er fünf Jahre später ebenfalls ein blutiges Ende fand, nachdem er das Ziel seines Strebens, ein für deutsche Ansiedlungen geeignetes Land mit einem guten Verkehrsweg ins Innere zu finden, glücklich erreicht hatte. Nach v. d. Deckens Berichten,[1]) welche allein uns hierfür dienen können, ist das Land bis Mesule zumeist fruchtbar und gut angebaut; auf der Roscherschen Route lassen die zahlreichen Namen von Ortschaften oder Bevölkerungsmittelpunkten auf ähnliche Verhältnisse schließen, wobei jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß weiter im Innern, wo die Araber in späteren Jahren ihre Raubzüge zum Zweck des Sklavenfanges ausführten, wahrscheinlich so manche vordem blühende Landschaft jetzt ganz verödet ist. Über die klimatischen Verhältnisse wissen wir nur soviel, daß gegen Jahresschluß starke Regen fallen, genau ebenso wie auf der ganzen Suahelikküste. Die Fieber, an denen v. d. Decken und Roscher litten, waren wahrscheinlich aus dem anerkannt sehr ungesunden Kilwa-Kisiwani, dem Ausgangspunkt beider Reisenden, mitgebracht worden.

Eine Bestätigung für diese Annahme finden wir in den Erfahrungen des englischen Missionars W. G. Porter, welcher im Jahre 1884, wie auch früher schon einmal, von den Madjegabergen (38. Grad östlicher Länge) beziehentlich der Missionsstation Masasi im nördlichen Uferlande des Rovumaflusses, das Land in westnordwestlicher Richtung bis zu dem Dorf des Magwangwarahäuptlings Sonjela, einen halben Grad ostwärts vom Nordende des Nyassasees durchzog, ohne jedoch dieses Binnenmeer selbst zu erreichen. Rev. Porter, welcher gut mit den Eingeborenen auszukommen verstand, erwähnt nicht das Geringste von Belästigungen durch Krankheiten und hat die ganze Reise hin und zurück ohne irgend welchen Unfall vollendet. Auch er fand öfters Wohnstätten der Eingeborenen, doch führte sein Weg, wenigstens in der zweiten Hälfte, zumeist durch ausgedehnten und ziemlich dichten Wald, was für die vorzügliche Bewässerung dieses Gebietes spricht. Die Roscherschе Route kreuzte er westwärts von Minioka, wenige Tagereisen jenseits Mesule, doch fand er hier von Ortschaften, welche Roscher erwähnt hat, vielfach nur noch die Namen vor, was wahrscheinlich ebenfalls eine Folge der arabischen Sklavenjagden ist, obwohl diese ihren Hauptschauplatz erst weiter im Innern, im Lande der Hiao, südlich vom Rovumaflusse, haben.

Aus vorstehenden, wenn auch noch so dürftigen Angaben ist wenigstens so viel ersichtlich, daß das Land zwischen Rufidschi und Rovuma ein von der Natur durchaus nicht vernachlässigtes ist, dessen weitere Durchforschung sehr lehrreich und zugleich lohnend sein dürfte. Die natürlichen Ausgangspunkte hierfür sind durch die beiden großen Flüsse an der Nord- und Südgrenze desselben gegeben. Der Unterlauf des Rovuma ist, außer durch die Mündung, auch von der Mikindanibay und von Lindi aus leicht zugänglich, wie wir durch die Berichte des französischen Ingenieurs Angelvy[2]) und des bekannten englischen Reisenden W. P. Johnson erfahren; es finden sich hier zahlreiche Ortschaften, von denen die schon erwähnte Missionsstation Masasi wohl die wichtigste ist. Von Bedeutung dürfte dereinst die Stelle der Einmündung des großen südlichen Nebenflusses Ludjenda werden, welcher in der Nähe des südlich vom Nyassa gelegenen Schirwa- oder Kilwasees entspringt und anscheinend einen guten Abzugskanal für die Erzeugnisse des hauptsächlich von den Engländern begehrten und durchforschten[1]) Landes im Süden des Rovuma bildet.

Der Rufidschi wird wohl zunächst am besten durch seine Mündungen zugänglich sein, während späterhin aller Wahrscheinlichkeit nach eine Bahn durch das fruchtbare Rusu- oder Kingani-Thal von Bagamoyo aus nach dem Knie bei der Einmündung des westlichen Hauptzuflusses Rueha den bequemsten Weg für die Produkte des Ulanga-Rufidschi bieten wird. Dar-es-Salaam wird wahrscheinlich trotz seines guten Hafens als Verschiffungspunkt ohne Bedeutung für das Handelsgebiet des Rufidschi sein, weil von hier aus kein so reiches, gut erschlossenes Hinterland nach Südwesten führt, und ebenso wird die Bedeutung der beiden Kilwas nach Erschließung der natürlichen Zugänge ins Innere voraussichtlich eine sehr untergeordnete bleiben, namentlich aber diejenige des sehr ungesunden Kilwa-Kisiwani, welches nach dem nicht mehr zeitgemäßen Rezept der ersten arabischen und portugiesischen Ansiedler, aus Furcht vor Angriffen der Eingeborenen, auf einer Insel angelegt wurde, wie so manche andere, den jetzigen Anforderungen nicht mehr entsprechende Ortschaft dieser Küste.

Von nicht geringerer Wichtigkeit für unsere Kolonisationsbestrebungen sind die Länder im Westen des Nyassa, von der Südspitze des Tanganyika an längs der Ostgrenze des Kongostaates bis zum Bemba- oder Bangweolo-See gerechnet. In diesem Gebiete würde die Südgrenze erst durch internationale Vereinbarungen noch festzulegen sein, während in der Ostprovinz der Rovuma und weiterhin, von seiner letzten Gabelung an, eine bis südlich von dem Mbampa-Hafen am Nyassasee reichende Linie die anerkannte Grenze gegen die portugiesische Kolonie Mozambique hin bildet. In dem uns jetzt beschäftigenden Westlande würde ungefähr der 13 Grad südl. Breite oder eine mit diesem gleichlaufende Linie vom Südende des Bangweolo-Sees nach der Unaka-Bucht am Nyassa eine geeignete Grenzlinie sein, während nach Westen hin der Kongostaat oder die demselben zugesprochenen Länder bis zu Kasembes Reich die Grenzen bilden müßten. Wer unsere südlichen Nachbarn sein würden, ob die Portugiesen allein, oder diese im östlichen Teil und die Engländer im westlichen, würde von den binnen kurzem zu erwartenden Abmachungen zwischen diesen beiden Nationen abhängen und für uns ohne wesentliche Bedeutung sein, da es uns zunächst nur darauf ankommen muß, dem südwestlichsten Teile unseres ostafrikanischen Schutzgebiets die erforderliche Entwicklungsfähigkeit zu sichern, sowie die Möglichkeit zu erlangen, mit den jetzt noch unabhängigen Ländern am oberen Kongo und oberen Sambesi und über diese hinweg eine stets offene Verbindung nach dem Damara- und Ovambolande, dem südwestafrikanischen Schutzgebiete Deutschlands, zu haben.

Der Zugang zu diesem weiten und jedenfalls zukunftsreichen Gebiete führt durch den verhältnismäßig schmalen Landstrich zwischen der Nordspitze des Nyassa- und der Südspitze des Tanganyikasees und ist außerdem im Osten noch durch einen ausgedehnten Gebirgsstock, im Westen aber durch den Rikwa- oder Leopoldsee eingeengt. Nur wenige Forschungszüge von Reisenden führen von Norden her in dieses Gebiet hinein. In erster Linie zu nennen ist hier Giraud, welcher (1883) das Land zwischen Usagara und dem Bangweolo-, Moero- und Tanganyikasee durchstreifte. Die Landenge zwischen den nächsten Punkten des Nyassa und Tanganyika, welche übrigens jetzt von einer brauchbaren Straße durchzogen ist, hat u. a. der vielgewanderte Thomson untersucht, während wir im Südwesten den Spuren des großen Entdeckers Livingstone neben denjenigen verschiedener portugiesischer Forscher begegnen. Natürlich bleibt trotz der Arbeit all dieser Pioniere noch sehr viel zu thun, wenn die wirtschaftliche Entwicklung dieses reichen Gebietes und seine thatsächliche Angliederung an den Kern unserer ostafrikanischen Besitzungen in die richtigen Bahnen gelenkt werden soll; daß dies bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen und der gegenwärtigen Entwicklung unserer Beziehungen zum Innern von Ostafrika nicht möglich ist, bedarf kaum der Erwähnung, daß unser Ziel indessen, welches namentlich auch im Interesse der Unterdrückung der Sklavenjagden sehr erstrebenswert ist, ohne allzu große Schwierigkeit erreicht werden kann, soll in Nachfolgendem dargethan werden.

Bei dem jetzigen energischen und zielbewußten Vorgehen in Ostafrika unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Mpuapua binnen Kurzem der wichtigste Mittelpunkt für alles weitere Vor-

---

[1]) S. v. d. Deckens Reisen, Bd. I S. 161 ff.

[2]) Comptes Rendus der Societé de Geographie de Paris, 5. Juni 1885.

[1]) Thomson, O. Neill (1882), Maples (1881), Johnson Bischof Steere (1875), Livingstone (1866).

gehen nach dem Innern zu sein wird, und dessen Verbindung mit irgend einem geeigneten Küstenpunkte, vielleicht durch das Thal des Wamiflusses, sehr bald zu einer schnellen und durchaus gesicherten gemacht werden muß, sei es nun durch eine einfach gebaute Eisenbahn, was wohl das beste wäre, oder durch eine mit zahlreichen Verpflegungs- und Erneuerungsstationen (Etappen und Relais) zu versehende gute Fahrstraße. Ebenso ist es klar, daß für das nördliche Seengebiet die mit Mpuapua in gute Verbindung zu bringende Hauptstation Tabora sein wird, von wo aus westwärts der Weg nach Udjidji am Tanganyika und nordwärts nach den Ländern im Süden und Westen des Ukerewe (Viktoria-Nyanza) führt. Die Bedeutung von Mpuapua und der von der Küste nach dort zu bauenden Straße wird aber wesentlich erhöht werden, wenn im Südwesten, in dem engen Halse zwischen Nyassa- und Tanganyikasee, eine Station begründet wird, welche für unser Gebiet, ebenso wie Tabora für den Nordwesten, den Mittelpunkt für die Erschließung des südlichen Teils der ostafrikanischen Seenplatte bilden müßte. Vergleicht man die entsprechenden Hinterländer, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Quellgebiet des Kongo in Zukunft mindestens dieselbe Bedeutung haben wird, wie das über Tabora zu erreichende nördliche Seengebiet, selbst wenn wir zu diesem noch das stark von den Engländern begehrte Uganda rechnen; ebenso lehrt auch, da wir genauere Forschungen noch nicht besitzen, ein Blick auf die Karte, daß eine Verbindung zwischen Mpuapua und der soeben gedachten, Südweststation nicht allzu schwierig sein kann, sei es nun, daß man dem Thale des Ruehaflusses folgt, oder den Linien, welche uns durch Girauds Reisen südöstlich beziehentlich durch Eltons Erkundigungen nordöstlich davon angedeutet sind.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Wichtigkeit dieses, im Verhältnis zum Nordwesten in wirtschaftlicher Beziehung noch so wenig erforschten Gebietes von allen Seiten gehörig beleuchten wollten; wir möchten indessen nicht schließen, ohne auf die dringende Notwendigkeit hinzuweisen, dieses Gebiet so bald und so eingehend wie möglich durch eine zweckmäßig zusammengesetzte Expedition erforschen und auf seinen Wert für unser Kolonisationswerk untersuchen zu lassen. Selbstverständlich müßte, falls die Ergebnisse dieser Expedition befriedigende sind, auch guter Wille und Kraft zur Genüge vorhanden sein, um das als wertvoll erkannte auch festzuhalten und, wenn auch nur ganz allmählich, in immer engere Beziehungen zu unserem ostafrikanischen Küstengebiete zu bringen. Es ist dies ebenso notwendig, wie es unvermeidlich sein wird, binnen kürzester Zeit einen klaren Plan zu fassen und in Angriff zu nehmen betreffs des nördlichen Teils unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, welches von Witu aus über den Oberlauf des Djuba hinaus sich erstreckt und vor Übergriffen von englischer und italienischer Seite her gesichert werden muß, wenn diese, erst gegen Ende vorigen Jahres erfolgte letzte Schutzerklärung überhaupt einen Sinn und Zweck haben soll, denn es ist zweifellos, daß eine schlecht begrenzte und nicht entwicklungsfähige überseeische Erwerbung dem Mutterlande nur eine Last, aber niemals nützlich werden kann.

Werfen wir nunmehr einen Rückblick auf das künftige Verhältnis des „großen Südens" zu dem Mittelpunkt unsrer ostafrikanischen Kolonie, welcher voraussichtlich für alle Zukunft in der Bucht gegenüber Sansibar liegen wird, weil hier die wichtigsten Verkehrsstraßen einmünden, so ergibt sich zunächst, daß der Rufidschi-Ulanga mit seinen Hinterländern ungefähr in demselben Verhältnis zu der zentralen Mpuapua-Wamilinie steht, wie der Pangani nebst dem Kilimandscharo und den Massailändern, nur mit dem Unterschiede, daß erstgenanntes Flußgebiet, welches außerdem durch das Rufuthal geradewegs nach dem oben bezeichneten Mittelpunkte der Kolonie hinzeigt, ungleich bedeutsamer als das des kleinen Pangani ist. Das demnächst in Betracht kommende Rovumagebiet mit den Ländern im Nordwesten des Nyassasees würde zunächst nicht in unmittelbare Landverbindung mit dem mehrerwähnten Verkehrsmittelpunkte der Küste zu bringen sein und in dieser Hinsicht eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die nördlich von der englischen Interessensphäre gelegenen Länder am Tana- und Djubafluß.

Das südwestliche Seengebiet endlich zwischen der Nordhälfte des Nyassa und dem Moëro- und Bangweolosee, bez dem als einem der Hauptquellflüsse des Kongo zu betrachtenden Luapulastrom, welches ich wiederholt als ganz besonders wichtig bezeichnet habe, würde zu der Mpuapua-Wamilinie in demselben Verhältnis stehen wie die Länder an den Seen im Westen und Norden von Tabora; es würde seine Erzeugnisse nach dieser Haupt-, Heeres- und Handelsstraße des mittleren Ostafrika liefern und gewiß nicht unwesentlich dazu beitragen, in erster Reihe eine angemessene Verzinsung zu sichern, wenn letztere überhaupt für die Anlage einer derartigen Bahn mehr in Betracht gezogen werden soll als ihre strategische und kulturelle Bedeutung, oder als ihr Einfluß auf Erschließung des Landes, Entwicklung des Verkehrs und Unterdrückung der blutigen Sklavenjagden. O. K.

Über Verkehrswege in Ostafrika.

(Mit Karte.)

Schon kurze Zeit nach Erwerbung unseres ostafrikanischen Gebietes trat man in den beteiligten Kreisen mehrfach der Frage der Transportmittel näher. Bekanntlich gilt bis heute als einziges Transportmittel in Ostafrika der Mensch. Alle Waren, von der Küste ins Innere und in umgekehrter Richtung, werden durch Träger befördert. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Arbeitskraft, die sonst besser ausgenutzt werden könnte, dadurch dem Lande entzogen wird, daß jahraus, jahrein viele Tausende von Negern als Karawanenträger engagirt sind, und wenn man die außerordentlich lange Zeit berücksichtigt, welche erforderlich ist, um die Waren an ihren Bestimmungsort zu befördern, wodurch also ein lebhafter Warenumsatz geradezu unmöglich wird, so war der Gedanke der Schaffung besserer Verkehrswege nur ein natürlicher.

Es kommen hierbei zwei Punkte in Betracht: Der Wasser- und der Landverkehr.

Was den ersteren Punkt anbetrifft, so geben ohne Zweifel die Wasserläufe eines Landes die natürliche und einfachste Richtung für die Entwickelung der Verkehrswege an. Werfen wir einen Blick auf die zahlreichen, unser ostafrikanisches Gebiet durchschneidenden Wasserstraßen, so tritt uns die befremdende Erscheinung entgegen, daß dieselben für den Verkehr wenig oder gar nicht benutzt werden. Die Ursachen hierfür dürften darin zu suchen sein, daß die Stromgeschwindigkeit einzelner dieser Flüsse eine sehr bedeutende ist, daß Stromschnellen die Schiffbarkeit häufig unterbrechen und daß der Wasserstand je nach der Jahreszeit sehr verschiedene Höhe hat. Der Wasserverkehr wird aber auch durch die Anbauverhältnisse beeinflußt, denn im flachen Lande, wo zur nassen Jahreszeit die Flüsse oft weithin das Land überschwemmen und später ungesunde Uferdistrikte bilden, muß sich der Anbau auf die höher gelegenen, oft meilenweit von den Flußufern entfernten Teile des Landes beschränken. In diesem Falle ist es dann meist vorteilhafter, dem Landverkehr den Vorzug zu geben.

Immerhin würde moderne Kultur die meisten dieser Hindernisse wohl zu überwinden im stande sein und wenigstens eine teilweise praktische Ausnutzung unserer ostafrikanischen Wasseradern ermöglichen.

Der Wasserverkehr allein wird aber nie die rationelle Erschließung eines Landes herbeiführen können, es sind dazu unbedingt auch Landverkehrswege erforderlich, und zwar hier um so mehr, als die Flußläufe Ostafrikas bisher so wenig zur Entwickelung der dortigen Kultur beigetragen haben.

Die in Ostafrika vorhandenen Landverkehrswege — die Karawanenstraßen — sind weiter nichts als Fußpfade, die in einer Breite von ca. 1 Meter in zahllosen Krümmungen über Berg und Thal, häufig Bäche und Flüsse kreuzend, das Land durchziehen. Derartige Verkehrswege, auf denen der Neger mit seiner Last allenfalls noch mühsam vorwärts kommt, entsprechen aber keineswegs den Bedürfnissen moderner Kultur. Hierzu sind in erster Linie fahrbare Straßen, sodann Eisenbahnen ins Auge zu fassen.

Fahrbare Straßen wollen wir uns zunächst als 5—6 Meter breite Wege vorstellen, deren Fahrbahn dort, wo die Bodenbeschaffenheit es erfordert, durch Steine und Holz festgelegt und nach den Seiten sorgfältig abgewässert ist. Als Transportmittel sind zwei- oder vierrädrige Ochsenkarren gedacht. In Südostafrika befördert man auf einem solchen, von 15—20 Ochsen gezogenen Wagen bei ebenen Wegen eine Last bis zu 50 Zentnern, d. h. also ungefähr 80 Trägerlasten.

Wollte man mit der Anlage derartiger Straßen für Wagenverkehr in Ostafrika vorgehen, so würde man naturgemäß von der Küste aus zunächst den Karawanenstraßen folgen müssen. Die hierfür auszuführenden Arbeiten würden sich erstrecken auf: Abholzungen, Gesteinssprengungen, Anlage kleinerer fester Brücken, Herstellung einer festen Fahrbahn und Vorkehrungen zur Abführung der Tagewasser. Selbst unter Berücksichtigung der billigen Lohnsätze in Ostafrika dürfte ein solcher einigermaßen brauchbarer Weg nicht unter 500 Mark pro Kilometer herzustellen sein. Die von Lewa bis Tschogwe am Pangani projektirte Fahrstraße wurde seiner Zeit auf ca. 250 Mark pro Kilometer veranschlagt. Diese Summe scheint mir aber viel zu niedrig gegriffen und dürfte allenfalls ausgereicht haben, um einen während der trockenen Jahreszeit einigermaßen benutzbaren Weg herzustellen. An einmaligen Kosten würden ferner hinzutreten: die Kosten für Beschaffung der Zugochsen und des Wagenmaterials, sowie Anlage von Stallungen ꝛc. Den günstigen Fall angenommen, die in Usambara gezüchteten kräftigen Bergochsen gediehen auch in der Ebene und wären als Zugtiere brauchbar, so würden dieselben pro Stück etwa 45 Mark kosten, während der Wagen, selbst wenn der Kasten an Ort und Stelle gefertigt wird, wohl nicht unter 600 Mark zu beschaffen wäre. Ein komplettes Fuhrwerk mit 16 Ochsen einschließlich Geschirr würde demnach auf ca. 1400 Mark sich stellen. Dazu kommen an laufenden Ausgaben: Lohn und Verpflegung der Fuhrleute, Abnutzung des Wagenmaterials und Fourage für die Zugochsen in den Gegenden, welche kein als Viehfutter verwendbares Gras liefern, wie z. B. die Strecke zwischen Lewa und der Küste, oder die Ebene westlich des Paregebirges. Veranschlagt man die Unterhaltungskosten pro Wagen und Tag auf 10 Mark, so ergiebt dies eine Summe von rund 3700 Mark pro Jahr. Hierzu treten noch die Unterhaltungskosten für die Fahrstraße mit ca. 40 Mark pro Kilometer und Jahr. Für eine regelmäßig von 2 Fuhrwerken befahrene Straße von ca. 30 Kilometer Länge, also etwa von Pangani bis Lewa, würden sich hiernach ergeben: Anlagekosten für die Straße und Stallungen, sowie Beschaffung des Betriebsmaterials rund 19 000 Mark, Unterhaltungskosten pro Jahr rund 9000 Mark.

Immerhin bleibt zu beachten, daß durch einen derartigen Betrieb mit Wagen nur ein bequemerer und etwas billigerer, aber nur unbedeutend schnellerer Transport erzielt wird. Ein nennenswert schnellerer Umsatz und eine thatsächliche Erschließung, auch des Hinterlandes, kann aber nur durch Eisenbahnen herbeigeführt werden.

Es soll hiermit nicht etwa die Behauptung aufgestellt werden, daß durch

Eisenbahnen allein die Erschließung eines Landes erfolgen könne, sondern gerade im Hinblick auf das bisher Gesagte mag besonders betont sein, daß wir je früher desto besser, mit der Anlage und Ausnutzung verschiedenartiger — sowohl Land- als Wasserverkehrswege zugleich vorgehen müssen.

Wenn ich nun in dem Nachstehenden mich auf das etwas schwierige Gebiet des Eisenbahnbaues in Ostafrika wage und einem größeren Leserkreise positive Vorschläge unterbreite, so bitte ich, dieselben als einen ersten Versuch zur Lösung dieser wichtigen Frage unter gegebenen Verhältnissen ansehen zu wollen.

Als im November 1886 auf Grund der Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft der Londoner Vertrag zwischen den beteiligten Mächten abgeschlossen wurde, da tauchte in unternehmenden Köpfen auch schon der Gedanke auf, zur kulturellen Erschließung der neuerworbenen Gebiete mit dem Bau von Eisenbahnen vorzugehen. So schön aber auch alle diese Pläne waren, sie mußten graue Theorie bleiben so lange wir nicht thatsächlich die Herren des Landes waren.

Man trug sich ursprünglich mit dem Plane der Erbauung einer Bahnlinie von dem Vertragshafen Dar-es-Salaam nach Farhani, dem Knotenpunkt der Karawanenstraßen von Saadani und Bagamoyo, in der Richtung auf Mpuapua und Tabora. Die nötigen technischen Vorarbeiten waren bereits begonnen, als der damals schon heimlich organisirte Aufstand denselben ein Ende machte.

Von anderer Seite wurde der Bau einer Eisenbahn längs des Rufidschi und seines linksseitigen Nebenflusses des Ulanga, unter gleichzeitiger Benutzung der schiffbaren Strecken dieser Flüsse, und schließlich auch der Bau einer Bahn nach dem Kilima-Ndscharo ins Auge gefaßt.

Der im August 1888 ausbrechende Aufstand mußte naturgemäß alle diese Pläne zunächst in den Hintergrund treten lassen; es galt hier in erster Linie, den Aufstand niederzuwerfen und das verloren gegangene deutsche Ansehen wiederherzustellen.

Maassstab 1:2,400000.
Höhen in Metern
Projectirte Schmalspurbahnen
Englische Interessen-Sphäre
Landoner-Vertrag vom 1. II. 86.
Usambara
Nguru
Ugogo
Useguha
Usagara
Khutu
Pemba
Zanzibar
Tanga
Bondei
Saadani
Bagamoyo
Dar es Salaam
Mamboja
Kahonga
Farhani
Dunda
Kondutschi
Mpuapua
Kilima-Ndscharo
Kibo
Mawenzi
Taveta
Kl. Aruscha
Jipesee
Pangani
Wami
Ruwu
Umba
Nyika-Steppe
Mikotschenie
Mhasindi
Fuga
Mayuru
Kerogwe
Mombo
Usambara
Hondeni
Tanga
Pangani
Saadani
Zanzibar
Bagamoyo
Dar es Salaam
Kondutschi
Dunda
Kahonga
Farhani
Mamboja
Usagara
Nguru
Ugogo
Useguha
Khutu
Pemba
Kilima-Ndscharo
Kibo
Mawenzi
Taveta
Kl. Aruscha
Jipesee
Pangani
Wami
Ruwu
Umba
Nyika-Steppe
Mikotschenie
Mhasindi
Fuga
Mayuru
Kerogwe
Mombo
Hondeni
Tanga

Möglichkeit der Beschaffung des in Rede stehenden Kapitals vorausgesetzt, dürfte man wohl nicht lange in Zweifel sein, welcher der beiden Linien der Vorzug zu geben wäre.

Als Ausgangspunkt der in Nachstehendem näher zu erörternden Kilima-Ndscharobahn habe ich Tanga gewählt und angenommen, daß die Linie längs des Sigiflusses bis an die Bondeiberge, dann östlich derselben über Magila nach Lewa, von da, der großen Karawanenstraße folgend bis Masinde, von hier nach Mikotscheni am Ruwu und schließlich längs dieses Flusses bis Klein-Aruscha geführt wird. Diese Linie hat eine Gesamtlänge von ca. 360 Kilometern und würde sich als Schmalspurbahn überschläglich für 10 Millionen Mark, d. h. für 28 000 Mark pro Kilometer herstellen lassen.

Zunächst erscheint es als ein Haupterfordernis, daß der Ausgangspunkt der Bahn ein Hafen ist. Hierfür kann aber nur Tanga in Betracht kommen, da die Strombarre vor Pangani nur zur Flutzeit eine enge Durchfahrt für Schiffe mittleren Tiefganges bietet. Wenngleich das bevölkerte Pangani als Handelsplatz zur Zeit eine viel größere Bedeutung als Tanga hat, so würden diese Verhältnisse bei Vorhandensein einer Eisenbahn sich bald zu gunsten Tangas ändern.

In der Zeit vom 18. August 1888 bis zum 17. August 1889, also während des Aufstandes, wo der Handel außerordentlich darniederlag, betrug die Ausfuhr aus Tanga und Pangani bezw. 210 000 und 700 000 Mark, die Einfuhr nach denselben Orten bezw. 170 000 und 180 000 Mark. Berücksichtigt man, daß die große Masse der aus Pangani ausgeführten Produkte, wie Elfenbein, Rhinozerosbörner, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Rindshäute, Bauholz, Butter und Fett, im Werte von über 530 000 Mark entweder vom Kilima-Ndjaro und westlich davon, oder aus Usambara bezogen wird, während von den übrigen wichtigeren Ausfuhrprodukten, wie Melasse, Honig, Sesam, Kopra, Schirokko (grüne Erbsen), Mtama, Brennholz und einigen anderen, im Gesamtwerte von 130 000 Mark höchstens $^3/_4$ dieses Wertes, also etwa für 100 000 Mark aus dem unteren Panganithale und den Küstendistrikten nördlich und südlich Pangani bezogen wird, so ergiebt sich, daß der Wert dieser letzteren Produkte höchstens $^1/_5$ desjenigen der aus dem Innern kommenden beträgt. Ferner bleibt zu beachten, daß die Produkte aus dem Panganithale und dem Küstendistrikte auch bei Vorhandensein einer Eisenbahn meist den billigeren Wasserweg oder den kurzen Landtransport vorziehen werden.

Was die Einfuhr nach Tanga und Pangani anbetrifft, so stellt sich schon jetzt, wie die obigen Zahlen ergeben, das Verhältnis außerordentlich günstig insofern, als Pangani nur eine um ca. 10 000 Mark größere Einfuhr aufzuweisen hatte; und dieser Überschuß resultirte aus der für die Stationseinrichtung erforderlichen Einfuhr an Pulver, Patronen, Möbeln, Holzwaren und Konserven im Gesamtwerte von ca. 12 000 Mark. Ist aber erst eine Eisenbahn von Tanga aus, selbst nur bis Masinde vorhanden, so wird naturgemäß die Einfuhr der Hauptsache nach von Tanga aus erfolgen, wodurch der Bahnlinie umfangreiche Transporte zufallen würden.

Um dann auch noch den Handel von Pangani und der nelkenreichen, nur 70 km vom Festlande entfernten Insel Pemba nach Tanga hinzulenken, dürfte es sich empfehlen, nach dem Vorschlage des Kapitän Holtz, zwischen Tanga und Pangani bezw. Tanga und Pemba einen Verkehr mit kleinen, flachgehenden Dampfern von 200—250 Tonnen einzurichten. Auf eine Küstenbahn zwischen Tanga und Pangani, wie seiner Zeit Hauptmann von Hake vorschlug, würde man zunächst, mit Rücksicht auf den geringen Verkehr, wohl verzichten müssen, die Anlage einer solchen Bahn müßte späteren Zeiten vorbehalten bleiben.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil bei der Wahl Tangas gegenüber Pangani ist auch der, daß Tanga ungleich gesünder für Europäer als das von Sumpf umgebende Pangani ist.

Sollte eine Eisenbahn-Aktiengesellschaft behufs Ausführung der vorgeschlagenen Bahnlinie gegründet werden, so wäre es durchaus nötig, daß dieselbe behufs Schaffung eines bestimmten, wenn auch anfangs kleinen, Verkehrs mit Handels- und Plantagengesellschaften Hand in Hand vorginge. Die schon seit einigen Jahren bestehende Ostafrikanische Plantagengesellschaft hat ihre Thätigkeit bereits wieder aufgenommen, aber noch fehlen deutsche Handelsgesellschaften auf dem Festlande. Wenn z. B. eine der in Sansibar ansässigen deutschen Firmen eine Faktorei in Tanga errichtete, so würde damit der für die Indier so gewinnbringende Zwischenhandel lahm gelegt, und ein direkter Handelsverkehr mit den Eingeborenen an der Küste und im Innern angeknüpft werden können. Gerade in Tanga liegen hierfür die Verhältnisse außerordentlich günstig, da hier, im Gegensatz zu Pangani, der Einfluß des arabischen Elements fast Null ist und der Neger die besitzende Klasse repräsentirt. Vorausgesetzt, daß auch Tanga, ebenso wie Dar-es-Salaam, als Anlegepunkt der neuen Postdampferlinie in Aussicht genommen würde, so könnte Deutschland sich einen erheblich größeren Handelsanteil an der Aus- und Einfuhr sichern als bisher. In dem Maße, wie die Einrichtung derartiger kaufmännischer Niederlassungen sich bewährt, könnte eine Vergrößerung und ein weiteres Vorschieben derselben nach dem Innern längs der Bahnlinie erfolgen, wodurch schließlich der Vorteil erreicht werden würde, daß Sansibar mit seiner offenen, zum Löschen der Schiffsladungen ungünstig gelegenen Reede für den deutschen Handel fast ganz ausgeschlossen wird. In Tanga müßte allerdings, um ein bequemes Aus- und Einladen der Waren und Produkte zu ermöglichen, ein steinerner Damm nebst Landungsbrücke bis in das tiefere Wasser erbaut werden.

Um uns ein Bild davon zu machen, welchen bedeutenden Verdienst die Indier beispielsweise nur bei dem Elfenbeinhandel einheimsen, führe ich folgendes an:

Ein Träger bekommt im Durchschnitt pro Monat 5 Maria-Theresienthaler à 3,20 Mark Lohn, d. h. 0,55 Mark pro Tag; dazu kommt die seitens des Karawanenführers im Innern zu übernehmende Verpflegung mit 0,20 Mark pro Tag, woraus sich die Kosten für einen Träger pro Tag auf ca. 0,75 Mark ergeben. Die Elfenbeinausfuhr aus Tanga und Pangani betrug im vorigen ungünstigen Handelsjahre zusammen rund 46 000 Pfund, wofür etwa 760 Träger nötig waren. Zieht man in Betracht, daß einschließlich Abwickelung der Tauschgeschäfte von Pangani aus bis zum Kilima-Ndscharo und zurück etwa 55 Tage erforderlich sind, so berechnen sich die Koste für die erwähnten 760 Träger auf $760 \times 55 \times 0{,}75 =$ ca. 31 300 Mark. Nun wird das Elfenbein im Innern für Waren im Höchstbetrage von 2 Mark pro Pfund eingetauscht. Es kosten also die 46 000 Pfund Elfenbein bis zur Küste: $46\,000 \times 2 + 31\,300 + 4700$ Mark sonstige Unkosten = Summa: 128 000 Mark; dazu kommen insgesamt noch ca. 20 Prozent Steuer, woraus sich eine Summe von 153 600 Mark oder pro Pfund ca. $3^1/_3$ Mark ergiebt. In Sansibar wird aber das Pfund mit 7—10 Mark verkauft; die betreffenden Indier verdienen also 110—200 Prozent, d. h. im vorliegenden Falle 168 000, beziehungsweise 306 000 Mark. Der Verdienst ist aber in Wirklichkeit noch größer, da der Preis des Elfenbeins im Innern je nach Qualität zwischen 1,20—2,00 Mark schwankt. Bei Vorhandensein einer Eisenbahn nach dem Kilima-Ndscharo würde aber der Karawanenhandel selbstverständlich aufhören und warum sollten dann nicht die Deutschen im stande sein, diese vorteilhaften Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen im Innern selbst abzuschließen?

Für die Führung der Traee der von mir vorgeschlagenen Bahnlinie waren aber noch andere Gesichtspunkte maßgebend: Um ein Land zu erschließen, muß die betreffende Bahnlinie derart geführt werden, daß sie das Land durchschneidet und möglichst viele Punkte berührt, welche eine Belebung und Hebung des Handels gewährleisten. Solche Punkte sind die Marktplätze der Eingeborenen. Hierher bringen allwöchentlich oder alle 14 Tage die Händler ihre Waren, um sie von den Eingeborenen gegen Landesprodukte einzutauschen. Oft werden diese Märkte von 1000—2000 Menschen besucht. Wenn man sich über die Größe des Umsatzes vorerst auch keinen Illusionen hingeben darf, so ist doch von der Zukunft das Beste zu erhoffen, namentlich, wenn es gelungen sein wird, mit Hülfe der Bahn Faktoreien bis hierher vorzuschieben. Größere Marktplätze befinden sich z. B. 1) bei Amboni westlich Tanga, 2) bei der englischen Missionsstation Umba, 3) bei Mtangata südlich Magila, 4) am Pangani, 7 Kilometer südlich Lewa, 5) bei Korogwe, 12 Kilometer östlich der Einmündung des Mkomasi in den Ruwu und 6) bei Masinde in West-Usambara. Die aus Usambara durch die Bahn ausgeführten Produkte würden sich zunächst erstrecken auf: Rindshäute, Kautschuk, Kopal, Kopra, Sesam, Mtama, Schirokko, Orseille, Melasse, Butter und Fett, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Bauholz. Dazu würde in späterer Zeit Tabak und Baumwolle der Plantagen treten, ganz abgesehen davon, daß sich die Ausfuhr der anderen Produkte, namentlich von Vieh und Bauholz, enorm steigern würde.

Weiterhin am Pare-Gebirge treiben die Bewohner Ackerbau und Viehzucht mit Stallfütterung. Es würden von hier also hauptsächlich Vieh, Mais, Erbsen, Bohnen ꝛc. ausgeführt werden. Diese Strecke wurde sonach eine nur geringe Rentabilität versprechen.

Das Uguenogebirge ist reich an Eisen; mir wurden dort zahlreiche, von den Eingeborenen gefertigte Geräte, wie Töpfe, Kochkessel, Spaten, Harken u. s. w., auch Schwerter und Lanzen gezeigt. Die damals Dr. Jühlke und mir von Mandara geschenkten beiden Dschaggaspeere und ein Schwert waren von Schmieden im Uguenogebirge gefertigt. Seit Jahren liegt dieser Industriezweig sehr darnieder, aber ich bin überzeugt, es bedarf nur der Schaffung der nötigen Verbindungen, um auch hier neues Leben zu erwecken.

Über das Kilima-Ndscharogebiet kann ich hier nur das wiederholen, was ich bereits 1885 in dem Schriftchen: „Meine Reise nach dem Kilima-Ndscharogebiet“ gesagt habe, — es ist das Paradies Ostafrikas. Es ist diese Behauptung keine übertriebene, die zahlreichen Reisenden, welche seitdem diese wunderbare Gebirgslandschaft, welche nordisches und Tropenklima vereinigt, besucht haben, konnten das Behauptete nur von neuem bestätigen. Wir treten hier mit einem kräftigen, gesunden und freien Volke in Verbindung. Hier finden wir für deutsche Arbeitskraft und deutsche Intelligenz ein dankbares Feld der Thätigkeit. Wenn ich in Usambara nur einzelne Punkte, wie z. B. die fruchtbare Umgebung von Fuga, als solche bezeichnen möchte, an denen der Europäer leben und arbeiten kann, so gibt es im Kilima-Ndscharogebiet einen Distrikt von gewiß 50 Quadratmeilen Flächenraum, welcher diese Möglichkeit bietet. Man würde hier eine große Zahl europäischer Familien ansiedeln können und zugleich ein Sanatorium finden, wie man es nicht besser wünschen könnte.

Von hier würde ausgeführt werden: prächtiges Bauholz, Zuckerrohr, Tabak, Bohnen, Mais, Hirse, Honig, Butter, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wild und später fast alle europäischen Vegetabilien. Auch könnten unsere zoologischen Gärten, welche jetzt für oft ungeheure Summen lebende Tiere aus dem östlichen Sudan und Abessinien beziehen, einen Teil ihres Bedarfs durch den Wildreichtum des Kilima-Ndjaro decken. Schließlich würden Elfenbein und Rhinocerushörner wertvolle Ausfuhrartikel bilden. — Die Führung der Bahnlinie habe ich westlich des Paregebirges vorgeschlagen, weil wir östlich desselben in die englische Interessensphäre gelangen und mit Ausnahme einiger kleiner Oasen eine steinige wasserarme Gegend zu passiren hätten, in welcher die Anlage von Wasserstationen auf Schwierigkeiten stoßen würde.

Wünschenswert wäre es auch, die Bahnlinie durch Militärstationen in Aruscha und bei Masinde zu sichern. Namentlich Simbodscha und seinen Sohn Kimwere halte ich nach meinen persönlichen Erfahrungen trotz aller Freundschaftsversicherungen für sehr unsichere Bundesgenossen; sie werden Unruhen anzetteln und den Deutschen Schwierigkeiten bereiten, wo und wann sie können.

Weiß,
Pr.-Lt. à la suite der II. Ingenieur-Inspektion.
(Schluß folgt.)

Einige weitere Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie.

Von Dr. Richard Hindorf.

II.

Da ich im Vorhergehenden die Anlage und den Betrieb von Pflanzungen in Neu-Guinea empfohlen habe, so möchte ich auch die

sich hier eng anschließende Frage nach den für Neu-Guinea geeignetsten Kulturpflanzen besprechen, und so weit es geht, zu beantworten versuchen. Wenn man fragt: Welche Kulturen eignen sich am meisten für Neu-Guinea, bezw. welche versprechen den meisten Erfolg und Gewinn, was sollen wir also anbauen? so kann man hierauf nicht so ohne Weiteres und mit wenigen Worten eine bestimmte Antwort erteilen. Immerhin lassen sich einige allgemeine Gesichtspunkte für die Entscheidung dieser Fragen aufstellen, und wir können einige Kulturpflanzen nennen, die jetzt nach Lage des Weltmarktes und der in Neu-Guinea gegebenen Verhältnisse vor anderen unsere Beachtung für den Anbau verdienen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß wir vor allem darnach streben müssen, stets das beste, die vorzüglichsten Sorten zu erzeugen, da diese immer Abnehmer finden und gute Preise erzielen, wie überfüllt der Markt auch sei. Dies gilt in besonders hohem Maße von einem Produkt, das für Neu-Guinea von großer Bedeutung zu werden verspricht, von dem Tabak. Es ist eine unerläßliche Bedingung, daß wir nur erste Qualitäten, nur die feinsten Tabake in Neu-Guinea erzeugen, denn nur dann können wir erfolgreich den Wettbewerb mit anderen Tabak bauenden Ländern, denen meist viel zahlreichere und billigere Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, aufnehmen. Da aber die bisher gemachten Anbau-Versuche mit Tabak zu recht befriedigenden Resultaten geführt haben, so sollte man, wenn das Urteil über die neue Ernte in gleicher Weise günstig lautet, nicht zögern, ein zweites Deli in Neu-Guinea entstehen zu lassen.

Eine sehr günstige Beurteilung hat auch die in Neu-Guinea gezogene Baumwolle gefunden. Es erscheint mir als ganz besonders erwünscht und erstrebenswert, daß es gelingen möge, einen möglichst großen Teil der Baumwolle, die Deutschlands Spinnereien verbrauchen, in den deutschen Kolonien selbst zu bauen. Die Baumwollenkultur hat den großen Vorzug, daß sich bei derselben ein großer Teil der Handarbeit durch Maschinenarbeit ersetzen läßt, ein Umstand, der bei dem Arbeitermangel in Neu-Guinea nicht außer Betracht gelassen werden darf. Weitere Vorteile sind, daß die Einrichtungen für die Saat und für die Unterbringung und Bereitung der Ernte einfach und billig sind, und schließlich, daß die Baumwolle schon einige Monate nach der Saat geerntet, zubereitet und verkauft sein kann, so daß das Kapital, ebenso wie beim Tabak, in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit in die Hände des Unternehmers zurückfließt.

Die Tabak- und Baumwollenpflanzungen werden im allgemeinen im Tieflande, und womöglich, des leichteren Anbaues wegen, in ausgedehnten Ebenen angelegt werden; wenigstens ist man nicht gezwungen, für diese Kulturen auf die Höhen zu gehen. Von den Bergkulturen versprechen Kaffee und Cacao besonders gute Erfolge in Neu-Guinea. Boden und Klima sind ihnen günstig; die gewaltigen Gebirge vulkanischen Ursprungs lassen eine weitgehende Auswahl des Ortes für die Anlage der Pflanzungen zu; sie bieten zweifellos auf weiten Strecken den denkbar besten Boden für Kaffee und Cacao dar. Die den regenbringenden Winden zugekehrten Hänge und fruchtbaren Thäler sind wie geschaffen für Cacao, während die den feuchten Winden abgewandte Gebirgsseite mehr trocken und daher für Kaffee geeigneter sein muß. Dabei ist das Anbaugebiet von Cacao sowohl wie von Kaffee in anderen Kolonien ein beschränktes; bei Cacao in Folge der besonderen Ansprüche, die er an Klima und Boden stellt, so daß er in vielen Tropengegenden nicht mit Erfolg angebaut werden kann, und also ein erdrückender Wettbewerb anderer Kolonien nicht zu befürchten ist. Das Anbaugebiet des Kaffees ist durch die Ausbreitung der Laubkrankheit des Kaffees (Hemileia vastatrix) sehr eingeschränkt worden, und zwar besonders in zwei der wichtigsten und besten Kaffeeländer, in Ceylon und Java, in einer Weise, daß Neu-Anpflanzungen von Kaffee in Ceylon gar nicht mehr, in Java nur vorsichtig und in beschränkterem Umfange stattfinden. Dabei hat sich überall gezeigt, daß der Kaffee auf dem besten und am wenigsten erschöpften (und vulkanischen) Boden weit besser der Laubkrankheit zu widerstehen vermocht hat, als der Kaffee auf schlechterem (und nicht vulkanischem) Boden. Daher denn auch die Kaffeekultur in Ceylon fast ganz vernichtet ist, während in dem besseren Boden Javas, und vor allem in dem reichen vulkanischen Boden von Mittel-Sumatra zahlreiche Kaffeepflanzungen, trotz jahrelanger Angriffe der Hemileia, und trotz der argen Verwüstungen, die sie angerichtet hat, immer noch befriedigende Erträge geliefert haben. Eine langsame Verminderung der Kaffeeproduktion in Englisch- und Holländisch-Indien wird auch wohl in den nächsten Jahren, in ähnlicher Weise wie bisher, die Folge der Kaffeekrankheit sein. Ferner ist vorauszusehen, daß in Folge der in Brasilien herrschenden Zustände auf lange Jahre hinaus der Kaffeebau dieses Hauptkaffeelandes keine Fortschritte machen, ja daß er vielleicht nicht unerheblich zurückgehen wird. Und dabei ist der Verbrauch an Kaffee in den letzten Jahren beständig gestiegen. Bei dieser Neigung, einerseits zu vermehrter Nachfrage, andrerseits zu verringerter Produktion, sind gute Kaffeepreise für lange Jahre mit Sicherheit zu erwarten.

Da nun an und für sich die Kaffeepreise immer verhältnismäßig hoch waren, d. h. im Vergleich mit den Produktionskosten, so daß die Kaffeepflanzer stets reichen Gewinn hatten, so versprechen gute Kaffeepflanzungen in den nächsten Jahren sehr reiche Erträge. Aus allen diesen Gründen empfehle ich aufs angelegentlichste die sofortige Anlage ausgedehnter Kaffeepflanzungen in Neu-Guinea. Wenn auch die erste Ernte des Kaffees erst im vierten Jahre nach der Aussaat des Saatkaffees stattfindet, so wird doch der Preis des Kaffees aller Voraussicht nach, für einen weit längeren Zeitraum ein guter bleiben, so daß auch Pflanzungen, die erst jetzt angelegt werden, den vollen Nutzen von der günstigen Lage des Kaffeemarktes davontragen werden.

Für Thee sind die Aussichten weniger günstig, die Produktion steigt fortwährend ganz erheblich, die Preise stehen tief, und werden voraussichtlich noch mehr fallen. Dennoch wäre ein nicht zu ausgedehnter Anbauversuch mit Thee zu machen, denn vielleicht gelingt es, ein feines Erzeugnis zu gewinnen, und ein solches würde sich vielleicht bezahlt machen. Ein Probeanbau von Thee verursacht wenig Kosten und kann in verhältnismäßig kurzer Zeit beendet sein.

Selbst eine kleine Probepflanzung von Cinchona würde ich empfehlen, allerdings nicht in der Meinung, daß wir in nächster Zeit Cinchona in Neu-Guinea im Großen werden anbauen können. Aber es ist doch der Mühe wert, zu wissen, welche Qualitäten das Land erzeugen kann, und dann halte ich es für wertvoll, für günstigere Zeiten, die, man weiß nicht wie, über Nacht kommen können, Stammanpflanzungen aller Art im Lande selbst zu haben, um aus ihnen leicht und schnell Setzlinge, Samen u. s. w. beschaffen zu können. Natürlich müßte man für die Thee- und Cinchona-Versuchspflanzungen auf Höhen von etwa 5000 Fuß gehen, damit man auch möglichst gute Ergebnisse erzielt.

Reichlichen Gewinn pflegen Pfeffer, Muskatnüsse, Gewürznelken, auch Vanille, Cardamon u. dgl. zu geben. Doch eignen sich diese Gewürze mit Ausnahme von Pfeffer weniger zum alleinigen Anbau in großen Pflanzungen, als vielmehr für kleinere Ansiedler oder zum Nebenbetrieb bei anderen Kulturen. Sie alle werden in Neu-Guinea nach meinem Dafürhalten, was Güte und Menge der Ernte betrifft, befriedigende Resultate ergeben; vor den übrigen werden Muskatnüsse und Gewürznelken vorzüglich gedeihen, denn für sie ist das Klima besonders geeignet. Ich möchte Missionaren und Beamten empfehlen, in freien Stunden zu ihrer Erholung sich mit der Kultur solcher Gewürze zu beschäftigen. Die Anpflanzung von einigen Muskatnußbäumen in der Nähe der Wohnungen und in den Gärten empfiehlt sich schon deshalb, weil der Muskatnußbaum einer der schönsten und dichtesten Zier- und Schattenbäume der Tropen ist.

Bei der stetigen Ausdehnung, den die Kunstbuttererzeugung in Deutschland nimmt, wird auch die Nachfrage nach Anatto, einem Farbstoffe, der hauptsächlich gebraucht wird zum Färben von Butter und Käse, erheblich steigen, und es ist wohl der Erwägung wert, ob nicht gerade jetzt, wo nach Erfindung eines Verfahrens, Kokosöl zur Kunstbutterbereitung zu verwenden, dieser Industrie ein lebhafter Aufschwung bevorsteht, der Zeitpunkt geeignet wäre zur Anlage einer größeren Anattopflanzung in Neu-Guinea. Eine Versuchsanpflanzung von Anatto befindet sich in Finschhafen; Anbauversuche, die ich 1887 und 1888 daselbst machte, fielen sehr befriedigend aus. Die Kultur des Anatto ist leicht und einfach, Mißernten sind so gut wie ausgeschlossen, schon zwei Jahre nach der Aussaat beginnt die Ernte; die Betriebseinrichtungen zur Bearbeitung der Ernte und zur Bereitung des Farbstoffes sind nicht besonders kostspielig, und der geldliche Gewinn beim Anattobau ist nach der Aussage von Pflanzern, deren Anattopflanzungen ich mir ansah, ein recht befriedigender. Die Hauptschwierigkeit wird die sein, mit der Bereitung des Farbstoffes vertraute Leute zu gewinnen.

Vielleicht ist auch der Anbau von Arecanüssen im großen, wie er in andern Kolonien vielfach von Europäern betrieben wird, für Neu-Guinea zu empfehlen. Sicherlich wird diese Kultur lohnend sein, wenn wir in Surabaya ein gutes Absatzgebiet für Arecanüsse finden; doch bin ich augenblicklich nicht darüber unterrichtet, ob dies der Fall sein wird. Ich erwähne diese Kultur hauptsächlich deshalb, weil ich sie vielfach mit Kakao- und Kaffeekultur gesehen habe, und zwar in der Weise, daß die sehr dicht gepflanzten Arecapalmen als Schattenspender für die unter ihnen stehenden Kakao- bezw. Kaffeebäume dienten. Wenn auch die Arecapalme gerade kein sehr vorzüglicher Schattenbaum ist, so hat sie doch vor den meisten anderen sonst zur Verwendung kommenden Schattenbäumen das voraus, daß sie in den Früchten einen nicht unerheblichen Ertrag gibt Ich glaube, daß es daher wohl eines Versuches wert ist, bei Anlage von Pflanzungen in Neu-Guinea die Arecapalme in ausgedehntem Maße als Schattenbaum zur Anwendung zu bringen.

Auch der Gewinnung von sogenannten Buschprodukten haben wir unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. An eine beträchtliche Holzausfuhr nach Europa in nächster Zeit vermag ich nicht zu glauben. Aber der Bedarf im eignen Lande wird ja immer größer werden, und zwar viel größer, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Auf jeden Fall müssen wir uns vor nutzloser Verwüstung der Holzbestände hüten. Wenn ich mich nicht täusche, werden wir dagegen guten, wertvollen Rottan in Menge gewinnen können; das Hinterland von Stephansort z. B. ist reich an brauchbarem, bleistiftdünnem Rottan. Doch bedürfen wir hierzu, ebenso wie zur Gewinnung von Kautschuk, Harzen, Rinden ꝛc., der Hülfe der Eingeborenen sowie der Vermittelung farbiger Zwischenhändler. Denn mit eigenen Arbeitern, oder wenn der weiße Händler selbst die kleinen Posten von den Eingeborenen einhandeln soll, lohnt die Gewinnung von Buschprodukten nicht. — Coir wird bis jetzt noch nicht in Neu-Guinea im Großen hergestellt; vielleicht würde die Anlage einer Fabrik zur Coirbereitung sich sehr wohl bezahlt machen; zunächst müßte man eine recht große Probe von zubereiteter Kokosfaser nach Europa senden, um ihre Güte und Brauchbarkeit feststellen zu können.

Hier möchte ich noch kurz auf den Wert und die große Nützlichkeit großer Bambusbestände aufmerksam machen, besonders in solchen Fällen, wo es sich um Neueinrichtung von Pflanzungen, zahlreiche Neubauten, Anlage von Brücken ꝛc. handelt. Jemand ohne Tropenerfahrung ist kaum im stande, sich ein Bild von der vielseitigen Verwendung des Bambus und von seiner Brauchbarkeit zu allen nur erdenklichen Zwecken zu machen. Es muß daher das Bestreben jedes Pflanzers sein, die vorhandenen Bambusbestände zu schützen und zu erhalten. Wo dieses vorzügliche Material selten ist, empfiehlt es sich, für seine Vermehrung Sorge zu tragen; natürlich muß dies auf wenig kostspielige Weise geschehen, vielleicht in der Weise, daß man die Eingeborenen veranlaßt, Bambus anzupflanzen. Und auf diese Weise, mit Hilfe der Eingeborenen, suche man auch andere Nutzpflanzen, deren geregelter Anbau sich nicht oder nur indirekt und nach langer Zeit bezahlt macht, auszubreiten. Eine der nützlichsten Pflanzen dieser Art ist die Areng- oder Idju-Palme (Arenga saccharifera), die in dem Idju das zweifellos vorzüglichste Dachbedeckungsmaterial der Tropen liefert. Dieser Faserstoff hält, was man so nennt, ewig und findet, außer zur Dachdeckung, vielfache Anwendung als Tauwerk. Ich habe lange Zeit in einem mit Idju gedeckten Hause gewohnt, dessen Dach 17 Jahre lag, ohne einer Ausbesserung bedurft zu haben. Wenn ein Idju-Dach nach 30 Jahren erneuert werden muß, so gehen etwa 25 Prozent des Materials verloren, die übrigen $^3/_4$ kann man ein zweites Mal benutzen, und sie halten noch ein Menschenalter. Und außer dem Idju liefert die Areng-Palme noch die ebenfalls zur Dachdeckung brauchbaren Blätter, ferner Palmwein, Zucker, Sago u. a. m.

Auch zur Ausbreitung ihrer Kokosbestände halte man die Farbigen an; überhaupt glaube ich, daß man bei geschicktem Vorgehen die Eingeborenen zu manchen derartigen Unternehmungen bringen kann; man muß sich natürlich die Mühe geben, ihre Arbeiten zu leiten, und ihnen dabei klar machen, daß sie nicht für uns, sondern für sich selbst arbeiten; daß sie infolge dessen auch keine Bezahlung erhalten, daß aber die fertig gestellten Anpflanzungen von Kokospalmen, Bambus ꝛc. dafür auch ihnen ganz allein angehören. Der indirekte Nutzen für uns wird ja nicht ausbleiben. Auf solche Weise wird es auch vielleicht gelingen, die Viehzucht der Eingeborenen zu heben, also z. B. ihre Hühnerzucht auszudehnen und sie zum Halten von Enten, Ziegen und Schafen zu veranlassen, sodaß sie später imstande sind, die Erzeugnisse ihrer Viehzucht an uns zu verkaufen.

Was die Viehzucht der Europäer in Neu-Guinea betrifft, so wird es hohe Zeit, daß dieselbe baldigst aus den kleinen Verhältnissen, in denen sie sich bisher noch bewegt hat, heraustrete, und daß man derselben eine möglichst große Ausdehnung gebe. Denn wir werden in kurzer Zeit größerer Mengen Schlachtvieh, als auch zum Bestellen der Felder, zum Fortschaffen von Lasten, zum Reiten zahlreicher Zug- und Lasttiere bedürfen. Und dann ist der Wert des Düngers nicht zu unterschätzen, denn selbst in dem jungfräulichen, unerschöpflichen Boden der Tropen ist unter Umständen eine Düngung sehr angebracht und lohnend. Sehr wichtig ist ferner die Hilfe, die uns das Vieh gewähren kann bei der Inangriffnahme neuer Strecken. Selbst durch dichtes Buschland bahnt sich das Rindvieh seine Wege, es tritt Gras und Gestrüpp nieder und schafft Platz für bessere Futterpflanzen; und wenn dann dem Rindvieh Schafe folgen, so werden beide vereint durch Vernichten des Gestrüpps, durch zeitweises Zerstampfen des Bodens und nachfolgendes Festtreten einerseits ein gutes Weideland schaffen, andererseits den Boden für die nachfolgende Kultur geeigneter machen. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung tropischer Pflanzer, daß Wildland, welches einige Jahre stark beweidet wurde, nicht nur weit leichter in Kulturland umgewandelt wird, sondern auch, daß der Boden durch das Beweiden für den Pflanzenbau geeigneter geworden ist.

Die Art und Weise der Bezahlung der farbigen Arbeiter in Neu-Guinea bedarf einer gründlichen Aenderung. Das jetzige System ist kostspielig, es erzieht die Farbigen nicht zur Arbeit und zum Fleiß, sondern eher zum Gegenteil, es erfordert eine weitgehende, schwierige, meist nicht ausreichende Beaufsichtigung bei der Arbeit, und kann auch die Arbeiter selbst nicht befriedigen. Alle Kuliarbeit soll, so weit es eben geht, Akkordarbeit sein; und bei gutem Willen wird man selten Kuliarbeit finden, die nicht je nach der Leistung bezahlt werden könnte. Dadurch wird erstens alle Arbeit billiger, es wird mehr geleistet, man kommt also mit weniger Arbeitern aus (für Neu-Guinea besonders wichtig), die Leute suchen nicht in jedem leichten Unwohlsein oder Regenschauer einen Grund zur Arbeitseinstellung, und der Vorteil der Arbeit kommt ihnen klarer zum Bewußtsein. Besonders die bisher geübte Weise der Bezahlung jener Arbeiter aus dem Bismarckarchipel ist äußerst unpraktisch: Die Leute bekommen beinahe ihren ganzen Lohn erst am Ende ihrer Dienstzeit ausgezahlt, sie gehen alsdann reich beladen in die Heimat zurück, um ihre Schätze in ganz kurzer Zeit an ihre Angehörigen und besonders an die Häuptlinge zu verlieren, und so hat der Arbeiter, der zwei, drei Jahre im Dienst der Neu-Guinea-Kompanie gestanden hat, die Früchte seiner Arbeit nur wenig genießen können. Ganz anders, wenn er den größten Teil seines Lohnes sofort erhält, d. h. monatlich oder wöchentlich; er genießt dann sofort und immer wieder den Vorteil seiner Arbeit, er kann seinen Lohn für sich selbst verwenden, sich schmücken, allerlei kleine Genüsse sich verschaffen; die Annehmlichkeiten, an die er sich allmählig gewöhnt, werden ihm zum Bedürfnis, und weil er diese Bedürfnisse hat, und angenehme Erinnerungen an seine Dienstzeit mitnimmt, wird er um so leichter wieder in Dienst zu treten bereit sein. Ein kleiner Teil des Lohnes, (vielleicht ein Fünftel) kann ja dem Arbeiter bis zum Schluß der Dienstzeit zurückgehalten werden, damit man ihn besser in der Hand hat.

Diese monatliche und wöchentliche Bezahlung erfordert natürlich, daß der Lohn in barem Gelde ausgezahlt wird. Hierin sehe ich einen bedeutenden Fortschritt. Denn dieses Auszahlen in Waren ist ja doch nur ein Notbehelf mit unentwickelten Volksstämmen. Dadurch, daß den farbigen Arbeitern bares Geld in die Hand gegeben wird, wird sich dann bald ein lebhafter Handelsverkehr in allen möglichen Verbrauchsgegenständen und in Nahrungsmitteln zwischen weißen und farbigen Händlern, zwischen Arbeitern, farbigen Ansiedlern und den Eingeborenen entwickeln, und erst dann wird es möglich sein, eine weitere, wichtige Neuerung einzuführen, nämlich die, die Arbeiter selbst für ihre Nahrung und ihren Unterhalt sorgen zu lassen. Denn wenn sie von uns die zubereitete Nahrung erhalten, werden sie gleichgültig, träge und abhängig. Wissen sie aber, daß sie hungern müssen, wenn sie nicht arbeiten, so ist das ein gewaltiger Sporn zur Thätigkeit; außerdem ist es dann jedem freigestellt, nach Wunsch sich die Mahlzeit reichlicher oder einfacher zu gestalten. Nur für das Rohmaterial würden wir zunächst zu sorgen haben, für Salz, Reis, Yams, getrockneten Fisch, Salzfleisch. Die Beschaffung von Zuthaten und die Bereitung ist Sache der Leute. Ich bin überzeugt, daß auf diese Weise die Ernährung der Leute viel billiger wird wie früher, und andererseits wird der Arbeiter sich thatsächlich besser und sicherlich viel mehr seinem Geschmack gemäß ernähren können wie bisher. Allerdings glaube ich, wird es sich bei den geringen Werten, um die es sich bei den Farbigen handelt, geboten sein, den halben Pfennig als kleinste Münzeinheit in Neu-Guinea einzuführen. Denn wenn die schon lange geplante Einführung einer kleineren Münzeinheit für Deutschland als nötig erscheint, so werden um so mehr unsere farbigen Unterthanen in den Kolonien einer geringwertigen kleinsten Münze bedürfen.

Die Schwierigkeiten bei der Indienstnahme der Arbeiter, wenn es sich darum handelt, sie nicht zu einem festen Lohn, sondern für Akkordarbeit zu verpflichten, werden ja anfangs etwas größer sein, aber dieselben sind nicht unüberwindlich, wie vielfache Beispiele in anderen Kolonien beweisen. Übrigens weiß ich aus eigener Erfahrung, daß malayische Arbeiter mit festem täglichem Lohn sehr gern zur Akkordarbeit übergehen, wenn sie erst die Vorteile derselben einsehen lernten.

Aber nicht nur die farbigen Arbeiter, sondern auch die europäischen Angestellten sollten, wo dies thunlich ist, teilweise nach Maßgabe ihrer Leistungen bezahlt werden; wo immer es geht, interessire man die Beamten bei ihrer Arbeit. In vielen Fällen wird man allerdings auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Aber die Leiter von Stationen, Expeditionen, technischen Anlagen, viele Assistenten u. a. könnten neben ihrem festen Gehalt sehr wohl durch irgend welche Sondereinkünfte für das Gedeihen oder gute Gelingen, bezw. für die Erzielung von Einnahmen in erhöhtem Maße interessirt werden; man könnte ihnen einen Anteil am Gewinn, bezw. an den Ersparnissen gewähren. Dafür sind dann aber auch an diese Beamten erhöhte Ansprüche zu stellen.

Hier möchte ich auf eine Klasse von Leuten aufmerksam machen, die uns in Neu-Guinea von wesentlichem Nutzen sein können, ich meine die Halbblutmalayen von Java (sog. Sinjo). Sie kennen die Tropen, verstehen vorzüglich mit farbigen Arbeitern umzugehen, sie sind durchaus praktische Leute, wissen sich überall zu helfen, schreiben meist gut, rechnen mit erstaunlicher Sicherheit, und machen wenig Ansprüche an das Leben. Sie leisten, je nach ihren Kenntnissen, als Aufseher auf Plantagen, als Vermessungsbeamte, Zeichner, Schreiber, überhaupt in allen möglichen Stellungen für mäßige Bezahlung recht Tüchtiges und sind übrigens meist sehr vielseitig, man kann sie zu allem gebrauchen, und für Geld thun sie alles. Zwar haben dieselben auch manche Nachteile, sie sind meist faul, unzuverlässig, in Geldsachen darf man ihnen nicht trauen; aber bei scharfer Kontrole sind sie außerordentlich brauchbar. Und uns in Neu-Guinea fehlen gerade solche Leute mit tropischer Erfahrung, mit Kenntnis verschiedener Kulturen und aller Hülfsmittel, die dem Pflanzer in den Tropen zu Gebote stehen. Daher glaube ich, die Indienstnahme von Sinjos für Neu-Guinea sehr empfehlen zu können, wiederhole aber nochmals, daß dieselben stets unter geeigneter Leitung arbeiten müssen. Sie alle sprechen holländisch und malayisch, manche aber daneben auch deutsch oder eine andere europäische Sprache.

Leider hatte bisher nur ein ganz kleiner Teil der Beamten der Neu-Guinea-Kompanie Tropenerfahrung; allerdings ist eine solche ja für viele Angestellte nicht notwendig, bei manchen Stellungen jedoch ist dieser Mangel sehr unangenehm fühlbar, und die betreffenden Beamten können, trotz bestem Willen, nicht allen an sie herantretenden Anforderungen genügen, eben weil ihnen die nötige Erfahrung fehlt. Dieser Mangel macht sich übrigens auch nicht nur im Dienst, in der Berufsthätigkeit geltend, sondern tritt überall hindernd entgegen. Die Lebensweise der Einzelnen, das Zusammenleben, die Mahlzeiten und deren Zusammensetzung, die Art und Weise, wie jeder sich sein Heim einrichtet, alles das zeigt deutlich das Unbekanntsein mit dem Tropenleben. Wie ist da das Leben in Holländisch- oder Englisch-Indien ein ganz anderes! Hier denke ich nicht etwa an Annehmlichkeiten, die die größere Entwickelung dieser Kolonien naturgemäß mit sich bringt, sondern gerade an allerlei Kleinigkeiten, an allerlei Hülfsmittel, die das Leben in den Tropen erträglicher machen, die uns in Neu-Guinea ebenso gut zu Gebote stehen wie in anderen Tropenländern, die wir uns aber nicht zu nutze gemacht haben, weil wir sie nicht kannten.

Wir haben bei Einrichtung unserer Kolonien den Vorteil, daß uns die Erfahrungen anderer Kolonialvölker zu gute kommen, wenn wir wollen. Wir brauchen nicht selbst alles zu versuchen, sondern können bei ihnen in die Lehre gehen, und unser Wissen erwerben wir uns so mit weniger Mühe und in viel kürzerer Zeit. Aber wir müssen auch lernen wollen und uns nicht hartnäckig darauf versteifen, alles selbst noch mal durchzuversuchen.

Und es gilt, nicht nur theoretisch aus Büchern sich mit der Kolonialgeschichte anderer Länder, mit den Versuchen, Erfolgen und Mißerfolgen, mit den Einrichtungen und Gesetzen und dem wirtschaftlichen Leben der Kolonien bekannt zu machen, sondern daneben auch an Ort und Stelle Land und Leute, Natur und Menschenwerk zu beobachten und den Entwickelungsgang am lebendigen Beispiel zu verfolgen. Diejenigen Deutschen aber, welche nach solchen Studien in unsere Kolonien gehen, werden ganz anders geschult und geeignet sein für die sie erwartenden Aufgaben, als ihre Kameraden und Mitarbeiter, die direkt aus Deutschland hinausgesandt wurden, und die nun ohne Erfahrung und ohne Kenntnis der Tropen arbeiten und etwas leisten sollen unter ihnen fernliegenden und unverständlichen Verhältnissen. Es kann daher der Rat nicht dringend genug erteilt werden, daß man als Beamte, welche für leitende Stellungen bestimmt sind, ferner für die Pflanzungen, für die Neuanlagen von Stationen, für Brücken- und Wegebau, für das Arbeiterwesen, überhaupt für alle praktischen Arbeiten nur solche Leute anstelle, welche in anderen schon entwickelteren Kolonien die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben. Dieselben werden nicht nur in ihrem eigenen Beruf und Wirkungskreise mehr leisten, sondern auch im allgemeinen auf die Entwickelung der Kolonie und auf eine wünschenswerte Gestaltung aller Verhältnisse einen günstigen Einfluß ausüben können. Und vor allem kommen sie nicht mit übertriebenen Erwartungen und falschen Ansprüchen in die Kolonien, sie werden daher nicht so leicht enttäuscht und unzufrieden werden, sondern im Gegenteil durch das Gewicht ihrer Erfahrungen und die Kenntnis der Verhältnisse in anderen Kolonien dazu beitragen, richtige Anschauungen auch unter den anderen zu verbreiten, und unberechtigte Ansprüche auf das vernünftige Maß zurückzuführen. Andrerseits aber werden sie auch in der Lage sein, für die berechtigten Wünsche der Beamten kräftig einzutreten und man wird ihnen, als erfahrenen Tropenleuten, leicht Gehör schenken. Denn jede Gesellschaft hat ja selbst das größte Interesse daran, daß ihre Beamten in den Kolonien sich wohl fühlen, und sie muß bereit sein, alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um den Beamten ein erträgliches Leben zu ermöglichen. Jedoch soll die Fürsorge einer Gesellschaft für ihre Angestellten nicht bis ins Einzelne gehen, sondern es wird größtenteis Sache der letzteren selbst sein, Mittel und Wege zu finden, um sich das Leben angenehm zu gestalten. Die Gesellschaft muß nur den darauf hinzielenden Bestrebungen möglichst entgegenkommen. Überhaupt halte ich es für richtig, den Beamten selbst mehr und mehr die Sorge für ihr Haus, ihre Möbel, ihre Mahlzeiten, überhaupt für alle ihre Bedürfnisse, zu überlassen. Dann wird jeder bald lernen, sich selbst zu helfen; und er wird viel eher dazu kommen, sich behaglich und dem Klima angemessen einzurichten, wenn alles sein Eigentum ist, wenn er weiß, daß er für sich selbst arbeitet. Und durchführbar werden meine Vorschläge sehr wohl sein; hat doch in Java z. B. auch jeder Beamte auf Pflanzungen, wie weit ab er auch wohne von der übrigen Welt, für sich selbst zu sorgen. Und wie gut sind dieselben meist eingerichtet, wie weit besser leben sie, als wir im Durchschnitt in Neu-Guinea! Dabei würden bei solchem Leben in Neu-Guinea die Kosten für den gesamten Unterhalt des einzelnen nicht sehr erheblich höher sein, wie jetzt. Die wichtigste Änderung ist die, daß die Beamten bedeutend größere, luftigere, kühlere, gesundere Wohnungen bekommen. Vor allem vermeide man die teuren, heißen, unpraktischen Häuser wie sie bis jetzt meist in Neu-Guinea gebaut wurden. Man gebe einem tüchtigen malayischen oder chinesischen Zimmermann den Auftrag, ein Haus zu bauen, beschreibe ihm, wie man es wünscht, gebe ihm Fensterscheiben, wenn man diesen Luxus haben will, die nötigen Fußbodenbretter, sowie Nägel und notwendige Eisenteile, wenn es geht auch die erforderlichen Balken, stelle ihm farbige Hülfsarbeiter und lasse ihn arbeiten — und er wird ein so billiges, dabei kühles, praktisches Haus errichten, wie man nur wünschen mag.

Ein großer Übelstand und ein starkes Hindernis für eine rasche Entwickelung der Kolonie ist der stetige und schnelle Wechsel des Beamtenpersonals der Neu-Guinea-Comp. gewesen. Für das Gedeihen von Neu-Guinea ist es unbedingt erforderlich, daß dieser fortwährende Wechsel aufhört. Die Beamten müssen lange Jahre im Dienst bleiben, damit sie das Land und seine Eigentümlichkeiten gründlich kennen lernen, und damit die Erfahrungen, die sie anfangs erst machen müssen, später der Kolonie wieder zu gute kommen. Leute, die aus Lust zu Abenteuern, oder weil sie sich die Welt ansehen wollen, auf zwei oder drei Jahre hinaus gehen in die Kolonien, können uns auf die Dauer nicht genügen für alle die großen und schwierigen Aufgaben, die in den Kolonien unserer harren. Dazu haben wir Männer nötig, die sich ganz der kolonialen Sache ergeben haben, die bereit sind, mit Unterbrechungen 10, 20 Jahre lang draußen zu bleiben, und ihre ganzen Kräfte den Kolonien zu widmen. Dazu ist aber vor allem erforderlich, Gesundheitsstationen zu schaffen, und solche Stätten einzurichten, die leicht erreicht werden können und den Kranken gestatten, sich schnell zu erholen und in kurzer Zeit ihre Kräfte wiederzugewinnen. Die Verluste (ich spreche hier gar nicht von verlorenen Menschenleben) der Neu-Guinea-Kompagnie durch den Tod, die langen Krankheiten, oder durch vorzeitiges Zurücksenden der Beamten sind so bedeutend gewesen, daß ich glaube, eine Gesundheitsstation wäre, allein vom Standpunkt der Ersparnis betrachtet, die vorteilhafteste Einrichtung, die zunächst in Neu-Guinea gemacht werden könnte. Und daß es uns nicht schwer fallen kann, zu einem geeigneten Punkte auf Höhen von 1000 und mehr Metern Höhe zu gelangen, und einen bequemen Reitweg dorthin anzulegen, davon bin ich fest überzeugt. Man gebe nur geeigneten Leuten einen dahin lautenden festen Auftrag und die erforderlichen Hülfsmittel, und man wird erstaunt sein über die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Ausführung. Diese erste Gesundheitsstation wäre ebenfalls, wie die Hauptstation, in die Astrolabe-Bai zu legen; dort treten die hohen Gebirge so nahe an die Küste heran, daß man geeignete Punkte für Gesundheitsstationen auf etwa tausend Meter Höhe finden wird, die in einigen Stunden von der Küste aus erreicht werden können.

Da unser Streben nach kolonialem Besitz, und die zähe und zielbewußte Arbeit und Thätigkeit zur Schaffung und thatsächlichen Inbesitznahme eigener deutschen Kolonien, aus einem natürlichem Bedürfnis des deutsches Volkes hervorgegangen ist, neue Gebiete für eine erfolgreiche Entfaltung seiner überflüssigen Kräfte zu suchen, und sie dabei dem Vaterlande möglichst zu erhalten und nutzbar zu machen, so müssen auch zahlreiche Leute in Deutschland vorhanden sein, die bereit sind, sich ganz der kolonialen Sache zu widmen. Aus der großen Zahl derer, die sich dem Kolonialdienst zuwenden, und denselben sich zum Lebensberuf erwählen wollen, wird es uns allmählich gelingen, einen tüchtigen Stamm geeigneter Männer zu gewinnen, die imstande sind, unseren weiten Kolonialbesitz mehr und mehr zu erschließen und zu einer gedeihlichen Entwickelung zu bringen. Wir haben in den wenigen Jahren, seitdem wir eigene Kolonien besitzen, schon viel gelernt, und nachdem der schwierigere Anfang überwunden ist, wird es uns ja gelingen, das begonnene Werk schnell und glücklich und in einer des deutschen Volkes würdigen Weise durchzuführen.

Schilderungen aus Kamerun.

Von Georg Baldau.

(Mit Karte).

I.

Der Rio del Rey und sein Flußgebiet. — Der Handel der Calabarmänner und die durch denselben hervorgerufenen Verwicklungen. — Knutsons Entdeckung der Mündung des Meme. — Die Deputationen der Balunda-Dörfer. — Fahrt nach Balundu und Meme.

(Fortsetzung).

Durch die Richtung und Schiffbarkeit des Meme eine gute Strecke in das Land hinein ist die Wichtigkeit Loves als Handelsplatz auf eine Unbedeutendheit reduzirt werden. Um uns dieselben Vorteile zu sichern, welche die deutschen Firmen in Love und an der ganzen Küste von Betikka-ba-Enda bis nach Viktoria erworben hatten, beschlossen wir, uns durch Kauf in den Besitz beider Flußufer zu setzen, soweit hinauf wie der Fluß schiffbar wäre.

Am Tage nach dem Kauf von Kumbe wurde die Fahrt nach einem auf dem südlichen Ufer belegenen Balundudorfe, Meme, fortgesetzt, welches ebenfalls gekauft wurde. Am folgenden Morgen ging die Reise weiter nach dem Dorfe Bonge am nördlichen Ufer, welches Dorf Knutson und ich auf unserer Reise im Jahre 1885 passirt hatten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es einen schiffbaren Fluß in der Nähe gab. Der damalige „Kronprinz" war jetzt nach dem Tode seines Vaters der erste Häuptling geworden und hatte, wie schon damals, eine Menge Calabarleute bei sich. Diese besaßen noch einen so großen Einfluß über ihn, daß er sich weigerte, das Dorf zu verkaufen, welche Weigerung unter der Form einer Forderung der unerhörten Kaufsumme von Lstr. 1000 (20 000 M.) dargestellt wurde.

Knutson verließ deshalb das Dorf sofort und kam nach zweistündiger Ruderfahrt bei einem großen Dorfe, Ekumbi-ba-Liongo (Ekumba Liongo) am südlichen Flußufer an. Auf dem Wege dahin begegnete er mehreren großen, mit Ölfässern und Palmenkernen geladenen Calabarkanus. In der Hoffnung, einigen Aufschluß über den Weg zum nächsten Dorfe zu erhalten, rief er die Besatzung an, aber da das Gewissen derselben wegen der Einfuhr des verbotenen Rums wahrscheinlich nicht rein war, ergriffen die Kanus eiligst die Flucht. Ekumba Liongo ist eines der größten Dörfer des Landes und hat einen bedeutenden Handel. Das Dorf wurde ohne Schwierigkeit gekauft und sodann früh am folgenden Morgen die Rückfahrt angetreten, welche, durch die schnelle Strömung begünstigt, so rasch von statten ging, daß noch vor Einbruch der Dunkelheit Enda erreicht wurde, wo der Führer ans Land ging.

Hier wurde er indessen von einem traurigen Anblick überrascht; die ihm gehörigen drei Häuser waren niedergebrannt und die anderen verlassen.

Eine alte Frau, welche man antraf, erzählte, daß eine große Schar Calabarmänner dorthin gekommen wären und eine große Menge Rum mitgebracht hätten; an diesem Rum hätten sich sodann sowohl sie selbst wie die Dorfbewohner gründlich berauscht, worauf die Häuser in Brand gesteckt worden seien, von wem? das wüßte niemand, vermutlich aber von den Kaufleuten aus Rache darüber, daß der Häuptling den Weißen den Weg nach Meme gezeigt habe. Die Sorge und Verzweiflung des alten Mannes über den Verlust seiner Häuser und übrigen Besitztümer war so groß, daß sie sogar unsere schwarze Besatzung zum Mitleiden rührte. Der König wurde ins Boot genommen und begleitete uns nach Bibundi, wo er eine Zeit lang wohnte und sich mit der Versicherung tröstete, daß der Gouverneur die Calabarmänner seinen Verlust ersetzen lassen würde, wenn sie ihn verursacht hätten. Bald behauptete man jedoch, daß die Dorfbewohner die Häuser selbst angezündet hätten. Unter solchen Umständen konnten natürlich keine Maßregeln gegen die Calabarmänner vorgenommen werden. Diese Menschen lügen mehr als sie die Wahrheit sprechen, so daß man niemals weiß, woran man sich zu halten hat. Besonders hatte der Führer sich unterwegs durch Geschichten und Lügen so ausgezeichnet, daß er von der Bootbesatzung den Namen „King Lie" (Lügenkönig) erhielt, zur Abwechselung mit dem Namen „King Bit Bit" (König Beiß Beiß), welchen er gleich am ersten Tage wegen des Mückennestes erhalten hatte, über welches er herrschte.

Durch seine Wegweisung zur Mündung des Meme hatte er uns indessen einen großen Dienst geleistet, für welchen er auch eine reichliche Entschädigung erhielt. Er hatte anfangs große Abgeneigtheit gezeigt, uns als Wegweiser zu dienen, weil er Furcht vor Calabar hegte, aber alle seine Bedenklichkeiten mußten bald dem Versprechen einer guten Belohnung und der Ehre weichen, welche er sich dadurch erwerben würde, daß er die ersten Weißen den Fluß hinauf zu den großen und reichen Dörfern auf seinen Ufern führte. Sein Name würde in Verbindung mit dieser merkwürdigen Begebenheit genannt werden und sein Ruf in weit entfernte Gegenden dringen. Dies war etwas für einen ehrgeizigen Mann wie er. Sein von einem grauen wolligen Haar und Bart umrahmtes Gesicht war ein sprechender Zeuge, daß er mehrere Jahre ein fleißiger Konsument des Rums der Calabarmänner gewesen war. Seine fleißige Zunge war während der ganzen Fahrt lebhaft im Gange, um Aufklärungen bald über die eine, bald über die andere der passirten Stellen zu geben; wie viel aber von dem allen wahr war, würde es unmöglich sein, anzugeben. Er war in großer Sorge darüber, daß die Calabarleute von seinem Vorhaben Kenntnis bekommen könnten. Wenn bei einer Biegung des Flusses sich einige Kanus zeigten, legte er sich schnell mit dem Rufe „Calabar, Calabar" auf den Boden des Botes und spannte seinen Regenschirm über sich aus.

Das wichtigste Resultat dieser Fahrt war die Entdeckung der Mündung des Meme und der Nachweis, daß der Fluß auf eine Strecke von 40 Kilometern von der Mündung schiffbar ist. Da außerdem in seiner Nähe mehrere große und reiche Dörfer liegen, so ist es leicht einzusehen, welche unermeßliche Bedeutung der Fluß für den Handel dieses Landes haben muß. Um jedoch den rechten Vorteil aus unserer Entdeckung ziehen zu können, erachteten wir es für notwendig, uns auch in den Besitz der übrigen Gebiete am Flusse zu setzen. Die wichtigsten derselben waren das Gebiet an der Stelle, wo der Fluß aufhört, schiffbar zu sein, sowie Bonge, welcher letztere Platz durch seine Lage in der Nähe des großen Handelsweges von Love nach Bakundu von besonderer Wichtigkeit ist.

Um diese Landkäufe abzuschließen, war es notwendig, noch eine Fahrt dahin zu unternehmen, und es wurde beschlossen, daß ich dieselbe machen sollte.

Einige Tage nach Knutsons Rückkehr, als ich mich zufällig in Bibundi befand, kamen dort vier aus Häuptlingen und anderen bedeutenden Männern bestehende Deputationen von den Balundudörfern Liongo, Balunda-ba-Boa, Bonjari und Bungo an. Es war eine stattliche Versammlung von Männern, alle in ihre besten Kostüme gekleidet, d. h. in neue, stattliche Hüftenbekleidungen und Hemden von verschiedenen Farben. Einige hatten auch Röcke und Hüte. In den Händen trugen sie lange Stäbe aus einer Art harten, roten Holzes und an der Seite Hauer in von ihnen selbst verfertigten Holzscheiden. Balundu-ba-Boa, das größte der Dörfer, war auch am zahlreichsten repräsentirt und hatte unter anderen zwei hervorragende Häuptlinge geschickt, nämlich den kleinen, listigen Jombi und den großen, stattlichen Itasakko. Mehrere der jungen Männer waren sehr gut gewachsen, und einige hatten ungewöhnlich reine, hübsche Gesichtszüge; besonders zeichnete sich in dieser Beziehung der junge Sohn des ersten Häuptlings in Bungo, Mafango, aus. Nachdem der Dolmetscher Malombi angekommen war, ließ ich einige der Vornehmsten in das Haus kommen — was von den Schwarzen als eine große Ehre angesehen wird — um über ihre Aufträge Bericht zu erstatten. Jombi, welcher der älteste Häuptling war, führte im Namen der Übrigen das Wort und hielt eine von den lebhaftesten Geberden begleitete Rede, worin er in der gewöhnlichen umständlichen Weise der Neger über alles Bericht erstattete, das sich seit Knutsons Besuch in Balunda-ba-Boa zugetragen hatte, wie sie das Calabarvolk verjagt und einige Männer ausgeschickt hätten, um uns zu holen, wie wir aber, anstatt zu ihnen zu kommen, vorbeigefahren wären und einige Dörfer oben am Meme gekauft hätten. Dies hätte die Absendung der Deputation veranlaßt, mit dem strengen Befehl, alles aufzubieten, um die Weißen zu vermögen, zu ihnen zu kommen und Handel mit ihnen zu treiben, sowie ihr Land zu kaufen, wodurch sie gegen das Calabarvolk geschützt sein würden. Entweder Knutson oder ich müßten mit ihnen kommen, erklärten sie, „eher gehen wir nicht zurück". „Gebt uns Schutz gegen Calabar, kauft das ganze Land; es soll Euch gehören, unsere Häuser sollen zu Eurer Verfügung stehen, werdet unsere Herren und thut alles, was Ihr wollt." Zum Zeichen der Unterwerfung fiel er auf die Knie, beugte sein Haupt nieder, so daß seine Stirn den Boden berührte, und setzte, ehe ich es verhindern konnte, unter dem lauten Beifallsruf der übrigen meinen einen Fuß auf seinen Nacken.

Nachdem ich ihnen versprochen hatte, sie zu besuchen, sobald Knutson von Mokundanje zurückgekehrt sei, wurden sie entlassen und Malombi beauftragt, auf unsere Kosten die ganze Gesellschaft zu speisen. Dies gelang jedoch nicht mehr als zur Hälfte, da zur Zeit in Bomboko halbe Hungersnot herrschte. Aus diesem Grunde kehrte auch am folgenden Tage der größere Teil der Gesandtschaften zurück und nur etwa ein halbes Dutzend der vornehmsten Häuptlinge blieben in Bibundi, um, ihrem Vorsatz getreu, nicht eher zu gehen, als bis ich sie begleiten würde. Es dauerte jedoch volle 10 Tage, ehe ich reisen konnte, und dies wurde für sie ein langes und besonders schweres Warten zufolge des Zustandes halben Hungers, worin sie sich täglich befanden.

Endlich, am 27. Mai, brachen wir von Bibundi auf. Fünf Krumänner und ein Batokimann dienten als Träger, außer denen mich noch Malombi und Ngalle begleiteten, um als Dolmetscher zu dienen und ihre Namen als Zeugen auf die Kaufkontrakte zu setzen, die ich mit den Dörfern abschließen würde. Die Balunduhäuptlinge schlossen sich dem Zuge an, entzückt, endlich ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Sie konnten jetzt mit Ehre in ihre respektiven Dörfer zurückkehren, um den weißen Mann im Triumph dort einzuführen. Der junge Mafanjo trug mein Gewehr und hielt sich den ganzen Weg in meiner Nähe, um mit der Waffe zur Hand zu sein, wenn dies erforderlich sein sollte.

Der Weg führte längs dem ebenen, aus Sand bestehenden Meeresstrande in nördlicher Richtung bei Sange und Livonge (oder Loungi) vorbei bis an die Mündung des Uonges, wo ein vorausgesandtes Boot in Bereitschaft gehalten war, um uns überzusetzen. Nach einem Marsch von 19 km kamen wir bei dem Dorfe Betikka-ba-Mallale an, was „Betikka mit den Steinen" bedeutet, welchen Namen der Ort zufolge seiner Lage einigen weit hinaus im Meere liegenden Felsen gegenüber erhalten hatte. Bis zur Mündung des Uonges ist das Meer tief, wird aber dort und nach Norden hin sehr seicht, sodaß man überall, selbst in der Entfernung von mehreren Meilen vom Lande die Stangen herausragen sehen kann, an denen die Fischer ihre Reusen befestigen. Mit diesen Reusen, welche ungewöhnlich groß sind, fangen sie Krabben und eine Art kleiner Fische, welche über dem Feuer getrocknet werden. Neben einiger Kanubauerei, worin sie Meister sind, bildet der Fischfang die einzige Erwerbsquelle und auch Beschäftigung der Bewohner Betikkas, welche keinen Ackerbau treiben. Gegen Krabben und Fische tauschen sie sich dann Yams, Koko und Plantanen von dem Gebirgsvolk ein, und europäische Tauschwaren erhalten sie durch Kaufleute von Bimbia, Viktoria und Calabar, welche in großen Kanus dahin kommen, um ihre Einkäufe zu machen. Auf einer Strecke von mehreren Quadratmeilen bis an die großen Flüsse Old Calabar und Bonny behält das Meer seine geringe Tiefe, und diese große Fläche bildet einen einzigen großen Fischereiplatz, wo jährlich ungeheure Massen Fische gefangen werden. Der südliche, kleinere Teil dieses Gebietes gehört dem Betikkavolke, während der nördliche, größere Teil dem wenig bekannten Fialivolk gehört, welches auf Inseln außerhalb der Flußmündungen wohnt.

Betikka-ba-Mallale ist das einzige Betikkadorf, in welchem ein Fremdling schlafen kann; in den übrigen Dörfern ist dies zufolge von Millionen blutdürstiger Mücken absolut unmöglich. Aus diesem Grunde blieb ich dort über Nacht, um am folgenden Tage nach Balundu-ba-Boa weiter zu gehen. Da Bumboku zu dieser Zeit Not an Nahrungsmitteln litt, war es natürlich, daß

solche auch hier sich schwer erhalten ließen, und es gelang mir daher nur mit großer Mühe, einige Plantanen für mich und meine Leute zu beschaffen.

Am nächsten Tage hatten wir einen langen Marsch vor uns, daher wir uns eiligst etwas mitgebrachten Reis kochten und, ungeachtet es Flutzeit war, unseren Marsch in guter Zeit antraten. Die Flut verursachte uns indessen viele Schwierigkeiten, denn wir mußten uns ganz dicht am Waldrande halten, wo der Sand tief und lose war, was das Gehen sehr beschwerlich machte. An vielen Stellen mußten wir uns durch das Dickicht drängen, wo man unaufhörlich durch eine Art Kaktusgewächse mit langen starken Stacheln gehemmt wurde. Mitunter war der Weg durch ein derartiges Dickicht vollständig versperrt, und man mußte dann darauf passen, wenn die zurückfließenden Wellen das Ufer trocken ließen, schnell an dem Dickicht vorüber eilen und auf einem umgefallenen Baumstamm oder einem anderen erhöhten Gegenstand Posto

Das nordwestliche Gebiet
von
Kamerun
Maassstab 1 750000
0 5 10 15 20 25 30
km.
9°
9°30'
5°
5°
4°30'
4°30'
4°
4°
Jangolove
Makonge-el-Massake
Funge
Loe
Ekundu Ndene
Lala Barombi
Barombi-ba-Mokono
Ikilivindi
Gowe
Barombi-ba-Mbu
Elefanten See (See Mbu)
Barombi-Station
Kumba
Mambanda
Ekumbi-a-Bonje
Mokondje
Bo Mesinga
Barombi-ba-Ngongo
Ekundu Love (Ndobe)
Kumbe
Bakundu Ngangu
Bafo
Baji
Bonge
Ekumbi-ba-Meme
Bafonajanga
Bakundu-ba-Mussaka
Ndo
Bakossi Bge.
Bombe
Barombi-ba-Kotto
Richards
Dilben-Fall
Sombe
Mesambe
Konde
Monjange
Dieve
Bakundu-ba-Nambele
Abo-Fall
Lovalabinge
Baffia
Abo
Mangamba
Ndongo
Wahpaki Hügel
Pakuh
Penduroischola
Pundu
Moeta
Matanga
Bakuedu
Molale
Jabiang
Misaka
Mulange
Bariba
Hikory
Mungo
Deutsch. Regierungs-Geb.
Mangao
Bokokko
Sotto Mokongo
Biweu 770
Bonjakko
Mumbai
Bonganga
Bomose
Nbinga
Lekumbi
Mapanja
Banjongo
Boando
Bongalu
Etome
Ekunda
Batoki
Bota
Victoria
Bimbia
Bakundu
Ambas I.
Mondole I.
Nicolls I.
Malimba Sp.
Kamerun Kap
Manoka Sp.
Bonuna
Kamerun Bg. 3960
(Mongo-ma-Loba)
Ekona Berge
Lisaka 330
Kl. Kamerun Bg. 1770
(Mongo-ma-Ekunde)
Debunscha Sp.
Rumbi Sp.
Betika-ba-Mallale
Mosongo
Bibundi
Boulin
Meetzellu
Sanga
Lewinsi
Quelle
Mann
Quelle
Jh
Jh
Jh

fassen, um nicht von der nächsten hereinstürzenden Woge überspült zu werden. Die Balundumänner waren über die Beschwerlichkeiten des Weges sehr traurig und versuchten mir den Weg durch die Gebüsche mit ihren langen Stäben freizumachen, und Itasakko trug mich sogar auf seinen Schultern an einer Menge schwer passirbarer Stellen vorbei und über Ströme, wobei ihm das Wasser oft bis zur Mitte des Leibes hinaufstieg. Nach vielen Beschwerden erreichten wir endlich Betikka-ba-Mosongo, dasselbe Fieber- und Mückennest, bei welchem Knutson und ich vor zwei Jahren nach unserer Fahrt nach Bakundu die Küste erreichten. Mit Ausnahme einiger neugebauten Häuser war es noch immer dasselbe Dorf mit seinem Mangrovewald und seinem trüben, stinkenden Wasser.

Von Bibundi an erstrecken sich schmale Lagunen an der Küste entlang, vom Meere nur getrennt durch einen schmalen Sandgürtel, der größtenteils mit Wald oder Gras bewachsen ist. Diese Lagunen werden weiter nach Norden hin zahlreicher und gehen in Flüßchen (Creeks) über, die weit in das Land hineinreichen. Die einander hier kreuzenden, zahllosen Kanäle, und das zwischen denselben liegende, mit Mangrovewald bewachsene Sumpfland bedeckt mehrere Quadratmeilen. Dieses Creekland zu bewohnen ist völlig unmöglich, selbst für die Schwarzen, weshalb sich auch das kleine Betikkavolk auf dem schmalen Sandstreifen angesiedelt hat, der von dem Meere hier aufgeworfen worden ist. Hier ud da wird dieses Bollwerk gegen das Meer von einem kleinen Strom durchbrochen, durch welchen es bei Hochwasser möglich ist, in die Creeks zu gelangen. Mittelst dieser Ströme stehen die Dörfer mit dem dahinter liegenden höheren Land in Verbindung. Bei Betikka-baMosongo hat das Creekland zufolge den dort auslaufenden Uongoberge noch wenig Breite, weiter nach Norden aber erweitert es sich mehr und mehr, bis es sich schließlich mit dem Deltalande der großen Flüsse vereinigt. Es ist dies ganz eine Welt für sich, eine Wüste, mit ihren undurchdringlichen Mangrovewäldern und ihren endlosen Kanälen, auf denen man, ohne einen Schimmer vom Meere zu sehen, Wochen und Monate lang von der einen großen Flußmündung bis zur andern an der Küste entlang reisen kann. Man kann auf diese Weise von Ndame (Rumbi) nach Massake und weiter nach Old Calabar, sowie von diesem Fluß bis nach dem großen Nigerdelta und durch dieses nach Lagos und noch weiter reisen.

In Betikka-ba-Mosongo blieben wir eine Stunde, um das Wasser etwas sinken zu lassen, und trafen dort den alten Häuptling vom nächsten Dorfe, Betikka-la-Moso, gewöhnlich Bamoso genannt. Der Häuptling erzählte, daß er nicht in seinem Dorfe wohnen dürfte aus Furcht vor Yellow Dukes Leuten, und daß wir, anstatt längs dem Ufer weiter zu gehen, unseren Weg über Likingi nehmen sollten, da zwei große Calabarcanns mit 50—60 Mann an diesem Morgen in Bamoso eingetroffen wären. Ich erklärte ihm, daß dies im Gegenteil ein weiterer Anlaß für mich wäre, meinen Weg fortzusetzen, da wir dadurch Gewaltthätigkeiten abwenden, oder, wenn wir zu spät kämen, die Übelthäter bestrafen könnten.

Wir brachen sofort auf, und ich eilte etwas voraus, um zu sehen, daß sich niemand vom Dorfe an uns vorbeischleichen und auf diese Weise unsere Ankunft vorzeitig melden konnte. Der Häuptling mit mehreren seiner Leute schloß sich uns an, und unterwegs entschlüpfte es ihm, daß er nicht wüßte, ob die Calabarmänner schon angekommen wären, doch habe er gehört, daß sie an diesem Tage kommen würden. So wenig ich die Leute dort auch noch kannte, begriff ich jetzt doch, daß die ganze Geschichte unwahr sein müsse, ich grübelte aber vergebens über die Ursache hierzu nach. Ich wußte damals noch nicht, daß dieses Volk, sowie übrigens auch alle anderen Stämme in der Nähe von Calabar, durchaus keine besondere Ursache zu haben brauchen, um Lügen und Geschichten zu erfinden.

Je nachdem die Ebbe den Strand trocken ließ, wurde der Weg härter und gangbarer, sodaß eine lange Krümmung und vorspringende Spitze nach der anderen, ungeachtet der glühenden, aber von der Seebrise etwas gemilderten Mittagssonne, schnell passirt wurde. Die Küste biegt sich hier bedeutend stärker nach Westen als die Karten über diese Gegend ausweisen; auch war dies das erste Mal, daß ein Weißer diesen Weg zu Fuß machte, eine Sache, die, in Parenthese gesagt, sehr beschwerlich für mich war, da ich schon am vorhergehenden Tage eine Hautschurfung am Fuße bekommen hatte, die sich während des ganzen Marsches dieses Tages bedeutend verschlimmerte. Der Wald, der bisher die innere Seite der Sandbank eingefaßt und die Bucht beschattet hatte, fing allmählich an zu verschwinden und wurde durch niedrige Gebüsche und hohes wogendes Gras und Halbgras verschiedener Art ersetzt, sodaß große Strecken das Aussehen eines sumpfigen und teilweis überschwemmten Landes zeigten. Hier und da sah man eine reine Wasserfläche durch das Gras hervorschimmern. Nach einer Weile endigte die Sandbank in einer Spitze, welche durch ein einen halben Kilometer breites Gewässer vom Lande getrennt war, das vom Volke Basenge genannt und für einen Fluß gehalten wurde. Ein solcher schien es auch zu sein, da das Wasser halbfüß war. Auf der ganzen, 16 Kilometer langen Strecke von Betikka-ba-Mosongo hatten wir nur wenig kleine Bäche in der Nähe des genannten Dorfes passirt, und es ließ sich deshalb annehmen, daß die meisten Gewässer von diesem Gebirgsteil sich in die Lagune ergossen, wo ihr Wasser sich mit dem während der Flutzeit einströmenden Seewasser mischte. Bei unserer Ankunft war die Ebbe am niedrigsten, sodaß es nicht schwer war, hinüberzuwaten, wobei ich auf Itasakkos breiten Schultern ritt. Wir hielten uns der Mündung am nächsten, wo der Fluß am breitesten und mit Sandbänken angefüllt war, zwischen denen das Wasser nur einen Fuß Tiefe hatte.

Zwei Kilometer weiter vorn lag Bamoso in einem Waldhorst auf der hier ziemlich breiten Sandbank. Die Balundumänner benachrichtigten mich nun, daß in einem der Häuser einer von Yellow Dukes Sklaven wohnte, welcher mehreren Balundumännern ihre Habseligkeiten abgenommen hätte, als sie nach dem Dorfe gekommen wären, um Fische zu kaufen. Wir trafen auch den fraglichen Mann, und da er keinen gültigen Grund für seine Räuberei angeben konnte, wurde ihm verständlich gemacht, daß er die fortgenommenen Sachen wieder herausgeben müsse, was auch geschah. Sie bestanden aus einem Sack getrockneter Krabben im Werte von ungefähr 11 Mark, sowie aus etwas Zeug und einigen Hemden. Die Krabben versprach der Häuptling des Dorfes in einem Kanu nach dem Dorfe zu schaffen, in welchem der Eigentümer wohnte, die übrigen Sachen wurden einem der Balunduleute in meinem Gefolge übergeben. Der Häuptling spielte bei diesem Palaver eine jämmerliche Rolle. Die arme Kerl befand sich sozusagen zwischen zwei Feuern. Es galt hier, einerseits durch Entgegenkommen zu mir der Strafe für die in seinem Dorfe begannen Räubereien zu entgehen und andererseits sich nicht mit dem Calabarvolke zu verfeinden. Wahrscheinlich war dies auch der Grund, daß er bei unserem ersten Zusammentreffen so eifrig bestrebt war, mich zu vermögen, einen anderen Weg einzuschlagen. Es war jedoch interessant, zu beobachten, mit welcher Übung und Geschicklichkeit der alte Schelm es verstand, sich aus der Schlinge zu ziehen. Da ich seine Verteidigungslosigkeit den Calabarmännern gegenüber vollständig einsah, weil dieselben sich zu jeder Zeit an ihm und dem ganzen Dorfe rächen konnten, begnügte ich mich mit seinem Versprechen, die geraubten Sachen dem Eigentümer selbst zurückzustellen und nur den Calabarsklaven auszuweisen, anstatt, wie ich zuerst beabsichtigt hatte, den letzteren strenger zu bestrafen. Derselbe erhielt also den Befehl, noch an, demselben Tage das Dorf zu verlassen und auf die Gefahr strenger Strafe sich nicht wieder dort sehen zu lassen. Am Abend begab er sich auch hinüber nach einem auf dem östlichen Ufer des Ndame (Rumbi) belegenen und von dem Fialivolk bewohnten Fischerdorf.

Dieses Dorf soll das einzige sein, welches die Fiali jetzt noch auf dem Festlande besitzen, das sie früher sehr zahlreich bewohnten, von wo sie jedoch durch die einwandernden Bantustämme, Betikka und Balundu, nach einigen großen Inseln außerhalb der Flüsse Massake und Ednabar verdrängt wurden Die nächste dieser Inseln liegt an der Mündung als Massake und ist nach dem Gouverneur von Kamerun, von Soden, benannt worden. Sie liegt NNW von Bamoso, welches letztere, gleich den übrigen Fischerdörfern, klein und schmutzig ist. Vor 30 bis 40 Jahren war es ein großes Dorf, als plötzlich die Pocken, von Calabar dorthin gebracht, daselbst ausbrachen und in einigen Monaten diese große und mächtige Gemeinde in das elende Nest von 9 bis 10 Familien, das es jetzt ist, verwandelten.

Obgleich der Tag schon weit vorgeschritten war, mietete ich ein großes Canu, das uns alle aufnehmen konnte, und fuhr, von der Flut begünstigt, schnell den vorgenannten großen Fluß Malande, welcher nach Liongo führt, hinauf. Wir bogen bald in einen kleineren Seitenfluß nach links ab, der in zahllosen Krümmungen und Buchten, aber mit der Hauptrichtung nach Osten, dahinfließt. Nach einer ungefähr einstündigen Fahrt erreichten wir den Landungsplatz von Balundu-ba-Boa. Der Fluß hatte dort eine Breite von 5 Metern und war zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes 0,3 Meter tief. Die Mangrovebäume hörten hier auf, aber der Boden war noch immer sumpfig; für einen Weißen wäre es völlig unmöglich gewesen, sich hier anzusiedeln. Bei Knutsons Ankunft lagen hier mehrere große, dem Calabarvolke gehörige Fässer Öl unter einem Schuppen. Diese waren jetzt verschwunden und der Schuppen war von den Balunduleuten niedergebrannt worden.

Auf einem teilweis überschwemmten, langen und schlüpfrigen Wege wurde nun der Marsch nach dem Dorfe mit so großer Beeilung angetreten, wie es die schlechte Beschaffenheit des Weges gestattete. Ein kleiner, nach Norden fließender Bach wurde passirt, und nach einem Marsch von 8 Kilometern kamen wir gerade bei Eintritt der Dämmerung beim Dorfe an. Außerhalb des Dorfes trafen wir einige Männer, zu denen ich Itasakko triumphirend äußern hörte: „O sänne“ (Seht doch nun, ob es nicht geglückt ist, meinte er). Als Logis wurde uns ein ganzer Komplex von kleinen Häusern angewiesen, die von einem von der Straße durch ein größeres Haus getrennten Hof umgeben waren. Rund um den Hof lief eine Veranda oder ein Säulengang, welcher an der einen Seite eine geräumige Halle bildete. In dieser Halle waren ein Tisch und mehrere europäische Stühle aufgestellt. Drei Palmöllampen von einheimischem Fabrikat hingen von der Decke herab und erleuchteten den ganzen Hof. Der Boden auf der Veranda war einen Fuß höher als der Hof, auf welchem sich bei Regenwetter das Wasser ansammelt und von dort durch eine Wasserröhre unter der Veranda und den Häusern abgeleitet wird.

Da wir nur etwas Reis am Morgen gegessen hatten und dann einen Marsch von 34 km und eine Kanufahrt von ungefähr 6 km gemacht hatten, so waren wir sowohl hungrig wie müde, was unser gastfreies Volk auch einsah, denn noch ehe wir uns eingerichtet hatten, erhielten wir Eier, reife Pisangfeigen, Plantans, Bananen und dergleichen in großer Menge vorgesetzt. Einige Stunden später bekamen wir eine reichliche Mahlzeit von Plantans und Fleisch. Für alle Völker in diesem Teil Afrikas, mit Ausnahme der Gebirgsvölker, besteht die Hauptnahrung aus Plantans, welche unreif genossen werden. Ich meinerseits ziehe die reifen Früchte vor und lasse stets solche zubereiten, wenn sie zu haben sind, welches häufig genug nicht der Fall ist. Das Essen wurde mir in einer Schüssel mit Deckel und das Wasser in einem zierlichen Krug servirt, und als Tischtuch wurde ein purpurrotes Zeug über den Tisch gebreitet — was alles zeigte, daß man hier ein Volk vor sich hatte, welches sich durch seine Berührung mit dem Calabarvolke in seiner Bildung bedeutend über die benachbarten Bomboko- und Betikkastämme emporgehoben hatte.

Früh am folgenden Tage erhielt ich eine Ziege, welche gegen die übliche Sitte nicht von dem Häuptling, sondern von dem ganzen Dorfe geschenkt wurde. Als ich mein Erstaunen hierüber aussprach und die Schwierigkeit erwähnte, ein passendes Gegengeschenk dafür zu finden, antwortete man mir, daß sie die Ziege nicht gegeben hätten, um dafür bezahlt zu werden; ich wäre auf ihr eigenes Verlangen zu ihnen gekommen und sie hielten es deshalb für ihre Schuldigkeit, mich mit Nahrung zu versehen — ein für Neger höchst ungewöhnliches Raisonnement. Während der Reise fand ich, daß das Balunduvolk und die anderen Stämme um den Meme herum sehr gastfrei sind, was sie jedenfalls von den Calabarkaufleuten gelernt haben. Diese fordern nämlich,

ohne Entgelt von den Dörfern verpflegt zu werden, mit denen sie Handel treiben.

Das Dorf zählte damals einige 60 Häuser an der Straße, und hinter denselben noch mehrere umbaute Höfe, dem oben beschriebenen ähnlich. Die meisten Häuser waren gerappt und besonders zeichnete sich das Haus des Häuptlings durch große Zierlichkeit aus. Auf die in einen unbestimmten gelbbraunen Farbenton gehaltenen Wände waren weiße und schwarze Figuren in Form von Kreisen und Schilden gemalt. Am nördlichen Ende des Dorfes stand mitten auf dem Wege ein Götzen- oder Ekaléhaus, denjenigen in Bakundu ähnlich. Als ich auf einem Spaziergang durch das Dorf dort ankam, fand ich hinter demselben die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes mitten auf dem Wege sitzen und in einer Beratung begriffen, bei welcher Jombi das Wort führte, der mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Fahrt nach Bibundi und alles, was er dort gesehen hatte, beschrieb.

Unter anderen Gebäuden haben wir dort (in Bibundi) ein Magazin, welches groß und hoch, sowie ganz aus Eisenplatten gebaut und weiß gemalt ist, sodaß es weit auf das Meer hinaus sichtbar ist. Es wird von der Bevölkerung Ndao-ma-Jongo genannt, was ein Handelshaus oder Haus des Handels bedeutet, und sein Ruf erstreckt sich weit in das Bakunduland hinein. Allen von Nah und Fern zeigen wir Ndao-ma-Jongas Schätze, und es ist ergötzlich, die Ausdrücke des Erstaunens und der Bewunderung zu hören, welche sie beim Anblick der großen Menge von Zeugen, Rum, Gewehren u. s. w. welche ihre Blicke treffen, ausstoßen. Das größte Entzücken erregt eine Pyramide von einigen tausend Säcken Salz. Dies ist ihren Anschauungen nach ein Beweis von unermeßlichen Reichtümern, und demzufolge ist auch unser Ansehen und Einfluß entsprechend groß. Mit unseren 20 flinken Krumännern beherrschen wir alle Dörfer an der Küste und in ihrer Nachbarschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Abteilung Berlin.) In der Abteilung hielt am 25. April Leutnant von Behr einen Vortrag über die politischen und ethnographischen Verhältnisse Ostafrikas. Beginnend mit den Wasaramo schilderte er die Useguha, die Wagindo bei Tanga, welch letztere er als ein sehr tüchtiges Bevölkerungs-Element bezeichnete, und kam dann auf die Araberfrage zu sprechen. Die Macht der Araber ist, seitdem die Inder den Handel an sich gerissen haben, unaufhaltsam im Sinken begriffen gewesen; ihre Hochburg ist noch Pangani, welches wohlhabend und von vielen Schambas umgeben ist. Buschiris Geschick entbehre nicht einer gewissen Tragik; er sei, ein früherer Feldherr des Said Madjid, ein für seine Verhältnisse bedeutender Mann gewesen, wie sich auch gezeigt habe, als er die Masiti nach seiner ersten Niederlage zur Empörung veranlaßt habe, anstatt nach Arabien zu fliehen. Die von den Masiti drohende Gefahr sei vielfach unterschätzt worden, die Situation war für die Städte damals sehr kritisch, dagegen sei die Macht Bana Heris hier überschätzt worden. An den sehr interessanten Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Besprechung, in welcher besonders das Verhältnis zwischen den reichen Indern und den Arabern von verschiedenen Seiten beleuchtet worden. — Am 2. d. M. hielt Herr Leutnant Sulzer einen Vortrag über eine Expedition nach dem Kingani, welche er im vorigen Jahre mitmachte, um die Mtonifähre zu besetzen. Bei der Schilderung des Soldatenmaterials lobte er die Sudanesen als ausgezeichnete und willige Soldaten. Die Leute haben sich gut akklimatisirt, sind ziemlich eifrige Muhamedaner, trinken deswegen auch fast gar nicht. Ihre Ausbildung war eine vorzügliche; sie waren nach kurzer Übungszeit mindestens auf dem Standpunkt der Ersatzreserve erster Klasse. Sulzer hat als Führer einer Sudanesenkompanie in zehn Monaten nur wenige ganz kleine Strafen anzuwenden gehabt. Die Zulus sind im Charakter ganz verschieden; die Führung einer Zulukompanie hat große Schwierigkeiten. Merkwürdig ist ihr häufiger Namenwechsel, und ihre Kriegstänze, welche sie sogar tanzen bis „Stillgestanden" kommandirt wird. Im übrigen sind die Zulus ein sehr kriegerisches Volk. Als dritte Gruppe kommen die Askaris in Betracht, Suahelis, welche besonders im Schießen gut ausgebildet sind. Redner schilderte den Aufbruch der Expedition, die Reise durch die Hecken von Bagamoyo und das Überschreiten der Sümpfe und des Kingani, dessen Flußufer von den Feinden gesäubert werden sollten, und den Überfall einer befestigten Schamba. Am Kingani wurde bekanntlich dann ein Fort gebaut und Sulzer hatte das Glück, nach längerer Anwesenheit die erste Karawane aus dem Innern, die Wanyamwesi, mit ihren Heerden überzusetzen. Über die in Ostafrika gangbaren Münzen machte er noch die Mitteilung, daß indische und holländische Rupien eine Hauptrolle spielten. Weiter im Innern sind Theresienthaler sehr gangbar, im Süden geben die Portugiesen gestempelte Silberbarren aus. Die Einführung der neuen Münzen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft würde mit viel Schwierigkeiten verknüpft sein, da die Einwohner sehr argwöhnisch sind und sogar noch an der Küste anstatt Geld lieber Waren nehmen.

— Abteilung London. In der am 18. April stattgehabten Sitzung wurde an Stelle des nach Deutschland zurückgekehrten Herrn Dr. J. Fick Herr Hermann Meyer zum ersten Schriftführer gewählt. Der neu erwählte Schriftführer gedachte in anerkennenden Worten der Thätigkeit seines Vorgängers, welcher seit Bestehen der Abteilung das Schriftführeramt mit besonderem Eifer und hervorragender Tüchtigkeit verwaltet hat und trotz der schwierigen Verhältnisse in London bedeutende Erfolge für die Abteilung verzeichnen konnte. — Alsdann hielt Herr Dr. Friedrich Quincke einen Vortrag über „Gold". Der Redner beleuchtete zuerst in interessanter Weise die chemischen Eigenschaften des Elements, erläuterte dann die verschiedenen Weisen der Gewinnung und Bearbeitung. Hierauf gab Redner eine Statistik über die bisherigen Produktionen und erwähnte namentlich die aus derselben vielfach gefolgerte Hypothese, daß man Afrika als denjenigen Erdteil betrachten müsse, der die meiste Aussicht für fernere Goldgewinnung biete. Der Vortrag, der durch eine Anzahl Experimente und durch eine Ausstellung entsprechender Mineralien besonderes Interesse erregte, fand den lebhaftesten Beifall der Versammlung.

— Abteilung Bayreuth. Die Abteilung hielt am 20. April ihre Hauptversammlung ab, in welcher über ihre Thätigkeit Bericht erstattet wurde. Wir entnehmen denselben, daß jeden Donnerstag ein durchschnittlich recht besuchter Vereinsabend stattfindet, in welchem die Artikel der Kolonialzeitung, neue Publikationen besprochen oder Vorträge gehalten werden. Im Vereinsjahr wurden von Herrn Generalarzt Dr. Stein Vorträge gehalten über Wißmanns erste Reise durch Afrika über Malaria und über die Erforschung des südlichen Abessinien durch Sechi und Chiarini. Ferner sprach Herr Amtsrichter Lunz über Togoland und über die Erwerbung der Kolonien in Ostafrika, Herr Großhändler Bruno Müller über Stanleys Emin-Paschaexpedition, Herr Dr. Bruno über die Erforschung des südlichen Batangalandes. Die Abteilung ist bestrebt, ihre Bibliothek zu vermehren, welche von den Mitgliedern fleißig benutzt wird, und wirkt überall anregend und fördernd, wo es das koloniale Interesse erheischt.

— In Ruhrort hielt am 24. April Herr Dr. Hindorf, welcher unsern Lesern durch seine in der „Kol.-Ztg." erschienenen Arbeiten näher bekannt geworden ist, einen sehr besuchten Vortrag über die deutschen Besitzungen in der Südsee, in dem er besonders die dortigen Kultivationsbedingungen erörterte. Wir können hieran die freudige Mitteilung knüpfen, daß die Gründung einer Abteilung Ruhrort in naher Aussicht steht.

— Abteilung Greiz. Die Hauptversammlung der Abteilung wurde durch den Herrn Direktor Dr. Zippel mit einer Übersicht über Entwicklung und Stand unserer Kolonialpolitik und die Thätigkeit der Kolonialgesellschaft eröffnet, worauf Herr P. Reichard einen Vortrag über Deutsch-Ostafrika hielt. Der Vorstand der Abteilung wurde bis auf den Schriftführer, an dessen Stelle Herr Dr. G. Henning trat, wiedergewählt.

— Abteilung Frankfurt a. M. Am 1. Mai hielt in einer von dem Herrn Oberpostdirektor Heindorf geleiteten Versammlung Leutnant Maerker einen von allgemeinem Beifall begleiteten Vortrag über Ostafrika und die Schutztruppe.

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsch-Ostafrika.) Am 29. April hat Major Wißmann Bagamoyo mit sämtlichen Dampfern verlassen, um Kilwa zu unterwerfen. Nach der Seeseite ist Kilwa, wie eine Rekognoszirung durch den Reichskommissar vor einiger Zeit ergab, mit einer starken Verschanzung befestigt, die jedoch schwerlich den Marinegeschützen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen im stande ist, so daß wir hoffen können, es werde auch dort das arabische Sklavenhändler-Element bald in derselben Weise besiegt werden, wie es im Norden der Fall gewesen ist. Wie P. Schynse jüngst der Köln. Volkszeitung schrieb, „hat Wißmann hier tüchtig gearbeitet; das Land ist ruhig, die Karawanenstraßen sicher, die Araber haben sich unterworfen; die Strenge, mit welcher gegen die Rädelsführer vorgegangen wurde, hat nicht das Volk aufgebracht, sondern es beruhigt. War man streng, so war man auch gerecht und das entschiedene Auftreten hat den Leuten klar gemacht, daß es sich um Neuschaffung dauernder Zustände handelte." — An allen wichtigen Punkten sind kleine, nach allen Seiten abgeschlossene Forts errichtet worden, um die mit Waffengewalt hergestellte deutsche Herrschaft an der ostafrikanischen Küste mit möglichst geringen Kräften dauernd zu behaupten. Für den Bau der Stationen kamen folgende Gesichtspunkte in Betracht: sturmfrei, Einrichtung für Geschütz- und Gewehrverteidigung mit geringer Besatzung, Benützung vorhandener Steinhäuser zur Unterkunft für die Truppen. Da Holzbauten keine Dauer versprechen, so wird als Material überall der landesübliche Korallenstein verwandt. Man hält die Küste durch diese Anlagen auf die Dauer für gesichert, selbst wenn die Forts nur mit geringer Besatzung versehen sind. Die Anlage wird sich gerade jetzt zu bewähren haben, da der Reichskommissar während seines Vorgehens gegen den Süden genötigt ist, die nördlichen Stationen in ihrer Besatzung auf ein Mindestmaß zu beschränken. Nach Angabe des Kolonialblattes besorge jedoch niemand eine Gefahr, da die Küste bis zum Rufidschi völlig beruhigt und die Bevölkerung unterworfen sei. Bis jetzt sind an großen Stationen vollendet: Tanga, Pangani, Mkwadja, Saadani, Bagamoyo und Dar-es-Salaam an der Küste, sowie Mpuapua im Innern. Außerdem bestehen an kleinen Zwischenposten und zur Besetzung einzelner Punkte, z. B. Missionsstationen, noch Stationen in Tanata, Ras Muhesa bei Pangani, Lewa, Mtoni-Fähre, Mandera, Mrogro, Bueni und das Wachthaus am Hafeneingang von Dar-es-Salaam. — Die wichtigste Nachricht aus Ostafrika ist, daß Emin mit fünf deutschen Offizieren, einer starken Abteilung nubischer Soldaten und etwa 600 Lastträgern am 25. von Bagamoyo nach dem Innern aufgebrochen sein. Wir haben früher mehrfach Andeutungen über die mutmaßlichen Ziele seiner Expedition gegeben. Möge er sein Ziel erreichen zur Förderung und Mehrung der deutschen Interessen in Ostafrika! — Premierleutnant Freiherrn v. Gravenreuth ist vom 1. Mai ab ein dreimonatlicher Urlaub bewilligt worden. — Major Liebert ist am 2. Mai in Berlin wieder eingetroffen.

— (Kamerun.) Infolge des Vordringens des Leutnants Morgen (Expedition Kund) im Balangaland machen sich schon jetzt die damit für den Handel verbundenen Vorteile besonders darin bemerkbar, daß es der Firma C. Woermann möglich geworden, eine Reihe von neuen Faktoreien am Malimbaflusse ins Innere vorzuschieben und mit den Eingeborenen des Hinterlandes Verträge abzuschließen, die einen erneuten Aufschwung des westafrikanischen Handels gewährleisten. Die Woermann-Linie, welche gegenwärtig 10 große Seedampfer in der westafrikanischen Fahrt unterhält, wird demnächst einen neuen Dampfer einstellen und hat zwei neue Dampfer einer Newcastler Werft in Auftrag gegeben, so daß demnächst 13 große Dampfer den regelmäßigen Verkehr zwischen Hamburg und der afrikanischen Westküste vermitteln werden. — In Kamerun ist Hauptmann Zenner verstorben, der im Spätherbst 1887 mit Dr. Zintgraff vom Auswärtigen Amt zur Erforschung Kameruns hinausgesandt wurde. Er war, Ende Dezember den Mungo

mittels Kanus hinaufgefahren, hatte dann den Landweg nach Kumba eingeschlagen, wo bereits Dr. Zintgraff eingetroffen war, der einen anderen Weg nach dorthin gewählt hatte. Von dort aus hatten Zintgraff sowohl als Zenner Rekognoszirungsreisen nach Norden in das Gebiet des offenen Graslandes angetreten und Batom erreicht, wurden aber am weiteren Vorgehen durch Feindseligkeiten der Eingeborenen verhindert. Nachdem Dr. Zintgraff am 17. Dezember seine Reise nach Adamaua angetreten, hatte Zenner die Bafarami-Berge 1888 besucht und Anfang des Jahres 1889 eine Reise in nordwestlicher Richtung nach Bieko unternommen, welche zur Aufklärung der Bevölkerungs- und Handelsverhältnisse dieser Gegend von großer Wichtigkeit war. Der unermüdliche Reisende brach bereits im April wieder auf, um über Nyansossо eine Verbindung nach dem Wurifluſſe in Kamerun aufzusuchen. Wegen Erkrankung an Malaria mußte er einen Aufenthalt in Deutschland nehmen, reiste aber mit dem am 31. Oktober von Hamburg abgegangenen Postdampfer nach Kamerun zurück. Seit dieser Zeit sind nähere Mitteilungen über seine Thätigkeit nicht veröffentlicht worden. Die afrikanische Forschung verliert in ihm einen ihrer begeistertsten Jünger. — Der Reisende Dr. Zintgraff hielt am 3. d. M. in der Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag über seine Reise nach Adamaua, über welche wir bereits früher in ihren äußeren Erscheinungen ausführlicher berichtet haben. Was die Natur der durchreisten Gebiete betrifft, so steigt das Land von Kamerun bis Barombi um etwa 320 Meter. Es beginnt dann das Grasland, welches weiter bis zu den Bergketten von Batom ansteigt. Im Biala-Thale finden sich Urwalddschungel; das Grasland selbst hat wegen der Feuersbrünste, welche von Zeit zu Zeit das Gras verzehren, keinen Baumwuchs; nur hin und wieder finden sich Gruppen von kümmerlichen, 20—25 Fuß hohen Bäumen. Der Boden besteht meist aus krystallinischen Schiefern, die häufig zu Tage treten; im Balilande bilden die Berge mehr rundliche Kuppen, in Adamaua schärfer profilirte Felszüge; zackige, zuckerhutartige Bildungen bis zu 300 Fuß treten dort auf. Laterit sieht man nur auf der Strecke Gaschka-Jola. Wild ist nicht sehr zahlreich; der Elefant kommt im Graslande noch heerdenweis vor, das Flußpferd im Wuri, die Antilope im Graslande von Adamaua und zwar in Rudeln von 40—50 Stück, auch einer kleinen Büffelart begegnet man. Wildreich ist das Land um Takum; dort hausen deshalb Leopard und Hyäne, auch der Löwe, der aber der Expedition nicht zu Gesicht kam. Viele Affen, unter ihnen der Schimpanse und ein großer Nachtaffe, sind vorhanden, Zibethkatzen wurden gefangen und mit Erfolg gezähmt. Schlangen sind selten, Vögel häufig, namentlich Papageien, das Perlhuhn und eine große Holztaube. Zahlreiche Fische bevölkern die Gewässer, man fängt sie in Netzen und Reusen. Die Jagd wird meist in Form von Treibjagd ausgeübt, ganze Stämme beteiligen sich daran; das Jagdgebiet wird mittels großer Netze umstellt und dann alles niedergeknallt, was sich ins Netz verläuft. In Adamaua legt man auch Fallgruben an, deren Boden mit vergifteten Speerspitzen bewehrt ist. Solche meist nahe dem Wege befindlichen Gruben können leicht für die Menschen gefährlich werden. In eine solche für Elefanten bestimmte Grube gerieten eines Tages drei Träger bei dem Versuche, sich heimlich von der Karawane zu entfernen. Sie kamen glücklicherweise unversehrt davon. Auch Schlagfallen, zu denen Heckengänge führen, werden angelegt. Was die Haustiere anbelangt, so findet man im Innern gute Viehstände; die Küstenneger kaufen ihren Bedarf von den Buschnegern. Adamaua insbesondere ist wohlberufen wegen seiner fetten Buckelochsen, seiner Mähnenschafe und Ziegen. Ein ausgewachsener, feister Buckelochs kostet in Jola 6 Mark. Auch das Huhn, sonst in Afrika meist mager, ist im Hinterlande von Kamerun rund und fett; auch verstehen die Bali sehr gut, Kapaunen zu erzielen. Sofern der Reisende sich an die Landeskost gewöhnt, muß die Verpflegung im Innern von Kamerun ausgezeichnet genannt werden. Die dortige Bevölkerung sticht ebenfalls, wenn auch nicht in ganz so hohem Grade wie die Haustiere, gegen die Bewohner der Küste vorteilhaft ab; ihr physisches Dasein ist freier, ungebundener, entwickelter, als das der Küstenneger; oft findet man reckenhafte Leute und die Leute sind sich auch ihrer Stärke bewußt. Tättowirung mit blauer Farbe ist hier wie dort üblich; in Barombi legt man Wert auf kunstvolle Haartrachten bei beiden Geschlechtern, während in Adamaua die Männer mit kahlem Schädel einhergehen, die Weiber aber einen turmhohen Chignon tragen. Der Kopfputz der Bali erinnert an den der Hamburger Dienstmädchen. Man legt Wert auf längliche Schädelform und drückt den Schädel der Neugebornen dementsprechend; auf die geistigen Fähigkeiten scheint dies Verfahren keinen Einfluß zu üben; es sind vielmehr die Bali neben den Haussa die klügsten Neger, denen Zintgraff dort begegnete. Ihr Farbensinn zeigt sich allerdings, trotzdem sie scharfe Augen haben, nur schwach entwickelt. Im Regenbogen unterscheiden sie nur drei Farben und meinen, es sei eine Lüge, wenn ein Neger deren vier erkennen wolle; das könne nur der Weiße. Von der Unempfindlichkeit und Widerstandsfähigkeit der Neger gab Redner merkwürdige Beispiele. Ein Mann, dem der Magen durchschossen war, so daß ihm der Magensaft aus der Wunde quoll, wenn er sich bewegte, stritt mit anderen über die Kriegsbeute; Leute mit zerschossenem Arme oder durchschossenen Hinterbacken machten die anstrengendsten Märsche mit. Bei der Behandlung des Negers, der wie ein Kind am leichtesten unzufrieden, aber auch am leichtesten zu befriedigen ist, habe man sich vor dem Fehler zu hüten, feste Grundsätze durchführen zu wollen, laviren sei das einzig richtige, da man bei dem mißtrauischen Wesen der Leute oft auf einem Umwege sehr viel weiter komme. Habgierig, neidisch und lügnerisch, sei der Schwarze doch kulturfähig, wenn man ihn richtig nehme, und es sei ebenso wenig die Rentabilität Afrikas zweifelhaft.

— (Togogebiet.) Am Klimafieber ist der deutsche Konsul Randad in Weydah gestorben. Nach dem „Hamb. Korresp." hatte Herr Randad anläßlich des Konflikts zwischen den Dahomeyern und den Franzosen eine Reise nach Kamerun angetreten, wo er dem Blackwater-Fieber erlegen ist.

— (Francis de Winton) hat den Posten eines Gouverneurs der Besitzungen der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft angenommen und wird bald nach Mombas abreisen. In englischen Kreisen wird Stimmung für die Idee gemacht, Stanley mit der Leitung der südafrikanischen Gesellschaft zu betrauen welche von Süden nach Norden dringen soll, um der Expedition Emin Paschas zuvorzukommen. Die Belgier hoffen Stanley für den Posten eines Generalgouverneurs des Kongo zu gewinnen.

— (Sir Percy Anderson), der Chef der afrikanischen Abteilung des britischen auswärtigen Amtes ist hier eingetroffen, und die Verhandlungen über die Grenzregulirung werden nunmehr bald beginnen.

— (Die Nachricht, daß der König Mwanga von Uganda) sein ganzes Gebiet unter den Schutz der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellt, ist von dem Reuter'schen Bureau gemeldet worden. Wenn sie sich bestätigen sollte, so würde eine Erklärung für die geheimnisvollen Andeutungen gegeben sein, welche seinerzeit Mackinnon machte. Als Emin Pascha in deutsche Dienste trat, meinte der Schotte, wenn die Deutschen an den Victoria-Nyanza kämen, würden sie sehen, daß man ihnen zuvorgekommen sei. In merkwürdiger Weise trifft die Kunde von diesem englischen Erwerb mit einer litterarischen Kundgebung derselben englischen Kreise zusammen. In dem eben erschienenen Maiheft des „Nineteenth Century" hat Sir Francis de Winton einen Aufsatz über „England und Deutschland in Ostafrika" veröffentlicht, welcher lebhaft für ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten in jenen Gegenden eintritt. In den verschiedensten Formen variirt er dabei den Satz „union is strength". Eine kleine Karte, welche beigefügt ist, zeigt Uganda schon in das englische Einflußgebiet eingefügt. Während viele deutsche Karten den Victoria-Nyanza halb dem deutschen Gebiet zuteilen und die Grenzlinie parallel dem Äquator zum Muta Nzige laufen lassen, zieht Sir Francis die Scheidelinie vom Nordende des Tanganyikasees südlich des Akenyarusees zum südlichen Rand des Victoria-Nyanza, so daß den Deutschen nur ein Drittel des Sees verbleiben würde. Eine Regelung dieser Frage wird hoffentlich bei den jetzt beginnenden Verhandlungen in Berlin erfolgen.

— (Mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika) hat sich auch jüngst wieder das englische Parlament beschäftigt. Es kam in der Debatte dabei mehr und mehr die Überzeugung zur Geltung, daß durch eine Bekämpfung des Sklaven-Transportes zur See allein der Sklavenhandel und die Sklavenjagden nicht unterdrückt werden könnten, man müsse demselben vielmehr im Innern des afrikanischen Kontinents entgegentreten. Neben der Anlage von Stationen zur Überwachung der Sklavenkarawanen wurde besonders die Herstellung von Eisenbahnverbindungen zwischen der Küste und der Region der großen Seen empfohlen. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung solche Unternehmungen durch Subsidien oder Zinsgarantien unterstützen möge, weil durch Schaffung neuer Transportmittel an Stelle der bisher zum Tragen von Lasten benutzten Sklaven das Bedürfnis nach den letzteren von selbst fortfallen würde.

— (Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.) Das Kaiserliche Kommissariat für das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie ist nun vollständig organisirt. Dem Reichskommissar Regierungsrat Rose ist der Assessor Schmiele als Kanzler beigegeben und dem Referendar a. D. Hildebrandt ist das Amt eines Sekretärs kommissarisch übertragen worden.

— (Aus Samoa.) Nach Berichten aus Samoa ist der Samoa-Vertrag von dem Könige Malietoa in Gegenwart der Konsuln und zahlreicher Eingeborenen unterzeichnet worden. Von der Partei Tamaseses wurde angezeigt, daß sie sich unterwerfe.

— (Schiffahrt auf dem Sambesi.) Die Firma Yarrow in England hat den Bau zweier stählerner flachgehender Dampfer für die Admiralität übernommen, welche für die Schiffahrt auf dem Sambesi und dem Shire als Kanonenboote dienen sollen. Diese Boote sind von dem Sternradtypus, 90 Fuß lang, 16 Fuß breit und haben einen Tiefgang von 18 Zoll bis 2 Fuß. Dieselben werden in Teile zerlegt verschifft und am Bestimmungsort zusammengesetzt. Das Eigentümlichste bei dem Kontrakt mit der Firma Yarrow ist, daß dieselbe die Verpflichtung übernommen hat, die Boote an der Flußmündung zusammen zu setzen und sie binnen 24 Stunden zum Dampfen fertig zu stellen, ohne die Küste oder ein Ufer des Flusses zu betreten. In denselben Werken werden Seite an Seite mit den englischen Booten sechs Boote für die portugiesische Regierung, die ebenfalls zum Dienst in demselben Distrikt bestimmt sind, gebaut. Dieselben wurden, unmittelbar nach der von Major Serpa Pinto den Sambesi hinauf mit drei Kanonenbooten unternommenen Expedition, bestellt. Die Portugiesen werden daher binnen nicht zu langer Zeit auf dem Sambesi eine kleine, aus neun Kanonenbooten bestehende, Flotte besitzen.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Kapté in Kamasia, den 16. Januar 1890.
Baringo-Nyanza.

Dem verehrlichen Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees beehre ich mich, mit Gelegenheit der Expedition vom Sohn des Jumbe Kimameta, welchen ich heute begegne, nachfolgende kurze Mitteilungen über den Verlauf der Expedition zu machen. Ich darf bemerken, daß ich während der Expedition eine genaue Berichterstattung fortgesetzt habe. Diese Berichte, welche zum Teil ausführliche geographische Entdeckungen behandeln, getraue ich mich jedoch nicht, der gegenwärtigen Gelegenheit an die Küste anzuvertrauen, da ihr Verlust durch mich nachträglich nicht zu ersetzen wäre. Ich werde sie nur immer ganz sicherer Vermittlung übergeben.

Ich bin mit der deutschen Emin Pascha-Expedition den ganzen Tana bis in dessen Quellengebiet hinaufmarschiert — durch Murdoi, Thakaland, Ukamba, Mumoni, Kitui und Kikuju. Der Tana von Hargatzo an wird im Norden durch eine Gebirgskette begrenzt, welche vergleiche meinen Bericht aus Hargatzo[1]) — bis nach Thakaland hinein reicht. Sie läuft mit dem Strom südwestlich und endet beim

[1]) Dieser Bericht ist in Berlin nicht eingegangen.

Anfang der eigentlichen Thakaberge, etwa 5 Meilen oberhalb des Kilolumafalles in einer weit sichtbaren Eckkuppe. Demselben schräg gegenüber auf dem rechten Tanaufer erhebt sich alsdann das Mumonibergland in gleicher Höhe bis zu 6—7000 Fuß. In diesem Bergland habe ich vom 16. bis zum 26. November gelagert, mit dem vergeblichen Versuch, eine Brücke über den reißenden Tana zu schlagen beschäftigt. Als dieser zweimal gescheitert war, zog ich am rechten Ufer entlang bis nach Kikuju und bin durch Leikipia zum Baringo marschirt. Der Tana von Hargazo aufwärts stellt eine Reihe von gewaltigen Fällen und unaufhörlichen Stromschnellen dar. Er steigt von 100 bis 750 Meter in Mumoni und etwa 1400 Meter in Kikuju. Der erste bedeutende Fall ist der Kilolumafall an der Straße von Mbe nach Mombas. Eine Reihe von Fällen und Stromschnellen in Mumoni mit einer großartigen Felspartie, welche 150 Meter senkrecht zur Flußsohle fällt. Sie würden in Europa für eine landschaftliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges gehalten werden. Bei Uebergang aus Ukamba Mumoni nach Ukamba Kitui ist die großartigste Partie des ganzen Stromes. Eine Reihe unmittelbar auf einanderfolgender Fälle, die sich als ein gewaltiger Fall ausnehmen, stürzt etwa 100 m in die Tiefe. 2—3 Meilen oberhalb ist noch ein sehr bemerkenswerter Fall, wo sich das Wasser kreisförmig etwa 12 m in die Tiefe stürzt. Außer diesen Fällen, welche festgelegt werden müssen für die Kartographie des Tana, ließen sich noch hunderte kleine und kleinste aufzählen. Das Nähere darüber findet sich in meinen Berichten. Zwei Meilen oberhalb des Falles lagerte ich an einer Stelle, wo ich meine, daß Krapf den Fluß gesehen haben mag. Gegenüber mag man in Berghöhen den Albert-Berg wiederfinden. Derselbe ist auch auf den Karten etwa 30 Meilen zu weit unterhalb gelegt. Die meisten Karten zeichnen diese Gegend überhaupt falsch.

Der Tana fließt bis zu den großen Fällen südwestlich, südwestlich, zuletzt geradezu südlich, wendet sich von hier an allmählich nach Westen und vom Einfluß des Dika an nach Nordwesten zurück. Sein Quellengebiet ist die Kikuju-Ebene, zwischen der Thomson'schen Aberdare Range und Kenia. Der eigentliche „D'äana" oder D'ägaua aber kommt vom Kenia. So viel kurz vom Tana. Alles Nähere in meinen Berichten. —

Der äußere Verlauf meiner Expedition war sturmvoll. Kampf und Krieg ist die Losung gewesen! Nacheinander habe ich die Wandorobo in Murdui, Wadsäcka, Wakikuju und vor allem die Massais schlagen müssen, um hierher zu gelangen. Bei den Massai habe ich Elbeje't und ein anderes Kraal verbrannt. Durchweg war ich herausgefordert. Mich haben die Strapazen und Kämpfe 15 Träger und einen weiteren Askari, Alo Agal gekostet, der in dem erbitterten Gefecht mit den Massai am Sonntag, den 22. Dezember neben mir fiel. Nach diesem Gefecht bei Elbejeto am Ngare Gobiot bin ich den Guaso Nyiro nördlich bis weit über den Kenia hinaus die Eudikaberge entlang marschirt und habe dabei feststellen können, daß der Guaso Nyiro nicht zwischen Kenia und Eudika nach Osten, sondern fortdauernd NNW. fließt. Vielleicht läuft er in den Weiewei. Ich marschirte dann den Guaso Narok entlang. In der Christnacht hatten wir einen Ueberfall der Massais zu bestehen. Ich traf am 7. Januar d. J. in Njemps am Baringo mit noch etwa 400 guten Schafen ein. Am 13. Januar brachen wir von Njemps nach dem Nyanza auf. Englische Expeditionen habe ich nirgends gesehen. Nur die Spuren gescheiterter Emin Pascha-Expeditionen hin und wieder getroffen.

Ich denke in 9 Tagen von hier aus in Kabáras Kavirondo zu sein, wo, wie ich heute höre, ein Weißer sein soll, der die Wakavirondo geschlagen habe. Ich wünsche Uganda zu passiren, werde mich in Massala indeß vielleicht gezwungen sehen, durch Usoga rechts abzubiegen. Von dem Teleckischen Vorschlag, durch Turkán zu gehen, kann ich besonders deshalb keinen Gebrauch machen, weil ich keinerlei Nachricht über Emin besitze, der vielleicht schon in Europa ist, und nicht gerne blindlings mit meiner treuen Kolonne dem Mahdi in die Arme laufen möchte. Am Viktoria Nyanza werde ich doch irgend etwas erfahren.

Ich habe heute noch 48 Träger, 10 Soldaten, 3 Kameelleute (einer davon an der Rippenfellentzündung wohl hoffnungslos krank), 2 Küchenjungen, 2 Privatdiener, den Diener des Herrn v. Tiedemann und zwei Träger-Obere. Daneben noch 2 Kameele, welche ich mit außerordentlicher Mühe über die Bergkämme, Schluchten und reißenden Ströme gebracht habe, 6 Esel (5 davon Massaibeute) und 315 Schafe. An Tauschartikeln habe ich seit Odo boro Ruva für Wegeführer, Geschenke, Einkauf von Essen ꝛc. ꝛc. — vier Lasten Zeug gebraucht. Baß! Wir haben also nicht teuer gelebt. 2 Lasten Zeug habe ich an die Leute als Belohnung gegeben. Man darf nur die Statistiken anderer Expeditionen vergleichen, um mir einzuräumen, daß wir wirklich sparsam gewesen sind. Dabei ist kaum je eine Expedition so gut genährt gewesen, wie die meinige.

Überhaupt würde ich mich freuen, wenn der verehrliche Ausschuß die Überzeugung gewonnen hätte, daß ich mich nach Kräften bemüht habe, den mir gewordenen Auftrag auszuführen. Dies hat unser aller Leben wiederholt aufs Spiel gesetzt und wird es wohl noch weiterhin thun. Leikipia wird dauernd eine sehr ernste Rückerinnerung für Herrn von Tiedemann und mich bleiben. Herr von Tiedemann ist obendrein noch an der Dyssentrie erkrankt gewesen. Gott sei Dank ist meine Gesundheit ganz vorzüglich. Ich befinde mich reichlich so wohl als in Europa.

Ob und wo ich Emin Pascha treffen werde, weiß ich heute noch nicht, obwohl ich nur noch 75 Meilen von Wadelai entfernt bin. Ich bin jedenfalls nicht gewillt, wie Dr. Fischer, in Massala unverrichteter Sache umzukehren.

Ich bin heute etwa 175 deutsche Meilen Marschentfernung von der Küste und wer weiß, ob ich die Küste wiedersehe! Hier ist überall eine gewisse Aufregung verspürbar. Die Araber, die heute von Engaboto kommen, erzählen mir, die Leute dort seien früher sehr gut gewesen, jetzt aber schlecht geworden, was den Grafen Telecki interessiren dürfte. Ich habe ferner von den Kämpfen in Kawirondo durch diese Leute Kunde bekommen, und ich weiß, mit welcher Erbitterung mir der Weg hierher streitig gemacht ist. Ich habe erst heute 3 Wakamasia erschießen lassen müssen, weil gestern einer von meinen Leuten, Chamsini, meuchlerisch ermordet wurde. Hier ist kaum Muße, im Anblick großartiger Landschaften zu träumen. Hier ist Kampf und Streit die Losung, und ist wahrlich an der Zeit, daß Frieden einziehe in diesen dunklen Weltteil. Ich habe dazu nur indirekt beitragen können! Die Niederlage der Massais wird allen ferneren Expeditionen zu Nutze kommen, und auch sonst haben diese Schwarzen einsehen müssen, daß Karawanen nicht dazu da sind, von ihnen ausgebeutet und geplündert zu werden. Sie haben vielleicht dunkel gelernt, daß in dieser Welt Diebstahl und Lüge nicht das sind, was da sein soll; sondern daß vielmehr andere Normen für menschliches Handeln am Platz sind.

Hoffentlich ist dieser Bericht nicht der letzte. Das Schicksal meiner Expedition muß sich nun bald entscheiden. Gebe Gott, daß es im Sinne unserer Wünsche, im Sinne des zivilisatorischen Grundgedankens für unser Unternehmen und der nationalen Interessen ausfalle!

In unveränderlicher Hochachtung verharre ich des verehrlichen Ausschusses

stets ergebener Carl Peters.

Wir machen unsere Leser nochmals auf die recht interessante, von dem Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien veranstaltete Ausstellung von ethnographischen Gegenständen aus unseren Kolonien in der Königlichen Kriegsakademie, Dorotheenstraße 58, 59, aufmerksam, da der Besuch derselben in jeder Beziehung lohnt. Die Ausstellung wird in den nächsten Tagen schon schließen.

Bekanntmachungen.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu Berlin.

Die Mitglieder der Gesellschaft werden zu einer außerordentlichen Hauptversammlung auf

Mittwoch, den 4. Juni 1890, Nachmittags 1 Uhr,

in die Geschäftsräume der Gesellschaft, Wilhelmstr. 9 I zu Berlin ganz ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

Beschlußfassung über die Ausgabe von Vorzugsanteilen in Gemäßheit des §. 9 der Satzungen.

Berlin, den 28. April 1890.

Der Vorsitzende des Verwaltungsrats.
Karl von der Heydt.

Wir machen hierdurch bekannt, daß Herr Wilhelm Hollmann zu Berlin von uns zum Bevollmächtigten in Gemäßheit des §. 27 unserer Satzungen bestellt worden ist.

Berlin, den 28. April 1890.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.
Bourjau. Lucas. Vohsen.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zu dem Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Carl Freiherr v. Stumm auf Halberg, Kreis Saarbrücken, 800 M.; Aktiengesellschaft Dillinger Hüttenwerke in Dillingen, Saar, 500 M.; gesammelt durch Dr. Bärwinkel in Erfurt 134,20 M.; Schnoor & Co. in Leipzig Ertrag der durch den Vortrag des Marinepfarrer Wangemann angeregten Sammlung 702,50 M.; Kommerzienrat Hollmann in Braunschweig von der dortigen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft 350,36 M. baar und eine Aktie über 1000 M. der Deutschen Siedelungsgesellschaft Herman; Königlicher Gartendirektor Jühlke in Potsdam 20 M.; Königlicher Kreisschulinspektor Steuer in Riesenburg 5 M.; Königlicher Baurat Hoffmann in Berlin für das II Quartal 1890 25 M.; durch Pfarrer Diestelkamp 419,49 M.; durch Missionsinspektor Beyer 1766,42 M.; durch Pastor Berlin 93,05 M. Im Ganzen 4816,04 M.

Berlin, den 1. Mai 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. Königlicher Baurat Hoffmann.
I. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 11. Berlin, 24. Mai 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die kolonialpolitischen Reichstagsverhandlungen. — Der große Süden IV. Von A. W. Schleicher. — Rede des Herrn Major Liebert in der Sitzung des Reichstags vom 13. Mai. — Über Verkehrswege in Ostafrika II. Von K. Weiß. — Einiges über Mußestunden und Nebenbeschäftigungen in unseren Kolonien. Von Dr. Richard Hindorf. — Korrespondenz. — Der Geschäftsbericht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung.

Montag, den 16. und Dienstag den 17. Juni

wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in **Köln a. Rh.** stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald in der von den Satzungen vorgeschriebenen Form und Frist dem Büreau, Berlin W., Linkstr. 25, zu übersenden.

Berlin, den 20. Mai 1890.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

Am 16. Juni, Nachmittags 5 Uhr,

im großen Saale des Civilkasinos (nur für Mitglieder zugänglich).

1. Jahresbericht, erstattet durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das Jahr 1889. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten (Abschnitt VI, Ziffer 5 der Satzungen).
3. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr (Abschnitt VI, Ziffer 5).
4. Etwaige Anträge.

a) ein Antrag der Abteilung Eberswalde, an Stelle des Abschnitt IV, Ziffer 3 der Satzungen zu setzen:

„Die Abteilungen sind verpflichtet, bis spätestens zum 1. Juli jeden Jahres für jedes von ihnen gemeldete Mitglied 6 Mark kostenfrei an die Hauptkasse abzuführen. Insoweit diese Beiträge bis dahin noch nicht haben eingezogen werden können, sind die betreffenden Abteilungen gehalten, dem Büreau bis zum 1. Juli diejenigen Abteilungsmitglieder namhaft zu machen, welche trotz Aufforderung ihren Beitrag nicht gezahlt haben. Der Ausschuß ist berechtigt, die Lieferung der „Kolonial-Zeitung" für diese säumigen Mitglieder bis Zahlung des Beitrags einzustellen. Für diejenigen Mitglieder, welche erst nach dem 1. April einer Abteilung beigetreten sind, tritt an die Stelle des 1. Juli der 31. Dezember."

Ferner im Abschnitt III, im zweiten Absatz nach dem Worte „unentgeltlich" hinzuzufügen: „mit Ausnahme des Falles Abschnitt IV Ziffer 3".

b) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt IV Ziffer 6 der Satzungen künftig wie folgt zu fassen:

„Die Abteilungen und Gauverbände sind verpflichtet, zu jeder öffentlichen Kundgebung oder sonstigen Maßnahme, welche auf die vom Vorstande und Ausschusse zu wahrenden allgemeinen Interessen der Gesellschaft zurückwirken können, die Zustimmung des Ausschusses einzuholen. Insbesondere muß dies geschehen, wenn Abteilungen überseeische Unternehmungen aus Vereinsmitteln oder öffentlich unter dem Namen des Vereins anzuregen oder zu fördern beabsichtigen.

Falls der Ausschuß die Zustimmung zu einem derartigen Antrage nicht binnen 14 Tagen erteilt, ist die Abteilung berechtigt, aber auch vor Einleitung weiterer Schritte verpflichtet, die Entscheidung des Vorstandes anzurufen. In solchem Falle muß die Einberufung zu dieser Vorstandssitzung spätestens in 14 Tagen erfolgen."

c) ein Antrag des Ausschusses, unter Abschnitt IV, Ziffer 7 neu aufzunehmen:

„7. Sofern verschiedene Abteilungen über Vereinsangelegenheiten allgemeiner Art unter einander in Benehmen treten, hat die anregende Abteilung hiervon dem Ausschusse rechtzeitig Mitteilung zu machen."

d) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt V, Ziffer 3 fortan zu fassen, wie folgt:

„Zur fortlaufenden Erledigung der Vereinsangelegenheiten namentlich zur Beaufsichtigung des Bureaus, Überwachung der Kassengeschäfte, Bewilligung von Ausgaben (vergl. V. 7) innerhalb des Voranschlages, sowie zur Überwachung der Veröffentlichungen der Deutschen Kolonialgesellschaft ist ein Ausschuß bestimmt, welcher zu regelmäßigen Sitzungen zusammentritt. Der Ausschuß besteht aus dem Präsidium und höchstens 14, durch den Vorstand aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und wird auf die Dauer von 3 Jahren gewählt. Der Ausschuß hat das Recht sich durch freie Zuwahl um 6 Mitglieder zu verstärken. Die Ergänzung des Ausschusses 2c.

e) ein Antrag des Ausschusses, in Abschnitt V, Ziffer 5 hinter dem Worte „Vorstandes" in der dritten Zeile einzuschalten:

„oder von einer oder mehreren Abteilungen, welche zusammen mindestens 1000 Mitglieder zählen."

f) ein Antrag des Ausschusses:

Abschnitt V Ziffer 1 ist dahin zu ändern, daß die Zahl der in der Hauptversammlung zu wählenden Mitglieder des Vorstandes von 25 auf 50 erhöht wird und der Vorstand die Zahl seiner Mitglieder durch Zuwahl bis auf 100 erhöhen kann.

Für die beiden Zahlen 25 und 50 wären demnach zu setzen 50 beziehungsweise 100, im übrigen bleibt der Abschnitt V Ziffer 1 unverändert.

g) ein Antrag der Abteilung Hannover. Derselbe lautet:

„Die Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Hannover, hat in ihrer Vorstandssitzung vom 5. Februar 1890 beschlossen, zu beantragen, den §. 5 der Satzungen im Eingang zu fassen wie folgt:

Die Gesellschaft wird vertreten durch den Vorstand. Der Vorstand wird im Anschluß an die Hauptversammlung durch die persönlich anwesenden Vertreter der Abteilungen gewählt. Jede Abteilung kann so viel stimmfähige Vertreter in die Hauptversammlung entsenden, als sie Hunderte von Mitgliedern zählt. Das angefangene Hundert gilt als volles Hundert. Doch ist es auch jeder Abteilung gestattet, durch einen Delegirten die ihr zustehenden Wahlstimmen abgeben zu lassen. Eine Vertretung durch andere, der betreffenden Abteilung nicht angehörige Mitglieder, ist dabei nicht gestattet.

Der Vorstand wird auf je drei Jahre gewählt und besteht aus 25 Mitgliedern 2c. 2c."

h) ein Antrag der Abteilung München, unterstützt von den Abteilungen Augsburg und Bamberg. Derselbe bringt folgende Statutenänderung in Vorschlag:

Zu V 1. Der Vorstand wird in der Hauptversammlung durch die stimmberechtigten Vertreter der Abteilungen auf je 3 Jahre gewählt u. s. w.

Zu VI 1. Es giebt ordentliche und außerordentliche Hauptversammlungen, in denen über die Angelegenheiten der Gesellschaft durch Abstimmung entschieden wird.

Die Abstimmung auf der Hauptversammlung erfolgt nach Abteilungen.

Abteilungen bis 49 Mitglieder haben 1 Stimme,
" von 50 bis 99 " " 2 Stimmen.

Für jedes neu angetretene Hundert Mitglieder erhält die Abteilung eine weitere Stimme, so daß z. B. eine Abteilung von 399 Mitgliedern über 5 Stimmen, eine solche von 400 Mitgliedern über 6 Stimmen verfügt.

Bei der Feststellung der Stimmenzahl werden den Abteilungen nur so viel Mitglieder angerechnet als Jahresbeiträge für das laufende Jahr an die Zentralkasse eingezahlt wurden. Die Stimmen einer jeden Abteilung können dem Vertreter einer anderen Abteilung übertragen werden, doch können von einem Gesellschaftsmitgliede nicht mehr als 15 Stimmen im ganzen vertreten werden.

Über die Angelegenheiten der Gesellschaft wird mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden; bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende.

Die § 2, 3, 4, 5, 6 und 8 bleiben in der bisherigen Fassung, § 7 fällt aus.

5 Bericht über die Entwicklung der Verhältnisse in unseren Schutzgebieten.

6. Rechtsverhältnisse der Eingebornen in den deutschen Schutzgebieten.

7. Eventuelle Nachwahl von 25 Vorstandsmitgliedern.

8. Geschäftliches.

Tagesordnung:

Am 17. Juni

abends 6 Uhr im großen Saale der Lesegesellschaft.

1. Darlegung der Entwicklung der Verhältnisse in Ostafrika

2. Antrag der Abteilung Köln Derselbe lautet:

„Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft wird beauftragt, an den Herrn Reichskanzler folgende Petition zu richten:

Der Herr Reichskanzler wolle veranlassen, daß baldigst ein besonderes Reichs-Kolonialamt ins Leben gerufen werde, in welchem neben dem juristisch-diplomatischen das sachverständige, kolonialtechnische Element, sei es in Gestalt eines mit ausreichenden Befugnissen ausgestatteten Kolonialrates oder in anderer geeigneter Weise, einen entscheidenden Einfluß erhält."

3. Sicherung der Grenzen und Wasserstraßen der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika.

Der Hauptversammlung am 16. Juni wird vormittags 10 Uhr eine Sitzung des Vorstandes im gelben Saale des Zivilkasino vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird. Die Tagesordnung der Vorstandssitzung wird den Herren Mitgliedern des Vorstandes durch besondere Einladungen mitgeteilt werden.

Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Linkstr. 25, zu übersenden.

Berlin, den 20. Mai 1890.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Die kolonialpolitischen Reichstagsverhandlungen.

Nachdem in der Person des Reichskanzlers ein Wechsel eingetreten und der Reichstag aus den Neuwahlen in wesentlich veränderter Zusammensetzung hervorgegangen war, mußten die Freunde der deutschen Kolonialpolitik der ersten kolonialpolitischen Debatte im Reichstag mit ungewöhnlicher Spannung entgegensehen.

In der Thronrede, mit welcher Se. Majestät der Kaiser am 6. Mai den Reichstag eröffnete, wurde das Gebiet der Kolonialpolitik nur mit folgenden Worten berührt:

„Die in Ostafrika eingeleitete Aktion zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen hat, Dank der aufopfernden Thätigkeit der dorthin gesandten Offiziere und Beamten, während der letzten Monate Fortschritte gemacht. Der vollständigen Wiederherstellung der Ruhe in jenen Gebieten darf in nächster Zeit entgegengesehen werden. Die dadurch entstehenden Kosten werden durch eine Nachtragsbewilligung zu decken sein."

Der hier angekündigte Nachtragsetat ging alsbald dem Reichstag in Höhe von 4 500 000 Mark zu. Zur Begründung desselben wurde Folgendes bemerkt:

„Für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika sind für das Etatsjahr 1890/91 bisher Mittel vom Bundesrate und Reichstage nicht bewilligt worden, da die Vorschläge des Reichskommissars Major Wißmann zur Zeit, als der Reichstag versammelt war, noch nicht vollständig eingegangen waren und daher die Einbringung einer Vorlage behufs Deckung der entstehenden Kosten nicht möglich erschien. Nachdem das fehlende Zahlenmaterial inzwischen ergänzt ist, wurde zur Prüfung der eingereichten Vorschläge und Geldforderungen der mit der Stellvertretung des Reichskommissars betraute Major Liebert vom großen Generalstabe nach Ostafrika entsandt. Auf Grund der nunmehr vorliegenden ausführlichen Berichte in Verbindung mit den bisherigen Erfahrungen ist der Bedarf des Reichskommissars für die ihm in Ostafrika obliegenden militärischen und politischen Aufgaben im Etatsjahr 1890/91 auf 4 500 000 Mark zu veranschlagen, deren Bewilligung im Wege des Nachtragsetats erbeten wird. Bei Bemessung dieser Forderung kam in Betracht, daß, wenn auch der Aufstand im nördlichen Teile der deutschen Interessensphäre in Ostafrika als beendigt anzusehen ist, sich doch die Notwendigkeit ergeben hat, in diesem Gebiete und namentlich an der Küste zur weiteren Durchführung der gegen den Sklavenhandel ergriffenen Maßregeln, zur Sicherung der Karawanenstraßen und zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe im allgemeinen eine Anzahl von militärischen Stationen zu unterhalten. Außerdem liegt dem Reichskommissar die fernere Aufgabe ob, auch den Aufstand im südlichen Teile der deutschen Interessensphäre, gegen welchen bisher noch keinerlei Maßregeln ergriffen waren, niederzuwerfen und dort zur Bekämpfung des Sklavenhandels und der denselben begünstigenden Elemente die erforderlichen Einrichtungen zu treffen. Um diese Aufgaben vorzubereiten und durchzuführen, hat sich die Notwendigkeit ergeben, die Zahl der schwarzen Mannschaften der Schutztruppe von 1100 auf rund 1700 Mann zu erhöhen, wodurch zugleich eine entsprechende Vermehrung des Personals an deutschen Offizieren und Unteroffizieren bedingt wird. Nach den detaillirten Anschlägen des Reichskommissars und des Majors Liebert sind an laufenden Ausgaben für das Etatsjahr 1890/91 3 088 580 M. erforderlich, wovon entfallen auf: Unterhaltung des europäischen Personals 750 000 M., Unterhaltung der farbigen Truppe 1 358 580 M. Laufende Reise- und Ausrüstungskosten, Abfindungsgelder u. s. w. aus Anlaß eines Wechsels im Personalbestande der Truppe 85 000 M., Kosten für den Schiffsbetrieb (4 Dampfer und 1 Barkasse) einschließlich der Besoldungen der Besatzung 385 000 M., verschiedene sächliche Ausgaben 510 000 M. Zu diesen laufenden Ausgaben von in Summa 3 088 580 M. treten an einmaligen Ausgaben für Ankauf einer Dampfbarkasse und von Brandungsböten, zur Charterung von Transportschiffen, für Ergänzung des Kriegsmaterials, Haus- und Kasernen-einrichtungen u. s. w. für die Stationen, Ausrüstungs- und Reisegelder 845 000 M. Endlich hat sich das Bedürfnis ergeben, zu unvorhergesehenen Ausgaben einen Reservefonds von 566 420 M. auszuwerfen. Die im laufenden Rechnungsjahre bis zur verfassungsmäßigen Bereitstellung der 4 500 000 M. erwachsenden, einstweilen außeretatsmäßig zu berechnenden Ausgaben würden auf diesen Kredit in Anrechnung kommen. Bemerkt wird schließlich, daß die durch das Gesetz vom 27. März 1889 und die durch das Gesetz vom 1. Februar 1890 für das Etatsjahr 1889/90 bereit gestellten Kredite von 1 200 000 M. bezw. 1 950 000 M. nicht nur erschöpft sind, sondern daß voraussichtlich bis zum Finalabschlusse der Legationskasse für 1889 eine Überschreitung von 365 000 M. bis 400 000 M. sich ergeben wird. Diese Überschreitung, welche ihre hauptsächlichste Erklärung in der bereits während der Monate Februar und März d. J. eingeleiteten Vermehrung der Zahl der Mannschaften für die militärischen Operationen im Süden der deutschen Interessensphäre findet, wird etatsmäßig nachgewiesen und mittels der Haushaltsübersicht für 1889/90 der nachträglichen Genehmigung der gesetzgebenden Körper unterbreitet werden."

Die Verhandlungen über diesen Nachtragsetat, auf welche man mit Recht allseitig gespannt war, begannen am 12. Mai und wurden durch eine Rede des Herrn Staatssekretärs Freiherrn v. Marschall eingeleitet, in welcher in großen Zügen das Wichtigste, was in Ostafrika geschehen war, vorgeführt wurde, die Gefangennahme Buschiris, die Pazifizirung des Nordens, die Unterwerfung Bana Heris und die Aussendung der Expedition Emin Paschas. Die Aufgaben Emin Paschas wurden, ganz im Sinne unserer früheren Ausführungen, dahin umgrenzt, daß er im Innern der uns unbestritten zugehörigen Interessensphäre freundliche Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen, die Interessen der dort ansässigen Missionare zu schützen und die Frage zu erwägen habe, wo Stationen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und Sicherung der Karawanenstraßen errichtet werden könnten. Wir seien nach wie vor entschlossen, in unserer Kolonialpolitik, und speziell in Ostafrika, Hand in Hand mit England zu gehen. Was besonders die Abgrenzung unserer Interessensphäre beträfe, so könne es nicht die Aufgabe sein, möglichst viel Terrain auf der Karte anzustreben, vielmehr werde das ernste Augenmerk darauf zu richten sein, daß das, was nach seiner geographischen Gestaltung, nach den Verkehrswegen zu Wasser und zu Lande, nach den Verkehrs- und Handelsbeziehungen zusammengehöre, auch zusammen bleibe, sodaß das jetzige Gebiet selbständig und ohne Gefahr zu einer gedeihlichen Entwickelung geführt werden könne. Der erste Redner der Opposition, Herr Dr. Bamberger, gab angesichts der neuen Lage im Namen der freisinnigen Partei fundamentale Erklärungen über ihre Stellungnahme zur Kolonialpolitik ab. Die Partei sei kein Gegner jeder Kolonialpolitik, wohl aber doch derjenigen, die sich in Deutschland entwickelt

habe. Er suchte nachzuweisen, daß die eventueller Resultate gegen die jetzigen Opfer in einem kolossalen Mißverhältnis ständen und die Vorteile der Kolonien verschwindend dagegen seien, daß wir Deutschlands Verteidigungslinie jenseits des Ozeans ins Kolossale vermehren. Wir ständen vor einem ostafrikanischen Kriege, dessen Ende wir nicht absähen. Das Reich sei in diese Unternehmung hineingekommen wie ein Spieler, der ohne Überlegung sich in gewagte Unternehmungen begiebt. Bedenklich sei auch das Engagement Emin Paschas. Der neue Reichskanzler könnte freilich die ostafrikanischen Unternehmungen nicht im Stiche lassen, obwohl unsere militärische Ehre in Afrika genügend gewahrt sei, da wir genug gebrannt und gesengt hätten. Wenn die Regierung die Aufwendung von Mitteln für Ostafrika in die Hände der Ostafrikanischen Gesellschaft legen wolle, werde die Partei sie unterstützen, die gegenwärtige Vorlage aber müsse sie ablehnen. Offenbar bezweckte das gewundene Nachwort des deutschfreisinnigen Redners, nach verschiedenen Seiten hin den Eindruck hervorzurufen, daß die Partei, obwohl sich gleich bei der ersten wichtigen Angelegenheit dem neuen Kanzler entgegentreten müsse, doch zu ihm ganz anders stehe als zu seinem Vorgänger. Der Herr Reichskanzler v. Caprivi verneinte, daß durch seinen Eintritt in die Verwaltung ein Wechsel in den Anschauungen der Regierung eingetreten sei. Er habe früher und zwar nicht blos aus Ressortgründen die Einführung der Kolonialpolitik in jener Zeit für bedenklich erachtet, er sei aber jetzt der Überzeugung, daß, so wie die Sache heute liege, wir nicht allein ohne Verlust an Ehre, sondern auch ohne Verlust an Geld nicht zurückkönnen, daß wir ebensowenig auf diesem Standpunkt stehen bleiben können, daß uns also nichts anderes übrig bleibe, als fortzuschreiten. Ein bestimmtes Programm zu geben, sei er nicht im stande, da dies bei Dingen, die sich der Einsicht in ihre innere Natur so sehr entziehen, wie die Anlage von Kolonien, rein unmöglich sei. Er stehe mit ganz kaltem Verstande auch heute noch der Sache gegenüber und mit seinem Rat werde die Kolonialpolitik nur so weit gehen, als die Ehre und die Interessen Deutschlands es erfordern. Herr v. Caprivi wandte sich dann gegen die Schlußfolgerung der Ausführungen des Herrn Bamberger, daß die Kolonialpolitik als Wirtschaftspolitik keine Erfolge aufweise, indem er auf die Schutzgebiete Togo und Kamerun hinwies und die Hoffnung und den Glauben aussprach, daß wir auch in Ostafrika noch dahin kommen würden, unsere Ausgaben und Einnahmen zu balanziren. Besonders wirksam waren die Ausführungen des Redners, in denen er gegenüber dem rein wirtschaftlichen Standpunkte des Herrn Bamberger die idealen Momente betont, die in unserer Kolonialpolitik tätig gewesen sind und tätig sein müssen:

„Ich glaube endlich, daß der Herr Abgeordnete Bamberger ein Motiv nicht genügend gewürdigt hat oder wenigstens, daß er es beiseite schiebt, das ist das nationale Empfinden. Nach meiner Überzeugung — und ich habe ja damals auch Einblick in das eine oder andere gehabt, was zur Kolonialpolitik führte — ist die Rücksicht auf die Erhaltung einer nationalen Strömung im Volke nicht maßgebend gewesen. Nach dem Kriege von 1870 trat eine Periode ein, in der der nationale Geist, ich will nicht sagen, rückläufig wurde, aber zu erlahmen schien. Es fehlten ihm Objekte, auf die er sich richten konnte, der Idealismus, dessen der Deutsche zu seiner Existenz bedarf, hatte sich abgewöhnt, sich auf geistigen Gebieten zu betätigen. Die Kriege hatten ihm praktische Ziele gegeben, jetzt war noch ein Überschuß davon da, der nicht wußte, wohin: Da bot sich die Kolonialpolitik, und was an warmem Empfinden für die nationale Ehre und Größe da war, das richtete sich, ich gebe zu, zum Teil blind und ohne den Verstand zu Rate zu ziehen, auf dieses Gebiet. (Sehr wahr!) Meine Herren, es liegt doch auch eigentlich im Wesen des Deutschen, der auf der einen Seite so stark zum Partikularismus neigt, daß er eines Idealismus bedarf, wenn er leistungsfähig bleiben soll. Dieser Idealismus, wenn er sich konzentriren soll — und nur durch Konzentration bleiben Gefühle auf die Dauer in den Massen warm und stark — bedarf eines gewissen Brennpunktes, und ein solcher Brennpunkt wurde ihm in der Kolonialpolitik gegeben; er wurde von der Nation, soweit ich habe beurteilen können, dankbar aufgenommen. Der Herr Abgeordnete Bamberger nennt das einen romantischen Sinn und spricht ihm wenig Bedeutung zu. Ich möchte mir aber doch mal die Frage erlauben, ob ohne diesen romantischen Sinn, ob ohne den Instinkt des Gefühles im Volke der Deutsche Reichstag heute hier sitzen würde, wo er sitzt. (Bravo rechts.) Ich glaube umgekehrt. Einem sollen nationalen Instinkt, dem Unbewußten in der Volksseele, erkenne ich eine gewisse Kraft zu, und ich würde mich auch an meiner Stelle für verpflichtet halten, wenn ich wahrnähme, daß eine solche Kraft da ist, ihr nachzugehen und zu versuchen, wie sie nutzbar zu machen und in brauchbare Wege zu lenken ist. (Bravo rechts.)

Nun hat der Herr Abgeordnete darin ganz Recht, es ist mit diesem Enthusiasmus insofern nicht viel anzufangen, als er sich sehr schwer in klingender Münze überjetzt (Heiterkeit), und mit dem deutschen Kolonialenthusiasmus, von dem man mit Recht sagt, er macht meist vor dem Geldbeutel Halt. Indessen habe ich gerade, was Ostafrika angeht, den bestimmten Glauben, daß, wenn das, was da jetzt im Werke ist, durchgeführt, wenn die Pazifikation vollendet, wenn geordnete Zustände da hergestellt sein werden, gerade Ostafrika eine Stelle sein wird, die für das Privatkapital mehr Anziehungskraft haben wird, als der eine oder der andere Ort, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß das, was an Kolonialenthusiasmus in der Nation noch vorhanden ist, die Barriere überwinden und auch zum klingenden Ausdruck bei dem ostafrikanischen Unternehmen kommen wird.

Mit der nationalen Frage hing für viele eine Art Machtfrage zusammen, und ich muß auch hier zugeben, diese Machtfrage, die in der Kolonialpolitik lag, ist mit einem großen Aufwande von Mangel an Sachverständnis (Hört, hört! links), ich will sagen: in der Menge behandelt worden. Denn man glaubte, wenn wir nun Kolonien hätten und kauften einen Atlas und da malten wir Afrika blau an, dann wären wir große Leute geworden. (Heiterkeit.) Ja, davon konnte keine Rede sein. Der Beginn einer Kolonialpolitik arbeitet in Bezug auf Machtverhältnisse zweifellos mit negativen Vorzeichen. Menschen und Geld werden an einer Stelle ausgegeben, wo sie fürs erste nicht rentiren. Wenn die Kolonialpolitik eine Politik des Glaubens und der Hoffnung ist, sowohl finanziell als in Bezug auf die ethischen Gesichtspunkte, so ist sie das auch in Bezug auf die Macht, und vielleicht sind die Anforderungen an den Glauben der Menschen hier die stärksten. Ich glaube auch hier unverdächtig zu sein. Es können Zeiten in Deutschland kommen, wo jeder Mann im Glied und jede Mark in der Kasse uns willkommen sein wird, und ich kann dem Herrn Abgeordneten Bamberger versichern, daß, was mich angeht, kein Mann mehr in Ostafrika eingesetzt und keine Mark mehr ausgegeben werden wird, als eben um das zu erhalten, und in den Bahnen, die einmal vorgezeichnet sind, auszubilden, was jetzt da ist."

Der Befürchtung vor Schwierigkeiten durch die Kolonien im Falle eines Krieges trat Herr v. Caprivi mit dem militärisch anerkannten Grundsatze entgegen, daß die Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatz immer über die Nebenkriegsschauplätze mit entscheidet. Das Phäakendasein eines kleinen europäischen Staates habe ein Ende, es könne die Zeit kommen, wo wir zur See eine gewisse Kraft zu entwickeln im stande sein müßten. Das Dasein von Kohlenstationen sei für einen zukünftigen Krieg die Bedingung jeder Wirksamkeit der Marine. Er schloß mit der Versicherung, daß die Regierung schrittweise vorgehen und danach trachten werde, die Gesellschaften wieder dahin zu bringen, wo sie ursprünglich gestanden haben. Er glaube, die verbündeten Regierungen würden im stande sein, die Kolonialpolitik so zu führen, daß die allgemeine Politik Deutschlands darunter keinen Schaden leide und daß der berechtigte Aufschwung deutschen Nationalgefühls nicht verletzt werde.

Nachdem der Abgeordnete Graf Udo Stolberg zu gunsten der Vorlage gesprochen hatte, definirte der Abgeordnete von Vollmar den prinzipiellen Standpunkt der sozialdemokratischen Partei gegen die Kolonialpolitik dahin, daß wichtigere Kulturaufgaben zu lösen seien und jeder Schritt in einer derartigen Kolonialpolitik vorwärts eine unberechenbare Verschiebung der Machtverhältnisse bedeute. Herr von Kardorff verteidigte die Vorlage und sprach den Wunsch aus, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft dem Reiche einst das ausgegebene Geld erstatten möge. Der Abgeordnete Dr. Windthorst nahm zur Vorlage eine sehr vorsichtige, aber nicht abgeneigte Stellung ein, indem er sich auf seinen bekannten Standpunkt stellte, daß die Hauptsache die Beseitigung der Sklaverei sei, welche nur durch Förderung der Missionen erfolgen könne. Er sei mit dem Herrn Reichskanzler der Meinung, daß es nicht erwünscht sei, wenn Missionare anderer Nationalitäten in unsere Kolonien einträten. Aber wenn die Reichsregierung solche Forderungen an sie stelle, dann dürfe sie auch nicht hindern, deutsche Jünglinge zu Missionaren heranzubilden.

Die Fortsetzung der Debatte am 13. Mai stand gleich von vornherein insofern unter einem sehr günstigen Stern, als mitgeteilt werden konnte, daß am 10. Mai nach wirksamer Beschießung durch „Carola" und „Schwalbe" Lindi, der bedeutendste Sklavenhandelsplatz nach Kilwa, von der deutschen Schutztruppe eingenommen und besetzt worden war. Der Kommissar des Bundesrats, Herr Major Liebert, welcher soeben aus Ostafrika zurückgekehrt ist, hielt sodann eine von lebhafter patriotischer Empfindung durchglühte Rede, welche wir an anderer Stelle nach dem stenographischen Wortlaut zum Abdruck bringen. Herr von Bennigsen bekämpfte vor allem die von den gestrigen Rednern gegen die Vorlage ausgedrückte Anschauung, man möge die Kolonien aufgeben, weil diese eventuell auswärtige Verwickelungen hervorrufen könnten. An die Verdienste erinnernd, welche deutsche Forscher sich um Erschließung des afrikanischen Kontinents erworben, führte Redner aus, daß hier eine große Aufgabe für Europa gestellt wäre, in humanitärem und wirtschaftlichem Sinne zu wirken. Es wäre für das wiedererstandene Deutschland wahrlich ein übles Zeichen gewesen, wenn es sich an dieser Aufgabe nicht beteiligt hätte. Die Angriffe gegen die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft seien jetzt nach und nach verstummt, ihr Vertrag mit dem Sultan werde in Zukunft seine vorteilhaften Folgen zeitigen. Der Reichskanzler habe gestern davon gesprochen, daß eine Truppe, wie sie jetzt Wißmann privatim angeworben, auf die Dauer sich wohl nicht werde halten lassen, sondern daß an ihre Stelle eine Art Reichstruppe werde treten müssen. Das aber müsse er hier aussprechen, daß selbstverständlich niemals ein Teil unseres deutschen Reichsheeres zum Dienst in Afrika werde verwendet werden, sondern daß jene Truppe sich immer nur durch Werbungen werde ergänzen müssen. Herr Dr. Barth, welcher auf

die Bennigsen'sche Rede erwiderte, machte die unglaubliche Bemerkung, diese Rede habe ihn an Jules Ferry's Tongkingpolitik[1]) erinnert. Er verlange ja nicht, daß man die Unternehmung brüsk abbreche, aber man solle die ganze Kolonialarbeit auf die Schultern der privaten Beteiligten zurücklegen und langsam liquidiren. Obgleich er betonte, daß das Deutsche Reich verpflichtet sei, an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Ausbreitung des Christentums mitzuwirken, verhielt er sich sehr skeptisch darüber, ob die aufgewendeten Mittel im Verhältnis zu den zu erreichenden Zwecken ständen. Die Bibel könne in Ostafrika die Konkurrenz mit dem Koran nicht aushalten, die mit der ganzen Kultur verwachsene Sklaverei werde nicht aufhören, ehe nicht die Verkehrsverhältnisse dort andere geworden seien. Fürst Radziwill sprach noch für die Vorlage, Dr. Windthorst verteidigte die segensreiche Thätigkeit der Missionare, während von Vollmar noch einmal die Notwendigkeit betonte, die Thätigkeit in den Kolonien privaten Gesellschaften zu überlassen. Der Nachtragsetat wurde sodann der Budgetkommission zur Vorberatung überwiesen.

Wenn wir den gesammten Gang der zweitägigen Debatte überblicken, so kann das Ergebniß vom kolonialfreundlichen Standpunkt nur als ein erfreuliches bezeichnet werden. Prinzipielle Gegner einer jeden Kolonialpolitik sind nur die Sozialdemokraten, während sich die Freisinnigen schon auf einen gemäßigteren Standpunkt als früher stellten, obwohl sie das, was sie mit der einen Hand gaben, mit der anderen wieder fortnahmen. Am wichtigsten war aber die Rede des Herrn v. Caprivi, in welcher er zeigte, daß er bei der Behandlung dieser Frage im hohen Grade Umsicht und Entschlossenheit verbindet. Derjenige Gedanke, welcher uns am meisten erfreute, lag in der Ausführung, daß der Kolonialdrang ein Erzeugnis des nationalen Idealismus sei, welche eins der entscheidenden Symptome für die Lebensfähigkeit der Völker ist. Wenn wir zu Hause bleiben würden, weil das Verlust- und Gewinn-Konto nicht gleich balancirt werden kann, wenn andere Völker sich in die Welt theilen, so würde dies nichts anderes bedeuten, als unter die erstarrenden und endlich aussterbenden Völker sich freiwillig begeben oder vielleicht wie der Herr Abgeordnete v. Bennigsen ausführte, anderen gefährlicheren und kostspieligeren Neigungen und Bestrebungen Thor und Thür öffnen. Die Debatte hat aufs neue festgestellt, daß die große Mehrheit des Volkes, wie es sich im Reichstage verkörpert, der Kolonialpolitik der Regierung zustimmt, und daß die Kolonialpolitik selbst auf einem sicheren, populären Grunde ruht. Dieses Gefühl der Sicherheit wird der Regierung für ihre weiteren Maßnahmen sehr wertvoll sein, es wird auch hoffentlich seinen Einfluß auf kapitalistische Kreise nicht verfehlen. Nicht um die Liquidation des ostafrikanischen Besitzes, sondern um die volle Erhaltung und Ausbildung der deutschen Weltmachtstellung handelt es sich heute am Stillen Ozean, und wer aus kleinlichen Gründen sich einem solchen Bestreben widersetzen würde, der würde an der Zukunft seines Volkes frevelu.

Rede des Herrn Major Liebert in der Sitzung des Reichstags vom 13. Mai.

Wie dem hohen Hause bekannt, bin ich vor wenigen Tagen erst von Ostafrika zurückgekommen, und stehe hier, um Bericht zu erstatten. Es ist mir zwar nur vergönnt gewesen, 5 Wochen in dem herrlichen Tropenlande zu verweilen, ich habe aber meine Zeit redlich benutzt, um mich nach Möglichkeit zu informiren über alles, was auf unsere militärische und sonstige Lage Bezug hat. Abgesehen von dem, was ich persönlich in Augenschein nehmen konnte, habe ich den Verkehr mit dem Reichskommissar, mit dem Generalkonsul, mit den Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, mit sämtlichen Offizieren und Beamten draußen gehabt, die 3, 4, 5 Jahre und länger sich an Ort und Stelle befinden, und glaube, mich dadurch einigermaßen orientirt zu haben. Ich habe mich bemüht, möglichst mit nüchternen Augen zu sehen, und mir immer die Einwürfe vorgehalten, die gegen die Kolonialpolitik und ihre Entwickelung gemacht werden könnten. Ich hoffe, mir dadurch ein objektives Urteil gebildet zu haben.

Ehe ich auf den sachlichen Bericht, den ich zu erstatten habe, eingehe, möchte ich um die Erlaubniß bitten, einen feierlichen und öffentlichen Protest hier vor dem hohen Hause und ganz Europa auszusprechen gegen das unqualifizirbare Wort des verstorbenen Dr. Fischer, das so oft gegen die Kolonialpolitik in Afrika angewendet ist: „wo in Afrika Wasser ist, ist das Land ungesund, und wo kein Wasser ist, ist es unfruchtbar.“ Wir haben in unserem deutschen Ostafrika keine großen Ströme, wir stehen darin zurück hinter dem Kongostaat mit seiner reichen Bewässerung; wo aber Wasser in Ostafrika vorhanden ist, da ist das Land durchaus nicht so ungesund, sondern es bringt anderseits eine überwältigende Fülle tropischer Vegetation hervor.

Ich möchte ferner anführen, daß unsre Küstenlinie eine Strecke von über 100 Meilen, eine Strecke wie von Memel nach Hamburg, beträgt, und daß die Entfernung von der Küste bis zum Tanganyikasee, der Grenze unsres Hinterlandes, über 1000 Kilometer beträgt. Ich wende mich speziell an alle Herren Landwirte, man wird nicht sagen können: der Boden ist fruchtbar oder unfruchtbar; wir müssen da individualisiren.

Wenn ich ganz kurz auf die Landschaften eingehen darf, die ich persönlich dort kennen gelernt habe, — es sind das nur die Küstenlandschaften — so kann ich zunächst bemerken, daß die nördliche Provinz Usambara vom Umba bis zum Panganifluß einfach als Paradies zu bezeichnen ist. (Hört! hört!) Ich habe gesehen das Hinterland von Tanga, ferner den Boden bei Tangata, ich habe gesehen die reichen Zuckerplantagen am Panganifluß und das wundervolle Usambaragebirge mit seiner herrlichen Vegetation und dichten Bevölkerung. Die Landschaft, die sich südlich anschließt, nämlich Useguha, habe ich kennen gelernt bei den beiden Gefechten mit Bana Heri, an denen ich teilgenommen. Die Landschaft machte auf mich einen weniger günstigen Eindruck; es sind die Dumpalme und die Akazie vorherrschend, und man kann schon daraus sofort auf einen trockenen Boden schließen. Hier wird die Kulturarbeit erst einzusetzen haben, wenn die anderen Gebiete besiedelt sind, und wenn es lohnt, künstliche Brunnen zu machen. Es folgt weiter nach Süden die Landschaft Usaramo mit Bagamoyo und Dar-es-Salaam als Hauptorten. Da ist der Boden verschiedenartig; aber ich habe die Freude gehabt, da zu sehen, daß bei Bagamoyo ein Unternehmen in Angriff genommen wird, welches die Baumwollkultur betreiben will, und an dessen Spitze Emin Pascha treten wird. Es ist dort ein Boden, der gerade für die Baumwollkultur außerordentlich günstig ist. Bei Dar-es-Salaam reicht der herrlichste Boden bis an die Küste heran; man braucht da den Pflanzer mit dem Spaten nur anzusetzen, um die besten Früchte zu erhalten. Endlich den Süden, der jetzt von Major Wißmann besetzt wird, konnte ich nur bei einer Rekognoszirungsfahrt, die ich mit Herrn Major Wißmann gegen Kilwa machte, vom Wasser aus sehen, und da war hinter Kilwa ein hügeliges Land mit herrlicher dunkler Vegetation sichtbar. Die Beamten, die dort früher in Kilwa und Lindi waren, bestätigen, daß dort der fruchtbarste Teil unserer Besitzungen sich befindet.

Ich glaube, nach diesen Resultaten dürfen wir wohl ein für allemal jenen Einwand als abgethan betrachten, und jener Ausspruch wäre ganz unbegreiflich von einem Forscher, von einem Gelehrten, wenn er mir nicht draußen dahin erklärt worden wäre, daß der Schreiben desselben, der Dr. Fischer, damals leberkrank, verstimmt, verärgert und vor allen Dingen mit dem Dr. Peters verfeindet war, dessen junge Schöpfung, Ostafrika, er dadurch verunglimpfen wollte.

Ich komme zur Sache und habe, abgesehen von den Waffenerfolgen, die ja vor aller Augen klar zu Tage liegen, die Thaten des Majors Wißmann, unseres Reichskommissars, nach drei Richtungen hin zu spezifiziren. Er hat sich große Verdienste erworben dadurch, daß er erstens uns eine Muttertruppe draußen geschaffen hat, zweitens, daß er durch die Anlage fester Stationen die Küste unbedingt gesichert hat, und drittens, daß er durch richtige Anordnungen den Gesundheitszustand unsrer Truppen außerordentlich günstig gestellt hat. Meine Herren, der Reichskommissar hat einen Meistergriff gethan, indem er sich das Soldatenmaterial in den Sudanesen aus Egypten holte. Ich habe da draußen eine — ich kann es nicht anders bezeichnen — eine wahre Musterruppe für afrikanische Verhältnisse gesehen. Die Soldaten stellen eine Kriegerkaste dar, eine Klasse von Soldaten, wie wir sie in Europa nicht kennen; es sind Berufssoldaten, die vom 16. bis 60. Jahre nichts andres als das Waffenhandwerk kennen und die im Sudan an keine andren Gegner gewöhnt waren, als an die Mahdisten, die fanatischen Derwische, also an andre Gegner, wie wir sie an unsren ostafrikanischen Küsten in den viel weichlicheren Suahelis und Araberu vorfinden. Ich habe die Truppe in den Stationen, im Biwack, im Gefecht, auf dem Marsche gesehen, und kann nur ihres Lobes voll sein; sie gehorcht dem deutschen Kommando, folgt dem deutschen Reglement und führt die Gefechte, soweit das unter den dortigen Verhältnissen möglich ist, nach unsren Kriegserfahrungen. Was ihre Tapferkeit betrifft, so möchte ich nur ein Wort anführen, was unsre Gegner, die Araber, von den deutschen Soldaten sagen. Da habe ich gehört, wie gefangene Araber sagten: die deutschen Soldaten machen erst ein furchtbares Feuer, dann setzen sie sich Hörner auf — sie meinen damit das Aufpflanzen des Seitengewehrs — nehmen den Kopf zwischen die Beine wie die Büffel, brüllen wie Büffel und stürzen dann auf uns los, und diesem Ansturm kann niemand widerstehen. (Große Heiterkeit.)

Was die Disziplin dieser Soldaten anbetrifft, so ist dieselbe ebenfalls musterhaft. Strafen kommen fast nie vor, da die Mannschaften keinen Alkohol trinken, Exzesse u. dergl. unbekannt sind. Die Disziplin in der Truppe hat sich sogar schon auf das allererfreulichste auf die Bevölkerung übertragen. Sie würden staunen, wenn Sie unsere deutsche Stationen in Ostafrika sehen, ebenso, wie ich erstaunt war, als ich zuerst den Fuß an das Land setzte. Sie finden im Gegensatz zu den unglaublichen Verhältnissen in der Araberstadt Sansibar, dem Schmutz und der Unordnung nach allen Richtungen, an der Küste die ausgezeichnetste Ordnung. Die neuen Orte, die sich dort wieder aufbauen — Bagamoyo hat jetzt schon 12 000 Einwohner, Tanga 4000, Dar-es-Salaam etwas mehr — werden in schnurgeraden Straßen gebaut nach vorgeschriebener Bauordnung. Die Hausbesitzer müssen die Straßen rein halten. Um 6 Uhr, wenn die Sonne untergeht, werden die Laternen angezündet. Genug, es ist das eine Ordnung, auch ohne berittenen Schutzmann, wie wir sie in der Heimat gewohnt sind.

Wenn diese Truppe uns nun schon absolute Sicherheit für die Verhältnisse draußen schafft und die Verhältnisse dort ganz sicher begründet, so sind es um so mehr die befestigten Stationen, die dort angelegt sind. Es sind im Norden bisher 6 Stationen fertig gestellt: Tanga, Pangani, Mkwadja, Saadani, Bagamoyo und Dar-es-Salaam, und es sind die südlichen augenblicklich schon im Bau, denn Kilwa wird sofort, nachdem es besetzt ist, ebenfalls zur Station ausgebaut, und im Süden kommen noch Lindi und Mikindani hinzu. Diese Stationen sind unter Benutzung der vorhandenen Baulichkeiten eingerichtet: die Häuser werden mit Mauern von 2½ Meter Höhe umgeben. Diese Mauern, für Geschütz- und Gewehrverteidigung eingerichtet, bieten eine absolute Sturm-

[1]) Tongking hat den Franzosen 334 Millionen Franken und 9 000 (nach anderen Angaben sogar 36 000) Mann gekostet, die Ausgaben des Deutschen Reiches für die Kolonialpolitik belaufen sich bisher nach der Schätzung des Generals von Caprivi auf 5½ Millionen Mark und den Verlust einiger weniger Europäer und Schwarzer. (D. R.)

freiheit und Sicherheit, so daß sie für afrikanische Verhältnisse unbenutzbar sind. —

Als drittes möchte ich hervorheben den ausgezeichneten Gesundheitszustand in der Truppe draußen. Es ist das ein besonderes Verdienst des Majors Wißmann, der vom ersten Augenblick an, wo er das Land betrat, die Anordnung traf, daß die Europäer nur in steinernen Häusern zu wohnen haben und, wo solche nicht vorhanden waren, solche hergestellt werden müssen. Ich habe die Statistik der Truppe vom Beginn ihres Auftretens an geführt, und kann die einfache Zahl anführen: von 248 Europäern, die im Laufe dieses Jahres hinausgesandt worden sind, sind 3 am klimatischen Fieber gestorben. Ich weise darauf hin, was andere Nationen, Engländer, Holländer, verloren haben; dort sind ganze Generationen in Jamaika, Batavia u. s. w. in den ersten Zeiten vom Fieber dahingerafft.

Nachdem also die Küste thatsächlich unter die deutsche Herrschaft gestellt und militärisch dauernd besetzt ist, wird nun weiter das Innere in Angriff genommen werden. Dies darf jedoch nicht so aufgefaßt werden, als ob nun eine Eroberungspolitik getrieben werden würde. Es kann für uns nicht von Bedeutung sein, ob wir so und so viele Quadratmeilen mehr oder weniger im Besitz haben; wohl aber ist von Bedeutung, daß wir das Hinterland, natürlich in möglichst weitgehender Ausdehnung, uns sichern, um die wichtigen Produkte des Innern, das Elfenbein, Kopal, Gummi und was von dort herkommt, unseren Küstenplätzen zuzuführen. Hierzu dienen die jetzt ausgesandten Expeditionen. Ihr Hauptzweck ist, die Karawanenstraßen und die im Innern befindlichen Missionsanstalten zu sichern. Eine dieser Expeditionen ist ja die vielbesprochene Expedition Emin Paschas.

Wenn ich den Namen erwähne, so muß ich den Genannten in einer Richtung in Schutz nehmen, möchte ich sagen. Er wurde gestern hier als Militär hingestellt; ich habe mit Emin Pascha intim verkehrt und ich rechne jene Stunden zu den interessantesten, die ich draußen genossen habe. Wenn Emin Pascha diese Reichstagsverhandlungen im Innern Afrikas lesen sollte, so wird er mir verzeihen, wenn ich ihn gegen den Vorwurf, daß er Militär sei, hier verteidige. (Heiterkeit.)

Emin Pascha ist ein vortrefflicher Charakter, ein durch und durch national gesinnter Deutscher; aber er ist auch durch und durch gelehrt, und zwar ein stiller Gelehrter, dem seine naturwissenschaftlichen und geographischen Forschungen über alles gehen. Gerade deshalb, wegen seiner langjährigen Thätigkeit im Innern Afrikas, hat ihn der Reichskommissar zu gewinnen gesucht und ihn gewonnen, weil er in Emin einen gänzlich friedlich gesinnten Mann als Führer der Expedition fand. Unter dem Namen und mit dem Geschick Emins wollen wir friedliche Politik im Innern treiben. Emin hat durch seine 15jährige Thätigkeit im Innern die fabelhafte Geduld gewonnen, um mit Negern ein Schauri durchzuführen; wo es sich oft um Kleinigkeiten handelt, weiß er 1, 2, 3 Tage zu verhandeln, während einem anderen Europäer die Geduld reißt. Gerade durch diese abgebrochenen Schauris, durch die Ungeduld des Europäers sind so viele Schwierigkeiten entstanden und so viele Kriege und Blutthaten in Afrika hervorgerufen. Wir hoffen gerade in Emin Pascha einen friedlichen Führer durch das Innere Afrikas gewonnen zu haben, und in diesem Sinne bitte ich seine Expedition aufzufassen.

Was die anderen Verhältnisse in Ostafrika anbetrifft, so kann ich nur anführen, daß sich Handel und Wandel in fast staunenswerter Weise bereits belebt. Ich habe im Zollmagazin von Bagamoyo einen Vorrat von Elfenbein im Werte von 200 000 Mark gefunden; zu gleicher Zeit hat ein Mr. Stokes, ein früherer englischer Missionar, der eine Häuptlingstochter geheiratet hat und aus diesem Grunde im Innern eine große Rolle spielt, bei Wißmann gemeldet, daß er mit Elfenbein im Werte von 100 000 Mark demnächst in Saadani eintreffen werde. Inzwischen ist gemeldet, daß er dort schon eingetroffen ist. Das Elfenbein giebt 15 % Zoll, es ist also ein ziemlich reinliches Geschäft, was damit gemacht wird, dadurch, daß es durch unseren Zoll geht. Neben diesen Zolleinnahmen und dem Handel, der sich jetzt nach den unruhig gewesenen Zeiten entwickelt hat, geht die Plantagenarbeit vorwärts. Ich habe die Plantage Lewa am Usambaragebirge gesehen, wo fröhliche Arbeit herrschte und vollständiger Friede mit den Eingeborenen erzielt ist. Hinter Tanga am Sigifluſſe ist die deutsche Pflanzergesellschaft mit sichtlichem Erfolge thätig. Endlich ist Bagamoyo zu nennen, das ich mir vorhin schon als Baumwollplantage anzuführen erlaubte.

Ich habe schließlich einen weiteren Kulturfaktor zu erwähnen, den ich recht hoch stellen möchte, und das ist die Mission. Die evangelische Mission hat sich in Deutsch-Ostafrika noch keine Erfolge sichern können, da sie erst ganz kurze Zeit thätig ist. Sie ist an mehreren Stellen thätig, kann aber noch nicht auf Erfolge zurückblicken. Die katholische Mission ist seit 25 Jahren im Lande thätig, und zwar sind es die Frères Algériens, die im Innern, und die Brüder der Congrégation du Saint-Esprit, welche an der Küste wirken.

Die einzelnen Brüder sind zum größten Teil Deutsche, vom Rhein, Elsaß-Lothringen ꝛc. gebürtig, und haben beim Aufstande und jetzt immer ein ganz ausgezeichnetes Verhältnis zu unseren deutschen Offizieren und Beamten unterhalten. Ich habe viel mit den Missionen und den einzelnen Brüdern verkehrt, und habe den allerbesten Eindruck von der Thätigkeit derselben erhalten; speziell die Missionsanstalt von Bagamoyo ist geradezu eine Musteranstalt zu nennen. Dort habe ich über 100 Negerknaben und 100 Negermädchen gesehen, die zur Arbeit und zur christlichen Lehre angeleitet werden. Die Missionäre haben besonders die geschickte Hand, daß sie den Neger nicht über seine Kulturstufe erheben, sondern ihn nur zu strenger Arbeit unter den bescheidensten Verhältnissen erziehen, so wie es seiner Lebensweise und dem allgemeinen Nutzen entspricht. Diese Missionsstation hat ferner einen Pflanzgarten angelegt, der sämtliche tropischen Produkte, Tabak, Baumwolle, Kakao, Kaffee, Vanille, Indigo, zieht und den Beweis liefert, was aus dem Lande zu machen ist, wenn diese kleinen Versuchspflanzungen im großem Maßstabe fortgeführt werden.

Meine Herren, es steht einem Soldaten schlecht an, zu renommiren, und es ist ein übler Standpunkt, die Zukunft zu prophezeien; dennoch stehe ich nicht an, hier vor dem hohen Hause zu erklären, daß erstens die militärische Herrschaft an der Küste von Ostafrika absolut sicher und auf die Dauer begründet ist, und zweitens, daß man jetzt schon die sichere Hoffnung aussprechen kann, daß jedes dort angelegte deutsche Kapital ungestört dort arbeiten und reichliche Zinsen bringen wird.

(Lebhaftes Bravo rechts.)

Der große Süden.

IV. Die Grenzlinie Rovuma-Nyassa.

Durch den Vertrag mit Portugal vom Februar 1887 wird die Südgrenze des deutsch-ostafrikanischen Gebiets bestimmt durch den Lauf des Rovuma bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Msinje, von wo sie auf dem Breitengrade bis zum Nyassa verläuft.

Vor dreißig Jahren war dieses Grenzgebiet in geographischen Kreisen Gegenstand des allgemeinen Interesses, und als Livingstone 1861 den Rovuma herauffuhr, hoffte man, er würde den Nyassa erreichen. Selbst als er kurz vor dem Zusammenfluß des Rovuma und Lujenda umkehren mußte, glaubte man noch, der Rovuma könne ein Ausfluß des Nyassa sein, weil man den dahin zielenden Mitteilungen der Eingeborenen Glauben schenkte.[1]) Die Entdeckung der Wasserstraße Sambesi-Shire-Nyassa ließ aber bald darauf den Rovuma in Vergessenheit geraten, und wenn auch Livingstone später noch einmal bei seiner letzten Reise den Rovuma entlang ging und Mtarika (siehe die Karte in Nr. 8) erreichte, so berichtete er doch fast gar nichts über den Fluß und die durchzogene Gegend. Der Fluß hatte sich in den letzten fünf Jahren, die seit seiner ersten Reise verflossen waren, total verändert, eine Einfahrt in denselben war unmöglich geworden, und wo früher drei Faden Wassertiefe und ruhiges Fahrwasser angetroffen wurde, stand eine Brandung, welche jedes Eindringen in den Fluß unmöglich machte.

Der Weg durch die Rovumagegend von Mikindani aus ist seitdem nur von den Missionaren der Universitätenmission regelmäßig begangen worden, deren äußerste Station, Masasi, zirka zweihundert Kilometer landeinwärts liegt. Für sie, die ihren Verwaltungsmittelpunkt in Sansibar hatte, war der ohnehin schwierige, oft unterbrochene Wasserweg Sambesi-Shire-Nyassa ein gewaltiger Umweg, und man gab die Hoffnung auf einen bequemen, direkten Überlandweg von Sansibar nach dem Nyassa nicht auf. Besonders nachdem im Jahre 1881 Sir John Kirk's ungünstiger Bericht an seine Regierung[2]) über die Aussichten der auf eine Länge von hundert Kilometern fertig gestellten Buxton und Mac Kinnonschen Fahrstraße bekannt geworden war, wurde die Strecke zwischen Mtarika und dem Nyassa von den Missionaren wieder ins Auge gefaßt und vom Missionar Johnson und dem Missionsbischof Smythies begangen. Ihren Berichten in den Proceedings und den Organen der Missionsgesellschaften[3]) verdanken wir Alles, was uns heute über diese Gegend bekannt ist.

Der Rovuma entspringt nach diesen Quellen[4]) ungefähr hundert Kilometer vom Nyassa, wo er als winziges Bächlein als Ausfluß eines Sumpfes seinen Ursprung nimmt. An einer Stelle nähert er sich dem Nyassa auf fünfzig Kilometer und fließt dort hundert Fuß breit in einer Höhe, welche gewiß unter dem Spiegel des Nyassa sich befindet. Die Frage, ob er je mit dem Wasser des Nyassa in Verbindung gestanden hat, ist noch heute unentschieden, da die vom Seeufer aus als eine ununterbrochene Kette erscheinenden Livingstoneberge noch von niemand erforscht worden sind. Stromschnellen und lange Strecken, auf welchen fast keine Strömung ist, wechseln ab, doch liegt das größte Gefälle des Flusses auf der Strecke Mtarika bis Makochiro. Schiffbar ist der Fluß nirgends, wenn auch Johnson die Bemerkung macht, daß ein Boot zur Regenzeit ohne Not über alle Stromschnellen hinweg von der Quelle bis nach Makochiro kommen könne. Der Unterlauf ist bekanntlich zweihundert Kilometer aufwärts von der Mündung schiffbar, nach Livingstones Meinung für acht Monate des Jahres.

Gehen wir nun zum Nyassa über, so ist zunächst zu bemerken, daß es bis heute noch ganz unentschieden ist, wo die Grenzlinie den See trifft, da noch kein Europäer das Msinjeflüßchen, dessen Zusammenfluß mit dem Rovuma über die Lage der Grenze entscheidet, gesehen, geschweige denn fixirt hat.

Sehr wahrscheinlich ist es allerdings, daß der Mbampahafen, der einzige der Nordostküste des Sees, uns gehört, absolut sicher ist es aber nicht. Der Weg von Mbampa an bis zur Nordspitze des Sees ist erst einmal von Europäern zurückgelegt worden, wurde aber so

[1]) Siehe „The Zambesi-Expedition“ 1862 und Kirk, two expeditions up the River Rovuma. Journal Royal Geogr. Soc. Vol. XXXV 1865.

[2]) Blue Book 1881. „Unable to compete with the Zambesi route.“ (Kann mit der Sambesi-Route nicht konkurriren.)

[3]) Besonders das Organ der Universitätenmission „Zentral-Afrika“.

[4]) Proceedings Royal Geogr. Soc. 1884 Seite 524.

beschwerlich gefunden, daß man ihn für absolut unbrauchbar erklärte. Auf der ganzen zweihundert Kilometer langen Strecke wurden nur zwei bewohnte Punkte gefunden. Auf weite Strecken hin war es nötig, durch den See zu waten, und an einigen Stellen, wo das Ufer sehr steil war, mußte man die Böte der Eingeborenen benutzen, um vorwärts zu kommen. Jedes Jahr berichten die Proceedings der Geographischen Gesellschaft, die Universitätenmission werde sich am Nordostufer des Sees festsetzen, und man hofft auf die geographische Erforschung dieses so interessanten Gebietes, jedoch, so oft auch die beiden Nyassadampfer „Janson" und „Ilala" den Hafen Mbampa benutzen, so viel Opfer an Mühe und Geld auch die Engländer es sich kosten lassen, nie hat ein Europäer sich auch nur vorübergehend an der Nordostküste niedergelassen, während an der Westküste englische Kaufleute und Missionare Jahr aus, Jahr ein ungestört thätig waren.

Dieser Unterschied erklärt sich durch die politischen und ethnologischen Verhältnisse der Länder, welche die südliche Hälfte unseres ostafrikanischen Schutzgebietes bilden, und es wird um so wichtiger sein, daß wir uns über dieselben klar werden, als wir gleich nach der Besetzung der Küstenstädte Lindi, Mikindani und Kilwa mit denselben werden rechnen müssen.

Nach Livingstone, welcher Anfang der sechziger Jahre diese Länder bereiste, erreichte damals ein Zweig der Zulukaffern, welcher schon Jahre vorher die Portugiesen am Sambesi bedroht hatte, den Nyassasee. Die Wanyassa, welche damals das ganze Ostufer des Sees einnahmen und schon seit längerer Zeit durch arabische Sklavenhändler dezimirt worden waren, wurden von den Schaaren der Zulu leicht überwältigt und fast ausgerottet, und unaufhaltsam überschwemmten die Eroberer das ganze Land bis Unyamwesi. Dort theilten sie sich in zwei Heere: das eine, die Wangoni oder Watuta, wurden Viehräuber und bekämpften die Wamiamwesi, bis in den siebziger Jahren Mirambo sie ausrottete; das andere, die Maviti, hielt sich mehr südlich und richtete das Volk der Wayao, die Makua und andere kleinere Stämme durch unaufhörliche Überfälle und Sklavenjagden zu Grunde. Als Livingstone den Rovuma hinauffuhr, wurde er noch von zahlreichen Uferbewohnern beschossen und bedroht; [1]) heute könnte man die Reise machen, ohne einen einzigen Menschen zu treffen, es sei denn, daß man das Dickicht der Inseln absucht, auf welchen sich noch einige kümmerliche Reste der Wayao vorfinden. Allmählich drangen die Maviti östlich bis nach Lindi vor und verkauften dort den Arabern ihre Sklaven; 1882 griffen sie die englische Missionsstation Masasi an, mordeten und plünderten und führten die Schwarzen der Mission gefangen hinweg, verschonten aber das Leben der Europäer.[2]) Letztere erfuhren, daß der Stamm, der sie ausgeplündert habe, der der Magwangwara sei und daß deren mächtigste Häuptlinge, Songea und Mhahuli, an der Quelle des Rovuma ihren Wohnort hätten, dort würde man mit ihnen über Freikaufung der Gefangenen, Anlage von Missionsstationen u. s. w. verhandeln.

Die Missionare Johnson und Porter hatten den Mut, von Mbampa aus Songea aufzusuchen, jedoch umsonst, der einzige Bescheid, den sie erhielten, lautete: „Sagt mir ein Land, wo ich noch plündern kann, und ich werde sofort mit euch hingehen."

Noch dreimal besuchten die Sendlinge der Universitätenmission den mächtigen Häuptling jedesmal mit reichen Geschenken, aber alles, was sie erreichten, war die Zusicherung, daß Masasi und Newala nicht angegriffen werden sollten, über eine zu gründende Station am Nyassa wurde ihnen keinerlei Versprechung gemacht, und die Missionare waren zu klug, um ohne weiteres in Mbampa eine Station zu gründen, welche doch, sobald eine genügende Anzahl Wayao oder Wanyassa sich dort zusammengefunden hätten, die Beute der Magwangwara geworden wäre. Wie sich bei so unsicherer Lage die Verhältnisse gestalten, beschreibt sehr anschaulich der Kapitän Sheriff des Missionsdampfers. [3]) „Mbampa ist der eigenthümlichste Hafenplatz, den ich je sah. Alle Leute dort wohnen zerstreut auf den vielen im See liegenden Felsen, wie Vögel. Beständig sieht man sie hin und her schwimmen, in der einen Hand das Lendentuch hoch über dem Wasser haltend, bald nach dem Festland, bald nach ihren auf den Inselchen liegenden Hütten. Ihre Kulturen, Mais, Bataten und Tabak, haben sie auf dem Festland, ebenso ihr Vieh, welches täglich nachmittags auf die Felsen geschafft wird. An anderen Stellen des Ufers sind Pfahlbauten angelegt, doch bieten dieselben wenig Sicherheit, da die Magwangwara es verstehen, durch Anzünden des Schilfs, welches an seichten Stellen des Sees sich meilenweit ausdehnt, diese geängsteten Einwohner zu zwingen, an das Festland zurückzukehren.

Die ethnologischen und sprachlichen Verhältnisse der Maviti sind überall dieselben vom Rovuma bis zum Rufidji. Die Zulusprache wird nur noch von einigen wenigen (meist den Häuptlingen) gesprochen, reine Zulus giebt es bei den Mahenge und Wahehe wohl gar keine mehr, bei den Magwangwara traf Bischof Smythies vor drei Jahren noch eine kleine, aber sehr einflußreiche Schaar derselben an. Die Frauen, selbst die des Oberhäuptlings Songea, waren Wayao, und Kiyao die allgemeine Volkssprache, so daß man in letzter Zeit in Lindi und Mikindani die Magwangwara oft Wayao nennt. Welche Rolle sie vor zwei Jahren dort bei der Vertreibung der Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft spielten, dürfte wohl noch in aller Erinnerung sein, [1]) ebenso wie die Maviti von Mahenge und Uhehe, von Buschiri herbeigerufen, fast bis an die Küste gelangten und dort von Gravenreuth nur mit knapper Not zurückgeschlagen wurden.

Die schrecklichen Folgen, die dieses Raub- und Mordsystem der Maviti für den südlichen Teil unseres Schutzgebietes gehabt hat, sind uns in letzter Zeit von zwei Augenzeugen geschildert worden. Der erste war Graf Pfeil, welcher auf seiner Ulangareise die Nordgrenze des noch heute mit „Unerforscht" bezeichneten Gebiets bereiste. Er fand die Reste der ursprünglichen Besitzer des Landes in den Sümpfen des Ulanga auf Pfahlbauten wohnend, wo sie allerdings vor den Wahehe sicher waren, aber dem Fieber zu erliegen schienen.[2]) Die Südgrenze des unerforschten Landes sah im vorigen Sommer der Bischof Smythies, als er sich auf der Reise nach dem Nyassa befand. Mit einer Begleitung von fünfzehn Mann hatte er große Not, sich durchzuschlagen, da die Maviti alle Dörfer, die ihm von früheren Reisen bekannt waren, verwüstet hatten. Sechzehn Tagereisen hindurch bekam man keinen Menschen zu sehen, und nur unverhofftes Jagdglück rettete die Reisenden vor dem Hungertode. [3]) Ohne Maviti anzutreffen, wurde der Nyassa erreicht, doch waren die Eindrücke, die der Bischof auf dieser Tour erhielt, derart, daß er beim Heimweg die Sambesi-Shire-Route [4]) benutzte und seine Missionare anwies, den direkten Weg nicht mehr zu gebrauchen.

Heute, wo wir die Nachricht haben, daß Wißmann sämtliche Städte der Südküste okkupirt hat, ist die Frage, wie wir uns zu den Maviti stellen werden, wenn wir uns nicht auf die Besetzung der Küste allein beschränken wollen, eine brennende geworden.

Die Versuche der Engländer, durch reiche Geschenke diese Wilden zu bezähmen, haben nur mäßigen Erfolg gehabt, und ob andererseits die von Gravenreuth in Usaramo erhaltene Lehre [5]) ausreichen wird, ist zweifelhaft. Hoffen wir, daß es auch hier dem Reichskommissar gelingt, den richtigen Weg zu einem dauernd freundschaftlichen Verhältnis zu den Eingeborenen zu finden!

A. W. Schleicher.

[1]) Siehe „The Zambesi Expedition" erster Band.
[2]) Siehe „Zentral-Afrika", Bericht des Missionars Maples. 1883.
[3]) Siehe „Zentral-Afrika" 1886.

Über Verkehrswege in Ostafrika.

(Schluß.)

(Vergl. die Skizze in Nr. 10 der Deutschen Kolonial-Zeitung.)

Die bisher im allgemeinen erörterte Bahnlinie Tanga-Kilima-Ndscharo stellt in der Gesamtlänge von 360 Kilometern ungefähr 2/5 der Entfernung des Victoria Nyanzasees von der Küste dar. Wenngleich man sich bei der Aufstellung derartiger Pläne, wie der vorliegende, wohl hüten muß, auf das Gebiet der unfruchtbaren Hypothese zu geraten, so wäre es anderseits aber auch ein Fehler, weitere Gesichtspunkte, deren Ausführung in den Bereich der Möglichkeit gehört, ganz unberücksichtigt zu lassen. Hierzu muß man aber zweifellos die Weiterführung der Kilima-Ndscharobahn nach dem Victoria Nyanza rechnen. Will man auf diesen Gedanken nicht verzichten, so würde sich als eine Notwendigkeit ergeben, daß wir uns behufs späterer Gewährleistung der Rentabilität dieser Linie einen entsprechenden Einfluß an den Ufern des Victoria Nyanza und seines westlichen Hinterlandes sichern. Hoffen wir, daß es dem mutigen Begründer unserer ostafrikanischen Kolonie, dem Dr. Karl Peters, welcher sich jetzt in jenen Gebieten befindet, auch dort gelungen ist, der Sache des Vaterlandes mit Erfolg zu dienen. Die Weiterführung der von mir vorgeschlagenen Linie würde dann zweckmäßig von Klein-Aruscha am Südfuße des Kilima-Ndscharo, in westlicher Richtung südlich des Meruberges vorbei, bis zum Nordufer des Manjarasees (3 1/2 Gr. südl. Br., 36 1/4 Gr. östl. L.), von hier aus auf der Karawanenstraße nach der Kawirondobucht bis zum Ruwanafluß (2 Gr. südl. Br.), dann längs dieses Flusses bis Speke-Golf und von da bis Kagehi am Südostufer des Victoria Nyanza erfolgen. Diese Linie würde ungefähr dieselbe Länge wie diejenige von Dar-es-Salaam nach Tabora, nämlich 800 Kilometer, haben.

Um nun auf die zunächst ins Auge zu fassende Linie Tanga-Kilima-Ndscharo zurückzukommen, ist es nötig, eine Charakteristik des hierbei in Betracht kommenden Geländes zu geben. Längs des Sigiufers und am Ostrande der Bondeiberge bis zur englischen Missionsstation Magila finden wir anfangs dicht bewaldete fruchtbare Niederung, später unbedeutende Steigungen. Auf der Strecke Magila—Lewa wächst die Zahl und Stärke der

[1]) Siehe „Kolonialzeitung" 1888 Seite 360.
[2]) Petermanns Mitteilungen 1886 Seite 360 und 361.
[3]) Laut mir mündlich in Kiungani gemachten Mitteilungen.
[4]) Nach den neuesten Nachrichten zeigt die vor einem halben Jahr noch 18 Fuß tiefe Chinde-Mündung des Sambesi nur noch 7 Fuß und wird wohl in nächster Zeit, so schnell wie sie entstand, wieder verschwinden.
[5]) Siehe „Kolonialzeitung" 1889 Seite 333.

Steigungen, außerdem sind viele kleine Wasserläufe und zum Teil dichte Waldungen zu überwinden. An einzelnen Stellen tritt der aus Gneiß mit Hornblende oder Granit mit krystallinischen Schiefern und Sandstein bestehende nackte Fels zu Tage.

Von Lewa bis Sangarawe führt der Weg zunächst durch lichte Waldungen über zahlreiche kleine Hügel und Bäche bis zum Ninsi, dann durch eine mit 2–3 Meter hohem Grase bedeckte Ebene. Von Sangarawe ab, über Maurui an der Einmündung des Mkomasi in den Ruwu, bis zum Karawanenlagerplatze Mombo nahe dem gleichnamigen Flüßchen finden sich zu beiden Ufern des Mkomasi meist hochstämmige Galleriewaldungen, während das hohe Gras einer kürzeren Art Platz macht. Diesen letzteren Charakter behält die Ebene weiterhin bis Masinde bei, nur werden die Waldungen immer spärlicher und hören schließlich ganz auf — man tritt in das zwischen Pare- und Usambara-Gebirge befindliche sterile, baumlose Hügelland ein, dessen Eintönigkeit bis nach Mikotscheni am Ruwu nur durch den Mkomasi mit seinen schmalen Galleriewaldungen unterbrochen wird. Von Mikotscheni aus bis Klein-Aruscha trifft man längs der Hänge des Paregebirges zunächst auf Dornengestrüpp, lichten hohen Wald, Schlingpflanzen und kurzes Gras, dann vom Wudeereflüßchen ab auf steinigen, unfruchtbaren Boden und weiter hin auf eine große Grasebene, in welcher sich hier und da Gruppen von riesigen Euphorbien zerstreut finden. Die Ufer des Ruwu sind teils mit Tamarinden, dichtem Strauchwerk und Dumpalmen, teils mit Akazien bestanden, die namentlich im oberen Flußlaufe und an den Ufern des kleinen Ronga eine beträchtliche Höhe erreichen.

Die wichtigsten, bei dem Bau der Bahn auszuführenden Arbeiten würden demnach sich erstrecken auf: 1. Umfangreiche Abholzungen auf der Strecke Tanga-Masinde; 2. Gesteinssprengungen bei Ersteigung und Überschreitung des Plateaus von Boudei und bei Maurui; 3. Überbrückung des 50 Meter breiten Ruwu und seiner zahlreichen Zuflüsse, als deren bedeutendste der 15 Meter breite Urengere, der 20 Meter breite Mkomasi und der 15 Meter breite Ronga zu nennen sind; 4. größere Dammschüttungen: am Siginfer; auf der Strecke Magila-Lewa und westlich des letzteren Ortes; an der Einmündung des Urengere in den Ruwu bei Maurui; 4–6 Kilometer nördlich Tarabande und bei Mombo südlich Masinde; 5. sorgfältige Maßnahmen zur Abführung der Tagewasser durch Anlage von zahlreichen Durchlässen, Seitengräben und Drainirungen.

1. Spurweite.

Als erster Grundsatz bei Anlage von Pionierbahnen gilt: billig zu bauen. Daher wurde einer Schmalspurbahn der Vorzug gegeben. Bei der Wahl der Spurweite konnte man zwischen 0,75 und 1 Meter schwanken; das erstere Maß eignet sich aber nur für kürzere Zweigbahnen mit schwachen Kurven und Steigungen, da anderenfalls die Wagen zu sehr schlottern. In Ostindien, wo ursprünglich die Schmalspurbahnen mit 0,60 und 0,70 Spurweite angelegt wurden, hat man schlechte Erfahrungen gemacht und baut jetzt alle Schmalspurbahnen nach und nach auf 1 Meter Spurweite um. Die hier besprochene Kilima-Ndscharo-Bahn kann man aber ihrem Charakter nach, trotz der schmalen Spuren nicht als eine Zweigbahn bezeichnen, ebenso wenig werden sich eine Reihe starker Kurven und Steigungen vermeiden lassen, es erschien deshalb zweckmäßig, die breitere Spur von 1 Meter zu wählen.

2. Unterbau.

Um dem Geleis ein festes Auflager zu geben, auch den Damm gegen Unterspülung durch die in jenen Gegenden zeitweise außerordentlich heftigen Regengüsse zu sichern, ist eine Dammschüttung von mindestens 3 Meter Kronenbreite mit 15 Zentimeter starker Kiesbettung und eine Sicherung der Seitenböschungen gegen Abspülung durch Berauhwehrungen erforderlich. Fast alle Brücken können der Hauptsache nach in Holz gebaut werden, welches gegen Ameisen mit Karbolineum oder einem anderen Stoff imprägnirt ist. Unter Umständen, namentlich bei den größeren Brücken, wird man allerdings gezwungen sein, gemauerte Widerlager mit eisernem Oberbau anzuwenden; jedoch müssen dann alle, den Niederschlägen ausgesetzten Eisenteile besonders gut gegen Rost gesichert sein.

3. Steigungsverhältnisse und Kurven.

Um die Maschinenleistung und Fahrgeschwindigkeit nicht zu sehr zu beeinträchtigen, sollten die Steigungen im allgemeinen nicht über 1 : 40, ganz ausnahmsweise nur 1 : 25 betragen, während die Kurven meist nicht unter 100 Meter und nur ganz selten mit 75 Meter Radius auszuführen wären.

4. Oberbau.

Das Material für die hölzernen Querschwellen kann fast überall an Ort und Stelle gewonnen werden. Es erscheint eine, nur zweiseitige Bearbeitung der etwa 2 Meter langen, 0,15 Meter starken und 0,20 bis 0,22 Meter breiten Schwellen vollständig ausreichend. Als Schienenmaterial ist eine etwas schwere Vignolschiene aus Flußstahl von 25 Kilogramm Gewicht pro laufenden Meter (11 Zentimeter Höhe, 5 Zentimeter Kopfstärke, 10 Zentimeter Flanschenbreite, 11 Millimeter Stegstärke) und 5 bis 6 Meter Länge in Aussicht genommen. Die Befestigung der Schienen unter einander und auf den mit 60 Zentimeter Abstand verlegten Schwellen erfolgt mittels gewöhnlicher Laschen und Schraubennägel. Zur Verminderung der Masse des Kleineisenzeuges sind Unterlagsplatten nur an den Stößen in Kurven vorgesehen; dagegen wird gegen das Aufplatzen der Schwellen, welches gerade in den Tropen ganz besonders zu befürchten ist, das Einziehen eines Querbolzens an jedem Ende der Schwelle für notwendig erachtet. Der Schienenstoß ruht stets auf einer Schwelle.

5. Betriebsmaterial.

a) Maschinen.

Um bei den voraussichtlich zahlreichen Kurven ein Aussetzen der Maschine nach Möglichkeit zu verhindern, werden zweiachsige Tenderlokomotiven von 20 Tonnen Dienstgewicht und einer Leistung von 40 Tonnen Bruttogewicht vorgeschlagen. Die mit solchen Maschinen zu erreichende Geschwindigkeit beträgt bei 1 Meter Spurweite 18 bis 20 Kilometer pro Stunde, während man bei 0,75 Meter Spur nur ca. 15 Kilometer erzielen könnte. Im Hinblick auf das Heizungsmaterial stimme ich durchaus dem Vorschlage des Hauptmanns von Hake bei (siehe Kolonial-Zeitung 1889 Nr. 34 und 37), Holz zu wählen, nur muß dann der Tender zur Aufnahme eines verhältnismäßig beträchtlichen Volumens eingerichtet werden.

b) Personenwagen.

Hierfür scheinen die vierachsigen, sog. Salonwagen mit Drehschemel nach amerikanischem System, welche bei 9 Meter Länge 36 Personen fassen, ganz geeignet. Derartige Wagen wurden seinerzeit z. B. in Oldenburg für die Linie Ocholt—Westerstede beschafft. Um den Wagen leichter zu machen und ihn den Tropen besser anzupassen, könnte man anstatt der Holzwände gefirnißte, jalousieartig aufziehbare, leinene Vorhänge anwenden. Behufs Erzielung einer größeren Stabilität wird die Höhe des Wagenbodens über Schienenoberkante von 1,12 auf 0,75–0,80 Meter dadurch ermäßigt, daß, ähnlich wie bei den Pferdebahnwagen, die Räder durch den Fußboden in abgekleidete Räume unterhalb der Bänke hindurchtreten. Das Gewicht eines solchen Wagens würde dann etwa 5½ Tonnen betragen.

c) Güterwagen.

Für den Gütertransport sind teils offene oder bedeckte Wagen, teils Holzwagen mit Drehschemel für den Transport von Langhölzern, teils Plattformwagen mit umlegbaren Eisenrungen vorgesehen. Diese Wagen könnten zu 3¼ bis 3½ Tonnen Gewicht und für 120 Zentner Tragkraft hergestellt werden.

Ein Wagenzug würde z. B. unter Zugrundelegung der bisherigen Annahmen, außer der Lokomotive, aus 1 Personen- und 2–3 Güter- oder nur aus 3–4 Güterwagen bestehen können.

6. Bahnhofs- und besondere Einrichtungen.

Die Bahnhofsanlagen sind mit Rücksicht auf die Art des Baues und des in der ersten Zeit zu erwartenden Betriebes, zunächst möglichst einfach zu halten. Es ist die Erbauung von 5 Bahnhöfen, in Tanga, Lewa, Korogwe, Masinde und Aruscha, und die Einrichtung von 8–10 Haltestellen angenommen.

Die Stationslänge beträgt 100 Meter. Das Hauptgeleis ist mit einem blinden Geleis durch 2 Schleppweichen verbunden. Die Hochbauten umfassen: das Stationsgebäude mit Telegraphenstation und in Verbindung damit einen Güterschuppen mit Laderampe und Krahn; ferner ein Beamtenwohnhaus, einen Lokomotiv-, einen Wagen- und einen Holz- bezw. Kohlenschuppen, sowie eine reichlich ausgestattete Reparaturwerkstätte, in welcher auch größere Reparaturen ausgeführt werden können.

Außerdem treten hinzu: Signaleinrichtungen und elektrische Telegraphenverbindung. Anstatt der theuren Drehscheiben werden besondere Geleisverbindungen in Dreiecksform vorgeschlagen, wie sie von den Russen bei der transkaspischen Eisenbahn angewendet worden sind. Die Wasserstationen nach amerikanischem Muster bestehen in einem hölzernen oder eisernen Gerüst mit Behälter, in welchen das Wasser mittels Handpumpe hinaufbefördert wird. Wärterhäuser werden von 8 zu 8 Kilometer auf der Strecke erbaut und mit je 1 Europäer und 2 Eingeborenen besetzt, von denen zwei Mann täglich einmal zum nächsten Wärterhause patrouilliren, während der dritte zurückbleibt.

Die unwichtigeren Gebäude könnten durchweg in Holz mit doppelten Bretterwänden und hölzerner oder leichter eiserner Dachkonstruktion ausgeführt werden, während für die Stationsgebäude, Lokomotiv- und Reparaturwerkstätten massive Umfassungen und eiserne Dachkonstruktion, für die Stationsgebäude vielleicht auch Magnesit oder Xylith als Baumaterial vorgeschlagen werden. Die aus den beiden letzteren Materialien hergestellten Wohnhäuser mit eisernem Gerippe überschreiten die Kosten von Fachwerksbauten nur wenig und können von Europa aus, zum Aufstellen fertig, zur Versendung gelangen. Derartige Häuser aus Magnesitplatten sind z. B. in Walfischbay, Togo und Bagamojo, wenn ich recht berichtet bin, ausgeführt; auch sollen in nächster Zeit einige aus Xylithplatten hergestellte Häuser am Benuë errichtet werden. Der große Vorzug dieser Bauten ist der, daß das Material die Feuchtigkeit abhält, feuersicher und ein schlechter Wärmeleiter ist, sodaß die Häuser innen kühl sind, was für die Tropen von größter Wichtigkeit ist.

7. Materialbeschaffung.

Die Schwellen können, mit Ausnahme einiger Strecken westlich des Paregebirges, an Ort und Stelle gewonnen werden, ebenso auch das Holz für die kleineren Brücken. Zur billigeren Beschaffung der Bretter, die zur Zeit noch ziemlich teuer sind, wäre bei Tanga die Anlage einer durch Dampf- oder Wasserkraft getriebenen Holzschneidemühle, welche sich ohne Zweifel gut rentiren würde, wünschenswert. Das Imprägniren der Hölzer könnte in einfachster Art am Gebrauchsorte geschehen.

Maurermaterial, sowohl Bausteine als Mörtel, findet sich in Gestalt des Korallengesteins und Muschelkalkes an der Küste und im Usambara- und Paregebirge. Die englische Missionsstation Magila ist z. B. durchweg aus dem in der Nähe der Station anstehenden Gestein erbaut. Das Brennen des Muschel- oder Urkalkes würde keine Schwierigkeiten verursachen. Bei Herstellung etwaiger massiver Widerlager für Brücken kann das Korallengestein, seiner geringen Festigkeit wegen, jedoch nicht in Betracht kommen, sondern man müßte das Usambara- oder Paregestein verwenden, oder wo dies nicht angängig wäre, schließlich auch zur Anlage von Ziegeleien schreiten. Fast alle anderen Materialien müßten aus Deutschland bezogen werden. Behufs leichteren Ver- und Ausladens der schweren Personen- und Güterwagen wäre es wünschenswert, dieselben soweit als möglich zerlegbar zu konstruiren. Selbstverständlich würden auch die Lokomotiven erst in Tanga zu montiren sein.

8. Bauausführung und Personal.

Die Thätigkeit des Absteckens beginnt mit dem Festlegen der Hauptrichtung, dann folgt das Nivelliren dieser Strecke und schließlich die genaue

Aufnahme des Geländes zu beiden Seiten der Bahnlinie mit Meßtisch, Kippregel und Orientirbouſſole.

Die allgemeinen örtlichen Unterſuchungen zur Feſtlegung der günſtigſten Hauptrichtung müßten durch mindeſtens zwei parallel neben einander arbeitende Ingenieurkolonnen vorgenommen werden, da in einem ſo ſchwierigen Gelände, wie das hier in Betracht kommende, eine Kolonne kaum zum Ziele gelangen dürfte. Jeder der beiden leitenden Ingenieure müßte von zwei deutſchen Hilfsarbeitern und einem Trupp von 15—20 indiſchen Kulis oder Negern begleitet ſein, welche letztere namentlich die nötig werdenden Abholzungen auszuführen, oder ſonſtige Hinderniſſe zu beſeitigen hätten. Iſt für eine angemeſſene Strecke — vielleicht 20—30 Kilometer — die Hauptrichtung feſtgelegt, ſo beginnt unter Leitung von Ingenieuren die 1. Baukolonne ihre Thätigkeit. Die Waldungen werden auf ca. 20 Meter Breite abgeholzt und die gröbſten Hinderniſſe beſeitigt. Alsdann wird die genaue Richtung der Bahn feſtgelegt und die betreffende Strecke nivellirt, damit die 2. Kolonne für den Unterbau ihre Arbeit beginnen kann. Dieſelbe ſtellt das Planum, Dammſchüttungen oder Einſchnitte her, wobei vielfach Geſteinsſprengungen auszuführen ſein werden. Dort, wo Durchläſſe oder Brücken nötig ſind, wird alsbald mit dem Heranſchaffen des Materials — Drains, Thonröhren, Maurer-, Holz- oder Eiſenmaterialien — und der Herſtellung der nötigen Widerlager und Pfeiler begonnen. Zum Heranſchaffen der verſchiedenen Materialien dient ein Feldgeleis von ca. 2 Kilometer Länge mit Kipp- und Bremswagen; außerdem können ſpäter kleinere Materialien auf dem ſchon geſtreckten Geleis durch Draiſinen herangeſchafft werden. Bei dem weiteren Fortgang des Baues würde dann natürlich die Lokomotive an deren Stelle treten und beſondere Materialzüge behufs Formirung proviſoriſcher Depots heranbringen; von dieſen letzteren aus tritt dann wieder das entſprechend vorgeſchobene Feldgeleis in Thätigkeit. Nebenher würde eine kleinere 3. Baukolonne mit der Herſtellung beſonderer Waſſerabzugsgräben in dem ſeitlichen Gelände beſchäftigt ſein. Für die Maſſe der Erdarbeiter ſind Eingeborene in Ausſicht genommen, welche durch einen Stamm von 100—150 indiſchen Kulis verſtärkt werden. Im Hinblick auf die Unzuverläſſigkeit und leicht erregbare Unzufriedenheit der chineſiſchen Kulis glaubte ich deren Anwerbung nicht empfehlen zu ſollen. Die Maurer werden ſich zum größten Teil ebenfalls aus Eingeborenen und Kulis ergänzen, wenngleich einige europäiſche Maurer nicht entbehrlich erſcheinen.

Die 4. Baukolonne würden die Oberbauleger bilden, welche ſich aus einer größeren Zahl von Europäern, und Kulis als Hülfsarbeitern zuſammenſetzen müßten.

9. Maßnahmen für Verpflegung und Unterkunft.

Die Verpflegung des Perſonals erfolgt zunächſt aus einem Depot in Tanga, ſpäter aus beſonderen vorgeſchobenen Depots im Innern. Die Vorräte werden an der Küſte durch Kauf, im Innern durch Tauſch erworben. Zu letzterem Zweck iſt es vorteilhaft, die in der Nähe der Bahnlinie befindlichen Dörfer ſchon frühzeitig zu ſtärkerem Anbau als bisher zu ermuntern, auch eine Mahlmühle für Mais, Reis, Hirſe ꝛc. einzurichten. Zur Verpflegung der Europäer ſind die Depots oder einzelne Güterwagen mit Feldküchen auszuſtatten; ferner iſt für Einrichtung eines Lazaretts und Beſchaffung einer Eismaſchine, welche für die Tropen ganz beſonders wichtig iſt, Sorge zu tragen.

Die Unterbringung der Ingenieure erfolgt zum Teil in wohnlich eingerichteten Güterwagen, zum Teil in Zelten, die auf den Wagen mitgeführt werden. Die Arbeiter werden entweder in benachbarten Dörfern oder unter leichten Zeltdächern untergebracht, wozu das Material rechtzeitig nach den Depots und von dieſen zum Gebrauchsort zu ſchaffen iſt.

10. Löhne.

Die Bezahlung der Arbeiter erfolgt in beſonders geprägtem deutſchem Gelde, welches ſich in Form und Wert möglichſt dem dort gangbaren indiſchen Gelde anzupaſſen haben würde. Es handelt ſich alſo zunächſt um Silbermünzen im Werte von etwa 2,00, 1,00 und 0,50 Mark, ſodann um Kupfermünzen von etwa 3 und 1½ Pfennig Wert. Wie ich höre, iſt die oſtafrikaniſche Geſellſchaft augenblicklich mit der Prägung derartiger Münzen beſchäftigt. Um den Übergang zur Annahme des deutſchen Geldes zu erleichtern, dürfte es ſich empfehlen, anfangs in Waren und Geld zu zahlen. Die Herren Schröder und Koch haben in Lewa kurz vor dem Aufſtande nur noch in Geld, und zwar für 3 Tage 1 Rupie, d. h. nach dem damaligen Silberwert pro Tag zirka 50 Pfennig gezahlt. Nach den Berichten von Schröder hatten die Neger allmählich Gefallen an der Arbeit und namentlich an dem dafür gezahlten klingenden Lohn gefunden und eine ganz bedeutende Gewandtheit in Handhabung von Axt, Spaten und Hacke erlangt. Die höchſten, auf den damaligen Stationen der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft gezahlten Löhne betrugen 0,62 Mark. In Sanſibar wurde in den Jahren 1885—88 ein erheblich höherer Lohn gezahlt; dort erhielt der Neger einſchließlich Verpflegung 0,80—0,85 Mark pro Tag. Wenn dieſe Löhne nach europäiſchen Begriffen auch ſcheinbar niedrig waren, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß die Arbeitsleiſtung des Negers nur auf ein Halb bis höchſtens zwei Drittel derjenigen eines europäiſchen Arbeiters zu veranſchlagen iſt. Heutzutage, wo die Rupie in Oſtafrika von 1,50 auf 2,00 Mark, d. h. um zirka ein Drittel ihres früheren Wertes geſtiegen iſt, würde ein eingeborener Arbeiter im Innern und an der Küſte zirka 0,80 Mark, in Sanſibar zirka 1,10 Mark erhalten. Indiſche Kulis würden wohl nicht unter 1,30 Mark pro Tag zu haben ſein.

11. Baukoſten.

Auf Grund der bisher gemachten Angaben habe ich verſucht, einen Koſtenüberſchlag aufzuſtellen, welcher die Materialientransporte von Deutſchland aus einbegreift.

Die Koſten pro Kilometer ſtellen ſich hiernach etwa wie folgt:

1.	Vorarbeiten, Anfertigung von Plänen ꝛc.	300 Mark,
2.	Unterbau (ohne Kunſtbauten)	6 000 „
	(Abholzung der Bahnlinie auf etwa 20 Meter Breite, Geſteinsſprengungen, Erdarbeiten, Drainirung, Durchläſſe, Abzugsgräben, Brücken bis 10 Meter Spannung);	
3.	Oberbau	
	a) à Kilometer 50 Tonnen Vignol-Flußſtahlſchienen (25 Kilogramm pro laufenden Meter)	8 900 „
	b) à Kilometer 10 Tonnen Kleineiſenzeug (einſchließlich Reſerve)	1 850 „
	c) hölzerne, zweiſeitig bearbeitete Schwellen, 2 Meter lang, 0,15 ſtark, 0,20—0,22 breit, einſchließlich Bearbeitung pro Stück 0,65 Mark	1 100 „
4.	Nebengeleiſe, Weichen, Kreuzungen, Erſatz für Drehſcheibenanlagen ꝛc. ca. 5 v. H. des Hauptgeleiſes	600 „
5.	Stationen, Gebäude, Waſſerſtationen, ſonſtige Bahnhofseinrichtungen	3 000 „
6.	Signaleinrichtungen	300 „
7.	Betriebsmittel	600 „
	(4 Lokomotiven = 136 000 Mark, 6 Perſonenwagen = 30 000 Mark, 20 Güterwagen à 120 Zentner Tragkraft = 52 000 Mark);	
8.	Inventar, Mobiliar, Werkzeug	400 „
9.	Arbeitslohn für Legen des Oberbaues	1 900 „
	Zuſammen:	24 950 Mark.
	Dazu:	
10.	Unvorhergeſehene Ausgaben, Bauleitung, Beaufſicht, Verwaltungskoſten während des Baues, ca. 10 v. H.	2 495 „
	Im Ganzen:	27 445 Mark.
	Dies ergiebt für 360 Kilometer:	
	360 × 27 445 = rund:	9 880 000 Mark,
	Dazu kommen:	
11.	2 Kilometer Feldgeleis mit 8 Kipp- und 4 Bremswagen, ſowie 2 Schleppweichen, außerdem 2 Draiſinen	12 000 „
12.	Die Koſten für Brücken mit teilweiſe gemauerten Widerlagern und teilweiſe eiſernem Oberbau über den Ureugere, Mkomafi, Ruwu und Ronga in einer Geſamtlänge von ca. 150 Meter, pro laufender Meter 800 Mark,	120 000 „
	Geſamtkoſten alſo:	10 012 000 Mark.

Die laufenden Unterhaltungskoſten pro Jahr würden ſich wie folgt berechnen:

1.	Bahnunterhaltung	200 Mark
2.	Betriebs- und Bahnperſonal. Gehälter	500 „
	(Direktoren, Bahnwärter, Güterexpedienten, Telegraphiſten, Schreiber, Lokomotivführer, Heizer, Schaffner, Bahnwärter, Arbeiter);	
3.	Heizungsmaterial (Holz)	50 „
4.	Reparaturen	30 „
5.	Sonſtige Unkoſten	100 „
	Zuſammen	880 Mark.
	Demnach für 360 Kilometer: 360 × 880 = rund	317 000 Mark
	Dazu:	
6.	Verzinſung: 4 v. H. von rund 10 000 000 Mark	400 000 „
7.	2 v. H. Amortiſation	200 000 „
8.	2 v. H. Reſerve und Erneuerungsfonds	200 000 „
	Geſamtkoſten	1 117 000 Mark.

Die Unterhaltungskoſten ſtellen ſich hiernach auf ungefähr 11 v. H. der Baukoſten.

12. Rentabilität.

Behufs Löſung dieſer wichtigen Frage muß ich mich leider ſtark auf das Gebiet der Hypotheſe begeben, da die uns bis jetzt zur Verfügung ſtehenden offiziellen Zahlen zur Führung eines genaueren Nachweiſes nicht ausreichen. Es würde in dieſer Hinſicht ſchon viel gewonnen ſein, wenn ſeitens der Beamten der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft eine entſprechende genaue Zuſammenſtellung der Aus- und Einfuhr unſerer Küſtenhäfen für die Zeit vom 1. April bis 30. September d. J. erfolgen könnte.

In den „Überſichten der Weltwirtſchaft“ von Dr. von Neumann-Spallart wird für die Jahre 1883, 1884 und 1885 die Ausfuhr Sanſibars auf je 16½ Millionen Mark beziffert. Ziehen wir davon den Wert der von den Inſeln Sanſibar und Pemba ausgeführten Nelken und der ſonſtigen Produkte aus den kleineren Küſtenorten mit etwa 5½ Millionen Mark ab, ſo bleiben für die Ausfuhr aus den Haupthäfen: Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kiloa-Kiwindje, Lindi und Mikindani noch ca. 11 Millionen Mark übrig.

Nun betrug in dem Aufſtandsjahre, Auguſt 1888 bis Auguſt 1889, die Ausfuhr aus Tanga-Pangani zuſammen etwa 880 000 Mark, während die anderen 5 Häfen zuſammen 3 000 000 Mark ausführten. Es verhielt ſich demnach die Ausfuhr von Tanga-Pangani zu der der 5 anderen Häfen etwa wie 1 : 3½.

Legen wir für unſere Berechnung dieſes Verhältnis zu Grunde, ſo entfallen von den genannten 11 Millionen Mark in normalen Friedenszeiten auf Tanga-Pangani etwa 2,4 Millionen. Es iſt weiter zu berückſichtigen, daß, wie ich ſchon früher anführte, auch bei Vorhandenſein einer Eiſenbahn Tanga-Kilima-Ndſcharo etwa drei Viertel des Wertes der im unteren Panganithale gedeihenden Produkte, nach wie vor den billigen Waſſer- oder den kurzen Land-

transport der Beförderung durch die Eisenbahn vorziehen werden. Stellen wir diese Zahl mit einem hohen Werte, etwa ein Fünftel der Gesamtausfuhr von Tanga-Pangani, in Rechnung, so würden nach Abzug dieses Bruchteils von den erwähnten 2,4 Millionen immer noch 1,9 Millionen Mark Ausfuhr aus Tanga-Pangani in normaler Friedenszeit übrig bleiben. Setzt man voraus, daß der Handel während des Aufstandes einen gleichmäßigen Niedergang in allen Häfen erfahren hat, so dürfte umgekehrt auch eine Neubelebung desselben im gleichen Verhältnis zu erwarten sein, d. h. im Vergleich zur Ausfuhr von 880 000 Mark im Aufstandsjahre 1888/89, eine mehr als doppelt so große in normalen Jahren.

Die Einfuhr nach Sansibar betrug, den oben angeführten „Übersichten der Weltwirtschaft" zufolge, für jedes der Jahre 1883, 1884 und 1885 insgesamt: 25,5 Millionen Mark. Zieht man davon die Einfuhr nach den Inseln Sansibar und Pemba und den kleineren Küstenhäfen mit 8,5 Millionen Mark ab, so verbleiben für die Ausfuhr aus den 7 größeren Häfen 17 Millionen Mark. In der Zeit vom August 1888 bis August 1889 betrug die Einfuhr nach Tanga-Pangani 350 000, nach den fünf anderen Häfen ca. 2 Millionen, woraus sich ein Verhältnis von 1 : 6 ergiebt; nehmen wir aber selbst nur das erheblich ungünstigere Verhältnis 1 : 8 an, so entfallen in normalen Zeiten von den erwähnten 17 Millionen auf Tanga-Pangani doch noch 1,90 Millionen. Berücksichtigen wir ferner, daß ein Viertel dieser Summe auch bei Vorhandensein einer Bahnlinie direkt nach Pangani und dem unteren Panganithale eingeführt wird, so verbleibt für Tanga eine Einfuhr im Betrage von 1,43 Mill. Im Jahre 1888/89 betrug die Einfuhr nach Tanga-Pangani aber nur 350 000 Mark, es steht somit für normale Friedenszeiten eine vierfache Steigerung der Einfuhr zu erwarten.

Was nun den zu Grunde zu legenden Tarif anbetrifft, so muß naturgemäß das Elfenbein die höchsten Transportkosten zahlen. Dem Indier erwachsen nach Abzug des Einkaufspreises und der Steuer pro Pfund Elfenbein vom Kilimandscharogebiet insgesamt etwa 0,80 Mark Transportkosten. Berechnet man pro Zentner Elfenbein 40 Mark, dagegen pro Zentner Tauschwaren nur 15—20 Mark Transportkosten, so würde der Indier doch immer noch etwas weniger Unkosten haben als bisher, ganz abgesehen davon, daß er bei Benutzung der Eisenbahn einen vielfach größeren Umsatz seines Kapitals pro Jahr erzielen würde.

In diesem Sinne habe ich mich bemüht, an der Hand der bisher veröffentlichten statistischen Angaben und unter Berücksichtigung der obigen Berechnung auch für die anderen Aus- und Einfuhrartikel entsprechende Werte zu ermitteln und bin hierbei zu folgenden Resultaten gelangt:

Transporte:

1 000 Ctr.	Kilima-Ndscharo-Elfenbein à 40 Mk. . . .	40 000 Mk.
90 000 =	Kopra, Sesam, Mtama, Schirokko, Mais, Bohnen, Erdnüsse à 1,50 Mk. . . .	135 000 =
800 Stück	Rindvieh aus Usambara à 10 Mk.	8 000 =
1 500 =	Schafe und Ziegen ebendaher à 2 Mk. . .	3 000 =
3 000 cbm	Bau- und Brennholz à 2 Mk.	6 000 =
450 Ctr.	ungefärbte Baumwollenstoffe à 15 Mk. . .	6 750 =
700 =	gefärbte Baumwollenstoffe à 15 Mk. . . .	10 500 =
600 =	Eisen- und Kupferdraht à 10 Mk.	6 000 =
5 000 =	Melasse und Honig à 1,50 Mk.	7 500 =
400 =	mineralische Fette und Öle à 3 Mk. . . .	1 200 =
300 =	Zucker, Gewürze, Butter u. Speiseöle à 2.50 Mk.	750 =
2 000 =	Getreide und Mühlenfabrikate à 3 Mk. . .	6 000 =
Verschiedenes:	Kautschuk, Kopal, Orseille, Rhinozoroshörner, Rindshäute, wollene und baumwollene Kleider, Seidenzeuge, Pulver, Patronen, Blei, Waffen, Seife, Porzellan, Glasperlen, Holzwaren, Kaffee, Thee, Fische, Konserven, Arzneien 2c.	9 000 =
	Zusammen . .	239 700 Mk.
	rund . .	240 000 =

Diese Transporte, welche durchweg sehr niedrig gegriffen sind, würden der Bahnlinie unter normalen Verhältnissen bei dem jetzigen Stande des Verkehrs zufallen.

Verbindet dagegen eine Eisenbahn den Kilima-Ndscharo mit der Küste, so dürfte man wohl nach einigen Jahren auf eine Steigerung der Transporte um das Dreifache rechnen können. Die Einnahmen der Bahn würden sich dann auf rund 700 000 Mk. pro Jahr beziffern. Namentlich würde vom Kilima-Ndscharo und Paregebirge her eine außerordentlich starke Ausfuhr an Rindvieh, Schafen und Ziegen geschaffen werden, auch würde der Kilima Ndscharo bedeutende Transporte an Bauholz, Mais, Bohnen, Hirse, Yams, süßen Kartoffeln, Bananen, Zuckerrohr, Fellen, Straußenfedern, Butter und Wild liefern.

Eine weitere Steigerung die Transporte bis zur vollen Rentirung der Bahn würde die fortschreitende Zivilisation gewährleisten. Hierher gehören später namentlich große Baumwollen- und Tabaktransporte von den Plantagen, Bretter-, Balken- und Ganzholztransporte von den Schneidemühlen und schließlich der ohne Zweifel schon nach kurzer Zeit recht bedeutende Personenverkehr.

Wenn ich hiermit zum Schluß komme, so erlaube ich mir nochmals zu betonen, daß diese Mitteilungen lediglich als ein Versuch angesehen werden mögen, zur Klärung der Ansichten über die so außerordentlich wichtige Frage der Verkehrswege und namentlich des Eisenbahnbaues in unseren Kolonien einen Beitrag zu liefern und dadurch auch in weiteren Kreisen das Interesse für eine der wichtigsten Aufgaben eines kolonisirenden Volkes zu erwecken.

Ist aber erst das Interesse und die Überzeugung von der Notwendigkeit derartiger Verkehrswege vorhanden, so kann für ein Land wie Deutschland die Beschaffung eines Anlagekapitals von 10 Millionen Mark doch wahrlich nicht als ein Ding der Unmöglichkeit angesehen werden. Jedenfalls würde es zu bedauern bleiben, wenn man etwa zu ausländischem Kapital seine Zuflucht nehmen müßte.

Kurt Weiß,
Premierleutnant à la suite der II. Ingenieur-Inspektion.

Einiges über Mußestunden und Nebenbeschäftigungen in unseren Kolonien.

Von Dr. Richard Hindorf.

Wer unsere Kolonien aus eigener Anschauung kennt, wer das Leben und Treiben der Europäer dortselbst näher zu beobachten Gelegenheit hatte, oder es selbst mitgemacht hat, der weiß, wie schwer es den meisten wird, ihre Mußestunden wirklich gut zu benutzen. Aber in sehr vielen Fällen, wo die Zeit nutzlos vergeudet oder vielleicht sogar nachteilig angewandt wird, liegt die Schuld hauptsächlich an dem Unbekanntsein mit irgend welchen passenden und zweckmäßigen Nebenbeschäftigungen für freie Stunden, und die Betreffenden würden vielleicht bei geeigneter Anregung ihre freie Zeit in sehr nützlicher Weise ausfüllen können und wollen.

Und eine bessere Benutzung der arbeitsfreien Stunden draußen in unseren Kolonien thut wirklich not; aus lauter Langeweile und in Ermangelung eines Besseren wird, wie ja genugsam bekannt ist, mehr getrunken, als der eigenen Gesundheit und der Arbeitsfähigkeit dienlich ist, und besonders wird dabei nach deutscher Art so viel geredet und kritisirt und geschimpft auf die Vorgesetzten und auf die Verwaltung und auf alles, was in der und für die Kolonie geschieht, daß doch schließlich das Ganze darunter leidet. Diejenigen unserer Landsleute, welche hinausgehen in die Kolonien, möchte ich davor warnen, sich durch geringfügige Kleinigkeiten, wie es so häufig geschieht, auf die Seite der Unzufriedenen hinüberziehen zu lassen. Sie werden nicht immer alles so finden, wie sie es erwartet hatten, und erfahrungsmäßig tritt alsdann bei unseren Beamten in den Kolonien gar zu leicht Unzufriedenheit ein. Um dem entgegen zu wirken, mache ich hier auf diesen Fehler aufmerksam, und bitte meine Landsleute dringend, nicht nur mit dem festen Vornehmen getreuer Arbeit und stetiger Förderung der Interessen der Kolonien hinauszugehen, sondern auch draußen trotz aller Widerwärtigkeiten und trotz aller Versuchungen durch Willenskraft und mit Hilfe nie ermüdender Selbsterziehung unentwegt an diesen guten Vorsätzen festzuhalten. Ich trete so warm für diese Sache ein, weil ich an zahlreichen Beispielen gesehen habe, welchen Schaden man durch Nichtbeachtung solcher Ratschläge nicht nur der Kolonie, sondern noch viel mehr sich selbst zufügt.

Eine gute Benutzung der Mußestunden ist nun zweifellos ein wirksames Hilfsmittel, um über allerlei derartige Anfechtungen leichter hinweg zu kommen, und ein jeder sollte daher darauf bedacht sein, wie er seine freie Zeit am besten verwertet. Denn neben einer anregenden Geselligkeit, neben Jagen, Reiten, Schwimmen und anderen körperlichen Übungen, die ja zur Erholung und zur Erhaltung der Gesundheit und geistigen Frische sehr zu empfehlen sind, wird die Berufsthätigkeit noch für vieles andere Zeit genug übrig lassen. Eine gute Büchersammlung, sowie gute Zeitungen und Zeitschriften werden für manche sonst vielleicht verlorene Stunde eine geeignete Beschäftigung geben. Hierin können wir uns ein Beispiel an den Holländern nehmen; dieselben sind in ihren Kolonien, selbst an weit abliegenden Punkten, mit anregender und belehrender Litteratur meist sehr reich versehen; überall in holländischen Besitzungen bestehen Lesevereine, die nicht nur zahlreiche holländische, französische, englische, und namentlich auch deutsche Zeitschriften halten, sondern auch alle bedeutenden Neuheiten auf dem Gebiete der schönen Litteratur, sowie andere hervorragende Werke anschaffen und bei ihren Mitgliedern umlaufen lassen.

Für uns draußen in den deutschen Kolonien ist das Lesen von Zeitungen und besonders von Fachzeitschriften aus den überseeischen Besitzungen anderer Kolonialvölker ganz besonders empfehlenswert, denn es macht uns bekannt mit den dortigen Zuständen, und unterrichtet uns über alle wichtigen Vorgänge und Maßnahmen in solchen Kolonien. Und ein eingehendes Studium fremder Kolonien muß doch eine der wichtigsten Aufgaben aller derer sein, die sich mit Ernst und Eifer dem Kolonialdienst widmen; denn die bestgeleiteten Kolonien anderer Völker müssen noch für lange Zeit der Ort sein, wo wir in die Schule gehen, um alle Zweige der Kolonisationsthätigkeit kennen zu lernen. Je mehr wir uns in das Studium anderer Kolonien vertiefen, je eingehender wir die Geschichte und Vorgeschichte derselben, ihre Entwickelung und die jetzigen wirtschaftlichen und staatlichen Zustände zu verstehen suchen, um so mehr wird unser Blick geschärft für das, was unseren eigenen Kolonien not thut. Allen Deutschen draußen in den Kolonien sei daher außer der deutschen die fremdländische ungeheuer reiche koloniale Litteratur, besonders die holländische und englische, aufs angelegentlichste zur fleißigen Durcharbeitung empfohlen. Denn jeder, der in den Kolonialdienst tritt, muß doch eine Ehre darein setzen, in allen kolonialen Fragen und Angelegenheiten bestmöglich beschlagen zu sein.

Aber viele dort draußen in den Kolonien werden außerdem noch mit allerlei Forschungen an Ort und Stelle, mit Sammeln für wissenschaftliche Zwecke, oder mit sonstigen Studien verschiedener Art sich

beschäftigen wollen, und eine solche Benutzung der freien Zeit muß ja ebenfalls sehr erwünscht sein, denn sie gewährt nicht nur dem Betreffenden Freude und Erholung von seiner Berufsthätigkeit, sondern derselbe kann dadurch auch der Wissenschaft und der Allgemeinheit nützlich werden, und vielleicht Bedeutendes für diese leisten. Damit aber ein solcher Erfolg um so sicherer erreicht werde, ist es wichtig, von vornherein die richtigen Wege zu wählen. Nach meinen Erfahrungen bringen die meisten unserer Landsleute das Streben mit in die Kolonien, Sammlungen irgend welcher Art anzulegen, oder sonst irgendwie im Dienste der Wissenschaft thätig zu sein. Aber leider ist, und jeder, der die Verhältnisse kennt, wird dies zugeben, der Wert solcher Arbeiten meist nicht sehr groß, und bleibt weit hinter dem zurück, was erreicht werden könnte. Gar zu häufig kann man beobachten, wie infolge von Planlosigkeit, oder weil sie plötzlich liegen gelassen werden, an und für sich fleißige und vielversprechende Arbeiten ihren ganzen Wert verlieren, oder daß mit großem Eifer zusammengebrachte Sammlungen infolge unrichtiger Behandlung und Aufbewahrung nahezu wertlos geworden sind.

Eine der wichtigsten Regeln ist die, daß man sich mit seinen Studien und Arbeiten auf ein verhältnismäßig enges Gebiet beschränkt, denn nur so kann man erschöpfendes leisten, und durch die wertvolleren Erfolge, die man erzielt, wird auch die eigene Anteilnahme und Befriedigung eine höhere. Bei solcher Beschränkung wird es auch dem Laien leichter, sich einzuarbeiten, er wird dann nicht blos ein mechanischer Sammler, sondern er vermag sich Fachkenntnis zu erwerben, wird mit höherem Verständnis arbeiten, und vielleicht selbst wissenschaftliche Erfolge erzielen können. Es empfiehlt sich dabei, irgend einer Lieblingsneigung, die man vielleicht schon hier zu Hause hatte, zu folgen, und diese weiter zu entwickeln. Schon ehe man hinausgeht in die Kolonien, bereite man sich vor für solche Sonderarbeiten; man muß sich das Beste der einschlägigen Litteratur verschaffen, sich mit allen erforderlichen Hülfsmitteln versehen, und sich womöglich unter geeigneter Leitung schon hier einarbeiten in das gewählte Gebiet. Und draußen verlasse man das einmal betretene Arbeitsfeld nicht eher wieder, als bis man auf diesem wirklich nennenswerte Erfolge erzielt hat.

Ich will versuchen, an einem kurzen Beispiele klarer zu machen, was ich meine. Wir kennen bisher noch sehr wenig über die Schlangen von Neu-Guinea. Wenn nun der eine oder der andere, der dort draußen vielleicht bis jetzt einige Schmetterlinge und Käfer, eine Anzahl schöner Orchideen und vielleicht verschiedene Vogelbälge gesammelt hat, — alles zusammen wahrscheinlich weder für ihn noch für die Wissenschaft von großem Wert, — von Anfang an sich auf das Studium der Schlangen gelegt, sie in der Natur und in der Gefangenschaft beobachtet, und Aufzeichnungen darüber gemacht hätte; wenn er ferner alle Schlangen, deren er habhaft werden konnte, gesammelt und die abgezogene Haut, Skelette, Eier und ganze Tiere in Spiritus, sowie lebende Tiere nach Europa geschickt, und dies mit Beharrlichkeit längere Zeit hindurch fortgesetzt hätte, so wäre unsere Kenntnis der Schlangen von Neu-Guinea sicherlich nicht mehr so lückenhaft, und der Betreffende hätte der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet, und selbst wahrscheinlich hohe Befriedigung von seiner Arbeit gehabt. Dies nur ein Beispiel auf einem Gebiete; aber in ähnlicher Weise würden auch nach vielen anderen Richtungen hin dankbare Aufgaben sich finden lassen. So glaube ich, würde noch mancher, der jetzt nicht recht weiß, wie er seine freie Zeit in den Kolonien zweckmäßig anwenden soll, sich und anderen zur Freude und zum Nutzen Tüchtiges leisten können, wenn er sich je nach seiner Neigung eine Zeit lang z. B. nur mit den Haustieren der Eingeborenen, oder nur mit Raubvögeln beschäftigte, wenn er ferner z. B. nur Pilze oder Moose sammelte, nur Sprachstudien triebe, oder sich sonst ein geeignetes, nicht zu umfangreiches Arbeitsfeld aussuchte.

Ich habe diese Anregung in der Hoffnung gegeben, daß mancher, der in die Kolonien geht, versuchen möge, in der angedeuteten Weise thätig zu sein. Unsere weiten überseeischen Gebiete können nicht durch die Fachgelehrten allein erforscht werden; auch der Laie vermag durch planmäßige Sammlungen und richtige Beobachtungen dort draußen der Wissenschaft wichtige Dienste zu leisten, und jeder, der dazu fähig ist, sollte seinen Teil beitragen zu allseitiger Erforschung unserer Kolonien.

Korrespondenzen.

Zur Frage der Einführung des Malayischen in Neu-Guinea.

Vielleicht gestatten Sie mir, in der „Deutschen Kolonialzeitung" eine Sache anzuregen, die, namentlich für die Zukunft, eine gewisse Bedeutung besitzt; es ist die Frage: auf die Einführung welcher Sprache als lingua franca — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — für Kaiser Wilhelmsland und angrenzende Besitzungen soll man hinwirken?

Dr. Schellong spricht in der „Deutschen Kolonialzeitung" 1889 S. 75 die Ansicht aus, daß dem Pigeonenglisch bis auf weiteres der Vorzug gegeben werden solle, „da ein einheitliches Sprachidiom schon im Interesse der Arbeiter, ein unerläßliches Erfordernis ist".

Die Gründe, die er hierfür beibringt, liegen auf der Hand und wiegen schwer; dennoch scheint mir die Frage statthaft, ob nicht mit Rücksicht auf die eigentümlichen Verhältnisse es wünschenswert wäre, die deutschen Besitzungen auch sprachlich gegen die englisch-australische Interessensphäre abzuschließen, d. h. zu trachten, soweit menschlicher Wille dazu beitragen kann, eine andere Verkehrsstraße einzuführen, als in letzterer gesprochen wird. Zudem sind, wie die Umstände jetzt liegen, Kaiser Wilhelmsland ꝛc. auf den Verkehr mit dem holländischen Indien hingewiesen; man wird dort vielfach Arbeitskräfte suchen müssen, und alles das führt uns zu der dort allgemein gesprochenen Verkehrssprache, dem sogenannten Niedermalayisch, welches wohl lokale Färbungen trägt, die aber das Verständnis nicht allzusehr beeinträchtigen. Das eigentliche Malayisch aber (auch wohl Hochmalayisch genannt, jedoch mit Unrecht) ist eine hochentwickelte, auch von Eingeborenen gesprochene Sprache, welche den Vorzug hat, daß sie nicht, wie das Pigeonenglisch, nur durch den Gebrauch, sondern systematisch gelehrt und erlernt werden kann. So wird, wenn immer und immer wieder Männer hinausziehen, die sich mit derselben beschäftigt haben, die Sprache des täglichen Lebens vor allzugroßer Korruption bewahrt werden; übrigens wird man aber die Entwickelung einer Verkehrssprache nur innerhalb gewisser Grenzen selbst leiten können, sonst aber dieselbe naturgemäß aus den Verhältnissen selbst hervorgehen.

Für den Einzelnen jedoch, der hinauszieht, ist die Erlernung des richtigen Malayisch kein unbedingtes Erfordernis; er erlernt im Falle der Not die lingua franca Indonesiens in sehr kurzer Zeit. Daß letztere, wenn man ernstlich will, sehr bald auch in den deutschen Besitzungen Verkehrssprache werden kann, zeigt das Beispiel des holländischen Indien, wo die Eingeborenen, welche verschiedene Sprachen reden, dieselbe als Verkehrssprache allgemein gebrauchen. Ein Kursus in der malayischen Sprache an dem orientalischen Seminar für diejenigen, welche Zeit zur Vorbereitung und Erlernung der wirklichen Sprache haben, ein praktischer Sprachführer für diejenigen, welche nur die Zeit der Reise dem Studium der lingua franca widmen können, wäre alles, was vorläufig nötig wäre.

Es ist nur eine Anregung, die ich geben möchte, weshalb ich mich enthalte, weiter auf den berührten Gegenstand einzugehen.

Stuttgart, 7. Mai 1890.

E. Metzger.

Der Geschäftsbericht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft

über das Jahr 1889, welcher der ordentlichen Hauptversammlung am 19. Mai erstattet wurde, giebt ein günstigeres Bild von dem Stande und den Aussichten des Unternehmens als der im September 1889 veröffentlichte. Beginnend mit einem historischen Überblick, wird durch die Entwickelung des Verkehrs in den letztverflossenen Monaten gezeigt, daß die demnächstigen wirtschaftlichen Unternehmungen unter günstigen Zeichen einsetzen. Während der Gesamtwert des Importes in das Vertragsgebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der Zeit vom 18. August 1888 bis 28. Februar 1889 659 664 Rupies betrug, ist derselbe in der Zeit vom 18. August 1889 bis 28. Februar 1890 auf 1 996 221 Rupies gestiegen. Diese gewaltige Steigerung ist besonders der Einfuhr von gefärbten und ungefärbten Baumwollstoffen zuzuschreiben, welche in denselben Zeiträumen von 392 683 Rupies auf 1 356 316 Rupies stieg. Der Export hat sich nicht in demselben Verhältnis gesteigert, da er sich von 1 568 863 Rupies in dem ersten Halbjahr auf 2 050 552 Rupies erhöhte, wobei die größte Ziffer auf Elfenbein und Negerkorn kam, während Sesam einen Abfall zu verzeichnen hatte. Das Kontraktverhältnis zum Sultan, wie es in Gemäßheit des Abkommens vom 13. Januar 1890 sich darstellt, trägt sowohl den Wünschen des Sultans Rechnung insofern, als das Durchschnittsresultat der Zollregie der drei ersten Rechnungsjahre für die Bemessung der in späteren Zeiten dem Sultan zukommenden Rente maßgebend sein soll, als es auch der Gesellschaft erhebliche Vorteile zuführt. Für ihren Verzicht auf die Beteiligung am Vorteil aus der Zollverwaltung in den Jahren 1890 und 1891 hat der Sultan der Gesellschaft auf den Wert von 100 000 Rupies geschätzte Häuser in Dar-es-Salaam übereignet. Die Handlungsweise des jetzigen Sultans Seyid Ali hat während seiner kurzen Regierungszeit keinen Grund zur Befürchtung abgegeben, daß das zu seinem Vorgänger hergestellte gute Verhältnis eine Abschwächung erleiden werde. In Bagamoyo wird bereits in diesem Jahre in einer auf dem Marktplatz fertig gestellten Faktorei mit dem Ankauf von Produkten und Verkauf von Waren begonnen werden, während in Dar-es-Salaam, Tanga und Pangani mit Anfang 1891 der Handelsbetrieb aufgenommen werden soll, Auch in den südlicheren Plätzen Mikindani und Lindi werden Faktoreien angelegt werden. Beide Plätze besitzen gute Häfen, und es steht zu erwarten, daß bei der Zunahme der Produktion und der Hebung des Geschäftsumfanges seitens der Hauptlinie der subventionirten Dampfergesellschaft sehr bald die drei Hafenplätze Dar-es-Salaam, Tanga und Lindi angelaufen werden. Es wird auch der Notwendigkeit Rechnung zu tragen sein, daß einer der Häfen der Küste zum Kriegshafen und Kohlenstapelplatz der kaiserlichen Marine ausgebildet werde. Die Zentralisirung der Zweigdampferlinie nach einem Hafen des Festlandes wird angestrebt, wohin die Zentral- und Hauptfaktorei und der Sitz des Generalagenten verlegt werden soll. Zur Unterstützung der neuen Handelsfaktoreien werden wirtschaftliche Agenten nach dem Hinterlande der Küste entsendet werden, die sich den Expeditionen de Schutztruppen anschließen und einen Verkehr der produzirenden Eingeborenen mit den Faktoreien herbeiführen sollen. In solchem Sinne wirkt gegenwärtig in Usambara schon Herr Dr. Baumann. Herrn von St. Paul-Illaire ist die Aufgabe zugefallen, das Gebiet hinter Bagamoyo und Dar-es-Salaam zu bereisen, und Herr Winter ist in Aussicht genommen, nach Wiedergewinnung der Südküste ihr Hinterland zu erschließen. Die infolge des Aufruhrs aufgegebene Baumwollpflanzung Kikogwe bei Pangani soll, sobald die Arbeiterverhältnisse es gestatten, aufs neue in Betrieb kommen. Der eigentliche Geschäftsverlust

im Jahre 1889 beziffert sich auf 92 686 Mark. Das Verlustsaldo ist, wie seither, auf Landbesitzkonto übertragen, welches sich nunmehr per 31. Dezember 1889 auf 2 404 289 Mark stellt. Der Hauptabschluß ergiebt in Debet und Kredit 3 782 367 Mark. *

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 6. Mai unter dem Vorsitz des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Hammacher eine Sitzung ab, in welcher über Zeit und Tagesordnung der Vorstandssitzung und Hauptversammlung beraten und eine Anzahl geschäftlicher Vorlagen erledigt wurde.

— Abteilung Berlin. Am 9. d. M. hielt Herr Dr. Kirstein einen Vortrag über Chile und die Chilenen, in dem er sich sehr abfällig über den „Musterstaat" Südamerikas äußerte. Man kann dahingestellt sein lassen, ob die These, daß Chile nach seinen geographischen und klimatischen Verhältnissen bei der Schwäche der Zentralregierung einstens in mehrere Teile zerfallen müsse, richtig ist, ob die Unmöglichkeit, eine Eisenbahn von Süden nach Norden zu erbauen, wirklich ein so großes Hindernis für die Erschließung des Landes ist, wird aber von vornherein annehmen können, daß, wenn nur ein Teil von dem, was der Redner über die Regierung und die Bevölkerung des einstigen „Musterstaates" Chile gesagt hat, begründet ist, nicht ernsthaft genug vor der Auswanderung nach dorthin unter den jetzigen Verhältnissen gewarnt werden kann. Einmal ist schon die geringe Bevölkerungszunahme von 1/4 Million innerhalb der letzten 10 Jahre bei einer Gesamtbevölkerung von etwas über 2 Millionen auf einem Flächenraum, der größer als Deutschland ist, recht bedenklich. Wenn sich auch die Mestizen in Südamerika wenig vermehren, so ist die Bevölkerungszunahme doch in den Ländern, welche günstigere Lebensbedingungen aufweisen, wesentlich stärker. Wenn ferner dem Charakter der Chilenen alle möglichen schlechten Eigenschaften zugesprochen werden, wenn sie alle die schlimmen Neigungen der Mestizen in einer potenzirten Form entwickeln, so unterscheiden sie sich eben in keiner Weise mehr von den übrigen schlecht verwalteten Staaten Südamerikas, in denen das halbindianische charakterlose Element überwiegt. Die Lage des Landes verbessert sich fast garnicht, nur der Großhandel macht noch Geschäfte; der Staatshaushalt wird so geschickt zusammengestellt mit Rücksicht auf die Bewahrung des guten Renommés der Chilenen im Auslande, auf welches sie sehr viel geben, daß ein Eindringen in denselben fast unmöglich ist. Was nun die Auswanderung der Deutschen nach Chile anbetrifft, so wurden bekanntlich von Deutschen nach 1848 die Kolonien Valdivia und Puerto Montt gegründet, welche sich gut entwickelt haben. Die Deutschen treiben weniger Ackerbau als Viehzucht und Industrie. In Valdivia ist das deutsche Element so überwiegend, daß die dortigen Chilenen sogar deutsch gelegentlich lernen. In den übrigen Städten giebt es nur wenige Deutsche, welche dort den Engländern und Franzosen eine lebhafte Konkurrenz machen. Aber die Stellung der Deutschen in den Distrikten, wo sie vereinzelt wohnen, ist eine sehr schwierige, so daß sie, wenn genug Geld verdient ist, gern dem Lande den Rücken kehren. Die Ausländer nehmen auch schließlich in Chile nur die Stelle von Geduldeten ein, da die vornehmen Chilenen, obwohl sie schließlich fast gar kein reines, spanisches Blut mehr in sich haben, sie verachten. Was nun die neue Kolonisation der Deutschen im südlichen Teile anbetrifft, so fand der Redner auf einer längeren Besuchsreise nach dorthin die Verhältnisse sehr wenig günstig. Die Bedingungen der Ansiedelung sind, oberflächlich betrachtet, nicht ungünstig, aber das Land ist ausgesogen, die Erträge im Weizenbau sind unbedeutend, so daß anzunehmen ist, daß die Einwanderer weiter gekommen wären, wenn sie in Deutschland geblieben wären. Diese deutschen Kolonien des Südens waren außerdem ohne Schulen gelassen, die Regierung hatte ihnen gegenüber ihre Versprechungen nicht gehalten, sodaß die Leiden der dortigen Ansiedler sehr große waren. Da der deutsche Kolonist von den Chilenen etwa wie ein Indianer betrachtet wird, so ist er allen möglichen Insulten ausgesetzt und es ist für den Kolonisten ungeheuer schwierig, Gerechtigkeit zu erlangen. Der Redner riet ganz energisch von der Einwanderung Deutscher in dieses Mestizenland ab. Wir halten die in Betracht kommenden Fragen noch nicht für hinreichend geklärt, um ein abschließendes Urteil zu geben. Wir erwarten eine Schilderung der südchilenischen Verhältnisse in nächster Zeit und werden dann nicht ermangeln, zur Frage der Auswanderung nach Chile Stellung zu nehmen.

— Abteilung Köln. Am 12. Mai hielt die Abteilung Köln im Römer eine Hauptversammlung ab, in welcher die Hauptversammlung der Gesamtgesellschaft vom 16. und 17. Juni eingehend besprochen und dem Abteilungsvorstande Direktiven für dieselbe sowie für die vorhergehende Sitzung des Gesamtvorstandes erteilt wurden. Hierauf hielt der Schriftführer Herr Referendar Clemens einen Vortrag über die Festsetzung der endgiltigen Grenzen von Deutsch-Ostafrika, welcher sich im wesentlichen an eine Denkschrift anschloß, die seitens der Abteilung Köln unter dem 23. April an den Herrn Reichskanzler gerichtet worden war. Die hierin ausgesprochenen Grundsätze sind denjenigen ähnlich, welche der Herr Reichskanzler in seiner Reichstagsrede vom 12. Mai aufgestellt hat; die Einzelheiten eignen sich weniger zu einer Veröffentlichung, dagegen stellt die Abteilung Abzüge der Denkschrift nebst Karte denjenigen Mitgliedern der Gesellschaft, die sich dafür interessiren, zur Verfügung. Aus dem Vortrage des Redners, welcher sich besonders eingehend mit den Zuständen in Uganda und mit dem Verhältnis des Sultans von Sansibar zu Deutschland befaßte, heben wir eine Mitteilung hervor, die von Interesse sein dürfte. Hiernach hat Professor Dr. Fabri, welcher in seinem Buche „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" zuerst den Gedanken einer Annexion des Sultanats Sansibar durch Deutschland und England verfocht und eingehend begründete, diesen Plan angesichts der Wißmannschen Erfolge aufgegeben. Er glaubt mit Recht, daß der förmliche Besitz der Sultansküste uns in wenigen Jahren als reife Frucht von selbst in den Schoß fallen müsse, und daß die Anregung zu einer Art Pensionirung des Sultans uns bald von England entgegengebracht werden dürfte. Bis dahin sollte Deutschland die Übelstände des bisherigen Zustandes noch ertragen.

— Von dem Vorstande der Sektion für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene der (vorjährigen) 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Heidelberg wurde die Deutsche Kolonialgesellschaft in einem Schreiben vom 23. September 1889 gebeten, an in den Tropen lebende Ärzte Fragebogen über die Akklimatisation der Europäer in den dortigen Tropengegenden zu versenden, wie sie in ähnlicher Weise schon einmal im Jahre 1886 von dem Deutschen Kolonialverein ausgegeben worden waren. Demzufolge betraute der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft in seiner Sitzung am 1. Oktober 1889 nach eingehender Diskussion über den Gegenstand eine aus dem Ausschußmitgliede Herrn Prof. Dr. med. et chir. Schüller, Herrn Generalsekretär Dr. Bokemeyer, Herrn Dr. Below, früher Arzt in Mexico, bestehende Kommission mit der Feststellung eines besonders auch für Kolonialzwecke praktisch verwertbaren Fragebogens. Der von der Kommission entworfene Fragebogen betrifft in einzelnen Abschnitten die topographischen, geologischen und klimatologischen Verhältnisse des Beobachtungsortes, dann Berichte über die normalen physiologischen Vorgänge bei gesunden Menschen unter dem Einflusse des Tropenklimas (in verschiedenen Jahreszeiten), ferner tabellarische Zusammenstellungen über Vorkommen und Häufigkeit der verschiedenen Organ- und Allgemeinerkrankungen und ihre Mortalität nach Alter und Geschlecht bei Eingeborenen, bei Europäern und bei anderen Fremdlingen 2c, solche über die Infektionskrankheiten insbesondere; daran reihen sich Fragen über den Verlauf und die Behandlungsergebnisse der im Beobachtungsgebiete am häufigsten vorkommenden infektiösen Krankheiten, endlich Fragen in Bezug auf die Bevölkerungszahlen, auf die Akklimatisationsfähigkeit der Europäer, auf einzelne praktisch besonders wichtige hygienische und sanitätspolizeiliche Gegenstände. Die Fragen sind grundsätzlich so gestellt, daß möglichst kurze und bestimmte, event. zahlenmäßig ausgedrückte Antworten darauf gegeben werden können. Der Fragebogen wurde zunächst den Herren Professoren Virchow, Hirsch und Koch zur Begutachtung vorgelegt und unter Benutzung der von diesen Herren mit dankenswerter Bereitwilligkeit gegebenen Berichtigungen und Zusätze in deutscher, englischer und französischer Sprache fertiggestellt. Er wurde dann mit freundlicher Unterstützung der Reichsbehörden an beinahe 2000 in den Tropen lebende Ärzte und an solche Personen geschickt, von denen man eine sachgemäße Beantwortung erwarten konnte. Die einlaufenden Antworten sollen dann von einer Kommission unter Heranziehung von Ärzten und anderen sachverständigen Leuten nach einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte bearbeitet und die Resultate von der Kolonialgesellschaft veröffentlicht werden. Es sind bereits Beantwortungen aus Grenada, Greytown, Natal und Java eingelaufen und es steht zu hoffen, daß noch das genügende Material zusammenkommen wird, um als Grundlage für die Beratungen auf der nächsten Naturforscherversammlung zu dienen.

Kleine Mitteilungen.

— (Ostafrika.) Die erfreulichen Nachrichten aus Ostafrika dauern an. am 10. Mai ist nach wirksamer Beschießung durch „Carola" und „Schwalbe" Lindi, der nach Kilwa bedeutendste Sklavenhandelsplatz des Südens, von der deutschen Schutztruppe besetzt und eingenommen worden. — Am 14. Mai ist Mikindani ohne Kampf von dem Reichskommissar besetzt worden. In der Umgegend von Lindi hatten kleinere siegreiche Gefechte gegen die Araberchefs stattgefunden, welche inzwischen ihre Unterwerfung angekündigt haben. — Über die Eroberung von Kilwa liegt noch der Bericht der „Times" vor, nach welchem am 3. April die „Carola" und die „Schwalbe" das Feuer auf Kilwa, das nach der See hin durch starke Verschanzungen gedeckt war, eröffnet hätten. Während der Nacht brach in dem Ort eine große Feuersbrunst aus, und als Major Wißmann am Sonntag Morgen von Süden her mit seinen 1200 Sudanesen zum Angriff vorging, fand er Kilwa geräumt. Die Aufrührer hatten sich zurückgezogen, nachdem sie die Läden der indischen Kaufleute zum Teil geplündert hatten. Die Indier waren mit Gewalt zurückgehalten worden und hatten eine schreckliche Nacht inmitten der platzenden Granaten, der brennenden Häuser, bedroht von der erbitterten fanatischen Besatzung, zugebracht. Nach dem Abzug der Aufrührer flüchteten die Indier aus der Stadt und versteckten sich im hohen Grase, 160, meist Frauen und Kinder, wurden später von dem englischen Kriegsschiff „Turquoise" nach Sansibar gebracht. Die übrigen blieben unter deutschem Schutz in Kilwa, das von Major Wißmann befestigt wurde. — In die ostafrikanische Truppe sind seit Errichtung derselben insgesamt, mit Einschluß des Majors Wißmann, 248 Europäer eingestellt, davon sind bisher 65 in Abgang gekommen, es bleiben also noch 183; von den 65 sind ausgetreten 36 wegen Krankheit, 19 infolge von Kontraktablauf und anderweiten Verpflichtungen, 11 starben. Am Fieber gestorben sind 4 Europäer nämlich Zahlmeister Merkel, Brieftaubenmeister Gaßmann und Unteroffizier Schulz zu Sansibar, sowie endlich Leutnant v. Medem zu Mpwapwa; am Hitzschlag starben drei, sämtlich im Gefecht oder beim Rückmarsch nach einem solchen, nämlich Feldwebel Peter, sowie die Unteroffiziere Gombert und Wilzick; Sergeant Ludwig und Unteroffizier Janner starben an Wunden, Leutnant Theremin an Bauchfellentzündung und Stabsarzt Dr. Schmelzkopf ertrank bei versuchter Hülfeleistung. — Der „Times" wird aus Sansibar vom 9. Mai gemeldet, daß nach den neuesten Nachrichten aus Uganda die Araber vom Süden aus heranziehen, um Kalema, der Mwanga von der Hauptstadt nach einer unangreifbaren Stellung auf der Sesse-Insel vertrieben hat, zu unterstützen. Ferner meldet dasselbe Blatt, daß Mohamed Ben Kassim in Saadani von den Deutschen gefangen sei und wahrscheinlich aufgehängt werden würde. Derselbe ist der Mörder des Deutschen Giesecke, welcher bei Tabora erschossen worden ist. — Die „Deutsche Ostafrika-Linie" ist nunmehr in das Handelsregister eingetragen. Der Vorsitzende ist der ehemalige Reichstagsabgeordnete Adolph Woermann. Zu Direktoren sind die Herren Ed. Bohlen und Eduard Woermann erwählt. Die

Deutsche Ostafrika-Linie hat in diesen Tagen die beiden neuesten, von der Afrikanischen Dampfschiffs-Aktiengesellschaft erbauten Dampfer angekauft und zwei weitere Dampfer von 2600 Tonnen bei den Hamburger Werften von Blohm und Voß und der Reiherstiegswerft in Auftrag gegeben, welche laut Beschluß des Aufsichtsrats die Namen „Kaiser" und „Kanzler" führen werden, die beiden gekauften Schiffe erhalten die Namen „Bundesrat" und Reichstag". Die Fahrten werden mit den beiden fertigen Dampfern in der zweiten Hälfte des Juli beginnen, vorläufig mit achtwöchentlichen Expeditionen. Nach Fertigstellung der neuen Dampfer und der bei der Werft von Blohm u. Voß bestellten Küstendampfer beginnen die regelmäßigen Fahrten, wie dieselben in dem Vertrag mit dem Reiche vorgesehen sind. Es scheint bereits entschieden, daß Rotterdam, Lissabon und Neapel auf der Aus- und Heimreise regelmäßig angelaufen werden. Die vorläufigen Fahrten gehen dann weiter über Port Said, Aden, Sansibar, Deutsch-Ostafrika und Mozambique bis zur Delagoa-Bai. Nach Einstellung der Küstendampfer werden auf der ersten Küstenlinie die zwischenliegenden kleineren Häfen des portugiesischen Ostafrika angelaufen, auf der zweiten Küstenlinie das deutsch-ostafrikanische Gebiet von Mombassa bis Lamu. — Generalkonsul Michahelles mit großem Gefolge, darunter Herr v. St. Paul-Illaire als Vertreter der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft und begleitet von 40 sudanesischen Soldaten der deutschen Schutztruppe, traf am ersten Osterfeiertage mittags am Hoflager des Sultans von Witu ein. Am Nachmittage desselben Tages besuchte der Generalkonsul den Sultan und besprach die Einzelheiten eines zwischen Deutschland und dem Witu-Sultanat abzuschließenden neuen Vertrages. Am Vormittag des folgenden Tages, am 7. April, ist dieser Vertrag vom Sultan Fumo Bakari und dem Generalkonsul Michahelles unterzeichnet worden. Nachher überreichte letzterer die Geschenke des Deutschen Kaisers, eine prachtvolle goldene Uhr, ein großes Bild des Kaisers und eine Anzahl schöner Gewehre. Das Bild Kaiser Wilhelms II. hängt jetzt über dem Thronsessel des Sultans. Durch den neuen Vertrag hat sich der Sultan von Witu verpflichtet, mit fremden Mächten nur durch das deutsche Generalkonsulat in Sansibar, beziehungsweise durch das Berliner Auswärtige Amt zu unterhandeln. Generalkonsul Michahelles wie alle seine Begleiter waren über den guten Empfang, den ihnen der Sultan bereitete, sehr erfreut. — Über den Verlauf der Verhandlungen, die Abgrenzung der Interessensphären zwischen England und Deutschland betreffend, sind englische Blätter sehr besorgt, da sie befürchten, England werde Deutschland wichtige Zugeständnisse bei der Verlängerung der Demarkationslinie über den Viktoria-Nyanza machen. Stanley, welcher übrigens in der letzten Zeit die Deutschen sehr gelobt hat, um die Engländer etwas anzureizen, hatte behauptet, daß er mit eingeborenen Häuptlingen auf seinem Marsche vom Albert Nyanza nach der Küste wichtige Verträge abgeschlossen habe, und die englische Presse stützt darauf ihre Behauptung, daß Deutschland nicht einmal Anrechte bis zum Tanganyika habe. Fergusson hat aber Gelegenheit genommen, im Unterhause zu erklären, daß Stanley diese Verträge nicht mit Ermächtigung der kaiserlichen Regierung geschlossen. Aus dieser Angabe Stanleys geht aber aufs neue unwiderleglich hervor, daß die englische Emin Pascha-Expedition vor allem kommerzielle und politische Zwecke verfolgte. Englischen Zeitungsnachrichten zufolge scheint der englische Unterhändler die Erklärung abgegeben zu haben — was seltsamer Weise als ein Zugeständnis aufgefaßt wird —, daß die Demarkationslinie auf dem 1. Grad südlicher Breite bis zu dem Kongostaat verlängert werden könnte. Uganda und Unjoro fielen danach den Engländern zu. Wir enthalten uns vorläufig aller Bemerkungen, bis beglaubigte Nachrichten über die Verhandlungen vorliegen, welche augenblicklich durch die zeitweilige Rückkehr von Sir Percy Anderson nach London unterbrochen sind. — Die deutsche Witugesellschaft hat sich auf der Hauptversammlung am 19. Mai mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verschmolzen.

— (Togogebiet.) Eine neue Gesellschaft zur Kolonisirung des deutschen Togogebietes ist in Bildung begriffen. Die Initiative dazu hat der Reisende Dr. med. W. Wolff ergriffen, welcher Mitglied der letzten von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandten Expedition nach Westafrika war. Es soll eine Gesellschaft mit einem nominellen Kapital von einer Million Mark gebildet werden, wovon jedoch zunächst nur 40 Prozent oder 400 000 Mark eingezahlt werden sollen. Die weitere Einzahlung soll im Ganzen nur bei Vergrößerung der Anlagen erfolgen. Nach den ausführlichen Darlegungen des Dr. Wolff soll Mais, Reis, Erdnüsse, Baumwolle, Ölpalmen, Kokospalmen, Kakao dort angepflanzt und gebaut werden. — Der Kaiserliche Kommissar von Puttkamer hat eine Verordnung, betreffend den Handel mit Palmkernen erlassen. Der Handel mit Palmkernen, welche mehr als 10 Prozent Schalen enthalten, ist verboten. — Herr Goldberg, der frühere Verwalter der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee, hat sich nach dem Togogebiet begeben, um daselbst Versuche mit Baumwollenkultur anzustellen.

— Premierleutnant Kling ist in Berlin eingetroffen.

— (Kamerun.) Der Kaiserliche Gouverneur i. V. hat am 1. Februar 1890 eine Verordnung, betreffend die Errichtung eines Friedhofes in Kamerun, erlassen. — Freiherr von Soden, der Gouverneur von Kamerun, ist in Berlin eingetroffen. Es heißt, daß er wegen seiner angegriffenen Gesundheit nicht wieder nach Afrika gehen wird.

— (Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.) An Stelle des verstorbenen Herrn Arnold ist der Kaufmann Eduard Wißmann zu Soerabaya zum Generaldirektor für das Schutzgebiet ernannt worden. Derselbe war 13 Jahre in Niederländisch-Indien tätig und hat dort sechs Jahre hindurch vertretungsweise das deutsche Konsulat verwaltet. — Seitens der Mission vom hl. Herzen Jesu in Salzburg werden vier Missionare nach der Station Wlawollo auf Neu-Pommern entsandt. Dieselben haben sich am 25. April nach Finschhafen begeben.

— (Schutzgebiet der Marschallinseln.) Der Kaiserliche Kommissar Vizekonsul Biermann hat am 30 Januar eine Verordnung, betreffend die Konzessionirung von Schankstellen, erlassen. Andere im Kolonialblatt veröffentlichte Verordnungen betreffen unterhaltlose Fremde und Verträge mit Eingeborenen über höhere Wertobjekte.

— (Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.) Wir teilten in Nr. 10 der Kolonialzeitung mit, daß eine für den 4. Juni einberufene Hauptversammlung der Gesellschaft über die Ausgabe von Vorzugsanteilen zu beraten haben werde. Diese beabsichtigte Maßregel scheint nicht die Billigung aller Besitzer von Aktien gefunden zu haben, wie aus einem in dem Anzeigenteil veröffentlichten Eingesandt hervorgeht.

— (Zur Behandlung der Ruhr, Dysenterie). Von einem bekannten, unserer Gesellschaft angehörenden Arzte geht der Redaktion folgende Mitteilung mit der Bitte um Aufnahme zu: „Die Thatsache, daß in unseren tropischen Kolonien wiederholt Fälle von Ruhr vorgekommen sind, welche manchen der dortigen Deutschen zwangen, schleunigst in die Heimat zurückzukehren, veranlaßt mich, eine bislang noch nicht veröffentlichte Behandlungsweise, welche ich vor Jahren bei einer kleinen Ruhrepidemie und auch fernerhin gelegentlich mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet habe, Ärzten und Patienten in den Tropen zur Nachprüfung zu empfehlen. Die Behandlung der Ruhr in frischen Fällen soll mit einem rasch wirkenden Abführmittel eingeleitet werden, um den Darm womöglich von etwa noch vorhandenen Kothmassen zu befreien, welche beim Liegenbleiben den Krankheitsprozeß im Darm nur steigern. Hindert Erbrechen die Anwendung eines Abführmittels, so kann der Dickdarm durch eine vorsichtige Darmausspülung vom After aus (am besten mittelst eines mit einem langen Schlauche versehenen Irrigators oder Trichters, durch welchen man ½ bis 1 Liter abgekochten lauwarmen Wassers — event. auch mit Zusatz von 50 Gramm 1 bis 2 prozent. Salizylsäure-Boraxlösung — in den Darm des horizontal liegenden Patienten einfließen läßt) gereinigt werden. Dann nimmt der Patient ein- bis zweistündlich eine Messerspitze voll oder ⅓ Theelöffel voll Eisenpulver, am besten das Ferrum hydrogenio reductum, entweder in Oblaten oder mit etwas abgekochtem Wasser zu einem Brei verrührt. Wenn die Stuhlentleerungen schwarz werden (so gefärbt von dem unverdaut abgehenden Eisen), nehmen sie in der Regel auch an Häufigkeit ab. Die Blutungen lassen nach; endlich hören die blutigen Beimengungen ganz auf. Dann kann das Eisenpulver etwas seltener genommen werden, muß aber sofort wieder in den Dosen gesteigert werden, sowie wieder blutige Abgänge eintreten. Nach meiner Beobachtung schien der Ruhrprozeß dadurch ganz wesentlich abgekürzt zu werden, wofür auch die fortlaufend von mir ausgeführten mikroskopischen Untersuchungen der Stühle sprachen. Selbstverständlich ist das diätetische Verhalten des Patienten der Krankheit in entsprechender Weise anzupassen, worauf hier nicht weiter eingegangen werden soll. Eisenpulver, speziell das Ferrum hydrogenio reductum, läßt sich leicht in einem gut verschlossenen Glase mitführen. 2 % Salicyl-Boraxlösung wird durch Auflösen von 2 Gramm Borax in 100 Gramm heißen Wassers und durch nachherigen Zusatz von 2 Gramm Salicylsäure hergestellt. Damit können auch im Verlaufe der Krankheit noch gelegentlich vorsichtige Darmausspülungen gemacht werden."

— (Eine Somali-Karawane) ist unter der Führung des Herrn Menges hier eingetroffen und giebt ihre Vorstellungen in der Neuen Arena bei dem Bahnhof Bellevue. Wir machen unsere Leser auf diese interessante Schaustellung aufmerksam, da die Männer prachtvolle Typen mit wohlgeformten Gesichtszügen und von schönen Körperbau sind, geschickt in der Handhabung der Wurfspeere und geübt in dem Nahkampfe, welchen die Reisenden so oft geschildert haben. Die Truppe hat flinke Reitkameele, Pferde und Strauße mitgebracht und das Bild, welches sich auf dem Lagerplatze entfaltet, ist ein sehr anziehendes.

Litteratur.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition. Von Rust, Kapitän-Leutnant a. D. Mit 1 Karte. Berlin. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Der Titel ist für den Fall irreführend, wenn man eine vollständige Geschichte der Emin Pascha-Expedition erwartet, welche bekanntlich noch nicht abgeschlossen ist. Das Buch umfaßt nur die persönlichen Erlebnisse des Herrn Rust, welche nicht über den November hinausreichen und in den in der „Kolonialzeitung" erschienenen Expeditionsberichten seiner Zeit mitgeteilt worden sind. Recht hübsch ist die Schilderung des Charakters der Somali und der Uferlandschaft des Tana.

Atlas de Géographie Moderne, édité par F. Schrader, F. Prudent et G. Anthoine. Librairie Hachette et Cie., Paris 1890. 12° livraison.

In diesem Atlas liegt ein mit großer Sorgfalt ausgeführtes Kartenwerk vor. Der Atlas enthält im ganzen 64 kolorirte Karten, welche in Lieferungen zu je 3 Karten erscheinen. Die gegenwärtige 12. Lieferung bringt „Frankreich" in 4 Karten. Der auf der Rückseite der Karten befindliche Text enthält neben zahlreichen Spezialkarten in Schwarzdruck eine große Fülle von geographischem, physikalischem, politischem und statistischem Material, sodaß der Preis von 16 Mark für den vollständigen Atlas als ein sehr mäßiger erscheint.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Während der Sommermonate fallen die Vorträge aus, doch versammeln sich, wie auch früher üblich, die Besucher zwanglos jeden Freitag Abend entweder bei günstigem Wetter auf der Terrasse oder im Abteilungszimmer (Architektenhaus, Wilhelmstraße). Gäste sind stets willkommen.

Der Vorstand.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 12. Berlin, 7. Juni 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Deutschlands Vorkämpfer in Ostafrika. — Der Abschluß des neuen Schutzvertrages mit Witu. — Niederländisch Ostindien 1890. Von Emil Metzger. (Schluß.) — Schilderungen aus Kamerun. Von Georg Valdau. (Fortsetzung.) — Die nordwestliche Gewerbe- und Industrieausstellung in Bremen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Quittungen.

Bekanntmachung.

Im Hinblick auf die bevorstehende Rückkehr des Herrn Major Wißmann hat die Abteilung Köln den Antrag gestellt, die auf den 16. und 17. d. M. anberaumte Hauptversammlung auf einen späteren Tag zu verlegen. Diesem Antrag ist seitens des Herrn Präsidenten stattgegeben worden und wird die Hauptversammlung

am 30. Juni und 1. Juli

stattfinden. Die Mitglieder werden hierzu unter dem Bemerken eingeladen, daß hinsichtlich der bereits bekannt gemachten Tagesordnung vorläufig eine Änderung nicht eintritt.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Deutschlands Vorkämpfer in Ostafrika.

In der Entwicklung der ostafrikanischen Verhältnisse ist nach den aufregenden Ereignissen der letzten Wochen eine Pause eingetreten, welche aber um so mehr zu Rückblicken und Ausblicken einladet, als sich neue wichtige Ereignisse in der Zeit der verhältnismäßigen Ruhe vorbereiten. Major Wißmann hat die Aufgabe, die er sich selber gestellt hat, glänzend gelöst, der Norden ist endgültig unterworfen und der Ausbau der Forts vollendet, die Verwaltung organisirt und die Schutztruppe in militärischer Beziehung so herausgebildet, daß sie selbst in Deutschland vor den strengen Augen eines Offiziers würde bestehen können; die rebellischen Städte des Südens sind erobert, die Empörer vertrieben und die Forts in der Errichtung begriffen, welche verhüten sollen, daß die wilden Völkerstämme des Hinterlandes die Städte bedrängen und die arabischen Sklavenhändler ihre uralten Pfade hier wieder ausmünden lassen können. Als ein ruhmgekrönter Sieger kehrt Wißmann zurück, mit Auszeichnung empfangen und voraussichtlich mit Ehren überhäuft, nachdem er über ein Jahr unter den aufreibendsten Verhältnissen in unermüdlicher Thätigkeit seiner großen Aufgabe, den Sklavenhandel zu unterdrücken und die deutschen Interessen zu schützen, sich hingegeben hatte. Besonders wir deutschen Kolonialfreunde müssen ihm dankbar sein, denn von seiner persönlichen Thätigkeit hing das meiste ab. Wir haben noch nicht über eine genügende Anzahl von militärisch und wissenschaftlich gebildeten Afrikanern zu verfügen, um ein jedes eventuell sich herausstellende Bedürfnis für unsere Kolonien befriedigen zu können. Es ist mehrfach von Personen, welche die Thätigkeit Wißmanns in Afrika genau beobachtet haben, gesagt worden, daß kein anderer als er im Stande gewesen wäre, das begonnene Werk in dieser Weise durchzuführen. Man braucht sich nur einmal zu vergegenwärtigen, welcher ungeheure Schaden nicht nur für die deutsche Kolonialbewegung, sondern vielleicht für die Gesamtpolitik des deutschen Vaterlandes hätte entstehen können, wenn Wißmann und seine Offiziere den Erfolg nicht gehabt hätten, den man von ihnen erwartete. Die inneren Gegner der deutschen Kolonialpolitik würden sich jeden Mißerfolg zu Nutze gemacht haben, während sie jetzt mehr und mehr bereit sind, den mutigen Vorkämpfern für Deutschlands Ehre die Anerkennung nicht zu versagen. Das Ausland würde im Falle des Mißlingens der Expedition sicher mit gewissen Anforderungen herangetreten sein, während es sich jetzt mit dem Gedanken wohl oder übel vertraut machen muß, daß deutsche Tüchtigkeit nicht nur große europäische Kriege, sondern auch eine nach mancher Richtung hin äußerst schwierige afrikanische Expedition siegreich durchzuführen versteht.

Wenn aber Wißmann sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig bewiesen hat, so hat auch Dr. Peters Bedeutendes geleistet und als Führer der deutschen Emin Pascha-Expedition den Ruhm vermehrt, welcher ihm als dem Begründer der ostafrikanischen Kolonie gebührt. Die genannte Expedition hat bekanntlich von vornherein mit den schwersten Hindernissen zu kämpfen gehabt. Sie fand nicht nur in offiziösen deutschen Kreisen lebhaften Widerspruch, sondern wurde in Ostafrika von den Engländern in einer Weise bekämpft, daß die Empörung in den deutsch-nationalen Kreisen darüber eine allgemeine wurde. Nach einer glücklich in Witu bewerkstelligten Landung wurde die Expedition durch Trägermangel aufgehalten, mußte sich in mehrere Teile zersplittern, die durch mancherlei Unglücksfälle an der Verbindung gehindert wurden, und konnte nur unter unendlichen Mühseligkeiten in das hinter Massa ganz unbekannte Innere vordringen. Da es infolge der Erkrankung des Herrn Borchert, welcher noch immer in schwer leidendem Zustande jetzt in die Heimat zurückgekehrt ist, unmöglich geworden war, dem kühnen, vorwärts dringenden Führer die Mitteilung von der Rückkehr Emin Paschas zu übermitteln, so befand sich die Expedition lange Monate hindurch ohne jede Verbindung mit der Küste. Es fehlte ihr an für das Massailand passenden Tauschartikeln, und die Besorgnis war allgemein, daß der Durchzug nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Endlich langte die frohe Nachricht an, daß Dr. Peters sich am Baringosee befinde, und bald darauf wurde dem deutschen Emin Pascha-Komitee von einem in Sansibar eingetroffenen Briefe des Führers der Expedition Mitteilung gemacht, welcher in Rubaga, der Hauptstadt von Uganda, geschrieben war und in welchem Dr. Peters mitteilte, er träte die Rückreise durch Usukuma und Ugogo nach Bagamoyo an. Rubaga ist die Residenz des 1884 verstorbenen Königs Mtesa und wurde bereits mehrfach in den siebziger Jahren besucht. Eine sehr lebendige Schilderung von dem Orte giebt Stanley in seinem Buche: „Durch den dunkeln Weltteil". Er war über den See gefahren, wurde von einer ugandischen Flotte dort begrüßt und nach dem Hafenplatz Usawara geführt, wohin ihm Mtesa entgegenkam. Dann zog man nach der Residenz Rubaga, welche gegen sonstige afrikanische Gewohnheiten frei auf einem Berggipfel lag und von allen Seiten durch ungewohnt breite und schöne Straßen zugänglich war. Rubaga verlor aber noch bei Lebzeiten Mtesas den Charakter der Hauptstadt, da der König in den letzten Jahren seines Lebens liebte, sich an einem andern in der Nähe gelegenen Palaste Nabulagala aufzuhalten. Sein Nachfolger, König Mwanga, baute sich ebenfalls auf dem Nabulagalahügel an, ließ sich aber später definitiv dicht daneben in einem Orte

mit Namen Mengo[1]) nieder. Alle diese Plätze, in denen das politische Leben Ugandas sich zentralisirt, liegen nicht fern von einander, nahe an einer Bucht des Nyanza, welche eine bequeme Landung ermöglicht. Es ist unseres Wissens bisher außer dem Dr. Peters nur der Karawane Jacksons gelungen, von Osten her durch Usoga das Königreich Uganda zu erreichen, da bei der Bevölkerung die Sage sehr verbreitet war, daß die Männer, welche vom Nordosten kämen, das Land „essen", d. h. die Herrschaft gewinnen würden. Bischof Hannington, welcher durch Kaviroudo nach Rubaga vordringen wollte, scheint diesem Aberglauben zum Opfer gefallen zu sein; denn es läßt sich kaum ein anderer Grund für seine mit Wissen des Königs Mwanga geschehene Ermordung anführen, da der König die andern in seinem Lande wohnenden englischen und französischen Missionare verschonte. Hier in Rubaga, welches auch Emin Pascha besucht hat, und das stets mehr oder weniger enge Beziehungen nach Wadelai unterhielt, hat Peters wohl zuerst die sichere Kunde von der Rückkehr Emin Paschas nach der Küste erhalten und sich schweren Herzens zur Rückreise entschließen müssen. Diese Rückreise hat er nebst seinem Begleiter Leutnant v. Tiedemann angetreten und ist den neuesten Nachrichten aus Sansibar zufolge am 13. April in Ukumi (Usukuma) angelangt, da für den Rückweg nur die Strecke über den Victoria-Nyanza als die bequemste und am leichtesten zu passirende in Frage kommen konnte. Auf dem Wege von Ukumi nach der Küste wird Dr. Peters ohne Zweifel Emin Pascha begegnen oder schon begegnet sein. Auch Dr. Peters hat seine Aufgabe mit nicht gewöhnlicher Energie und Beharrlichkeit durchgeführt und würde sich in Uganda auf bekannten Pfaden befindend, sicher sein Ziel Wadelai erreicht haben, wenn es noch nothwendig gewesen wäre. Für uns aber, die wir so oft für die vielfach angegriffene deutsche Emin Pascha-Expedition und ihren Führer eingetreten sind, ist es eine große Genugthuung, daß, mag auch aus einer eigentümlichen Verkettung von Umständen der eigentliche Zweck der Unterstützung Emins erfolglos geblieben sein, doch die Expedition als solche Hervorragendes geleistet und dem deutschen Namen nach jeder Beziehung Ehre gemacht hat.

Bekanntlich ist auch seiner Zeit Stanley und Emin Pascha durch Usukuma nach der Küste zu marschirt. Eine sehr anschauliche und lebhafte Schilderung dieses Weges hat Pater Schynse in einem recht klar und frisch geschriebenen Büchlein gegeben, [2]) welches noch insofern ein besonderes Interesse beansprucht, als der Genannte bekanntlich jetzt Emin Pascha auf dessen Zug ins Innere begleitet. Die Beschreibungen des Pater Schynse, welche anspruchslos und einfach sind und darum um so mehr den Eindruck schlichter Wahrhaftigkeit machen, erstrecken sich allerdings über ein schon zum größten Teil bekanntes Gebiet, aber Stanley, welcher mit seinen Mitteilungen sonst nicht kargte, hat es nicht für nötig gehalten, über denjenigen Teil seiner Rückreise, welcher in das deutsche Schutzgebiet fällt, bisher irgend etwas zu veröffentlichen, so daß diese Beschreibung eine recht empfundene Lücke ausfüllt. [3])

Besonders anmutig erzählt sind die verschiedenen Beiträge zur Charakteristik Emin Paschas. Er lobt seinen nie nachlassenden Fleiß, seine Menschenfreundlichkeit und Sorgfalt für das Wohlergehen Anderer, welche ihn selbst auf langentbehrte Genüsse verzichten läßt, um sie Bedürftigeren zuzuwenden, und seine unermüdliche Ausdauer. Aus allen diesen kleinen Zügen gewinnt man erst ein vollkommenes Bild von der tiefen innerlichen Veranlagung Emins, welche allerdings mit der Natur Stanleys nicht harmoniren konnte. *

Der Abschluß des neuen Schutzvertrages mit Witu.

Über den Besuch, welchen der Generalkonsul Dr. Michahelles behufs Abschließung des Schutz- und Handelsvertrages am Anfang April beim Sultan von Witu machte, wird uns von einem Teilnehmer der Expedition geschrieben: Am 3. April morgens 6 Uhr schiffte sich der Generalkonsul mit dem Dolmetscher Dr. Reinhardt, dem Generalvertreter der ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn v. Saint-Paul, und 50 Sudanesen unter Führung des Leutnants Theremin auf der Korvette „Karola" nach Witu ein. Am 4. April vormittags 11 Uhr ankerte die „Karola" auf der Rhede von Lamu und hier wurde Herr Töppen, der Vertreter der deutschen Witugesellschaft an Bord der Karola geholt. Um 8 Uhr früh am nächsten Morgen begab sich dann der Generalkonsul mit Töppen und Dr. Reinhardt in der unter dem Kammando des Leutnants Scheibel stehenden Pinasse, welche die mit den Sudanesen besetzte Barkasse im Schlepptau hatte, nach Lamu und empfing hier in dem großen und sehr bequem eingerichteten Haus Töppens den Besuch des Wali von Lamu. (Lamu ist bekanntlich als dem Sultan von Sansibar gehörig der englischen Interessensphäre zuerteilt worden.) Um 1 Uhr Mittags dampfte die Pinasse, wieder die Barkasse im Schlepptau haltend mit dem Generalkonsul und seinen Begleitern durch den Lamukanal bis Monumbi, wo dieselbe etwa um 5½ Uhr nachmittags landete. Monumbi liegt am Ende eines südlich von Lamu ins Land hineingehenden Creeks, welches zuerst nach Nordwest, zuletzt Südwest zu Süd verläuft. Das Dorf enthält etwa 250 Lehmhütten; die Bevölkerung ist von der Sansibars durchaus verschieden, die Sprache des Landes Suaheli. Hier erhielten die Europäer Wohnungen in der Veranda des Zollhauses unter der Wituflagge. (Letztere ist vertikal in zwei Felder geteilt; das an der Flaggenstange befindliche Feld ist weiß, das äußere Feld rot; in letzterem befindet sich ein weißer Stern.)

Am 6. früh um halb vier Uhr wurde aufgebrochen und der Marsch nach Witu angetreten. Derselbe führte zunächst durch einen Urwald, nach dessen Durchquerung man an eine deutsche Pflanzung, Utwaju, den Herren Dorfer und Bennborf gehörig, gelangte. Utwaju wurde gegen 9 Uhr vormittags erreicht, und da der Marsch sehr anstrengend und die Hitze ungemein groß gewesen war, bis 10 Uhr Rast gemacht. Der Charakter des Landes ist savannenartig. Aus der Savanne erheben sich zahlreiche Dumpalmen. Die Pflanzung selbst ist noch in den ersten Anfängen, das Blockhaus im Bau begriffen. Von 10 Uhr vormittags ab wurde weiter marschirt bis zu einem Dorf, etwa ¾ Stunden vor Witu und hier nochmals eine kurze Rast gemacht. Um 12½ Uhr endlich traf die Kolonne in Witu ein. Schon vor dem Ort erreichten dieselbe drei Trupps mit den Ersten der Stadt, welche zur feierlichen Einholung sich ihr entgegenbegeben hatten. Am Eingang von Witu selbst stand eine vierte Schaar und ein großer Trupp Gallaneger mit Speer und Schild bewaffnet, welche unter ihrem Kriegsgesang der Kolonne ins Dorf hinein voranzogen oder Spalier bildeten. Der Ort Witu liegt im hohen Urwald eingebettet. Im Dorf bildeten die Soldaten des Sultans rechts und links Spalier bis zu dem Sultanhaus, einem schönen, massiven Steingebäude. Der Generalkonsul und seine Begleitung wurden von den Großen des Orts in ein dem Sultanhaus schrägüberliegendes Steinhaus geleitet, wo alles zu ihrem Empfang vorbereitet war und wo ihnen eine Anzahl Sklaven des Sultans zur Bedienung überwiesen wurden. Nach einer längeren Ruhe und nachdem gegen 5 Uhr die Mahlzeit eingenommen war, begab sich Generalkonsul Dr. Michahelles mit Töppen und Dr. Reinhardt zu einem vorläufigen kurzen Besuch zum Sultan. Dann suchte die ganze Expedition nach einem ziemlich kärglichen Abendessen frühzeitig die Ruhe. Als Schlafräume dienten ein großer veranda artiger Raum, hinter welchem ein kleineres, unverschließbares Zimmer für den Generalkonsul reservirt war.

Am nächsten Morgen, dem 7. April 10 Uhr vormittags, fand der feierliche große Empfang beim Sultan statt. Zwischen dem der deutschen Gesandtschaft eingeräumten Haus und dem schräg gegenüberliegenden Palast des Sultans wurde zur Linken eine Anzahl Sudanesen postirt, ihnen gegenüber stellten sich im großen Halbkreis um den freien Platz vor dem Haus der Gäste, auf welchem der Flaggenmast errichtet war, Soldaten und Leute von Witu auf. Um punkt 10 Uhr traten gleichzeitig der Generalkonsul, gefolgt von Töppen, Dr. Reinhardt und Herr von Saint-Paul aus ihrem Haus und andererseits der Sultan Fumo-Bakari, gefolgt von seinem Bruder, dem Thronfolger Fumo-Omari, seinem Onkel Bwana-Mku, seinem Minister Sherif Abdallah und anderen Großen aus seinem Palast. Beide Teile schritten langsam längs der präsentirenden Sudanesen und der aufschlagenden Truppen des Sultans auf einander zu. Der Sultan ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, über 40 Jahre alt und macht einen sehr intelligenten Eindruck, so daß man ihn als mindestens auf gleicher Stufe mit dem Sultan von Sansibar stehend schätzen darf. Er trägt arabische Kleidung und war mit einem prächtigen goldenen Suahelischwert von herrlicher Arbeit bewaffnet. Der Thronfolger sieht etwas verlebt aus, wogegen der Onkel Bwana-Mku sich als dicker, höchst gemütlich dreinschauender Herr darstellte. Einer der Großen, Mohamed Kanga, der Führer der Sultansoldaten, radebrechte

---

[1]) Siehe Two Kings of Uganda; or Life by the shores of Victoria-Nyanza. By Robert P. Ashe.

[2]) Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika. Reise-Tagebuch von P. Aug. Schynse. Herausgegeben von Karl Hespers. Köln bei J. P. Bachem.

[3]) Die Freisinnige Zeitung sagt in einer Besprechung des Buches: „Pater Schynse ist natürlich sehr begeistert von der militärischen Expedition Wißmanns. Wer aber einen Begriff erhalten will von der Unwirtlichkeit und Wertlosigkeit des deutschen Schutzgebiets, namentlich in den inneren Teilen desselben, der möge sich aus den Schilderungen des Pater Schynse über die wüsten Landschaften, den Mangel an Wasser, die Unwegsamkeit u. s. w. ein Bild machen." Eine solche Kritik hat ungefähr dasselbe Gewicht, wie wenn man nach der Lüneburger Haide den wirtschaftlichen Wert von Deutschland bemessen wollte. Daß das Land von Mpwapwa nach dem Victoria Nyanza nicht viel wert ist, weiß jeder, der sich nur oberflächlich mit der Geographie Deutsch-Ostafrikas beschäftigt hat, aber was will ein solcher Teil im Verhältnis zum Ganzen bedeuten? Die Gegend östlich von Mpwapwa besonders die Berglandschaft Usagara, wird auch von Pater Schynse als gesund, fruchtbar, als ein wahres Paradies geschildert.

etwas deutsch, das er von Töppen erlernt hat. (Die Sultane von Witu gehören der Familie der Nebahani an und sind vor 7 bis 800 Jahren und zwar auf der ihnen jetzt streitig gemachten Insel Patta [Siehe Nummer 2 der Deutschen Kolonialzeitung dieses Jahres] eingewandert.) Nach der gegenseitigen Begrüßung wurden die Deutschen in die Baraza, das Empfangszimmer, geleitet. An der rechten Schmalseite der Baraza erhob sich der erhöhte Thronsessel, eine prächtige Suaheliarbeit aus Ebenholz und Elfenbein. Beim Eintritt in die Baraza gaben die Sudanesen drei Salven ab. Der Sultan nahm auf seinem Thronsessel Platz, rechts von ihm der Generalkonsul, Töppen, Dr. Reinhardt, Herr von Saint-Paul, zur Linken der Thronfolger und die Großen, im Hintergrund und zu beiden Seiten postirte sich allerlei Volk von Witu. Nach dem Austausch der üblichen langatmigen Höflichkeiten kam es zur Hauptsache, dem Abschluß des Schutzvertrages. Derselbe fixirt den in der Praxis schon bestehenden Zustand, indem er in 6 Paragraphen die formelle Schutzherrschaft ꝛc. ausspricht. Der Dolmetscher, Dr. Reinhardt, verlas den arabischen Text des Vertrags, dann zeichnete zuerst der Sultan, hierauf der Generalkonsul und Töppen, dann wurde das Sultanssiegel und durch Dr. Reinhardt das Konsulatssiegel unter den Vertrag gedrückt. Ein Exemplar behielt der Sultan, eins nahm der Generalkonsul an sich. Nach der Unterzeichnung des Vertrags und der Erfüllung der Formalitäten ging es an die Überreichung der Geschenke des Kaisers, welche von fünf sudanesischen Unteroffizieren feierlich hereingetragen wurden. Die Geschenke bestanden 1. in einem Bild des Kaisers in Garde du Korpsuniform, 2. in einer goldenen Uhr mit Kette, 3. in einem sehr schönen Jagdgewehr. Der Thronfolger Fumo-Omari und der alte Bwana-Mku erhielten je ein Jagdgewehr. Nach der Überreichung der Geschenke, welche höchlich bestaunt und mit großem Dank angenommen wurden, verabschiedete sich der Generalkonsul und in derselben Weise wie beim Aufzug kehrte die Gesandtschaft in ihr Haus zurück. Am Nachmittag desselben Tages fanden noch mehrfache Unterredungen zwischen dem Generalkonsul, Herrn Töppen und dem Sultan statt. Gegen fünf Uhr, als die ganze deutsche Gesellschaft sich eben einer wohlverdienten Siesta hingab, erschien plötzlich unter großem Getöse der Sultan, um seinen Gegenbesuch ganz unvermutet abzustatten. Noch später am Nachmittag begaben sich die Begleiter des Generalkonsuls in ein benachbartes Galladorf. Es haben nämlich sehr viele Gallas, um vor den Einfällen der Somali und dem Sklavenraub sich zu schützen, den Schutz des Witusultans angerufen und sich im Wituland in einer Menge von kleineren Dörfern angesiedelt. In dem Dorf wurde zufällig ein Kerl entdeckt, namens Amiri, welcher Peters und Borchert am Kenia verraten und bestohlen hatte. Derselbe wurde gefangen genommen und vom Sultan in Eisen gelegt. Die Gallas treiben in ihren Dörfern meistens Viehzucht, auch etwas Ackerbau. Die Weiber sind sehr schön gebaut und von angenehmen Gesichtszügen, aber an Armen und Beinen durch die schweren spiralförmigen Ringe aus Messing oder Kupfer, welche, viele Pfund schwer, die Glieder fast bedecken, verunziert. Die Ringe dieser Art werden sehr hoch geschätzt und es gelang nicht, einen derselben zu kaufen. Am Abend führten die Gallas einen ihrer großen Waffentänze auf, an dem sich auch Wituleute beteiligten, welche schon auf dem Herweg ihre große Kunst im Bogenschießen bewiesen hatten. (Die Pfeile sind vergiftet; das Gift dazu wird von Wasanjaleuten zubereitet.) Auf dem Rückweg von Witu wurden die Inseln Manda und Patta angelaufen. Bei der Ankunft in Lamu zeigte sich, daß inzwischen auch der englische Generalkonsul auf einem Kriegsschiff in Lamu eingetroffen war — wahrscheinlich aus Furcht, die Deutschen könnten durch Flaggenhissung auf Manda und Patta ein fait accompli schaffen. Es zeigte sich auch, daß die deutsche Gesellschaft, besonders auf Lamu, auf Schritt und Tritt beobachtet wurde.

Am 13. morgens traf die „Karola" wieder in Sansibar ein.

Die Kämpfe mit Bana Heri.

Wir sind in der Lage, über die gegen Bana Heri am 27. Dezember und 4. Januar bei Mlembule gelieferten Gefechte noch die nachstehende Darstellung von beteiligter Seite zu bringen, welche geeignet ist, die Schwierigkeiten beider Kämpfe und die unerwartete Hartnäckigkeit des Widerstandes zu beleuchten:

Am 25. Dezember wurde Chef Schmidt II. von Mkwadja aus mit 250 Mann des Expeditionskorps und den Offizieren Herrn von Bülow und Leutnant Johannes gegen Mlembule abgesandt. Mlembule liegt etwa 10 bis 12 Kilometer weit im Hinterland von Saadani. Das Terrain ist außerordentlich koupirt und dicht mit Busch bewachsen. Am 26. und 27. Dezember fanden verschiedene vereinzelte kleine Buschgefechte gegen Waseguhas statt; am 27. nachmittags traf das Expeditionskorps auf der Höhe vor Mlembule ein und erhielt hier, als die Spitze ankam, heftiges Feuer von allen Seiten aus den überall besetzten Waldlisieren. Chef Schmidt eröffnete sofort mit der Tetenabteilung und dem Maximgeschütz das Feuer auf die Lisiere und es gelang die westliche und südliche Lisiere zu säubern, worauf Herr von Bülow mit 50 Mann zur Verfolgung nach Süden, Leutnant Johannes nach Westen abgesandt wurde. Chef Schmidt setzte mit einer Abteilung und dem Maximgeschütz das Feuer gegen die östlich und südöstliche Lisiere in dem außerordentlich unübersichtlichen Terrain fort. Auf der Verfolgung gegen Süden hin fand sich Herr von Bülow plötzlich vor einer sehr stark befestigten Boma, deren einer ihm zugewandter Eingang offen stand. Unter sehr heftigem Feuer aus der Boma heraus versuchte Herr von Bülow den Sturm, wobei Sergeant Ludwig und vier Zulus fielen. Die unerwartete Heftigkeit des Feuers und die Verluste verbreiteten eine Panik unter den anderen Zulus und dieselben liefen zurück, sodaß Herr von Bülow sich mit 8 Mann allein vor der Boma befand. Auf die von den ausgerissenen Zulus überbrachte Nachricht von dem ungünstigen Stand des Gefechts ging nun Chef Schmidt sofort mit etwa 50 Zulus und dem verfügbaren Teil seiner Abteilung vor. (Die an der Expedition teilnehmenden Sudanesen befanden sich zur Hälfte unter dem Kommando des nach Westen in der Verfolgung begriffenen Leutnants Johannes, während die andere Hälfte beim Gepäck und dem erkrankten Leutnant Fischer zurückgelassen worden war.) Inzwischen war von den Feinden die Boma geschlossen worden und es zeigte sich, daß dieselbe in sehr geschickter Weise mit Schützengräben versehen war und von außen eine Erdbedeckung hatte, gegen welche das Feuer wenig Schaden anrichtete. Herr von Bülow hatte sich inzwischen bis auf 50 Schritte von der Boma zurückgezogen und unter dem Feuer der Feinde den Sergeanten Ludwig mit bis dorthin zurückgetragen. Aus der Boma heraus wurde ein fortgesetztes heftiges Feuer unterhalten, durch welches außer den vorher gefallenen vier Zulus noch vier andere Zulus getötet und sechs verwundet wurden. Der Eindruck dieser Verluste auf die Zulus war ein sehr deprimirender. Da nun Chef Schmidt nur Zulus zur Verfügung hatte und da andererseits Leutnant Johannes auf der Verfolgung nach Westen Widerstand vor einem großen Dorf gefunden hatte, da endlich die Dunkelheit hereinbrach und es notwendig war, die Abteilung in helleres Terrain zu bringen, um das Lager für die Nacht aufzuschlagen, so entschloß sich Chef Schmidt, in nördlicher Richtung zurückzugehen. Der Rückweg wurde durch Leutnant Johannes mit seinen Sudanesen gedeckt, welche sich auch hier tadellos und unverhältnismäßig viel besser wie die Zulus benahmen. Der Rückzug wurde anfänglich durch feindliches Feuer behelligt, das Lager jedoch nicht beschossen. Am anderen Tag kehrte die Expedition nach Mkwadja zurück. Nach späteren Angaben Bana Heris selbst betrug der Verlust des Feindes etwa 40 Tote und viele Verwundete, welche meist in den Lisieren gefallen waren. Nach Bana Heris Angaben war dies das erste Gefecht, wo er wirklich starke Verluste erlitt, durch welche seine Leute sehr erbittert wurden. Die Verluste auf deutscher Seite waren ein Unteroffizier und neun Schwarze tot, sechs verwundet.

Auf die Meldung an Major Wißmann, daß Verstärkung an Truppen und Artillerie für einen erneuten Angriff nötig sei, zog Wißmann über 500 Mann und eine größere Anzahl Europäer zusammen, sowie Geschütze verschiedenen Kalibers (6 und 4,7 Zentimeter-Geschütze). Nachdem Chef Schmidt von Saadani zur Rekognoszirung gegen die andere im ersten Gefecht nicht beschossene Seite der Boma ausgeschickt war und ungefähr Lage und Stärke der Boma festgestellt hatte, rückte Wißmann am 4. Januar mit allen Truppen, eingeteilt in zwei Bataillone und die Artillerie, vor. Das erste Bataillon, bestehend aus einer Sudanesen- und drei Zulukompanien, führte Herr von Zelewski, das zweite Bataillon, zwei Sudanesenkompanien und die Askaris, führte Chef Schmidt, die Artillerie Chef Krenzler. Beim Aufmarsch bildete das zweite Bataillon die Avantgarde, dann folgte die Artillerie, dann das erste Bataillon. Der Kampf wurde eröffnet durch ein 3½stündiges Feuergefecht (Salven- und Geschützfeuer), durch welches 170 Granaten und Schrapnells mit günstigen Treffresultaten auf 400 m in die Boma geworfen wurden. Der Widerstand aus der Boma war unerwartet hartnäckig und ist niemals vorher ähnlich gewesen. Nachdem durch die anhaltenden Geschützsalven das Feuer des Feindes etwas schwächer geworden war, beauftragte Major Wißmann den Chef Schmidt mit drei Sudanesenkompanien und den Askaris zum Sturm, und zwar nicht wie am 27. Dezember von Norden her, sondern von Südost. Noch bis auf 25 Schritte vor der Boma wurde die stürmende Abteilung durch Salven beschossen, welche eine Anzahl Verwundungen zur Folge hatten; nichtsdestoweniger stürmten die Sudanesen unter Hurrah vor und es gelang, in die Boma hereinzukommen. Als die ersten die Boma überkletterten, wurde dieselbe nach der entgegengesetzten Seite von den Verteidigern verlassen. Nach späteren Angaben Banaheris befanden sich alle seine Söhne und Jehasi (der frühere Adjutant Buschiris) bis zuletzt in der Boma.

Niederländisch Ostindien 1890.

Von Emil Metzger.

(Schluß.)

III. Atjeh.

Im achtzehnten Jahre dauert jetzt der furchtbare Krieg, welcher der Sache der Niederländer in Indien so unendlichen Schaden zufügt. Ihre Macht hat an Ansehen bei Europäern und bei Eingeborenen verloren, da sie in so langer Zeit es nicht vermocht haben, einen scheinbar unbedeutenden Feind zur Unterwerfung zu zwingen. Bei den letzteren besteht ja ohnehin schon Sympathie für ihre Glaubensgenossen, und das Glück, welches denselben zur Seite steht, stärkt das Vertrauen auf Allah und kräftigt den religiösen Fanatismus; zudem sind ihre Augen über die wahre Machtstellung der Holländer in Europa aufgegangen, und die Meinung, welche sie über diefelbe haben, kann durch einzelne Vorgänge, wie z. B. das gewaltthätige Vorgehen der Engländer in der Niserosache nicht gerade erhöht worden sein.

Ferner kostet der Krieg in Atjeh eine sehr bedeutende Summe Geldes, deren Höhe sich nicht einmal annähernd bestimmen läßt; vielleicht absichtlich hat man die Ausgaben für den Krieg mit andern Ausgaben derartig vermischt, daß es unmöglich ist, eine annähernd genaue Übersicht zu erlangen; vor einigen Jahren schon schätzte der Verfasser dieser Zeilen sie auf etwa 300 Millionen, ein Betrag, der jetzt schon ansehnlich überschritten sein dürfte. Jedenfalls ist ein bedeutender Teil der laufenden Einnahmen für diesen Zweck verwendet worden, worunter die Finanzwirtschaft selbstverständlich hat leiden müssen. Als schlimmste Folge des Krieges und als diejenige, welche sich für den Augenblick am empfindlichsten fühlbar macht, muß aber der Umstand bezeichnet werden, daß die Leistungsfähigkeit des indischen Heeres durch die Anstrengungen der verschiedenen Feldzüge, durch die während, wenn nicht etwa infolge derselben entstandenen Krankheiten, sehr abgenommen hat und die wirkliche felddienstfähige Zahl der Mannschaften bedeutend geringer als die thatsächliche Stärke ist. In runder Zahl besteht die Armee aus 30 000 Mann, zur Hälfte etwa Europäer, zur Hälfte Eingeborene verschiedener Inseln.

Bei den von letzteren gebildeten Truppenabteilungen befinden sich ausschließlich europäische Offiziere; ein Teil der bei denselben eingeteilten Unteroffiziere und Korporals besteht ebenfalls aus Europäern. Die Sorge für die Gesundheit der Truppen ist sehr groß, was ja mit Rücksicht auf das kostbare und schwer zu beschaffende europäische Menschenmaterial leicht erklärlich ist. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt es, die Sterblichkeit früherer Jahre mit der, welche jetzt verzeichnet wird, zu vergleichen. Trotz aller Sorge leidet jedoch die Armee sehr unter dem Einfluß der Beri Beri, jener unheimlichen Krankheit, deren Wesen der Wissenschaft noch ein Rätsel ist und die in den letzten Jahren selbst den europäischen Teil der bewaffneten Macht in bisher ganz unbekannter Weise heimsucht.

Ortsveränderung ist bis jetzt das einzige Mittel, welches in der Mehrzahl der Fälle wirksame Hülfe gebracht hat und Ortsveränderung, namentlich Aufenthalt in einem kühleren Klima, wirkt auch in manchen anderen Krankheiten so segensreich, daß sie in zahlreichen Fällen angewendet wird. Aber diese zahlreichen Versetzungen entziehen dem Dienst die Mannschaften zu tausenden, die einen auf Wochen, die anderen auf Monate, während sie von einem zum andern Truppenteil reisen. Die Zahl der Behandelten betrug 1885: 69 358; 1886: 74905; 1887: 78849; 1888: 60953, davon 9,56, 12,55, 8,62 und 11,80% an Beri Beri, 27—28 % (1888 nur 20%; die Revierkranken sind nicht mitgerechnet, was in früheren Jahren der Fall war) an Malariakrankheiten. Die Zahl der behandelten Europäer betrug etwas mehr als 50 % der Kranken, steht aber in ziemlich richtigem Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl.

Unserem früher schon (1884 in der Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 193 Beilage und Nr. 194) ausgesprochenen Urteil über den Krieg haben wir nichts neues hinzuzusetzen; die seitherige Geschichte ist eine Reihe von Variationen des früheren Themas. Seit Anfang des Krieges hat man wiederholt den Plan gewechselt und die Ausführung der beschlossenen Maßregeln nicht immer geduldig genug vorbereitet. So sehen wir auch hier das für Indien so verderbliche Schwanken sich, und zwar an einer Stelle äußern, wo gerade die größte Festigkeit und sogar ein zähes Ausharren bei dem einmal beschlossenen Verfahren so notwendig ist.

Nur hierdurch ist, selbst wenn man alle Schwierigkeiten, die der Kriegsschauplatz bietet, berücksichtigt, es zu erklären, daß es tausenden von braven Mannschaften nicht geglückt ist, den Feind zur Unterwerfung zu bringen. Das in Besitz genommene Gebiet betrug zur Zeit der größten Ausdehnung kaum 25 geographische Quadratmeilen, von denen schon lange ein ansehnlicher Teil wieder aufgegeben ist.

Beinahe keine holländische Zeitschrift, keine holländische Zeitung kann man in die Hand nehmen, ohne die Angelegenheiten Atjehs besprochen, Mittel zu seiner Pazifizirung angegeben zu finden. Breit werden die Fehler im einzelnen bemessen, die nach der Ansicht der Verfasser solcher Artikel begangen sind. Wir wollen dies Beispiel hier nicht nachahmen, denn im Grunde sind es doch die oben hervorgehobenen kapitalen Fehler, durch welche, im großen ganzen genommen, der Lauf der Ereignisse beeinflußt worden ist, abgesehen natürlich von den Einflüssen von höherer Hand, die bei diesem Kriege wiederholt eine große Rolle gespielt haben, indem die Truppen durch Cholera und Beri Beri heimgesucht wurden und der Tod zweimal im Augenblick der Entscheidung unter den Führern sein Opfer gewählt hat.

Die Meinungen, ob man durch passives Ausharren den Feind ermüden, durch aktives Handeln ihn zur Unterwerfung bringen solle, stehen einander schroff gegenüber; daneben bemüht sich im geheimen die Diplomatie, einen Erfolg zu erzielen, wobei man wohl vernünftigerweise das Geld nicht spart. Ob das Ergebnis aber ein befriedigendes sein wird, bleibt augenblicklich noch stark zu bezweifeln. Es wird kein dauernder Friede kommen, bis der letzte der Atjeher gefallen ist, oder man das Volk ganz niedergeworfen hat, denn durch den anhaltenden Streit ist der Widerstand aufs äußerste gereizt worden. Der schädliche Einfluß des langen Kampfes, den wir oben angedeutet haben, macht es zur dringenden Pflicht, dem Kriege, sei es auch mit den größten Opfern an Menschen und Geld, ein Ende zu machen. Allerdings scheinen die verfügbaren Streitkräfte, selbst wenn man die günstigsten Berichte hierbei als maßgebend betrachtet, nicht ausreichend; abgesehen davon, daß von anderer Seite behauptet wird, es seien überhaupt keine kriegstüchtigen Truppen mehr disponibel, darf man doch nicht die letzten Truppen in einen solchen Verzweiflungskampf schicken und alle anderen Besitzungen von denselben entblößen. — Ein Streit, der Entscheidung bringen könnte, müßte lange und sorgsam vorbereitet werden; man müßte die Armee nach und nach verstärken, um auch einen länger dauernden Kampf mit der Sicherheit eines guten Erfolges aufnehmen zu können, und nur, wenn man dazu im stande sein wird, ist zum Angriff zu raten. Für diesen Zweck genügt es nicht, die Werbetrommel während einiger Wochen etwas lauter zu rühren und einige hundert oder tausend Menschen zusammenzuraffen, die man unausgebildet nach Indien schickt, wie z. B. in den Jahren 1873 und 1874 geschehen, sondern man sammle sie nach und nach, lasse sie in Europa durch indische Offiziere ausbilden, an strenge, aber humane Disziplin gewöhnen, mit einem Wort, erst zu Soldaten zu machen. Dann erst, wenn man sie in Indien in einem guten Klima an die Lebensweise und die Nahrung gewöhnt hat, schicke man sie gegen den Feind. Das Rezept ist so einfach, daß man sich eigentlich wundern muß, daß es noch nicht angewendet ist, aber es kostet viel Zeit und sehr viel Geld. Letzteres hatte man zu lieb, erstere aber hat man überhaupt nicht, denn wer vermöchte bei dem in Holland üblichen schnellen Wechsel der Personen und Ansichten einen solchen Plan zur Ausführung zu bringen? Einen Plan, der einen ganzen Mann und einen eisernen Willen, aber auch jahrelange Anstrengung und Ausdauer erfordert.

IV. Das Opium.

Es giebt wohl keine, Niederländisch Indien betreffende Frage, welche die Gemüter in den Niederlanden mehr beschäftigt, als die Opiumfrage. Selbstverständlich können wir nicht den Versuch machen sie hier in ihrer Entwickelung auseinanderzusetzen, wir müssen uns begnügen, die hauptsächlichsten, mit dem augenblicklichen Staude der Frage in Verbindung stehenden Thatsachen hervorzuheben.

Das Opium wird im malayischen Archipel beinahe ohne Ausnahme *geraucht*; wer Lust dazu hat, kauft sich bei einem Pächter seinen Bedarf und konsumirt entweder denselben auf der Stelle in einem dazu angewiesenen Lokal, oder nimmt ihn mit nach Hause. Der ausnahmslos chinesische Pächter[1]) hat für die Erlaubnis, das Betäubungsmittel verkaufen zu dürfen, der Regierung eine gewöhnlich sehr hohe Pacht zu zahlen und außerdem seinen Bedarf von ihr gegen exorbitante Preise zu entnehmen, der Gewinn beträgt rund etwa 150 Prozent und mehr. So bringt dieses Laster ihrer Unterthanen der Regierung ganz ansehnliche Summen in die Kassen, der Betrag derselben ist bis ganz vor kurzem immer gestiegen; er belief sich 1822 auf $1_{,5}$, 1855 auf $6^1/_2$, 1870 auf $10^1/_2$, 1877 auf 13, 1888 (das Maximum) auf 20 Millionen Gulden, die zum größten Teil aus Java selbst einkamen.

Die Regierung hat die Pächter zu einer Macht im Staate gemacht, aus der sie selbst allerdings immer höhere Pachten herauszuziehen verstanden hat, natürlich aber auf Kosten der Eingeborenen, welche die Verkäufer durch alle möglichen Mittel zu ausgedehnterem Gebrauch des Opiums zu veranlassen wußten.

Im Munde der Offiziellen war es allerdings nicht etwa der Wunsch so große Summen an indirekten Steuern zu erheben, welcher die angegebene Methode eingab, sondern man wollte nur „dem Eingeborenen das Opium möglichst verteuern, um ihn durch die hohen Preise das Laster abzugewöhnen“. Daß die Pächter ihren Einfluß mißbrauchten, konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben, dazu kamen andere Mißbräuche, unter welchen der Regierung wohl der am empfindlichsten war, daß die Schmuggler ihr Konkurrenz machten und Opium zu sehr wohlfeilen Preisen verkauften, ja daß die Pächter selbst ihren Bedarf auf diesem Wege teilweise deckten und nur soviel zu höherem Preise von der Regierung nahmen, als sie anständigerweise thun mußten, um den Schein zu retten. So hat denn die Regierung in den letzten Jahren mehrfach weniger Opium verkauft als sonst der Fall war und daher ist ihr ein Teil des gehofften Gewinnes entgangen.

Welcher Krebsschaden diese Pacht für das Land geworden, wie manche Zustände durch und durch verderbt sind, läßt sich nicht in wenigen Worten sagen. Überall findet man die Spione des Pächters, welche den Übertreter des Gesetzes auflauern und auch Unschuldigen

[1]) Ausnahmsweise übt die Regierung in einzelnen Besitzungen kein Monopol aus. Vgl. E. Metzger, Das Opium in Indonesien. Revue Colon. Internat., auch abgedruckt in Oester. Monatsschr. f. d. Orient 1887, X—XII.

Schaden zufügen. Jeder, bei dem man Opium gefunden hat, hat den Beweis zu liefern, daß er auf gesetzlichem Wege in den Besitz desselben gekommen ist, sonst wird er bestraft; auf diesem Wege ist gewiß schon manche mißliebige Person aus dem Wege geräumt und Manchen und Manche hat man schon so gezwungen, den Willen des Pächters oder seiner Schergen zu thun. Auch auf anderem Wege ist die Korruption thätig; mit wunderbarem Geschick wissen die Pächter sich und ihrem Interesse die verschiedensten Personen, welche ihnen nützlich sein können, durch Geschenke geneigt zu machen.

Falsche Anschuldigungen sind wiederholt durch gerichtliches Erkenntnis festgestellt worden; hinsichtlich der Bestechungen ist dies nur selten geglückt, wiewohl die Thatsache derselben wohl nie geleugnet wird. —

Dem Schmuggel gegenüber ist das Gesetz bisher ohnmächtig gewesen; man verfolgt ihn auf dem Lande und auf dem Wasser, aber vergebens. Anfänglich hat man diese Thatsache nicht einräumen wollen, endlich aber hat man sich dazu bequemen müssen; die Folgen dieser Erkenntnis werden wir gleich kennen lernen. Das einfachste Mittel gegen den Schmuggel, Verkauf des Opiums an die Pächter zum Selbstkostenpreis und in unbeschränkter Menge, hat man gar nicht versucht. Der Grund liegt auf der Hand: der offiziell bekannte Verbrauch würde eine bedeutende Steigerung erfahren haben (thatsächlich wäre jedoch nicht mehr als vorher verbraucht worden, weil die Schmuggelware verschwunden wäre), und so hätte man offen dafür eintreten müssen, daß nicht „Beschränkung" des Opiumgebrauchs der eigentliche Zweck sei.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Der Sturm gegen die Opiumpolitik brauste heftig, als ein neuer Minister an die Spitze trat, von dem man seiner religiösen Ansichten wegen entscheidende Maßregeln gegen das Laster erwartete. Vorläufig und in Erwartung einer neuen Organisation wurde die Pacht nur auf ein Jahr vergeben, den Distrikten, wo der Gebrauch vorher ganz verboten war, einige weitere zugefügt, außerdem bei schwerer Strafe bestimmt, daß der Verkauf nur an den dazu angewiesenen Orten stattfinden darf. Infolge dieser Maßregeln zeigt das Budget einen Ausfall an Pacht (1890: betrug sie nur 14 706 000, und der Bruttoertrag des verkauften Opiums 3 395 000 fl.).

Natürlich sind die Ansichten über die Stellung, welche die Regierung dem Opium gegenüber einnehmen soll, sehr verschieden; wir können hier nur auf die vorherrschende Richtung derselben eingehen. Man stellt sich dabei auf den Standpunkt, daß eine Unterdrückung des Opiumgebrauches zu den Unmöglichkeiten gehört, ergo verlangt das Staatsinteresse, Vorteil aus diesem Übel zu ziehen, soweit die Würde der Regierung das erlaubt und zwar scheint dem „Antiopiumbund", der sich natürlich auch gebildet hat, das Ideal in einer Organisation zu liegen, bei welcher Niemand direktes Interesse an dem Gebrauch des Betäubungsmittels hat.

Eine solche glaubt man in der (seit 1883 auch in Cochinchina bestehenden) Regie gefunden zu haben, bei welcher die Regierung das Monopol behält, aber durch ihre Angestellten den Verkauf selbst besorgt. Das Lizenzsystem ist nicht weiter in Erwägung gezogen. Der Streit zwischen den Anhängern der Pacht und denen der Regie tobt heftig; da letzteren der Sieg zu winken scheint, wollen wir ihre Pläne etwas näher ins Auge fassen, wobei wir natürlich die technische Seite ganz übergehen. Man glaubt in dieser Organisation ein vorzügliches Mittel gefunden zu haben, „den Gebrauch nach und nach zu unterdrücken, indem man erst durch wohlfeile Preise den Schmuggel ruinirt, dann die Preise erhöht; daß dies nicht mit einem Male glücken wird, sieht man voraus und rechnet auf etwa 30 Jahre. Hat der Verbrauch so abgenommen, daß die Regie Verlust bringt, so darf man wohl annehmen, daß der Wohlstand auch in dem Maße zugenommen hat, daß andere ehrliche Steuern und Abgaben den Staat für das, was er für die Wohlfahrt der Bevölkerung aufopfert, entschädigen werden." Man berechnet die Kosten der Regie (jedenfalls viel zu gering) auf $9^3/_4$ Millionen, den Reinertrag auf beinahe $14^1/_2$ Millionen. Zur Ausführung dieser Maßregel soll ein Heer von Opiumverkäufern in Dienst der Regierung genommen werden.

Es scheint, daß man hier um ein plattes Wort zu gebrauchen, den Teufel durch Beelzebub austreiben will. Daß Schreiber dieser Zeilen gewiß kein Freund des Pachtsystems ist, hat er wohl durch seinen oben angeführten Aufsatz, der häufig zitirt wird, genügend bewiesen, aber die Regie scheint ihm auch sehr ernste Übelstände herbeizuführen. Zunächst ist es vom moralischen Standpunkt ein großer Mißstand, daß der Staat selbst einen organisirten Dienst ins Leben rufen soll, um der Verbreitung jenes Übels bis in die entlegenen Dörfer zu dienen; man hat sogar schon vorgeschlagen, die Ortsvorsteher mit dem Verkauf zu beauftragen. Dann wirkt das Heer der bei denselben verwendeten Staatsdiener (welche in den Augen des Eingeborenen doch mit einem gewissen Nimbus umgeben sind), deren Beschaffung überdies nicht leicht sein wird, keineswegs günstig, und endlich ist es wenigstens zweifelhaft, ob man den Schmuggel unterdrücken wird.

Der Hauptnachteil aber liegt darin, daß das finanzielle Ergebnis wahrscheinlich viel ungünstiger sein wird, als man annimmt; hier handelt es sich um einen Plan, dessen Lichtseiten man, dem Geschmack des Augenblickes folgend, breit ausmißt; wieviel in der Ausführung davon übrig bleiben wird, muß die Erfahrung erst lehren. Bei dem Pachtsystem hat man ja schon in trauriger Weise die Erfahrung gemacht, daß die Entwickelung der Zustände ganz anders sein kann, als man erwartet hatte. Daß bei letzterem die chinesischen Pächter einen übergroßen Einfluß erlangt haben, liegt an der Regierung selbst, die dem nicht entgegengetreten ist und die Gesetze nicht so gehandhabt hat, wie sie hätte thun sollen. Mit Rücksicht auf die gegenwärtige Finanzlage kommt es uns aber unverantwortlich, vor ein solches Experiment wie das angedeutete zu wagen, dessen Ergebnis mindestens zweifelhaft ist. Wenn der Staat doch genötigt ist, dem Opiumgebrauch Vorschub zu leisten, dann hinke man wenigstens nicht auf zwei Gedanken und suche aus diesem Monopol möglichst viel Geld herauszuschlagen. Will man sich die Hände nicht damit besudeln, dann ist es leicht, dem armen, fleißigen, durch Steuern gedrückten ackerbauenden Javanen dasselbe zu gute kommen zu lassen, und es ist jedenfalls richtiger, durch indirekte Steuer, d. h. durch das Monopol eines Genußmittels der Bevölkerung das von ihr freiwillig geopferte Geld abzunehmen, als dies in Gestalt von anderen, schwer auf der Gesamtheit drückenden Abgaben zu thun.

V. Die Einwohner und die Finanzwirtschaft.

Unter den Bewohnern der indischen Besitzungen tragen die der Insel Java einen sehr erheblichen Teil zu den Kosten der Staatsverwaltung des ganzen Archipels bei; von 94,8 Millionen, welche nach dem Voranschlag für 1890 [1]) in Indien zu empfangen sind, werden 75,2 Millionen auf Java vereinnahmt; außerdem haben die Javanen den größten Anteil an der Produktion des in den Niederlanden verkauften Kaffees, dessen Ertrag auf mehr als 29 Millionen Gulden geschätzt wird. Wir werden uns im folgenden nur mit Java beschäftigen, da die Zustände in den anderen Besitzungen zu verschieden und dabei auf das ganze von zu geringem Einfluß sind, als daß wir hier auf dieselben näher eingehen könnten.

Die Eingeborenen liefern außer ihrer Arbeitsleistung, deren Betrag auch nicht annähernd in Zahlen geschätzt werden kann, zu den erwähnten Summen einen ansehnlichen Beitrag in barem Gelde. So bezahlen die ackerbauenden Javanen, kaum 3 Millionen an der Zahl, 16 Millionen Gulden an Grundsteuer, und es muß rühmend erwähnt werden, daß hier in den letzten Jahren ein Nachlaß von etwa 20 Prozent eingetreten ist. Ferner bringen die nicht ackerbauenden Javanen mit den Chinesen und anderen Orientalen etwa $2,_5$ Millionen an Berufssteuer und die Javanen allein $2,_7$ Millionen für Freistellung von gewissen Frohndiensten auf. Aus den Verpachtungen zieht die Regierung mehr als 13 Millionen; über die Opiumpacht und den mit dem Monopol verbundenen, aus dem Verkauf des Artikels sich ergebenden Gewinn ist das Nötige bereits oben gesagt worden. Unter den anderen Pachten liefern die für das Schlachten der Tiere ($1,_2$ Million) und die der Leihäuser ($1,_1$ Million) den größten Ertrag. Von den $5,_9$ Millionen betragenden Einfuhrzöllen wird ein ansehnlicher Teil durch die Eingeborenen getragen, deren Verbrauch an Salz (Monopol der Regierung) sich auf $6,_5$ Millionen beläuft.

Es ist das eine schwere Last für die Bevölkerung, die nach drückender wird durch die Weise, wie sie getragen werden muß. Außer daß sie die geldlichen Leistungen zu erbringen hat, muß die eingeborene Bevölkerung auch Arbeit im Interesse des Staates und der Gemeinde verrichten (davon sind wohl zu unterscheiden die Kulturdienste in den Kaffeeplantagen, die bezahlt werden; über das wie? s. oben II). Die Härte, welche mit den Dienstleistungen verbunden ist, liegt, wenn ihre Dauer nicht über die gesetzliche Zeit ausgedehnt wird, weniger in der Anstrengung, die sie erfordert, als vielmehr darin, daß der Eingeborene nie Herr seiner eigenen Zeit ist, denn er weiß nie, ob und wann man ihn von seiner eigenen, vielleicht recht dringenden, Arbeit, von der Bestellung seiner Äcker, von irgend einem Gewinn versprechenden Geschäft, das er unternommen hat, abruft, um ohne Bezahlung für die Regierung oder für seine Gemeinde zu arbeiten. Sind die Frohnden

---

[1]) Das vorläufige Budget für 1890 ist folgendermaßen angenommen:

Einnahmen:		Ausgaben:	
in Europa	37 802 224 Gulden	in Europa	25 732 455 Gulden
in Indien	94 851 253 "	in Indien	114 430 357 "
	Sa. 132 653 477 Gulden.		Sa. 140 162 812 Gulden.

Defizit also: 7 509 335 Gulden. Im Text sind alle Zahlen abgerundet. (Nach der Aufstellung in „Das koloniale Budget der Niederlande" [Deutsche Kolonialzeitung Nr. 34, Jahrgang 1889] betrug das Defizit 12375389 Gulden. D. Red.)

genau überwachte Frohndienste, wird man vorerst wohl nicht entbehren können, bis der Eingeborene Gelegenheit haben wird, mehr bares Geld zu erwerben, um seinen Beitrag zu den Kosten des Staates auch ausschließlich in Geld zu leisten.

Was den Erwerb betrifft, sieht es augenblicklich ziemlich traurig aus, die große Mehrzahl der Bevölkerung gewinnt das, was sie zum Leben bedarf, durch eigene Wirtschaft; nur die Arbeit in den Plantagen der Regierung und der freien Pflanzer, einzelne Dienstleistungen verschiedener Art, etwas Klein-Industrie und endlich der Verkauf der, im allgemeinen nicht bedeutenden, Überschüsse des eigenen Betriebes, verschafft ihr bares Geld. In den letzten Jahren haben die meisten Plantagen weniger Ertrag gehabt und überhaupt seit einer Reihe von Jahren unter ungünstigen Umständen gewirtschaftet; dadurch ist weniger für erstere, allerdings nur auf dem Papier, ziemlich genau festgesetzt, so sind letztere der Willkür der Ortsvorsteher überlassen und darum noch drückender. Gut geordnete, aber auch hinsichtlich der Umlage Geld in das Land gekommen, während die Anforderungen des Staates hinsichtlich der Leistungen in barem Gelde sich gesteigert haben.

Diesen muß um jeden Preis genügt werden; die Grundsteuer wird durch die Ortsvorsteher eingezogen, welche als Entschädigung 8 Prozent genießen, aber für das Eingehen der Beträge verantwortlich sind. Daß unter diesen Umständen die Säumigen kein angenehmes Leben haben, liegt auf der Hand, und nicht wundern kann man sich, wenn in den letzten Jahren vielfach Silbergeld, welches vielleicht Jahrzente lang im Boden begraben gewesen und ererbtes Geschmeide, in die Hände der Aufkäufer übergegangen ist.

Außer zur Bezahlung der Steuern muß der Eingeborene einiges bare Geld zur Erwerbung solcher Gegenstände haben, deren er zum Leben bedarf, die er aber nicht durch eigene Wirtschaft beschaffen kann. Hierzu gehört u. a. das Salz, ein Regierungsmonopol, welches einen hübschen Ertrag liefert. Thatsächlich kommt es den Eingeborenen aber noch viel teurer, als die offiziellen Zahlen vermuten lassen, da dieser Artikel nur in größeren Quantitäten aus den Magazinen verkauft wird und erst aus der dritten oder der vierten Hand, durch drei- und vierfachen Wucher meist verteuert, in ihre Hände gelangt.

Die Pachten, deren eine wir schon kennen gelernt haben, wirken aus verschiedenen Gründen sehr nachteilig auf den Zustand des Volkes, weil sie sich in den Händen der Chinesen befinden und die Regierung denselben, namentlich in den letzten Jahren, wo alle Einnahmen möglichst heraufgeschraubt wurden, thatsächlich gar zu viel Spielraum gelassen hat.

Es ist nicht möglich, die Rolle, welche die Chinesen in den niederländisch-indischen Besitzungen spielen, hier auch nur kurz anzudeuten, wir müssen uns auf einige Worte über sie als Pächter beschränken. Wie alle seine Landsleute, hat auch der Pächter ein Ziel unverändertlich im Auge, er sucht nämlich möglichst viel Geld zu erwerben. Dabei ist er aber kein Geizhals im Geiste Harpagons, sondern setzt auch ansehnliche Summen aufs Spiel, wenn er durch dieses Opfer entsprechenden Gewinn zu erzielen hoffen darf. Daher ist er — oben ist es schon hinsichtlich der Opiumpächter erwähnt worden — denjenigen gegenüber sehr freigebig, welche ihm nützlich sein können, wenn er hoffen darf, sie für sich zu gewinnen. Zu diesen gehört in seinen Augen auch die Regierung, und er zeigt seine Bereitwilligkeit, dies zu thun, gerne durch Bezahlung einer höheren Pacht, wenn ihm von der richtigen Stelle bedeutet wird, daß er sich auf diesem Wege angenehm machen kann, und das geschieht oft.

Seitdem die Regierung angefangen hat, Steuern, sowohl von Europäern, Chinesen, Eingeborenen und fremden Orientalen, in wirklich kleinlicher Weise zu erheben, hat sie es auch verstanden, die Pachten in die Höhe zu treiben Ein Beispiel haben wir oben schon kennen gelernt (Opiumpacht), ein zweites, welches die Leihhäuser betrifft, möge hier angeführt sein. 1880 brachte diese Pacht 110 000 fl. ein, 1883 schon 600 000 fl., jetzt 1 070 000 fl. Daß die Pächter nicht geneigt gewesen wären, eine soviel höhere Pacht zu zahlen, wenn nicht die Regierung ihnen Vorteile bewilligt hätte, die das Opfer mehr als ausgleichen, ist leicht einzusehen. Dieselbe Regierung, welche 1869 das System der privilegierten Pfandleiher abschaffte, weil die verderbliche Wirkung auf den Eingeborenen erkannt worden war, führte es 1880 wieder ein; wohl hatte man einige Maßregeln zum Schutz der Pfandgeber getroffen, als aber infolge dieses Umstandes die Pachtgebote hinter der Erwartung zurückblieben, da wurden sie wieder zurückgenommen. Beiläufig bemerkt stehen die Chinesen, die sich im Inneren befinden, also auch die Pächter, stark im Verdacht, die besten Stützen der Opiumschmuggler zu sein

Es ist für die Regierung ein alter, bequemer Gebrauch, sich der Pächter zu bedienen, um gewisse Abgaben zu erheben; wenn sie nur ihren Anteil erhält, liegt ihr wenig daran, ob jene einen ganz ungeheuren Gewinn haben, mit andern Worten, den Eingeborenen nach Belieben aussaugen. Übrigens zeigen die Pächter der Regierung gegenüber durchaus nicht immer guten Willen, da sie häufig Kongsies (Ringe) bilden, welche die Preise der Pachten nach eigenem Willen festzustellen verstehen.[1])

Auch die Lage der Europäer ist in den letzten Jahren nicht sehr günstig gewesen, wiewohl man ihren berechtigten Klagen vor nicht gar langer Zeit einigermaßen entgegengekommen ist. Weitere Maßregeln zur Ermutigung europäischer Pflanzer scheint der kürzlich abgetretene Kolonialminister beabsichtigt zu haben; wir werden auf diesen Punkt vielleicht später einmal zurückkommen. Außerhalb Java hat die europäische Landbau-Industrie noch keine große Bedeutung, mit Ausnahme der Landschaft Deli in NO. Sumatra, deren Namen häufig als zusammenfassende Bezeichnung für die verschiedenen Distrikte, in denen die Pflanzungen liegen, doch eigentlich unrichtig, gebraucht wird, und der ja in der ganzen Welt wegen des vorzüglichen Tabaks und des Goldregens, welchen letzterer den Pflanzern gebracht hat, bekannt genug ist.

Schilderungen aus Kamerun.

Von Georg Valdau.

I.

Der Rio del Rey und sein Flußgebiet. — Fahrt nach Balundu und Meme.

(Fortsetzung).

Zufolge ihrer guten Disciplin und Arbeitsamkeit sahen die Bergvölker unsere Kruboys anfangs für unsere Sklaven an, und haben mehr als einmal verlangt, einige von ihnen kaufen zu können. Sie wollten nicht glauben, daß unsere Leute freie Männer wären, denn wie wäre es wohl möglich, daß ein freier Mann so strenge Arbeit annähme? Sie selbst würden es nicht thun, wenn sie auch eine noch so hohe Bezahlung erhielten. Selbst ihre Sklaven verrichten nicht halb soviel Arbeit wie unsere Krumänner. Jetzt ist jedoch eine bedeutende Veränderung der Ansichten eingetreten, denn es ist uns gelungen, Bakwirimänner und in letzter Zeit noch einige Bombokolente auf längere oder kürzere Zeit für unseren Dienst zu dingen. Diese sind zwar noch keine tüchtigen Arbeiter, man kann aber auch von so der Arbeit ungewohnten Menschen noch nicht soviel verlangen. Mit einem Teil derselben ist jedoch der Versuch recht befriedigend ausgefallen, und wir benutzen jedes Jahr mehr und mehr eingeborene Arbeiter.

Am Vormittag kamen alle Häuptlinge und vornehmen Männer des Dorfes, um ein „Palaver" über den Verkauf des Dorfes zu haben. Die Häuptlinge saßen auf Stühlen und Schemeln, und die anderen stellten sich dicht gepackt zusammen, soweit es der Raum des Hofes zuließ. Ich eröffnete die Verhandlungen mit der Erklärung, daß ich auf ihr Verlangen hierher gekommen, und nun, nachdem ich das Dorf gesehen hätte, geneigt wäre, dasselbe zu kaufen und in diesem Falle auch mit ihnen Handel zu treiben. Der vornehmste Häuptling berichtete nun über alles, was sich seit Knutsons Besuch zugetragen hatte, und schloß mit einem Dank, daß ich gekommen wäre, worüber alle sehr erfreut seien. Hierauf folgte die Überlegung wegen des Kaufpreises, und nachdem wir uns über einen für beide Teile annehmbaren Preis geeinigt hatten, wurde der Kontrakt geschrieben und unterzeichnet. Der Häuptling und die Unterhäuptlinge erhielten jeder ihr Geschenk, und der vornehmste von ihnen außerdem eine schriftliche Verbindung auf Zahlung, welche das Dorf 14 Tage später gegen Aufweisung der genannten Verbindung in Bibundi zu erheben hatte.

Nachdem dies abgethan war, bereiteten wir uns vor, den Marsch nach dem nächsten Dorfe fortzusetzen, ungeachtet aller Bemühungen der Bevölkerung, uns zu vermögen, noch bis zum nächsten Tage zu bleiben. Als sie sahen, daß alle ihre Bemühungen vergebens waren, ergriffen sie ein Mittel, das ihrer Ansicht nach unfehlbar sein mußte. Sie boten mir nämlich die größte und fetteste Kuh im Dorfe zum Geschenk an, wenn ich meine Abreise verschieben wollte. Da ich indessen aus Erfahrung wußte, daß mein wunder Fuß mir nach einigen Tagen nicht mehr gestatten würde, zu marschiren, wollte ich diese Zeit auf das beste ausnützen und schlug daher zum größten Erstaunen ihr freigebiges Anerbieten ab.

Es dürfte hier am Platze sein, zu bemerken, daß das Hornvieh nächst den Sklaven das vornehmste Besitztum des Balunduvolkes bildet. Sklaven giebt es bei ihnen in großer Anzahl, welche größtenteils von Bafom und anderen Gegenden nordöstlich von Mbu kommen. Unter den umwohnenden Völkern ist das Weib das vornehmste Besitztum des Mannes, hier dagegen ist sie frei, d. h. sie kann sich ihren Mann selbst wählen, und er kann sie zur Frau nehmen, ohne dafür eine große Kaufsumme erlegen zu müssen. Man darf jedoch deshalb nicht glauben, daß darum die Ehen aus Liebe geschlossen werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Gefühlsäußerung den Negern unbekannt ist. Es ist zwar auch hier gewöhnlich, daß sie eine gewisse Person anderen vorziehen, aber bis zur Liebe steigert sich dieses Gefühl niemals. Hier in dem rohen und primitiven Balundu sind die Motive zu den Ehen im ganzen dieselben, wie sie in dem gebildeten und verfeinerten Europa nicht ungewöhnlich sind, nämlich hauptsächlich Berechnung. Bei den Armen sind die gegenseitigen Ansprüche nicht so groß, und da in diesem Lande die Bedürfnisse sehr gering sind, so bildet Armut selten einen Hinderungsgrund gegen das Heiraten. Ein reicher Mann aber sucht sich seine Frau aus einer reichen und mächtigen Familie, um dadurch sein Ansehen und seine Stellung noch mehr zu stärken. Ein Mädchen sucht vorzugsweise einen reichen Maun

---

[1]) Was wir oben hinsichtlich der Opiumpächter gesagt haben, gilt von allen Pächtern; sie sind eine Macht im Staate geworden, die manche ganz aus dem Innern entfernt wissen wollen. Wir können nur wiederholen, daß es die eigene Schuld der Regierung ist, wenn die Pächter, oder die Chinesen überhaupt, ihr über den Kopf wachsen.

zu bekommen, da dieser viele Sklaven hat und sie deshalb nicht soviel zu arbeiten braucht. Der Umstand, daß er schon eine oder mehrere Frauen hat, kümmert sie wenig, und im allgemeinen herrscht auch eine gute Eintracht unter den Frauen — wo keine Liebe vorhanden ist, giebt es eben auch keine Eifersucht. Aus dieser Liebelosigkeit folgt natürlich auch, daß die Kontrahenten selten Gewicht auf ihr gegenseitiges Aussehen legen, was wiederum zu dem Verhältnis beiträgt, daß beinahe alle Männer und Frauen verheiratet werden.

Nach diesem kurzen Ausflug in die gefährlichen Irrgänge der Liebe wollen wir nach Balundu-ba-Boa zurückkehren, wo das Volk auf Anlaß meiner Weigerung, ihre Gabe entgegenzunehmen, geäußert haben soll, daß sie die weißen Männer noch nicht kennten, sie aber jetzt einsähen, wie unermeßlich reich dieselben sein müßten, da ein dort im Lande so äußerst wertvolles Geschenk wie eine hübsche Kuh von dem weißen Manne nicht als ein genügender Ersatz für einen eintägigen Aufenthalt im Dorfe angesehen wurde. Die größte Enttäuschung fühlten jedoch meine Leute, welche auf diese Weise den schönen Braten an ihrer Nase vorübergehen sahen.

Wir brachen indessen nach dem 5,2 Kilometer entfernt gelegenen Dorfe Bonjari auf, nach welchem ein breiter und guter Weg mit einem Mittelkurs von N 17° O führte. Schon in Boa hatte ich munkeln hören, daß Calabarmänner in Bonjari wären, und nun trafen wir einige Leute auf dem Wege, welche erzählten, daß dieselben im Begriffe seien, abzuziehen, weshalb wir unseren Marsch beeilten. Wir passirten mehrere Bäche, deren größter, Limba genannt, mit einer Breite von 10 Metern und einer Tiefe von $^1/_3$ Meter nach S 20° W floß. Der Boden bestand aus feinem roten Sand. Etwas weiter hin lag das Dorf Bonjari, welches nur etwa 20 Häuser in der Straße zählte. Die Calabarmänner waren jedoch verschwunden. Da die Leute sagten, daß es nicht weit bis zum Landungsplatze des Dorfes wäre, beschloß ich, denselben noch an diesem Tage zu besuchen. Indem ich meine Träger in dem Hause des Häuptlings zurückließ, begab ich mich in Begleitung der Dolmetscher und einiger Führer auf den Weg. Der Weg führte nach N 66° W und war in seiner ersten Hälfte sandig und hart, wurde aber später lehmig und schlecht. Mit demselben vereinigte sich noch ein anderer Weg, von Bungo kommend, welches Dorf auch einen Anteil an dem Landungsplatz hat. Dieser Weg war hoch, trocken und mit Sand bedeckt. Mitten auf dem Platze stand ein Schuppen, in welchem drei große, den Calabarmännern gehörige Ölfässer lagen. In den Fluß, der hier nur 4—5 Meter breit ist, mündeten einige kleine Bäche. Da es zur Zeit Ebbe war, waren die mit einem schwarzen, stinkenden Schlamm bedeckten Ufer ebenso wie die freiliegenden Wurzeln der Mangrovebäume mit ihren ekelhaften Absonderungen trocken. Der Platz war natürlich viel zu ungesund, um als Handelsplatz gebraucht werden zu können, und außerdem lag er, im Gegensatz zu der Versicherung der Leute, sehr weit, nämlich ganze 7,5 Kilometer vom Dorfe entfernt. Die Wegweiser hatten gesagt, daß der Weg kurz wäre, weil sie es am besten für das Dorf ansahen, wenn ich den Landungsplatz besah. Ich würde dies sicher nicht gethan haben, wenn ich erfahren hätte, daß es so weit war. Ich fand häufig, daß die Leute mir solchergestalt mit größter Offenheit, um nicht zu sagen Naivetät, ins Gesicht logen, ohne daß ich einen Grund dafür finden konnte, um so weniger, als sie ungefähr ebenso oft die Wahrheit sprachen. Schließlich fand ich heraus, daß sie eine besondere Vorliebe weder für die Wahrheit noch für die Lüge hegen, sondern daß ihre Antwort stets von dem bedingt ist, was sie als das Vorteilhafteste für sich ansehen. Wenn man sie über eine Sache fragt, überlegen sie stets erst, welche Antwort die vorteilhafteste für sie sein würde. Als ein Beispiel kann hier ihre bereits erwähnte Angabe über den Weg nach dem Landungsplatze und die mir gleichzeitig gegebene Versicherung dienen, daß der Weg nach dem Dorfe Bungo sehr weit wäre, indem die letztere Angabe offenbar von ihrer Furcht diktirt war, daß ich sonst vielleicht noch an demselben Tage meinen Weg dahin fortsetzen könnte. Wie ich später fand, war der Weg nur etwa 1,5 Kilometer weit.

Als wir am Abend nach Bonjari zurückkamen, bekamen wir eine reichliche Mahlzeit, bei der uns unter anderem Entenbraten und getrocknetes Antilopenfleisch vorgesetzt wurde. Das Dorf bot mir eine Ziege an, ich lehnte das Geschenk aber ab, da wir es nicht nötig hatten und das Dorf außerdem klein und arm war. Der Häuptling zeigte mir das schönste Mädchen des Dorfes, welches, wie er zu meinem Erstaunen sagte, es mir zu danken hätte, daß sie noch im Dorfe wäre. Auf meine Frage erklärte er mir nun, daß ein halbes Dutzend Calabarmänner sie am Tage vorher geraubt hätten, um sie mit fortzuführen, als die Nachricht von meiner Ankunft sie veranlaßte, sich Hals über Kopf aus dem Staube zu machen, ohne sich Zeit zu nehmen, das Weib mitzuschleppen, welches durch ihren Widerstand ihnen zu hinderlich gewesen wäre. Sie hatten schon vor einigen Monaten ein paar Weiber aus demselben Dorf entführt. „Es sind stets die hübschesten Weiber, welche sie nehmen", setzte der Häuptling mit einem schlauen Augenblinken hinzu. Am folgenden Morgen zeigte mir mein Wirt sein Ölmagazin, in welchem 20 bis 30 große Kürbisflaschen und ein halb Dutzend Anker, alle mit seinem Öl gefüllt, lagen. Auch in den anderen Häusern waren bedeutende Quantitäten von derselben Ware zu finden, welche ein gutes Zeugnis von der Arbeitsamkeit des Volkes ablegten.

Auch dieses Dorf wurde gekauft, und nachdem der Kontrakt unterzeichnet war, brachen wir nach Bungo auf, wohin ein breiter und ebener Weg indirekt nördlicher Richtung führte. Nach einem kurzen Marsch durch hübsche Pflanzungen kamen wir bei dem aus 25 Häusern bestehenden Dorf an und stiegen in einem geräumigen Hofe ab, wo schon alles für unseren Empfang geordnet war. Tische und Stühle waren auf der Veranda aufgestellt und die vornehmsten Männer des Dorfes dort versammelt. Der junge Masanjo machte die Honneurs als Wirt und war in Großgala, d. h. in ein großes, buntes Hüftenkleid, das beinahe bis zum Boden reichte, sowie in ein neues, schneeweißes „Singlet" (oder Trikothemde) und eine goldgestickte Mütze gekleidet. In der Hand trug er einen großen Fliegenwedel, der ihm als Kommandostab diente. Es war sein Verdienst, daß alles zur Beratung bereit war, sodaß keine Zeit unnötig verloren wurde. Obwohl er, gleich den übrigen, es gern gesehen hätte, daß wir über Nacht blieben, hatte er doch auf meine Ermahnung alles so geordnet, daß das „Palaver" sofort anfangen könnte. In einer verhältnismäßig kurzen Zeit hatten wir denn auch den Preis vereinbart und den Kontrakt unterzeichnet. Der alte Häuptling, Masanjos Vater, lud uns nun auf frische Kokosnüsse ein, und nachdem wir dieselben geleert hatten, wurde der Marsch nach Likume angetreten.

Der Weg führte nach N 36° O durch einen hohen und dichten Wald. Mehrere nach N N W fließende Bäche wurden passirt und nach einem fünfstündigen Marsch von 5,8 Kilometer kamen wir in Likume an. Dieses Dorf war beinahe ebenso groß wie Bonjari und beinahe zusammengebaut mit einem anderen kleinen Dorf von einem halben Dutzend Häusern, Kundo genannt. Auch hier wurde der Kauf mit Einschluß von Kundo ohne besonderen Zeitverlust abgeschlossen.

Eine Menge Abgesandte von einem in der Nähe liegenden Dorf, Illoani, trafen uns hier. Sie forderten uns auf, auch zu ihnen zu kommen und ihr Land zu kaufen. Da es noch früh am Nachmittage war, brachen wir sofort auf und hatten nun einen Marsch von 5,8 Kilometer nach N. 27° O. auf einem schlüpfrigen, von dichtem Gebüsch und hohem Gras beinahe vollständig überwachsenen Wege. Das Land war hier, gleichwie auf dem ganzen Wege von Balundu-ba-Boa, eben und mit dem üppigsten Grün bekleidet und zeigte einen reichen und fruchtbaren Boden von tiefem Lehm mit einem dicken Lager schwarzer Gartenerde bedeckt. Steine sind hier sehr selten. Ein paar beinahe überwachsene Bäche mit losem schlüpfrigem Boden schlängelten sich träge und langsam nach NW. Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in Illoani an und nahmen, wie gewöhnlich, bei dem ersten Häuptling Quartier, welcher uns ein Logis anwies, das dem in Balundu-ba-Boa von uns bewohnten ähnlich war.

Nachdem ich mich gewaschen, meine Kleider gewechselt (auf einem Marsch in Afrika wird man immer naß, denn selbst wenn es nicht regnet, werden die Kleider so durch und durch in Schweiß getränkt, daß man sie ausringen kann), und nachdem ich den Koch in voller Arbeit gesehen hatte, wobei er von 2 bis 3 Frauen des Häuptlings kräftig unterstützt wurde, machte ich in Begleitung des Dolmetschers einen Spaziergang durch das Dorf. Dasselbe war hübsch und das am besten gebaute, das ich in diesem Lande gesehen hatte. Die Häuser waren beinahe alle ungewöhnlich hoch und gut abgeputzt, und einige von ihnen hatten sogar nach der Straße vorspringende, von dicken Säulen gestützte Dächer. Besondere Aufmerksamkeit erregten zwei Häuser. Das eine, dem Häuptling gehörig und bei dieser Gelegenheit mir zur Verfügung gestellt, war in zwei Etagen gebaut und ein treues Abbild des Hauses, welches der Calabarkönig, Yellow Duke, sich hatte in Love aufführen lassen. Es hatte keine Thür nach der Straße, sondern man trat in dasselbe von dem hinter demselben liegenden, mit kleinen Häusern umbauten Hofe ein.

Die ganze untere Wohnung wurde von einer großen Halle oder einem Saal eingenommen, in den man durch eine hohe und sehr breite Öffnung ohne Thüre eintrat. In der einen Ecke dieses Saales befand sich eine kleine, aus Mauersteinen aufgeführte Kammer oder vielmehr Nische, welche einen Schlafplatz enthielt. Von dem Säulengang im Hofe führte eine Stiege nach der oberen Veranda, welche, ebenso wie die Zimmer in dieser Etage, mit von den Negern selbst zugehauenen Brettern gedielt war, welche zwar sehr schwankend und uneben waren, aber doch ihrem Zwecke entsprachen. Von der Veranda trat man in ein ziemlich großes Zimmer mit zwei Fenstern nach der Straße. Auf jeder Seite dieses Zimmers lag ein kleineres Zimmer, jedes mit einem Fenster nach seiner Seite hin. Ebenso wie in allen Balunduhäusern waren auch hier alle Thürpfosten gut gefugt und ordentlich mit Brettern bekleidet. Die Fenster waren in gleicher Weise ausgerüstet und auch mit Läden versehen, welche, ebenso wie die Thüren, mit dort im Lande verfertigten Charniren versehen waren. Das Haus war ganz neu, noch nicht einmal ganz fertig und das einzige seiner Art am Meme.

Eine kleine Strecke von dort wohnte der reichste Mann des Dorfes. Sein nach der Straße liegendes Haus zeichnete sich vor den übrigen nur durch einen besonders zierlichen und sorgfältigen Abputz aus; nachdem man aber dieses nebst einem kleinen Hinterhof mit noch einem Hause passirt hatte, kam man auf einen großen Hof, in dessen Mitte ein Baum in einem Holzkübel wuchs. Der Säulengang, welcher sich wenigstens ein Paar Fuß über den Boden des Hofes erhob, war sehr breit und alle Wände waren mit gelben Figuren auf dunkelgrauem Grunde bemalt. Eines der Zimmer in dem Hause zwischen den beiden Höfen bildete die Schatzkammer des Besitzers, die er mir mit großem Stolze zeigte. Die Wände waren hier vollständig bedeckt mit großen Spiegeln (die meisten gesprungen) in vergoldeten Rahmen, großen Oeldruckbildern in dito, einigen alten Hinterladergewehren und Karabinern, Perkussions- und Feuerschloßgewehren — mehr oder weniger brauchbar, — Säbeln, Messern, Lampen, Porzellanfiguren, Schüsseln und Gläsern, mehr oder weniger von Rauch und Schmutz geschwärzt — großen Messingschüsseln, Eimern aus Kupfer und Messing u. s. w. Nachdem ich alle diese Merkwürdigkeiten gesehen und gehörig bewundert, sowie ein Glas sauren Palmwein getrunken hatte, den mir der Wirt absolut aufdrang, setzte ich meinen Spaziergang durch das Dorf fort.

Dasselbe hat zwei Straßen, von denen an der hauptsächlichsten, welche beinahe direkt von Osten nach Westen geht, zwei Götzen oder Ekaléhäuser liegen. Die Hauptstraße zählt 80 und die Seitenstraße 28 Häuser, was zusammen 108 Häuser ausmacht, wozu noch die dahinter liegenden kleineren Häuser kommen, deren Zahl wohl auf das Doppelte steigen mag. Die Straßen sind breit und grade und alle Häuser gut gebaut und sorgfältig abgeputzt. Dieser vorteilhafte Eindruck wurde noch mehr durch das lebhafte Volksleben gesteigert, das sich am Abend nach Aufgang des Mondes entwickelte. In der Hauptstraße zogen ganze Scharen Männer und Frauen sich unterhaltend und lachend auf und ab, und unter den letzteren befanden sich ungewöhnlich viele und hübsche Mädchen, während hier und da dichte Scharen spielender Kinder die Straße beinahe vollständig absperrten. Später am Abend wurde ein großer Tanz arrangirt, an dem meine Träger, ungeachtet ihrer während des letzten Teiles des Tagesmarsches vorgeschützten Müdigkeit, lebhaft teilnahmen. Nachdem dieselben hierauf eine Vorstellung in ihrer hei-

mischen Tanzkunst gegeben hatten, veranstalteten meine Bakwiri- und Bombokomänner einen Ringkampf, den bei ihnen so beliebten Fala-fala, in welchem die Balundumänner nicht besonders geübt sind. Diese wurden deshalb auch stets von meinen Leuten besiegt, unter denen sich besonders der Batokimann Somba dadurch auszeichnete, daß er mehrere der stärksten Männer des Dorfes zu Boden warf.

Ganz früh am folgenden Tage fand sich eine große Prozession der Häuptlinge und Ältesten des Dorfes bei mir ein, alle in Festkleidern, in großen bunten Zeugstücken, Hemden, Röcken und Hüten. Eine Ziege und einige große Bündel Bananen wurden mir als Gabe gebracht, die sofort dem Koch zur weiteren Zubereitung übergeben wurden. Das „Palaver" wegen des Verkaufes des Dorfes nahm jetzt seinen Anfang, da ich aber erst wissen wollte, wie weit der Landungsplatz des Dorfes entfernt und wie derselbe beschaffen war, wurde die Prozession mit der Zusage verabschiedet, am Nachmittage wieder zu kommen. Durch die Märsche der letzten zwei Tage war jedoch mein Fuß so schlimm geworden, daß ich nicht länger mit meinen schweren Lederschuhen marschiren konnte. Ich spannte deshalb meinen Lederriem mit dem daran hängenden Schrittzähler Ngalle um den Leib, ihn beauftragend, nach dem Landungsplatz hinunterzugehen und, nachdem er denselben besehen, zu mir zurückzukehren, ohne irgend welchen Abstecher zu machen. Sehr stolz über diesen Auftrag und darüber, dieses eigentümliche Instrument tragen zu dürfen, begab er sich sofort auf den Weg, begleitet von Malombe und einem Wegweiser vom Dorfe. Gegen Mittag kam er mit dem Bescheid zurück, daß der Weg eben und fest und auch der Landungsplatz gut, jedoch von Creeks, mit Mangrovebäumen umwachsen, umgeben sei. Der Schrittzähler zeigte etwas über 12 Kilometer, so daß die Entfernung vom Landungsplatz 6 Kilometer sein würde, da aber Ngalle keine langen Schritte machte, nahm ich an, daß dieselbe 5 Kilometer wäre — eine Berechnung, die ich bei einem späteren Besuch bestätigt fand. Am Nachmittag wurde dann der Kauf des Dorfes abgeschlossen.

Ganz früh am nächsten Morgen machten wir uns für den Marsch nach Ekumba-Liongo (Ekumbi-ba-Liongo) in Ordnung. Für mich wurde eine Hängematte in der Weise hergestellt, daß eine Filzdecke in der Mitte zusammengelegt und mit den vier Ecken an zwei kurzen Stäben festgebunden wurde, welche wiederum mit starken Stricken an einer langen Stange befestigt waren. Als Träger mietete ich im Dorfe sechs Mann, von denen zwei und zwei mich abwechselnd tragen sollten. Sobald die Hängematte fertig war, brachen wir auf. Voran marschirten vier Hängemattenträger mit Faschinenmessern, sogenannten „Cutlasses" bewaffnet, mit denen sie den Weg von den überhängenden Zweigen und Schlinggewächsen reinigten, dann kam die Hängematte, deren Träger zur Hälfte rennend, mit gebogenen Knien einen gleichmäßigen, langsamen Trab aufrecht erhielten, um Stöße zu vermeiden. Hinter mir kam Ngalle mit dem Schrittzähler, und ich selbst hatte den Kompaß, so daß die nötigen Beobachtungen ziemlich gut bewerkstelligt werden konnten.

Nach einem Marsch von 3,7 Kilometern gegen N 88° O kamen wir an ein kleines Dorf, Balombi-ba-Mokkoli, welches Balombi an der Höhe bedeutet, obgleich keine Anhöhe sichtbar war. Wir machten hier einen kurzen Halt, um uns mit Kokosnüßen zu erfrischen, wonach die Reise fortgesetzt wurde. Der Weg führte nun durch mehrere Bäche und hatte an vielen Stellen so scharfe Krümmungen, daß die Hängematte nur mit großer Mühe vorwärts geschafft werden konnte. Bei einem und dem anderen Hügel mußte ich aussteigen und gehen. Fünf Kilometer vom Dorfe passirten wir einen Strom, den Mokoke, der mit klarem Wasser und langsamer Strömung nach N 10° W floß. An der Furtstelle hatte er eine Breite von 25 Metern sowie eine Wassertiefe, wo er am tiefsten war, von 0,2 Meter. Der Boden bestand aus feinem roten Sand. Die Wegweiser erzählten, daß er sich in den Meme ergösse und während der Regenzeit zu einem gewaltsamen, reißenden Strome anschwölle, den dann niemand passiren könnte.

Drei Kilometer weiter hin führte der Weg auf eine für diese Gegenden ungewöhnlich große Ebene, welche eine von der umgebenden Landschaft völlig abweichende Szenerie darbot. Die Fläche war eben wie ein Fußboden, sandig und mit 2 Fuß hohem Gras bestanden, das in zerstreuten Höckern wuchs, so daß man mit Leichtigkeit überall hin zwischen denselben hindurchkommen konnte. Als eine würdige und passende Dekoration erhoben sich aus der Fläche mehrere Hundert hohe, stattliche Fächerpalmen. Diese äußerst zierlichen Bäume, deren Stämme sich etwas oberhalb der Mitte ausweiten und nahe der Krone wieder zusammenschrumpfen, wachsen hier im Lande nur auf diesen so selten vorkommenden Ebenen, denen sie ein sehr eigentümliches Gepräge geben. Wenn man nach einer Fahrt von Tagen, ja sogar Wochen durch den finsteren, ewigen Urwald plötzlich an eine solche weite, sonnenbeleuchtete Ebene kommt, die dünn mit diesen eigenartigen und seltenen Bäumen übersät ist, kommt es einem vor, als ob man in ein anderes Land versetzt worden wäre. Man glaubt leichter atmen zu können und bleibt unbewußt stehen, um den Blick an dieser schönen Szenerie richtig schwelgen zu lassen. Meine schwarzen Begleiter gaben durch laute Ausrufe, lebhafte Geberden und glänzende Blicke ihre Überraschung und Bewunderung beim Anblick dieser neuen Landschaft zu erkennen. Sie hatten mich früher Europa als aus großen kultivirten Ebenen bestehend beschreiben hören und behaupteten nun mit großer Lebhaftigkeit, daß diese Ebene gewiß meinem Heimatlande ähnlich, und daß hier der richtige Ort für die Weißen wäre, ihre großen Häuser zu bauen. Man kann sich denken, wie gut sie sich hier ausnehmen und wie viel besser für ihre Gesundheit dieser trockene freie Platz sein müßte, als das feuchte Waldland! — In der That konnte ich mich im stillen des Wunsches nicht enthalten, daß diese hübsche Ebene an einem für uns passenden Platz, z. B. am Ufer des Meme gelegen hätte. Ihre Größe mochte wohl wenigstens 4 Quadratkilometer betragen.

Die Früchte der Fächerpalme werden von den Bakwiri- und Bombokovölkern als Klappern für die Hunde beim Jagen gebraucht. Zufolge der Seltenheit des Baumes werden die Früchte ziemlich teuer bezahlt, weshalb auch meine Träger die Gelegenheit benutzten, während des Marsches über die Ebene eine große Menge derselben einzusammeln. Ein Neger, der schon eine tüchtige Last trägt, und oft genug darüber klagt, trägt durchaus keine Bedenken, sich eine noch größere Last aufzubürden, wenn er glaubt, dadurch einen Extraverdienst haben zu können. Wenn man von einer Fahrt in das Innere des Landes zurückkehrt, geschieht es häufig, daß die Träger außer ihrer gewöhnlichen Last noch eine Menge Hühner, Enten und Hunde mitschleppen, ja daß sie sogar Schweine und dann und wann auch eine widerspenstige Ziege bei sich haben; alles dies haben sie sich entweder billig eingetauscht oder von ihren neuen Freunden zum Geschenk erhalten.

An der anderen Seite der Ebene lagen 4 zu Ekumba-Liongo gehörige Sklavenhäuser, und in der Nähe floß in nördlicher Richtung ein Bach, Kombolai genannt. Der Weg, welcher bisher nach N 86° O gegangen war, wandte sich nun nach N 40° O. Einen Kilometer weiter hin fingen jenseits des Baches die Pflanzungen des Dorfes an, welche, hübsch und gut gepflegt, sich zu beiden Seiten des Weges 1,5 km weit bis zum Anfange des Dorfes hinzogen. Der letzte Teil des Weges war eben und breit, und mehrere andere Wege führten von demselben in verschiedenen Richtungen in die Plantagen hinein, Zeugnis davon gebend, daß diese sowohl ausgedehnt wie auch wohl unterhalten waren.

Nach einem Marsch von 12 km, von Balombi-ba-Mokkoli ausgerechnet, hielten wir unseren Einzug in das Dorf auf einem breiten, von niedrigen, den Bombokowohnstätten ähnlichen Bambushäusern umgebenen Wege. Die Straße führte in grader Richtung nach N 20° W und stieg mit einer geringen Neigung zu einer kleinen Anhöhe oder einem Plateau empor. Nachdem wir etwa 40 Häuser passirt hatten, kamen wir an ein mitten in der Straße liegendes Ekaléhaus, auf dessen anderer Seite die Straße in gleicher Richtung wie bisher fortsetzte, während eine Seitenstraße nach rechts abbog. Diese Straße zählte etwa 40 Häuser mit einem Ekaléhaus und führte den Abhang hinab, beinahe direkt nach Osten. Nachdem wir in der Hauptstraße noch an etwa 20 Häusern vorübergekommen und an ein Ekaléhaus gelangt waren, befanden wir uns auf dem höchsten Punkt des Dorfes und sahen hier zu unserem Erstaunen, daß wir noch nicht weiter als bis zur Hälfte der Straße gekommen waren, welche von hier in der Richtung von N 10° W die Höhe hinabführte. Hier lag das Haus des Häuptlings Musakka, das den übrigen gleich war, und hinter diesem zwei kleinere, gerappte Häuser, von denen das eine sofort für mich und das andere für meine Leute in Ordnung gestellt wurde.

Die Hängemattenträger kehrten sofort zurück, ohne weder zu essen noch sich auszuruhen. Diese zwei großen, mit einander rivalisirenden Dörfer stehen nämlich seit langer Zeit in einem halben Feindschaftsverhältnis zu einander, und außerdem verachten die Bewohner von Illoani das Ekumbivolk als ein tief unter ihnen stehendes Buschvolk. Beim ersten Blick scheint auch hierin eine gewisse Berechtigung zu liegen, indem man sich nicht enthalten kann, das hübsche und wohlgebaute Illoani mit seiner hübschen und frohsinnigen Bevölkerung für einen einem höher stehenden Volke gehörigen Ort anzusehen, als die Dörfer des Ekumbivolkes mit ihren niedrigen, eingeräucherten Bambushäusern. Wenn man aber beide Völker etwas näher kennen gelernt hat, wenden sich die Sympathien entschieden dem Ekumbivolke zu. Die Illoanibewohner sind faul und bebauen das Land nicht genügend für den Bedarf des Dorfes, sondern müssen jedes Jahr mehrere Monate lang ihre Nahrungsmittel von anderen Dörfern, und hauptsächlich von Ekumba-Liongo kaufen. Auch an Palmöl produziren sie im Verhältnis zu der Größe ihres Dorfes nur wenig. Ekumba-Liongo dagegen ist eine der fleißigsten Gemeinden, die ich dort im Lande gesehen habe; nicht nur die Sklaven und Frauen, sondern auch die Männer, und unter diesen sogar die reicheren und vornehmeren, arbeiten täglich vom frühen Morgen bis spät in den Nachmittag hinein in den Plantagen. Ihre Plantagen versehen nicht nur sie selbst mit Nahrung das ganze Jahr hindurch, sondern sie können auch noch bedeutende Quantitäten von Yams und Plantans an andere Balundudörfer, besonders an Illoani, abgeben. Außerdem produziren sie verhältnismäßig viel mehr Palmöl, als sei es nun Illoani oder irgend ein anderes der Balundudörfer. Auch die Bewohner der übrigen Ekumbidörfer sind sehr fleißig. Die Ursache zu ihrer Überlegenheit in dieser Beziehung über das Balunduvolk mag wohl großenteils darin zu suchen sein, daß das letztere, durch seine dem Meere nahe Lage begünstigt, sich den Zwischenhandel zwischen den Calabarkaufleuten und den hinter ihm wohnenden Völkern angeeignet und sich, zufolge des in dieser Weise leicht erlangten Verdienstes, von der Arbeit mehr oder weniger entwöhnt hat, während auf der anderen Seite die Ekumbibewohner, aus Mangel an derartigen Verbindungsmitteln, sich genötigt sehen, alles Öl, das sie verkaufen, selbst zu bereiten.

Von allen nach Süden hin liegenden Ekumbidörfern ist Ekumba-Liongo das größte und mächtigste. An seinen zwei Straßen, deren zusammengelegte Länge nahe an 2 Kilometer beträgt, liegen 160 größere Häuser und hinter diesen noch viele kleinere. Die ganze Bevölkerung mag wohl wenigstens 2000 Seelen betragen. Bei meiner Ankunft waren wenig Leute zu sehen, da die meisten sich noch in den Plantagen befanden, als dieselben aber etwas später von dort heimkamen und sich in der Nähe des Hauses des Häuptlings versammelten, wogten dichte Scharen eine lange Strecke der Straße auf und ab.

Kurz vor Sonnenuntergang ging ich nach dem höchsten Punkt des Dorfes hinauf, von wo ich eine herrliche Aussicht über den nördlichen Teil desselben mit seiner breiten Straße und seinen zwei langen Reihen niedriger Bambushäuser hatte, aus denen der Rauch im stillen Abendwinde langsam emporstieg und hinter denen die dichten Bananenplantagen lagen, über welche die so äußerst dekorativen Kokospalmen ihre graziösen Kronen zu hunderten erhoben, das Ganze eingefaßt in einen dunklen Rahmen dichten Urwaldes — ein ebenso naturgetreues wie pittoreskes Bild eines Negerdorfes im tropischen Afrika! Ein des Pinsels eines Malers würdiges Bild!

Der in diesem Dorfe herrschende Ordnungssinn und Fleiß ist großenteils das Verdienst des Häuptlings. Von allen Häuptlingen dieses Landes ist er einer der wenigen, die eine wirkliche Macht haben. Wenn seine gelle Stimme durch das Gemurmel der Menge gehört wird, tritt sofort Schweigen ein, und bei seinen in gleicher Tonart gegebenen Befehlen eilen sogleich eine Menge junger Leute herbei, um sie auszuführen. Obgleich es in dem Dorfe mehrere

andere und reichere Häuptlinge giebt als er ist, sind diese doch nichts weiter, als seine Ratgeber, die ja und nein zu allem sagen, was Musakka beschließt. Klüglicherweise schmeichelt er ihrer Eitelkeit, indem er stets ihre Zustimmung einholt, und durch den zustimmenden Beifall der Ältesten des Dorfes giebt er seinen Anordnungen mehr Kraft und Nachdruck, während er sich gleichzeitig eines großen Teiles von Verantwortlichkeit enthebt. Die Macht, welche er besitzt, ist zum großen Teil seinen persönlichen Eigenschaften und Vorzügen zuzuschreiben. Er ist klug und scharfsinnig, lebhaft und intelligent, sowie auch ein großer Redner, welcher seine Zuhörer beinahe unwiderstehlich mit sich fortreißt. Dieses alles kann jedoch nicht den Einfluß erklären, den er besitzt; denn unter dem Schein einer patriarchalischen Herrschaft besitzt er, wenigstens in gewissen Fällen, eine wirklich despotische Macht, deren er sich jedoch nicht anders als bei außerordentlichen Gelegenheiten bedient. Es kommt nämlich mitunter vor, daß das Dorf anderer Meinung ist als er. In diesen Fällen könnte er, wenn er es wollte, seinen Willen durchsetzen, doch thut er dies nicht immer, wozu er offenbar durch die ihm eigne Vorsicht veranlaßt wird, die ihn mahnt, den Bogen nicht allzu scharf zu spannen. Die Erklärung dieser eigentümlichen Erscheinung liegt in dem Umstande, daß er neben seiner Häuptlingswürde auch noch die Würde des ersten Medizinmannes oder des Oberpriesters des Dorfes besitzt. In dieser Beziehung genießt er ein großes Ansehen und eine bedeutende Macht nicht nur in seinem eigenen Dorfe, sondern auch in den meisten der umliegenden Dörfer seines Stammes.

Hier ein Beispiel von seiner Macht über seine Leute. Ein paar Monate nach meinem soeben besprochenen Besuche im Dorfe waren wir dort damit beschäftigt, eine Faktorei anzulegen. Diese ziemlich ansehnliche und schwere Arbeit wurde von den jüngeren Männern des Dorfes in drei Wochen bewerkstelligt. Hierbei war es Musakka, welcher die Arbeitsabteilungen einteilte, ihnen ihre Arbeit anwies und sie antrieb, sich nach Kräften anzustrengen. Aber er ordnete nicht nur an und kommandirte, sondern er arbeitete an der Spitze seiner Leute selbst mit Axt und Kelle. Es war indessen jetzt gerade die Zeit, wo die Arbeit in den Plantagen am drängendsten ist, sodaß über diese Extraarbeit viel gemurrt wurde. Oft genug fiel es auch Musakka ziemlich schwer, an 20 Arbeiter zusammenzubringen, und eines Tages machten sie sämtlich Streik. Einer unserer Gehilfen, Herr Linell, welcher im Dorfe wohnte, um die Arbeit zu überwachen, bekam am Morgen nicht einen Mann mit nach der Faktorei. Er beklagte sich hierüber bei Musakka, welcher sehr aufgebracht war und versprach, daß sie zur Strafe dafür an diesem Tage alle zur Arbeit gehen sollten. Der weiße Mann könne sich ruhig nach dem Arbeitsplatze begeben, die Leute würden sofort nachkommen. Neugierig, zu sehen, wie dieses zugehen würde, ging Herr Linell auf die Straße hinaus, auf welche er auch bald Musakka, den Kopf mit einem Zylinderhut bedeckt, heraustreten und sich nach dem Ekaléhause begeben sah, auf dem Wege dahin Befehle, an die Arbeit zu gehen, und Drohungen aller Art, untermischt mit mystischen Beschwörungen, ausschreiend. (Fortsetzung folgt.)

Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Bremen.

I.

Nachdem im vergangenen Jahre Hamburg den Anfang gemacht hat, den sich infolge des am 15. Oktober 1888 vollzogenen Anschlusses der Hansastädte ergebenden Konsequenzen für den Handel und Verkehr kühn ins Auge zu blicken, und diesen ungeheuren wirtschaftlichen Wendepunkt in der Entwickelung der Stadt festzulegen, hat nun auch Bremen seine Ausstellung veranstaltet. Diese Ausstellungen sind insofern eine wirtschaftliche Notwendigkeit geworden, als infolge des Zollanschlusses die Hansastädte dem deutsch-nationalen Wirtschaftsleben sich eng angliedern mußten, wenn sie nicht in der Exportfähigkeit zu einer zweiten Rolle herabsinken sollten. Es ist selbstverständlich, daß das wirtschaftliche Leben der Hansastädte jetzt mehr und mehr auch einen Rückhalt in dem Verkehr mit den umliegenden Landschaften suchen muß. Je mächtiger die Gewerbe und Industrien in den Hansastädten empor blühen, desto leichter wird sowohl der Absatz nach dem Nachbarlande als vor allem nach dem Auslande werden. Sind diese großen Städte an unsrer Nordseeküste auch für lange Zeit noch sicher die Brennpunkte des Kommissionsgeschäftes für die binnenländische Exportindustrie, so hängt es doch von der Energie und Thätigkeit ihrer industriellen Kreise ab, wie weit sie selbst den Exportbedarf befriedigen werden. Während nun Hamburg infolge seiner besonders glücklichen Entwickelung in der Lage zu sein scheint, dieses Exportbedürfnis aus sich heraus allmählich zu befriedigen, hat das kleinere Bremen mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, sodaß es auf eine Erweiterung seines Absatzgebietes nach dem Inlande bedacht sein muß. Denn ein reger Wechselverkehr mit den Nachbarländern, vor allem Oldenburg und der Provinz Hannover, wird auch sicher eine Erhöhung seiner Produktion herbeiführen. Bremen hat, nachdem einmal der Zollanschluß beschlossene Sache war, keinen Augenblick verkannt, in welcher Richtung nunmehr seine Aufgaben zu suchen waren; es hat die Vertiefung der Unterweser bis Bremen Stadt ins Werk gesetzt, neue Hafenanlagen geschaffen, neue Linien eingerichtet und für eine Verbesserung seiner Wasser- und Landverbindungen mit dem Hinterlande sich unausgesetzt die größte Mühe gegeben. Bei einer Ausstellung, welche vor allen Dingen dem Export dienen sollte, war es aber selbstverständlich, daß der Welthandel, sofern er Importhandel ist, nicht unvertreten bleiben konnte. Außerdem war es auch eine äußerst dankbare Aufgabe, die prachtvolle Entwickelung der Schiffahrt, ihre neuzeitigen Triumphe und den Anteil Bremens an der Hochseefischerei in einer umfassenden Ausstellung einem größeren Publikum vorzuführen. Uns interessirt vor allen Dingen die Handels-Ausstellung, welche sich von der vorjährigen Hamburger in mancher Beziehung unterscheidet. Das Gebäude selbst ist in dem Stile jener norddeutschen Renaissance aufgeführt, welchen die reichen Hansa-Kaufherren seiner Zeit in den ausländischen Städten, wo sie Niederlassungen hatten, beliebten, gekrönt von allegorischen Figuren und dem bekannten Merkur Giovanni di Bologna's. Wenn sich also das Äußere in einer sehr würdevollen soliden Weise präsentirt, so verfehlt die innere, nach der malerischen Seite vorzügliche Anordnung und Reichhaltigkeit der Ausstellung weder den Eindruck auf den harmlosen Beschauer, noch läßt es Denjenigen, welcher sich über gewisse Fragen des bremischen Handels genauer orientiren will, im Stiche. Der Besucher betritt zuerst eine imposante Mittelhalle, in der ein mächtiger die Weltkugel tragender Atlas emporragt und hinter welcher sich die Tabakausstellung, welche bei unserm Besuche leider noch nicht geöffnet war, als ein Hauptfaktor des Bremer Handels anschließen soll. Es war dies um so bedauerlicher, als es wichtig ist, einmal ein klares Bild über den Umfang des Bremer Tabakhandels nach dem Zollanschlusse zu gewinnen und als es für unsere Tabaksproduktion in den Kolonien im Laufe der Zeit von Interesse werden könnte, über den jetzigen Tabakhandel aus der östlichen Hemisphäre etwas Genaueres zu erfahren. Vorläufig spielt, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, der Tabaksexport aus unsern Kolonien auf der Bremer Ausstellung eine recht bescheidene Rolle, da nur die Neu-Guinea-Kompagnie einige Proben ausgestellt hat, welche eine gute Qualität versprechen, wenn die Behandlung eine sachgemäßere geworden sein wird. In wenigen Wochen wird aber auch dieser Teil der Handels-Ausstellung eröffnet werden, dessen Besuch wir allen denen empfehlen, die sich erst noch davon überzeugen müssen, in welcher ungeheuren Weise die Produktion eines großartigen Importartikels aus den Kolonien zu dem gewaltigen Aufschwung von Industrie und Handel beigetragen hat. Der übrige Teil der Handels-Ausstellung ist durchaus vollendet.

Wenn wir von der Mittelhalle nach rechts gehen, so stoßen wir gleich nach einem Überblick über die Mittelmeerländer auf die Ausstellung des nordamerikanischen Petroleums, welche wie manche andere separaten Ausstellungen durch hübsch ausgeführte Wandgemälde einen erhöhten Reiz gewinnt. Die Zahlen des Imports von Petroleum mögen, um die Wichtigkeit dieses Einfuhrartikels zu kennzeichnen, für sich selbst sprechen: Im Jahre 1870 betrug die Einfuhr 424 593 Meterzentner, im Jahre 1889 1 769 704 Meterzentner im Werte von 20 Millionen Mark. Weiter an derselben Wand sind die Ausstellungen von Spanisch-Westindien und Mexiko, von denen die letztere durch einige allerliebste Genrebilder belebt ist, welche das mexikanische Leben der niederen Klassen in einer vortrefflichen Weise zum Ausdruck bringen. Es ist ein Vorzug dieser Ausstellung, daß die wichtigsten Beschäftigungen nicht nur der Eingebornen Mexikos, sondern auch Argentiniens und vor allem Indiens dadurch lebhaft zur Anschauung gebracht werden, daß die Aussteller Gruppenbilder von kleinen Figuren in ihren verschiedenen Thätigkeiten vorführen. So kann man z. B. an einem großen Modell die Bereitungsart des Indigo, wie sie in Indien üblich ist, genau verfolgen, die Arbeiter in ihrer verschiedenen Thätigkeit beobachten und auch in der Jutefabrikation den ganzen Prozeß bis in seine kleinsten Einzelheiten sich vergegenwärtigen lassen. Das schönste, was in dieser Beziehung geleistet worden, ist das von Hunderten von Figuren belebte Modell eines indischen Stadtviertels mit seinem wogenden Handels- und Menschenleben, welches in jedem Museum einen Anziehungspunkt erster Klasse bilden würde. Wenn wir nach dieser Abschweifung unsern Weg weiter verfolgen, so gelangen wir in die Ausstellung der Baumwolle, für welche bekanntlich Bremen der erste Markt des europäischen Festlandes geworden ist. Liverpool hat im Jahre 1889 2 780 000 Ballen, Bremen 720 812 Ballen eingeführt. Obwohl Liverpool infolge seiner besonders günstigen Bedingungen noch für längere Zeit der Hauptort für die Baumwolleinfuhr bleiben wird, so beweist doch die Zunahme des Bremischen Handels, welche sich von 157 689 Ballen im Jahre 1870 auf die vorhin erwähnte Höhe (im Werte von 130 Millionen Mark) erhob, in welchem Maße Bremen es verstanden hat, sich eine so bedeutende Stellung zu erobern. In einer ähnlichen Weise hat der Bremische Handel, welcher sich nur auf wenige Artikel beschränkt, den Import der Wolle, zu welcher wir jetzt auf unserm Rundgange gelangen, mehr und mehr an sich gezogen. Die Bremer Wollstatistik weist folgende Zahlen auf:

	Einfuhr. (Ballen.)	Ablieferung zum Verbrauch und Transit.	Verkauf in Bremen.
1870	24 519	15 539	3 488
1880	73 186	52 704	22 377
1890	152 803	117 405	43 683.

In geschmackvollen Aufbauten können wir die Wolle vom Vließ bis zum fertigen Gespinnst verfolgen und auch die drei Hauptbezugsländer für Wolle: La Plata-Staaten, Australien und Kapland uns durch drei Bilder vergegenwärtigen lassen. An den Ausstellungen von Britisch-Westindien, Kolumbien und Zentralamerika vorbeigehend, fesselt unsere Aufmerksamkeit Brasilien, welches durch eine kleine, aber gewählte Ausstellung vertreten ist, und die sehr reich besetzte Kollektion der La Plata-Staaten in gemeinschaftlicher Darstellung. Wir wollen uns mit Einzelheiten hier nicht länger aufhalten, da wir unsern Lesern später noch abgerundete Bilder dieser einzelnen Ausstellungen zu geben gedenken, sondern betreten den anderen Seitenflügel, welcher im großen und ganzen der morgenländischen Welt gewidmet ist. Da Bremen einen gewaltigen Handel nach Ostindien betreibt, so bildet diese Ausstellung das Vollständigste, was wir bis jetzt in dieser Beziehung gesehen haben. Die Sundainseln und Ostindien nehmen eine ganze Wand desselben Flügels ein, sie leiten über zu der deutschen Kolonialausstellung, welche der Hamburger in mancher Beziehung nachsteht. Daß Bremens Beziehungen zu unseren Kolonien noch heute recht geringfügig sind, ist bekannt, da mit Ausnahme des Togogebietes unseres Wissens keine einzige bedeutende Bremer Firma für die koloniale Entwickelung Afrikas in nennenswerter Weise sich interessirt hat. Die Neu-Guineakompanie hat eine große Anzahl ihrer Produkte, unter denen wir besonders die Hölzer, Tabake und Pflanzenfasern erwähnen möchten, ausgestellt, während Afrika leider nur sehr schwach vertreten ist. Und doch bietet gerade diese koloniale Ecke ein großes Interesse dar, da Dr. Finsch seine ausgezeichnete ethnologische Sammlung ausgestellt hat und die Gemälde der Herrn Hellgrewe und Hoffmann aus Berlin in einer charakteristischen Weise die landschaftlichen Szenerien in vorzüglicher Ausführung dargestellt haben. Wir übergehen die kostbare Ausstellung der Hawaiischen und Japanischen Regierungen, die orientalische Ausstellung, süß duftend von Rosenöl und anderen Droguen, um noch auf eine Eigenart des Bremer Handels hinzuweisen, die Einfuhr von Reis, infolge deren Bremen zum ersten Reismarkt der Welt emporgestiegen ist. Im Jahre 1889 betrug die Einfuhr von Reis 227 032 Tonnen, während Liverpool eine Einfuhr von 162 383 und Hamburg nur 76 446 Tonnen empfing. Das Quantum des zur Ausfuhr gelangenden, in Bremen geschälten und polirten Reises, stellte im Jahre 1889 einen Wert von 30 Millionen Mark dar. Davon ging ein Drittel in das deutsche Binnenland; der Rest verteilt sich auf die anderen außereuropäischen Länder, welche infolge ihrer schwachen industriellen Entwickelung mit den Reisschälmühlen Bremens bis jetzt noch nicht konkurriren können.

Eine solche Ausstellung wird jeden Besucher zu mancherlei Gedanken anregen, besonders denjenigen, welcher den Kolonialangelegenheiten die notwendige Aufmerksamkeit zuwendet. Heute noch spielen unsere Kolonien in dem großen Handelsbetriebe der Hansastädte eine bescheidene Rolle, aber wir wollen hoffen, daß auch bald die Zeit kommen wird, da unter den Haupteinfuhrartikeln unserer Hansastädte die deutschen Kolonialprodukte etwas mehr Bedeutung als heutzutage gewinnen werden. Der Weg, dieses Ziel zu erreichen, ist sehr schwierig und es läßt sich wohl begreifen, daß viele große Handelsherren lieber in den bekannten Geleisen fortfahren werden, als sich in neue unter Umständen kostspielige Unternehmungen einzulassen. Aber der Versuch dazu wird doch über kurz oder lang gemacht werden müssen, wenn die Schwierigkeiten der kolonialen Ausbeute in fremden Ländern gestiegen und die Bedingungen für den Import aus unseren Kolonien, was die Verbindung und die Zollverhältnisse anbetrifft, sich so geändert haben, daß der Unternehmungsgeist dabei eher seine Rechnung finden kann, als es noch heutzutage bisweilen möglich ist. *

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 20. Mai unter dem Vorsitz des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Hammacher eine Sitzung ab, in welcher mehrere die Hauptversammlung in Köln berührende Fragen besprochen wurden. Es lagen mehrere Anträge von Abteilungen vor, welche entweder erledigt oder der Geschäftsordnungskommission zur Vorberatung überwiesen wurden. Es gelangte ein Bericht des Regierungsbaumeisters K. Hoffmann dd. Sansibar 22. April 1890 zur Verlesung, aus welchem hervorgeht, daß Herr Hoffmann seinen Plan, in Hohenzollernhafen eine Niederlassung anzulegen, nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen vorläufig nicht ausführen, sondern demnächst nach hier zurückkehren wird. Durch ein Schreiben des Reichsmarineamtes wird der Ausschuß benachrichtigt, daß die Kosten für die in Ostafrika wie auf den Samoainseln für die Gefallenen der Marine zu errichtenden Denkmäler durch die Beiträge des Offizierkorps der Marine bereits gedeckt sind, so daß der von unserer Gesellschaft beziehungsweise der Abteilung Graudenz zur Verfügung gestellte Betrag von 500 Mark keine Verwendung mehr finden kann. Auf Vorschlag des Reichsmarineamtes und im Einverständnis mit der Abteilung Graudenz wird beschlossen, die fragliche Summe dem Fonds für die Hinterbliebenen der auf Samoa gefallenen Mannschaften zu überweisen. Die vorgelegten Satzungen der Abteilung Dirschau werden genehmigt. Der Ausschuß nimmt die Mitteilung von der Bildung einer Abteilung in Annaberg und Flensburg entgegen und votirt den Herren, welche sich um das Zustandekommen derselben verdient gemacht haben, seinen Dank. Der Vorstand der Abteilung Annaberg besteht aus den Herren: Fr. Weinmers, Vorsitzender, Hermann Adler, Schriftführer, H. Th. Richter, Schatzmeister.

— Abteilung Flensburg. Eine Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft ist hier in einer am 17. Mai im Kolosseum abgehaltenen Versammlung gegründet worden. Zum Vorsitzenden wurde Herr Schiffsreeder H. Schuldt, zum Schriftführer Herr Handelsschullehrer Dr. Engelcke, zum Schatzmeister Herr Buchhändler Oskar Hollesen gewählt. — Die Abteilung Flensburg zählt bereits jetzt etwa 30 Mitglieder. es steht aber zu erwarten, daß bei dem regen Interesse, welches in der Versammlung dem patriotischen Unternehmen gezollt wurde, die Mitgliederzahl in Kürze noch einen weiteren erheblichen Zuwachs erhält.

— Abteilung Gotha. Die Abteilung hielt am 25. Februar die satzungsgemäße Hauptversammlung unter Vorsitz des Herrn Professors Dr. Supan ab, welcher dieselbe mit einem Vortrag über den gegenwärtigen Stand unserer Schutzgebiete einleitete. Herr Gerichtsassessor Boettner erstattete den Jahresbericht und Herr Kommerzienrat Strupp den Kassenbericht. Dem mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Geschäftsbericht entnehmen wir, daß im Verlaufe des letzten Jahres 3 größere Vortragsabende stattgefunden haben und die Abteilung sich für die Ausbreitung des kolonialen Gedankens redlich bemühte.

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsch-Ostafrika.) Von Emin Pascha ist nichts Neueseingetroffen. — Dr. Peters soll, englischen unverbürgten Nachrichten zufolge, in Uganda dazu beigetragen haben, die Stellung Mwangas gegen Karema zu befestigen und wertvolle Zusicherungen erhalten haben. — Der Reichskommissar Major Wißmann hat sich Ende Mai mit Soliman ben Nasr, einem angesehenen Araber, welcher als Vertrauensmann des Sultans von Sansibar stets eine deutschfreundliche Stellung eingenommen hatte, und zuletzt Wali von Pangani war, nach Deutschland begeben. Mit der Stellvertretung des Reichskommissars während dessen mehrmonatlicher Abwesenheit ist der Chef in der Schutztruppe, Dr. Schmidt, betraut worden. — Die Chefs Premierleutnant Freiherr v. Gravenreuth und v. Eberstein sind auf Urlaub hier eingetroffen. — Die Anwesenheit des Reichskommissars hierselbst dürfte für den weiteren Fortgang der Entwicklung unserer Afrikapolitik insofern von Bedeutung werden, als auf Grund des von demselben zu erstattenden eingehenden Berichtes über die derzeitige Sachlage die Fassung der Entschließungen erfolgen wird, welche die geeignete Sicherstellung und zweckdienliche Verwertung der mit so manchen Opfern erkauften kolonialpolitischen Errungenschaften zu gewährleisten berufen sein werden. — Die evangelische Mission hat für das Krankenhaus in Sansibar, welchem der Kaiser 20 000 M. geschenkt hat, als Pfarrer den Pastor Worms vom Bruderhaus Nazareth bei Bielefeld gewonnen. — Der Häuptling Mandara von Moschi, bei welchem jüngst Otto Ehlers (welcher jetzt nach Indien gereist ist, um später Neu-Guinea zu besuchen), die Ceremonie der Flaggenhissung bei Überreichung der Geschenke Sr. Majestät des Kaisers vornahm, scheint daraus einen erneuten Anlaß genommen zu haben, das Land der umliegenden Häuptlinge zu verwüsten, um sich zum Alleinherrscher des Dschaggalandes zu machen. Einige Staaten am Kilimandscharo traten freiwillig unter Mandaras Oberhoheit, und ihre Häuptlinge hißten die deutsche Flagge. Der Häuptling Mareale von Marungu, welcher durch die Reisen Dr. Meyers bekannter geworden ist, ist ebenfalls von Mandara vertrieben und sein Land total verwüstet worden. — Von Herrn Ehlers liegt ein längeres Schreiben an Professor Schweinfurth vor, in welchem von besonderem Interesse die Stelle sein dürfte, in welcher er eingesteht, daß er sich im Jahre 1888 bei seiner bekannten Kilima-Ndscharo-Besteigung insofern geirrt habe, als er damals annahm, die zweithöchste Spitze des Berges erreicht zu haben, während er jetzt festgestellt habe, daß noch eine höhere Spitze besteht, welche sich damals seinen Blicken entzogen habe. — Gleichzeitig mit der Eröffnung der neuen ostafrikanischen Dampferlinie wird auch diejenige des deutschen Postamts in Sansibar erfolgen. Ferner ist die Errichtung einer deutschen Telegraphenlinie beabsichtigt, welche die einzelnen Küstenplätze untereinander und mit Sansibar verbinden soll. — Das von der „Leipzig" bei Bagamoyo eroberte 7,5 cm Geschütz ist der Direktion des Bildungswesens der Marine zur Einverleibung in die Trophäen-Sammlung überwiesen. Das andere eroberte 4,7 cm Geschütz behält der Reichskommissar, in dessen Besitz es durch Kauf von der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft übergegangen ist. — Wie man der „Times" aus Sansibar meldet, wird Stokes Saadani mit einer großen Karawane verlassen und mit Bischof Tucker nach dem Nyanza-See gehen.

— (Kamerun). Die auf Regierungsland in Viktoria ansässigen Bakwiri-Leute haben für Benutzung der Grundstücke am Schlusse jedes Jahres eine Abgabe von 2 Mark zu entrichten. — Der Botaniker Preuß ist am 12. April in Kamerun eingetroffen und wird die Leitung der Barombi-Station übernehmen. — Ueber die beiden deutschen Schulen im Kamerungebiet sind recht günstige von dem Kolonialblatte veröffentlichte Berichte der Lehrer Christaller und Flad eingelaufen. — Bei Viktoria wird lebhaft an Wegebauten und anderen Verkehrsverbesserungen gearbeitet.

— (Südwestafrika). Neuesten Nachrichten zufolge hat Leutnant v. François mit 40 Mann seiner Truppe das von ihm befestigte Tjaobis (etwa 30 km vor Otjimbingue) verlassen und sich am 6. Mai zunächst nach Otjimbingue, dem eigentlichen Sitze des Reichs-Kommissars, begeben. Es hat daselbst ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Leutnant v. François und den maßgebenden Hereros stattgefunden. Von da ist er nach dem nordöstlich gelegenen Okahandya gezogen, um dem dort wohnenden Maharero einen Besuch

zu machen und ihm die verstärkte Schutztruppe vorzuführen. Von da wollte er südwärts nach Rehoboth zu den Bastards gehen. In Tsaobis ist eine Besatzung von 10 Mann zurückgeblieben.

— (Der Jahresbericht des Vereins für evangelische Mission in Kamerun) für 1890, welcher soeben erschienen ist, mahnt alle Freunde der Kamerunmission aufs neue eindringlich zur thatkräftigen Unterstützung der Bestrebungen der Basler Missionare, und erinnert die Kolonialfreunde daran, daß sie eine Ehrenschuld an die Basler Missionare abzutragen haben, welche in bereitwilligster Weise eintraten, als die englischen Missionare nach der Erwerbung Kameruns durch Deutschland die dortige Arbeit aufzugeben geneigt waren. Es hatte sich dann der in Stuttgart domizilirte Verein gebildet um die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel in ihrem Missionswerk in Kamerun zu unterstützen, sie ist im vorigen Jahre im stande gewesen, 10 976,31 Mark an die Basler abzuliefern, eine im Verhältnisse zu der ca. 72 000 Mark betragenden Gesamtausgabe recht bescheidene Beisteuer. Diese Summe ist von dem Verein fast ausschließlich in Württemberg aufgebracht worden, aber ein Werk wie die deutsche Kamerunmission, das lediglich infolge der Entwickelung der deutschen Kolonialverhältnisse übernommen worden ist, verdient aus ganz Deutschland eine volle, freudige Unterstützung, namentlich aus unseren Seestädten, wo die unmittelbarsten Beziehungen nach dorthin stattfinden. Die Berichte der Missionare aus Kamerun lauten erfreulich und hoffnungsvoll, besonders gut scheint sich die Mission in Mangamba im Abolande (siehe Karte in Nr. 10 der „Deutschen Kolonialzeitung") zu entwickeln. Mangamba selbst ist eine Stadt von ungefähr 10 000 Einwohnern, welche eine vom Dualla dialektisch etwas verschiedene Sprache reden. Die auf der Karte verzeichnete Liste von Außenstationen zeigt, wie energisch die Basler die Missionirung betreiben. Wir möchten deshalb auch besonders an unsere Abteilungen die Bitte richten, diesem Verein ihre thatkräftige Unterstützung angedeihen zu lassen und sind gern bereit, die Übersendung von Statuten und Jahresberichten zu vermitteln. Die Mitgliedschaft des Vereins wird schon durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 2 Mark gewonnen. Beiträge und Beitrittserklärungen nimmt entgegen der Schatzmeister des Vereins Herr Finanzrat a. D. Klaiber in Stuttgart, Olgastraße 69 C, und folgende Mitglieder des Ausschusses: Landgerichtsrat Nestle, Vorstand; Stadtpfarrer Kolb, Schriftführer; Kaufmann F. Chevalier; Eduard Elben; Missionsprediger Fritz; Gemeinderat G. Gundert; Professor Dr. Huber; Bergrat Dr. Klüpfel; Missionar Mann; Oberkonsistorialrat Römer; Kaufmann Nath. Rominger; Kaufmann J. G. Vöhringer; Direktor P. Zilling, sämtlich in Stuttgart.

— (Togogebiet.) Der Kaiserliche Kommissar a. D. von Puttkamer hat am 1. April eine Verordnung, betreffend das Verbot der Ausfuhr von Kriegsmaterial aus dem Togogebiet nach Dahomey während der Dauer der Blokade erlassen. — Die Versuchsplantage bei Sebbe hat das günstige Ergebnis gehabt, daß die Firma J. K. Vietor beabsichtigt, ein größeres Unternehmen zum Zwecke des Tabakbaues in Togo zu stande zu bringen. Die Baumwolle hat sich gut entwickelt; mit Kakao werden nächstens Versuche gemacht werden.

— (Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.) Das Kolonialblatt veröffentlicht eine Verfügung behufs Übertragung konsularischer Befugnisse auf den Kommissar für das Schutzgebiet, ferner eine Verfügung, betreffend Änderung der Amtsbefugnisse der Kolonialvorsteher. — Aus den Nachrichten der Neu-Guinea-Kompanie ging hervor, daß Kolonial-Gesellschaften in Bildung begriffen seien, welche Pflanzungen im Neu-Guinea-Schutzgebiet anlegen wollen. Im Zusammenhange damit verlautet jetzt aus Hamburg, daß sich dort eine „Kaiser Wilhelmsland-Plantagen-Gesellschaft" mit einem Kapital von 900 000 Mark gebildet hat, welche in unserem Südsee-Schutzgebiete Kaffee und Kakao in großem Maßstabe bauen will.

— (Sir Percy Anderson) ist nach Berlin zurückgekehrt und die Unterhandlungen über die Abgrenzung der Interessensphäre werden wieder aufgenommen werden. Die englischen Kolonialchauvinisten wüten darüber, daß das englische „Wegerecht" (!) von Süden nach Norden nicht anerkannt wird und die Vertreter der Regierung sich auf einen vernünftigen Standpunkt stellen. So sagte Unterstaatssekretär Fergusson am 26. d. M. folgendermaßen: „Obwohl die Engländer Afrika zuerst der Zivilisation erschlossen hätten, müsse England sich doch mit einem Teile von Afrika begnügen. Wenn England der ganzen Welt Vorschriften machen wolle, so müßte es eine viel größere Armee und Flotte haben; die Regierung müsse Unternehmungen der Engländer zwar volle Ermutigung gewähren, sie dürfe dabei indeß ungeheure Verantwortlichkeiten nicht übernehmen." Wir hoffen, daß die deutsche Regierung dem Bramarbasiren der englischen Chauvinisten kühl gegenüber bleiben wird. Wie der Korrespondent des Standard, welcher angeblich aus unterrichteten Kreisen schöpft, zu der Annahme kommt, Deutschland werde schließlich doch gewisse Zugeständnisse machen, ist nicht recht ersichtlich. Der Wunsch ist hier wohl der Vater des Gedankens gewesen.

— (Über den Bau von Ostafrika) hat Prof. Sueß am 24. April in der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Vortrag gehalten, der an die Aufnahmen des Grafen Teleki und von Höhnels sich anschließt. Sueß spricht sich dahin aus, „daß nach den übereinstimmenden Angaben der Reisenden das östliche Afrika von zahlreichen grabenförmigen Einsenkungen durchzogen ist und daß durch Höhnels Darstellung der Gegend um den Rudolfsee und Stefaniesee in eigenthümlicher und unerwarteter Weise eine Verbindung mit dem erythräischen Graben und dem Graben des Todten Meeres sich herstellt. „Der Nyassa liegt in einem meridionalen Graben, welcher knapp nördlich vom See gegen NW. abgelenkt ist und vielleicht den Leopoldsee in sich faßt. In einer selbständigen Grabensenkung liegt der Tanganyika, welcher wie seine abweichende Fauna zeigt, wahrscheinlich von höherm Alter ist. Entfernter davon, aber, wie aus Stanleys Darstellung hervorgeht, auch in einem Graben liegen der Albertsee und Albert Edwardsee. Während der meridionale Graben des Nyassa im Norden abgelenkt ist, tritt weiter gegen Nord ein neuer meridionaler Graben auf, dessen südliches Ende unbekannt ist, welcher aber vom Manjarasee bis zum Rudolf- und zum Stefaniesee eine Anzahl abflußloser Seen umfaßt, darunter Naiwascha und Baringo, und welcher seiner ganzen Länge nach zwischen dem Flußgebiete des Nil und der Abdachung zum Indischen Ozean liegt. Die Reise Telekis und Höhnels hat uns den Verlauf desselben bis in die Nähe des abessinischen Hochlandes erschlossen. In der Gegend des Sees Abala bleibt eine Lücke, und es ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob von diesem See ein Abfluß gegen Osten stattfindet oder nicht. Deutlich aber ist einerseits aus Höhnels, anderer seits aus den Darstellungen von Borelli, Ragazzi und Traversi zu entnehmen, daß das Phänomen des Einbruches nicht am Stefaniesee endet. Der östliche Abbruch des abessinischen Hochlandes ist als die wahre westliche Begrenzung des erythräischen Grabens anzusehen. Die Südküste des Golfes von Aden, welche der Nordküste parallel ist, setzt sich als Absturz über das Gebiet von Harar landeinwärts fort und das ganze abflußlose Gebiet des Hawasch, sowie ganz Afar bis über Massauah ist als gesenktes Land anzusehen, ein Theil des erythräischen Grabens. Eine weitere meridionale Grabsenkung umfaßt den Golf von Akaba, das Todte Meer und den Lauf des Jordan; erst in der Nähe des Außenrandes der gefalteten eurasiatischen Bogenzüge zersplittert sich der Bruch in die von Diener beschriebene Virgation von Palmyra" („Petermanns Mitteilungen").

— (Zur Behandlung der Ruhr, Dysenterie.) Zuätzlich zu der Mitteilung in der vorigen Nummer der Kolonialzeitung wird uns noch bemerkt, daß an Stelle der Darmausspülung mit Salicyl-Borax-Lösung auch eine solche mit 2—5 % Gerbsäure-Lösung gemacht werden kann, wie sie neuerdings für die Cholerabehandlung von Cantani angegeben worden ist. Auch die Gerbsäure läßt sich als ein Pulver in genügender Qualität in einem Glase mitführen.

Litteratur.

Vico Mantegazza. Da Massaua a Saati. Narrazione della spedizione Italiana del 1888 in Abissinia. Con un'appendice contenente il testo completo del Libro Verde presentato al Parlamento, la relazione ufficiale sul combattimento di Saganeiti et tutte le note Crispi e Goblet sull' incidente di Massaua. Con 74 incisioni. Milano. Fratelli Treves, editori. Decembre 1888.

Am 26. Januar 1887 war bekanntlich die etwa 500 Mann starke italienische Kolonne, welche unter dem Oberstleutnant Cristoforis von Monkullo aus zum Entsatz des von Ras Alula hart bedrängten Saati entsandt war, von eben diesem General bei Dogali umzingelt und vernichtet worden. Um diese Niederlage zu rächen, wurden im Laufe des Jahres 1887 größere italienische Streitkräfte nach Massaua geschickt. Einer dieser Expeditionen, welche sich im November in Neapel einschiffte, schloß sich der Zeitungsberichterstatter Mantegazza an; die Schilderung seiner Erlebnisse und Eindrücke erschien zuerst in chronologisch geordneten Briefen im „Corriere della Sera" und in der „Illustrazione Italiana". Mantegazza hat nun diese Briefe überarbeitet, erweitert und verbessert in Buchform herausgegeben. Wenngleich der Aufenthalt Mantegazzas in Abyssinien mit der Rückkehr des Oberkommandirenden Generalleutnants San Marzano und eines Teiles des Expeditionskorps nach Italien ein Ende nahm, so ist es doch dem Verfasser gelungen, uns ein überaus anschauliches Bild der Expedition von der Einschiffung in Neapel an bis zur Ankunft in Massaua und der Widerbesetzung Saatis, des ganzen militärischen Thuns und Treibens, der Eigentümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung, des Einflusses der Fremden, Italiener, Engländer und Franzosen, des Verhältnisses der Italiener zum Negus, der politischen und administrativen Einrichtungen in Massaua, durch Textillustrationen unterstützt, zu liefern. Be

Reisebilder aus Liberia, Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879 bis 1882 und 1886 bis 1887 von J. Büttikofer, Konservator am zoologischen Reichsmuseum in Leiden. Mit Karten, Lichtdruck und chromolithographischen Tafeln nebst zahlreichen Textillustrationen. 1 Band. Reise- und Charakterbilder. Leiden, E. J. Brill 1890.

Die von dem Verfasser unternommenen Reisen verfolgten einen wissenschaftlichen Zweck, nämlich die Erforschung der bis dahin ziemlich wenig bekannten Fauna Liberias und als Resultat derselben die Bereicherung des Reichsmuseums zu Leiden. Beides ist ihm trefflich gelungen. Daß ein so scharfer Beobachter, wie Herr Büttikofer, für welchen auch das geringste in einem fremden Lande beachtens- und aufzeichnenswert erscheint, seine Beobachtungen nicht allein auf die Fauna beschränkt, sondern auch auf Mineralogie, Flora und Geographie ausdehnt, ist natürlich. Das Werk ist äußerst anregend geschrieben und man weiß nicht, was man mehr bewundern muß, die scharfe Beobachtungsgabe anscheinend geringfügiger Dinge oder die seltene Ausdauer, mit welcher der Verfasser, eigentlich fortwährend am Fieber oder an Kolik und bösartigen Geschwüren an den Beinen leidend und oft hungernd, dem Klima, der Ungunst der Witterung, den Gefahren und Hindernissen des Urwaldes und vor allen Dingen der List, Verschlagenheit, Böswilligkeit, Faulheit und Indolenz der diebischen und verräterischen Schwarzen Trotz geboten hat. Von Kultur ist in Liberia, außer in Monrovia und Robertsport, den einzelnen Faktoreien und Missionen (amerikanischen) und deren Umgebung nichts zu spüren, ja die Sklaverei ist zum Teil noch in voller Blüte, wenngleich keine Sklaven mehr ausgeführt werden dürfen; gegen benachbarte, in das liberianische Gebiet einfallende Negerkönige hat sich die Republik mehrmals (einmal während Büttikofers Anwesenheit) vollständig machtlos erwiesen. Die Nation, wenn man von einer solchen sprechen kann, macht einen verkommenen Eindruck. Be

Leitfaden zur Erlernung der malayischen Umgangssprache (Küstenmalayisch) von Dr. Richard Hindorf. 2 Mk. Berlin 1890. Carl Heymanns Verlag.

Die Hoffnung vieler Kolonialfreunde, daß der Einrichtung des orientalischen Seminars das Erscheinen von Lehrbüchern der wichtigeren Kolonial-

sprachen auf dem Fuße folgen würde, hat sich bis jetzt leider nicht erfüllt. Noch heute bedienen wir uns englischer Lehrbücher und Vokabularien Umsomehr muß man sich freuen, wenn uns Dank der Initiative eines Privatmannes ein praktisches, durchaus zweckentsprechendes Handbuch wie der Hindorfsche Leitfaden des Malayischen geboten wird. Die bisher erschienenen Lehr- und Wörterbücher des Malayischen von Favre, Swettenham, Dennys und Rijnenberg hatten, ganz abgesehen davon, daß sie in holländischer, englischer oder französischer Sprache erschienen, für denjenigen, dem es lediglich darum zu thun ist, bald malayisch sprechen zu lernen, den Nachteil, daß sie mehr den wissenschaftlichen als den praktischen Anforderungen entsprechen. Bei einigen dieser Werke wirkte schon allein der Umstand, daß die malayischen Wörter auch arabisch gedruckt sind, abschreckend auf den Anfänger.

Nur Hüttenbachs kleine Anleitung (Worms, Stern 1888. 2 Mk.) nahm einigermaßen Rücksicht auf die Bedürfnisse des in den fernen Osten ziehenden Deutschen; doch war das Heftchen, welches sich begnügte, ohne alphabetische oder andere Ordnung einige Vokabeln ohne jede Regel oder Erklärung zu bringen, recht unvollkommen. Dagegen bringt Hindorfs Leitfaden alles, was zum Sprechen der im Indischen Archipel gebräuchlichen Lingua franca nötig ist, die wichtigeren grammatischen Regeln, höchst zweckmäßig geordnete und eingeteilte Vokabulare und am Schluß die gebräuchlichsten Redensarten und Unterhaltungen. Das Format des Buches ist bequem und die Ausstattung gut. Wünschen wir dem Leitfaden die weiteste Verbreitung und dem Verfasser viele Nachahmer, welche die Sprachen unsrer Kolonien uns näher bringen und ihr Studium uns erleichtern. Sch.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im April.

Anbigny d'. Recneil de Jnrisprudence Coloniale. 3 vols. gr. 4° Imp. Imp Paris 1861, 64, 67.

Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Jahrgang 1860—62, 1864—81, Missionshaus in Barmen (Geschenk der Rheinischen Mission).

Blnebook, 4858 Africa 4 (1886) Arrangement betw. Engl. a. Germ. rel. the Gulf of Guinea. London 1886.

—, 5373 Africa 3 (1888) Convention betw. Her Maj. and the presid. of the repnb. Liberia Freetown 11. November 1885 London 1888.

—, 5905 Africa 3 (1890) Corresp. resp. West-Africa. Agreement betw. Great Brit. and France of 10. Augnst 1889. London 1890.

—, 5363 Further Corresp resp the Affairs of Bechuanaland and adj. territories. London 1888.

—, 4643, 4839 Further Corresp. resp. the Affairs of the Transvaal and adj. territories. London 1886.

—, 5410 Further Corresp. resp. the Affairs of Pondoland. London 1888.

—, 5482 Correspondence rel. to a petition from the church council of the church of England in Natal. London 1888.

—, 5603 Africa 10 (1888) Further Corresp. resp. Germany and Zanzibar. London 1888.

—, 5609 Africa 4 (1890) Corresp. resp. Mr. Stanley's Expedition for the relief of Emin Pascha. London 1890.

—, 4739 Africa 3 (1886) General Act of the Conference of Berlin 25. 2. 1885. London 1886.

—, 5883 Further Corresp. resp. New Guinea. London 1890.

—, 5629 Samoa 1 (1889) Corresp. resp. the Affairs of Samoa. 1885—89. London 1889.

—, 5907 Samoa 1 (1890) Further Corresp resp. the Affairs of Samoa London 1890.

—, 5725 Report on the Emigrants information office. For the year endg. 31. March 1889. London 1889.

Boletin del Institato Geografico Argentino. tom V—X 1884—1889. Buenos Aires. (Von dem betr. Institut im Tausch mit der Deutsch. Kol.-Ztg.)

Colonies Frauçaises, les vols II, Col. d'Amerique, III Col. et Protect. de Indo Chine, IV. Col. et Protect de l'Océan Pacifiqne. pt. 8° 424, 424, 407. Maison Quantin, Paris 1889. (Vom Verleger.)

Cortez, Fernando, Don. Drei Berichte des Gen. Kapitains von Neu-Spanien an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersetzt und mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Karl Wilhelm Koppe, Kgl. Pr. Reg. Rath. 8°. XXXI. 512. 1 Tafel 1 Karte. Christian Fr. Enslin, Berlin 1834. (Geschenk der Herrn E. und G. Brose.)

Estadistica del Commercio y de la Navegacion de la Repu . Argentina corresp. al ano 1888. Pnbl. Ofic. XXXVI 434. Gr. 8°. Buenos Aires 1889. (Vom Statist. Amt in Argentinien.)

Her Maj. Col. Poss. 68 Lagos, 69 Trinidad. 70 Basutoland, 71 Brt. Honduras, 72 Brt. Guiana, 73 West. Australia, 74 Gold Coast, 75 Sierra Leone, 76 Gold Coast (Sanitary Reports), 77 Hong Kong, 78 Ceylon. 79 Fiji, 80 Lagos, 81 Victoria, 82 Leewards Islands, 83 Natal, 84 Hong Kong, 85 Bahamas (Fibre Indnstry), 86 Heligoland, 87 Newfonndland. London 1849.

Hespers, Karl. Mit Stanley und Emin Pascha durch Ost-Afrika. Reisetagebuch von Aug. Schynse. 8°. XXVIII. 88. J. P. Bachem, Köln 1890. (Vom Verleger.)

Heuglin, Th. v. Expedition nach Inner-Afrika zur Aufhellung der Schicksale Dr. Fr. Vogels und zur Vollendung seines Forschungswerkes. gr. 8°. 9. 1 Karte. Gotha, August 1860. (Von der Moser'schen Buchhdl. F. Pietzker, Tübingen.)

Holmes William. H. Textile Fabrics of Ancient Peru. 8°. 17. Bureau of Ethnology, Washington 1889 (Von dem betr Bureau.)

Humboldt, A. v. Gesammelte Werke. Lfg. 30 (Schluß). J. G. Lottasche Buchhandlung, Gotha 1890 (Vom Verleger.)

Maier, Rothschild, Handbuch der gesammten Handelswissenschaften für ältere und jüngere Kaufleute. 4. neubearb. Aufl. 2 Bände gr. 8° Lfg. 16—21. Julius Maier, Stuttgart 1889. (Zur Vervollständigung, vom Verleger)

Martitz, F. v., Das internationale System zur Unterdrückung des Afrikanischen Sklavenhandels in seinem heutigen Bestande. Veröffentl. von Dr. P. Laband im Archiv für öffentliches Recht 1. Bd. Heft 1. gr. 8°. VIII. 244. Akad. Verlagsbuchhandlung. Von J. C. B Mohr (Paul Siebeck), Freiburg i. B. 1885.

Mitteilungen des K. K. Militär-Geographischen Instituts. Herausgegeben vom K. K. Reichs-Kriegsministerium. IX. Bd. 1889. Wien 1889. (Von dem betr. Ministerium.)

Pilling, J. C., Bibliography of the Muskhogean Languages. gr. 8°. V. 114.

—, Bibliography of the Iroquoian Languages. gr. 8°. VI. 208. Bureau of Ethnology, Washington 1889. (Von dem betr. Bureau.)

Powell, J. W., Fifth and Sixth Annual Report of the Bureau of Ethnology 1883—84 and 1884—85. gr. Fol. 2 vols. LIII. 564. LVII. 675. Washington 1887 and 88. (Von dem betr. Bureau.)

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. Enthaltend das Ganze der Handelswissenschaft in übersichtlicher gedrängter Darstellung. 32ste sogl. bearb. Auflage. gr. 8°. IV. 446. Gloeckner, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Schellong, O., Die Malariakrankheiten unter spezieller Berücksichtigung tropenklimatischer Gesichtspunkte. Auf Grund von in Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea) gemachten Beobachtungen bearbeitet. 8°. X. 166. Mit Textbeilagen und 9 Tafeln. J. Springers Verlagsbuchhandlung, Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Schröder-Poggelow, Unsere Afrikapolitik in den letzten zwei Jahren. 8°. 130. Walther und Apolant, Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Scott, P. C., Stanley und Emin Pascha. Die Geschichte der Befreiung Emin Paschas. Mit Originalbriefen Stanleys, Emin Paschas, Jephsons, Selim Beys, P. Schynses u. s. w. 8°. Lfg. 1. 48. Mit Illustr. und 1 Karte. Felix Krais, Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Seehäfen des Weltverkehrs, Die, Lfg. 12—14. Volkswirtschaftlicher Verlag. A. Dorn, Wien. (Vom Verleger).

Société de Géographie. Bulletins et Comptes-Rendus de 1885—89. 10 vols. Paris 1885—89. (Als Tauschexemplar von der betr. Gesellschaft.)

Tageblatt der 61sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Köln vom 18.—23. September 1888. gr. 4°. VIII. 342. 104. Alb. Ahn, Köln 1889. (Vom Verleger.)

—, der 62sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg vom 18.—23. September 1889. gr. 4°. 750. Universitäts-Buchdruckerei Heidelberg 1890.

Thomas, Cyrus, The Circular, Sqnare and Octagonal Earthworks of Ohio. 8°. 33.

—, The Problem of the Ohio Mounds. 8°. 54. Bureau of Ethnology. Washington 1889. (Von dem betr. Bureau.)

Toball, Heinrich, Angra Pequena. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. 8°. 23. Rud. Lion, Hof 1890. (Vom Verleger.)

Weißbuch Tl. 1—7. In zwei Exemplaren. C. Heymanns Verlag, Berlin. (Vom Verleger).

Weißenborn, Dr. W., Sechs Jahre deutscher Kolonialpolitik. Eine Ergänzung zu Dr. Fabri's Buch: Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. 8°. 64. A. Deubner, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Atlas de la Repnblica Argentina. Lamina III. Ciudad de Bnenos-Aires. IX. Prov. de Corrientes. XV. Prov. de Mendoza. XVII. Prov. de Bioja. XXIII. Gobernacion del Neuquen. Texto 1—XXVIII. Pnb. por el Institnto Geografico Argentino, Bnenos Aires. (Von dem betr. Inst.)

Kettler, Spez.-Karte von Deutsch-Ostafrika. 1 : 3 000 000 in 6 Lfg. zu 2 Bl. Neue Auflage. Lfg. 1. Geogr. Inst. Weimar. (Von dem betr. Inst.)

Eingänge im Mai.

As Colonias Portuguezas. Revista Illustrada. N. 1—4. Snpplem. 1—7 gr. fol Lisboa 1890. Tauschexemplar.

Büttner, Dr. R. Neue Arten von Guinea, dem Kongo nnd dem Quango II. Sep. Abdr. aus den Abhandlungen des bot. Vereins der Prov. Bdbg. XXXII. 8°. S. 35—54. Berlin. (Vom Verfasser.)

Congrès Colonial International de Paris 1889. gr. 8°. 382. Chalamel, Paris 1890.

Export-Hand-Adresshnch von Deutschland 1890. Herausgegeb. von W. J. Schmidt. Begründer der Exportzeitschrift „Union" nnd des „Deutschen Export-Vereins". 1. Jahrgang. gr. 8°. 56. XXXII. 254. 329. 64. Selbst-Verlag W. J. Schmidt & Gelbrecht, Berlin. (Vom Verleger.)

Her Maj. Col. Poss. N. 88 Mauritius, Seychellen and Rodrigues. 89 Zululand, 90 Gibraltar, 91 Grenada.

Hesse-Wartegg E. v. Mexico, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. gr. 8°. VIII. 463. Mit zahlr. Abbildg., einer Generalkarte von Mexico. Ed. Hölzel, Wien 1890. (Vom Verleger.)

Hirsch, Dr. H. Uebersichten der Staatswirtschaften, des Welthandels und des Weltverkehrs 1890, 2. Jahrgang. 8°. 66. Ed. Hölzel, Wien und Olmütz 1890. (Vom Verleger)

Junkers Dr. W. Reisen in Ostafrika. Lfg. 24—28. Ed. Hölzel, Wien und Olmütz. (Vom Verleger.)

Nineteenth Century. A. mounthley review. N. 159. May 1890. gr. 8. Trübner & Co London.

Ring, Vict., Amtsrichter. Asiatische Handelskompanien Friedrichs des Grossen. Ein Beitrag zur Geschichte des preussischen Seehandels und Aktienwesens 8° VIII. 336. C. Heymanns Verlag, Berlin 1890 (Vom Verleger.)

Robert, Fritz. Studie über den Triester Handel sammt Platz-Usanzen. gr. 8°. 159. Volkswirtschftl. Verlag. A. Dorn, Wien 1890 (Vom Verleger.)

Roeder, Dr. W. Die Brieftaube und die Art ihrer Verwendung zum Nachrichtendienst. Zusammengestellt für die Wißmannsche Expedition nach Deutsch-Ostafrika. kl. 8°. 50. Mit 11 Abbildgn. Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg 1890. (Vom Verfasser.)

Scott, P. J. Stanley und Emin Pascha. Die Geschichte der Befreiung Emin Paschas. Lfg. 2 und 3. F. Krais, Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Spitzly, Dr. J. Beschreibung einer kurzen Reise nach dem Marowyne oder Maroniflusse — dem Grenzflusse von Surinam und Cayenne — den Wasserfällen von Armina nnd dem Meriancreek. Unternommen im Sept. nnd Oktob. 1888. 8° 35. Mit 1 Karten skizze. Sep. Abdr. aus dem Jahresbericht der St Gallischen Natnrwissenschaftlichen Gesellschaft 1888/89. (Vom Verfasser)

Volz, Dr. B. Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Welttheil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet. 5. Auflage. gr. 8° XVI 369. Mit 54 Abbildg. und 1 Karte. F. A Brockhaus Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Colton. Nuevo Mapa de Mexico. 1:3 800 000. G. W. & C. B. Colton & Cop. New York 1889. (Vom Verleger.)

Esboço do curso do Zambeze. Escala 1:200 000. Ministerio da Marinha e Ultramar Comniss. de Cartogo. Lisboa 1889. (Von dem betr. Ministeriums.)

Hachette, Atlas de Géographie Moderne. Livr. 12: La France en 4 fls. 13: Algérie et Tnnisie, Les Alpes, Asie Physique. Hachette & Cie. Paris 1890. (Vom Verleger.)

E. V. Wenden Sie sich persönlich an den Generalsekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Für ein neues deutsches Krankenhaus in Sansibar

sind **bei der Abteilung Karlsruhe der Deutschen Kolonialgesellschaft** an Beiträgen eingegangen: Ergebnis der Sammlnng am Abend des Wangemann'schen Vortrages, den 13. Februar l. J. 611 M, davon 200 M. von Hrn. Fabrikant Wilh. Lorenz; seither weiter: aus der Kasse der Abteilung Karlsruhe 50 M.; durch den Vorsitzenden, Hrn. Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm: von Hrn. O. Oertel 10 M., von Hrn. H. Vierordt 4 M., von Hrn. Casimir Katz (Gernsbach) 10 M., von F. D. 5 M., von Hrn Geh. Hofrat Dr. Schenck 10 M.; durch den Schatzmeister Hrn. Major a. D. K. Hoffmann: von der Badischen Geographischen Gesellschaft (Karlsruhe) 30 M., von C. L. 3 M., von Hrn. Professor W. Valentiner 5 M., von Hrn. Carl von Chrismar 20 M., vom Naturwissenschaftlichen Verein in Karlsruhe 50 M.; durch das Vorstandsmitglied Hrn. Staatsanwalt Nibel: von Hrn. Weinhändler und Abgeordneter Hermann Blankenhorn (Müllheim in Baden) 20 M., von Fräulein A. Blankenhorn 20 M., von Hrn. Stadtverordneter Ludwig 10 M., von Hrn. Rechtsanwalt Dr. Binz 10 M.; durch das Vorstandsmitglied Hrn. Hofuhrmacher Pecher: von E. D. 5 M.; durch die Buchhandlung von Müller & Gräff: von G. D. 1 M., von Frau L. B. 9 M., von Frau H. Lang 20 M., von Frau L. Gräff 5 M.; durch die Expedition der Karlsruher Nachrichten: von Dr. H. E. 10 M., von der Firma Friedrich Gutsch 10 M. — Im Ganzen 928 Mark. Davon ab die Unkosten in Höhe von 40 M., verbleiben 888 Mark. Hiervon wurden am 13. Februar l. J. dem Herrn Marinepfarrer Wangemann ausgehändigt 600 M. und am 16. Mai l. J. durch die Post der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Berlin übersandt 288 M., ergiebt zusammen obige 888 Mark.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 13. Berlin, 21. Juni 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die deutsch-englischen Verhandlungen. — Die Kolonialpolitik im Reichstag. — Groß-Namaland. — Schilderungen aus Kamerun. Von Georg Valdau. II. (Fortsetzung.) — Korrespondenz. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Bekanntmachung.

Montag, den 30. Juni und Dienstag den 1. Juli

wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in **Köln a. Rh.** stattfinden.

Berlin, den 18. Juni 1890.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft
Fürst zu **Hohenlohe-Langenburg.**

Tagesordnung:

Am 30. Juni, Nachmittags 5 Uhr,

im großen Saale des Civilkasinos (nur für Mitglieder zugänglich).

1. Jahresbericht.
2. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten (Abschnitt VI, Ziffer 5 der Satzungen).
3. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr (Abschnitt VI, Ziffer 5).
4. Etwaige Anträge.

a) ein Antrag der Abteilung Eberswalde, an Stelle des Abschnitt IV, Ziffer 3 der Satzungen zu setzen:

„Die Abteilungen sind verpflichtet, bis spätestens zum 1. Juli jeden Jahres für jedes von ihnen gemeldete Mitglied 6 Mark kostenfrei an die Hauptkasse abzuführen. Insoweit diese Beiträge bis dahin noch nicht haben eingezogen werden können, sind die betreffenden Abteilungen gehalten, dem Büreau bis zum 1. Juli diejenigen Abteilungsmitglieder namhaft zu machen, welche trotz Aufforderung ihren Beitrag nicht gezahlt haben. Der Ausschuß ist berechtigt, die Lieferung der „Kolonial-Zeitung" für diese säumigen Mitglieder bis Zahlung des Beitrags einzustellen. Für diejenigen Mitglieder, welche erst nach dem 1. April einer Abteilung beigetreten sind, tritt an die Stelle des 1. Juli der 31. Dezember."

Ferner im Abschnitt III, im zweiten Absatz nach dem Worte „unentgeltlich" hinzuzufügen: „mit Ausnahme des Falles Abschnitt IV Ziffer 3".

b) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt IV Ziffer 6 der Satzungen künftig wie folgt zu fassen:

„Die Abteilungen und Gauverbände sind verpflichtet, zu jeder öffentlichen Kundgebung oder sonstigen Maßnahme, welche auf die vom Vorstande und Ausschusse zu wahrenden allgemeinen Interessen der Gesellschaft zurückwirken können, die Zustimmung des Ausschusses einzuholen. Insbesondere muß dies geschehen, wenn Abteilungen überseeische Unternehmungen aus Vereinsmitteln oder öffentlich unter dem Namen des Vereins anzuregen oder zu fördern beabsichtigen.

Falls der Ausschuß die Zustimmung zu einem derartigen Antrage nicht binnen 14 Tagen erteilt, ist die Abteilung berechtigt, aber auch vor Einleitung weiterer Schritte verpflichtet, die Entscheidung des Vorstandes anzurufen. In solchem Falle muß die Einberufung zu dieser Vorstandssitzung spätestens in 14 Tagen erfolgen."

c) ein Antrag des Ausschusses, unter Abschnitt IV, Ziffer 7 neu aufzunehmen:

„7. Sofern verschiedene Abteilungen über Vereinsangelegenheiten allgemeiner Art unter einander in Benehmen treten, hat die anregende Abteilung hiervon dem Ausschusse rechtzeitig Mitteilung zu machen."

d) ein Antrag des Ausschusses, Abschnitt V, Ziffer 3 fortan zu fassen, wie folgt:

„Zur fortlaufenden Erledigung der Vereinsangelegenheiten namentlich zur Beaufsichtigung des Bureaus, Überwachung der Kassengeschäfte, Bewilligung von Ausgaben (vergl. V. 7) innerhalb des Voranschlages, sowie zur Überwachung der Veröffentlichungen der Deutschen Kolonialgesellschaft ist ein Ausschuß bestimmt, welcher zu regelmäßigen Sitzungen zusammentritt. Der Ausschuß besteht aus dem Präsidium und höchstens 14, durch den Vorstand aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und wird auf die Dauer von 3 Jahren gewählt. Der Ausschuß hat das Recht sich durch freie Zuwahl um 6 Mitglieder zu verstärken. Die Ergänzung des Ausschusses ꝛc.

e) ein Antrag des Ausschusses, in Abschnitt V, Ziffer 5 hinter dem Worte „Vorstandes" in der dritten Zeile einzuschalten:

„oder von einer oder mehreren Abteilungen, welche zusammen mindestens 1000 Mitglieder zählen."

f) ein Antrag des Ausschusses:

Abschnitt V Ziffer 1 ist dahin zu ändern, daß die Zahl der in der Hauptversammlung zu wählenden Mitglieder des Vorstandes von 25 auf 50 erhöht wird und der Vorstand die Zahl seiner Mitglieder durch Zuwahl bis auf 100 erhöhen kann.

Für die beiden Zahlen 25 und 50 wären demnach zu setzen 50 beziehungsweise 100, im übrigen bleibt der Abschnitt V Ziffer 1 unverändert.

g) ein Antrag der Abteilung Hannover. Derselbe lautet:

„Die Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Hannover, hat in ihrer Vorstandssitzung vom 5. Februar 1890 beschlossen, zu beantragen, den §. 5 der Satzungen im Eingang zu fassen wie folgt:

Die Gesellschaft wird vertreten durch den Vorstand. Der Vorstand wird im Anschluß an die Hauptversammlung durch die persönlich anwesenden Vertreter der Abteilungen gewählt. Jede Abteilung kann so viel stimmfähige Vertreter in die Hauptversammlung entsenden, als sie Hunderte von Mitgliedern zählt. Das angefangene Hundert gilt als volles Hundert. Doch ist es auch jeder Abteilung gestattet, durch einen Delegirten die ihr zustehenden Wahlstimmen abgeben zu lassen. Eine Vertretung durch andere, der betreffenden Abteilung nicht angehörige Mitglieder, ist dabei nicht gestattet.

Der Vorstand wird auf je drei Jahre gewählt und besteht aus 25 Mitgliedern ꝛc. ꝛc."

h) ein Antrag der Abteilung München, unterstützt von den Abteilungen Augsburg und Bamberg. Derselbe bringt folgende Statutenänderung in Vorschlag:

Zu V 1. Der Vorstand wird in der Hauptversammlung durch

die stimmberechtigten Vertreter der Abteilungen auf je 3 Jahre gewählt u. s. w.

Zu VI 1. Es giebt ordentliche und außerordentliche Hauptversammlungen, in denen über die Angelegenheiten der Gesellschaft durch Abstimmung entschieden wird.

Die Abstimmung auf der Hauptversammlung erfolgt nach Abteilungen.

Abteilungen bis 49 Mitglieder haben 1 Stimme,
" von 50 bis 99 " " 2 Stimmen.

Für jedes neu angetretene Hundert Mitglieder erhält die Abteilung eine weitere Stimme, so daß z. B. eine Abteilung von 399 Mitgliedern über 5 Stimmen, eine solche von 400 Mitgliedern über 6 Stimmen verfügt.

Bei der Feststellung der Stimmenzahl werden den Abteilungen nur so viel Mitglieder angerechnet als Jahresbeiträge für das laufende Jahr an die Zentralkasse eingezahlt wurden. Die Stimmen einer jeden Abteilung können dem Vertreter einer anderen Abteilung übertragen werden, doch können von einem Gesellschaftsmitgliede nicht mehr als 15 Stimmen im ganzen vertreten werden.

Über die Angelegenheiten der Gesellschaft wird mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden; bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende.

Die § 2, 3, 4, 5, 6 und 8 bleiben in der bisherigen Fassung, § 7 fällt aus.

5. Bericht über die Entwicklung der Verhältnisse in unseren Schutzgebieten. Referent für Kamerun und Togo: Herr Dr. Zintgraff. Referent für Südwestafrika: Herr Oberbürgermeister a. D. Weber. Referent für Neu-Guinea: Herr Dr. Hindorf.
6. Rechtsverhältnisse der Eingebornen in den deutschen Schutzgebieten. Referent: Herr Dr. jur. Friedrichs.
7. Eventuelle Nachwahl von 25 Vorstandsmitgliedern
8. Geschäftliches.

Tagesordnung:

Am 1. Juli

Morgens 11 Uhr im großen Saale der Lesegesellschaft.

1. Post- und Telegraphen-Einrichtungen in den deutschen Schutzgebieten. Referent: Herr Direktor im Reichspostamt Sachse.
2. Antrag der Abteilung Köln betreffend die Errichtung eines Kolonialamtes. Referent: Herr Professor Dr. Fabri.
3. Die Entwickelung des deutschen Schutzgebietes in Ostafrika. Referenten: Herr Konsul Vohsen, Herr Major im großen Generalstabe Liebert, Herr Professor Dr. Schweinfurth, Herr Reichskommissar Major Wißmann.

Der Hauptversammlung am 30. Juni wird vormittags 10 Uhr eine Sitzung des Vorstandes im gelben Saale des Zivilkasino vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird.

Bezüglich der sonstigen Veranstaltungen wird das folgende bekannt gegeben:

Am Sonntag den 29. Juni, abends 8 Uhr, findet die Begrüßung des Hauptvorstandes und der Vertreter der Abteilungs-Vorstände im Kasino (Augustiner Platz) von Seiten des Vorstandes der Abteilung Köln statt.

An die Hauptversammlung am 30. Juni schließt sich um 8½ Uhr ein gemeinschaftliches Abendessen, (Gedeck 3 Mark), im Kasino an, zu welchem der Ökonom bis 5 Uhr Anmeldungen entgegen nimmt.

Am Dienstag, den 1. Juli, mittags 2 Uhr, findet zu Ehren des Reichskommissars Major Wißmann ein Festessen (Gedeck 6 Mark) in der Flora statt, für welches die Teilnehmerliste bis zum Abend des 30. Juni bei dem Ökonom des Kasino ausliegt.

Für den 1. Juli werden an die Mitglieder Teilnehmerkarten ausgegeben, welche Zutritt zu den vorbehaltenen Plätzen in der öffentlichen Hauptversammlung, sowie von 1 Uhr ab freien Eintritt zur Flora gewähren. Diese Teilnehmerkarten werden den Mitgliedern in der Hauptversammlung am 30. Juni ausgehändigt. Auf schriftliches Ersuchen wird der Schriftführer der Abteilung Köln, Herr Referendar Clemens, Köln, Hohenzollernring 77, solche schon vorher zusenden.

Die deutsch-englischen Verhandlungen

haben zu einem überraschenden Ergebnisse geführt. Der deutsche Reichsanzeiger meldet am 17. Juni in einer Extra-Ausgabe:

„Auf Grund der in jüngster Zeit geführten Verhandlungen ist zwischen der deutschen und der englischen Regierung über nachstehende Punkte, welche ein untrennbares Ganze bilden, Einverständnis erzielt worden:

1. Die deutsche Interessensphäre in Ostafrika wird begrenzt,

a) im Süden: durch eine Linie, die von der Mündung des Rokuru im Westen des Nyassasees bis zur Mündung des Kilambo im Süden des Tanganykasees führt,

b) im Norden: durch eine Linie, welche längs dem 1. Grad südlicher Breite vom Westufer des Viktoria-Nyanza bis zum Kongostaate führt und den Berg Mfumbiro südlich umgeht.

Zwischen dem Nyassasee und dem Kongostaate, zwischen Nyassasee und Tanganykasee, auf dem Tanganykasee und zwischen dem letzteren und der nördlichen Grenze der beiderseitigen Interessensphären wird der Verkehr für die Unterthanen und die Güter beider Nationen von allen Abgaben frei bleiben.

In den beiderseitigen Interessensphären wird den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit gewährt. Die Unterthanen des einen Staates sollen in der Interessensphäre des anderen bezüglich der Niederlassung des Handels die gleichen Rechte genießen, wie die Unterthanen des Staates, welchem die Interessensphäre angehört.

England wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Sultan von Sansibar zur Abtretung des von ihm der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs an Deutschland zu bewegen. Für diesen Fall wird deutscherseits dem Sultan eine billige Entschädigung für die ihm entgehende Zolleinnahme gewährt werden.

2 Die Grenze zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre in Südwest-Afrika führt von den in früheren Uebereinkommen verabredeten Punkte aus längs dem 22. Grad südlicher Breite nach Osten bis zum 21. Längengrad, von da nach Norden längs diesem Grade bis zum Schneidepunkt desselben mit dem 18 Grad südlicher Breite und von da nach Osten längs dem Tschobifluß bis zu dessen Mündung in den Sambesi.

3. Die Grenze zwischen dem deutschen Togogebiet und der englischen Goldküstenkolonie soll entsprechend dem deutschen Vorschlage durch eine Linie gebildet werden, welche die streitige Landschaft Krespi in der Weise durchschneidet, daß der nördliche Teil mit Kpandu an Deutschland, der südliche Teil mit Peki an England fällt.

4. Deutschland überträgt England seine Schutzherrschaft über Witu und das Somaliland im Norden der englischen Interessensphäre.

5. Deutschland giebt seine Zustimmung, daß England über das Sultanat Sansibar mit Ausnahme des der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs das Protektorat übernimmt.

6. England tritt vorbehaltlich der Ermächtigung des Parlaments an Seine Majestät den Deutschen Kaiser die Insel Helgoland ab. Für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der deutschen Zollgesetzgebung in Hegoland wird eine Frist vereinbart werden, auch soll den dermaligen Bewohnern während eines bestimmten Zeitraums das Recht, für die englische Nationalität zu optiren, gewährt sein.

7. Die übrigen auf koloniale Fragen bezüglichen Differenzpunkte: Reklamation wegen der Aufbringung des Dampfers „Neera", Abgrenzung der Walfischbai, Reklamation gegen die Englische Nigergesellschaft u. s. w. werden, nachdem festgestellt ist, daß über dieselben im Prinzip keine ernstlichen Meinungsverschiedenheiten bestehen, weiterer freundschaftlicher Verständigung vorbehalten.

8. Bis zum formellen Abschluß des gegenwärtigen Uebereinkommens, welcher in kürzester Frist durch Notenaustausch geschehen soll, wird keine Unternehmung in Afrika, welche sich mit den vorstehenden Verabredungen im Widerspruch befindet, von einer der beiden Regierungen sanktionirt werden."

Dieser Abschluß ist günstiger für Deutschland, als sich nach den bisherigen Mitteilungen der englischen Blätter erwarten ließ. Eine nähere Würdigung dieser in ihren Folgen heute noch nicht übersehbaren Abmachung behalten wir uns einstweilen vor, da die Mitteilung des Reichsanzeigers uns erst nach Redaktionsschluß zugegangen ist. Der Erwerb von Helgoland wird dem deutschen Nationalgefühl eine große Befriedigung gewähren, ganz abgesehen von den Vorteilen, die er für den Schutz der Elbe- und Wesermündungen darbietet.

Die Kolonialpolitik im Reichstage.

Die zweite Beratung des Nachtragsetats, welcher zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika die Summe von 4½ Million Mark auswirft, wurde am 9. Juni fortgesetzt und endete am 12. Juni, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, damit, daß der Etat mit einer großen Mehrheit des Reichstags angenommen wurde. Neben der konservativen Fraktion und den Nationalliberalen stimmte auch die große Mehrzahl der Zentrums-Abgeordneten für die geforderten Summen. In der Minderheit befanden sich die Deutschfreisinnigen, Volkspartei, Sozialdemokraten und einige Zentrumsmitglieder.

Obwohl diese Verhandlungen im großen und ganzen den früheren sehr ähneln und wenig neue Momente hervorgebracht wurden, sondern stets mit denselben — von den Gegnern recht ungeschickt ge-

führten — Waffen gekämpft wurde, so wollen wir doch noch einen Punkt besonders berühren.

Während sonst die Kolonialgegner das Schwergewicht ihres Angriffes auf die angebliche schwache Stelle unserer Front in Ostafrika legen, daß nämlich die Entwickelung des Landes nicht im Verhältnis zu dem Geld- und Menschenaufwande stehe, richteten sie diesmal ihre Waffe vornehmlich gegen die Programmlosigkeit der Regierung. Zwar hatte der Herr Reichskanzler schon in seiner Rede am 12. Mai erklärt, daß die Regierung schrittweise, sowie es die Ehre und Interessen Deutschlands verlangen, vorgehen würde, also ohne heftige Sprünge Kolonialpolitik treiben wolle, aber diese Erklärung genügte den Kolonialgegnern nicht, welche in theoretischer Verbissenheit schon im jetzigen Augenblick nach einem Programm verlangten. Jeder, welcher sich nur ein wenig mit den ostafrikanischen Dingen beschäftigt hat, weiß, daß eine strenge Prüfung der gegenwärtigen Lage zwar die ungefähren Richtungen erkennen läßt, welche zusammen vereint für die spätere Aufstellung eines Programms maßgebend sein können, daß es aber in der That unmöglich ist, dies heute in befriedigender Weise zu thun. Dies Rufen nach einem bestimmten Programm gehört aber zur Taktik der Kolonialgegner. Als Fürst Bismarck seiner Zeit andeutete, in welchem Rahmen er Kolonialpolitik treiben wolle, da gaben sich die Kolonialgegner den Anschein, als ob sie zustimmten, aber noch ehe das Programm erweitert worden war, ertönte bereits der deutschfreisinnige Schlachtruf: Alle Kolonien, die Deutschland erworben hat, sind Fieberkolonien! Nachher war es ihnen ein leichtes, ihre ablehnende Haltung beständig mit dem Überschreiten des früheren Programms seitens der Regierung zu erklären, obwohl die Ausführung desselben sich, sollte überhaupt eine wirkliche Kolonialpolitik getrieben werden, bald als unmöglich herausgestellt hatte. Während sie stehen blieben, ging das Rad der Geschichte, welches den schönsten Programmen oft sehr übel mitgespielt hat, über sie hinweg. Es ist ja auch ein Unding, ein sorgfältiges Programm, wie es die Gegner wünschen, für die Behandlung von Verhältnissen aufzustellen, welche so im Werden begriffen sind, wie die ostafrikanischen und deren Tragweite noch so wenig zu übersehen ist, wie die der Völkerverschiebungen in Mittelafrika. Das neue „Programm" wünschen die Gegner auch nur als taktisches Mittel zu verwenden, und da leider nun einmal die Kolonialpolitik nach den Fraktionsinteressen betrachtet und behandelt wird, so werden sie sich desselben auch nur bedienen, um später der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, wenn dasselbe, wie es der Lauf der Dinge mit sich bringt, einmal modifizirt werden muß. Herr Staatssekretär v. Marschall kennzeichnete dem Abgeordneten Hausmann gegenüber dies Bestreben in folgender treffender Weise:

Der Herr Vorredner hat im Beginn seiner Ausführung die Stellung der verbündeten Regierungen zur Kolonialpolitik eine „nebelhafte und verschwommene" genannt und diese Behauptung darauf begründet, daß wir bis jetzt kein bestimmtes Programm über die zukünftige Führung unserer Kolonialpolitik vorgelegt haben. Der Vorwurf wiegt, öffentlich ausgesprochen, so schwer, daß ich mit einigen Worten darauf erwidern muß.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß den verbündeten Regierungen der Vorwurf gemacht wird, eine nebelhafte, verschwommene Kolonialpolitik zu führen, gerade in einem Augenblick, wo anderwärts eine sehr rege Agitation im Gange ist, die nicht müde wird, einer uns befreundeten Nation tagtäglich vorzureden, daß eigentlich nur die deutsche Kolonialpolitik eine zielbewußte und klare sei, und daß, wer diese Kolonialpolitik nicht nachahme, sicherlich ins Hintertreffen komme. Diese Gegenüberstellung wird genügen, um zu zeigen, daß es doch jedenfalls um die Kolonialpolitik Deutschlands nicht so schlimm steht, wie der Herr Vorredner meinte. Wer zurückblickt auf das, was an der ostafrikanischen Küste vor 5/4 Jahren war, und wer ins Auge faßt, was dort heute ist, und daran unbefangen seine Schlußfolgerungen knüpft, der wird den Vorwurf des geehrten Herrn Vorredners einfach nicht verstehen.

Meine Herren, es waren ganz konkrete Ziele, die wir uns in dem Gesetz vom Februar v. J. gesteckt hatten. Die Art und Weise, wie in diesen 5/4 Jahren diese Ziele teilweise erreicht, teilweise deren Erreichung angebahnt worden ist, hat nicht nur die allgemeine Anerkennung im Inlande, nein, sie hat die Bewunderung des ganzen Auslandes erregt, und ich glaube, wir haben allen Anlaß, darauf stolz zu sein.

(Lachen bei den Sozialdemokraten.)

— Ich bedaure, daß Sie darüber lachen; ich konstatire einfach eine Thatsache.

Wenn nun die verbündeten Regierungen, nachdem wir so weit gekommen sind, eine kurze Spanne Zeit verlangen, um nach allen Richtungen hin sich klar zu werden über die Art und Weise, wie die bisherigen Erfolge fruktifizirt werden sollen, wenn sie dabei den Wunsch hegen, keine Quelle der Information unbeachtet zu lassen und wo möglich alle Eventualitäten zu übersehen, so verdienen sie darum keinen Vorwurf. Sie werden vielmehr daraus entnehmen, daß die verbündeten Regierungen nach wie vor entschlossen sind, sich nur an demjenigen Wege festzulegen, von dem aus sie im voraus nach reiflicher Überlegung und Übersehung aller Eventualitäten sicher sind, daß er zum gewünschten Ziele führt. Daß dabei nicht nur die allgemeinen Interessen, sondern auch speziell die Interessen der Finanzen nach allen Richtungen gewahrt werden — diese Zusicherung kann ich von vornherein geben.

Ich bitte also die Herren, noch kurze Zeit zuzuwarten. Wir werden voraussichtlich in der nächsten Session in der Lage sein, Ihnen ein Programm vorzulegen, und ich hoffe, daß dann der Vorwurf nicht mehr erhoben werden wird, den wir soeben von dem Herrn Vorredner gehört haben.

Das muß ich allerdings zugeben, daß die Herren Gegner der Kolonialpolitik und speziell dieser Vorlage uns in einem über sind. Sie haben nämlich bereits ein Programm für Ostafrika, sie wollen zwar nicht sofort alles von dort herausziehen, aber sie wünschen, wie der Herr Abgeordnete Dr. Bamberger das neulich dargelegt hat, eine Liquidation anzubahnen, so daß wir an einem Tage alles, was wir dort haben, die Flinten, Kanonen, die ganzen Schutztruppen, der Ostafrikanischen Gesellschaft überweisen und sagen: nun sieh zu, wie du damit fortkommst. Meine Herren, das ist ein Programm, und ich gebe zu, ein sehr einfaches; ich habe aber die feste Überzeugung, daß, wenn wir dieses Programm durchführen, wir dann einen Weg gehen, der sicher zu dem Resultat führt, welches auch von diesen Herren nicht gewünscht wird, nämlich dazu, daß wir an einem schönen Tag vor der Alternative stehen, entweder die ganze Arbeit von vorne anzufangen oder auf alles zu verzichten, was wir mit großen Opfern an Gut und Blut erreicht haben. Das wäre ein Programm, für welches die verbündeten Regierungen auch aus finanziellen Gründen nicht einzutreten vermögen.

Auf die Schwierigkeiten der späteren staatsrechtlichen Entwickelung ist in ausführlicher Weise Herr Dr. Hammacher noch in einer bedeutenden Rede zu sprechen gekommen, in der er zuerst die Behauptung zurückwies, daß im deutschen Volke überhaupt ein lebhaftes Interesse für koloniale Angelegenheiten gar nicht bestände und die andere Ansicht, daß die Bewohner der Seestädte sich der Kolonialpolitik gegenüber kühl verhielten, auf ihren wahren Wert zurückführte. Auf den Vorwurf der Programmlosigkeit der Regierung eingehend, führt er folgendes aus:

Auch heute wurde wiederholt der Einwurf gemacht, „es fehle das korrekte Bild, der Plan der Regierung", „wir wissen nicht, wohin sie gehen wolle", „es sei unklar, welche Kosten in Zukunft weiter entstehen, um die hier vorgesehenen Zwecke zu erreichen", „wer solle die Kosten ertragen", „etwa das Reich allein?" „Sollen dieselben nicht vielmehr auf die Schultern der Ostafrikanischen Gesellschaft abgewälzt werden?" u. s. w.

Meine Herren, es ist vielleicht vielen von Ihnen nicht bekannt, daß das deutsch-ostafrikanische Interessen- oder Schutzgebiet keineswegs zusammenfällt mit dem Interessengebiete der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Der letzteren gehören nur 5 einzelne Teile, Usagara, Usegua, Nguru und Ukami, in einer Gesamtgröße von etwa 2000 bis 2500 Quadratmeilen. Das deutsche Interessengebiet, welches durch den Vertrag zwischen Deutschland und England uns zufiel, ist ein zehnmal größeres. Es geht im Norden von der Mündung des Tana nach dem Viktoria-Nyanzasee, zum 1. Grad südlicher Breite über Kavirondo, und im Süden von dem Rovumafluß über den Nyassasee. Vergegenwärtigen Sie sich nun Folgendes. Was wir an Reichsmitteln bewilligt haben und noch bewilligen sollen, hat die ausdrückliche Bestimmung, dem Schutz deutscher Interessen und gleichzeitig der Bekämpfung des Sklavenhandels zu dienen. Der letztere Zweck ist sogar, wie ich glaube, im Geist und Sinne der Majorität des Reichstags, der die Geldmittel bewilligte, in den Vordergrund gestellt. Können Sie nun um alles in der Welt der Ostafrikanischen Gesellschaft, der nur ein Teil dieses in die Zivilisation, in das Christentum hereinzuziehenden Gebiets gehört, zumuten, daß sie sämtliche Kosten, welche durch die Expeditionen entstehen, in Zukunft auf sich nimmt? Ich meine, — und darin stimme ich vollkommen dem Herrn Abgeordneten Windthorst bei, dem überhaupt für die durchaus loyale Konsequenz, die er heute wiederum bekundete, meinen Dank zu sagen ich mich für verpflichtet halte, — ich meine, meine Herren, es sei zunächst Aufgabe des Auswärtigen Amts, in billiger Weise mit Rücksicht hierauf diejenigen Erwägungen anzustellen, von deren Beantwortung das finanzielle Abkommen mit der Ostafrikanischen Gesellschaft, also die Beantwortung der Frage abhängt, ob und in welchem Umfang in Zukunft auch das Reich zu den Zwecken Reichsmittel hergeben soll, für die jetzt im Etat der Kredit von uns verlangt wird.

Man hat aber Besorgnisse, man sagt, es liege in den Plänen des Auswärtigen Amtes, ein Kronkolonie zu schaffen, aus der jetzigen Charterkolonie eine Kronkolonie zu machen. Ich weiß nicht, wie die Herren sich das denken. Fehlen die Gedanken, so stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Glauben Sie denn, daß der jetzige oder irgend ein anderer deutscher Kaiser sich jemals unter die Souveränetät des Sultans von Sansibar stellen und den 10 Meilen breiten Küstenstreifen etwa unter seine souzeräne Verwaltung nehmen würde, der ja, wie Sie wissen, unter der Oberhoheit des Sultans von Sansibar verblieben ist? Nein, meine Herren, wir haben allerdings in Europa bezüglich der Herzegowina und Bosniens einen ähnlichen Rechtszustand zwischen der Türkei und Österreich vor Augen. Aber die Unterschiede zwischen diesem und jenem Falle sind doch so himmelweit, daß wohl niemand von uns an der Unmöglichkeit zweifelt, so lange als der Sultan von Sansibar noch die territoriale Souveränetät an der Küste hat, ein deutsche Kronkolonie im vollen Sinne einzurichten und den deutschen Kaiser an die Stelle der jetzigen Gesellschaft dem Sultan von Sansibar gegenübertreten zu lassen. — Gestatten Sie mir mit Bezug auf die Beispiele anderer Länder eine Bemerkung. Man nimmt hier im Reichstage, wie ich zu meinem Erstaunen zu beobachten glaube, vielfach an, als ob die Engländer ausschließlich oder vorwiegend Charterkolonien hätten, als ob das Kolonialinteresse der englischen Regierung in Form von Charterkolonien zu verfolgen da Regel wäre. Nichts ist falscher, meine Herren; die meisten Kolonien Englands sind nicht Charter-, sondern eigentlich Kronkolonien — ich bediene mich dieses Ausdrucks lediglich der Kürze wegen — und insbesondere diejenigen Kolonien, welche England, seitdem Deutschland in die Kolonialpolitik eingetreten ist, und im Anschluß an deutsche Schutzgebiete erworben hat, gehören mit Ausnahme der ostafrikanischen Gebiete dem Wesen nach zu den Kronkolonien. Während Deutschland auf der Insel Neuguinea eine eigentliche Charterkolonie nach dem Muster der Bismarckschen

Kolonialpolitik gründete, ist der England nach dem Vertrage zugefallene östliche Teil der Insel Neuguinea eine englische Kronkolonie geworden. Der australische Staat Queensland giebt jährlich einen Zuschuß von 10 000 Pfund Sterling. Private leisten für die Lösung der regiminellen Aufgaben in Englisch-Neuguinea nichts. Ebenso liegt die Sache im Betschuanaland, demjenigen zentralafrikanischen englischen Kolonialbesitz, der an die Ostseite unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes anschließt und um dieselbe Zeit an England überging, als wir Südwestafrika erwarben. Es ist in England niemandem eingefallen, zu verlangen, daß dieser Kolonialbesitz durch eine Charterkolonie übernommen, beziehungsweise, daß die dafür aufzuwendenden Kosten von Privaten aufgebracht werden. Die englische Regierung ist es, die, und zwar mit sehr reichen Händen, wie uns zu wiederholten Malen vom Regierungstische aus gesagt wurde, die Geldmittel für die gesamte Verwaltung hergiebt.

Zu einer weiteren Erörterung der Frage der Kronkolonien giebt mir besondere Veranlassung die Bemerkung des Herrn Kollegen Dr. Dohrn, daß die Neu-Guinea-Kompanie aus dem Bedürfnis nach polizeilicher Beaufsichtigung heraus sich neuerdings dazu entschlossen habe, die regiminelle Verwaltung des Landes auf ihre Kosten durch Reichsbeamte vornehmen zu lassen. Ich muß der Annahme des Herrn Dr. Dohrn widersprechen. Es war nicht Mangel an Selbstgefühl seitens der Neu-Guinea-Kompanie, der sie zu dem Wunsche veranlaßte, daß die Reichsregierung die regiminelle Verwaltung des Landes übernehme, sondern vielmehr die Erfahrung, die sich im Laufe der Jahre herausgestellt hatte, daß es zu unlösbaren Widersprüchen führt, wenn eine Chartergesellschaft obrigkeitliche Rechte ausübt. also das Recht der Jurisdiktion, der Steuer- und Zollerhebung, in einem Lande, wo gleichzeitig neben ihren Privatgeschäften auch von anderen Personen gleichartige Privatinteressen verfolgt werden.

Es handelt sich um ein durchaus ähnliches Verhältnis, wie es in Preußen zur Zeit des gemischten Systems der Eisenbahnen bestand. Dieselbe Regierung, dieselben Personen hatten gleichzeitig die Interessen des Staates, die in bestimmten Staatseisenbahnen lagen, zu vertreten und auf der anderen Seite Aufsicht zu führen über gleichartige Unternehmungen, deren Interessen vielfach mit den Interessen des Staatseigentums und der Staatsunternehmungen kollidirten. Auch in Ostafrika wird sich aus denselben Gründen nach meiner Ansicht an der Hand der Erfahrungen bald herausstellen, daß, selbst abgesehen von der Führung der wirtschaftlichen Thätigkeit der Kolonialgesellschaften durch Regierungsgeschäfte, die reine Durchführung einer Charterkolonie ermöglicht ist.

Ich stehe überall, wo ich wirtschaftlich thätig bin, auf dem Boden, daß ich es nicht allein für moralisch wünschenswert, sondern auch für politisch und staatlich notwendig halte, an die eigene Kraft derjenigen Personen zu appelliren, welche sich zusammenfinden, um bestimmte wirtschaftliche Ziele im In- oder Auslande zu erreichen. Nach meiner Gesamtauffassung sollte man die Staatshilfe in Fällen der vorliegenden Art nur dann eintreten lassen, wenn entweder der Zukunft große Aussichten eröffnet werden, und zur Zeit die Mittel zur Erreichung des Zweckes fehlen, gleichzeitig auch höhere Rücksichten es rechtfertigen, wie bei Eisenbahnzinsgarantien u. s. w, staatsseitig einzuschreiten — oder wenn die Aufgaben, welche zu lösen sind, überhaupt nicht durch Private gelöst werden können. Was die Anwendung solcher Grundsätze auf unsere Schutzgebiete betrifft, so mögen wir heute darüber noch so viele Studien treiben als wir wollen, wir mögen am grünen Tisch über die Art und Weise der formellen und finanziellen Entwickelung unserer Kolonien noch so viel beraten und uns äußern, wir werden nach meiner Meinung nicht zur Klarheit darüber kommen, welches Gebilde für die Dinge paßt. Wir haben erst Erfahrungen zu sammeln und den Erfahrungen und den Eigentümlichkeiten der einzelnen Schutzgebiete entsprechend diejenigen Mittel anzuwenden und diejenigen Einrichtungen herzustellen, welche sich als die zweckmäßigsten empfehlen. Ich für meinen Teil besorge nicht, daß wir von der Reichsregierung im nächsten Herbst oder Winter bei der in Aussicht gestellten Vorlage, der jedenfalls eine Verständigung mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vorauszugehen hat, ein Projekt bekommen werden, welches uns zumutet, unsere Zustimmung dazu zu geben, daß unser ganzes deutsches ostafrikanisches Schutzgebiet mit den der Souveränetät des Sultans gehörigen Küstenstreifen zu einer vollständigen Kron- oder kaiserlichen Kolonie umgestaltet wird, ich kann nicht einmal in Aussicht nehmen, daß die Reichsregierung im stande sein wird, uns sofort ein absolut klares Bild von ihren endlichen und abschließenden Plänen zu geben. Davon bin ich aber überzeugt, die Reichsregierung wird ihre Bemühung darauf richten und erfolgreich darauf richten, daß sie die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft dazu veranlaßt, in einer ihren Kräften und ihren Aufgaben entsprechenden Weise und Höhe in Zukunft zu den Kosten der Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb ihres Interessengebiets und auch der Bekämpfung des Sklavenhandels beizutragen. Ob das nach einem bestimmten Prinzip schon so bald dauernd geregelt werden kann, ist mir, wie gesagt, zweifelhaft; ich lege aber darauf vorläufig untergeordneten Wert. Nur den Wunsch möchte ich aussprechen, daß, wenn die verbündeten Regierungen in der nächsten Session, wie ich hoffe, eine Vorlage machen, dann auch seitens der Mitglieder des Zentrums der Verfolgung einer besonnenen Kolonialpolitik der Reichsregierung die Unterstützung um so weniger entzogen werden wird, als in der That durch den seitens des Zentrums im Jahre 1888 gestellten Antrag der Ausgangspunkt für die thatsächliche Intervention des Reichs in Ostafrika geschaffen wurde.

Ich sagte bereits, daß ich dem Herrn Kollegen Windthorst dankbar bin für die Loyalität, mit der er die Konsequenzen seines damaligen Antrags heute zieht. Wenn derselbe seine Bereitwilligkeit, das deutsche Vorgehen in Ostafrika zu unterstützen, von einer sorgfältigen Abwägung abhängig macht, ob die vom Reiche geforderten Mittel sich innerhalb des Rahmens des von ihm genehmigten und jetzt befolgten Programms bewegen, so kann ich ihm zusagen, daß auch ich nur nach gewissenhafter Prüfung die Ausgaben des Reiches für koloniale Zwecke bewilligen und zugleich mit den wirtschaftlichen auch die zivilisatorischen Ausgaben unterstützen werde. In Form der Geschäftsordnung kann ich ein förmliches Zugeständnis seitens des Herrn Windthorst nicht herbeiführen; ich möchte aber die Überzeugung wiederholen, daß er, ebenso wie er heute die Konsequenzen seiner früheren Ansichten, seines früheren Antrages zog, auch in Zukunft dem Satz die Anerkennung zu teil werden läßt: „Eine deutsche Reichsregierung, die in besonnener, sparsamer, Abenteuer vermeidender Weise die wirtschaftlichen und die kulturellen Ziele Deutschlands in Ostafrika verfolgt, wie es im Laufe des letzten Jahres geschehen ist, verdient und verlangt mit Recht von allen Parteien des Hauses auch eine weitere Unterstützung.“ . . . .

Groß-Namaland.

Das Schicksal führte mich vor mehreren Jahren nach Südafrika, mein bestimmtes Ziel war Groß-Namaland. Nicht zu große Hoffnungen beseelten mich, alles was ich über das Land gehört und gelesen hatte, lautete ungünstig, selbst in Kapstadt noch wurde ich von Leuten, die das Land niemals gesehen, in wohlmeinender Absicht gewarnt, dorthin zu gehen. Der erste Eindruck, den ich, an der Küste dort angelangt, erhielt, war allerdings dazu angethan, alles Böse zu bestärken, ja zu überbieten, was jemals über das unglückliche Land gesagt ist. Der Europäer ist zu wenig im stande, sich eine wirkliche Wüste vorzustellen und muß durch deren absolute Leere verblüfft werden. Nicht viel besser erging es mir weiter im Innenlande, wo von einer Wüste nicht mehr die Rede sein kann. Ich machte meine erste Reise dorthin kurz vor der Regenzeit, also in der Zeit der größten Dürre, da waren das welke, vom Winde geknickte Gras, die starren blattlosen Sträucher nicht im stande, der Landschaft Leben und Reiz zu geben. Ich verfiel hier in den Fehler der meisten Reisenden, ich zog unwillkürlich in Gedanken eine Parallele zwischen der südafrikanischen Binnenlandschaft in ihrer schlechtesten und zwischen Europa in seiner besten Jahreszeit. Ich verglich hier die Zeit der Vegetationspause mit der Zeit des Lebens dort. Das war ein schwerer Fehler von mir. Hätte ich, wie billig, die tote in fahlgelb und grau von mir daliegende Landschaft und die mich einhüllende köstliche Luft mit dem unter dem winterlichen Leichentuche daliegenden Europa verglichen, mit seinen Schneestürmen und Eisregen, wahrhaftig Afrika wäre besser weggekommen. Zur besseren Erkenntnis wurde ich bald gebracht, als ich das erste Dorf der Eingeborenen erreichte. Dies war, wie immer, an einer ausdauernden Wasserstelle angelegt, wo also das Grundwasser nicht tief im Boden stand. War auch das Gras vollständig, die zahlreichen Futterbüsche bis auf kurze Stummel im weiten Umkreise abgefressen, so zierten doch hohe alte Bäume mit prächtigen immergrünen Kronen den Ort, untermischt mit jüngerem Aufschuß. Es war überwiegend die schöne Acacia horrida, die überall im Lande sich häufig findet, wo nur ihre tiefgehenden Wurzeln etwas Feuchtigkeit zu erreichen vermögen, oder wo ihr Standort wenigstens ein Mal im Jahr tüchtig durchtränkt wird, wie an den zahlreichen periodischen Flußläufen. Dieser „Dornboom“ liefert ein vorzügliches Gummiarabikum, seine Rinde auch einen geschätzten Gerbstoff, welcher letzteren Eigenschaft er leider gar zu häufig zum Opfer fällt.

Noch gründlicher wurde mein Urteil über das Land umgestimmt, als ich das sorglose fröhliche Treiben der Einwohner und ihre schönen Viehheerden kennen lernte. Letztere waren nicht allein stattliche Thiere, sondern auch in einem ausgezeichneten Futterzustande, und ich wurde hier belehrt, daß auch das welke abgestorbene Gras, die blattlosen Futterbüsche ein nahrhaftes Futter in unvertilgbarer Menge darbieten.

Noch $2^1/_2$ Jahre reiste ich im Lande umher, der Zweck war nicht wissenschaftliche Forschung, nicht das Suchen nach Gold und Diamanten, nicht Handelsinteressen, nicht Jagd. Wenn schon dies alles nicht ohne Interesse für mich war, so bildete den Hauptzweck der Reisen doch die Absicht, das Land darauf hin zu prüfen ob und in wie fern eine Niederlassung von Europäern dort möglich ist, welche Vorbedingungen und Kapitalsanlagen dazu notwendig sind, und endlich, welche Erfolge man dort mit einiger Sicherheit erwarten kann. Um mir ein sicheres Urteil bilden zu können, mußte ich das Land in seinen verschiedenen Vegetationsperioden, seine natürlichen Handelsverbindungen, die Arbeiter- wie die politischen Verhältnisse kennen lernen, ich mußte Vergleiche anstellen mit dem von der Kultur unberührten Lande und der schon seit Jahrhunderten von Europäern bewohnten Kapkolonie. Um dies möglichst gründlich zu thun, beschränkte ich mich auf einen verhältnismäßig kleinen, d. h. für Afrika kleinen Raum; das von mir bereiste Groß-Namaland, welches wir im Großen und Ganzen vom Oranjefluß bis zum Swakop reichend annehmen können, und östlich bis zum 20° östlicher Länge von Greenwich, mißt über 7000 deutsche Quadratmeilen, ist also bedeutend größer als die Monarchie Preußen. Von einer erschöpfenden Kenntnis kann also keine Rede sein, immerhin habe ich mehr gesehen und gehört als irgend ein Reisender vor mir, ja mehr als die im Lande schon lange wohnenden Missionare, welche durch ihren Lebensberuf meist an einen Ort gebunden sind, doch habe ich mir die Erfahrungen dieser braven Männer vielfach zu nutze gemacht.

Die Deutsche Kolonialzeitung hat, wie ich gesehen, die meiste

meiner Reiseberichte in ihren Spalten veröffentlicht, der aufmerksame Leser derselben wird sich aus ihnen vielleicht ein eigenes Urteil haben bilden können, welches zuweilen von dem meinigen abweichen mag, doch komme ich gerne dem an mich gerichteten Wunsche nach, in Kürze mein gewonnenes Urteil hier wiederzugeben.

Alle Reisenden stimmen über das gesunde, dem Europäer äußerst zusagende Klima des Landes in ihren Berichten überein, leider auch über den trostlosen Wüstenstreifen von etwa 50 naut. Meilen Breite, welcher das Hinterland von der Küste trennt und dem Verkehr von der Küste ins Innere recht große, wenn auch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Ich muß hinzufügen, daß ein fast ebenso breiter Wüstenstreifen am Oranjefluß sich hinzieht, von der Küste beginnend und allmählich schmaler werdend je mehr er sich von dieser entfernt. Ferner giebt es noch im Innern verstreut kleinere Striche, die aus noch nicht genügend aufgeklärten Ursachen so unfruchtbar sind, daß man sie als wüst bezeichnen muß. Alles zusammengenommen rechne ich ein volles Dritteil des Landes zur Wüste und dauernd unbewohnbar. Wenn ich mich hier mit Herrn Dr. Pechuël-Loesche in Widerspruch befinde, welcher nur 4 Prozent zur Wüste rechnet, so mag dies darin seinen Grund haben, daß jeder etwas anderes unter Wüste versteht. Ich rechne dazu schon Landstriche, die in normalen Jahren so wenig Futterpflanzen darbieten, daß eine Ausnutzung durch Viehweide ausgeschlossen ist. Streng genommen sind diese Gebiete nicht alle wüst, d. h. vegetationslos, es hat sich in solche Gegenden auch meist ein überraschend starker Wildstand zurückgezogen, in ausnahmsweis regenreichen Jahren entwickelt sich hier eine reiche Flora, um bald für viele Jahre zu verschwinden.

Über die Menge des Regenfalles in den bewohnbaren zwei Dritteilen gehen die Ansichten sehr auseinander. Eine gewissenhafte, sich über längere Zeitdauer erstreckende Beobachtung liegt nirgends vor. Einzelne Missionare haben den Regenfall gemessen und notirt, aber leider sind die Messungen zu kurze Zeit vorgenommen und lückenhaft geblieben. So fand Herr Missionar Heydmann in Rehoboth in einem Jahre 103 Millimeter = ca. 4 engl. Zoll, im folgenden Jahre schon in 10 Monaten 333 Millimeter = 13½ engl. Zoll. Die Kapkolonie hat im Durchschnitt 12 Zoll, Südaustralien 21 engl. Zoll Regenfall. Hierbei ist zu bemerken, daß Rehoboth keineswegs in Bezug auf Regenfall besser gelegen ist als die übrigen bewohnbaren Teile von Groß-Namaland. Wenn diese wenigen gesammelten Zahlen auch nicht viel bedeuten können, so ersieht man doch aus ihnen, daß der Regenfall nicht groß und sehr unregelmäßig ist. Immerhin genügt er, um eine Vegetation hervorzurufen, die ungeheuere Haustierheerden zu ernähren im stande ist, er genügt, um überall ein Grundwasser zu erhalten, welches zahlreiche, oft recht starke Quellen ohne Unterlaß speist, und welches gestattet, fast überall im Lande durch Brunnen von geringer Tiefe Wasser an die Oberfläche zu fördern. Der Regenfall genügt aber nicht, um ohne künstliche Bewässerung Getreide- und Gartenbau treiben zu können. Ersteres wäre vielleicht in ganz vereinzelten Distrikten möglich, die zwar noch innerhalb der fruchtbaren Zone, aber nahe genug an der Küste liegen, um von den Winternebeln profitiren zu können, die oft von der See kommen und meist bis zu seinem Regen sich verstärken. Vor Jahren ist ein derartiger Versuch mit Erfolg gemacht, doch waren die Nebenumstände so schwierig, daß es bei dem einen glücklichen Versuche verblieb. Niemals wird dieser Getreidebau irgend eine Bedeutung erlangen. Kommt man dagegen durch künstliche Bewässerung dem guten Boden und dem schönen Klima zur Hülfe, so kann man die reichsten Ernten erzielen und die mannigfachsten Früchte kultiviren. Ich verweise auf meine Mitteilungen über den Garten des Missionars Hern Judt in Hoachanas in Nr. 26 d. Z. v. Jahrg. und über den Garten in Bethanien. Alle Missionare im Lande, ihnen folgend einige Eingeborene, am Oranjefluß Herr Dominicus in Stolzenfels und Herr Petersen in Außenkehr kultiviren durch künstliche Bewässerung große Flächen, ja ein Engländer, Mr. Hill in Grundorn, hat einen Brunnen von 30 Fuß Tiefe graben lassen, um einen Garten von etwa 2 Morgen Größe damit zu wässern. Da das Klima das ganze Jahr bei Bewässerung den Gartenbau gestattet und Dünger stets im Überfluß vorhanden ist, so leisten hier kleine Flächen ungleich mehr als in Europa. Der größte Teil des im Lande vorhandenen Wassers wird heute nicht genutzt und ich wage zu behaupten, daß es unzweifelhaft möglich ist, daß der einwandernde Europäer ohne große Kapitalsanlagen so viel Gartenbau betreiben kann, um die für seine Familie nötigen pflanzlichen Nahrungsmittel selbst zu gewinnen.

Um unerfüllbare Hoffnungen von vorne herein nicht aufkommen zu lassen, muß ich dem widersprechen, was Herr Nolte in Nr. 5 im Jahrgang 1888 der Zeitung sagt. Herr Nolte, dessen Ausführungen ich mich fast in allen Punkten anschließen möchte, sagt, daß größere Bewässerungsanlagen einem fleißigen Ackerbauer in den ersten zwei Jahren das Anlage-Kapital zurückbringen wird. Dies ist Zukunftsmusik. Zu Anfang bin ich gegen jede größere Kapitalsanlage und nur für ursprünglichste Anlagen zur Deckung des eigenen Bedarfs. Eine Kapitalsanlage setzt eine Rente voraus, wo soll die aber herkommen, wenn die allerschwierigsten Transport- und Handelsverhältnisse einen Absatz unmöglich machen?

Wenn durch billig hergestellte und dem Gewicht nach teure Produkte der Viehzucht die Handelsverhältnisse und Verkehrsmittel sich gehoben haben, wenn durch glückliche Erfunde eine stärkere Bevölkerung ins Land gelockt ist, die auch zahlungsfähig ist, dann ist es Zeit, an solche Kapitalsanlagen zu denken, und dann werden sie sich auch in kurzer Zeit bezahlt machen. Dann sind hier alle die Anlagen gut möglich, die im größten Stile in der Kapkolonie und Australien geschaffen sind und reiche Werte hervorbringen.

Doch bevor dieses eintritt, läßt sich durch sorgfältige Benutzung der Quellen, durch primitive Wasseransammlungen und durch Anbau der nicht zu seltenen Grundwasserstellen ohne große Kapitalsaufwendungen manches verwertbare erzielen, abgesehen von dem eigenen Bedarf. Um mit einem natürlichen Produkt des Landes anzufangen, empfehle ich die den Gummi arabikum gebende Acacia horrida zunächst der Schonung und dann Verbreitung durch Anpflanzen. Dann empfehle ich die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, um Seidenzucht zu treiben, was sich gewiß wie im südlichen China im Freien ohne schützende Gebäude wird machen lassen; und ferner empfehle ich die Kultur der Weinrebe zur Rosinenbereitung.

Die Handelsverhältnisse in Groß-Namaland sind die denkbar ungünstigsten. Der beste Stapelartikel des Landes waren die Straußenfedern, welche nicht mehr vorhanden sind. Gummi arabicum ist im Lande reichlich vorhanden, es fehlen aber die Hände, ihn zu sammeln und die Transportverhältnisse erschweren seine Verwertung. Der wichtigste Tauschartikel ist Schlachtvieh und dessen Verwertung ist naturgemäß an die wenigen südafrikanischen Marktplätze wie Kapstadt, Kimberley und Okiep gebunden. Hier wird künstlich der Preis der Tiere über alle Gebühr herabgedrückt. Eine Wendung zum besseren kann nur herbeigeführt werden, wenn leicht zu transportirende Stapelartikel der Viehzucht in erheblicher Menge geschaffen werden, wie zunächst Wolle und Mohair. Beide Tierarten, Wollschafe wie Angoraziegen, sind hier in unbegrenzter Zahl leicht zu züchten ohne jede andere Kapitalsanlage als die Einführung der Stammtiere. Beide Rohstoffe sind Gebrauchsartikel, deren Notwendigkeit mit jedem Tage steigt, die sich lange aufstapeln lassen, überall und immer verkäuflich sind.

Die englischen Kolonien, besonders Australien, ferner die Argentinische Republik verdanken diesem Produkt weit mehr ihr Aufblühen als dem Golde und den Erzeugnissen der Bodenkultur zusammengenommen. Es ist auch der Beachtung wert, daß die koloniale Wollproduktion die europäische bereits überflügelt hat; wenn also eine deutsche Kolonie sich mit diesem Produkt in den Weltmarkt hereindrängt, macht sie wohl andern Kolonien, aber nicht dem Mutterlande Konkurrenz, was wohl geschehen würde, wenn Groß-Namaland die Aussicht hätte, sich als Ackerbaukolonie entwickeln zu können. Der Wolle und dem Mohair könnten sich dann noch gesalzene Felle als Stapelartikel anschließen.

Recht ungünstig liegen die Arbeiterverhältnisse. Im ganzen großen Lande wohnen höchstens 24 000 Menschen, die noch dazu äußerst ungern arbeiten. An eine Besserung dieser Verhältnisse im Lande aus sich selbst heraus ist nicht zu denken. Mit Geduld und Zeit kann der einwandernde Europäer sich einige wenige Arbeitskräfte erziehen, am leichtesten noch als Hirten und Transportgehülfen. Von selbst wird der Eingeborene sich niemals mit der Arbeit befreunden.

Die wenigen Eingeborenen sind von Natur gutmütig und denken nicht daran, dem Europäer ans Leben zu gehen, doch wie alle wilden und halbwilden Völkerschaften leben sie fortwährend untereinander in Fehde, welche schließlich darauf hinausgeht, dem Nachbarn so viel zu rauben als nur möglich. Durch diese ewigen Unruhen wird der dazwischen wohnende Europäer stark in Mitleidenschaft gezogen. Vorüberziehende Kriegerhorden nehmen seine Gastfreundschaft empfindlich in Anspruch, der Handel stockt, die Leute verarmen mehr und mehr, denn der glückliche Sieger weiß nie, wie lange er sich der erlangten Beute erfreuen kann und schlachtet fleißig darauf los oder verkauft zu Schleuderpreisen, um doch einen Genuß davon zu haben, bis er selber schließlich nichts mehr hat. Am Ende quält der Hunger alle und dann wird es auch dem Europäer schwer, sein Eigentum vor Diebstahl zu sichern.

Aus all diesem geht hervor, daß Groß-Namaland nicht früher irgend eine Bedeutung erlangen wird, bis europäische Ansiedler dort einziehen, es geht aber auch daraus hervor, daß diese Ansiedler dort ein recht gutes Gebiet vorfinden, um ihre Arbeitskraft zur Geltung zu bringen, daß sie dort, zwar weit entrückt aller europäischen Kultur und ihren Genüssen, ein sorgenfreies Leben führen und ihren Nachkommen eine nicht unbedeutende Wohlhabenheit hinterlassen können. Wie überall muß auch hier der Ansiedler ein kleines Vermögen zum Anfang haben, zur Anschaffung von Nahrungsmitteln für die erste Zeit,

von Zucht-, Milch- und Spanntieren, Gerätschaften u. s. w. Verfügt Jemand über ein Vermögen von 10 000 bis 12 000 Mark, so kann er gleich im großen Maßstabe beginnen und bei einiger Umsicht und Thatkraft es in wenigen Jahren zum Großfarmer bringen. Mit weniger Anfangskapital geht es natürlich entsprechend langsamer.

Der Mann braucht einen Ochsenwagen	Mark	1800
ein Spann Ochsen, 14 Tiere zu 80 Mark . . .	=	1120
10 Milchkühe zu 60 Mark	=	600
2 Zuchtstuten zu 300 Mark	=	600
50 Merinomutterschafe zu 15 Mark	=	750
1 Bock dazu zu 40 Mark	=	40
50 afrikanische Ziegen nebst Bock à 10 Mark . .	=	500
Nahrungsmittel für ein Jahr	=	1000
Geräte und Tauschartikel	=	1000
in Summa:	Mark	7410

Dies wäre ein mittlerer Anfang, ist es dem Ansiedler möglich, sich gleich zu Anfang einen größeren Stamm von Merinoschafen und womöglich einen Stamm Angoraziegen anzuschaffen, so darf er um so früher auf eine Einnahme für Wolle und Mohair rechnen, wofür er Kleiderstoffe und andere Bedürfnisse kaufen kann. Leben muß er von der Milch, von der Jagd, und im zweiten Jahre schon mit aus dem Garten. Zu viel darf er zu Anfang von seinen Tieren nicht schlachten. Der Hausbau muß kostenlos aus Materialien des Landes und durch eigene Arbeit entstehen, das milde Klima erfordert hier nur sehr einfache und leichte Baulichkeiten. Steinbau in Lehm und darüber Grasdach ist genügend. Dachsparren findet man, wennschon nach längerem Suchen, zwischen den einheimischen Hölzern, die leider die Neigung haben, sehr krumm zu wachsen.

Mit bedeutend geringeren Mitteln anzufangen, wäre bedenklich, da dann die Noth bei den geringsten Unfällen an die Thür klopfen könnte.

Eine bedeutende Schwierigkeit für Einwanderung nach Groß-Namaland aus Europa resp. Deutschland liegt in den teuern Reisekosten. Von Hamburg nach New York beträgt das Fahrgeld III. Klasse 96 Mark für die erwachsene Person, von Hamburg nach Kapstadt 300 Mark. Von hier aus giebt es augenblicklich noch keine regelmäßige Verbindung nach Lüderitzbucht und Walfischbai, ein längerer und sehr teurer Aufenthaltsort ist also dort in Kapstadt die Regel, dann kostet es noch 100 Mark von Kapstadt nach Lüderitzbucht. An der Küste angelangt, findet der Einwanderer nichts vor, nicht einmal Trinkwasser. Hat der Mann endlich alle Schwierigkeiten überwunden, so sieht er sich einsam und verlassen in einem völlig wilden und nach seinen von Europa mitgebrachten Anschauungen auch öden Lande. Kommen nun noch Nahrungssorgen und Mißgeschick hinzu, so gehört nicht viel Prophetengabe dazu, daß Enttäuschung, Kleinmut, ja Verzagtheit das Gemüt des Ankömmlings beschleichen wird.

Hier ist Gelegenheit, zuerst deutsches Kapital nutzbringend für koloniale Bestrebungen einzusetzen. Die Sache muß organisirt werden.

Zunächst wäre es notwendig, eine Art Musterfarm, doch ohne allen Glanz, einfach und zweckentsprechend, einzurichten, groß genug, daß den Ansiedlern Zuchttiere, wenigstens solche, die im Lande nicht vorhanden, wie Wollschafe und Angoraziegen, abgegeben werden können. Entschließt sich eine größere Gesellschaft, auszuwandern, so müßte mit einer deutschen Linie, z. B. Wörmann in Hamburg, in Verbindung getreten werden, um die Leute direkt nach Lüderitzbucht oder Walfischbai zu befördern, hierbei wären mindestens 100 Mark pro Person erspart. Leitenden Persönlichkeiten in Afrika wäre die Ankunft so genau wie möglich vorher anzuzeigen, damit die Leute so bald es angängig ins Land befördert werden können. Anstatt sie in die Wildnis zu setzen, müssen sie in der Farm gastlich aufgenommen werden, ihnen muß gezeigt werden, was im Lande durch Arbeit geschaffen werden kann, und schließlich müssen sie bei der endlichen Niederlassung mit Rat und That unterstützt werden.

Es ist durchaus nicht nötig, daß alle diese Leistungen unentgeltlich geleistet werden, doch dürfte es sich empfehlen, denen, die nicht so viel Vermögen haben, um alles bezahlen zu können, einen Kredit zu gewähren, den sie in 24 Jahren mit 8 Prozent amortisiren. Die im Lande üblichen Ochsenwagen kann man vorher aus Kapstadt zur Küste besorgen, ebenso die schweren Brodstoffe.

Sind erst einige Dutzend Ansiedler im Lande und haben diese sich festgesetzt, eingerichtet und prosperiren, so macht die Sache sich schon wesentlich leichter, wenn nicht von selbst. Gute Nachrichten werden Verwandte und Bekannte nachlocken, den neuen Zuzüglern greifen die alten Ansiedler unter die Arme. Es kommt eben darauf an, daß die ersten Nachrichten gute sind. Lauten diese ungünstig, so ist vorauszusehen, daß ein längerer Rückschlag folgen muß.

Die von Herrn Nolte vor längerer Zeit ausgesprochene Befürchtung, daß bei längerer Verzögerung einer Einwanderung von Deutschland schließlich Buren aus der Kapkolonie und den anderen südafrikanischen Gebieten eindringen und die besten Plätze vorweg besetzen werden, ist durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Diese Leute haben einen ungeheuren Vorsprung vor frisch aus Europa zuziehenden Ansiedlern voraus. Sie kennen Land und Leute, sind mit der Wirtschaftsart und den Lebensverhältnissen vertraut, besitzen größere Viehstämme und Ochsenwagen, und haben schließlich den notwendigen Grad von Unverschämtheit, der dem Mutigen in einem wilden Lande so fördernd zur Seite steht. Leben doch schon nördlich vom Oranjefluß im deutschen Schutzgebiet, meist bei Warmbad, 44 Familien europäischer Abstammung, die nur durch den Raubkrieg des Hendrik Witboi verhindert werden, sich weiter im Norden die schönsten Wasserplätze und Weidegründe auszusuchen.

Den nördlichsten Teil von Groß-Namaland, den zwischen Swakop und dem 25½ Breitengrade, halte ich für den geeignetesten zur Einwanderung. Aus verschiedenen praktischen Gründen ist es wünschenswert, daß die Ansiedler nicht zerstreut zwischen den Eingeborenen, sondern näher aneinander in gesonderten Bezirken wohnen. Der geringste Grund ist der gegenseitige Schutz nicht, den sie so sich im Notfall gewähren können, während sie einzeln verstreut jeden Zufall ausgesetzt sind. Das Deutsche Reich hat dort eine Schutztruppe von 50 Mann, dies erscheint in Europa eine geringe Macht, sie ist für Südafrika eine sehr achtunggebietende. Hinter jedem Goldsucher oder Hausirer kann doch unmöglich eine Kompanie Soldaten einhermarschiren, wohl aber können einige hundert Ansiedler, die verhältnismäßig im engen Raume zusammenleben, gegen grobe Übergriffe von Seiten räuberischer oder frecher Eingeborener durch die militärisch organisirte Schutztruppe gesichert werden. Dies wird dadurch erleichtert, daß jeder Ansiedler im Notfall ein Soldat mehr ist. Nun werden einer europäischen Truppe dort im Lande die größten Schwierigkeiten nicht durch die Zahl und den Kampfesmut der Feinde, sondern durch die ungeheuren Entfernungen bereitet. Wohnen die Europäer beisammen, so fällt diese Hauptschwierigkeit weg. Die Eingeborenen werden sich im großen und ganzen nur als Diener zwischen den Europäern heimisch fühlen, der wohlhabende stolze Nama wird diesen Bezirk meiden, einmal aus Stolz und vor allem weil ihm der Begriff von persönlichem Eigentum und die Anhänglichkeit an einen bestimmten Wohnsitz fehlt. In dem von Europäern bewohnten Teil muß sehr bald ein einfaches ungeschriebenes Recht eingeführt werden, wegen Benutzung des Wassers, Viehschäden, Jagdrecht u. s. w. Hierin wird sich der Eingeborene schwer fügen. Der größte Teil der Namastämme und gerade die südlichen sind stets sehr friedlich und sogar sehr freundlich gegen den Europäer gewesen, so besonders die in Warmbad, Bethanien und Ketmanshoop; die Leute halten dort die besten Plätze besetzt, warum diese also verdrängen? Der Norden beherbergt die unruhigsten Stämme, von denen der schlimmste der Gibeoner ist. Diese Stämme haben sich durch ewige Kriege fast aufgerieben und sind total verarmt, so daß heute ein schönes fruchtbares Gebiet von 1500 deutschen Quadratmeilen ganz menschenleer daliegt. Herrn Dr. Bernhard Schwarz, der einen sehr kleinen Teil im äußersten Norden bereist hat, hat das Land nicht sonderlich gefallen, und doch spricht er selber öfter von den „unermeßlichen Ebenen mit hohem dichten Gras, Gruppen von Bäumen und weidenden Tieren dazwischen." Was will Herr Dr. Schwarz mehr, will er bei diesen faulen Eingeborenen, die es für Unverstand halten, einen Baum zu pflanzen, lachende Dörfer vorfinden? Ein altes Landmannsherz wird durch diesen Anblick erfreut, vielleicht mehr als durch Palmwälder und die üppigsten Schlingpflanzen, von denen keine Ziege satt werden kann, er weiß, was aus solchem Lande gemacht werden kann.

Allerdings wohnen in diesem Gebiet die Rehobother Bastards, friedliche, fleißige und ordentliche Leute, ein ganz gutes Kulturelement. Da sie nur einen Bezirk von etwa 300 Quadratmeilen inne haben, bleibt also noch genügend übrig. Die Rehobother kann man ganz ungestört lassen.

Wenn die übrigen 1200 Quadratmeilen besetzt sind, auf jeder Quadratmeile nur ein Ansiedler ist, so wird das Land ein anderes Aussehen haben. Rechnen wir nur 1000 Wollschafe auf jeden Ansiedler, so würden das 1 200 000 Wollschafe sein, die mindestens einen jährlichen Wollertrag von 2 400 000 Mark ergeben würden und, was die Hauptsache ist, in einem ausgezeichneten Stapelartikel. Dann entwickelt sich der Handel von selber; Verkehrswege werden erstehen; das Land kann selbst die Mittel zu einer geregelten Verwaltung aufbringen. Es ist ja gar keine Frage, daß hier noch mehr als anderwärts die Eingeborenen den rauhen Stoß der Kultur nicht aushalten werden. Der Menschenfreund kann darüber klagen, an der brutalen Thatsache läßt sich nichts ändern. Der Wilde will genießen, ohne zu arbeiten, und das ist unmöglich. Der Nama wird sich bald selbst ruiniren, allmählich dem Europäer durch eigenen Leichtsinn das Feld

auch ferner räumen, und wir können nur zufrieden sein, wenn noch einige als Arbeiter erhalten bleiben. Wenn nur erst der Anfang gemacht ist, macht sich der Rest von selbst.

Auf etwas möchte ich hier noch aufmerksam machen, was meiner Ansicht nach lange nicht genug gewürdigt wird. Wer die Geschichte aller Goldländer aufmerksam verfolgt, wird finden, daß eine, wenn auch noch so dünne Besiedelung deren bergmännischer Erschließung vorausging. Wer Mexiko und Peru als Gegenstücke aufstellen will, der irrt, denn die Europäer fanden diese Länder schon besiedelt vor, es herrschte dort schon vor ihnen hohe Kultur. Der Zufall will es, daß heute gerade diese nicht zu den Goldländern zählen. Wer das Goldsuchen kennt, wird einsehen, daß dies gar nicht anders sein kann. Das Büchelchen von Dr. Schwarz „Im deutschen Goldlande" ist gerade in dieser Beziehung äußerst lehrreich, denn Herr Dr. Schwarz war praktischer Goldsucher, und wenn er die persönlichen Leiden, Abnahme des Körpergewichts u. s. w. auch etwas drastisch schildert, so ist doch unzweifelhaft daraus zu sehen, mit welchen Schwierigkeiten der Goldsucher in einem wilden Lande zu kämpfen hat. Es wird stets noch am ersten von dem ärmeren Goldsucher empfunden, der für eigene Rechnung arbeitet, unermüdlich jahrelang zwischen den Felsen umherklettert und möglichst viele Steine anschlägt. Das Gold ist ein seltenes Metall, sonst wäre es nicht so teuer, sein Finden ist stets ein glücklicher Zufall, die Praxis giebt einige Fingerzeige auf den Weg, die Wissenschaft läßt uns aber hier noch im Stich. Je mehr Leute nun danach suchen, je häufiger kann dieser glückliche Zufall sein Spiel treiben. Eine flüchtige Expedition, die Kakao und Konserven bald aufgebraucht, kann nichts erreichen; der richtige Golddigger wohnt dagegen monatelang bei einem Ansiedler, benutzt die Ortskenntnis dieses Mannes und seiner Leute, untersucht gründlich von hier aus das Gebiet und geht solange von einem zum andern, bis das Glück ihm lächelt. Arme Schelme! Nur wenigen wird es lächeln, und der behäbige Farmer, der das Gold im Vließe seines Schafes sucht und sicher findet, wird seinen Gast, den er gerne beherbergt, meist ohne Neid scheiden sehen. Ist dieser aber glücklich gewesen, so hat der Farmer erst recht keinen Grund zum Neide, denn nun beginnt erst recht seine sichere Goldernte, er findet die blanken, fix und fertig geprägten Zwanzigmarkstücke dann nicht mehr allein im Vließe seines Schafes, sie liegen dann auch im Gemüsebeet seines wohlbewässerten Gartens, hängen an der Weinrebe, hängen an der goldigen Weizenähre. Auch verstehe ich nicht, wie man in einem Lande Bergbau treiben will, welches fern von der Küste brach daliegt, wo keine Farmer sind, die Fleisch, Brod, Milch und Gemüse dem Bergmann bringen. Transvaal, welches seiner Fruchtbarkeit wegen ja immer so sehr gepriesen wird und wo schon über 15 000 Farmer angesiedelt sind, kann seine 40000 beim Bergbau beschäftigten Menschen nicht mehr ernähren, im August und September 1889 stieg dort ein Pfund Mehl bis auf eine Mark und ein Ochse bis auf den für Südafrika fabelhaften Preis von 300 Mark, Hungersnot brach aus und Epidemien, bis die hohen Preise größere Zufuhren von weiter her anlockten.

Also, man mag die Sache drehen und wenden und von allen Seiten besehen, aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet Deutschlands wird nichts ohne Ansiedelung. Und haben wir uns darüber zu ärgern? Hat Deutschland, hat Europa so wenig Menschen, daß es keine abgeben kann? Darauf brauche ich garnicht zu antworten. Daß aber diese Ansiedelung recht gut möglich ist, muß jeder Unbefangene, der das Land kennen gelernt, und der es beurteilen kann, zugeben, es ist ja schon hier und da durch Thatsachen bewiesen. Es ist wahr, das Land hat einige Mängel, der Wüstenstrich an der Küste ist äußerst lästig, es würde garnichts schaden, wenn der Regenfall etwas größer wäre, aber die Wüste ist überwindlich, der Regenfall nicht zu gering, und das köstliche Klima wiegt beides auf.

Herr Dr. Pechuël-Lösche trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „diese Verhältnisse schädigen indessen nicht blos das deutsche Schutzgebiet, sondern den größten Teil von ganz Südafrika, wo trotz alledem weite Gebiete erfolgreich bewirtschaftet werden."

Also nur munter ans Werk, ohne ernste ausdauernde Arbeit ist da nichts gethan, hier öffnet sich noch ein weites und fruchtbares Gebiet für die Thätigkeit der Kolonialfreunde.

F. Hermann.

Schilderungen aus Kamerun.

Von Georg Baldau.

I.

(Fortsetzung).

An dem Ekaléhause angelangt, placirte er den Hut auf einem vor dem Hause stehenden Pfahl, worauf er eiligst nach seinem Hause zurückkehrte. Noch ehe er dieses erreicht hatte, erschienen von allen Seiten mit Äxten und Faschinenmessern bewaffnete Männer, alle nach dem Bauplatze eilend, als ob sie fürchteten, zu spät zu kommen. Binnen kurzem waren dort mehr als 200 Mann versammelt, welche die Befehle Mufakkas betreffs der Arbeit erwarteten.

Ekumba-Liongo war, wie schon erwähnt worden, von Knutson auf seiner Fahrt den Meme aufwärts angekauft worden. Ich hatte gehofft, von hier auf dem Flusse nach Ekumba-Ndene (Ekumbi-ba-Ndene) hinauf fahren zu können, fand aber jetzt, daß das Dorf, gleich den anderen Dörfern am Meme, eines Kanus entbehrte, was nach der Angabe der Leute darin seinen Grund hatte, daß sie von den Calabarkaufleuten gehindert worden waren, sich solche anzuschaffen, damit diese den Handel sicherer beherrschen könnten. Der Landweg nach Ekumba-Ndene sei, wie man behauptete, überschwemmt und im übrigen auch so schlecht, daß man dort die Hängematte nicht tragen könne. Da ich der Ansicht war, daß diese Antwort von ihrem Wunsche diktirt wurde, mich von dem Inneren des Landes fern zu halten, so beschloß ich, am folgenden Tage gleichwohl den Versuch zu machen, dorthin vorzudringen. Es kamen indessen jetzt von dem genannten Dorfe mehrere Häuptlinge und andere hervorragende Männer an, welche als Geschenke für mich eine Ziege, junge Hühner und Bananen mitbrachten. So gerne sie auch sehen würden, daß ich zu ihnen käme, so wüßten sie doch, so erklärten sie, nicht, wie dieses geschehen könnte, weshalb ich die Reise aufgab, fest entschlossen, bei der ersten passenden Gelegenheit dorthin von einem der Bergdörfer aus vorzudringen, in denen wir damals mit dem Aufkauf von Kautschuk beschäftigt waren.

Da ich nun den Zweck meiner Fahrt erreicht hatte, wollte ich mich so bald wie möglich zur See auf den Heimweg begeben. Zu diesem Zwecke mietete ich von dem Calabarmanne sein Kanu und drei Mann, um es nach dem Dorfe Bamosa zu führen. Am folgenden Tage, den 3. Juni, verließen wir Bonges Landungsplatz um 9 Uhr vormittags. Vorwärts getrieben von der Strömung und 10 Rudern glitt das Kanu pfeilschnell den Fluß hinab, sich zwischen den überall in großer Zahl vorkommenden Baumstämmen, von denen viele nicht bis an die Oberfläche des Wassers heraufreichten und denen deshalb schwer auszuweichen war, hindurchwindend. Eine halbe Stunde nach unserer Abreise von Bonge fuhren wir am Landungsplatze des Dorfes Meme am südlichen und gegenüber am nördlichen Ufer gelegenen oberen Landungsplatze des Dorfes Kumbe vorüber. Die Ufer, welche von Ekumba-Liongo an sehr hoch und steil gewesen waren, fingen hier an, niedriger zu werden, zeigten eine Stunde weit aber immer noch eine recht ansehnliche Höhe.

Nur die eine oder die andere Spur von Elefanten war bei Ekumba-Liongo auf den Ufern zu entdecken gewesen, unterhalb Bonge aber wurden dieselben immer zahlreicher. Unterhalb von Meme waren die Ufer weite Strecken hin gänzlich von diesen gewaltigen Tieren zertreten. Mehrere Spuren waren nur wenige Stunden alt, und bei einer Biegung des Flusses sahen wir ein solches Tier, welches sich ein Bad nahm. Gewarnt durch den Gesang der Kanuleute nahm es Reißaus und kletterte mit erstaunlicher Schnelligkeit in schräger Richtung das steile und lockere Ufer hinan. Gerade als es im Walde zu verschwinden drohte, schickte ich ihm eine Kugel in den Schenkel nach, aber da das Gewehr nur ein gewöhnlicher kleiner Expreßstutzer war, konnte der Schuß keine besondere Wirkung thun. Nur ein paar kleine Blutflecke ließen sich auffinden, weshalb ich nach einer kurzen Verfolgung der Spur die Fahrt fortsetzte.

Bald wurde der in des Dorfes Nähe gelegene untere Landungsplatz Kumbes passirt, wo der Fluß eine Breite von 35 Metern und an dem einen Ufer eine Tiefe von $2^1/_3$ und an dem anderen von $^1/_3$ Meter hat. Hier waren bereits Ebbe und Flut wahrnehmbar, die Heftigkeit der Strömung hatte sich allmählich vermindert, und etwas weiter abwärts trafen wir einen schwachen Gegenstrom, der immer stärker wurde, je weiter wir den Fluß hinab kamen. An einer Stelle wurde die Passage beinahe vollständig von einem mächtigen Baumwollenbaum gesperrt, welcher von dem südlichen Ufer quer über den Fluß gefallen war. Am nördlichen Ufer fand sich indessen eine kleine Insel und zwischen dieser und dem Ufer ein 3 Meter breiten Flußarm, welcher uns durchließ. Während der Trockenzeit, wo das Wasser hier 2—3 Fuß niedriger ist, kann hier selbst ein Kanu nicht durchkommen.

Der Boden des Flusses, welcher von Ekumba-Liongo an aus Sand bestanden hatte, war hier Lehm, die Ufer waren hier niedriger und das umgebende Land sumpfig. Bald trafen wir hier einen schmalen, offenbar aber sehr benutzten Fußweg, der durch das hohe Gras am Ufer in den Wald hineinführte. Etwas weiter abwärts war an der anderen Seite ein eben solcher Weg sichtbar, vor welchem, an Pfählen festgebunden, ein paar kleine, backtrogähnliche Kanus legen. Dieser schmale lehmige und sumpfige Steig bildet die Straße und den einzigen Verbindungsweg zwischen Illoani und Love, der zwei bedeutendsten Städte Balundus. Eine herrliche Illustration von Kommunikationen in Äquatorial-Afrika.

Eine Strecke unterhalb des genannten Weges teilte der Fluß sich in zwei Arme, von denen der schmälere, nach rechts abweichende, als das eigentliche Bett des Meme bezeichnet wurde. Dieser Arm war indessen gänzlich durch umgefallene Bäume gesperrt, so daß wir unsere Fahrt auf dem linken Arme bis zu einem 100 Meter weiter abwärts sich abzweigenden schmäleren Kanal fortsetzen mußten. Der 50 Meter breite und gerade linke Arm war allem Anschein nach der Hauptarm, die Kanuleute aber nannten ihn Mongosi und behaupteten, daß er sich bald in eine Menge kleiner Ströme verliere. Wir folgten daher dem schmalen Kanal, der sich tief und frei von allen Hindernissen zeigte, und waren bald wieder auf dem Meme. Hier hört der feste Boden auf und das Creekland mit seinem Mangrovenwald beginnt. Das ganze den Memefluß umgebende Land ist, in Übereinstimmung mit dem voraus beschriebenen südlichen Teile von Balundu, vollständig eben und steinfrei mit einem reichen und fruchtbaren Boden von tiefem Lehm, bedeckt mit einer $^1/_2$ Meter dicken Schicht von Schwarzerde. Fürwahr ein Land für Kapitalisten, um etwas daraus zu machen! Ein reicheres und für Plantagen sich besser eignendes Land dürfte sich schwerlich finden. Namentlich für

den Anbau von Kakao, Zucker und Tabak ist es sehr geeignet. Plantagen, am Meme angelegt, würden einen tiefen, äußerst fruchtbaren und steinfreien Boden, große Wärme, reichlichen Thau und Regen, sowie eine leichte und billige Kommunikation mit Häfen an der Küste haben — und was kann man wohl mehr wünschen?

Der größere Teil des Landes in der Nähe des Flusses wird oder ist von den Eingeborenen zu Farmen (Ackerhöfen) angewandt worden, so daß der größere Teil des hohen Waldes niedergehauen und nun auf den verlassenen Farmen durch ein dichtes, gebüschartiges Jungholz ersetzt ist, über welches hohe Ölpalmen und hier und da ein riesenhafter Baumwollenbaum emporragen. Auf den neuen Farmen sind die Palmen noch ziemlich niedrig, und der Platz des Jungholzes wird hier von ausgedehnten Bananen- und Plantanenhainen sowie Mais- und Bohnenfeldern eingenommen. Auf dem eigentlichen Flußhange sind jedoch die alten Bäume stehen gelassen worden, und dieselben bilden nun auf weite Strecken ein schattiges Gewölbe über dem Fluß.

Außerordentlich angenehm ist es, an einem schönen und kühlen Morgen eine Kanufahrt den Fluß hinab zu machen. Mit großer Schnelligkeit, aber beinahe lautlos vom Strom und von Rudern vorwärts getrieben, gleitet das Fahrzeug dahin, bald zwischen hohen, senkrecht abfallenden Ufern, bald unter einem niedrigen, schattigen Gewölbe, das plötzlich wieder einem offenen, von der Sonne beschienenen Terrain mit dichten Bananenpflanzungen oder niedrigem Gebüsche Platz macht, über welches Palmen stolz ihre federbuschähnlichen Kronen erheben. Das einzige, wovon man beschwert wird, sind eine Menge blutsaugender und sehr zudringlicher Bremsen. Fische huschen, nach Insekten schnappend, am Wasserspiegel dahin, und flatternde Schmetterlinge und schwirrende Wasserjungfern schweben über demselben. Lärmende Scharen von grauen und roten Papageien verleihen der Landschaft Leben, und die zahlreichen, oft frischen Spuren von Elefanten halten den Sinn des Reisenden in beständiger Spannung. Bei jeder neuen Biegung des Flusses überfährt der Blick schnell und spähend den Strom und die Ufer flußabwärts, erwartend, eines dieser riesenhaften Tiere ein erfrischendes Bad in dem einsamen Flusse nehmen zu sehen.

Während meiner späteren Fahrten daselbst habe ich mehrere Male solche Szenen beobachtet, ohne daß ich, ungeachtet das Gewehr geladen neben mir lag, es über mich bringen konnte, sie zu stören. Aber sobald das Tier, unsere Anwesenheit bemerkend, Reißaus nahm, war die Verzauberung gelöst und die Jagdlust kam zu ihrem Rechte. Wenn man den Elefant in Europa sieht, erscheint er unverhältnismäßig groß, und man ist geneigt, in ihm ein Überbleibsel von einer verschwundenen gigantischen Tier- und Pflanzenwelt, also ein Wesen zu erblicken, was von der Erde verschwinden muß. Ganz anders ist der Eindruck, den er macht, wenn man ihn in den Urwäldern seiner tropischen Heimat sieht. Unter den bis zu 200 Fuß hohen und unerhört dicken Bäumen, zwischen den gewaltigen Blattpflanzen und in dem mehr als mannshohen Grase derselben erscheint er als ein würdiger Repräsentant des Tierreiches, während dahingegen die anderen Tiere lächerlich klein und unbedeutend aussehen. Schade, daß es nicht geglückt ist, ihn zu zähmen. Vielleicht, daß man dabei nicht richtig zuwege gegangen ist. Weshalb wendet man bei seiner Zähmung nicht dieselbe Methode an, deren man sich bei seinem Verwandten, dem asiatischen Elefanten, bedient? Wenn nach einem passenden Platz in Ägypten oder Sansibar von Indien geschickte Elefantenjäger und gute „Sirenen" übergeführt würden, dürfte es vielleicht gelingen, ihn zu zähmen und zu dressiren. Damit hätte man dem „schwarzen Erdteil" ein für ihn passendes und gutes Transportmittel gewonnen, dessen er mehr bedürftig ist, als irgend ein anderer.

Der ereekartige Teil des Meme, zwischen dem Mongosi und der Mündung, nahm zufolge des Gegenstromes für die Fahrt mehr als zwei Stunden in Anspruch. Dieser Teil hat mehrere Seitenkanäle und gleicht einem gewöhnlichen Creek, mit dem Unterschied gleichwohl, daß hier der Boden hier und da auf weite Strecken etwas fester und dicht mit Rafiapalmen bewachsen ist. Solche Massen von diesem Baume wie hier habe ich nirgends angetroffen. Hier könnten ganz Balundu-, Bouge- und Ekumbiland ihren Bedarf an Banholz fällen.

Wir begegneten hier einem Calabarkanu, ähnlich demjenigen, welches ich hatte. Ich will hier von diesen merkwürdigen Fahrzeugen, mit denen der unerhörte Handel ganz Old Calabars vermittelt wird, eine Beschreibung geben. Um für den Transport von schweren Rum- und Ölfässern verwendbar zu sein, bei welchem es oft geschieht, daß sie, schwer beladen, mit voller Fahrt auf Klippen oder Baumstämme aufrennen, werden sie sehr dick gebaut und sind infolge davon sehr schwer und plump. Da sie außerdem nur für ruhiges Wasser bestimmt sind, ist ihre Form eine ganz gerade, jeder Erhebung im Vorder- oder Hinterteil ermangelnd, und sie unterscheiden sich daher sehr von den leichten, geschmeidigen und graziösen Seekanus, in deren Bau besonders das Betikkavolk große Fertigkeit erlangt hat. Es giebt Calabarkanus von außerordentlicher Größe; namentlich zeichnen sie sich durch bedeutende Tiefe und Breite aus. Das größte, welches ich gesehen habe, war 20 Meter lang, 2,5 Meter breit und 1,5 Meter tief, doch soll es noch größere geben. Alle diese Kanus, die großen sowohl wie die kleinen, sind in der Mitte mit einem kleinen Dache aus den Blättern der Rafiapalme überbaut, und unter diesem Dache haben sie einen Boden aus Brettern; hier hat der Besitzer des Kanus seinen Schlafplatz, und hier verwahrt er auch seine empfindlicheren Handelswaren. Dieser Schuppen gewährt einen guten und wohlbenötigten Schutz gegen Regen und Sonnenschein während der oft mehrere Tage dauernden Fahrten auf den endlosen Creeks, wobei nicht ein Fußbreit fester Boden angetroffen wird, sodaß die Reisenden ausschließlich auf das Kanu angewiesen sind. Im Vorderteil eines jeden Kanus findet sich eine Platform von Lehm und Sand, welche als Herd angewendet wird. Im Verhältnis zu ihrer Größe und Schwere haben diese Kanus im allgemeinen eine sehr geringe Bemannung, die es jedoch versteht, mittelst langer Stangen das Fahrzeug den Fluß aufwärts zu schieben. In den Creeks wird als Triebkraft die mit großer Schnelligkeit durch dieselben strömende Flut benutzt. So lange diese der Fahrt günstig ist, darf das Kanu mit dem Strome treiben, wobei die Bemannung nur etwas mit den Rudern nachzuhelfen und das Fahrzeug in die rechten Kanäle zu steuern hat. Sobald die Strömung sich wendet, wird das Kanu an den Wurzeln eines Mangrovebaumes festgebunden, bis das Wasser nach 6 Stunden wieder in seiner früheren Richtung fließt. Diese Fahrten sind äußerst einförmig, aber vollständig nach dem Geschmack des Negers, denn so lange der Strom ihn vorwärts führt, hat er nur geringe Arbeit, und wenn das Kanu festgebunden ist, kocht, ißt und schläft er.

Für einen Weißen ist eine Fahrt durch diese Gegenden äußerst langweilig; stets dieselbe Szenerie: die ewigen, sich schlängelnden Creeks mit ihrem salzigen, trüben Wasser, der monotone Mangrovewald, ruhend auf Millionen von Luftwurzeln, die bei niedrigem Wasserstande aus dem Schlamme emporragen, bedeckt mit grünem, stinkendem Schleime, mit Erd- und Wasserschnecken. Die Einförmigkeit in dieser Einöde wird in dem einen oder anderen größeren Creek von einem ungewöhnlich reichen Tierleben unterbrochen. Hier und da sieht man ein Krokodil langsam den Schlamm nach dem Wasser hin durchfurchen, in welchem es plumpsend verschwindet, ehe man ihm auf Schußweite nahe kommen konnte. Reiher schnappen nach jungen Fröschen, welche sich in großer Zahl auf den Bänken umhertummeln. Pelikane füllen langsam, aber sicher ihre großen Vorratsäcke mit zappelnden Fischen. Mehrere Arten von Adlern, Habichten und Weihen schweben über den Baumwipfeln oder sitzen philosophirend auf einem hoch über dem Creek hervorschießenden Ast. Der stolze Adler, welcher dort oben unbeweglich wie eine Bildsäule sitzt, sieht wohl das Fahrzeug näher kommen, weiß aber aus Erfahrung, daß er vor dem schwarzen Manne vollkommen sicher sein kann, und da er keine Ursache hat, von dem weißen etwas anderes zu erwarten, so bleibt er ruhig sitzen, bis er plötzlich durch einen Schuß aus seinen Grübeleien aufgeschreckt wird, der ihn Hals über Kopf herab ins Wasser wirft. Das meiste Leben verleihen diesen Gegenden die Papageien, die mit unaufhörlichem Geschrei und Gepfeife oft in großen Scharen über den Creek ziehen. In dem einen oder anderen einsamen Kanal haben diese Vögel ihr Nachtquartier, zu dem stets gewisse Bäume ausersehen und bis zum Gedränge von Hunderttausenden von Vögeln besetzt werden, während die umgebenden Bäume unberührt bleiben. Die Eingeborenen kennen viele dieser Plätze und benutzen diese ihre Kenntnis dazu, die Papageien mittelst Leimruten, welche sie auf den Bäumen anbringen, lebend zu fangen. Am Morgen und Abend trifft man zuweilen ganze Schwärme von Meerkatzen zwischen den Baumstämmen und Luftwurzeln, von denen sie zufolge ihrer dunklen Färbung im Halbdunkel unter dem Laubwerk kaum zu unterscheiden sind. Während der heißesten Stunden des Tages scheint alles Leben gleichsam ausgestorben zu sein, und nur das mit langen Zwischenräumen wiederkehrende melancholische Geschrei eines größeren Affen unterbricht dann die Stille der Einöde.

Der Meme mündet in den Ndame winkelrecht gegen den Lauf dieses Flusses, der an dieser Stelle ungefähr 1 Kilometer breit ist. Meine Leute hatten hier in der heftigen Gegenströmung ein schweres Stück Arbeit, dadurch aber, daß wir dicht an dem Ufer hinsteuerten, gelang es uns, mit ziemlich guter Fahrt vorwärts zu kommen. Nach ein paar Stunden wendete die Strömung um und half uns dann schnell vorwärts. Der Ndame verschmälerte sich an ein paar Stellen bis auf nur ein paar hundert Meter, erweiterte sich aber gegen die Mündung hin bis zu einer Breite von 2 Kilometern. Nahe seiner Mündung lag auf dem linken Ufer zwischen den Mangrovebäumen ein kleines, elendes Fischerdorf, von Fialis bewohnt. Dieses ist das einzige Dorf, welches dieses Volk noch auf dem Festlande besitzt, von dem es vor ein paar Jahren vertrieben worden ist. Als wir an der äußersten Spitze des rechten Ufers, Pelikanspitze genannt, anlangten, kamen uns große weiße Wogen entgegen, welche mit unserem flachen und schweren Kanu zu passiren schwer genug war, dank aber der starken Arme und der Geschicklichkeit meiner Krumänner im Steuern des Kanus gelangten wir glücklich über den 3 Kilometer breiten Paß an das linke Ufer hinüber, wo wir durch Sandbänke vor den Meereswogen geschützt waren. Die Sonne ging jetzt unter, und nach einer Fahrt von noch einer Stunde, und jetzt im Finstern, erreichten wir Bamoso, nachdem wir beinahe auf einer Sandbank an der Mündung des Molande sitzen geblieben wären. Aus etwas Fisch, den es uns geglückt war zu kaufen, und aus mitgebrachtem Reis wurde nun eine Abendmahlzeit bereitet, die nach einem Fasten von 13 Stunden vortrefflich mundete. Da indessen weder ich noch meine Leute in diesem Mosquitonest zu schlafen vermochten, beschloß ich, die Fahrt nach Bibundi noch diese Nacht fortzusetzen. Zu dieser Fahrt mietete ich ein großes Seekanu und 5 Ruderer, um meine Leute, welche seit 9 Uhr vormittags ununterbrochen gearbeitet hatten, zu schonen. Um 11 Uhr nachmittags schifften wir uns ein. Diese Fahrt in finsterer Nacht war eine ziemlich abenteuerliche. Der eine Regenwind löste den anderen ab, das Meer war aufgeregt, und dazu gerieten wir zweimal in hohe Brandungen an einer Flußmündung, welche wir im Finstern nicht sehen konnten.

Gegen Morgen klärte es sich auf, und bei Sonnenaufgang steuerten wir nach Bibundi hinein.

II.

Fahrt nach Ekumbi-ba-Ndene. — Der Handel im nördlichen Kamerungebiet. — Die Anlage von Faktoreien. — Plantagen. — Die Arbeiterfrage. — Die Behandlung der Neger in englischen und deutschen Kolonien. — Die Fortschritte des Kamerunlandes.

Einen Monat nach der Rückkehr von der oben beschriebenen Fahrt war ich auf dem Berge im Dorfe Bokulu, um Kautschuk zu kaufen. Die Regenzeit war inzwischen hereingebrochen, und während mehreren Tagen regnete es so intensiv, daß es mir, wenn ich mich nach Ekumbi-ba-Ndene, wohin ich zu reisen gedachte, auf den Weg begeben hätte, unmöglich gewesen wäre, Beobachtungen und Aufzeichnungen zu machen. Auf Märschen in der Regenzeit ist ein Schirm ohne Nutzen; man wird ebenso naß, als wenn man keinen hätte. Überdies sind die Regenschirme auf den schmalen, überwachseuen Wegen, wo man mit ihnen bei jedem Schritte, den man macht, hängen bleibt, nur zur Beschwerde. Bald kamen jedoch einige Tage, wo der Regen mit geringerer Heftigkeit herabstürzte und auch die Sonne zuweilen hervorbrach. Ich benutzte sofort

diese Veränderung im Wetter und brach am 16. Juli auf, drei Träger und einen Dolmetscher mit mir nehmend.

Anfangs führte uns der Weg durch von mir schon früher besuchte Gegenden, über Kokke, Monjange, Bodongo und andere Dörfer hinab nach Konde. Von da wurde der Weg nach N 10° O durch einen dichten von Elefantenpfaden durchkreuzten Wald genommen. Nach einem Marsche von 7 Kilometer, während welches wir den Sombefluß zur Linken gehabt hatten, überschritten wir diesen Fluß an derselben Stelle, an welcher Knutson und ich 1885 über ihn gingen. Auf der anderen Seite liegt das Dorf Sombe, welches jetzt sehr verfallen war. Viele Häuser waren geschlossen und offenbar seit langer Zeit übergeben; auch die Ekaléhäuser waren eingefallen, was den besten Beweis dafür lieferte, daß das Dorf sich im Zurückgange und Verfall befand. Die Einwohner hätten sich, so sagte man, nach einem weit entfernten Lande begeben, um dort Sklaven zu kaufen, das Glaublichste aber ist, daß sie infolge von Krieg oder auch aus einer anderen Ursache das Dorf verlassen und sich an einer anderen Stelle niedergelassen haben. Das Haus des ersten Häuptlings, nach welchem man mich zuerst führte, war eines der am meisten verfallenen. Das Dach glich einem großlöcherigen Siebe, und was die Wände anbetrifft, so drohten sie einzustürzen. Ich zog es daher vor ein anderes Quartier zu suchen und fand ein solches in einem gut berappten Hause eines der Unterhäuptlinge. Früh am anderen Tage brach ich auf, gefolgt von meinem Wirt als Wegweiser, durchwatete den reißenden Sombe etwas weiter abwärts als am Tage vorher und setzte den Marsch nach N 12° O auf einem zugewachsenen, lehmigen und teilweise überschwemmten Wege fort. Ein dichter und anhaltender Regen trug noch dazu bei, die Beschwerden des Marsches zu vermehren. Im dichtesten Teile des Waldes überschritten wir einen creekähnlichen Fluß, Ekundo, mit einer Tiefe von $^2/_3$ Meter und einer Breite von 10 Meter. Das Bett bestand aus schwarzem Schlamme und das sehr dunkle Wasser floß mit beinahe unmerklicher Strömung in westlicher Richtung nach dem Sombe. Schon in einer Entfernung von 2 Kilometer vom Meme begannen Ekumba-Ndenes Pflanzen, welche sich bis zum Flusse hinan ausdehnen. Das Brausen des Falles ließ sich jetzt deutlich hören und wurde immer stärker, je mehr wir uns dem Flusse näherten, und in demselben Verhältnis, in welchem dies geschah, wurden auch die Elefantenspuren immer zahlreicher, bis der Weg schließlich ganz zertreten war.

Plötzlich standen wir am Ufer des Meme, ein paar hundert Meter oberhalb des Dübenfalles. Hier mündete auch ein von Foe kommender Weg. Für uns, die an die kleinen und reißenden Gebirgsbäche gewöhnt waren, bot der Meme an dieser Stelle mit seiner ruhigen, ungefähr 90 m breiten Wasserfläche einen stattlichen Anblick. In einer kleinen Bucht am andern Ufer lag ein Kanu, und auf dem Ufer waren mehrere Foeleute versammelt, bereit, sich einzuschiffen. Sobald die Besatzung des Kanus sich von der Überraschung erholt hatte, welche mein unerwartetes Auftreten bei ihr hervorgerufen, stieß sie ab, um mich hinüber zu holen. Obschon sie anstatt Ruder nur dicke Stöcke hatte, trieb sie das Kanu doch mit guter Fahrt vorwärts. Der starken Strömung wegen steuerten sie am Ufer entlang ein Stück den Fluß hinauf und dann erst nach der andern Seite hinüber, wobei die Strömung das Kanu in einem Bogen nach dem Landungsplatze hinabführte. Die Strömung ging hier in der Richtung S 65° V nach dem Falle hinab.[1]) Auf dem andern Ufer angelangt, folgten wir einem sich eine Strecke am Flusse hinziehenden lehmigen, vom Regenwasser zerrissenen Weg, der dann steil nach dem 0,8 km vom Flusse ab liegenden Dorfe Ekumba Ndene hinaufführte. Dieses Dorf hat drei Straßen mit zusammen 130 Häusern, die denen in Ekumba-Liongo ähnlich sahen, obschon sie nicht so gut wie jene unterhalten waren. Die Straßen des Dorfes waren mit Gras bewachsen. Wie ich viel später zu wissen bekam, war es nur die Hälfte des Dorfes, welche ich hier sah; der andere Teil, der ein gutes Stück davon abliegt, ist, wie man mir sagte, ungefähr eben so groß, daher das Dorf im ganzen ungefähr 250 Häuser zählen dürfte und sich seines Namens, der Groß-Ekumbi bedeutet, würdig erweist. Der erste Häuptling, ein alter Mann mit grauem Haar und Bart, stellte sofort ein geräumiges und sauberes Haus mit zwei Zimmern für mich in Ordnung, und das Dorf präsentirte mir eine Ziege mit ein paar Bündeln Plantanen, welches Geschenk sofort dem Koch überwiesen wurde. Nachdem ich ein Bad genommen und trockene Kleider auf den Körper bekommen hatte, begann der Palaver um den Kauf des Dorfes, welcher nach ein paar Stunden abgeschlossen war.

Nach einem tüchtigen Frühstück am folgenden Morgen brachen wir auf. Beim Abschiede verehrte mir der Häuptling zur Reisekost einen stattlichen Hahn; derselbe wurde jedoch zu diesem Zwecke nicht angewendet, sondern man konnte denselben nach ein paar Tagen in Bibundi an der Spitze eines großen Harems stolz umherspazieren sehen. Der Rückweg wurde über den Landungsplatz unterhalb des Falles genommen, wohin der Weg durch tiefe Hohlwege führte, die von den heftigen Regenfluten aus dem Lehme ausgegraben worden waren. Bei heftigem Regen wird dieser Weg in einen reißenden Fluß verwandelt, und es ist dann unmöglich, ihn zu benutzen. Er endete 1,5 km vom Dorfe an einem creekähnlichen Bache, in welchen das Wasser des Meme hineindrang. Diese Stelle liegt ungefähr 125 m tiefer als das Dorf und ist der äußerste Punkt, der vom Flusse aus mit dem Kanu erreicht werden kann. Dieses ist jedoch nur möglich während einer kurzen Zeit. Während des größern Teiles des Jahres ist die Passage dahin durch ein paar kleinere Fälle weiter unten gesperrt. Der Kanal war ungefähr 6 m breit und 100 m lang mit 10 m hohen, senkrechten Ufern. In einem kleinen Kanu fuhren wir denselben hinab und sodann über den Meme, der an dieser Stelle ungefähr 30 m breit und sehr tief war und mit großer Geschwindigkeit und wirbelndem Strome nach S 80° V floß. Nachdem wir die Pflanzungen passirt hatten, kamen wir auf denselben Weg, auf welchem wir am vorhergehenden Tage angelangt waren. Im Dorfe Sombe verweilten wir einige Minuten, um den Wegweiser zu bezahlen, worauf der Marsch ohne Unterbrechung bis nach Konde und dann den Berg hinauf nach Bokulu zurück fortgesetzt wurde.

Mit Ekumbi-ba-Ndene war das ganze Balunduland südlich vom Meme und 4—5 Kilometer Land zu beiden Seiten des Flusses von der Mündung an bis hinauf zum Dübenfall in unseren Besitz gelangt. Dieses Besitztum bildet ein zusammenhängendes Gebiet, das 10 Dörfer mit 6000—7000 Einwohnern umfaßt und einen Flächeninhalt von $2^1/_2$—3 schwed. □Meilen (250 bis 300 □Kilometer) hat. Wenigstens drei Vierteile dieses Gebietes haben den fruchtbarsten Boden, den man sich denken kann. Das ganze Land ist bewässert durch zahlreiche Flüsse und Bäche. Das südliche Balunduland hat drei Häfen an der Grenze des Creeklandes, und das übrige Land ist in seiner Länge vom Memefluß durchflossen, der auch in der trockenen Jahreszeit mit Kanus befahren werden kann. Das Land ist also ungewöhnlich reich mit bequemen Kommunikationen versehen und besitzt damit eins der vornehmlichsten Mittel zum Fortschritt.

Zu diesem beizutragen, war nun gewissermaßen unsere moralische Schuldigkeit geworden. Zu allererst ließe sich dieses wohl durch die Befreiung des Volkes von dem Kreditsystem der Calabarkaufleute und der damit verbundenen Abhängigkeit und Sklaverei, sowie ein kräftiges Auftreten mit genügender Macht zur Aufrechterhaltung von Friede und Ordnung im Lande zum Frommen des Handels und des Verkehrs thun. Außerdem müßten an Balundus Creekhäfen und längs dem Meme Faktoreien angelegt werden, die, abgesehen von unserem Interesse in hohem Grade zur Hebung des Landes in mehreren Punkten beitragen würden. Die Gewißheit, in den Faktoreien stets die Produkte absetzen zu können und sie dazu noch viel besser bezahlt zu bekommen als früher, würde das Volk zu größerem Fleiß und größerer Produktivität antreiben. Hier ist jedoch ein dunkler Punkt, denn dieselbe Ursache kann auf die in der Nähe der Faktoreien gelegenen Dörfer eine ganz entgegengesetzte Wirkung haben, indem dieselben den direkten Handel mit den Faktoreien für sich monopolisiren und zwischen den Weißen und dem inneren Lande als Zwischenhand auftreten.

Hiermit sind wir auf den verderblichen Kommissionshandel gekommen, dem Krebsschaden, an dem aller Handel und Wandel in Afrika leidet, dem Hemmschuh für das Eindringen des Europäers in das Land, dasjenige, was die Küstenbevölkerung demoralisirt, sie faul und unproduktiv macht und niederdrückend auf die Bevölkerung des inneren Landes einwirkt. Zufolge dieses Handels bekommen die inneren Stämme für ihre Arbeit so wenig bezahlt, daß sie nicht dazu ermuntert werden, mehr zu produziren als unbedingt notwendig ist, um sich mit dem Allernotwendigsten, wie Salz, Gewehren und Pulver, zu versehen, wohingegen sie sich Graszeug, Eisenwerkzeuge, Thongefäße u. dgl., welche Gegenstände zu kaufen für sie zu teuer ist, selbst verfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Die Beschreibung des Falles siehe in Ymer 1887. S. 228—230.

Korrespondenzen.

(Nachdruck verboten.)

Aus Deutsch-Neu-Guinea wird uns geschrieben:

Siar, den 25. Februar 1890.

Seit einigen Tagen hatten wir Herrn Bluntschli, den head-manager einer Deli-Kompanie, zu Besuch hier. Derselbe hat sich in unserer Nähe das Land besehen und beabsichtigt, hier — die Genehmigung seines Bremer Vorstandes vorausgesetzt — gegen Ende des Jahres mit sechs großen Tabaksanpflanzungen den Anfang zu machen und dazu 600 bis 1000 Arbeiter — Chinesen und Malaien — mitzubringen. Einer von den hier anwesenden Deutschen hat ihn auf verschiedenen Touren begleitet, auch nach einem 1300 Fuß hohen Berge, um dem Gaste von da einen Blick auf die Astrolabe-Ebene zu verschaffen. Auf Eingeborenen-Pfaden ging es durch Dick und Dünn, durch Urwald und Schlinggewächse; auch Sümpfe und Flüsse mußten durchwadet werden. Zuletzt war ein Klettern auf zuweilen recht steilen und schlüpfrigen Wegen erforderlich. Eingeborene begleiteten die beiden Weißen, die sich ohne erstere schwerlich zurückgefunden haben würden. — Der Eingeborene erkennt die schwächsten Fußtapfen, und an gebrochenen Halmen, Blättern und Zweigen findet er leicht die menschliche Fährte. — Die Reisenden kamen auf dem Berge, wenn auch vollständig naß durch Flußwasser und Schweiß, so doch im übrigen glücklich an und waren für alle Mühe und Beschwerde des Marsches durch herrliche Aussicht auf die weit ausgedehnte Astrolabe-Bai, die darum sich ausbreitende Ebene und die aus derselben sich erhebenden Gebirgszüge belohnt. Unwillkürlich dachten die Reisenden auch an manch prächtiges Bild in der Heimat zurück. Leider war der Horizont nicht ganz dunstfrei; die Aussicht wäre sonst noch schöner gewesen, und es wäre dann auch das Finisterre-Gebirge mit seinen Riesenkuppen noch zur Geltung gekommen.

Auf dem besuchten Berge befinden sich zwei Dörfer, von deren Bewohnern einige den einen der weißen Ankömmlinge bereits kannten und ihn schon in seiner Niederlassung auf Siar aufgesucht hatten. Es war deshalb nicht schwer, Yams und Kokosnüsse zu erhalten. Die ersteren in gebratenem, die mitgenommenen Konserven in gewärmtem Zustande bildeten das Mittagsmahl, welches die beiden Weißen, als die ersten auf diesem Berge, einnahmen und das ganz vortrefflich gemundet haben soll. — Am Nachmittag desselben Tages kehrten die letzteren wieder nach der Niederlassung der Deutschen zurück, wo sie, ohne von dem gefürchteten Fieber befallen worden zu sein, gesund anlangten.

Die beiden Herren besuchten auch vor wenigen Tagen den Alexishafen, der sich zu deren Überraschung noch als ein größeres Bassin als der Friedrich-Wilhelm-Hafen erwies und sich beinahe bis an den ersteren niederen Gebirgszug erstreckt.

Die beiden Reisenden versuchten auf dem in der Nähe befindlichen Flusse aufwärts zu dringen, kamen aber leider nur dazu, ein vielverzweigtes Mündungs-Delta zu befahren, da sie durch Triebsand und Triebholz behindert wurden.

Herr Bluntschli hat den Boden hier für Tabaksanbau als besonders geeignet befunden. Alles weitere wird davon abhängen, welches Entgegenkommen die Neu-Guinea-Kompanie zeigt. Vor allem erfordert Herr Bluntschli eine vierzehntägige Verbindung mit Java.

Bogadjim, den 4. März 1890.

Seit einigen Tagen weile ich wieder einmal auf Bogadjim, teils der Post wegen, teils um allerlei Dinge hier zu besprechen. Mit der Besetzung der Salomonsinseln wird es dieses Jahr wohl noch nichts werden. Die Schiffsgelegenheit, auf welche wir hofften, läßt zu lange auf sich warten. In den nächsten Tagen wollen wir nach Dampier- und Richard-Island fahren und, wenn wir die Verhältnisse dort so, wie wir hier hoffen, finden, möglichst bald mit Einrichtung einer Station beginnen. Vor einigen Tagen brachte uns die „Ottilie" von Finschhafen die Nachricht, daß Herr Generaldirektor Arnold, der Anfang August 1889 seine Thätigkeit hier aufnahm (siehe Bericht in Nr. 9 dieser Zeitung), plötzlich infolge sehr starken Fiebers gestorben sei.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 3. Juni unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher eine Sitzung in den Räumen der Gesellschaft ab, in welcher vornehmlich über die Vorbereitungen zur Hauptversammlung in Köln beraten wurde. Der Ausschuß nahm Kenntnis von der Bildung einer Abteilung in Krefeld, und votirte den Herren, welche sich um das Zustandekommen der Abteilung verdient gemacht haben, seinen Dank. Der Vorstand der Abteilung besteht aus den Herren: Geheimer Kommerzienrat A. v. Heimendahl, Vorsitzender; Bürgermeister E. Küper, stellvertretender Vorsitzender; Realgymnasiallehrer Dr. Ad. Pahde, Schriftführer; Fabrikant Emil Dahl, Schatzmeister. Am 17. hielt der Vorstand unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher eine Sitzung ab, in welcher die Hauptversammlung betreffende Fragen erledigt und die Statuten der Abteilung Leisnig genehmigt wurden.

— Fest der Abteilungen Bromberg und Thorn in Schulitz. Am 8. Juni hatten sich trotz ungünstiger Witterung eine Anzahl Damen und Herrn der Bromberger Abteilung nach Schulitz begeben, um dort mit der Abteilung Thorn vereint das Stiftungsfest der letzteren festlich zu begehen. Nach erfolgter Begrüßung und Vorstellung der einzelnen Festteilnehmer im Saale des Raaschkeschen Gasthofes eröffnete der Vorsitzende der Abteilung Bromberg, Herr Major von Bredow-Schröttersdorf, die Versammlung durch eine Ansprache, in welcher er einen Überblick über die letzten Ereignisse auf dem Gebiete der Kolonialpolitik gab und erteilte sodann Herrn Leutnant Märcker das Wort zu einem Vortrage über die deutsche Schutztruppe in Ostafrika, welcher allgemeinen Beifall fand. Hierauf traten die Vorstände der beiden Abteilungen zu einer kurzen geschäftlichen Besprechung zusammen. Nach dem Abendessen, welches durch Trinksprüche, Gesangsvorträge, vor allem aber durch eine humorvolle Festzeitung der Abteilung Thorn belebt wurde, trat der Tanz in seine Rechte. Noch zwei bis drei Stunden lang schwangen sich die Paare im Reigen nach den Klängen der Militärkapelle, dann schlug die Abschiedsstunde. Das Fest war in jeder Beziehung ein durchaus gelungenes und wird den Teilnehmern stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

— Abteilung Hannover. Mit dem Vortragsabende am 11. v. M., der trotz des schönen Wetters von fast tausend Personen besucht war, schloß die Abteilung den diesjährigen Cyklus der Vorträge. Der Vorsitzende, Herr Oberpräsident von Bennigsen, eröffnete die Sitzung mit einem kurzen Hinweis auf die bisher in diesem Winter gehaltenen Vorträge, deren letzten nun Herr Premierleutnant Giese übernommen habe. Herr Leutnant Giese sprach nicht über seine Erlebnisse gelegentlich des Aufstandes, sondern über Land und Leute in Ostafrika. Zur Illustration des Charakters der Neger führte der Redner viele interessante Fälle aus seinem eigenen Verkehr mit denselben an und kam zu dem Schlusse, daß der ostafrikanische Neger sehr wohl zur Kultur und zur geordneten Arbeit erzogen werden könnte. Und das würde die nächste Aufgabe der Deutschen in Ostafrika sein. An den Vortrag knüpfte sich eine längere Debatte, an der sich in erster Linie Herr von Bennigsen mit Fragen über die Kultur- und Ertragsfähigkeit der ostafrikanischen Kolonien beteiligte. Die Abteilung kann mit Genugthuung auf ihre Thätigkeit in diesem Winter zurückblicken; das Interesse für koloniale Dinge ist in wenigen Jahren derartig geweckt worden, daß kein Vortrag von Forschungsreisenden hier stattgefunden hat, der nicht gegen 1000 Personen als Zuhörer zählte. Die Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft hat wohl die günstigste Entwickelung nach dieser Seite hin durchgemacht.

Kleine Mitteilungen.

— (Das neueste Weißbuch.) Das dem Reichstage zugegangene neue „Weißbuch" über Ostafrika enthält fünf Nummern, die vom 27. April bis zum 17. Mai reichen. Die erste ist ein Bericht des Kapitän Valetta vom 27. April über die Unterwerfung Bwana-Heris. Die zweite enthält einen Bericht Wißmanns vom 28. April über die vollständige Beruhigung des Nordens von Ostafrika und die Lage der einzelnen Stationen. Die dritte ist ein Bericht desselben über den Sklavenhandel im deutschen Interessengebiet. Derselbe weist darauf hin, daß bei Fortsetzung der Gewährung der nötigen Mittel die thatkräftige Unterdrückung derselben durchaus möglich sei. Die Nummer 4 meldet die Einnahme von Lindi. Die letzte Nummer (5) vom 17. Mai meldet die friedliche Besetzung von Mikindani. Der Bericht Wißmanns von Sansibar, 1. Mai 1890, über den Sklavenhandel lautet: „Wie unzureichend zur Verhinderung des Sklavenexports nur die Überwachung der Küste durch Fahrzeuge der Reichsmarine ist, beweist der Umstand, daß, obgleich englischerseits seit 10 Jahren Sklavenüberwachungsschiffe an der Insel stationirt waren, der Export doch nichtsdestoweniger bis zur Besetzung der Küste durch die Schutztruppe fortgesetzt wurde. In ganz Afrika fand der Hauptexport von Sklaven auf der Strecke von Lamu im Norden bis zum Sambesi im Süden statt. Nördlich an der Küste der Somali war der Export ein bei weitem geringerer, hauptsächlich wohl deshalb, weil die Somali und Abessinier aus dem Innern kommende Sklaven selbst absorbirten. Deutschland hat den größten Teil der vorher erwähnten Küste besetzt und damit die moralische Verpflichtung übernommen, gegen den die innerafrikanischen Länder entvölkernden Handel vorzugehen. Das Verhältnis der aus Afrika ausgeführten Sklaven zu denen, die in den Küstenländern aufgekauft werden, ist heutzutage schon ein geringes. Der Plantagenbau, der von Arabern und arabisirten Küstenleuten ausgeführt wird, ist demjenigen auf Sansibar und Pemba mindestens gleichstehend an Bedeutung, sodaß auch der Sklavenverbrauch, der den Arabern bis zum heutigen Tage allein den Plantagenbau ermöglicht, ein entsprechender ist. Es ist also die Küste einmal der Sammelpunkt zum Export bestimmter Sklaven, und anderseits verbraucht die Küste selbst ein großes Kontingent. Aus diesen Gründen ist offenbar der wirksamste Punkt, die Sklavenwirtschaft zu unterbinden, die Küste selbst. Die Erfolge, die das Reichskommissariat in dieser Richtung bis heute erzielt hat, sind große. Ich erwähne, um dies am besten darzulegen, den Punkt, daß mir Eingeborene Araber und Küstenleute, die sich besonders mit dem Sklavenhandel befaßten, zur Bestrafung ausgeliefert haben. Wenn wir überall erst so weit gekommen sind, daß sich die Eingeborenen an uns um Schutz wenden und daß wir diesen Schutz zu gewähren stark genug sind, dann wird auch von keiner Seite mehr gewagt werden, Sklaven zu fangen und zu transportiren. Die Sklavenjagden zu unterdrücken kann uns nur dadurch gelingen, daß wir den Transport derselben zur Küste und den Handel damit unmöglich machen. Gejagt werden die Sklaven in den unglücklichen Gegenden, wo sich der Eingeborene nur mit Speer und Bogen gegen die unmenschlichen Räuber wehren kann. Um in diesen Ländern den gejagten Eingeborenen Schutz zu gewähren, müßten wir durch eine Reihe von Stationen eine Verbindung bis in jene weiten Gebiete hinein ermöglichen. Diese Länder liegen fast ausschließlich innerhalb der Grenzen des Kongostaates, aber der Abzug der gejagten Sklaven geht fast ausschließlich nach Deutsch-Ostafrika und wird über einige ganz bestimmte Straßen geleitet, an denen sich die Sklavenhändler Stützpunkte geschaffen haben, wie Tabora und Ujidji. Tabora ist der bedeutendste Knotenpunkt solcher Straßen. Die im Nordwesten des Viktoriasees zusammengetriebenen Sklaven, die aus dem Innern des Kongostaates Kommenden (die bei Weitem größte Zahl), und viele, westlich vom Nyanzasee Gejagte treffen auf ihrem Wege nach der Küste in Tabora zusammen, und ist daher dieser Ort der wichtigste zur Überwachung. Der nächstbedeutendste Punkt Ginja liegt an den drei großen Seen und würde mit der Überwachung dieser, die hier durch ein bewaffnetes kleines Dampffahrzeug außerordentlich erleichtert wird, von Deutschland aus alles gethan sein, was sich gegen diese afrikanische Pest überhaupt thun läßt und, was mehr sagen will: es würde zweifellos von Erfolg gekrönt sein. Bis jetzt habe ich nur eine Station und einen Beobachtungsposten im Innern errichten können, die erste ist Mpuapua, der Engpaß, durch den die größte afrikanische Sklavenkarawanenstraße hindurchführt, und wo ich auch im stande bin, mit Gewalt meine Maßnahmen zu unterstützen. Der andere am Kilimandscharo ist vorläufig nur ein Beobachtungsposten, da es mir meine Mittel nicht erlauben, auch hier eine entsprechende Truppe zu stationiren. Aus den im Eingang dieses Berichts angeführten Gründen und weil ich von der Küste aus die Sklavenjäger durch Überwachung des Imports von Waffen und Munition schwächen kann, ist jedenfalls die Besetzung der Küste zunächst der wichtigste Schritt. Es sind die Araber, als welche man mit einem Worte die Partei der Sklavenjäger bezeichnen kann, durch solche Maßnahmen schon jetzt geschwächt. Ihr Ruf der Unüberwindlichkeit ist nach den Vorgängen an der deutschen Küste zerstört und dadurch am Besten ein weiteres Vorgehen gegen das Innere vorbereitet und die Unterdrückung dieses schrecklichen Menschenhandels in Wege geleitet, die zum Erfolge führen müssen, wenn ihr natürlicher Fortgang nicht durch Entziehung der notwendigsten Mittel unterbrochen wird."

— (Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.) Die Generalversammlung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hat einstimmig die Ausgabe von drei Millionen Mark Vorzugsanteilen unter der Maßgabe beschlossen, daß den bisherigen Anteilsinhabern das Bezugsrecht zustehe.

— (Die deutschen Kolonien und die subventionirte Postdampferlinie nach Ostafrika.) Der neueste Bericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. schreibt in beherzigenswerter Weise über die deutsche Kolonisation folgendes: Wer das Eintreten des Deutschen Reiches in die Kolonialpolitik und den raschen Erwerb von Territorien, an Flächengehalt viermal so groß als Deutschland selbst, mit dem idealen Gedanken verknüpft hat, daß nun die neuen Unternehmungen alsbald sich selbst erhalten und reiche Erträgnisse liefern würden, der wird allerdings enttäuscht dem gegenwärtigen Zustande unserer Schutzgebiete gegenüberstehen. Wer andererseits von vornherein sich auf den pessimistischen Standpunkt gestellt und jede koloniale Thätigkeit als ein abenteuerliches Beginnen verworfen hat, obwohl alle seefahrenden europäischen Nationen, so klein und schwach an Macht und Expansivkraft sie auch sein mögen, ihren Kolonialbesitz — ob einträglich oder nicht — mit der größten Zähigkeit festhalten und noch weiteren Erwerb anstreben, wer trotz der geradezu fieberhaften Erwerbsgier Englands gerade in den Weltteilen, in welchen Deutschland sich festgesetzt hat, keinen klügeren Rat weiß, als alles wieder aufzugeben, d. h. England zum Herrn über alles noch freie Ländergebiet zu machen, der mag vielleicht ein recht guter Arbitrageur sein, zum Ratgeber für Kapitalanlagen wird er sich aber wenig eignen. Kolonien sind für ein Reich wie Deutschland, mit großer Bevölkerung, mit so mächtiger Produktionskraft, so glücklichen Anlagen zu erziehender Thätigkeit niedriger stehender Völker, für eine Nation, die unabhängig von anderen ihre wirtschaftliche Entwickelung weiter fortbilden will und muß, eine Kapitalanlage, die naturgemäß in den nächsten Jahrzehnten noch wenig Erträgnisse liefern wird, in die aber jetzt eingetreten werden mußte, so lange noch die Möglichkeit

der Erwerbung bestanden hat und ehe das herrenlose Land in fremde Hände übergegangen war. Wir haben deshalb von Ländern Besitz genommen, die, je weiter und eingehender sie erforscht werden, desto mehr die Überzeugung bestätigen, daß große und mächtige Gebiete alle Bedingungen für eine ergiebige Kulturarbeit bieten. Kamerun und Togo-Land erhalten sich heute schon von selbst und die Verwaltung derselben erheischt keine Opfer für das Reich. Das große Gebiet in Südwestafrika erfordert zunächst ein starkes Regiment, das geordnete Zustände herstellt. Erst dann lassen sich die natürlichen Schätze großer Gebiete aufschließen, und wenn gut organisirt wird, ist die Einwanderung Deutscher, und die Möglichkeit für dieselben, durch Viehzucht und Bodenkultur sich ein sorgenfreies Dasein zu gründen, so wenig ausgeschlossen wie in Transvaal und Natal. Auch Ostafrika, von den Arabern als Sklavenjägern befreit, bietet ein reiches Feld für koloniale Arbeit und wird, wenn Ruhe und Sicherheit des Besitzers hergestellt sind, wenn Verkehrswege geschaffen und die Bewohner nach und nach zu arbeitsamen Menschen erzogen werden, Erträgnisse liefern, die heute noch sehr unterschätzt werden. Das alles können aber die deutschen Kaufleute nicht allein schaffen, hier muß das Reich mit starker Hand eintreten und zielbewußt und energisch vorgehen, wie es in der jüngsten Zeit geschehen ist. England und Frankreich, Holland und die hispanische Halbinsel und in neuester Zeit Rußland und Italien haben ihre ausländischen Besitzungen durch ihre Kriegsmacht errungen. Es ist eine Pflicht der gesitteten Völker, ihre Kultur hinauszutragen in Gebiete, wo unter der Herrschaft der rohesten Barbarei sonst gut veranlagte Stämme durch fortwährende Kämpfe sich gegenseitig ausrotten; es ist die Pflicht der Kulturstaaten, dem Menschenraub ein Ende zu machen, wie er jetzt für den Sklavenbedarf besteht, und die leibliche und geistige Freiheit auch da aufzurichten, wo unter dem rohesten Despotismus das Leben des Einzelnen keinen Wert hat und kein menschenwürdiges Dasein sich ausbilden kann . . .

— (Aus dem Togogebiet) berichten die „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten": Leutnant Herold ist am 6. April in Klein-Popo eingetroffen und war im Begriffe, von Lome aus eine neue Station in der Nähe von Agome Palime einzurichten, so daß nunmehr auf jenem Gebiete von Reichswegen zwei Stationen beständen. Das Terrain für die Station, welche den Namen „Misahöhe" erhielt, ist bereits ausgesucht. Der ihn begleitende Mechaniker Stöhr ist am 23. April mit einem Zuge von 24 Mann nach der Station Bismarckburg aufgebrochen; die letztere wurde nach der Abreise des Premierleutnants Kling von dem Techniker Bugslag verwaltet bis zur Ankunft des Dr. R. Büttner. Der letztere hat außer dem Pflanzer Goldberg auch noch den Landwirt Paul Ohloff aus Hamburg mitgenommen. Der früher in Samoa lange thätig gewesene Pflanzer Goldberg ist von Reichswegen dahingeschickt, um dieses Schutzgebiet, wie später Kamerun, auf die Anbaufähigkeit von tropischen Produkten, besonders Baumwolle, hin zu untersuchen. Agome Palime, wo die neue deutsche Station hinkommen soll, liegt nahe der Westgrenze des Togogebietes nach den englischen Besitzungen im Ewelande hin, an der Straße nach Krandu und Salaga (etwa unter 6 Gr. 55 ′ nördlicher Breite und 0 Gr. 35 ′ östlicher Länge). — Die Zolleinnahme in Togo im Etatsjahr 1889/90 betrug 91 270 Mark.

— (Kamerun.) Premierleutnant Morgen, welcher von der Jaundostation über Ngilas Residenz den Sannagafluß hinabgegangen war und dadurch den Ring der Zwischenhändler durchbrochen hatte, hat dabei einige interessante Entdeckungen gemacht, welchen in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" folgendermaßen zusammengefaßt werden: a) In geographischer Beziehung: 1. Entdeckung des Mbamflusses; 2. Feststellung, daß der Lungasi kein Mündungsarm des vereinigten Sannaga- und Mbamflusses ist; 3. Konstatirung der Nichtschiffbarkeit des genannten Flusses, soweit er ihn entlang marschirt ist, nämlich von 10° 10′ östl. L. an bis zu den Idiafällen. An der Passagestelle der Expedition war der Mbam entschieden auch für größere Fahrzeuge schiffbar; 4. Feststellung der Südwestgrenze der muhamedanischen Sudan-Neger. b) In kommerzieller Hinsicht: Feststellung, daß der Handel im Hinterlande östlich von Kamerun speziell vom rechten Ufer des Mbamflusses aus nicht nach Kamerun, sondern über diesen Fluß und den Sannaga hinüber nach den Bakoko und von da nach Malimba und Batanga geht. Die zwischen dem Sannaga und dem Njongflusse sitzenden Bakoko sind das handeltreibende Volk Süd-Kameruns. Ferner kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das erforschte Land für den Handel von Kamerun, zunächst namentlich mit Bezug auf das Elfenbein, von großer Bedeutung ist. Wir werden auf diese Verhältnisse später in ausführlicher Weise noch einmal zu sprechen kommen. — Der Board of Foreign Missions of the Presbyterian Church, welcher sich in dem französischen Gabun und der spanischen Coriscobai festgesetzt hatte, hatte zugleich die Evangelisation von Batanga in Angriff genommen, als die deutsche Schutzherrschaft über Kamerun erklärt wurde. Die deutsche Regierung, mit welcher der Board in Verhandlungen trat, zeigte sich geneigt, der Mission weitgehende Zugeständnisse zu machen, welche, als ihr der Gebrauch der englischen Sprache bei ihrer Missionsthätigkeit zugestanden wurde, Groß-Batanga als Station wählte, wo bereits früher eingeborene Missionare in Thätigkeit waren. Im vorigen Jahre wurde dort bereits ein Stationsgebäude errichtet und der Reverend Brier nach dorthin versetzt, welcher in diesem reichen Lande, wo es Dörfer von 500—1000 Einwohnern giebt — wie man sie nur noch bei den entwickelten und fortgeschrittenen Fanvölkern vorfindet — sogleich seine Thätigkeit begann. In seinen Berichten zeigte er sich so begeistert über die zukünftige Entwicklung dieses Gebietes, daß der amerikanische Board den Reverend Georg Albert Godduhn, einen geborenen Deutschen, welcher aber in Amerika erzogen ist, ihm nachzuschicken beschloß. Derselbe wird, wie uns aus Amerika geschrieben wird, im August d. J. sich nach Groß-Batanga begeben, so daß wir hoffen dürfen, die Amerikaner werden sich lebhaft an der Missionirung unseres Schutzgebietes beteiligen, zumal wenn es ihnen gelingt, ihre Niederlassungen in dem französischen Gabun an französische Missionare günstig zu verkaufen. — Hauptmann a. D. Emil v. Hartmann aus Berlin geht im Auftrage des Hauses Woermann nach dem südlichen Kamerun zur Leitung kaufmännischer Expeditionen nach dem Innern und zur Herstellung eines geregelten Handelsverkehrs zwischen dem Hinterland und der Küste. — Die Zolleinnahmen in Kamerun betragen im Etatsjahr 1890/91 200 526 Mark.

— (Der Streit zwischen England und Portugal.) Der Unterstaatssekretär Fergusson erklärte am 12. Juni im Unterhause, Portugal habe den gemeinschaftlichen Vorschlag Englands und der Vereinigten Staaten, die Frage der Delagoaeisenbahn einem Schiedsspruche zu unterbreiten, im Prinzipe angenommen.

— (Missionar Krämer) von der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat die Erlaubnis erhalten, nach Tanga zu gehen, und wollte bereits am 1. Mai nach dort übersiedeln. In Tanga haben sich auch, was charakteristisch ist, griechische Händler niedergelassen, welche die Konkurrenz der Juder auszuhalten scheinen.

— (Der kaiserliche Konsul, Dr. Goering,) beauftragt mit der kommissarischen Wahrnehmung der Funktionen des kaiserlichen Kommissars für das südwestafrikanische Schutzgebiet hat eine Reise nach dem südlichen Teil des Namaqua-Landes angetreten und gedenkt, im Juli d. J. auf der Niederlassung Stolzenfels am Oranjefluß einzutreffen.

— (Über die Gesundheitsverhältnisse) auf Kaiser-Wilhelmsland veröffentlicht das neueste Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel" interessante Zusammenstellungen. Am umfangreichsten sind die Nachrichten über den Gesundheitszustand der Beamten und Arbeiter in der Hauptstation Finschhafen für das Jahr 1889. Im Durchschnitt waren 54 Angestellte der Kompanie in Finschafen anwesend. Vom 1. Januar bis 31. März 1889 befiel das Malaria- oder Klimafieber 93 weiße Patienten und erforderte 569 Behandlungstage. Auf den Monat kamen im Durchschnitt 31 Malariapatienten mit 189 Krankentagen. Zweimal innerhalb eines Monats erkrankten im Laufe der Berichtzeit 27 Personen, dreimal 7 Personen. Der Prozentsatz der Malariakrankentage unter den Angestellten der Kompanie schwankte im Laufe der drei Monate zwischen 5,5 Prozent (Anfang Januar) und 15,7 (Mitte Januar); der Durchschnitt beträgt 11,6 Prozent. In dem halben Jahre vom 1. April bis 30. September wurden 117 Weiße mit 444 Tagen am Klimafieber behandelt. Bedeutendes Anwachsen der Fieberkurve fällt auf gegen Ende Mai, Ende Juli, Ende August und Ende September; demnach tritt mit einer gewissen Regelmäßigkeit ein Steigen des Fiebers am Ende des Monats ein. Nur der Monat Juni macht eine Ausnahme, hier bleibt die Höhe gegen Ende des Monats ziemlich gleich. In diese Zeit fällt eine Dysenterieperiode; an 7 Tagen kamen in derselben verdächtige Diarrhöen in Behandlung, an 3 Tagen traten Dysenteriefälle auf. Im Monat Juni tritt demnach die Dysenterie vikariirend für Malaria ein. Die Steigerung des Fiebers am Ende jeden Monats fällt mit der Zeit des Neumonds zusammen. Auffallend ist ferner, daß die Gipfel der Fieberperioden mit stärkeren Regenperioden zusammenfallen; so Ende Mai, Ende Juli, Ende August. In dem Vierteljahr vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1889 kamen von weißen Angestellten der Kompanie im Durchschnitt auf den Monat 17 Fieberkranke mit 86 Krankentagen. Der Prozentsatz der Erkrankungen schwankt zwischen 12,4 und 2,5 Prozent und beträgt durchschnittlich 6,5 Prozent Während des übrigen Jahres schwankten die Zahlen zwischen 4,0 Prozent. (Anfang September) und 28 Prozent (Anfang April). Zu erwähnen ist noch, daß die erste Erkrankung der Neuangekommenen sich häufig durch einen ziemlich schweren, ungewöhnlich lang anhaltenden Anfall und langsame Erholung gegenüber späteren Erkrankungen auszeichnet.

— (Die Brüsseler Antisklaverei-Konferenz) scheint am Ende ihrer Thätigkeit zu stehen. Der letzte Antrag, von dem Vertreter der Vereinigten Staaten gestellt, forderte das Verbot der Einfuhr von verfälschten Spirituosen nach Afrika. Es ist aber nicht durchgedrungen, sondern wird nur als Wunsch in das Protokoll aufgenommen werden.

— (Der Kongostaat,) diese Schöpfung des hochsinnigen Königs Leopold, befindet sich bekanntlich infolge des Unvermögens des Souveräns, den stets wachsenden Ansprüchen an seine Kasse in demselben Maße wie früher gerecht zu werden, in einer Krise. Nachdem das Anlehen des Staates von wenig Erfolg begleitet war, blieb kein andrer Weg übrig, wollte man das Unternehmen nicht fallen lassen oder vielleicht an Frankreich, das darauf schon lange mit lüsternen Augen gewartet hatte, verkaufen, als daß Belgien den jungen Staat cum beneficio inventarii übernahm. Um diesen vorläufig noch harten Biffen leichter verdaulich zu machen, ist auf der Brüsseler Antisklavereikonferenz vorläufig der Antrag angenommen, wonach dem Kongostaat das Recht zustehen solle, Einfuhrzölle von 10 Prozent ad valorem zu erheben. Welche Lasten aber Belgien sich auferlegen muß, trotz dieser Einnahme, geht aus einer Zusammenstellung der Ausgaben hervor, welche nicht wohl vermindert werden können. Die Verwaltung des Staates kostet heute, obwohl sie noch durchaus unvollständig ist, bereits über 3 Millionen im Jahre, zu denen noch eine Million kommt, wenn die Beschlüsse der Antisklavereikonferenz seitens des Kongostaates ausgeführt werden sollen. Diesen Ausgaben standen bis jetzt nur einige Hunderttausend Franken als Einnahmen gegenüber. Die neuen Zölle werden voraussichtlich erst in den nächsten Jahren einige Hunderttausend Franken Einnahme ergeben, und da die Verwaltung notgedrungen sich mehr entwickelt als der Handel, so wird das Defizit noch auf lange Jahre ein beträchtliches sein. Wenn also Belgien den Kongostaat übernimmt, wie vorauszusetzen ist, so weiß es genau, woran es ist. Es wird aber unmöglich seinen Souverän im Stiche lassen können, zumal gerade am oberen Kongo mit seiner starken Bevölkerung ein lebhafter Handel aufblühen muß, wenn die Eisenbahn von Matadi bis Stanleypool vollendet sein wird. Auf diese Eisenbahn werden jetzt die größten Hoffnungen gesetzt, und es ist dem Brüsseler Syndikat neuerdings gelungen, 30 000 Aktien sogar an ein französisches Bankhaus zu verkaufen. Man hatte anfänglich bei der Emission die französischen Kapitalisten nicht besonders interessirt aus leicht erklärlichen politischen Gründen, sieht sich aber jetzt doch genötigt zu einem solchen Schritte, welcher umsoweniger Mißdeutungen ausgesetzt werden kann, als die größere Anzahl der Kongoaktien in Deutschland, England, Amerika und Belgien untergebracht sind.

— (Das Weißbuch über Samoa) welches dem Reichstag zugegangen

ist, umfaßt die Verhandlungen über die Samoakonferenz, die Beschlüsse derselben, die Ausführung der Generalakte durch die Wiedereinsetzung des Königs Malietoa, eine Konsularverordnung betreffend den Verkauf von Spirituosen an Eingeborne, die Einfuhr und den Verkauf von Waffen, sowie die Zustimmung der samoanischen Regierung zu der Generalakte vom 19. April 1890. Fürst Bismarck eröffnete die Verhandlungen über die Konferenz durch eine Depesche vom 12. Januar 1889 an den Grafen Hatzfeld mit dem Vorschlag, Salisbury möge gemeinsam mit Deutschland die amerikanische Regierung zur Fortsetzung der Beratungen von 1887 behufs Verständigung über eine Beilegung der Kämpfe auf den Samoainseln erneuern. Bismarck fügte hinzu, es liege nicht in seiner Absicht, die Inseln für Deutschland zu gewinnen oder bezüglich ihrer Gleichberechtigung das Einverständnis der drei Mächte in Frage zu stellen. Auf dieser Grundlage nimmt Staatssekretär Bayard die Einladung zu der Berliner Konferenz schon am 5. Februar an. Dann folgt ein Erlaß des Reichskanzlers an den Gesandten in Washington, die Regierung der Vereinigten Staaten zur Teilnahme an der Konferenz einzuladen, ferner Berichte Hatzfeldts und Areos, in welchen das Einverständnis Englands und der Vereinigten Staaten mitgeteilt wird, die Generalakte der Samoakonferenz, Erlaß an den Generalkonsul in Apia, und die Instruktion betreffend Ausführung der in der Generalakte der Samoakonferenz erlassenen Bestimmungen.

— (Die Denkmäler in Apia und Sansibar.) Als Zeichen von Pietät und kameradschaftlichem Sinn werden im Laufe dieses Sommers den in Apia und Sansibar im Kampfe gefallenen, verunglückten und verstorbenen Offizieren und Mannschaften der deutschen Marine Denkmäler errichtet werden, zu denen die Mittel von den Offizieren der kaiserlichen Marine durch Sammlungen aufgebracht worden sind. Beide Denkmäler sind von gleicher Form und gleichem Material und stellen einen zirka 2½ Meter hohen Obelisken aus karrarischem Marmor dar, welcher etwa in halber Höhe durch ein stark profilirtes Gesims in einen oberen und einen unteren Teil geteilt ist. Der obere zeigt auf der Vorderseite in Reliefarbeit den Marineadler mit Anker und einen Lorbeerkranz nebst Widmung; der untere Teil trägt die Namen der gebliebenen Offiziere und Mannschaften in eingemeißelter Schrift.

— (Das zweite Heft der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten") hat einen sehr reichhaltigen Inhalt. Dr. W. Trabert untersucht in einem längeren Artikel den täglichen Gang von Luftdruck und Lufttemperatur an einigen Stationen der deutschen Schutzgebiete im äquatorialen Afrika und in Neu-Guinea. Aus dem Togogebiete werden Regenmessungen aus Abetifi von Missionar F. Ramseyer mitgeteilt. Die Berichte aus Kamerun leitet leider wieder ein Nekrolog, der für den am 23. April d. J. in Lagos verstorbenen Hauptmann Karl Zeuner, den Begleiter Zintgraffs, ein. Auf interessante, von Karten begleitete Mitteilungen über die Expedition des leider so früh verstorbenen Leutnant Tappenbeck und des gegenwärtig im Hinterlande von Kamerun thätigen Premierleutnants Morgen hoffen wir ausführlicher zurückkommen zu können. Eine dritte Karte nebst Bericht giebt die Resultate einer von S. M. Kreuzer „Habicht" ausgeführten Vermessung des früher mit Rio del Rey bezeichneten Küstengebiets zwischen dem Alt-Kalabar und dem Kamerungebirge. Ferner werden die meteorologischen Beobachtungen mitgeteilt, die Dr. Zintgraff während seines zweimaligen Aufenthaltes auf der Balistation machte, das erste derartige Material, das aus jenen bisher unerschlossenen Teilen Afrikas stammt. Aus dem Schutzgebiet der Marschallinseln veröffentlicht Sekretär Eggert eine Karte der kleinen Insel Nauru (Pleasant Island).

— (Chemische Analyse von ostafrikanischem Hirsebier oder „Pombe.") Im Laboratorium der Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin ist eine Probe „Pombe", des von verschiedenen Negerstämmen Ostafrikas hergestellten Hirsebieres, welche von Herrn Major Wißmann nach Deutschland gesandt worden war, chemisch untersucht worden. Das Ergebnis der Analyse teilt Herr Dr. O. Saare in Nr. 24 der „Wochenschrift für Brauerei" mit; der Aufsatz schließt mit den Worten: „Das Hirsebier ähnelt hiernach in seiner Zusammensetzung den oberjährigen Einfachbieren unserer Brauerei . . . Wenn Näheres über die jetzige Methode der Herstellung des Hirsebieres bekannt sein wird, so wird es auch möglich sein, Mittel und Wege anzugeben, um es zu einem haltbaren, wohlschmeckenden Getränk für unsere weißen und schwarzen Brüder in Afrika zu machen." (!)

— (Der Karawanenhandel in Tripolis) führt, wie ein Bericht in dem Juniheft des Handels-Archivs mitteilt, ein klägliches Dasein. Die Tage des Transsaharahandels seien wohl überhaupt gezählt, denn nicht allzufern erscheine die Zeit, wo die Sudanreiche auf den Wasserstraßen des Niger und Benue sich mit den Erzeugnissen der zivilisirten Welt, die sie ehedem aus den Ländern des afrikanischen Nordrandes auf dem Wege durch die Wüste erhielten, auf wohlfeilere Weise versorgen werden.

— (Für die Reorganisirung des Kolonialrates) werden jetzt in Frankreich große Anstrengungen gemacht. Es besteht dort der Conseil supérieur des colonies, welcher durch Dekret vom 29. Mai d. J. eine durchgreifende Reorganisation erfahren hat. Der Unterstaatssekretär hatte zuerst die Absicht gehabt, diesen Conseil nach Analogie des Staatsrats zu rekonstruiren und verschiedene Sektionen für die Behandlung der Finanzen, Gesetzgebung, Zölle u. s. w. zu schaffen. Er fand aber bei diesem Projekte einen lebhaften Widerstand, so daß ein anderes Arrangement, welches die Kolonien nach ihrer Zusammengehörigkeit gruppirt, für die Sektionen beliebt wurde. Die erste Sektion umfaßt Martinique, Réunion und die amerikanischen Besitzungen, die zweite das westafrikanische, die dritte das hinterindische und ostasiatische, die vierte das ozeanische Kolonialgebiet Frankreichs. Der Conseil wird gebildet durch die parlamentarischen Vertreter der Kolonien und von den Kolonien für drei Jahre gewählte Repräsentanten. Dazu kommen die Vertreter der verschiedenen Administrationen, Handelskammern ꝛc. und wissenschaftlichen Gesellschaften, wie z. B. der handelsgeographischen Gesellschaft von Paris. Zu diesen auf die Zahl von 51 berechneten Vertretern soll aber noch eine unbestimmte Anzahl von Personen zugezogen werden, welche eine besondere Kenntnis der kolonialen Verhältnisse haben und in den Kolonien thätig gewesen sind.

Litteratur.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausgegeben von C. Falkenhorst. Union, deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Unter diesem Titel wird in 36 Lieferungen von der Verlagsgesellschaft ein Buch herausgegeben, welches nach dem vorgedruckten Prospekt und den bisher erschienenen Lieferungen (1—5) es sich besonders zur Aufgabe gemacht hat, „den Bedingungen einer echten populären Darstellung gerecht zu werden und das Wichtigste der Forschung in anregender Weise zu bringen!" Die Bibliothek umfaßt 12 Abteilungen, darunter: 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hat-el-Estiva. 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil. 4. In Meerestiefen. 7. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie. 10. Luftfahrten. 11. Weltentdecker und Weltumsegler. 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.

Br.

Zu Ehren des

Reichskommissars Major Wißmann

bei dessen Rückkehr aus Ostafrika

veranstaltet die

Abteilung Berlin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft

am Sonnabend, den 28. Juni 1890,

abends 8 Uhr,

in den Räumen der Philharmonie

einen

Kommers

und ladet die verehrlichen Abteilungsmitglieder zu recht zahlreicher Beteiligung ergebenst ein. Dieselben erhalten zum Preise von à 2 Mark je eine Eintrittskarte für den Saal und auf Wunsch — und soweit der Raum es gestattet — bis zwei Karten für die Logen für ihre Damen für denselben Preis gegen Vorzeigung der Beitragsquittung für 1890. Bis Mittwoch, den 25. können die Plätze für die Mitglieder reservirt werden. Von dieser Zeit ab wird, falls die Billets nicht abgeholt werden, anderweitig darüber verfügt. Bei der großen Nachfrage nach Billets dürfte es sich empfehlen, dieselben so bald als möglich zu erheben.

Für eingeführte Gäste — Damen wie Herren — sind Eintrittskarten zum Preise von à 3 Mark — soweit Plätze vorhanden — ebenfalls zu haben: **vom Montag den 23. d. M. ab** täglich von 10 bis ½6 Uhr in der Kunsthandlung von **Carl Grunert, Charlottenstraße 22,** sowie vom **25. bis 27. d. M.,** abends von 6 bis 8 Uhr, im **Abteilungszimmer** des **Architektenhauses.**

Mitglieder auswärtiger Abteilungen, welche zur Zeit hier anwesend sind, erhalten je eine Eintrittskarte à 2 Mark.

Am Tage des Festes werden Eintrittskarten nicht mehr ausgegeben.

Ohne Karte ist der Eintritt nicht gestattet.

Berlin, im Juni 1890.

Der Vorstand der Abteilung Berlin.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit mit bestem Dank quittirt: Außerordentliche Beiträge: Otto von Pfister in München, Ertrag einer Samulung in der Abteilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft M. 200.—, Spende Lieutenant Maerker, Ertrag einer Vorlesung M. 250.—, H. Bender, Kirchheimbolanden durch die Deutsche Kolonialgesellschaft M. 2.—, Abteilung Cöslin der Deutschen Kolonialgesellschaft (Kreissparkassenrendant Griesbach) durch die Deutsche Kolonialgesellschaft M. 260.—, Dr. Hindorf, Ruhrort, durch die Deutsche Kolonialgesellschaft M. 56.—. Summa: M. 768.—. Laufende Beiträge: Mark 950.—.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause.
J. V.: B. v. Breska.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zu dem Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Seine Majestät der Kaiser 20 000 M.; Vereinigte Königs- und Laurahütte von Stahl- und Eisen-Industriellen 1850 M.; Direktor Meier in Friedenshütte 20 M.; aus Ehrenfeld Waggonfabrik A.-G. vorm. P. Herbrand u. Co. 100 M.; Karl Fasina 50 M.; W. Hackländer 20 M.; Direktor Braetsch in Borsigwerk 20 M.; Past. em. K. Praetorius in Filehne 20 M.; Oberstl. Reiche in Görlitz 3 M.; Konservativer Bürgerverein Wedding in Berlin 16,70 M.; Past. Schütze in Marwitz 23 M.; Photograph Müller in Berlin 3 M.; Thorner Missions-Hülfsverein 40 M.; Major Tappe in Königsberg 4 M., Kreisbaumeister Limpert in Erbach 2 M.; durch Pfarrer Diestelkamp 3025,47 M.; durch Missionsinspektor Beyer 3 640,75 M. Zusammen 28 837,92 M.

Berlin, den 8. Juni 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. Königlicher Baurat Hoffmann.
J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Extra-Nummer.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 14. Berlin, 28. Juni 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Rückkehr Wißmanns. — Dr. Karl Peters in Uganda. — Der deutsch-englische Vertrag (Mit 4 Karten.) — Bekanntmachung.

Wir bringen in nochmalige Erinnerung, daß die diesjährige Hauptversammlung der Deutschen Konialgesellschaft, deren Tagesordnung bereits mehrfach bekannt gemacht worden ist, am 30. Juni und 1. Juli in Köln a. Rh. stattfindet.

Die Rückkehr Wißmanns.

Am Montag, den 23. Juni früh ist der Reichskommissar Major Wißmann, begleitet von dem deutschfreundlichen, angesehenen Araber Soliman bin Nasr, in Berlin eingetroffen. Wir heißen ihn herzlich willkommen in dem freudigen und dankbaren Gefühle, daß er sich in einer schweren kolonialen Krisis als der rechte Mann am rechten Platze bewährt hat. Der erste deutsche Durchquerer Afrikas, welcher unter den schwierigsten Verhältnissen und mit geringen Mitteln bedeutendes als Pfadfinder und Geograph leistete, ist mit seinen Zielen gewachsen und hat sich sowohl als Militär wie als Organisator dauernden Ruhm erworben. Als am 31. März v. J. der damalige Hauptmann Wißmann in Sansibar landete, stand an der ganzen Küste der Aufruhr in hellen Flammen, und nur Bagamoyo und Dar-es-Salaam wurden von den Deutschen noch gehalten. Buschiri verhöhnte die deutsche Macht, die Eingeborenen waren durch die Araber eingeschüchtert, die Haltung des Sultans war zweideutig, die Blokade hatte nur in der nächsten Nähe der Küste Erfolg gehabt. Alles dies änderte sich, man möchte sagen mit einem Schlage, als Wißmann den ersten entscheidenden Sieg über Buschiri schon am 8. Mai davontrug. Obwohl Buschiri durch Aufwiegelung der Mafiti der Schutztruppe noch schwere Tage bereitete, so war doch seine Macht gebrochen und erwartete ihn ein wohlverdientes Ende. Wir sahen dann Wißmann den kühnen Zug nach Mpuapua unternehmen und dort an den äußersten Grenzen des Schutzgebietes die deutsche Flagge wieder wehen. Wir verfolgten freudigen Herzens seinen weiteren Siegeslauf, der ihn nach dem Norden führte und endlich nach dem Süden, bis er zuletzt mit berechtigtem Stolze seine Aufgabe, den Sklavenhandel zu unterdrücken und die deutschen Interessen in Ostafrika zu schützen, als vollkommen durchgeführt ansehen konnte. Von seinen Untergebenen geliebt, von den befreiten Eingeborenen verehrt, von den Arabern, die er, wie der Fall Bana Heri zeigt, auch mit seinem diplomatischen Geschick behandeln konnte, geachtet, ein Mann, von dem man rühmen kann, daß er sich außer den Besiegten keinen Feind gemacht hat, betritt er zu wohlverdienter Rast wieder den deutschen Boden. Möge der Friede, den er und seine wackere Schutztruppe in diesem Teile unseres Besitzes in Afrika errungen haben, sich als festbegründet und dauernd erweisen, und möge Wißmann dem kolonialen Kulturwerke, dessen Segnungen spätere Generationen erst voll anerkennen werden, als ein treuer Berater und thatkräftiger Förderer auch ferner mit gleichem Erfolg wie bisher zur Seite stehen!

Dr. Karl Peters in Uganda.

Die letzte schriftliche Mitteilung, welche das deutsche Emin Pascha-Komitee von Dr. Peters empfangen hatte, war der in unserer Nr. 10 S. 127 abgedruckte Bericht aus Kapté-Kamassia vom 16. Januar 1890. Vor einigen Tagen sind nun dem geschäftsführenden Ausschuß des Emin Pascha-Komitees weitere Briefe von Dr. Peters zugegangen, die bis zum 15. April reichen. Danach hatte die Expedition ihren Marsch nach dem Victoria Nyanza fortgesetzt und befand sich in Wachores Residenz zu Akola — also nur noch 5 bis 6 Tagereisen von dem Gebiete der ehemaligen östlichen Stationen Emin Paschas entfernt, — als Dr. Peters erfuhr, daß Emin Pascha die Äquatorialprovinz verlassen habe und mit Stanley nach dem Süden abgezogen sei. Ein Weitermarsch in der Richtung nach Wadelai wäre danach zwecklos gewesen, zumal Peters, der nur noch 11 Askaris und 44 Träger bei sich hatte, nicht daran denken konnte, gegen die Mahdisten Krieg zu führen. Er schwenkte daher südwestlich ab, um nach Uganda zu gehen und den dortigen, in bedrängter Lage befindlichen Christen unter König Mwanga zu Hülfe zu kommen. Der Marsch ging durch Usoga, ein bis jetzt noch wenig erforschtes reiches Hügelland mit intensiver Kultur. Bei Ukassa schlief Peters auf demselben Lagerplatz, auf welchem Bischof Hannington ermordet wurde. Eine Menge von Schädeln und Knochen zeugte noch von der Katastrophe. Bei Ripon-Falls fand am 19. Februar der Übergang über den Nil und der Vormarsch durch Uganda statt, welches sich hier heillos verwüstet zeigte. Tage lang ging der Marsch durch völlig ausgebranntes Land. Am 25. Februar langte die Expedition in Mengo-Rubagha an, wohin bei ihrem Anmarsch der König Mwanga und die Weißen von ihrer Insel Bulingogwe zurückgekehrt waren. Hier half Peters nach Kräften an der Regelung der Verhältnisse in europäisch-christlichem Sinne. Mit Unterstützung des Superiors der französischen Mission, P. Lourdel, gelang es ihm, am 28. Februar mit König Mwanga einen Vertrag zu schließen, wodurch dieser sein Land, unter Annahme der bezüglichen Bestimmungen der Kongo-Akte, dem Handel und Verkehr aller europäischen Nationen eröffnete und zugleich mit Deutschland in ein besonderes Freundschaftsverhältnis trat. Trotz der Einsprache englischer Agenten, welche den Handel in Uganda für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu monopolisiren gedachten, blieb der König fest bei dem Vertrage. Die englische Hülfe, welche Mr. Jackson bringen sollte, war ausgeblieben! Am 16. März erließ König Mwanga ein feierliches Verbot des Handels mit Sklaven und der Sklavenausfuhr. Um den König in diesen seinen menschenfreundlichen Bestrebungen zu unterstützen und ihm den Widerstand gegen das vom Sklavenraub und Sklavenhandel lebende Arabertum möglich zu machen, gab ihm Peters einen großen Teil seines Pulvervorrats ab und unternahm es auf den Wunsch des Königs, den arabischen Einfluß im Westen des Victoria-Nyanza zu brechen. Es galt vornehmlich, den Araber Kimbulu aus Busiba zu entfernen, welcher den Verkehr und die Pulverzufuhr von Unyanyembe nach Unjoro vermittelte. Peters fuhr mit einigen hundert Soldaten, welche ihm der König zur Verfügung gestellt hatte, in 30 Böten westlich um den See. Kimbulu und der den Arabern ergebene Sultan Utatembora in

Busiba ergriffen bei Annäherung der Expedition die Flucht, das Land unterwarf sich dem christlichen Mwanga und erklärte sich zu dauernder Tributzahlung bereit. Einen Monat blieb Peters, dem Wunsche des Königs entsprechend, in Uganda. Während dieser Zeit strömten die Einwohner massenhaft in das verwüstete Land zurück.

So trug die deutsche Emin Pascha-Expedition, wenn sie auch infolge des Abzugs von Emin aus der Äquatorialprovinz ihr nächstes Ziel verloren hatte, doch mächtig zur Förderung der hohen Aufgabe bei, welcher Emin sein Leben gewidmet hat. Dr. Peters hat sich durch seinen kühnen, mit bewundernswerter Ausdauer vollbrachten Zug unbestreitbare Verdienste erworben. In der Geschichte der Afrikaforschung nicht allein, sondern auch in der Geschichte des Kampfs gegen die arabische Barbarei des Menschenraubs und Menschenhandels wird die deutsche Emin Pascha-Expedition für immer eine ruhmvolle Stellung einnehmen.

Von Uganda wandte sich Dr. Peters nach der südlich vom Victoria-Nyanza gelegenen Landschaft Usukuma. Seine letzten Berichte sind von der französischen Mission Nyagezi bei Ukumbi in Usukuma datirt. Von dort wollte er über Ugogo nach der Küste weiter reisen. Er wird inzwischen mit dem nach dem Innern zurückkehrenden Emin zusammengetroffen sein und wir wollen hoffen, daß die beiden deutschen Männer sich schon vereinigt haben, um Hand in Hand das große Werk fortzusetzen, an dem sie bisher gearbeitet haben, — die Erschließung Afrikas für die Kultur!

Der deutsch-englische Vertrag.

Der deutsch-englische Vertrag, welchen wir in der vorigen Nummer nach dem Reichsanzeiger mitteilten, hat, wie vorauszusehen war, infolge mancher überraschenden Bestimmungen eine sehr verschiedenartige Aufnahme erfahren. Nachdem die unterrichtete Presse bereits angedeutet hatte, daß weitgehende Forderungen der Kolonialfreunde nicht hätten befriedigt werden können, daß im Interesse des Weltfriedens und der Freundschaft zwischen Deutschland und England auf beiden Seiten Konzessionen zu erwarten wären, hatte man sich in kolonialen Kreisen darauf gefaßt gemacht, daß Deutschland einige seiner Ansprüche würde aufgeben müssen. Aber der Vertrag wirkte doch aufs höchste überraschend, da er sich nicht auf Afrika beschränkte, sondern eine Frage zum Austrag brachte, deren Lösung im deutschen Interesse unser erstarktes nationales Bewußtsein immer dringender verlangen mußte. Die Abtretung der Insel Helgoland überstrahlte vorerst alles andere, und, mag man über den militärischen Wert der Insel denken wie man will, auch wir, die wir in erster Linie nationale Politik treiben, freuen uns, daß dieses alte deutsche Eiland wieder in unsern Besitz gekommen ist. Erst mit dem Wiederanschluß dieses abgesprengten Gliedes unseres Volksstammes wird die Nordsee in Wirklichkeit ein deutsches Meer und Deutschland vollständig Herr im eigenen Hause. Das äußere Merkzeichen der britischen Herrschaft auf dem deutschen Meere verschwindet damit Deutschland gegenüber, und unsere maritime Stellung gewinnt auch den Abschluß nach außen. Dieser Gesichtspunkt war auch maßgebend für die Presse fast aller Parteien, welche mit seltener Einmütigkeit die Erwerbung von Helgoland pries. Als eine zweite Erwägung, welche mitbestimmend, hier und da sogar ausschlaggebend für die Beurteilung des Vertrages war, erschien der im Interesse der allgemeinen politischen Lage notwendig gewordene endgiltige Ausgleich mit England. Ohne einen genauen Einblick in die politischen Verhältnisse ist es nicht möglich, darüber zu urteilen, wie weit die höhere Politik maßgebend für die Behandlung der kolonialen Fragen gewesen sein mag, obwohl ein unbefangener Beurteiler sich der Überzeugung nicht verschließen kann, daß England, welches neuerdings sowohl mit Amerika als mit Frankreich und Portugal in schwierige koloniale Konflikte gekommen und Rußland gegenüber in beständiger Gefahr solcher Konflikte ist, vielleicht noch in einem größern Maße als Deutschland an einem gegenseitig guten Verhältnis gelegen sein muß. Aber wir können, obwohl wir die wichtigen für den Vertrag sprechenden Momente mit voller Klarheit anerkennen und zu würdigen wissen, doch nicht verschweigen, daß wir und mit uns viele Kolonialfreunde schwer enttäuscht sind.

Ehe wir näher auf den Vertrag eingehen und die Positionen einzeln besprechen, stellen wir das grundlegende Material zur besseren Vergleichung noch einmal zusammen. Die Bekanntmachung des Reichsanzeigers lautet:

1. Die deutsche Interessensphäre in Ostafrika wird begrenzt a) im Süden: durch eine Linie, die von der Mündung des Rokura[1]) im Westen des Nyassa-Sees bis zur Mündung des Kilambo im Süden des Tanganyika-Sees führt. b) im Norden: durch eine Linie, welche längs dem 1. Grad südlicher Breite vom Westufer des Viktoria-Nyanza bis zum Kongostaate führt und den Berg Mfumbiro südlich umgeht. Zwischen dem Nyassa-See und dem Kongostaate, zwischen Nyassa-See und Tanganyika-See, auf dem Tanganyika-See und zwischen dem letzteren und der nördlichen Grenze der beiderseitigen Interessensphären wird der Verkehr für die Unterthanen und die Güter beider Nationen von allen Abgaben frei bleiben. In den beiderseitigen Interessensphären wird den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit gewährt. Die Unterthanen des einen Staates sollen in der Interessensphäre des andern bezüglich der Niederlassung und des Handels die gleichen Rechte genießen, wie die Unterthanen des Staates, welchem die Interessensphäre angehört. England wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Sultan von Sansibar zur Abtretung des von ihm der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs an Deutschland zu bewegen. Für diesen Fall wird deutscherseits dem Sultan eine billige Entschädigung für die ihm entgehende Zolleinnahme gewährt werden.

2. Die Grenze zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre in Südwest-Afrika führt von dem in früheren Übereinkommen verabredeten Punkte aus längs dem 22. Grad südlicher Breite nach Osten bis zum 21. Längengrad, von da nach Norden längs diesem Grade bis zum Schneidepunkt desselben mit dem 18. Grad südlicher Breite und von da nach Osten längs dem Tschobifluß bis zu dessen Mündung in den Zambesi.

3. Die Grenze zwischen dem deutschen Togogebiete und der englischen Goldküstenkolonie soll, entsprechend dem deutschen Vorschlage, durch eine Linie gebildet werden, welche die streitige Landschaft Krepi in der Weise durchschneidet, daß der nördliche Teil mit Kpandu an Deutschland, der südliche Teil mit Peki an England fällt.

4. Deutschland überträgt England seine Schutzherrschaft über Witu und das Somaliland im Norden der englischen Interessensphäre.

5. Deutschland giebt seine Zustimmung, daß England über das Sultanat Sansibar mit Ausnahme des der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs das Protektorat übernimmt.

6. England tritt, vorbehaltlich der Ermächtigung des Parlaments, an Seine Majestät den Deutschen Kaiser die Insel Helgoland ab. Für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der deutschen Zollgesetzgebung in Helgoland wird eine Frist vereinbart werden, auch soll den dermaligen Bewohnern während eines bestimmten Zeitraums das Recht, für die englische Nationalität zu optiren, gewährt sein.

7. Die übrigen auf koloniale Fragen bezüglichen Differenzpunkte: Reklamation wegen der Aufbringung des Dampfers „Neera", Abgrenzung der Walfischbai, Reklamation gegen die Englische Nigeragesellschaft u. s. w. werden, nachdem festgestellt ist, daß über dieselben im Prinzip keine ernstlichen Meinungsverschiedenheiten bestehen, weiterer freundschaftlicher Verständigung vorbehalten.

8. Bis zum formellen Abschluß des gegenwärtigen Übereinkommens, welches in kürzester Frist durch Notenaustausch geschehen soll, wird keine Unternehmung in Afrika, welche sich mit den vorstehenden Verabredungen im Widerspruch befindet, von einer der beiden Regierungen sanktionirt werden.

Dem englischen Parlament wurde von diesem Abkommen durch Mitteilung einer Depesche des Lord Salisbury an Sir E. Malet in Berlin Kenntnis gegeben, welche in wörtlicher Übersetzung folgendermaßen lautet:

„Der Schriftwechsel zwischen der Regierung Ihrer Majestät und der Deutschlands ist jetzt an einem Punkte angelangt, welcher mir gestattet, Sir Percy Anderson zu ersuchen, nach Berlin zurückzukehren, um die nötigen Einzelheiten mit Dr. Krauel zu erörtern. Die Verhandlungen, welche er während seines früheren Aufenthalts in Berlin geführt hat, wie die Unterredungen, welche wir mit dem deutschen Botschafter seit seiner Rückkehr gepflogen, haben die beiden Regierungen in den Stand gesetzt, mit hinreichender Vollständigkeit die Umrisse eines Abkommens zur Ordnung der streitigen Angelegenheiten aufzusetzen.

Die Ansprüche der deutschen Regierung stützen sich hauptsächlich auf die Behauptung, daß, wo eine Macht die Küste besetzt, eine andere Macht nicht ohne deren Zustimmung das Hinterland besetzen darf. Es würde zu weit gehen, wenn man sagen wollte, daß es dieser Behauptung ganz an Begründung seitens des internationalen Gewohnheitsrechtes fehle. Ihre Wirksamkeit kann jedoch nicht unbegrenzt sein, während die Grenzen, innerhalb welcher diese Behauptung rechtskräftig ist, schwer zu ziehen sind. Die ursprüngliche Behauptung der deutschen Regierung ist, wenn ich sie recht verstanden habe, daß das ganze Gebiet zwischen ihrer Einflußsphäre und dem Kongostaat Deutschland von Natur als „Hinterland" seiner eigenen Besitzungen zufiele. Dies würde die deutsche Grenze längs dem 1. Grad südlicher Breite im Norden und dem 11. Grad südlicher Breite im Süden bis zur Grenze des Kongostaates gebracht haben.

Was den südlichen Teil dieses Anspruches betrifft, so hatte die Regierung Ihrer Majestät eine genügende Antwort. Das Land war schon von Engländern besetzt. Es gab englische Missionen und Stationen der afrikanischen Seengesellschaft am Nyassa- und Tanganyikasee und längs der die beiden verbindenden Stevensonstraße, und die durch diese Niederlassungen erworbenen Rechte konnten nicht durch den vageren Anspruch bei Seite gesetzt werden, welcher durch die Thatsache erwuchs, daß diese Gegenden in demselben Breitengrade liegen, wie das mehr östlich gelegene deutsche Gebiet. Was aber das Gebiet nördlich des Tanganyika betrifft, so hatte die Regierung Ihrer Majestät keine Antwort. Es gab keine englischen Niederlassungen, weder kommerzielle noch religiöse, zwischen dem 1. Grad südlicher Breite und dem Tanganyika-See. Die Verträge Mr. Stanleys dehnten sich nach der uns von Sir William Mackinnon gelieferten Landkarte nur bis zum 1. Grad südlicher Breite oder 20 oder 30 Meilen darüber aus. Die Regierung Ihrer Majestät hatte deshalb keinen Rechtstitel, welcher den Anspruch der deutschen Regierung umwerfen konnte, der sich auf die Thatsache stützt, daß diese Gegend unmittelbar hinter der deutschen liegt. Die Prätension der Deutschen erhielt weitere Unterstützung durch den Umstand, daß sie praktisch die Wirkung haben würde, das

[1]) Der Kikuru anderer Karten.

Ufer des Viktoria Nyanza-Sees in zwei ungefähr gleiche Teile zwischen den beiden Regierungen zu verteilen.

Auf Grund dieser Erwägungen hat die Regierung Ihrer Majestät einem Abkommen zugestimmt, wonach die Linie der Stevenson-Straße die Grenze zwischen der englischen und deutschen Einflußsphäre gegen Süden sein soll. England wird deshalb die Stevenson-Straße behalten, ferner seinen Anspruch auf die ganze Gegend zwischen der Straße, dem Nyassa See und dem Kongostaat, welche sich nördlich des 11. Grades südlicher Breite befindet. Südlich dieses Breitengrades treten die auftauchenden Fragen nicht mit Deutschland auf.

Nördlich des Tanganyika-See behält Deutschland die Gegend bis zum Kongostaat nach Norden bis zum 1. Parallelgrad südlicher Breite. Um jedoch die Grenze so weit als möglich mit der durch die Verträge Mr. Stanleys gesicherten Gegend zusammenfallen zu lassen, wird die Linie sich nach Süden wenden, damit der Berg Mfumbiro in die britische Sphäre eingeschlossen wird. Im Hinblick darauf jedoch, daß das zwischen den beiden Mächten getroffene Abkommen dem Handel von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden in Zukunft nicht schaden möchte, wird abgemacht, daß deutsche Unterthanen und deutsche Waren zwischen dem Nyassa und dem Kongostaat völlig freien Durchzug haben und keine Transitgebühren zahlen sollen. Dieselbe Freiheit und Immunität sollen englische Reisende und Waren genießen zwischen dem Nordende des Tanganyika-Sees und der britischen Einflußsphäre. Ferner wird das Übereinkommen getroffen zwischen den beiden Mächten, daß in allen ihrem Einflusse unterworfenen ostafrikanischen Gebieten die Unterthanen beider Mächte gleiche Rechte der Niederlassung und des Handels haben sollen.

Die Grenze zwischen dem Ngamiland und dem Damaraland ist noch nicht endgiltig gezogen worden und die Einzelheiten müssen den Verhandlungen zwischen Sir Percy Anderson und Dr. Krauel überlassen werden. Es wird jedoch abgemacht, daß in der Breite des Ngami-Sees und bis zum 18. Grad südlicher Breite die deutsche Grenze mit dem 21. Grad östlicher Länge von Greenwich zusammenfallen soll. Die Natur dieses Landes ist sehr unvollständig bekannt und selbst die Lage des Ngami-Sees ist ziemlich unsicher. Es besteht jedoch geringer Zweifel, daß der 21. Längengrad ihn decken und Moremis Land in das britische Protektorat stellen wird.

Im Togoland, wo einige Diskussion bestand über die genaue Natur der durch das kürzlich von den beiden Mächten getroffene Abkommen festgesetzten Grenze, wird das Arrangement getroffen, daß eine Linie gezogen wird, wonach die Mündung des Voltaflusses England zufällt, Deutschland jedoch Zugang zu dem Flusse an einem höheren Punkte des Stromlaufes erhält.

Auf der Ostküste hat die deutsche Regierung zugestimmt, alles Gebiet, welches es jetzt nördlich der britischen Einflußsphäre besitzt oder beansprucht, aufzugeben. Dies wird das Sultanat Witu, nebst den Inseln Manda und Patta und das Gebiet bis zum Jub, worüber die deutsche Regierung erst kürzlich das Protektorat übernommen hat, eine Küstenlinie von etwa 200 Meilen, unter britiiche Kontrole stellen. Die Wirkung dieses Arrangements wird sein, daß mit Ausnahme des Kongostaates kein europäischer Konkurrent für den britischen Einfluß zwischen dem 1. Grad südlicher Breite und der Grenze Ägyptens da ist längs dem ganzen Lande, welches südlich und westlich des italienischen Protektorats in Abessynien und Gallaland liegt.

England wird ferner mit der Genehmigung des Sultans von Sansibar (welche schon vorliegt) das ausschließliche Protektorat über das Sultanat, einschließlich der Inseln Sansibar und Pemba, übernehmen. Dies geschieht mit der vollen Einwilligung Deutschlands. Die direkte Kontrole und der ausgedehnte Einfluß, welchen diese Anordnung Großbritannien giebt, werden mächtig die Bemühungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Ausrottung der Sklaverei selbst unterstützen. England wird Deutschland unterstützen, vom Sultan von Sansibar die Anerkennung der Okkupation der gegenwärtigen deutschen Küstenlinie zu erhalten gegen die Zahlung einer billigen Entschädigung für die von ihm aufgegebenen Zölle.

Andererseits ist die Regierung Ihrer Majestät bereit, dem Parlament eine Bill über die Abtretung Helgolands an Deutschland zu unterbreiten. Die Insel wurde von diesem Lande 1814 wahrscheinlich wegen ihrer Nachbarschaft an Hannover, dessen Krone damals mit der Englands vereinigt wurde, beibehalten. Sie ist indes von der britischen Regierung niemals behandelt worden, als ob sie irgend einen defensiven oder militärischen Wert besitze, noch ist irgend ein Versuch oder Vorschlag gemacht worden, sie als eine Festung zu bewaffnen. Ihrer Majestät Regierung ist der Meinung, daß sie eine schwere Vermehrung der Verantwortlichkeiten unseres Reiches in Kriegszeiten bilden würde, ohne zu dessen Sicherheit beizutragen. Es ist daher kein Grund vorhanden für die Weigerung, sie zum Teil einer territorialen Abmachung zu machen, wenn die Motive dafür hinlänglich sind.

Es dünkt Ihrer Majestät Regierung, daß die Ausdehnung britischen Einflusses und Gebietes an der Ostküste Afrikas, welche das Ergebnis der Abmachungen sein wird, die ich Ew. Exzellenz erklärt habe, einen hinreichenden Beweggrund für die Regierung dieses Landes bildet, die Vereinigung der in Rede stehenden Insel mit dem Deutschen Reiche zu gestatten. Bedingungen werden gemacht werden, welche sämtliche jetzt lebende Einwohner der Insel gegen obligatorischen Flotten- und militärischen Dienst sichern und auch Fürsorge treffen für die Fortdauer des gegenwärtigen Zolltarifs für eine zwanzigjährige Frist.

Mehrere Detailangelegenheiten müssen in Gemäßheit der obigen Umrisse noch geordnet werden und werden den Gegenstand der Schlußkonferenzen zwischen Sir Percy Anderson und Dr. Krauel bilden,

Ich verbleibe ꝛc.

Salisbury."

Eine Vergleichung der beiden Texte hinsichtlich der Punkte, den freien Verkehr betreffend, ergiebt, daß nach englischem Texte die Befreiung der beiderseitigen Unterthanen und Güter sich nicht auf alle Abgaben, sondern nur auf alle Durchgangszölle erstreckt. Weit mehr aber scheint ins Gewicht zu fallen, daß nach dem englischen Texte sich auch diese Befreiung für die deutschen Unterthanen und Güter keineswegs bis zu der nördlichen Grenze der beiderseitigen Interessensphären, sondern nur auf das Nyassaland erstreckt, während sie für die englischen Unterthanen und Güter vom Nordende des Tanganyikasee bis zur Südgrenze der nördlichen britischen Interessensphäre, d. h. bis zum ersten Grade südlicher Breite Geltung hat. Danach fiele die Auslegung zu Boden, daß jene Privilegien für deutsche Unterthanen und Güter auch über den ersten Grad südlicher Breite hinaus, durch die nördliche englische Interessensphäre bis zu deren noch garnicht festgesetzten Nordgrenze wirksam seien. Der englische Text ist klar und unzweideutig, die im deutschen Texte befindliche Wendung „und der nördlichen Grenze der beiderseitigen Interessensphären", sowie der Ausdruck „Abgaben" dagegen sind geeignet, das Verständnis zu verwirren; die ersterwähnte Wendung ist unklar, das Wort „Abgaben" allgemeiner als das im englischen Texte befindliche „Durchgangszölle". Fergusson hat auch bereits im Unterhause mitgetheilt, daß die Publikation des Deutschen Reichsanzeigers nicht korrekt sei und nicht die genaue Wiedergabe des Übereinkommens enthalte. Interessant ist auch, wovon in beiden Texten nicht die Rede war, daß Fergusson ferner erklärte, daß der freie britische Transit durch Damara-Land Gegenstand der Unterhandlungen sei!

Zu den Fragen allgemeiner Natur gehört auch die Stellungnahme Frankreichs zu Sansibar, welche sich auf eine Übereinkunft vom 10. März 1862 stützt, nach welcher „der Kaiser der Franzosen und die Königin von England in Erkenntnis der Wichtigkeit, welche an die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Sultans von Maskat einerseits und des Sultans von Sansibar andererseits geknüpft ist, es für gut erachtet haben, sich gegenseitig zu verpflichten, die Unabhängigkeit dieser beiden Fürsten zu achten". Die Zustimmung Deutschlands zu dieser Erklärung wurde von Lord Lyons, damals englischer Botschafter in Paris, in einer Note vom 27. November 1886 Freycinet angekündigt. Die Hauptstelle dieser Note lautet nach den französischen Blättern: „Deutschland verpflichtet sich, der Erklärung zuzustimmen, welche unterm 10. März 1862 von Großbritannien und Frankreich über die Anerkennung der Unabhängigkeit von Sansibar unterzeichnet wurde." — Auf diese Note des Lord Lyons antwortete Freycinet: „Paris, 8. Dezember 1886. Herr Botschafter! Sie haben mir in Ihrem Schreiben vom 27. November d. J. mitgeteilt, daß die Regierung Ihrer britischen Majestät und die kaiserliche Regierung von Deutschland zu einem Einverständnis über die Abgrenzung des Sultanats Sansibar gelangt sind, und Sie übermittelten mir eine Note, die einerseits die Punkte angab, auf welchen diese beiden Mächte die Souveränetät des Sultans anerkannten, anderseits die Übereinkunft vom 10. März 1862 bestätigte, durch welche Frankreich und England die Unabhängigkeit von Sansibar anerkannt haben. Die Regierung der Republik prüfte den ihr unterbreiteten Vorschlag, und ich habe die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß sie keinen Einspruch dagegen erhebt." Auf Grund dieser Abmachungen ist auch bereits im französischen Parlament eine Interpellation eingebracht und von dem Minister des Auswärtigen in dilatorischer Weise behandelt worden; es scheint fast, als ob zwischen den Kabinetten von England und Frankreich vor Abschluß des Vertrages beiderseits befriedigende Erklärungen in betreff Sansibars ausgetauscht worden seien.

Wenn die Aufnahme des Vertrages in Deutschland in weiteren Kreisen eine sehr geteilte war, so war sie dagegen in England eine überwiegend günstige, da die Vorteile, welche dem englischen Handel und der Kolonisation in Afrika geboten waren, eine ablehnende Haltung über die Aufgabe der für England bedeutungslosen kleinen deutschen Insel nicht begründen konnten. Selbst die eigentlichen englischen Kolonial-Chauvinisten fühlten sich befriedigt, und nur ganz extreme Politiker beklagten weniger aus innerer Ueberzeugung, als aus politischer Taktik das Aufgeben Helgolands. Wie konnte es auch anders sein, nachdem England durch einen Federstrich eine dominirende Stellung in Ostafrika und seiner Interessensphäre, welche noch durch Witu und das südliche Somaliland vergrößert war, dann das Protektorat über Sansibar erhalten und seinem Handel im Hinterlande die größtmöglichsten Vorteile gesichert hatte![1])

[1]) Stanley hat natürlich allen Grund, befriedigt zu sein. Am 19. Juni sagte er in Newcastle: Der große Traum der englischen Afrika-Forscher sei erfüllt, ein großes Reich von 650 000 Quadratmeilen erworben mit der Aussicht auf die Ausdehnung über eine Million Quadratmeilen bis Kairo. England besitzt jetzt ein glorreiches Tafelland bis zum Herzen Afrikas; es besitze den Kenia, den Mfumbiro und die Mondberge, außerdem den freien Durchgangsverkehr, was fast dem wirklichen Besitze gleichkomme. Deutschland sei jetzt im eigenen Interesse genötigt, mit England gemeinsam für die freie Schiffahrt auf dem Sambesi einzutreten. In Betreff Helgolands und Sansibars sagte Stanley: „Die Deutschen hatten ihre große, mächtige Tatze auf Sansibar gelegt, und nun heißt es, daß Sansibar unter englische Schutzherrschaft gestellt, und daß zum Entgelt Helgoland an Deutschland abgetreten werde. Ich war nie in Helgoland, aber ich bin sicher, wenn die kleine Insel Pemba allein an

Nach diesen Betrachtungen allgemeiner Natur gehen wir zu einer Würdigung der einzelnen Gebiete, beginnend mit Ostafrika, als dem wichtigsten über.

Ostafrika.

Der schwerste Schlag, welchen unsere Interessen in Ostafrika erlitten haben, liegt ohne Zweifel, in der Auslieferung Sansibars an die Engländer und der Aufgabe von Witu. Nachdem Jahre lang der Streit um die Suprematie in Sansibar zwischen Deutschland und England geführt worden, ist er jetzt zu gunsten Englands entschieden, trotz der großen Fortschritte Wißmanns, durch welche dort die Deutschen an Einfluß bedeutend gewonnen hatten. Es ist kein Zweifel, daß der arabische Einfluß von Sansibar aus sich durch ganz Ostafrika erstreckt, daß dort alle politischen Fäden zusammenlaufen und daß in rein politischer Beziehung es für uns von höchster Wichtigkeit gewesen wäre, durch den Sultan von Sansibar und die großen Araber einen durch unser ganzes Interessengebiet reichenden Einfluß zu gewinnen. Es ist bei der Unsicherheit aller politischen Verhältnisse ein leidiger Trost, daß eine uns jetzt befreundete Macht dort das Heft in Händen hält, abgesehen davon, daß es etwas Niederdrückendes hat, auch für den Besitz der Küste, welche uns de facto gehört, auf die guten Dienste Englands angewiesen zu sein. In Sansibar haben die Deutschen alte und feste Handelsverbindungen, haben Hamburgische Häuser einen lebhaften Verkehr mit Deutschland vermittelt und ist dort der deutsche kommerzielle Einfluß von Jahr zu Jahr gewachsen. Vor einigen Monaten erst ist in der Begründung der Vorlage betreffs der Dampferlinie nach Ostafrika auf die große Bedeutung Sansibars für unsern Handel hingewiesen worden; es hieß daselbst, daß der Waren-Umsatz der in Ostafrika zum Teil schon seit langen Jahren ansässigen deutschen Handelshäuser wesentlich umfangreicher als der direkte Warenaustausch zwischen Deutschland und Ostafrika und in Sansibar sogar den englischen Häusern überlegen sei. In Rücksicht auf die engen und zukunftsreichen Beziehungen zu Sansibar namentlich ist die Errichtung der deutschen

Ostafrika. General-Karte.

Ostafrika-Linie in Hamburg mit großer Genugthuung begrüßt worden, und nun wird gerade dieser wichtigste Knotenpunkt des gesamten ostafrikanischen Handelsverkehrs, der Schlüssel zum Innern, England überlassen; denn sein Protektorat bedeutet dort seine Suprematie! Um über die handelswirtschaftliche Bedeutung dieses Zugeständnisses die erforderliche Klarheit zu erhalten, muß man darauf hinweisen, daß die Herrschaft des Sultans, außer über einige kleine Küstenplätze im Somali-Gebiet, wie Kismaju, Barawa u. s. w., sich über die Insel Pemba, Sansibar und Mafia erstreckt; das nördliche Pemba ist 964 □ km, das in der Mitte liegende Sansibar 1590 □ km und das südliche Mafia 527 □ km groß. Die drei Inseln sind nach der „Hamburger Börsenhalle" von um so höherer kommerzieller Wichtigkeit, als sie, abgesehen von ihren sonstigen mannichfachen Erzeugnissen, die Hauptproduktionsorte Ostafrikas von Gewürznelken bilden, deren Ausfuhr nach glaubwürdigen Quellen einen durchschnittlichen Wert von nicht weniger als ungefähr 250 000 Pfd. Sterl. = 5 Millionen Mark im Jahre ausmacht. Dieser Betrag ist mehr als der vierte Teil des Gesamtexports. Von Elfenbein abgesehen, liefern allein Pemba und Sansibar — Mafia gar nicht mit hineingerechnet — fast eine ebenso große Menge von Produkten, wie das ganze äqua-

den Markt käme, so würden Sachkundige den zehnfachen Preis Helgolands schon für Pemba allein zahlen. Ihr habt aber nicht allein Pemba, sondern Sansibar mit 250 000 Einwohnern. Wenn ihr dieses Geschenk den übrigen Geschenken Salisburys hinzufügt, so werdet ihr den Vorteil der Abmachung schon erkennen."

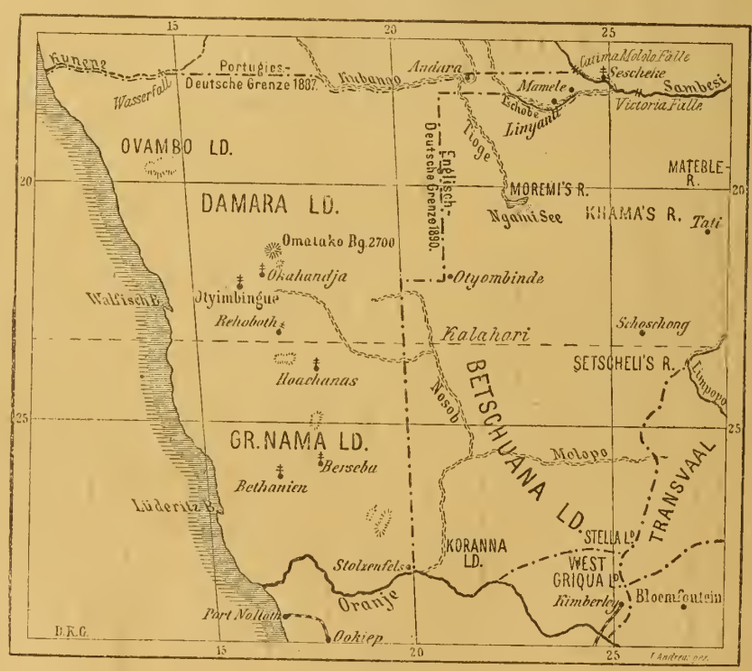
toriale Afrika; die Insel Pemba allein kann jährlich im Durchschnitt 70 000 Sack Gewürznelken à 1½ Ctr. zur Ausfuhr bringen. Die englische Handelspolitik, welche sich überall feste Stützpunkte geschaffen hat — man denke nur an Hongkong und Singapore und neuerdings an Lamu — hat hier wieder einen überraschenden Triumph gefeiert. Es wird der Deutsch-Afrikanischen Dampfergesellschaft aus der Britisch-India-Linie eine äußerst lebhafte Konkurrenz erwachsen; es werden sich die indischen Handelshäuser auf Sansibar jetzt angelegen sein lassen, eine gute Verbindung mit Bombay herzustellen; es werden neue Anstrengungen von englischer Seite gemacht werden, den Karawanenhandel nach Mombas und von da nach Sansibar zu ziehen, kurz es wird die Entwickelung der deutschen Küste, wenn sie auch indirekt davon profitiren mag, doch einen äußerst schweren Stand haben. Denn heute sind an der Küste kaum erst die Grundlagen für einen kommerziellen Aufschwung geschaffen; es fehlt so gut wie noch Alles, während Sansibar doch schon soweit entwickelt ist, daß wir noch für längere Zeit auf die dortigen Anstalten und Verbindungen angewiesen bleiben werden. Glücklicherweise sind die Anstalten getroffen, allmählich von Sansibar loszukommen und die Vorteile, welche uns die Häfen unserer Küste gegenüber der Rhede von Sansibar darbieten, sind sicherlich nicht zu unterschätzen. Aber das jetzige Übereinkommen findet uns nicht vorbereitet genug und wirkt infolgedessen etwas deprimirend, obwohl wir glauben, daß wohl Mittel und Wege gefunden werden, um etwaige Zollplackereien oder spätere Zollkämpfe, welche nicht ausgeschlossen sind, wenn England den Verkehr mit seiner Interessensphäre besonders begünstigen will, zu verhüten.

Über die Bedeutung des freien Verkehrs im Hinterlande unserer Interessensphäre sind, wie schon vorher bemerkt, die Bestimmungen durchaus nicht klar, und es wird einer genauen Umgrenzung dieses Begriffes sowohl als der Zonen bedürfen, damit nicht für später hier neue Schwierigkeiten entstehen. Weshalb überhaupt die Engländer sich die Verkehrsfreiheit auf diesem Gebiete gesichert haben, wird nur dann vollkommen verständlich, wenn man sich an die Anstrengungen erinnert, welche von verschiedenen Seiten gemacht werden, die Kongoakte zu durchlöchern; denn nach Kapitel I der Kongoakte ist die Freiheit des Handels in dem Becken des Kongo, in welches die jetzige Grenze fällt, vollkommen frei. Nach Artikel II haben alle Flaggen zu allen Gewässern des Kongo, einschließlich der Seen, freien Zutritt, wie auch Waren jeder Herkunft keine anderen Abgaben zu entrichten haben, als solche, welche etwa als billigen Entgelt für zu Nutzen des Handels gemachte Ausgaben erhoben werden. Jede ungleiche Behandlung sowohl der Schiffe, wie der Waren ist untersagt, wie auch die in diese Gebiete eingeführten Waren von Eingangs- und Durchgangszöllen befreit bleiben. Nach dem deutsch-englischen Abkommen dagegen würden wir von dem englischen Verkehr zwischen Tanganyika See und dem südlichen Teil der englischen Interessensphäre nicht einmal die Abgaben erheben dürfen, welche die Kongoakten gestattet! Die Engländer haben jetzt erreicht, was als der Traum der englischen Kolonialfanatiker oft verlacht, von uns aber stets in seinem vollen Ernste gewürdigt wurde, eine teilweise politische, teilweise kommerzielle Umklammerung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, welche um so gefährlicher ist, als sie mit ungleich größeren Mitteln als wir die errungenen Vorteile auszunutzen verstehen werden. Es ist an und für sich ja erfreulich, daß unsere politische Interessensphäre bis zu den großen Seen anerkannt worden ist, aber daß wir, die wir politisch bereits in Mpuapua festen Fuß gefaßt hatten, um unsere wohlbegründeten Ansprüche durchzusetzen, noch Witu und Somaliland mit dem vielversprechenden Flußgebiet des Jub mit in den Kauf geben mußten, ist nicht recht einzusehen. Witu hatte allerdings in der letzten Zeit infolge der bekannten von uns mehrfach berührten Vorgänge an Bedeutung verloren, aber daß es ohne genügende Kompensation aufgegeben wurde, war um so weniger zu erwarten,

Die südwestliche Grenzlinie
der deutschen ostafrikanischen
Interessensphäre.
0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Klm
TANGANYIKA
RIKWA
U S A F A
U G O G O
U R U N D I
M I W U
U N Y I K A
M A M B W E
U N Y A M W E Z I
M A N Y E M A
U K I N G A
M P O K O
U K U R A
U T A M B O
U N I A M W E Z I
U S U K U M A
U K I N I A
U K A O N D E
U K O N O
U K A N D E
U K A M B A
U K I N D U
U K A R A G W E
U K E R E W E
U K E R E W E
U K E R E

des Nyassa hat natürlich nur für die Engländer Bedeutung, da die Deutschen dort sicher für lange Zeit keine Interessen zu vertreten haben werden. Es war den Engländern vor allen Dingen darum zu thun, die Stevenson-Road zu besitzen, was ihnen auch mit einer kleinen Ausnahme, wenn eine geometrisch gerade Grenzlinie hergestellt sein sollte, gelungen ist. Wichtig ist nunmehr, daß gerade dasjenige Gebiet, welches in unsere Sphäre fällt, die Nordspitze des Nyassa bis zum Hochplateau, besonders das Land der Anyanyakyusa, von dem Konsul Johnston wie von dem Missionar Dr. Kerr Groß welche dasselbe Ende des letzten Jahres besuchten, als sehr fruchtbar und von einem kräftigen Volksstamme dicht bewohnt, geschildert wird. Das Hochplateau nördlich des Nyassa ist gesünder als das Marschland, aber weniger fruchtbar; doch wird behauptet, daß Theestrauch und Kaffeebaum hier vorzüglich gedeihen werden. Auch Konsul Elton schildert dieses Land als das schönste, daß er jemals in Afrika gesehen habe. Selbst Natal, der berühmte „Garten von Südafrika", könne sich mit ihm weder hinsichtlich der Fruchtbarkeit, noch der Üppigkeit der Weidegründe messen. Auf diesen Höhen haben sich die englischen Missionen angesiedelt und Stützpunkte für die weitere Erschließung des Landes geschaffen, welches bekanntlich gelegentlich von arabischen Sklavenhändlern beunruhigt wird.[1])

Wenn etwas uns einigermaßen mit dem Gedanken an unsere in Ostafrika erlittenen Verluste — vom rein kolonialpolitischen Standpunkte aus — versöhnen kann, so ist es der positive Vorteil, daß wir jetzt ein ziemlich genau umgrenztes ungeheures Gebiet besitzen, das dem Unternehmungsgeist noch für eine lange Reihe von Jahren keine Schranken darbieten wird, daß das gewonnene Gebiet immer noch ein so großes ist, wie es sich vor 10 Jahren nicht die kühnsten Wünsche hätten träumen lassen, und daß der sichere Besitz, dessen Ausdehnung und Hilfsquellen man allmählich bis ins Einzelne hinein kennen lernen wird, wozu auch die Expedition Emins ihr Teil beitragen dürfte, für die Kapitalisten eine größere Anziehungskraft haben wird, als bei der früheren staatsrechtlich unklaren Gestaltung. Denn mit der Abtretung der Küste an das Deutsche Reich wird auch die staatsrechtliche Entwickelung, welche noch dunkel vor uns lag, einen gewaltigen Schritt nach vorwärts gemacht haben. Die Kolonisation im großen Maßstabe nach englischem Muster erfordert vor allem englische Mittel und jenen riesigen Spekulationsgeist, welcher den Deutschen, die mit vollkommen klaren Verhältnissen bei ihren Kapitalanlagen zu rechnen gewohnt sind, infolge ihres geringeren Reichtums und ihrer Unbekanntschaft mit kolonialen Dingen abgeht. Wenn die Folge dieser Abmachung im Gegensatz zu den durchaus absprechenden Urteilen der Kolonialgegner ein stärkeres Hereinströmen der deutschen Unternehmungslust nach Ostafrika sein würde, ein stärkeres Anspannen aller Kräfte, ein rationelles und fortgesetzt wohlwollendes Verhalten der kaiserlichen Regierung gegenüber den ostafrikanischen Unternehmungen jetzt und in der Zukunft, so würden wir, trotz der Engländer in Sansibar und im Hinterlande unserer Interessensphäre, die Zukunft unserer ostafrikanischen Kolonie noch immer als eine aussichtsreiche zu betrachten haben.



Südwestafrika.

Südwest-Afrika.

Bei der Abgrenzung dieses Gebietes kommen vorerst die Abmachungen mit England, laut der dem Reichstag vorgelegten Denkschrift, vom 2. Dezember 1885 und der Vertrag mit Portugal vom 30. Dezember 1888 in Betracht. Die Ausdehnung des deutschen Schutzgebiets nach dem Innern wird — wir folgen in der theoretischen Auseinandersetzung hier der Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft an den Herrn Reichskanzler vom 5. April 1890 — zunächst dadurch festgestellt, daß sich (nach einer Mitteilung der englischen Regierung) die Grenzen des unter ihre Schutzherrlichkeit gestellten Betschuanalandes nach Westen bis zum 20. Grad östlicher Länge (Greenwich) und nach Norden bis zum 22. Grad südlicher Breite erstrecken. Außerdem hat sich die englische Regierung der deutschen gegenüber verpflichtet, ihren Einfluß nach Westen hin nicht über den 20. Grad östlicher Länge auszudehnen und einer Entwickelung des deutschen Protektorats bis zu diesem Längengrade nicht entgegen zu wirken. Endlich hat die gedachte Regierung auch die englischen Beamten der Kapkolonie angewiesen, sich jeder Einwirkung auf die Häuptlinge des Groß-Namaqua- und Hererolandes zu enthalten und den Häuptling Kamaherero und andere benachbarte Herrscher davon verständigen lassen, daß England nicht beabsichtigte, sein Protektorat über das Gebiet der Walfischbai hinaus zu erweitern.

In dem Vertrage des Deutschen Reichs mit Portugal vom 30. Dezember 1886 ist in Artikel 1 die Grenzlinie bestimmt, welche in Südwestafrika die deutschen und portugiesischen Besitzungen scheiden soll; sie folgt dem Laufe des Kunenestusses von seiner Mündung bis zu denjenigen Wasserfällen, welche südlich von Humbe beim Durchbruch des Kunene durch die Serra Canna gebildet werden. Von diesem Punkte ab läuft die Linie auf dem Breitenparallel bis zum Kubango, dann am Laufe dieses Flusses entlang bis zu dem Orte Andara, welcher der deutschen Interessensphäre überlassen bleibt, und von da in gerader Richtung östlich bis zu den Stromschnellen von Catima am Sambesi.

Unterwarf man die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären des Deutschen Reichs und Englands, wie sie in der erwähnten Denkschrift vom 2. Dezember 1885 mitgeteilt ist, einer näheren Prüfung, so wurde sogleich offenbar, daß dieselbe weder ausreichend, noch für die deutschen Interessen günstig war England erhob damals Anspruch auf Betschuanaland und bezeichnete als die Gebietsgrenze im Westen den 20. Längengrad östlich von Greenwich, im Norden den 22. Grad südlicher Breite. Vom Deutschen Reich wurden diese Grenzen anerkannt. In Wirklichkeit wird nun Betschuanaland im Westen und Norden vom Molopposluß begrenzt, der von Ost nach West etwa im 26. Breitenparallel fließt und auf der Höhe des 21. Längengrades seinen Lauf in gerader Richtung nach Süden fortsetzt, bis er in den Oranjefluß mündet. England hat demnach sein Gebiet weit über die Grenze von Betschuanaland hinaus anerkennen lassen; thatsächlich sitzen zwischen dem Moloppo und dem 20. Längengrad Nama, deren Landbesitzungen mehrfach durch die beobachtete Abgrenzung durchschnitten worden sind.

Was England mit der Ausdehnung seines Gebiets nordwärts bis zum 22. Breitengrad bezweckt und erreicht hat, das haben die Mitteilungen der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London unverhohlen ausgesprochen. Auf Veranlassung der Kapregierung wurde der 22. Breitengrad gewählt, auf dem man nach Osten bis an das portugiesische Gebiet die Grenzlinie weiterführte, um die südafrikanische Republik im Norden zu umklammern. Die betreffende Stelle (Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. VII. 1885. p. 457) lautet wörtlich: The Cape authorities carry it (the nothern boundary — 22° S. lat.) nearly as far as the 32nd degree, claiming the strip of land between the Limpopo river and that parallel, and so shutting in the Transvaal on the north as it is on all other sides.

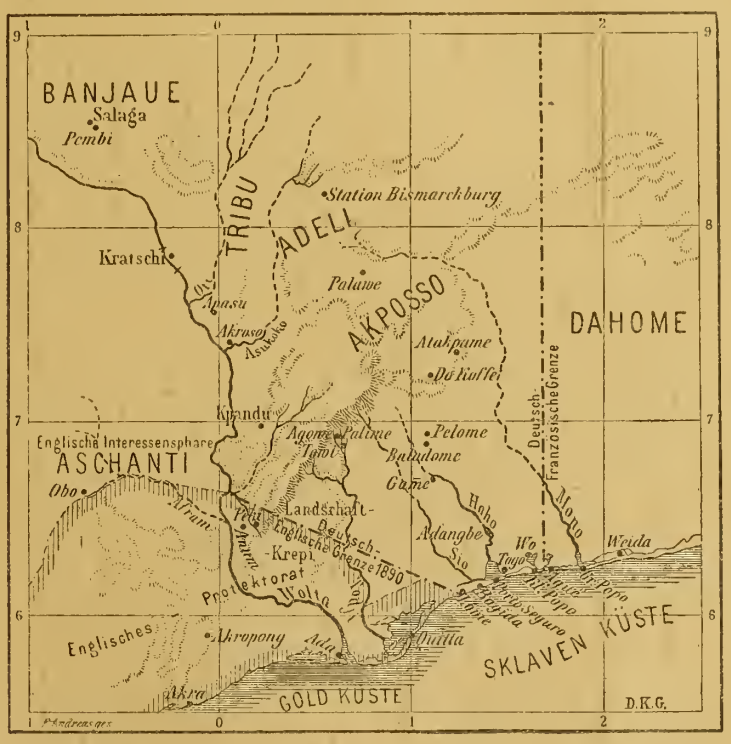
Neuerdings hatte nun die britisch-südafrikanische Gesellschaft auf Grund von Verträgen mit den Häuptlingen Khama und Lobengula Anspruch auch auf die gesamten Gebiete nördlich vom 22. Breitengrad bis hinauf nach dem Cubango und Sambesi erhoben, und eine englische Gesellschaft sich besonders das Ngamiland von dem Beherrscher desselben durch Vertrag überweisen lassen. In dem

[1]) So teilt Groß mit, daß er auf einer Expedition nach dem Nikwasee in einem Dorfe zwei alte englische Kanonen gefunden hätte, welche dorthin von den Arabern gebracht worden waren. Sie waren drei Fuß lang, mit Eisenstücken geladen und wurden bei den Sklavenjagden gegen die Dörfer der Eingeborenen in Thätigkeit gesetzt.

Direktorium der neugegründeten General African Exploring Company, welche die Ausbeutung der vom „König" Moremi gewährten Konzession beabsichtigte, befanden sich auch mehrere Mitglieder der britisch-südafrikanischen Gesellschaft und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß das Ngamiland, welches teilweise von der unter deutschen Schutz gestellten roten Nation von Hoachanas beansprucht wurde, bei der Grenzregulirung definitiv in englische Hände kam.

Die Abmachungen vom Jahre 1885 lassen es allerdings unklar, ob England über den 22. Breitengrad nach Norden seine Besitzungen ausdehnen kann; die englische Regierung hatte damals mitgeteilt, daß die Grenzen des unter ihre Schutzherrschaft gestellten Betschuanalandes sich im Westen bis zum 20. Grad östlicher Länge und nach Norden bis zum 22. Grad südlicher Breite erstrecken, verpflichtet hat die englische Regierung sich der deutschen gegenüber nur dazu, ihren Einfluß nach Westen hin nicht über den 20. Grad östlicher Länge auszudehnen. Thatsächlich hat nun aber das Deutsche Reich in dem Vertrage mit Portugal vom 30. Dezember 1886, also mehr als ein Jahr nach der erwähnten Abmachung mit England, die nördliche Grenzlinie seiner Interessensphäre bereits bis Catima am Sambesi bestimmt. Diese Abmachung würde nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn auf deutscher Seite ein Zweifel darüber bestand, die deutsche Interessensphäre nördlich des 22. Breitengrades nach dem Innern über den 20. Längengrad weiterzuführen, mit andern Worten Besitz zu nehmen von den Ländern, welche südlich der mit Portugal vereinbarten Grenzlinie gelegen sind. Der Ort Andara (21° 30' ö. v. G., 17° 21' südl. Breite) wird in diesem Vertrage schon ausdrücklich als zur deutschen Interessensphäre gehörig bezeichnet.

Die neue Abgrenzung nun, welche es bedauern läßt, daß die Engländer für die Zugeständnisse, welche wir ihnen im Osten machten, nicht zur Abtretung der für sie nahezu wertlosen Walfischbai an uns gezwungen worden sind, bietet ein geographisch recht verzwicktes Bild dar, da die Grenzlinie zwei Absätze bildet, welche für die deutsche Ausdehnung nach dem Sambesi nur einen ganz schmalen Streifen übrig lassen, obwohl noch keineswegs feststeht, daß eine genauere topographische Aufnahme auch diesen, wenigstens an dem Schneidepunkt des 18. und 21. Grades, nicht noch enger werden läßt, als er schon jetzt erscheint.



Togogebiet.

Togoland.

Zwischen dem kaiserlichen Kommissar Falkenthal und dem französischen Gouverneur Bayol, die von ihren Regierungen zu Grenzkommissaren ernannt waren, ist als Grenzlinie zwischen dem deutschen und französischen Gebiete an der Sklavenküste der Meridian festgesetzt worden, welcher von der Küste ausgehend die Westspitze der kleinen Insel trifft, welche Bayol genannt und in der Lagune zwischen Agué und Klein Popo etwas westlich von dem Dorfe Hillakandji belegen ist, und soweit verlängert worden, bis er den 9. Grad nördlicher Breite trifft. Diese Abmachungen, durch welche die östliche Abgrenzung des Schutzgebietes mit dem französischen Nachbar endgültig und vorerst ausreichend gesichert ist, sind von den beteiligten beiden Regierungen genehmigt worden.

Dagegen war die Kolonie dem Eindringen in ihr Hinterland von seiten des englischen Nachbars im Westen völlig bloß gestellt, mit dem eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären über die Küstenlinie (westlich von Lome) hinaus noch nicht vereinbart worden war. Leider ist und bleibt durch die neue Abgrenzung die deutsche Kolonie von der Mündung des Volta ausgeschlossen, auf den Mittel- und Oberlauf des wichtigen Stromes haben wir dagegen Anrechte gewonnen.

Doch muß man die Zugeständnisse der Engländer hier nicht zu sehr überschätzen. Sie haben in der That nur die alte Grenze ihrer Besitzungen an der Goldküste, wie sie auf „Stanfords Map of the British Possessions in West-Africa" eingetragen war, festgehalten und dazu noch den kleinen Zipfel am Flusse Toyeng dazu genommen, wenn unsere Kartenskizze richtig ist. Obwohl diese Abgrenzung nur den Handels- und Machtverhältnissen im Hinterlande entsprach, ist sie immerhin erfreulich.

*

Schilderungen aus Kamerun.

Von Georg Valdau.

II.

(Fortsetzung).

Der Handel im nördlichen Kamerungebiet. — Die Anlage von Faktoreien. — Planlagen. — Die Arbeiterfrage. — Die Behandlung der Neger in englischen und deutschen Kolonien. — Die Fortschritte des Kamerunlandes.

Würde der Kommissionshandel gebrochen, so würde die Produktion der Kolonien sich vervielfachen, denn der Neger, für den die Zeit keinen Wert hat, trägt sein Öl und seine Palmenkerne gern Hunderte von Kilometern, wenn er nur weiß, daß er für sie gut bezahlt bekommt. Hier in unserem Gebiete wäre es verhältnismäßig leicht, das Entstehen dieses Kommissionshandels von Anfang an, zugleich mit der Einführung einer neuen Ordnung, zu verhindern oder ihn zu unterdrücken, aber dazu ist eine größere Macht erforderlich, als über welche wir gegenwärtig verfügen. Das Deutsche Gouvernement hat es sich mit lobenswertem Eifer angelegen sein lassen, diesen seit Jahrhunderten eingewurzelten Kommissionshandel auszurotten, was ihm auch in den sich an den Flüssen hinziehenden Gebieten geglückt ist, die mit Kanonenböten und bewehrten Schaluppen zu erreichen sind, in dem dahinterliegenden Lande aber läßt sich gegenwärtig hierin nichts ausrichten. Dazu sind eine bedeutende Stärke schwarzer Truppen und ordentliche Wege erforderlich. In unserem Gebiete wären 100 Mann schwarze Soldaten hinreichend, um allen Kommissionshandel zu verhindern. Der Befehlshaber derselben würde der Herrscher des Landes sein, dessen Wille Gesetz wäre und gegen den sich Niemand auflehnen dürfte. Er würde leicht das Volk dazu vermögen können, die schmalen Steige zwischen Dörfern in breite und ebene Wege zu verwandeln und diese zu unterhalten. Aber wozu sollten diese Wege ohne Zugtiere und Fuhrwerke dienen? Im ganzen Lande giebt es kein anderes Lasttier als den Menschen, und für diesen reichen die Fußsteige hin. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen große Wege anlegen zu lassen, würde keinen entsprechenden Nutzen herbeiführen und folglich nur eine unnötige Bürde für das Volk sein. Doch kann sich das Land nie richtig entwickeln, bevor es nicht reichlich mit Zugtieren und Wegen versehen ist, ein Gegenstand des Wunsches der Administration.

Zu Neujahr 1888 wurden zum erstenmale von weißen Männern Handelswaren den Meme hinaufgeführt, indem ich in der Begleitung von Herr G. Linnell nach Ekumba-Lionga hinauffuhr, wo neben dem oben beschriebenen Landungsplatz eine Faktorei angelegt werden sollte. Das Dorf machte uns bei dieser Gelegenheit eine fette Färse zum Geschenk, an welcher meine Leute sich beinahe zu schanden gegessen hätten. Als ich dann wieder zurückkehrte, blieb Herr Linnell hier, um den Bau der Faktorei zu überwachen und derselben sodann vorzustehen. Bei ihm blieben ein Zimmermann und noch drei andere Männer als Dolmetscher und Aufwärter zurück. Einige Wochen später fuhr Knutson mit zwei Böten und in der Begleitung von Herrn E. Wattman dahin, welcher einer Faktorei in Bonge vorstehen sollte, mit deren Bau neulich begonnen worden war. Hieraus wurde jedoch nichts, denn schon auf dem Wege dahin wurde Herr Wattman krank, und nach der Ankunft daselbst bekam er das sogenannte „schwarze Fieber", das nach einigen Tagen sein Leben endigte. Solchergestalt war auch dieser Platz, gleich so vielen anderen in Afrika, kaum bebaut geworden, als er auch schon ein Grab für einen weißen Mann öffnen mußte. Dieser darf man jedoch nicht dem Klima dieses Platzes zur Last legen, denn Herr Wattman trug bereits bei seiner Ankunft daselbst den Keim der Krankheit in sich, die ihn auf das Totenbett legte. Zufolge des dichten und hohen Waldes, welcher gegen die Brise vom Meere schützt, ist das Flußthal des Meme zwar sehr warm, aber nicht ungesund. Der beste Beweis dafür, daß das Klima im Gegenteil sogar sehr gut ist, liegt darin, daß sowohl Herr Linnell wie Herr E. Bovallius, welcher nach Herrn Wattman die Faktorei in Bonge bekommen hat, sich einer verhältnismäßig sehr guten Gesundheit zu erfreuen gehabt haben.

Diese beiden Faktoreien sind von einem gleichen Bau; auf einem weiten umzäunten Platze steht ein zweistöckiges Wohnhaus von ungefähr 9 Meter Länge und 6 Meter Breite. Dasselbe ist, gleich den Häusern der Eingeborenen, aus langen Stangen und Querhölzern aufgeführt und sowohl außen wie innen berappt. Im unteren Geschoß ist ein Laden und ein Magazin eingerichtet, das obere ist von dem Vorsteher bewohnt und enthält ein Schlaf-

zimmer und einen Saal; nach der Flußseite hat es eine Veranda mit hübscher obschon nicht sehr weiter Aussicht über den Fluß. Das Dach ist mit Bambusmatten[1]) bekleidet. In Linie mit dem Wohnhaus stehen ein ebenfalls berapptes Magazin und ein geräumiges Bambushaus, welches den Leuten der Faktorei und den Bootsbesatzungen, wenn sie dort hinauskommen, zur Wohnung dient. Die berappten Häuser sind mit weißer Kalkfarbe angestrichen, so daß sie von weitem netten, massiven Häusern gleichen. Jeder Faktorei sind zwei Krumänner und zwei eingeborene Jungen, sogenannte „countryboys" zugeteilt, die, von einigen Bombokos und Betikkajünglingen abgesehen, gegenwärtig hauptsächlich dem Bakwirivolke angehören.

Die Bootfahrten nach und von den Faktoreien sind indessen sehr beschwerlich und für die Gesundheit nachteilig; deshalb haben Knutson und ich, ungeachtet wir an das Klima und auch an anstrengende Reisen gewöhnt sind, die Böte wechselweise begleitet. In den meisten Fällen haben diese Fahrten für uns auch keine üblen Folgen gehabt, wohingegen die anderen Weißen die wenige Male, welche sie die Böte begleitet, beinahe stets mehr oder weniger krank geworden sind. Für die Reise zu den Faktoreien hinauf sind wenigstens 2, mitunter auch 2½ Tag erforderlich; die Rückfahrt geschieht in 1½ Tag. In dem engen, mit allerlei Waren vollgepfropften Böten hat man den ganzen Tag, je nach der Jahreszeit, entweder eine brennende Sonne oder einen unaufhörlichen Regen zu ertragen. Die äußerst feuchten Nächte werden gewöhnlich im Boote verbracht, das bei Bamoso oder Ndane vor Anker gelegt ist. Bewundernswert ist die Ausdauer der Krumänner im Rudern. Bei diesen Fahrten wird vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, also 12 Stunden gerudert und während dieser Zeit nur ein Aufenthalt von einer halben Stunde gemacht, um etwas kalten Reis und Fisch zu genießen, welche Speisen vor der Abfahrt gekocht worden sind. Wenn Mondschein ist, wird die Fahrt gewöhnlich noch die halbe Nacht hindurch fortgesetzt. Auf diesen Fahrten ißt die Mannschaft wenig, trinkt aber desto mehr, zumal an heißen Tagen, wo oft 5 Liter Wasser pro Mann getrunken werden. Dabei schwitzen diese Leute, als ob sie nur ein großes Filter wären, durch welches das Wasser geseiht wird. Die Sonne brät ihre glänzenden, schweißtriefenden Körper, und oft bleibt die erfrischende Brise aus, sodaß sie sich wie in einem Dampfbade befinden; dessenungeachtet fahren sie mit dem anstrengenden Rudern fort, gleichförmig und taktmäßig, ohne Unterbrechung und mit beinahe unverminderter Kraft Stunde um Stunde, Automaten gleichend, oder Maschinen ohne Gefühle oder Vermögen zu ermüden. Dieses gilt jedoch nur dann, wenn sie von einem Weißen überwacht werden, sich selbst überlassen arbeiten sie sicherlich nicht so anhaltend.

Die Regenzeit und Arbeit anderwärts hinderten uns während einiger Monate, unsere neuerworbenen Besitzungen zu besuchen, aber zu Anfang der Trockenzeit, im November und Dezember, unternahmen wir zur Probe einige Handelsreisen nach Balundu. Wir lernten dabei die Wasserstraßen und den ungefähren Umfang des Handels kennen und beschlossen, an den Landungsplätzen kleinere Faktoreien mit Schwarzen als Vorsteher anzulegen. Während der Regenzeit waren indessen die Calabarmänner zurückgekehrt, und wir trafen dieselben in mehreren Dörfern, teils mit Handel, teils mit der Eintreibung alter Forderungen beschäftigt. Sie reisten jetzt wieder ab, doch hatten sie nach Illoani die Blattern eingeschleppt, welche binnen kurzem mehrere Personen hinwegrafften, unter denen sich der vornehmste Häuptling des Dorfes, der Besitzer des zweistöckigen Hauses, befand. Durch alte traurige Erfahrungen hatte das Volk indessen gelernt, die Krankheit auf die richtige Weise zu bekämpfen. Die Erkrankten wurden sofort isolirt, indem man sie nach den kleinen einsamen Häusern in den Plantagen schaffte, und den umliegenden Dörfern bei strenger Strafe allen Umgang mit dem angesteckten Dorfe untersagte. Die Folge dieser klugen Anordnungen war die, daß die sonst unter den Schwarzen so große Verheerungen anrichtende Krankheit dieses Mal nur wenige Opfer forderte und schon vor Schluß der Trockenzeit gänzlich aufgehört hatte.

Die Calabarmänner hielten sich fortfahrend in Bamoso auf, wo sie sich gegen Rum, Gin und andere mit Zoll belegte Waren, welche einzuführen sie nicht das Recht hatten, getrockneten Fisch eintauschten. Bei einer unserer Begegnungen mit ihnen spielte sich eine Episode ab, welche ich hier erwähnen will, weil sie von der Kaltblütigkeit meines Freundes Knutson in einer drohenden Gefahr Zeugnis giebt. Als Knutson eines Tages durch Bamoso reiste, hörte er, daß die Calabarmänner am Morgen abgereist wären, und als Ersatz für eine Forderung drei Weiber mitgenommen hätten. Auf dem Ndame angekommen, sah er zwei große Calabarkanus, und um nun zu untersuchen, ob die Geraubten sich in denselben befänden, steuerte er sofort nach ihnen hin. Die Weiber fanden sich nicht, aber in dem einen der beiden Kanus lagen zwei Kisten mit Gin, welche auszuliefern dem Besitzer des Kanus sofort befohlen wurde. Dieses verweigerte derselbe, und einer seiner Sklaven, einem für seinen Mut bekannten Stamme im Innern des Landes angehörend, erhob sich schnell und richtete die Mündung seines Gewehres gegen Knutsons Brust, drohend, ihn niederzuschießen, sofern die Kisten angerührt würden. Der Kerl befand sich in einem sehr aufgeregten Zustand, die Augen rollten wild und die Hand, welche er am Schlosse des Gewehres hielt, zitterte stark, so daß das Gewehr jeden Augenblick, auch wenn der Kerl es nicht wollte, abgedrückt werden konnte. Knutson blieb indessen ruhig sitzen, befahl aber den Krumännern, sofort die auf solchen Fahrten stets mitgenommenen Gewehre zu laden. Die Krumänner, welche auf dem Wasser ziemlich mutig sind, schoben schnell Patronen in die Gewehre und richteten sie auf den Sklaven und seinen Herrn, worauf einer von den unserigen den Befehl erhielt, die Ginkisten zu holen. Der Calabarmann schlang jetzt seine Arme um den Sklaven und warf ihn auf den Boden des Kanus, ihn mit Vorwürfen überschüttend, daß er durch sein dummdreistes Auftreten sowohl sich wie seinen Herrn und alle die andern im Kanu in die größte Gefahr gebracht hätte. Die umstrittenen Ginkisten wurden nun in unser Boot genommen, welches hierauf seine Fahrt fortsetzte. Als Knutson nach ein paar Tagen nach Bamoso zurückkam, fand er daselbst zwei der geraubten Weiber, welche die Calabarmänner, durch den Ginpalaver in Furcht gesetzt, zurückgegeben hatten.

Diese Reisen kosteten jedoch so viel Zeit und die Böte faßten so wenig Waren, daß wir die neuen Faktoreien nicht hinreichend mit Waren versehen, noch von ihnen alle aufgekauften Produkte fortführen konnten. Wir schafften uns daher zwei große Kanus an und bemannten dieselben mit Countrymännern. Aber auch diese beiden Kanues erwiesen sich als unzureichend, und dazu wurden in den offenen Fahrzeugen noch oft Waren vom Regen verdorben. Es war deshalb notwendig, größere, mit einem Verdeck versehene, vor allem aber schnellere Böte anzuschaffen. Bei meinem Besuche in meinem Heimatlande im Sommer 1888 kaufte ich daher in Stockholm einen kleinen, aber kräftigen und schnellgehenden Bugsirdampfer, wozu in Liverpool noch ein ganz gedeckter Prahm von 12 Tonnen gebaut wurde. Bei meiner Rückkunft hier im Oktober desselben Jahres hatte ich diese beiden Fahrzeuge mit mir, und damit ist in unserem Handel eine neue Ära eingetreten. Der Buasirdampfer „Bibundi" kann auf dem Meme zwar nicht weiter als bis Mougosi hinaufgehen, aber damit ist doch viel gewonnen. Dorthin geht er von Bibundi mit dem Prahm und zwei Böten im Schlepptau in 7—9 Stunden.

Ich habe bereits ein paar Mal der großen Fruchtbarkeit des Landes und seiner Anwendbarkeit für den Plantagenbau Erwähnung gethan, will hier aber noch ein paar Worte darüber äußern. Der Plantagenbau war in Afrika noch vor wenigen Jahren neu und unerprobt, aber seitdem die Deutschen daselbst Kolonien erhalten haben, ist die Plantagenfrage von ihnen mit großem, immer wachsendem Interesse umfaßt worden. Im Jahre 1885 wurde eine große Gesellschaft, die „Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft" gebildet, deren Aktienkapital sich auf mehrere Millionen Mark beläuft und welche im Oktober desselben Jahres mit der Anlage einer Kakaoplantage in der Kriegsschiffbucht zwischen Viktoria und Bimbia, begann. Gegenwärtig finden sich in dieser Plantage ungefähr 150 000 junge Kakaobäume, welche ein so üppiges Wachstum zeigen, daß die Gesellschaft mit Sicherheit auf ein gutes Ergebnis dieses ersten Versuches rechnen kann. In dieser Plantage sind auch umfassende Versuche mit Tabak gemacht worden, von dem mehrere Arten, sowohl was Qualität wie Quantität anbetrifft, einen sehr guten Ertrag gegeben haben. Besonders gut ist der Anbau eines sehr teuren Havanatabaks mit kurzen, breiten und gelblichbraunen Blättern geglückt. Um sich nun die hier gewonnenen Erfahrungen zu Nutzen zu machen, hat die Gesellschaft eine große Tabaksplantage in Batanga angelegt, und der daselbst gebaute Tabak ist von noch besserer Beschaffenheit gewesen als der erstere. Eine andere, kleinere Gesellschaft besitzt seit einem halben Jahre eine Tabakfarm hier in Bibundi, und eine dritte Gesellschaft hat im März dieses Jahres mit der Anlage einer Kakaoplantage in Jonje begonnen. Das lebhafte Interesse und gute Vorbild der Deutschen sollte zur Bildung einer größeren schwedischen Plantagengesellschaft für hauptsächlich Kakaoban hier in Kamerun anregen. Dazu sich eignender Boden findet sich sowohl in dem obengenannten Gebiete am Meme wie auch am Fuße des Berges in der Nähe von Viktoria im Überfluß in unserem Besitz.

Die größte Schwierigkeit, welche sich der Anlage von Plantagen in den Weg stellt, ist der Mangel an tauglichen Arbeitern zu billigem Preise. Hiermit sind wir auf ein anderes Thema — die Arbeiterfrage — gekommen. Solange Kamerun sich im Besitze der Deutschen befindet, hat diese Frage auf der Tagesordnung gestanden. Viel ist für die Lösung derselben gethan worden, doch ohne daß bisher ein Resultat erzielt worden wäre. Man hat oft gesagt, daß die Schwarzen schlechte Arbeiter seien, dieses aber ist, meiner Ansicht nach, nicht wahr. Diejenigen, welche einmal an eine gewisse Arbeit gewöhnt worden sind, legen unter passender Aufsicht eine unglaubliche Ausdauer an den Tag, wovon das Rudern der Krumänner und anderer Küstenvölker, sowie das Vermögen der Schwarzen, mit schweren Bürden weite Strecken auf schlechten Wegen, und zwar Tag aus und Tag ein, Monat nach Monat zurückzulegen, ein Beispiel giebt. Krumänner finden sich an allen Faktoreien längs der Westküste, und sie sind als taugliche und billige Arbeiter für dieselben beinahe unersetzlich, haben aber den Fehler, daß sie sich nicht zur Ackerarbeit bringen lassen. Taugliche Arbeiter hierfür giebt es in Liberia und auf der Goldküste, aber dieselben sind teuer. Es ist von dorther, wo die deutschen Plantagen gegenwärtig ihren Bedarf an Ackerarbeitern gebracht haben. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Überall, wo von Bambus gesprochen wird, ist die Rafiapalme gemeint. Der echte Bambus ist selten und wird nicht zum Bauen verwendet.

Bekanntmachung.

Deutsche Kolonialgesellschaft. Abteilung Berlin.

Wir bringen hierdurch zur gefl. Kenntnisnahme, daß wir beschlossen haben, entsprechend der allgemeinen Stimmung in kolonialen Kreisen, von der geplanten und bereits eingeleiteten **Festfeier zu Ehren des Reichskommissars Major Wißmann und der Schutztruppe**

Abstand zu nehmen.

Grund zu diesem Beschlusse ist die durch das deutsch-englische Abkommen gänzlich veränderte Lage in Ostafrika, welche zu Freudenfesten keine Veranlassung mehr bietet.

Berlin, den 21. Juni 1890.

Der Vorstand.

☞ **Die nächste Nummer der Deutschen Kolonialzeitung erscheint am Sonnabend den 12. Juli.**

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Beilage zu Nr. 14 der Deutschen Kolonialzeitung 1890.

Die neuesten Berichte des Herrn Dr. Peters.

Nyagezi bei Ukumbi in Usukuma, den 13. April 1890.

An
den Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft
zu Händen Sr. Durchlaucht des Fürsten
Hohenlohe-Langenburg
Berlin.

Dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft beehre ich mich, durch Vermittelung des deutschen Emin Pascha-Komitees, ganz ergebenst nachfolgende Darlegung über den Gang und die Resultate der von mir geführten Deutschen Emin Pascha-Expedition zu übersenden. Ich halte eine solche Mittheilung an die Deutsche Kolonialgesellschaft für angezeigt, weil unser Unternehmen in engem Zusammenhange mit der Leitung dieser Gesellschaft sich entwickelt und von derselben während meines Aufenthaltes in Deutschland unausgesetzt Förderung und Unterstützung gefunden hat.

Ich darf über die Schwierigkeiten hinweggehen, welche ich durch die Lage der ostafrikanischen Verhältnisse in Sansibar und an der Küste gefunden habe. An Stelle der großen Unternehmung, wie sie geplant war, mußte eine kleine Expedition treten, weil es mir schlechterdings unmöglich war, in Sansibar Träger zu erhalten. Ich habe nicht einen einzigen Sansibarträger in meiner Expedition gehabt; selbst meine Privatdiener, welche jahrelang mir treu gewesen waren, wichen vor den Einflüssen zurück, welche seitens der Araber angestrengt wurden, das deutsche Unternehmen auf Zentralafrika zu hintertreiben. Ich hatte nicht einen einzigen Diener aus Sansibar.

Ich konnte in Dar-es-Salaam und Bagamoyo mit Erlaubnis des deutschen Reichskommissars Herrn Hauptmann Wißmann und durch Vermittlung der katholischen Mission im Ganzen 70 Mann beschaffen. In Lamu und Witu habe ich diese Anzahl zeitweilig auf etwa 90 Mann gebracht. Desertionen haben sie indeß sehr schnell auf 60 Pagasi vermindert und dies ist durchweg die Maximal-Zahl geblieben. Heute verfüge ich über 43 Träger.

Von englischer Seite wollte man meine Expedition schlechtweg hintertreiben. Die Landung, trotzdem ich sie außerhalb des Blokadegebietes vornahm, wurde mir durch britische Kriegsschiffe erschwert; meine Waffen waren konfiszirt. Englische Expeditionen suchten mir den Weg zu verlegen.[1])

So waren die Verhältnisse für mich, als ich die Tanaroute antrat. Diese Route hat ihre großen Schwierigkeiten. Zwei englische Expeditionen, die von Mr. Pigott und die von Mr. Smith, beide außerordentlich viel besser ausgerüstet als wir, sind diesen Schwierigkeiten erlegen. Ich vermute, daß die Expedition von Mr. Pigott diejenige war, welche Mr. de Winton im Frühwinter 1888 bereits am Baringo prophezeite, und welcher ich auf ihrer Rückkehr von Emin Pascha begegnen sollte, wenn man mich noch abschicke. Begegnet bin ich ihren rückführenden Spuren schon früher; nur leider, daß sie weder die Äquatorialprovinz noch überhaupt den Baringo erreicht hatte. Sie kehrte bereits vor Umdoi um, durch welches ich Anfang November 1889 zog, während ich selbst am Baringo erst am 6. Januar 1890 eintraf! Also noch ein leidliches Ende bis zum Baringo.

Die dritte englische Expedition, wenigstens in ihrem Hauptquartier, passirten wir in Kavirondo. Es war die von Mr. Jackson, welcher, wie seine Briefe nach Uganda, welche man mir zeigte, besagten, dort Monate lang in „Hangen und Bangen" an der Schwelle zum Nilgebiet sich aufhielt, sich indes nicht entschließen konnte, mit 500 Mann zum Schutz der christlichen Interessen nach Uganda zu marschiren. Mr. Jacksons Expedition war, wenn ich nicht irre, im Herbst 1888 von Mombas aufgebrochen, hatte vor uns demnach einen Vorsprung von 8—9 Monaten.

Der Gang unserer Expedition ist von mir an anderer Stelle zu erzählen. Dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft möchte ich nur ausführen, weshalb ich glaube, daß dieses Unternehmen, welches von demselben so lebhaft unterstützt wurde, trotz des Abmarsches von Emin Pascha doch nicht als umsonst ausgeführt zu betrachten sein dürfte.

---

1) Hier folgen Mitteilungen über das Verhalten eines englischen Expeditionsführers, der noch im März dieses Jahres gegen Peters in der feindlichsten Weise intriguirte. Wir verzichten vorerst auf die Veröffentlichung.

Zunächst darf ich aussprechen, daß ich glaube, die Expedition technisch durchgeführt zu haben. Ich war bis Wakore in Atola gelangt, von wo ich noch 5—6 Märsche bis zum Nilsee Kodja hatte, von welchem aus, wie Emin Pascha mir bestätigen dürfte, unmittelbare Verbindung mit dessen ehemaliger Station Kodja und Foweira und dadurch mit Magungo und Wadelai war. Aber Emin war fort, wie ich in Wakore erfuhr. Ich hatte nun zu überlegen, wie ich meine Expedition in dem Geiste ihrer Veranstalter nutzbar mache.

Das Emin Pascha-Unternehmen war im Zusammenhang mit der großen antiarabischen und Antisklavereibewegung hervorgerufen, als deren Vorkämpfer in Central-Afrika Emin Pascha uns erschien Nachdem seine Position gefallen war, fiel die zweite Entscheidung in diesem Gegensatz in Uganda, wo die christliche und arabische Partei mit einander rangen. Gelang es der deutschen Emin Pascha Expedition, hier entscheidend einzugreifen, so waren wir nicht umsonst nach Central-Afrika marschirt. Deßhalb ging ich in südwestlicher Richtung über den Nil und marschirte nach Uganda hinein. Unser Einmarsch hatte zur Folge, daß der König Mwanga mit den Missionaren an der Nyanza-Insel Bulingogwe nach der Residenz Mengo zurückkehrte und die christliche Partei sich in aller Form in der Herrschaft über Uganda festsetzte. Kalema hielt sich in Unjoro fern. Es war mir vergönnt, in die Regelung der neuen Verhältnisse mit einzugreifen und das schnelle Emporblühen des Landes in seinen Anfängen mit zu beobachten. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die geschmackvollen Häuschen emporwuchsen und die breiten Wege wieder entstanden. Auf Wunsch des Königs blieb ich einen Monat in Uganda und während dieser Zeit strömten die Einwohner massenweise in das verwüstete Land zurück.

Mit Unterstützung des Monsigneur Lourdel, Supérieur der katholischen Mission in Uganda, gelang es mir, Mwanga zu veranlassen, die Kongoakte anzunehmen und sich durch einen Vertrag zu verpflichten, sein Land dauernd den Weißen ohne Unterschied der Nationalität zu öffnen, ferner durch einen feierlichen Akt vom 16. März d. J. Handel und Ausfuhr von Sklaven zu verbieten. Durch diese beiden Akte dürften wir Uganda als in das europäische System eingetreten betrachten, und damit war der sicherste Riegel gegen die Arabisirung dieser Gebiete auf friedlichem Wege vorgeschoben. Denn was hat der Araber zu suchen, wo es kein schwarzes Elfenbein giebt? Gleichzeitig ließ ich durch meine Somalis die Waganda einexerzieren, und es war mir möglich, trotzdem man meine Expedition genügend an der Küste geschwächt hatte, doch noch an 150 Pfund Pulver an die Christen Ugandas abzugeben, eine sehr wertvolle Spende in diesem pulverleeren Gebiet! 120 Pfund erhielt davon der König selbst.

Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen übernahm ich es, den arabischen Einfluß im Westen des Victoria Nyanza zu brechen. Es galt vornehmlich, den Araber Kimbulu aus Busiba zu entfernen, welcher den Verkehr und die Pulverzufuhr von Unjanjembe nach Unjoro vermittelte. Ich fuhr mit 30 Böten westlich um den See. Kimbulu und der den Arabern ergebene Sultan Motembaa in Busiba (vor Karagwe) ergriffen bei unserer Annäherung die Flucht; das Land unterwarf sich dem christlichen Mwanga und erklärte sich zu dauernder Tributzahlung bereit. Zum Kampf kam es demnach nicht, da ich mich auf das Abenteuer einer Verfolgung zum „fernen Westen" nicht einließ. Aber der Eindruck des plötzlichen Erscheinens meiner Expedition unter deutscher Flagge vom Norden her ist doch in all diesen Ländern sehr nützlich gewesen! —

Wenn ich noch erwähnen darf, daß unsere Expedition den Tana bis zu seiner Quelle aufgedeckt und hernach zum erstenmal das Land Moga durchzogen hat: zwei geographische Erforschungen, welche früher oder später vorgenommen werden mußten, so habe ich hoffentlich nachgewiesen, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft in unserem Unternehmen nicht eine gescheiterte Sache, sondern eine im Zusammenhang der geographischen und kulturellen Erschließung Afrikas immerhin nutzbringende Expedition mit ihren moralischen und materiellen Mitteln unterstützt hat.

Uns war es wohl möglich, trotz mancherlei Schwierigkeiten bis zu den Grenzen der Äquatorialprovinz vorzudringen; aber naturgemäß konnten wir in der Zwischenzeit nicht für den Gang der Entwickelung in diesen Gebieten verantwortlich gemacht werden.

Mit vollkommener Hochachtung

Carl Peters.

Französische Mission Nyagezi bei Ukumbi in Usukuma,
den 13. April 1890.

Dem verehrlichen Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Comités beehre ich mich folgendes mitzuteilen:

„Ich erfahre hier bei meiner Ankunft in Usukuma, daß man in Europa unsere Expedition für gescheitert und mich selbst für tot erklärt hat. Man hat daran die Betrachtung geknüpft, daß man dies ja voraus gesagt habe, alle Welt habe gewußt, daß man mit einer Expedition wie die meinige nicht durch die Massais gehn könne; ich sei freiwillig in mein eigenes Unglück gerannt ꝛc. ꝛc. Das verehrliche Komitee wolle mir gestatten, dazu folgendes ganz ergebenst zu bemerken:

1. Zunächst war ich an Ort und Stelle wohl mehr in der Lage, als unsere Kritiker in Europa oder an der Küste, die Frage der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit für die Durchführung meiner Expedition mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln beurteilen zu können. Es ist niemals meine Absicht gewesen, das Leben von mir ergebenen Leuten wie ein Unsinniger aufs Spiel zu setzen. Wenn ich trotzdem mit meiner kleinen Kolonne vorwärts ging, so geschah dies, weil mir die Schwierigkeiten, die vorlagen, trotz allen Geredes eben nicht unüberwindlich schienen, und der Erfolg hat mir auch vollständig recht gegeben.

2. Der Unterschied zwischen der Auffassung der vorliegenden Schwierigkeiten seitens Anderer und meiner eignen ist kurz dahin zu charakterisiren, daß ich im allgemeinen der Initiative der Araber und Afrikaner sehr wenig Achtung schenke und demnach immer überzeugt bin, mit einer gewissen Verbindung von Vorsicht und schnellen Entschließungen durchzukommen. Die Gefahren der Massailänder haben mir nicht imponiren können. Die Reisenden, welche darüber berichteten: Thomson und Dr. Fischer haben niemals eine entschlossene Haltung gegen diese etwas unverschämten Söhne der Steppe angewendet, und konnten demnach auch gar nicht maßgebend für die Beurteilung der Gefahren dieses Marsches seien. Thatsächlich sind diese Gefahren keineswegs so fürchterliche, wie man sagte und denkt, und mein Marsch durch diese Gebiete, obwohl ich nur 60 bis 70 Mann im ganzen hatte, ist keineswegs ein Hexenkunststück gewesen, obwohl er seine Schwierigkeiten hatte und an einzelnen Tagen sich einigermaßen bedenklich gestaltete. Ich hoffe aufrichtig, daß unser Beispiel, wenn es befolgt wird, die sogenannte „Massai-Gefahr" in sehr kurzer Zeit überhaupt verschwinden lassen wird. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, daß ich unser Leben leichtsinnig eingesetzt habe, weil ich die Gefahren ziemlich richtig erkannte und, wie der Erfolg gezeigt hat, auch nicht unterschätzte.

3. Überhaupt scheinen wir in Bezug auf Afrikareisen eine Reihe von Vorurteilen zu bestehen, welche im Interesse der Erschließung dieses Erdteiles möglichst schnell beseitigt werden müssen. Dahin gehört vor allem der Glaube, daß man mit einer übermäßig großen Masse Tauschartikel und Trägern ausziehen müsse, um nach Zentralafrika kommen zu können. Da jeder Träger im Monat durchschnittlich 1½ Doti Stoff verzehrt, läßt sich ja leicht genug berechnen, bis zu welchem Zeitpunkt er seine eigene Last aufgegessen haben wird. Und wenn man glaubt, daß die große Menge die Widerstandsfähigkeit erhöht, so kann ich darauf hinweisen, daß in dieser Beziehung alles auf die Organisirung ankommt, welche bei einer kleinen Truppe leichter durchzuführen ist, als bei einer großen. Der eigentliche Mgwagwana ist feige und reißt durch sein schlechtes Beispiel die besseren Elemente einer Expedition mit fort. Beispiele dafür sind die Tausende starken Araberexpeditionen, welche von den Massais geschlagen wurden. Die englischen Expeditionen in Ostafrika, welche gleichzeitig mit mir vorgingen und nach vielen hunderten zählten, waren, wie ich fest überzeugt bin, durchaus nicht so schlagfertig und widerstandsfähig als die meinige, in welcher ich jeden Mann kenne, und welche von einem einheitlichen Geist beseelt ist. Viele Lasten Tauschartikel aber führen zu der Gefahr, daß man sich etwaige Kämpfe mit einem Tribut abkauft, wodurch das Ansehen der weißen Rasse nur leidet und die naive Arroganz der Afrikaner immer noch vergrößert wird. Es wird mich freuen, wenn man aus einer Vergleichung der deutschen Emin Pascha-Expedition mit anderen erkennen wird, daß ich mich dieses Kardinalfehlers niemals schuldig gemacht habe. Auch hat der Erfolg gelehrt, daß unsere Expedition in allen Ländern so angesehen gewesen ist, wie dies der Würde unserer europäischen Rasse entspricht. Selbst in diesen Ländern hier ziehen es die feindlichen Parteien vor, bei unserem Anmarsch die Flucht zu ergreifen, wie z. B. im Westen des Nyanza der mächtige Araber Kimbulu, der über hundert Elefantenjäger hat, mit seinem ganzen Anhang, den ich aus dem Lande zu weisen übernommen hatte. Die Stämme, welche mit uns Frieden halten wollten, sind dabei stets gut gefahren; wir haben uns bei allen Kämpfen ohne Ausnahme in berechtigter Notwehr befunden.

4. Auf diese Weise hat unsere Expedition, obwohl leider Emin vorher sein Land verlassen mußte, was stets zu bedauern sein wird, doch in dem Geiste arbeiten können, welcher uns hierhergeführt hat. Der deutschen Emin Pascha-Expedition war es vergönnt, das ganze Tanagebiet und andererseits Usoga zu erforschen. Wir konnten Mwanga mit seiner christlichen Partei nach Uganda zurückführen und dadurch im Norden des Nyanza ein christliches Bollwerk gegen den Islam schaffen, Uganda durch Annahme der Kongoakte und des Prinzips des Sklavenhandelverbotes den halbzivilisirten Ländern Afrikas, wie Sansibar, angliedern und den Westen des Victoria-Nyanza von arabischen Einflüssen reinfegen. Dies war im wesentlichen das Ziel, welches von unserer Bewegung für die oberen Nilländer angestrebt wird, wodurch wir auf die kulturelle Entwicklung Mittelafrikas, als deren Vorkämpfer wir mit Recht Emin Pascha betrachteten, einzuwirken hofften. Ich glaube, man wird in Europa geneigt sein, die Bedeutung dieser Emin Pascha-Expeditionen weit zu unterschätzen. Aber vielleicht wird der Einsichtige doch die moralische Einwirkung würdigen, welche das Heranrücken so vieler Expeditionen zur Rettung eines hervorragenden Weißen über ganz Mittelafrika hin hervorrufen mußte. Dies hat uns in diesen Ländern als eine vornehme Rasse gekennzeichnet und das ist für alle Zeiten unverloren. Ehre sei Stanley, dem es vergönnt gewesen ist, Emin Pascha der weißen Welt zurückzuführen. Aber auch wir haben dazu beitragen dürfen, daß in den Gemütern der Menschen das Aufgeben der Position am oberen Nil nur als eine Episode erscheint, und daß das „Tutarudi" (wir werden zurückkehren) in Aller Herzen lebendig ist. Will Europa diese Ueberzeugung über die ganze nordöstliche Seite des Erdteils ausdehnen, so wird sich die Aussendung einer starken Expedition durch die Somali- und Gallaländer empfehlen, um auch diesen trotzigen Stämmen das Gefühl unserer Ueberlegenheit beizubringen. und endlich die Ermordung von der Deckens zu rächen. Die Erforschung des gesammten Inba-Gebietes würde die geographische Ausbeute dieser Expedition sein, welche thatsächlich ein Erfordernis unserer Zeit ist. Eine solche Expedition von ganz andern ethischen und geographischen Ausgangspunkten würde naturgemäß auf die Gesichtspunkte und vielleicht auch auf das geographische Endziel der Emin Pascha-Expeditionen zurückführen müssen; und damit würde der letzte Teil des mysteriösen Schleiers, welcher Ostafrika verhüllt, gelüftet sein.

5. Es erscheint mir aus der Perspektive unserer eigenen Unternehmung heraus der große Entscheidungskampf um Ostafrika, welcher dort zwischen Europäern und Arabern geführt wurde, nunmehr für uns entschieden zu sein. Das Arabertum auf der ganzen Linie ist geschlagen. Dies hat in erster Linie die deutsche Reichsaktion unter Hauptmann Wißmann geleistet. Aber doch auch Stanley, Graf Telecki und wir konnten dazu beitragen. Stanley, indem er die Stämme zwischen Kongo und Mutan Nzige, die Wanyoro und Wanera schlug, Telecki, indem er Wakikuju und Wasuk niederwarf, wir, indem wir nach einander den Wagalla, Wadsagga, Wakikuju und Masais, vom Kleineren abgesehen, die Überlegenheit der europäischen Waffe klar machten, indem wir die christliche Partei in Uganda unterstützten und den arabischen Einfluß im Westen des Nyanza brachen, haben mit an der Christianisirung Ost- und Zentral-Afrikas gearbeitet. So stellen alle diese Unternehmungen im letzten Grunde ein großes gemeinschaftliches Ganzes dar und aus diesem günstigen Zusammenhang muß auch die deutsche Emin Pascha-Expedition verstanden werden. Wenn man sie so auffaßt, würde vielleicht manche vormalige Gegnerschaft gegen dieses Unternehmen aufhören, und man wird zugeben, daß, wenn sie auch scheinbar ihren Zweck verfehlt hat, sie doch nicht umsonst gewesen ist im Dienst der großen sittlichen Gedanken, welche gerade im Augenblick in Afrika nach ihrer Verwirklichung ringen.

Ich habe die Ehre, mich zu zeichnen mit unveränderlicher Hochachtung eines verehrlichen Ausschusses

stets ergebenster

Carl Peters."

P. S. Ich denke, Ende Juni in Sansibar zu sein, und bringe mit uns Monseigneur Livinhac, der zum Supérieur der Mission von Algier ernannt ist. D. O.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die **Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich. Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Bureau der **Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin** W., **Linkstraße 25,** sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von **Carl Heymanns Verlag, Berlin** W., **Mauerstraße 63, 64, 65,** entgegengenommen.

Nr. 15. **Berlin,** 12. Juli 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Köln. (Vorläufiger Bericht.) — Deutsche Welt-Hegemonie. Von Dr. Hübbe-Schleiden. — Im dunkelsten Afrika. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen.

Die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Köln.

(Vorläufiger Bericht.)

Über der letzten Hauptversammlung der Gesellschaft hat ein eigener Stern gewaltet. Schon für den Herbst des vorigen Jahres geplant, wurde sie infolge gewisser politischer Erwägungen auf Mitte Juni d. J. verschoben und schließlich in der Hoffnung, ihr durch des Reichskommissars v. Wißmann Anwesenheit einen besonderen Glanz zu geben, auf den 30. Juni und 1. Juli verlegt. Leider sollte sich diese Hoffnung infolge der Erkrankung des Reichskommissars nicht verwirklichen. Dazu kam, daß auch unser hochverehrter Herr Präsident, Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, durch ein Augenleiden, und daß andere hervorragende Mitglieder des Ausschusses theils durch dringliche Reichstagsverhandlungen, theils durch sonstige Verhältnisse an der Teilnahme verhindert waren. Diese Abwesenheit so ausgezeichneter Mitglieder der Gesellschaft wurde vielfach beklagt, da sich in Köln alles vereinigt hatte, um die Hauptversammlung zu einer der bedeutendsten in den Annalen unserer Gesellschaft zu machen. Der höchste Dank sowohl für das äußere Arrangement als für das wahrhaft herzliche, manche Schwierigkeiten leicht aus dem Wege räumende Benehmen gebührt vor allem dem Vorstande und den Mitgliedern der Abtheilung Köln. Eine der jüngeren Abteilungen, hat sie sich schnell zu hoher Blüte entwickelt und die Behandlung gewisser kolonialer Fragen, für welche sie geeignete Kräfte besitzt, mit großem Eifer betrieben. Auch der äußerst zahlreiche Besuch der letzten Veranstaltungen zeigte aufs deutlichste, wie sehr das Interesse des Publikums für die kolonialen Fragen geweckt ist und wie die Abteilung es verstanden hat, sich zu einem Faktor in dem öffentlichen Leben Kölns herauszubilden, mit dem gerechnet werden muß. Wenn auch die gewaltigen Beziehungen, welche die gewerbe- und industriereiche Rheinstadt auf dem Weltmarkt hat, eine gute Grundlage für die Thätigkeit einer kolonialen Gesellschaft bilden, so hat doch das Beispiel mancher anderer Großstädte gezeigt, daß es besonderer Anstrengungen bedarf, um ein frisches und für größere Kreise anziehendes Leben in den Abteilungen zu schaffen. Sowohl zu der Vorstandssitzung wie zu der Hauptversammlung waren die Vertreter der Abteilungen und die Mitglieder der Gesellschaft von nah und fern, besonders aus den Induftriebezirken, erschienen, so daß die Versammlungen am 30. Juni und am 1. Juli einen imposanten Charakter hatten.

Die Hauptversammlung am 30. Juni.

Nachdem bereits am 29. Juni im Zivilkasino eine feierliche Begrüßung des Präsidiums, des Vorstandes und der Vertreter der Abteilungen durch den Vorstand der Abteilung Köln stattgefunden und zu einem regen Meinungsaustausch über die schwebenden Fragen geführt hatte, versammelte sich der Vorstand am nächsten Morgen zu einer Vorberatung, welche die verschiedenen Anträge vorprüfte, und die Tagesordnung für die Hauptversammlung am Nachmittag feststellte. Bald nach fünf Uhr an demselben Tage eröffnete der zweite Vizepräsident der Gesellschaft, Herr Staatsminister von Hofmann, in Vertretung des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, die sehr zahlreich besuchte Versammlung im großen Saale des Zivilkasino. Herr v. Hofmann wies darauf hin, daß seit der letzten Generalversammlung wichtige, folgenschwere Veränderungen auf kolonialem Gebiet durch die Siege des Majors von Wißmann und seiner tapferen Genossen, sowie durch das englisch-deutsche Abkommen erfolgt wären. Jetzt handele es sich darum, unter dem Schutz und Schirm des Reiches die Kolonien zu entwickeln. Er betonte, wie der Reichskanzler General der Infanterie v. Caprivi sich scharf und klar über die Ziele seiner Kolonialpolitik geäußert und dadurch die freudige Zustimmung Derjenigen hervorgerufen habe, welche dem Deutschen Reich seinen Anteil an den fernen Landen sichern wollten. Auf das englisch-deutsche Abkommen wollte der Redner nicht eingehen, er behielt das der morgigen Versammlung vor.

Herr Oberbürgermeister Becker begrüßte die Versammlung im Namen der Stadt Köln. Köln, so führte der Redner aus, sei von jeher eine alte Kolonialstadt gewesen, im 13. Jahrhundert hätten Kölnische und Rheinische Kaufleute in London ihre bekannten Stapelplätze errichtet, um dieselbe Zeit und später hätten Kölner Kaufleute zusammen mit der Kirche in Polen Ansiedlungen bezw. Klöster begründet (z. B. Kloster Lonk an der Warthe), in den Ostseeprovinzen die Kölner Handelsherren kolonisirt und germanisirt. Aus dem Grunde könne er sagen, Köln sei eine alte Kolonialstadt und die Deutsche Kolonialgesellschaft begegne auch hier dem lebhaftesten Interesse. (Lauter Beifall.)

Der Generalsekretär Herr Dr. Bokemeyer gab dann zu dem gedruckt vorliegenden Geschäftsberichte noch einige Erläuterungen. Der Bericht für 1889, konstatirt eine aufsteigende Entwicklung der Gesellschaft, welche Ende Mai über 17 500 zahlende Mitglieder zählte. Im Laufe des verflossenen Jahres sind im ganzen 18 neue Abteilungen ins Leben getreten, während in den ersten 5 Monaten des laufenden Jahres bereits 23 neue Abteilungen gebildet wurden, so daß Ende Mai 171 Abteilungen und Orte mit Vertrauensmännern bestanden. An Bewilligungen des Ausschusses zur Unterstützung kolonialer Unternehmungen sind 3000 Mark für die Pondolandgesellschaft, 5000 Mark für die deutsche Siedelungsgesellschaft Herman, 1000 Mark für Begründung einer Art kolonialen Museums und noch andere bedeutende Beträge für koloniale Zwecke ausgeworfen worden. Zur Förderung des kolonialen Wissens und der Agitation diente vor allem die Deutsche Kolonialzeitung, dann eine sehr reichhaltige Bibliothek, Kartenskizzen, Photographien, Wandkarten, Wanderfammlungen kolonialer Erzeugnisse und Vorträge, welche von der Zentralleitung für die Abteilungen vermittelt oder zur Bildung von neuen Abteilungen veranstaltet worden waren.

Der gewissenhaften Auskunfterteilung auf Anfragen, betreffend die Handels- und Wirtschaftsverhältnisse in überseeischen Ländern und die Auswanderung ist volle Aufmerksamkeit gewidmet worden. Die Mehrzahl der Anfragen ging von Leuten aus, welche auswandern wollten. Um die Auskunftserteilung an Auswanderer wirksamer zu machen, ist erwogen worden, ob sich dieselbe nicht dergestalt einrichten lasse, daß über Deutschland unter der Aufsicht der Kolonialgesellschaft eine Anzahl Auskunftsbüreaus verbreitet würde, welchen die Aufgabe zufallen soll, das Agenturwesen zu überwachen und Fühlung und Beziehung zu den Auswanderern selbst zu gewinnen. Eine solche Ein-

richtung wäre gewiß segensvoll, aber ihre Durchführung stößt auf die große Schwierigkeit, daß die organisirte Auskunftsertheilung im besten Falle den Auswanderer bis zum Ausschiffungsplatze des Ankunftslandes begleiten kann, ihn aber dann seinem Schicksal überlassen muß. Es wird sich ein dauernder Einfluß erst in Verbindung mit der Frage der organisirten Auswanderung lösen lassen. Eine thatsächliche Lösung der Frage wird aber nur dann zu erwarten sein, wenn einmal ein großes, allen Anforderungen an Kapitalkraft, Solidität und großen Landbesitz gerecht werdendes Projekt vorliegt, an dessen Ausführung die Gesellschaft sich beteiligt. Die Initiative zu einem solchen Projekt wird zweifellos nur Sache von Privatpersonen sein können, denen die Regierung nach Maßgabe des damit verbundenen allgemeinen Interesses ihre Unterstützung leiht. Die Entwickelung Mittel- und Südamerikas läßt erwarten, daß dem deutschen Auswanderer hier nochmals besondere Vorteile von den Regierungen des Landes geboten werden, aber auch unsere eigene Kolonie Südwestafrika, welche nicht lange mehr das Stiefkind unter unseren Kolonien bleiben darf, kommt zunächst in Betracht, einem Teil unserer Auswanderer eine bessere Unterkunft bieten zu können. Zur Förderung der deutschen Interessen und kolonialen Unternehmungen sind im Berichtsjahr verschiedene Veranstaltungen getroffen worden, von denen wir einige von allgemeinem Interesse hervorheben. Der Präsident hatte im vorigen Jahre unter ausführlicher Begründung dem Kultusminister die Bitte ausgesprochen, die Nutzbarmachung des Botanischen Gartens und des Botanischen Museums für kolonialwirtschaftliche Zwecke in Erwägung ziehen zu wollen. Aus der Antwort ist zu ersehen, daß diese wichtige Angelegenheit die nötige Beachtung finden wird. Im Interesse der heimischen Industrie, wie der Pflanzenkultur in unseren Kolonien wird die Deutsche Kolonialgesellschaft dann bei der Vermittelung von Samen und Pflanzen (in einer ähnlichen Weise, wie es in England geschieht) gute Dienste leisten können. Die Kolonialgesellschaft hat ferner, um über manche Punkte der Tropenhygiene Klarheit zu schaffen, einen Fragebogen in mehreren Tausend Exemplaren vornehmlich an Ärzte in den Tropen geschickt und eine eigene Kommission niedergesetzt, welche für den nächsten Naturforschertag die Materie bearbeiten soll. Gegen das Vorgehen der Niger-Benue-Kompanie haben Präsidium und Ausschuß ihre Beschwerden und Proteste so lange fortgesetzt, bis durch die dem Reichstag mitgeteilten unzweideutigen Erklärungen der Reichsregierung im letzten Herbst das Unrecht der genannten Kompanie öffentlich anerkannt worden ist. Nachdem noch der Arbeiten der Antisklaverei-Kammission gedacht und der Petitionen in Sachen der Reichs-Postdampferlinie nach Ostafrika, wird besonders die Errichtung eines Kolonialamtes besprochen. Die Stimmen, welche innerhalb der Gesellschaft darüber laut wurden, daß nicht eine Abteilung genüge, sondern ein erweitertes Kolonialamt den Bedürfnissen allein zu entsprechen vermöchte, fassen den Begriff des Wortes „Angelegenheiten kolonialer Natur“ weiter, als die Regierungsvorlage annimmt. Während die letztere die Administration unserer Kolonie und was damit zusammenhängt im Auge hat, möchten die Anhänger eines erweiterten Kolonialamtes alle Angelegenheiten des überseeischen Wirtschaftsbetriebes, des Handels, des Konsularwesens, der Auswanderung u. s. w. in einem Amte vereinigt sehen, das diese gesamten Materien in unterschiedenen Abteilungen, aber unter einem Haupte bearbeitet. Eine solche Einrichtung ist in hohem Maße erwünscht, aber sie wird bei der in andere Ressorts tief einschneidenden Umgestaltung nur allmählich sich erreichen lassen. Auch darf von der fortschreitenden Entwickelung des überseeischen Wirtschaftslebens unseres Volkes erwartet werden, daß sie eine zeitgemäße, den allgemeinen Interessen dienende Verwaltungsorganisation nach sich zieht, und dies ist immer besser, als wenn erst eine vollkommene Verwaltungseinrichtung da ist, welche leicht mehr, als gut ist, Richtung und Tempo der Wirtschaftsentwickelung bestimmt. Die Rechnungslegung für das Jahr 1889 bietet einen belangreichen Überschuß. Es sind vereinnahmt 104 694,26 Mark und ausgegeben nur 92 694,26 Mark (einschließlich 1935 Mark für unvorhergesehene Ausfälle), so daß sich ein Überschuß von 12 000 Mark ergiebt. Durch denselben sind die im Berichtsjahre geschehenen außerordentlichen Bewilligungen und Unterstützungen kolonialer Unternehmungen geleistet; die Unterstützung an die Emin Pascha-Expedition im Betrage von 5000 Mark vom Vorjahre hat noch aus den nachträglichen Einnahmen von 1888 bestritten werden können.

Herr Handelskammersecretair van der Borght kommt noch einmal auf die Bedrängung des Handels anderer Nationalitäten durch die Royal Niger Company mittels unerschwinglicher Zölle zu sprechen, er legt die handelspolitische Bedeutung des Niger dar und meint, die deutsche Regierung dürfe die englische Gesellschaft nicht so fortwirtschaften lassen, um so weniger, als der deutsche Handel daselbst gute Aussichten habe. Von der Versammlung aus müsse eine öffentliche Kundgebung erfolgen, damit das Gerücht verstumme, daß die Handelsfreiheit auf dem Niger und Benue ganz aufgehoben werden solle, und daß die englische Gesellschaft sich noch fernere Willkürlichkeiten erlauben dürfe. Hoffentlich werde die Entsendung des Reichs-Kommissars v. Puttkamer Erfolg haben, wenn auch bisher seit drei Jahren die berechtigten Ansprüche eines dort geschädigten Reichsangehörigen noch nicht befriedigt seien, was bei einem Engländer niemals vorgekommen sein würde. Redner verlangt heute noch Besprechung der Angelegenheit. (Bravo!) Der Berichterstatter lehnt es ab, darauf einzugehen und verwies auf den Geschäftsbericht, stimmte aber den Ausführungen des Vorredners bei, besonders hinsichtlich der Notwendigkeit, die Freiheit der Schifffahrt auf dem Niger zu sichern.

Nachdem der Bericht der fünf Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten verlesen und die Vertrauensmänner für das laufende Jahr wiedergewählt worden waren, trat man in die Beratung der Anträge ein, welche vom Herrn Direktor im Reichspostamt Sachse erläutert wurden, und mit einigen Abänderungen mit Ausnahme des Antrages der Abteilung München, welcher zurückgezogen war, einstimmig angenommen wurden. An der Debatte beteiligten sich u. a. die Herren Ober-Staatsanwalt Hamm, Ober-Landesgerichts-Präsident Struckmann und Regierungs-Baumeister Wiskow. — Wir werden diese Anträge nach genauer redaktioneller Feststellung eventuell in Zusammenhang mit den anderen Statutenbestimmungen veröffentlichen.

Herr Direktor Sachse hielt sodann folgenden höchst interessanten und belehrenden Vortrag:

Die Post- und Telegraphen-Einrichtungen in den deutschen Schutzgebieten.

Hochgeehrte Herren! Der Aufforderung, über die Post- und Telegraphen-Einrichtungen in den deutschen Schutzgebieten Ihnen Einiges mitzuteilen, habe ich bereitwillig Folge geleistet, obschon der Stoff gegenüber den brennenden Fragen der Gegenwart wohl kein allzugroßes Interesse erwecken wird, und trotz des naheliegenden Bedenkens, daß ich veranlaßt bin, über die Thätigkeit einer Verwaltung zu sprechen, welcher selbst anzugehören ich die Ehre habe. Vor Mißdeutungen in letzterer Beziehung glaube ich im Kreise wohlwollender Kolonialfreunde geschützt zu sein.

Der erfreuliche Aufschwung, welchen die Kolonialbewegung in Deutschland während des letzten Jahrzehnts genommen, und die dadurch hervorgerufene Vermehrung der deutschen Handelsniederlassungen in überseeischen Gebieten, hat der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung naturgemäß die Aufgabe zugewiesen, den neu hervorgetretenen Verkehrsbedürfnissen gerecht zu werden und das Band zwischen Kolonie und Mutterland fester zu knüpfen.

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist angestrebt worden durch thunlichste Verbesserung der Postdampfschiffsverbindungen, durch Einrichtung eines eigenen Postwesens in den wichtigeren Schutzgebieten und durch deren Einbeziehung in den Geltungsbereich des Weltpostvereins.

Den ersten Anlaß zur Einrichtung deutscher Postanstalten in überseeischen Orten hat die Eröffnung der deutschen Postdampfschiffsverbindungen mit Ostasien und Australien geboten. Die Vorgeschichte dieser letzteren hochbedeutsamen Errungenschaft liegt außerhalb des Rahmens der heutigen Besprechung, deshalb will ich nur kurz erwähnen, daß der Plan zur Einrichtung jener Postdampfschiffslinien zuerst von dem Staatssekretär des Reichs-Postamts Herrn von Stephan in einer dem Fürsten Reichskanzler im August 1883 unterbreiteten Denkschrift aufgestellt, in Gestalt eines Gesetzentwurfs im Mai 1884 nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats dem Reichstag vorgelegt worden, aber leider damals nicht mehr zur Durchberatung gekommen ist. Erst im folgenden Jahre, 1885, gelang es, den vielumstrittenen Entwurf zum Gesetz zu erheben. In dem auf Grund des Gesetzes mit dem Norddeutschen Lloyd in Bremen abgeschlossenen Vertrage wurde nun die Bestimmung aufgenommen, daß der Lloyd verpflichtet sei, in solchen Orten des Auslandes, in denen er Agenten unterhält, durch diese Postdienstgeschäfte nach näherer Vorschrift der Reichs-Postverwaltung wahrnehmen zu lassen. Dementsprechend wurden im September 1886 sogenannte Postdampfschiffsagenturen in Apia auf den Samoainseln und Tongatabu im Tonga-Archipel eingerichtet, während in Shanghai wegen der Bedeutung dieses Platzes von vornherein eine Kaiserliche Postagentur unter Verwaltung eines Berufspostbeamten begründet wurde. Wie sehr diese Einrichtung dem Verkehrsbedürfnisse entsprach, geht daraus hervor, daß am Tage des Abganges des ersten heimwärts fahrenden Postdampfers bei der Postagentur in Shanghai allein für 800 Mark deutsche Postmarken abgesetzt worden sind.

Die Einrichtung deutscher Postanstalten auf fremdländischem Gebiete als Stützpunkte der Reichspost-Dampferlinien war natürlich nur zulässig an solchen Plätzen, welche eines geordneten Landpostwesens entbehren, wobei indes zu bemerken ist, daß von den großen Handelsstaaten: Großbritannien Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, den Vereinigten Staaten von Amerika u. a. zur Förderung der

nationalen Handelsinteressen unter ähnlicher Voraussetzung vielfach Postanstalten im Ausland unterhalten werden.

Die weitere Entwickelung der Postanstalten in Shanghai, Apia und Tongatabu übergehend, wende ich mich zu den eigentlichen deutschen Schutzgebieten, und, da wir einmal im fernen Osten sind, beginne ich, obwohl der Zeitfolge nach Kamerun das Vorrecht gebührte, mit Deutsch-Neuguinea. Dort sind seit dem 1. Januar 1888 in Finschhafen, wo die Verwaltung für das Schutzgebiet ihren Sitz hat, ferner in Konstantinhafen, Hatzfeldhafen, Kerawara und vom Dezember 1889 ab in Stephansort am Augustaflusse Kaiserliche Postagenturen in Wirksamkeit getreten. Die Verwaltung derselben erfolgt unter Verantwortlichkeit der Neuguinea-Kompanie durch die jeweiligen Stationsvorsteher.

Die Postverbindung des Schutzgebiets mit Europa war anfänglich in der Weise hergestellt, daß die Linie der British-India-Steam-Navigation-Company, welche jede vierte Woche von London nach Brisbane in Queensland durch die Torresstraße fährt, bis zu dem queenslandischen Hafen Cooktown benutzt wurde, woselbst die Post etwa 40 Tage nach dem Abgange von Berlin eintraf. In Cooktown wurde die Post von einem Dampfer der Neuguinea-Kompanie übernommen, welcher sie in weiteren 5 Tagen nach Finschhafen brachte. Seit April 1889 aber ist die Verbindung dahin abgeändert, daß die Post für Deutsch-Neuguinea in Genua jede sechste Woche den Dampfern der Gesellschaft Nedderland, welche von Amsterdam nach Batavia und Soerabaya fahren, zugeführt und in Soerabaya von den Kompanie-Dampfern übernommen werden. Die Beförderung von Berlin bis Finschhafen dauert etwa 55 Tage.

Neuerdings beabsichtigt die deutsche Dampfschiffs-Rhederei in Hamburg eine direkte Dampferlinie von Hamburg nach Niederländisch-Ostindien zu errichten. Ob diese Linie wenigstens bis Batavia zur Postbeförderung mit Vortheil wird benutzt werden können, unterliegt noch der Erwägung.

Der Anschluß des Schutzgebiets an das internationale Telegraphennetz ist in der Weise hergestellt, daß die Kaiserlichen Postagenturen die bei ihnen aufgegebenen Telegramme mit der nächsten Schiffsgelegenheit dem Postamt in Soerabaya übersenden und von dort die für Neuguinea bestimmten Telegramme mit der Briefpost erhalten.

Nachdem die Marschalls-Inseln unter deutschen Schutz gestellt waren, ist in dem Hauptorte Jaluit seit dem 1. Oktober 1888 eine Postagentur errichtet worden, welche für ihre Verbindungen allerdings nur auf eine in unregelmäßigen Fristen stattfindende Segelschifffahrt von und nach Sidney, San Franzisko, Honolulu u. s. w. angewiesen ist. Die Beförderung der Post wird so lange, bis eine regelmäßige Dampfschifffahrt sich darbietet, eine nur unvollkommene bleiben.

Von dem schwarzen Erdtheil lassen Sie uns zunächst die Westküste in's Auge fassen. Die deutschen Ansiedelungen in Kamerun waren für ihren Verkehr mit der Heimath bis zum Anfang der 80er Jahre ausschließlich angewiesen auf die Benutzung der britischen Dampferlinien der Steam-Ship Company und der British and African Steam Navigation Company, somit auf den Umweg über Liverpool. Eine Änderung trat erst ein, als im Jahre 1882 von der Rhederei Woermann in Hamburg eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung zwischen Hamburg und mehreren Plätzen der Westküste eingerichtet wurde. Die Reichs-Postverwaltung traf bald nach Eröffnung der neuen Linie mit dem Unternehmer eine Verabredung, auf Grund deren ihm unter Verleihung des Rechts die Postflagge zu führen, die Briefbeförderung zwischen Deutschland und den Anlegeplätzen der Westküste Afrikas gegen Vergütung der im Weltpostverein vorgesehenen Seetranfitgebühren übertragen wurde. Allerdings mußten die Sendungen in den afrikanischen Anlaufhäfen, da eine Landespostanstalt dort nicht bestand, von den Ansiedlern an Bord der Schiffe eingeliefert und ebendaselbst auch abgeholt werden.

Wie Ihnen erinnerlich sein wird, war in der zweiten Dampfervorlage von 1884 auch eine afrikanische Linie mit einem Jahresbetrage von Einer Million Mark vorgesehen, welche von Deutschland ausgehend, über Dakar, Angra-Pequena und Capstadt bis zur Delagoabai reichen sollte. Sie ist aber im Reichstage mit 166 gegen 157 Stimmen, also mit nur 9 Stimmen Majorität abgelehnt worden. Es liegt die Frage nahe, wie die deutschen Macht- und Besitzverhältnisse an den afrikanischen Küsten sich wohl bis heute gestaltet haben würden, wenn seit 4 Jahren regelmäßige deutsche Postdampfer, wie sie nach Ostasien und nach Australien gehen, die Hauptplätze der afrikanischen Küsten berührt hätten.

Gegenwärtig verkehren auf der Woermannlinie monatlich 2 Dampfer; der eine, mit Abfahrt von Hamburg am 15. jeden Monats, vermittelt den Verkehr mit den Plätzen des deutschen Togogebiets; der andere Dampfer verläßt Hamburg am letzten Tage jedes Monats und gelangt über Madeira und über einige Plätze der afrikanischen Westküste innerhalb 30 Tagen nach Kamerun, indem er nach Bedarf auch bei Victoria anlegt. Daneben werden deutscherseits auch die beiden englischen Linien und die französischen Postdampfer, welche von Marseille, beziehungsweise von Bordeaux ausgehen, benutzt, sodaß sowohl für Kamerun wie für Togo monatlich drei Beförderungsgelegenheiten mit Fahrtdauer von 24 bis 30 Tagen bestehen.

In welchem Umfange der Postverkehr sich auf den Woermannschen Linien gesteigert hat, darüber können wenige Zahlen ein anschauliches Bild geben. Für die Beförderung der Post hat die Woermannsche Unternehmung, nach den Weltpostvereinssätzen von 15 Franken pro Kilogramm Briefe und Postkarten und von 1 Franken pro Kilogramm Drucksachen und Waarenproben, aus der Reichs-Postkasse erhalten:

Im Anfangsjahr . .	1882 . . .	71	Mark,
Im Jahre	1883 . . .	323	=
= = ...	1885 . . .	2019	=
= = ...	1887 . . .	4740	=
= = ...	1889 . . .	6200	=

also in 5 Jahren eine Steigerung von 71 Mark auf 6200 Mark.

Nachdem das Schutzverhältniß der Gebiete von Kamerun und Togo gesetzlich geregelt war, ging die Postverwaltung alsbald daran, auch die postalischen Verhältnisse daselbst in eine festere Gestalt zu bringen. Zuerst wurde in Kamerun im Februar 1887 eine Kaiserliche Postagentur eingerichtet, deren Verwaltung anfänglich einem Bediensteten des Gouverneurs, später aber bei Anwachsen des Verkehrs einem Berufspostbeamten übertragen wurde. Nach Einverleibung des Gebiets an der Ambas-Bai ward in Viktoria ebenfalls eine Postagentur ins Leben gerufen, welche ihren Betrieb im September 1888 eröffnete. Der dieser Agentur zugetheilte Bezirk erstreckt sich von Rio del Rey bis Bimbia.

Im Togo-Gebiete sind Postagenturen eingerichtet worden 1. in Klein-Popo seit 1. März 1888 und 2. in Lome seit 1. März 1890, also zur Zeit unser jüngstes Kind im Auslande. Da die Landung bei Klein-Popo wegen hoher See häufig nicht thunlich ist, so werden die Postsachen in der Regel in dem englischen Quittah gelandet und mittels Botenpost zu den Postagenturen in Lome und Klein-Popo befördert.

Für das südwestafrikanische Gebiet ist am 1. Juli 1888 eine Kaiserliche Postagentur in Otyimbingue in Wirksamkeit getreten, deren Verwaltung der Polizeimeister von Goldammer führt. Derselbe hat indessen in Folge der bekannten Vorgänge in jenen Gebieten bereits am 1. Dezember 1888 Otyimbingue verlassen müssen und ist über Walfischbai zunächst nach Garinuab und im Oktober nach Tsaobis gegangen. Gegenwärtig wird Herr von Goldammer die Postagentur vermutlich wieder in Otyimbingue verwalten. Eine direkte regelmäßige Verbindung besteht für das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika leider nicht, die Postsendungen dorthin werden mittels englischer Dampfer über Lissabon nach Kapstadt befördert; von Kapstadt aus wird jede sich darbietende Schiffsgelegenheit benutzt, um die Sendungen nach Walfischbai zu schicken, von wo sie mittels Botenpost nach der deutschen Postagentur in Otyimbingue gelangen.

Im Witugebiete sah es bei Übernahme der deutschen Schutzherrschaft mit den Postverhältnissen ziemlich traurig aus. Nach den darüber hierher gelangten Beschreibungen wurden die Briefsäcke, welche mit den British-India-Dampfern in Lamu eingingen, von dem Zollbeamten, einem Indier, der europäische Schrift nicht lesen konnte, geöffnet; der Inhalt wurde auf den Fußboden geschüttet, und dann blieb es jedem überlassen, seine Postsachen sich herauszusuchen. Für die Auflieferung von Postsachen in Lamu war eine zweiteilige, offene Kiste aufgestellt, deren einer Teil zur Aufnahme der nach Norden, der andere für die nach Süden abzusendenden Briefe bestimmt gewesen. Einschreibbriefe waren überhaupt nicht zugelassen. Wer auf solche Sendungen Wert legte, mußte sich an einen Bevollmächtigten in Sansibar wenden. Um die Interessen der im Witugebiet ansässigen Deutschen besser wahrzunehmen, wurde im November 1888 in Lamu eine kaiserliche Postagentur eingerichtet; besonders Erfreuliches ist über deren Wirksamkeit aber auch nicht zu berichten, schon weil die Verbindungen, für welche man ausschließlich auf England angewiesen war, sehr große Mängel darboten, und weil Zwistigkeiten der wenigen dort ansässigen Deutschen unter einander zur Quelle unaufhörlicher Klagen wurden. Ob nach der jüngst eingetretenen Wandlung der Gesamtverhältnisse die deutsche Postanstalt in Lamu überhaupt noch weiteren Bestand haben wird, erscheint fraglich.

Das einzige deutsche Schutzgebiet, in welchem bis jetzt noch keine deutsche Postanstalt besteht, ist das Deutsch-Ostafrikanische. Der Grund liegt vielleicht daran, daß seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein bezüglicher Antrag bei der Reichsregierung nicht rechtzeitig gestellt worden war. Später kam der Aufstand an den Küsten dazwischen, und als der Aufstand durch unsern Wißmann Africanus (Beifall) niedergeschlagen war, mußte es zweckmäßig erscheinen,

die Einrichtung der Postanstalten gleichzeitig mit dem Inslebentreten der neuen Dampferlinie vorzunehmen. Alle Vorbereitungen für die Errichtung einer deutschen Postagentur in Sansibar sind nunmehr getroffen; der zur Verwaltung bestimmte Postbeamte wird mit dem ersten Woermannschen Dampfer nach Ostafrika abreisen; ob er seinen Aufenthalt dauernd in Sansibar nehmen wird, steht dahin. Der Plan ist darauf gerichtet, an den deutschen Küstenplätzen mehrere Postagenturen einzurichten und diese einer Hauptagentur zu unterstellen, welche ihren Sitz voraussichtlich in Dar-es-Salaam oder Bagamoyo haben wird.

Was die neue Dampferlinie anlangt, so wissen Sie, daß an deren Erreichung und Ausführung die Reichs Postverwaltung sich redlich mitbeteiligt hat (Beifall). Der Vertrag mit der Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft ist auf den bewährten Grundlagen des Lloyd-Vertrages abgeschlossen. Unter Anwendung des äußersten Hochdrucks ist auch erreicht worden, daß der erste Dampfer bereits am kommenden 23. Juli Hamburg verlassen wird. Allerdings sind die ersten Fahrten vorläufig in Zwischenräumen von zwei Monaten auszuführen, während der endgültige Fahrplan mit monatlichen Fahrten erst vom März 1891 ab beginnt. Der Dampfer, welcher die erste Fahrt ausführen soll, ist bei Blohm u. Voß in Hamburg erbaut und hat den Namen „Bundesrath" erhalten. Er ist von der Prüfungskommission des Reichs bereits abgenommen. Der „Bundesrath" hat eine Geschwindigkeit von 11½ Knoten (große Heiterkeit) und gewährt Raum für 48 Passagiere. Das Schwesterschiff, welches „Reichstag" getauft werden soll, ist ebenfalls schon bereitgestellt.

Mit der British-India-Steam-Navigation-Company, in deren Hand bis jetzt die Beförderung nach der afrikanischen Ostküste hauptsächlich lag, ist im November vorigen Jahres von der englischen Postverwaltung ein neuer Vertrag abgeschlossen worden, wonach der frühere Kurs Bombay-Aden-Sansibar in eine direkte Linie von London nach Sansibar umgewandelt worden ist. Dieser neue Vertrag hat jedoch für uns nichts Beunruhigendes. Verständiger Weise hat man englischerseits von einer Überbietung in Bezug auf Größe und Schnelligkeit der Schiffe, wie sie anderswo häufig vorgekommen, abgesehen. Die neuen deutschen Postdampferlinien werden also mit den englischen und den zwischen Marseille und Madagaskar bestehenden französischen Linien sich derart ergänzen können, daß für die Postversendungen eine mehrmals monatliche Beförderungsgelegenheit dargeboten wird. Die Post wird den deutschen Dampfern voraussichtlich in Neapel zugeführt werden und Dar-es-Salaam, beziehungsweise Sansibar in etwa 21 Tagen nach dem Abgange von Berlin erreichen.

Lassen Sie mich noch einige Worte hinzufügen über die Art des Betriebes unserer Postagenturen im Auslande.

Die örtliche Unterbringung ist nicht immer ganz leicht gewesen. An einigen Orten waren allerdings ganz hübsche Häuschen zu erlangen; die hier ausgelegten Photographien, welche aus unserem Postmuseum stammen, geben eine Anschauung davon. An anderen Stellen waren die Schwierigkeiten um so größer. Herr von Goldammer hatte sich z. B. bei seinem Rückzuge von Otyimbingue in Garimab mit einer Strauchhütte als Postbüreau begnügen müssen. Indessen hat die Findigkeit und Hingebung der Beamten über alle Schwierigkeiten doch noch hinweggeholfen.

Die nötigsten posttechnischen Gerätschaften werden von hier aus hingeschickt. Allzuvieles gehört nicht dazu, und die Reichs-Postverwaltung hat von den Feldzügen her einige Erfahrung in diesen Dingen. Wer sich dafür interessirt, braucht nur die hiesige Kriegsausstellung zu besuchen, wo in der Feldpost-Abteilung ein Kasten ausgestellt ist, wie er den zur Errichtung von Feldpoststationen bestimmten Beamten mit auf die Reise gegeben wird. Mit Hülfe eines solchen Kastens läßt sich in einer Stunde ein Postamt herrichten, welchem weder das Reichswappen und der Briefkasten an der Außenseite, noch die Sortirtaschen und aller sonstige Zubehör für den inneren Betrieb fehlt.

Die Verwalter der Postagenturen werden theils aus Berufsbeamten, welche dann gewöhnlich im Konsulatsdienst mit thätig sind, theils aus anderen geeigneten Persönlichkeiten gewählt. Sie haben Kaution zu stellen und werden auf die Wahrung des Briefgeheimnisses besonders verpflichtet. Vor Kurzem ist von dem Postagenten und Zollverwalter in Klein-Popo bei dem Reichs-Postamt beantragt worden, entsprechend dem Vorgange von England, Schwarze zur Ausbildung im Postfach nach Deutschland zu senden und dann bei den Agenturen in Afrika zu beschäftigen. Ein Gedanke, dem vielleicht näher zu treten sein wird.

Auch ein Antrag auf Lieferung von Uniformen für die schwarzen Briefboten ist an das Reichs-Postamt gelangt. Eine weiße Mütze wurde denselben bereits geliefert. Es sollte aber auch ein weißer Anzug mit orangefarbenen Borten und Posthörnern auf Kragen und Ärmeln als Abzeichen hinzutreten. „Eine derartige Uniformirung", sagt der Antragsteller, „macht die Leute nicht nur zuverlässiger, da sie ihren Stolz und ihre Eitelkeit hebt, und es ihnen der größte Schmerz sein würde, die Uniform zu verlieren, sondern würde den Boten auch ein großes Ansehen und damit eine erhöhte Sicherheit auf ihren Gängen verleihen." Dem Antrage ist wenigstens teilweise entsprochen worden.

Der Betrieb bei den ausländischen Agenturen ist nach heimischem Zuschnitt und nach übereinstimmenden Grundsätzen geregelt. Die obere Leitung der Postagenturen in den deutschen Schutzgebieten erfolgt durch das Reichs-Postamt; nur bezüglich der Angelegenheiten des laufenden Dienstes und des Rechnungswesens sind die fremdländischen Postanstalten den Ober-Postdirektionen in Hamburg und Bremen zugeteilt.

Der Verkehr bei diesen Anstalten hat sich bis jetzt in recht erfreulicher Weise entwickelt. Beispielsweise hat die Gesamtzahl der von der Postagentur in Kamerun im ersten Jahre ihres Bestehens behandelten Sendungen 11 700 Stücke im Gewicht von etwa 12 Zentnern betragen. Im Jahre 1889 betrug die Gesamtstückzahl an Briefen für die deutschen Schutzgebiete in Afrika 50 240; an Paketen sind ausgewechselt worden im Jahre 1889 in Neu-Guinea 46, in Samoa 104, in Kamerun 691.

Auch die Einnahmen sind nicht unansehnlich, sie beziffern sich für das Jahr 1889 bei den Postagenturen in Neu-Guinea auf 1800 Mk., in Klein Popo auf 1251 Mk, in Viktoria 310 Mk., in Kamerun 4262 Mk. Die Ausgaben halten sich in nur bescheidenen Grenzen.

Sämtliche Schutzgebiete sind gegenwärtig dem Weltpostverein angeschlossen. Überall hin sind daher gewöhnliche und eingeschriebene Briefsendungen zulässig. Gewöhnliche Pakete können befördert werden nach und von Kamerun, Togo, Neu Guinea, Apia und Tongatabu, Briefe und Pakete mit Wertangabe bis 8000 Mk. nach Kamerun, Postanweisungen nach Kamerun und Togo. Die Einführung des Postanweisungsdienstes mit Neu-Guinea steht nahe bevor.

Die Taxen sind bei den Briefschaften durchweg diejenigen des Weltpostvereins, also für Briefe bis 15 gr 20 Pfennig, für Postkarten 10 Pf., für Drucksachen und Warenproben 5 Pf. für je 50 gr. Was das für die Verkehrserleichterung bedeutet, wird erst klar, wenn man bedenkt, daß England bis in die neueste Zeit für die meisten seiner Kolonien die Taxe von 4 bis 6 Pence oder 32 bis 50 Pf. für den einfachen Brief festgehalten hat, und daß es großer Kämpfe und staatlicher Konferenzen in Australien bedurft hat, um die Herabsetzung auf die Hälfte dieses Betrages im Verkehr zwischen den australischen Kolonien und dem Mutterlande zu erreichen.

Ähnlich liegt es bei uns mit dem Paket- und Postanweisungsverkehr. Während ein Paket bis 5 kg nach den überseeischen Orten früher bis zu 30 Mk. Porto kostete, kann jetzt ein Packet bis zu diesem Gewichte nach Neu-Guinea für 4,65 Mk., nach Kamerun und Togo sogar für 1,60 Mk. und nach den meisten derjenigen Orte, welche an den großen Postdampferlinien liegen, für 3,60 bis 3,80 Mk. Porto befördert werden.

Für den Telegraphenverkehr des Reichs haben in den deutschen Schutzgebieten bisher eigene Anlagen noch nicht hergestellt werden können. Dies erklärt sich aus der großen Kostspieligkeit unterseeischer Kabel, sowie daraus, daß überall, wo deutsche Postagenturen bestehen, die Behandlung der Telegramme bis zur Erreichung der ersten Kabelstation von den Postagenten mit besorgt werden konnte. Gegenwärtig aber sind Schritte gethan sowohl für Kamerun und das Togogebiet, wie auch für Ostafrika, um den deutschen Telegraphenbetrieb am Anfangs- und Endpunkte thunlichst unabhängig zu machen von fremden Verwaltungen. Für Ostafrika insbesondere ist vor Kurzem mit der Eastern and South African Telegraph-Company ein Vertrag geschlossen worden wegen Legung eines Kabels von Sansibar über Bagamoyo nach Dar-es-Salaam. Dieses Kabel würde dann gegen eine bestimmte Jahresvergütung deutscherseits angemiethet werden. Es besteht die Absicht, nach und nach alle diejenigen Küstenhäfen telegraphisch zu verbinden, welche von den Dampfern der Woermannlinie anzulaufen sind. Zunächst aber unterliegt noch die Frage der Erwägung, ob die Leitungen unter- oder oberirdisch zu führen seien. Der oberirdischen Leitung stellt sich das Hinderniß entgegen, daß die hölzernen Stangen in kürzester Zeit von den Termiten zerfressen werden. Es kommt danach in Frage, ob eiserne Stangen, für die ostafrikanischen Verhältnisse zweckentsprechend sein würden. Mit solchem eisernen Gestänge sind schon vor 15 Jahren auf der Strecke zwischen Berlin und Königs-Wusterhausen, sodann auch anderweit in der Schweiz, in Bayern, Spanien, Brasilien, Australien, sowie bei der anglo-indischen Linie Versuche angestellt; indessen scheint das Urteil über die Zweckmäßigkeit solcher Anlagen für Fachmänner noch nicht abgeschlossen zu sein. Was die Pläne wegen Kabelverbindungen für Kamerun und Togo anlangt, so sind dieselben noch nicht soweit gediehen, daß ich hier Mitteilungen darüber machen könnte.

Um das Vorgetragene ganz kurz zusammenzufassen, sei gesagt, daß die Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung seit 1887 innerhalb

der deutschen Schutzgebiete 12 eigene Postagenturen in Wirksamkeit gesetzt und die Errichtung einiger anderen vorbereitet hat; daß ferner die Einleitungen getroffen sind, um so weit als möglich den telegraphischen Verkehr der Schutzgebiete von den fremden Anlagen unabhängig zu machen, daß alle dort neu errichteten Postanstalten in den Geltungsbereich des Weltpostvereins einbezogen worden sind, und daß demzufolge die früher sehr hohen Portosätze auf das bescheidene Maß des Weltposttarifs haben herabgesetzt werden können. Ich darf annehmen, daß diese thatsächlichen Anführungen bei Ihnen die Überzeugung befestigen werden, daß der Leiter des deutschen Post- und Telegraphenwesens, welcher um die vaterländischen Verkehrseinrichtungen sich schon so hoch verdient gemacht hat, auch der kolonialen Entwickelung mit dem lebendigsten Interesse folgt. An Ihnen ist es, meine Herren, dafür zu sorgen, daß die Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung auf diesem Gebiete auch in Zukunft Anlaß zu umfassender, dem Gemeinwohl dienender Thätigkeit finde." (Lebhaftes Bravo.)

Dem Vortragenden hatte die Versammlung mit hoher Spannung gelauscht; in ihrem Sinne sprach Exzellenz v. Hofmann, als er Herrn Direktor Sachse dankte und zugleich dem Staatssekretär Dr. v. Stephan, welcher so wohlwollend und thatkräftig für das Gedeihen unserer Kolonien mitgewirkt hat.

Dr. Friedrichs verbreitete sich darauf über die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten, beschränkte sich jedoch wegen des zu großen Stoffes auf die Strafanschauungen, welche die Eingeborenen haben. Er stellte als Grundsatz fest, daß sie nur den Erfolg im Auge haben, nicht, wie wir, Vorsatz, Fahrlässigkeit u. s. w. trennen. Eine besondere Wichtigkeit hat diese Anschauung, weil sie den Grund zu angeblich völlig unbegründeten Angriffen auf Weiße giebt. Eine Reihe interessanter Einzelheiten belebte den Vortrag, der zum Schlusse eine Resolution brachte, welche zur eifrigen eingehenden Untersuchung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen auffordert und den Vorstand der Gesellschaft bittet, ein Programm dahin auszuarbeiten.

Herr Dr. Hindorf sprach dann über die Entwicklung Neuguineas. Der Übergang der Landeshoheit an das Reich und die neue Schiffsverbindung mit Soerabaya betrachtet er als die Ausgangspunkte einer neuen großen Entwicklung. Die Stationsvorsteher könnten jetzt ihre ganze Thätigkeit den wirtschaftlichen Zwecken widmen, und von Soerabaya her erhielte man malayische Arbeiter, welche man für die Pflanzungen nötig hat. So dürfen wir von dieser Kolonie Vieles erwarten.

Damit waren die Vorträge erschöpft. Zum Orte der nächsten Hauptversammlung wurde Nürnberg bestimmt und wurden 26 Vorstandsmitglieder gewählt, deren Namen veröffentlicht werden, sobald die zustimmende Erklärung seitens der Herren vorliegt.

Die öffentliche Versammlung am 1. Juli.

An die Hauptversammlung der Gesellschaft reihte sich am 1. Juli im großen dekorirten Saale der Lesegesellschaft eine entsprechend der Wichtigkeit der Vorträge und der Bedeutung der Redner äußerst zahlreich besuchte öffentliche Versammlung, an der viele Offiziere und auch Mitglieder des Klerus, mit dem Erzbischof an der Spitze teilnahmen.

Herr Staatsminister v. Hofmann, der das lebhafte Bedauern des Fürsten Hohenlohe-Langenburg überbrachte, nicht an der Versammlung teilnehmen zu können, führte einleitend aus, daß er der Versammlung eine große Enttäuschung bereiten müsse. Wir hätten uns alle gefreut, den Mann hier begrüßen zu können, der durch seine Thätigkeit in Ostafrika zum Wohle des deutschen Vaterlandes und zur Förderung der zivilisatorischen Bestrebungen in Afrika beigetragen hat. Wir hofften alle, Major v. Wißmann unter uns zu sehen und ihm von Angesicht zu Angesicht unsere Anerkennung und unseren Dank auszudrücken. Leider hat Major v. Wißmann sich durch seine etwas angegriffene und jetzt neuerdings noch mehr erschütterte Gesundheit genötigt gesehen, von hier fern zu bleiben. Immerhin können wir den Empfindungen, die uns beseelen, Ausdruck geben für den Mann, der in verhältnismäßig kurzer Zeit unvergängliche Dienste geleistet, den Sklavenhandel mit Erfolg bekämpft, die Menschenjagd vernichtet und die ihm von Sr. Majestät dem Kaiser gestellte Aufgabe mit bewundernswerter Energie, mit beispielloser Umsicht und mit glänzendem Erfolge gelöst hat. Er hat wuchtige Schläge dem Sklavenhandel versetzt und für alle Zeiten, wie wir hoffen, dem Sklavenhandel in jenen Gegenden ein Ende bereitet. Den Ruhm des deutschen Namens hat er vermehrt und unsere Macht in Ostafrika wieder hergestellt. (Lebhafter Beifall.) Ich bitte Sie, zum Zeichen und Ausdruck unserer Verehrung und Dankbarkeit für Major v. Wißmann und seine tapferen Offiziere nach parlamentarischer Sitte von Ihren Plätzen sich zu erheben. (Geschieht.) Der zahlreiche Besuch dieser Versammlung ist ein glänzendes und ermunterndes Zeugnis für die Bestrebungen der Kolonialgesellschaft. Wir, die Leitung, bedürfen manchmal einer solchen Erfrischung und Aufmunterung gegenüber den mancherlei Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben. Wir haben gestern in einer Vorstandssitzung beschlossen, auch von seiten der Kolonialgesellschaft die hervorragenden Verdienste Wißmanns dadurch anzuerkennen, daß wir ihn zum Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft ernennen. (Lebhafter Beifall.) Ihre Beteiligung ist um so dankenswerter, als die neulichen Vorgänge in der Kolonialpolitik ja überrascht und zum Teil schmerzlich berührt haben. Aber ich hoffe, daß es uns gelingen wird, volle Einigkeit in dieser Versammlung dokumentiren zu können. Ich danke allen Erschienenen, namentlich den hohen Behörden, die vertreten sind. Auch aus Ostafrika haben wir einen Besuch, den Generalsuperior der Missionsgesellschaft vom heiligen Geist in Bagamoyo, der außerordentliche Verdienste um die Verbreitung christlicher Gesittung in Afrika sich errungen. (Beifall.) Schließlich werden wir Ihnen in Bezug auf die hochwichtige Angelegenheit in Ostafrika eine Resolution unterbreiten, worüber der Vorstand sich bereits geeinigt und die hoffentlich zur einstimmigen Annahme gelangen wird.

Major Liebert (lebhaft begrüßt): Der Einladung des Präsidenten Fürsten v. Hohenlohe-Langenburg, hier in Köln einen Bericht über die militärische Lage in Ostafrika zu geben, bin ich freudig nachgekommen. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, gerade in Köln für unsere nationale Sache wirken zu können. Ich habe den größten Teil meiner Dienstzeit im Osten verbracht und weiß, wie tot der Osten mit den Städten Breslau, Königsberg, Danzig für unsere koloniale Sache heute noch ist. Hier dagegen in Köln, im Mittelpunkt der rheinisch-westfälischen Industrie, im Zentrum des Großhandels, der seine Schiffe den Rhein hinunter über den Ozean schickt, hier fühlt man den Pulsschlag des nationalen Lebens. Gestern hatten wir bereits Gelegenheit, diesen Pulsschlag, der am Rhein so warm und auch in Süddeutschland so stark vernehmbar ist, zu fühlen, ja, wir haben geradezu den nationalen Übereifer zurückdämmen müssen. Anderseits bin ich leider auch enttäuscht. Ich hatte gehofft, in Gegenwart meines Freundes Wißmann sprechen zu dürfen und in seiner Gegenwart seine Thaten und Erfolge vorführen zu können. Ich glaubte dadurch im stande zu sein, einen Teil meiner Dankbarkeit für den Empfang abzutragen, den ich draußen bei dem Reichskommissar, seinen Offizieren und den Schutztruppen gefunden, deren Kampfgenosse zu sein ich die Ehre hatte. Noch in der vergangenen Nacht 3 Uhr habe von Major v. Wißmann nachstehendes Telegramm erhalten: „Bitte, sagen Sie der Versammlung meinen herzlichen Dank für den geplanten Empfang. So geehrt ich mich fühle, um so schwerer wird es mir, nicht persönlich meine Gefühle ausdrücken zu können. Mein Zustand ist indeß durch ein heute zugetretenes Fieber ein derartiger, daß es mir voraussichtlich nicht einmal möglich sein wird, nach Hause zu fahren. Ich habe mit dem Betreten von Europa eine ununterbrochene Kette von Erregungen gehabt, auf die meine zwölf Jahre in Afrika doch etwas mitgenommene Konstitution plötzlich reagirt. Mit herzlichem Gruß an alle Bekannten und Freunde unserer Sache, mit der Bitte, mich wo nötig, zu vertreten. Ihr Wißmann." Die Lage in Ostafrika ist nicht besser zu charakterisiren, als durch eine Schilderung der Lage vom April 1889 bis zu derselben Zeit in 1890. Redner schilderte dann eingehend die aus vielen Berichten bekannte Zeit des Aufstandes in Pangani vom Hochsommer 1888 und der Vernichtung der deutschen Stationen bis auf zwei, die Kämpfe mit Buschiri und dessen Gefangennehmung, ferner die Kämpfe bei Mpuapua und Leutnant Gieses Rettung. Von großem politischen und moralischen Erfolg war die Wiedereroberung von Mpuapua, ja von welthistorischer Bedeutung, als hier die Karawane Stanleys und Emin Paschas 300 Kilometer von der Küste im Innern Afrikas die deutsche Flagge wehen sah. Stolze Freude, so erzählte mir Emin Pascha, habe ihn erfüllt, die deutsche Flagge hier zu finden. (Lebhafter Beifall.) Stanley mußte seine Flagge einziehen, und die Karawane zog zur Küste unter deutscher Flagge. (Lebhafter Beifall.) Nach einer Schilderung von Bana-Heris Widerstand und Fall kam Redner auf die Zeit seiner Anwesenheit in Afrika zu sprechen. Als ich am 2. März in Sansibar anlangte, erhielt ich von Wißmann die Nachricht über Bana-Heri, und Wißmann forderte mich auf, mitzukommen. So sah ich die Schutztruppe bei Nachtmärschen. im Lager, im Feuergefecht und habe sie bewundern gelernt. Dazu war das Terrain ungünstig, buschig und verworren. Glücklicherweise half uns die afrikanische Diplomatie. Es wurden Verträge mit den Häuptlingen abgeschlossen und Bana-Heri mit etwa 1000 Mann ausgehungert. Nach einem Vertrage mit v. Gravenreuth erhielt Bana-Heri die Erlaubnis, in seiner Heimat sich anzusiedeln, und jetzt haben wir einen Freund an ihm gewonnen. Redner gab dann in kurzen Zügen die Eroberung des Südens, von Kilwa und Lindi. So hatte Wißmann im Laufe eines Jahres seine Aufgabe erfüllt. Er hatte nicht allein in diesem kurzen militärischen Drama die Küste erobert, sondern 300 km weit ins Innere das Land pazifizirt und den Sklavenhandel absolut unterbunden und derart das deutsche Interesse gestärkt, daß wir von unserer glänzenden Machtstellung in Ostafrika sprechen können. (Lebhafter Beifall.) Die Truppen, die unsere Macht dort begründet, sind Su-

danesen, Zulus und Askaris. Wißmann hat einen Meistergriff mit den Sudanesen gethan; diese stammen vom obern Nil her, sind strenge Mohamedaner und schon dadurch einer strengen Disziplin unterworfen. Sie sind Berufssoldaten, die vom 20. bis hoch über das 60. Lebensjahr hinaus Truppendienste leisten. Ich habe zwei Soldaten gesehen, die 1839 unter Mehemed Ali und unter den Augen Moltkes in der Schlacht bei Nisib gekämpft; das sind 50 Jahre her, also müssen diese Soldaten zwischen 65 und 70 Jahre alt sein und stehen noch in der Front. Dies beweist Zähigkeit und Lust und Liebe zum Handwerk. Ich möchte auch von der Körperkonstitution der Schutztruppen sprechen. Ich habe dort verwundete Schwarze gesehen, einer hatte einen Schuß in der Lunge, einem waren beide Hände durchbohrt, einem anderen saß eine Kugel so im Hinterkopf, daß sie mit der Sonde berührt werden konnte. Alle diese Leute wurden bald gesund. (Große Heiterkeit.) Derjenige mit dem Schuß im Hinterkopf konnte drei Tage nach der Verwundung sein Bett wieder selbst zurecht richten. (Große Heiterkeit.) Diese Leute besitzen ein sehr wenig entwickeltes Nervensystem, haben fast gar kein Schmerzgefühl und genießen keinen Alkohol. (Beifall.) Wir hoffen, diese Mannschaften, die Frauen und Kinder mit sich führen, als Stamm der Truppen uns zu erhalten und durch Truppenschulen die Kinder christlich und deutsch zu erziehen. Die Zulus sind auch gute Soldaten, die nur Unglück in einem Gefechte gehabt und erst in strammer Gewöhnung an den Dienst erzogen werden müssen. Mir haben sie gefallen, sie sind willig und gehorsam; sie führen keine Namen, sondern nennen sich nach dem Vorgesetzten. So kommt es, daß ein beliebter Kompanieführer 30 bis 40 Leute hat, die seinen Namen führen und sich selbst nur dann nach der Nummer benennen. (Große Heiterkeit.) Ich habe Zulus gesehen, die auf dem Marsche das ganze Lied „Heil dir im Siegerkranz" durchsangen. Sie können zwar nicht deutsch sprechen, aber sie sangen das Lied ganz hübsch. Daraus kann man sehen, wie die Offiziere sich mit den Truppen beschäftigen und sie an sich, wie in unserer Armee heranzuziehen suchen. (Beifall.) Ich wünschte, daß viele von Ihnen in Afrika sehen könnten, welch musterhafte Ordnung in den Stationen herrscht. (Beifall.) Man sieht das deutsche Gemüt walten und Offiziere und Soldaten als Kulturbringer auftreten. Jeder Eingeborene erhebt sich vor dem Europäer und spricht seinen Gruß. Die Eingeborenen werden an Straßenreinlichkeit, Straßenbeleuchtung und Bauen der Häuser nach geraden Linien gewöhnt. Es ist ein wohlthuender Eindruck. Die Konkurrenten dürfen unsere Art zu kolonisiren schon jetzt bewundern. (Lebhafter Beifall) Jetzt besitzen wir an der Küste feste Plätze, die man als Festungen bezeichnen darf. In drei Monaten werden die 3 Plätze des Südens fertiggestellt sein, man baut sehr schnell, und ich hoffe, daß die Plätze Ende August in Ordnung sind. Ich warne vor dem Hinübernehmen von zerlegbaren Häusern und vor Eisenkonstruktion. Man baut dort landesüblich am besten mit einem vorzüglichen, an der Küste gebrochenen Korallenstein: an Ort und Stelle wird Kalk gebrannt, und dazu kommen gradstämmige Mangrovehölzer. Aus diesen drei Materialien werden Häuser in arabischem Stil, massiv mit flachem Dach, gebaut. Die Europäer wohnen in der ersten Etage, die Sohle des Hauses wird für Neger, Thürhüter und Vorratsräume benutzt. So ist es gelungen, den Gesundheitszustand der Truppen außerordentlich zu heben. Und schon dafür gebührt Major v. Wißmann Dank. Nun ist mir der Einwand gemacht worden, daß jetzt, wo der Friede an der Küste hergestellt sei, Truppen dort nicht mehr nötig seien, wie die freisinnige Partei à la Hannibal Fischer gesagt, oder mindestens stark vermindert werden müßten. Dem muß ich ganz entschieden entgegentreten. Wir müssen an der Küste Patrouillen aussenden und Posten besetzen, um das Durchschmuggeln von Menschenware absolut zu verhindern. Ferner müssen wir Expeditionen ins Innere schicken, um Karawanenstraßen und Missionsstationen zu schützen. Wir wollen unsere Kolonisation christlich betreiben. Deshalb ist es Pflicht, daß das Reich sorgt, daß nicht ein einziger Missionar schutzlos sei. Eine solche Expedition ist unterwegs unter Emin Pascha nach dem Viktoria-Nyanza-See. Wir müssen auch Mannschaften nach Tabora schicken, wo Pater Schynse die Station Kipalapala verlassen mußte. In Udschidschi ist die Arbeit wieder aufzunehmen, da an diesem Hafenplatz der Sklavenhandel bis jetzt am meisten geblüht hat. Wir würden dann eine Linie von 1100 Kilometer durch feste militärische Stationen geschützt haben. Im Nordwesten haben wir eines der reichsten und wohlhabensten Länder Karagwe, das an die englischen Interessensphäre grenzt, und im Süden den Nyassa-See mit 4 Stationen zu besetzen. Wir müssen ferner dafür sorgen, daß die drei großen Seen Viktoria-Nyanza, Tanganyika, Nyassa, die uns als Anteil zugefallen sind, von deutschen Dampfschiffen befahren werden. (Lebhafter Beifall.) Nur auf diesem Wege können wir dort die Kulturarbeit bestimmt entwickeln und sicher und zuverlässig regen Handel veranlassen. Es ist dies allerdings kostspielig. Denn die Dampfböte müssen zerlegt, durchs Land geschafft und wieder zusammengesetzt werden. Ich bitte im Namen meines Freundes Wißmann, daß hier seitens der Stadt Köln oder seitens des Kolonialvereins oder seitens der Großindustriellen Rheinlands und Westfalens in irgend welcher Form Mittel für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden. Es wäre ein erhebendes Gefühl, wenn der erste Dampfer auf dem Nyassa-See den Namen „Stadt Köln" führte. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen. Rufe: Sehr gut!) Ich selbst bin Soldat und begeistere mich für kriegerische Thätigkeit. Ich rühme die kriegerischen Lorbeeren, die Wißmann errungen. Höher aber steht die Bürgerkrone, die der sich zu verdienen hat, der die deutsche Verwaltung in Ostafrika übernimmt. Stellen Sie sich ein Land vor, das Jahrtausende friedlos war, wo die Bevölkerung nur eine ganz lose Stammesgemeinschaft hat, wo jedes Dorf mit Palissadenverschanzung umgeben ist, wo nur die Waffen persönliche Sicherheit gewähren, wo niemand den wunderbaren reichen Boden anbaut, weil er fürchtet, daß er morgen verliert, was er heute gesät, ein Land ohne Religion und fast ohne Sitten, vom krassesten Aberglauben befangen. Ich habe ein Instrument mitgebracht, eine Kürbisflasche, mit Affenhaaren gefüllt und Perlenschnüren behangen. Dies war der Talisman Buschiris im Kampfe gegen die Deutschen. Zitternd standen die Askaris davor, als es Buschiri abgenommen wurde. In einem Teile des Landes werden aus Aberglauben ein Drittel aller Neugeborenen umgebracht. Derjenige, der jetzt hingeht und die Verwaltung übernimmt, hat hinter sich die kleine, aber stolze und mächtige Truppe und kann die Aufgabe, die wir an ihn stellen, erfüllen, nämlich, daß er der Bevölkerung Frieden bringt, daß er volles Vertrauen auf deutschen Schutz verbreitet, daß er die Leute zur Arbeit erzieht, Straßen erbaut und veranlaßt, daß die Erzeugnisse aus dem Boden gezogen und an die deutschen Straßen geführt werden. Mögen auch die Freisinnigen mich als unverbesserlichen Optimisten hinstellen, die militärische Lage ist eine glänzende. Der deutsche Soldat hat voll seine Schuldigkeit gethan. Ich hoffe, daß jetzt auch der Kaufmann, der Techniker und Ingenieur in gleicher Weise vorgeht und daß jetzt das Land, das bisher nur Militär gesehen, auch kulturelle Arbeiter sieht. (Lebhafter Beifall.) Über den Mann, der jetzt dorthin geht, kann ich mich nicht besser ausdrücken, als mit Goethes Worten: „Eröffne ich Räume für Millionen, sicher hier und thätig dort zu wohnen". Ich hoffe, daß Wißmann diese Aufgabe übernimmt mit seiner reichen Erfahrung und seiner Kenntnis des Negerherzens. Wenn er sie übernimmt, dann wollen wir ihm den besten Erfolg dazu wünschen. (Wiederholter lebhafter Beifall.)

Der Vorsitzende erteilte sodann das Wort Professor Dr. Fabri:[1]) Es ist angenehm, wenn der Redner mit einer gewissen Wärme und Begeisterung an den Stoff, den er behandeln soll, herantreten kann Dieses Vorzuges entbehre ich heute; denn es sind sehr gemischte Gefühle, mit denen ich mich zu der Erörterung des deutsch-englischen Abkommens anschicke. In jedem Falle kann es auf dieser, der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft sich anreihenden Vereinigung nicht unbesprochen bleiben. Natürlich spreche ich nicht im Namen des Vorstandes der deutschen Kolonialgesellschaft, ich gebe Ihnen nur meine persönliche Meinung, als die eines deutschen Kolonialfreundes und Kolonialpolitikers. Lassen Sie mich zunächst den Eindruck, welchen das deutsch-englische Abkommen hervorgerufen hat, mit ein paar Strichen skizziren. Die englische Presse hat — ein paar unbedachte Äußerungen während der ersten Tage abgerechnet — dem Vertrage sofort ihre volle Zustimmung, die bald in Begeisterung und Jubel überging, ausgesprochen. Cameron, Mackinnon, ja sogar Stanley singen heute Jubellieder auf den Marquis Salisbury. In Deutschland ist die Stimmung die umgekehrte geworden. Überwogen in den ersten Augenblicken der bestechende Eindruck der Rückgabe Helgolands und die Freude, mit England überhaupt zu einem Vertrage gekommen zu sein, so ist heute die Überzeugung, daß wir zu kurz gekommen, ja, daß unsere ganze kolonialpolitische Entwicklung in Afrika von England unterbunden worden sei, in den weitesten Kreisen verbreitet. Wie aus dem Lager unserer Kolonialgegner, so begegnet uns auch aus dem Kreise der Kolonialfreunde in jüngster Zeit wohl der Ruf: Unter diesen Verhältnissen würden wir wohl am besten ganz Deutsch-Ostafrika England überlassen. Diese Mißstimmung ist begreiflich, aber es kann keine Rede davon sein, daß wir die Flinte ins Gras werfen. In den übrigen Ländern Europas betrachtet man den Vertrag naturgemäß nur unter allgemein politischen Gesichtspunkten. Die österreichische und italienische Presse freut sich desselben als eines Zeichens einer starken Annäherung Englands an den Dreibund. Beachtenswert ist die Haltung der französischen und der russischen Presse; sie verriet in den ersten Tagen eine gewisse Be-

[1]) Der Vortrag ist in erweiterter Form in einer besonderen Broschüre erschienen: Der deutsch-englische Vertrag. Köln 1890. Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung.

stürzung, hat sich aber von derselben wieder erholt. Doch wenden wir uns einer möglichst unbefangenen sachlichen Prüfung des vorliegenden Abkommens zu. Selbstverständlich ist, daß bei solchen kolonialpolitischen Vereinbarungen gegenseitig Zugeständnisse gemacht werden müssen. Es wurden auch in Deutschland in Hinsicht auf das verhandelte Abkommen manche weitgehende Forderung laut, wenn auch meist in schüchterner Form. Desto gewaltiger waren die Anstrengungen in England, wo unter Stanleys Führung seit Monaten ein wohlorganisirter Feldzug gegen die Deutschen in Afrika geführt wurde, und diese Bewegung vornehmlich war es, welche uns geschlagen hat. Sehen Sie das Abkommen an, so finden Sie Deutschland auf allen Punkten in Afrika im Zurückweichen. Aber nicht nur dies, wir verzichten auch auf die Zukunft. Wenn wir die Grenzen überschauen, so sehen wir in Südwestafrika sowohl wie in Ostafrika das deutsche Gebiet nach allen Seiten von England eingeschlossen und damit in seinen natürlichen Entwicklungsbedingungen bedroht, wenn nicht gelähmt. Das Nachteiligste für Deutschland sind aber zwei Punkte des Abkommens: Die Uebergabe der Insel Sansibar an England in der Form der Protektion, und die Nichtübergabe der Walfischbai an Deutschland. Lassen Sie mich offen reden. Seit England und Deutschland sich im Wettbewerb auf der Insel Sansibar trafen, konnte die Pensionirung des Sultans nur eine Frage der Zeit sein. Alle inzwischen getroffenen Abmachungen konnten nur einen allmählichen Uebergang zu dieser Thatsache darstellen. Sie schafften aber notwendig zunächst eine höchst verwickelte und unklare Lage. In diese Verwickelungen hat das Abkommen politische Klarheit gebracht. Der Sultan ist pensionirt. Diese Thatsache ist für Deutsch-Ostafrika nicht nur eine günstige, sondern eine notwendige Entwicklung; es ist endlich auch ein formell klares Verhältnis geschaffen. Nur Privatgesellschaften konnten in den bisherigen Rechtswirrwarr sich einlassen. Mit der politischen Pensionirung des Sultans ist nun auch die einzige, bisher berechtigte Einwendung gegen die Verwandlung Deutsch-Ostafrikas in eine deutsche Kronkolonie beseitigt. Es ist ganz unmöglich, Deutsch-Ostafrika von einer Gesellschaft verwalten zu lassen. Nirgends in der Welt gab und giebt es eine Herrschaft und die durch sie gebotene Ruhe und Ordnung, als Grundlage aller Zivilisation, ohne entsprechende Machtentfaltung. Diese kann aber heute nur von organisirten Staaten gewährt und durchgehalten werden. Die Entwicklung des mit so großen privaten Opfern geschaffenen Kongostaates, der jetzt belgisch werden soll und wohl muß, giebt hierfür einen schlagenden Beleg. Erst wenn Deutsch-Ostafrika Kronkolonie geworden, wird auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine klare, von ihr durchführbare und lohnende Aufgabe finden. Sollte ihre Anleihe gescheitert sein, so möge sie sich trösten. Sowie Deutsch-Ostafrika Reichskolonie geworden, wird der Gesellschaft das nötige Kapital zufließen und es wird auch der Aufwand des Reiches bald so gut als in Kamerun genügend, ja reichlich gedeckt werden.

Betrachten Sie die Karte Ostafrikas, so begreift sich, wie Sansibar der Ausgangs- und Mittelpunkt des Handels und der Zivilisation für ganz Ostafrika werden mußte. Die Überlassung der Insel Sansibar an England eröffnet also mit unbedingter Notwendigkeit auf viele Jahre hinaus an der ostafrikanischen Küste einen scharfen wirtschaftlichen Kampf zwischen Engländern und Deutschen. Wir müssen an der Küste Handelszentren schaffen, um Sansibar brach zu legen. Ich hoffe, ich glaube, daß wir darin siegreich bleiben werden, so groß auch die Handelsübermacht und der Kapitalreichtum Englands noch ist. Sie sehen, ich kann denen nicht beitreten, welche Deutsch-Ostafrika ohne Sansibar für wertlos erklären. Aber ich halte es für unpolitisch und gegen den Sinn und die Absicht des Vertrages, der doch freundliche Verständigung bezweckt, unnatürliche, den einen Teil verletzende Bestimmungen aufzunehmen, welche die sofortige Eröffnung eines scharfen wirtschaftlichen Krieges zwischen Deutschen und Engländern zur Notwendigkeit machen und die Erweckung von Störungen, leicht greifbarer und stärker als die bisherigen, in ihrem Schoße bergen dürften. Es wäre alles leichter gewesen, wenn Sansibar endgültig deutsch geworden wäre. Und ein billiger Ausgleich lag gerade hier so zu sagen auf der Hand. Die größere, an Plantagenbau viel reichere Insel Pemba hätte England überlassen werden mögen, und es wäre dies eine sehr brüderliche Teilung im Indischen Ozean gewesen.

Und die Walfischbai in Südwestafrika! Nichts hat mich bei dem englisch-deutschen Abkommen mehr in Staunen versetzt, als daß auch die Walfischbai von England zurückbehalten wurde. (Nachhaltiger Beifall.) Wir wollen hoffen, daß die vorbehaltene Abgrenzung die in Aussicht stehende Abtretung bedeute. In möglichster Kürze, meine Herren, will ich die übrigen Bestimmungen des Vertrages an Ihnen vorüberführen. Wituland und die südliche Somalküste sind an England abgetreten. Deutschland ist von den Mündungen der Flüsse Tana und Dschub abgetrennt. Viel betrübender noch ist die Abtretung des Witulandes. Von allen farbigen Potentaten, mit denen die deutsche Kolonialpolitik bisher in Berührung gekommen, ist Sultan Achmed von Witu der intelligenteste und charaktervollste. Der Kaiser von Deutschland hat ihn unter seinen Schutz gestellt — noch in diesem Jahre ist diese Schutzerklärung erneuert und bestätigt worden — und er hat mit einer gewissen ritterlichen Loyalität dieses Verhältnis geehrt. (Bravo!) Ich bedaure, daß er und sein Volk nun ohne jeden Vorbehalt den ihm wenig wohlwollenden Engländern ausgeliefert ist. Es möchte sich im Hinblick auf unsere nationale Ehre empfehlen, ohne Verzug zu erwägen, ob ihm nicht ein gewisser Schutz gesichert werden könne oder seine und seines Volkes Übersiedelung in das deutsch-ostafrikanische Gebiet zu ermöglichen wäre. Die Südgrenze Deutsch-Ostafrikas ist der Rovumafluß und damit Portugal unser Nachbar geblieben. Auffallend ist, daß die Tunghibai, auf welche der Sultan von Sansibar, wie es schien, unterstützt von England, Ansprüche erhoben hat, in dem Abkommen nicht erwähnt ist. Sollte hier England sich festsetzen, so würde es kaum lange währen, bis eine breite Bahn nach dem Nyassasee geöffnet wird. Setzt sich England am rechten Ufer des Rovuma fest, so ist in der That Deutsch-Ostafrika fast nach allen Seiten von den Engländern eingeschlossen.

Wir kommen zu der Westgrenze Ostafrikas. Ich finde die ganze am Nyassa und längs der Stevenson-Road gezogene Linie zum Tanganyika und bis zur Grenze des Kongostaats durchaus zutreffend. Es ist bedauert worden, daß das wertvolle Königreich Uganda nicht in die deutsche Interessensphäre einbezogen worden ist. Dr. Peters hat mit dem König von Uganda einen Freundschaftsvertrag geschlossen, indes scheint es mir ein berechtigtes und wohl notwendiges Zugeständnis, daß Uganda in die englische Interessensphäre einbezogen würde. Einige Grenzbestimmungen hier dürften klarer sein, wenn z. B. statt nach Bestimmung in Graden ein Berg (Mfumbiro), den Stanley von ferne gesehen, aber kein Europäer noch betreten und seine Lage bestimmt hat, als südliche Grenze für Uganda bestimmt wird. Man sieht an dieser Einzelheit deutlich, wie sehr die Vorschläge Stanleys das britische Ministerium bestimmt haben. Wer aber hat in Berlin sachkundigen Rat erteilt? Es mögen 20 000 deutsche Quadratmeilen und mehr sein, welche wir der britischen Interessensphäre in formellem Abkommen überwiesen haben. Dagegen empfangen haben wir in Afrika nichts. Doch Sie rufen: Helgoland! Es hat jemand, ich glaube, es war ein englischer Staatsmann, gesagt, Helgoland im englischen Besitze sei wie eine Warze im Angesichte Deutschlands. Nun sind Warzen allerdings keine Zierden, aber auch kein sonderliches Übel, wenigstens im Gesichte eines kraftvollen Mannes. Etwas anders freilich mag es sein, wenn Sie sich Deutschland in Frauengestalt, als Germania, vorstellen. Doch Scherz beiseite, zumal die Sache doch eigentlich eine ernste ist. Es ist ein gewisser nationaler Ehrenpunkt, daß die friesische Klippe — einen guten halben Quadratkilometer groß, 3000 mal kleiner als Sansibar — so nahe der Mündung der Elbe, in deutschen Besitz zurückkehrte. Ziehen wir aber die Summa aus diesen Darlegungen, so kommen wir, wir mögen wollen oder nicht, zu dem Resultate: England, an gute Geschäfte gewöhnt, hat mit diesem deutsch-englischen Abkommen ein glänzendes Geschäft, wie nie, gemacht. Stanley, der es ja beurteilen kann, hat soeben gesagt: Wir erhalten gegen einen Hosenknopf einen neuen Anzug.

Was hat ein solches Abkommen verursacht? Was hat dasselbe möglich gemacht? Es ist unleugbar, daß seit gut drei Jahren auf Seiten der Reichsregierung gegenüber unsern kolonialpolitischen Bestrebungen eine gewisse Ermattung eingetreten war. So wurden die deutschen Kolonialerwerbungen eigentlich in erster Linie zu Kompensationsobjekten gegenüber England. Nur so ist es auch zu erklären, daß die Vergewaltigungen deutscher Händler am Niger bis heute keine durchgreifende Abhülfe erfuhren. Nur so ist es zu erklären, daß ein britischer Admiral und britische Unterbeamte die deutsche Emin Pascha-Expedition geradezu vergewaltigen konnten, ohne daß von Berlin irgend ein Einschreiten erfolgte. Wie würde, m. H., in England die öffentliche Meinung in Aufruhr gekommen sein, wenn man von seiten Deutschlands in ähnlicher Weise gegen eine englische Expedition vorgegangen wäre! Die zweite Ursache des für uns so ungünstigen Resultats der deutsch-englischen Abmachungen liegt in einem Mangel, der unsere Kolonialpolitik von Jahr zu Jahr empfindlicher drückt. Wir sind als unerfahrene Neulinge rasch in Besitz überseeischer Länder gekommen. Wir bedürfen einer eigenen Kolonialbehörde Auch die übergroße Eile, mit der der Vertrag deutscherseits betrieben wurde, mußte wohl schädlich wirken Doch Sie werden mir vielleicht zurufen: der entscheidende Punkt ist der allgemein politische. Richtig, wir haben es hier wesentlich mit politischen Gesichtspunkten zu thun. Man sagt uns etwas geheimnisvoll, die allgemeine politische Lage nötigt uns zur Annäherung an England. England ist dem Dreibunde beigetreten; zwischen Rußland und Frankreich soll ein formales Bündnis abgeschlossen sein. M. H., gestatten Sie mir, auch hier ganz offen zu reden. Das Wort: „die politische Lage erheischt es“ ist das Zauberwort, mit dem man in Deutschland seit Jahr-

zehnten jede Erörterung von Fragen der auswärtigen Politik sorgfältig ferngehalten hat. Aber es giebt heute kaum noch politische Geheimnisse; warum soll nicht auch die öffentliche Erörterung, die parlamentarische Verhandlung diesen politischen Konstellationen klar und fest ins Auge schauen! England, fest an der Seite des Dreibundes, wäre ein Ereignis, das jedem Deutschen, jedem Freunde des europäischen Friedens nur eine willkommene Botschaft sein kann. Bricht der große Völkerkrieg aus, der von Gibraltar bis Kamschatka seine Erschütterungen erstrecken wird, so hat England nur die Wahl eines Neutralitätsversuchs oder des Anschlusses an den Dreibund. Schon heute ist der Dreibund der beste Schutz Englands. Man hat in der letzten Woche häufig gefragt: Kann dieser für Deutschland demütigende Vertrag nicht noch aufgehalten, noch hinfällig gemacht werden? Der Weg, den begeisterte deutsche Kolonialfreunde in der Schweiz soeben durch einen in vielen Tausenden verbreiteten Aufruf: „Deutschland wach auf!“ in Vorschlag gebracht haben, das deutsche Volk solle einmütig sich erheben, um die Zerreißung des Vertrages herbeizuführen, wird freilich schwerlich auf Erfolg rechnen können. Sollen wir nun, m. H., mutlos werden? Wie im Leben des einzelnen Menschen nur durch Mühe und Arbeit Erfolge gewonnen und sein Charakter entwickelt und veredelt wird, so ist es auch im Leben der Völker. Doppelt gilt dieses Grundgesetz, wenn dieselben sich an neue Aufgaben, wie wir in der Kolonialpolitik, heranmachen. Da gilts zu lernen und auch durch Fehler und Rückschläge sich nicht entmutigen zu lassen. Alles ist auf dieser Welt, auch im Völkerleben, wandelbar. Nur auf europäischen Schlachtfeldern werden forthin auch die großen Verschiebungen des kolonialen Besitzes entschieden werden. Niemand weiß, was in dieser Richtung die Zukunft bringen wird. Eins aber weiß ich, und wir wollen, indem ich schließe, dies uns gemeinsam ins Herz prägen. Diejenige Nation, welche mit Anspannung ihrer wirtschaftlichen, moralischen und intellektuellen Kraft das Meiste für Afrika thut, welche in wahrhaft humanem Sinne an der Heranbildung des Negers arbeitet, verständnis- und kraftvoll die eiternde Wunde Afrikas, den Sklavenhandel, schließt, welche nicht Giftwasser, sondern die Segnungen christlicher Zivilisation der Negerwelt bringt — das Volk, das hier den Vortritt gewinnt, dem wird auch die Zukunft Afrikas gehören; das sei unser deutsch-afrikanisches Programm. (Lebhafter Beifall.)

Herr Konsul Vohsen[1]) sprach über die wirtschaftlichen Veränderungen, welche das deutsch-englische Abkommen für Deutsch-Ostafrika haben wird. Unser Einfluß auf Sansibar war noch Anfang d. J. sehr stark, und hat die Verhandlungen, welche Redner mit dem verstorbenen Sultan führte, aufs vorteilhafteste beeinflußt. Jetzt stehen wir vor einem fait accompli und müssen darauf weiter bauen. Wir haben ein klares Ziel vor Augen und können darauf losgehen. Daß der Vorstand der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auf einen Wink von oben seine Anschauungen gewechselt habe, bestreite ich entschieden, hege aber das Vertrauen, daß unsere Regierung so gehandelt hat, weil sie so handeln mußte, obwohl wir die Gründe nicht kennen. Immerhin bleibt uns ein großer und reicher Besitz, uns bleibt die Küste, und von dieser ist Sansibars Handel abhängig. Handelsfreiheit besteht, aber nicht Zollfreiheit, nur ein Transitrecht ist den Engländern zugesprochen. Würde man Sansibar gegen das Festland eintauschen? Ich würde vorziehen, zu behalten, was wir haben. Auch die Bedeutung der Länder im obern Nilgebiet ist überschätzt worden; ihr natürlicher Abzugsweg bleibt doch der Nil, wenn er auch jetzt durch den Mahdisten-Aufstand gesperrt ist. Der Ausschluß des europäischen Handels von der Küste war für die arabischen Sklavenhändler eine Existenzfrage; dieser schmachvolle Handel hat Sansibar in Flor gebracht, aber gleichzeitig die Entwickelung des Festlandes zurückgehalten. Jetzt, wo das Festland politisch und zollpolitisch von den Inseln getrennt wird, muß eine Änderung eintreten. Ein, wenn auch kleiner, von Sansibar unabhängiger Handelsverkehr hat schon früher bestanden. Sansibar hat nur eine Rhede, Dar-es-Salaam ist ein vorzüglicher Hafen, und nicht der einzige. Wie ich höre, sollen die Küstenplätze unter einander und mit Sansibar telegraphisch verbunden werden. Dar-es-Salaam dürfte Sitz der Zentralverwaltung werden. Zu beachten ist, daß die Monsune den Verkehr der Küstenplätze mit Sansibar oft aufs äußerste erschweren — auch dieser Umstand macht die Küstenplätze von der Insel unabhängiger; mit Hilfe der Dampferlinien werden sie die Konkurrenz getrost aufnehmen können. Die Bevölkerung der Insel Gorée an der Senegalküste ist seit 1878 auf die Hälfte gesunken, hauptsächlich durch Auswanderung nach dem Festlande. Im nächsten Jahre hofft die Gesellschaft ihre Faktoreien wieder fertig zu stellen, das Usambaragebiet ist eines der fruchtbarsten Afrikas, die Bedingungen für den Bau einer Eisenbahn liegen günstig. An der Küste ist ein wirksamer Damm gegen die Sklavenausfuhr gesetzt, die großen Karawanenstraßen werden für den Verkehr sichergestellt werden; schon wirkt die Plantagengesellschaft neben der Deutsch-Ostafrikanischen, aber es ist noch viel Raum für andere Gesellschaften und einzelne Kapitalisten, sie werden alle willkommen sein. Schon vor 50 Jahren hat Krapf dem deutschen Volke eine Hauptrolle in der Kultivirung Afrikas zugewiesen, setzen wir uns nicht in den Schmollwinkel! Jetzt sei der Weg frei und man müsse ihn mit Thatkraft betreten. (Lebhafter Beifall.)

Herr Oberstaatsanwalt Hamm begründete sodann im Namen des Vorstandes in markiger und fesselnder Weise die Resolutionen. Nachdrücklich betonte er, so lange das deutsche Volk und seine parlamentarische Vertretung nicht entschiedener in der Kolonialpolitik vorgehe, könne man auch der Regierung nicht vorwerfen, wenn sie keine bessere Verträge schließe. Vielleicht sei es ein Glück für uns gewesen, daß wir diesen Dämpfer bekommen, so daß wir erst erwerben müssen, was wir besitzen.

Die Resolutionen lauten:

1. Die Deutsche Kolonialgesellschaft dankt der Reichsregierung und dem Reichstage für die kräftige Fortführung der auf Bekämpfung des Sklavenhandels und Förderung der Kultur in Afrika gerichteten Unternehmungen.
2. Die Deutsche Kolonialgesellschaft ist nicht in der Lage, zu beurteilen, welche Gründe der Reichsregierung für den Abschluß des Übereinkommens mit England wegen Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Afrika maßgebend erschienen, und hält sich zu einem Urteil über jenen Vertrag vom Standpunkt der Reichspolitik nicht für berufen. Dagegen spricht dieselbe als berufenes Organ der Pflege und Ausbreitung des kolonialen Gedankens im deutschen Volke die Überzeugung aus, daß durch die Bestimmungen des Übereinkommens, soweit sie zur öffentlichen Kenntnis gelangt sind, die auf unsere koloniale Bethätigung in Afrika gesetzten Hoffnungen geschädigt sind, und bedauert, daß der ideale Sinn, der die koloniale Bewegung in Deutschland geweckt und zu einem beachtenswerten Faktor unseres öffentlichen Lebens gestaltet hat, dadurch einen empfindlichen Stoß erlitten hat. Sie erkennt zwar an, daß durch die sichere Abgrenzung unserer Schutzgebiete für deren Entwickelung eine nicht zu unterschätzende Grundlage gewonnen ist, allein sie kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß dieser Vorteil, selbst unter Anrechnung der Erwerbung Helgolands, mit unverhältnismäßigen Opfern erkauft worden ist.
3. Angesichts dieser Lage spricht die Versammlung die Hoffnung aus, daß die Reichsregierung nunmehr mit aller Kraft nicht nur jeder ferneren Beeinträchtigung der deutschen Kolonialinteressen entgegentreten, sondern auch die weitere Festigung des uns verbliebenen Kolonialbesitzes in die Hand nehmen und dadurch im Volke den Mut zu thatkräftiger Beteiligung an der wirtschaftlichen Erschließung desselben stärken werde.
4. Die Deutsche Kolonialgesellschaft erachtet es für geboten, ihrerseits unentwegt an der Förderung der deutschen kolonialen Interessen festzuhalten, und für die wirtschaftliche und kulturelle Entwickelung unserer Schutzgebiete mit Rat und That einzutreten.

Diese Resolutionen wurden einstimmig angenommen, und nachdem Staatsminister v. Hofmann in der Schlußrede noch besonders auf das durch die Erwerbung von Helgoland befriedigte nationale Gefühl hingewiesen hatte, brachte er das Hoch auf den Kaiser aus, in das die Versammlung begeistert einstimmte.

Das Festessen.

Nach der öffentlichen Versammlung vereinigten sich am Nachmittag mehr als 500 Teilnehmer zu einem Festessen im Palmensaale der Flora. Den Hintergrund der Tische, an denen der Vorstand der Kolonialgesellschaft sowie der Kolonialabteilung Köln mit den Ehrengästen Platz genommen, zierten der Reichsadler und das kölnische Wappen, von reichem Flaggenschmuck umrahmt. Nach dem ersten Gange erhob sich Fürst zu Wied und feierte unsern Kaiser in ungefähr folgenden Worten:

Die Vertreter aller Gauen Deutschlands sind hierher geströmt, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, Wißmann zu feiern und für unsere junge schöne Sache einzutreten. Was ist natürlicher, als daß wir alle unseres jugendlichen thatkräftigen Kaisers gedenken, der eben in

[1]) Auch die Rede des Herrn Konsul Vohsen wird in erweiterter Form in einer Broschüre erscheinen, auf welche wir unsere Leser besonders aufmerksam machen, da sie interessantes statistisches Material bringen wird. D. R.

die Nordsee hinaus zu befreundeten Herrschern gefahren. Wir sehen ihn, wie er selbst einmal vor dem brandenburgischen Landtage erzählte, auf der Wandeltreppe seines Schiffes mit berechtigtem Stolze die Schiffe betrachtend, die Zeugnis ablegen von Deutschlands Größe und Macht. Wir sehen ihn auch in unserm Geiste auf der Wandeltreppe seines Schiffes unter dem Sternenhimmel und gedankenvoll hinausblicken in die Zukunft, nach dem fernen Horizont, den festen Willen, für sein Land und seine Regierung unter stetem Aufblick zum Himmel das Beste zu suchen. Wir sehen ihn hinausfahren zu befreundeten Herrschern, um dort Vertrauen zu säen und für sein Volk Frieden zu ernten. (Lebhafter Beifall.) Wir vertrauen unserm Kaiser, wir haben nur einen Gedanken ihm gegenüber, das Gefühl des felsenfesten Vertrauens für alle Zukunft, das Gefühl der unwandelbaren Liebe und Treue. Ihm geben wir Ausdruck, indem wir rufen: Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser lebe hoch!

Begeistert erscholl der Huldigungsruf und in hellen Tönen erbrauste „Heil dir im Siegeskranz".

Oberstaatsanwalt Hamm feierte den Helden, dem das Fest galt. Wißmann wollte keine Triumphe haben. Was uns Deutschen das Sympathischste sei, das ziere Wißmann: Besonnenheit, Sicherheit und Kühnheit im Handeln und Bescheidenheit. Als Wißmann im vorigen Jahr hier gewesen, habe er gesagt, es werde sein größter Stolz einmal sein, Afrika durchquert zu haben, ohne einen Schuß gethan zu haben, während ein anderer „Afrika-Durchquerer" sehr viele Schüsse gethan habe. Wir hätten die Genugthuung, daß der Letztere, um zur Küste zu gelangen, durch deutsches Gebiet habe ziehen müssen. Wir feierten jetzt gerade das Jahresgedächtnis der Erstürmung von Pangani, also das erste Jahr unserer kolonialen Erfolge. Zwar sei nicht alles erreicht worden, was wir hofften; viel mehr aber, als wir von Major v. Wißmann erwartet hätten; dafür gebühre Letzterem der Dank des deutschen Volkes. (Lebhafter Beifall.)

Major Liebert dankte für die Wißmann erzeigte Ehrenbezeugung, versicherte, daß Wißmann nur durch Krankheit verhindert sei, und fügte dem hinzu: Ich habe noch mehr auf dem Herzen. Nachdem ich heute Morgen die Thaten Wißmanns verherrlicht, liegt mir noch ob, zweier anderer Deutschafrikaner zu gedenken, Emin Pascha und Dr. Peters. (Lebhafter Beifall.) Wir Deutsche sind noch ein junges Kolonialvolk und haben überall in dieser Richtung zu lernen. Eines aber haben wir immer, die richtigen Männer auf dem richtigen Fleck. (Beifall.) In dieser Beziehung soll uns keine Nation überflügeln. (Lebhafter Beifall.) Ich habe die Ehre gehabt, mit Emin Pascha zu verkehren, und habe ihn achten und lieben gelernt. Ich brauche ihn nicht zu loben. Sie kennen ihn und seine Werke und seine Thaten, die er 15 Jahre hindurch auf schwerem Posten geleistet. Wenn der bekannte angloamerikanische Reklamenheld (stürmischer, anhaltender Beifall), der Forscher geworden ist, weil ihm unbegrenzte Mittel zu Gebote gestanden, während solche Emin Pascha nicht im geringsten hatte, Emin Paschas Charakter zu beleidigen sucht, so richtet der Betreffende vor den Augen richtig denkender Männer sich selbst. Wir Deutsche haben ein Urteil darüber, ob der Mann richtig handelt, der 15 Jahre seine Tagebücher redlich geführt und diese nicht in die Welt hinausgiebt, sondern wieder mit ins Innere von Afrika nimmt, nur weil sie ihm nicht genug gefeilt erscheinen, oder jener Mann, der vorher seine Reiseberichte schreibt. (Stürmischer Beifall.) Die zweite Person ist die des Dr. Peters. Von ihm gilt das Wort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." (Lebhafter Beifall.) Es ist uns, seinen Freunden, nicht immer leicht geworden, ihm die Steine aus dem Wege zu räumen, so sehr wurde von allen Seiten gedonnert und gewettert und er schlecht gemacht. Jetzt haben wir Ursache, uns dessen zu freuen; denn er hat unser Vertrauen in der Weise gerechtfertigt, daß wir sagen können: Er ist doch ein bedeutender, ein großer Mann. Setzen Sie zu seiner That jene des Angloamerikaners. Mit 12 Soldaten und 40 Trägern hat Dr. Peters die entsetzlichsten Strapazen überwunden. Wie viele hätten den Löffel weggelegt und wären umgekehrt. Lesen Sie den wundervollen Brief, den er aus dem Innern Afrikas geschrieben. In seiner linken Flanke sieht er das mächtige Reich Uganda, von Parteien zerrissen. Mit wenigen Soldaten zieht er in das Reich, stiftet Frieden, schließt günstige Verträge ab und kehrt zur Küste zurück. Nur hat er nicht gedacht, daß diese Verträge jetzt nicht mehr alle gültig sein werden. Das wird ihn in unseren Augen nicht herabsetzen. Wenn Dr. Peters zurückkehrt, wollen wir ihn feiern als den großen Deutschen, den großen Deutschafrikaner. (Lebhafter Beifall.) Beide Männer, Emin Pascha und Dr. Peters, sie leben hoch!

In jubelnder Begeisterung huldigten die Vertreter aller Gaue Deutschlands den beiden Helden. Es sprachen sodann noch die Herren Staatsminister Dr. Hofmann, Oberlandesgerichtspräsident Struckmann und der frühere kaufmännische Beirat Wißmanns Eugen Wolf. Abends durchwogte die durch Damen und Freunde vervielfältigte Versammlung unter festlichen Klängen die glänzend erleuchteten Räume der Flora und das schöne Fest endete in der harmonischsten Stimmung.

Deutsche Welt-Hegemonie.[1])

Eine Stimme in der Wüste.

Der deutsch-englische Vertrag vom Juni 1890 ist zweifellos ein neuer Beweis dafür, daß unsere Regierung nicht nach einer Weltmachtstellung als Seemacht und Welthandels macht strebt. Der Vertrag schränkt unsern nationalen „Chauvinismus" in dieser Hinsicht auf absehbare Zeit so fest und gründlich ein, wie möglich. In Europa beherrscht England ohnehin die See und den Welthandel und wo wir uns nun Kolonialbesitz gesichert haben in Ost- und in Westafrika, da haben wir diejenigen Plätze, welche dort die Seestellung und den Welthandel beherrschen, den Engländern gelassen (Walfischbay) oder ihnen erst jetzt abgetreten (Sansibar).

Aber sollten wir dies denn beklagen? — Ich will die „Chauvinisten" unter uns Kolonialpolitikern nicht schelten. Ich bin sogar mit ihnen der Ansicht, daß die Frage der Welt-Hegemonie sich mehr und mehr von dem kleinen Felde des europäischen Großmachts-Wettstreits auf das erdumfassende der überseeischen Politik hinüberwälzt. Aber werden denn Seemacht- und Welthandelsstellung hierfür maßgebend bleiben? Wird wohl diejenige Nation die Geistesherrschaft über den Erdkreis ausüben, welche die Packträgergeschäfte, das Rechnungswesen und die Polizeidienste besorgt, oder vielmehr die, welche die Kulturaufgaben der Menschheit löst und sich zu diesem Ende von befreundeten Nationen in den Packträger- und Polizeidiensten unterstützen läßt?

Schon oft habe ich Gelegenheit genommen, auf das Wünschenswerte unseres engen Zusammengehens mit dem britischen Weltreiche hinzuweisen; jetzt scheint mir dies nötiger denn je. Nicht auf die Unterschiede, die uns von unseren Stammesbrüder trennen, sondern auf das, was uns in gemeinsamer Kultur mit ihnen verbindet, sollten wir sehen.

Nicht den Vertrag mit England finde ich Grund zu beklagen, sondern vielmehr nur die verzagte, pessimistische Stimmung, welche gegenwärtig sich in unseren Kolonialkreisen geltend macht. Denn diese zeigt, wie eng und kleinlich noch der Sinn mancher unserer Freunde und Genossen ist. Erweitere man doch ein wenig seinen kulturellen Gesichtskreis und erhebe sich über den Kirchturmshorizont des scheelsüchtigen Nationalismus. Möge jeder beherzigen, was vor kurzem der Pariser Astronom Flammarion in seinem geistreichen Aufsatze „L'oeil nouveau" sagte:

„Auf einer der geringsten der zahllosen Welten, auf einem Fleckchen des grenzenlosen Raumes, mit einem Horizont, so eng wie das Gehäuse einer Raupe, leben wir, Geschöpfe eines Augenblick, nichts wissend, nichts sehend, und doch uns einbildend, die Natur zu kennen und sie zu beherrschen. — Ja! dem Astronomen muß es wünschenswert erscheinen, daß die Häupter der Völker, die Gesetzgeber und Staatsmänner, sich die Himmelskarte anschauten und sich in den Stand setzten, sie zu verstehen. Diese ruhige Betrachtung wäre wohl der Menschheit nützlicher als viele Kongresse und Parlamentsreden. Wüßte man, wie klein unsere Erde ist, man würde vielleicht aufhören, sie in Fetzen zu zerreißen! es würde dann Friede in der Welt herrschen, der soziale Wohlstand an die Stelle des verderblichen Militarismus treten, und die politische Feindschaft der Völker würde wegfallen. — Doch dem photographischen Auge wird sich noch manches Geheimnis des Himmels enthüllen, bevor des Menschen Auge Weisheit sehen wird im Rat der Völker."

Diese Anschauungsweise entbindet freilich uns nicht von der Pflicht, nach Kräften für das Gedeihen unserer nationalen Kultur zu sorgen und zu arbeiten. Aber betrachten wir den englischen Vertrag einmal von diesem etwas höheren Standpunkt als dem heute geltenden! Haben wir durch diesen Vertrag unsere nationale Zukunft mehr geschädigt — oder mehr gesichert? — Mir scheint letzteres! — Hat denn wohl jemals unser Heil in einem Kampfe mit England um die Macht im Seewesen und im Welthandel gelegen? — Niemals! — Haben wir nicht Englands Macht in beider Hinsicht stets zu unserem Vorteil ausgebeutet? Ist dies unseren hanseatischen Kaufleuten nicht von jeher meisterhaft gelungen? Haben wir nicht auf der Weltausstellung in Australien bedeutende Erfolge erzielt? — Sollten wir nicht auch in Sansibar England die Last vieler Vorteile für uns tragen lassen können? Und kann es sich denn für das geistige Kultur-

[1]) Die nachfolgenden Gedanken des Herrn Dr. Hübbe-Schleiden werden manchem Leser überraschend kommen und seine Kritik herausfordern, aber wir meinen, daß sie, als von einem unserer ersten Kolonialpolitiker herstammend, Beachtung verdienen, auch wenn man die Voraussetzungen nicht gelten lassen will. D. R.

übergewicht unter den Völkern um die äußere Organisation des Weltwirtschaftsverkehres handeln? — Sicherlich nicht! Nur maßgebende Kulturleistungen von bleibendem Werte können solche Welthegemonie begründen. Hierfür aber scheint wohl kein Volk so günstig gestellt zu sein, wie das deutsche.

Die Kulturaufgabe jedoch, zu der das deutsche Volk mehr denn irgend ein anderes unter der Menschheit berufen ist (abgesehen von Philosophie, Wissenschaft und innerer Organisation), ist nicht Welthandel, nicht Seemacht, sondern die Lösung der allerschwierigsten, weitesttragenden und zugleich wirtschaftlich einträglichsten Kulturfrage, die Kultivation der Naturvölker und Naturländer.

England hat sich dieser Aufgabe bisher nicht gewachsen gezeigt. Unsere näheren Stammverwandten aber, die Holländer, haben vor zwei Menschenaltern großartiges in dieser Kulturarbeit geleistet. Daß wir Deutschen nun mit großem Organisationstalent und ebenso vieler Geduld wie Schneidigkeit zur rechten Zeit, selbst bei nur wenig Mitteln, mehr als andere Völker fertig bringen, haben u. a. wieder Wißmanns glänzende Erfolge bewiesen. Wie wir aber in dem angedeuteten Sinne unser Ostafrika zu einem Deutsch-Äthiopien machen könnten, darüber habe ich meine Ansicht schon im Jahrgang 1887 der „Kolonialzeitung" in den Aufsätzen über das „Vertragsystem" geäußert. Wird man erst an die Erfüllung dieser Aufgabe herantreten, so werden bald Berufenere mit besseren Vorschlägen hervortreten; und um sie auszuführen, findet sich gewiß der rechte Mann zur rechten Zeit!

Dieser neue Vertrag mit England weist uns in der handgreiflichsten Weise wieder hin auf diese unsere wichtigste Weltaufgabe: die Kulturerziehung der Naturvölker.

In Ostafrika bietet uns die Konsolidirung unserer Herrschaft für die Durchführung dieser Kulturaufgabe wesentliche Vorteile. Wir gewinnen dadurch wenigstens die Aussicht, vollständiger als bisher unser Gebiet beherrschen zu können, einschließlich der Küste. Die Erwerbung Helgolands aber mag sonst für Deutschland irgend welche Vorteile haben oder nicht, für unsere kolonialen Bestrebungen hat sie jedenfalls den Wert, daß sie selbst das blödeste Auge deutscher Philister auf den nationalen Nutzen überseeischer Politik aufmerksam macht. Beute man doch diesen Vorteil aus für diese unsere Kulturaufgabe!

Nur wenn dieser Vertrag nicht in der richtigen Weise ausgenützt würde, hier daheim und ganz besonders draußen, würde er für uns einen Rückschritt in unserer nationalen Entfaltung bedeuten; nicht aber so, daß wir durch ihn in unserer Kulturentwickelung geschädigt worden wären, sondern nur so, daß er ein bleibendes Armutszeugnis würde für die praktische Unfähigkeit unserer nationalen Geisteskraft. — Dies befürchte ich keineswegs! Aber nur kulturelle Leistungen von bleibendem Werte für die Menschheit führen unter deren Rassen und Völkern zur Welt-Hegemonie.

Hübbe-Schleiden.

Im dunkelsten Afrika.[1])

Die zivilisirte Welt ist soeben zum vierten Male in den Besitz eines großen Werkes des berühmten Reisenden gelangt, und die Kritiken darüber haben bereits einen großen Raum in den Tagesblättern eingenommen, welche nicht müde werden konnten, die stupende Leistung der Reise zu bewundern, und dasjenige, was bereits durch die früher veröffentlichten Berichte bekannt geworden war, noch einmal in vollster Ausführlichkeit ihren Lesern vorzutragen. Wir können davon absehen. Es ist sicher, daß der Marsch durch den Kongowald eine ganz hervorragende Leistung ist, aber ebenso sicher, daß mit dieser Expedition die Reihe der großen Expeditionen überhaupt abschließen wird. Denn der Verlust an Menschenleben war ein so ungeheurer, daß kein zivilisirter Staat ferner die Verantwortung tragen wird, seine Unterthanen, und gehörten sie selbst zu einer verächtlichen Klasse von Sansibariten, jemals wieder einem solchen Unternehmen zu liefern. Zur Entschuldigung soll allerdings angeführt werden, daß Stanley einen humanitären Zweck im Auge hatte, den er mit allen Mitteln auszuführen bestrebt war, aber man wird bei der Lektüre des übrigens spannend, wenn auch gelegentlich weitschweifig geschriebenen Buches den Gedanken nicht los, daß Stanley die Kongoroute vornehmlich deshalb gewählt hat, weil die zu durchreisende Gegend noch durchaus unbekannt war. Die Route, welche er für den Rückmarsch vorschlug, hätte er ebenso gut, da ernsthafte Gründe dagegen nicht vorlagen, auf dem Hinmarsch wählen können; es ist übrigens dieselbe, welche seiner Zeit, ehe der Aufstand in Ostafrika ausgebrochen war, auch Wißmann vorschlug. Mit seiner gewaltigen Karawane würde er sicher nicht nur in Uganda die christlichen Missionen haben schützen, sondern auch vielleicht Emin Pascha soweit helfen können, daß die Äquatorialprovinz der Kultur erhalten blieb, während sie jetzt infolge der ungenügenden Hilfeleistung den Mahdisten überliefert worden ist. Man bedenke nur, daß es sowohl den von Mombas ausgehenden Karawanen, als dem die ungleich schwierigere, ganz unbekannte Tanaroute wählenden Dr. Peters gelungen ist, mit ungleich geringeren Mitteln und Verlust von wenig Menschenmaterial bis nahe an die Station Emin Paschas zu kommen, und wird dann einsehen, daß Stanley trotz seines nicht unbezweifelt humanitären Vorgehens ein für einen so erfahrenen Afrikareisenden, wie er ist, nicht unverdienter Vorwurf trifft.

Was aber der humanitären Endzweck anbetrifft, der allein mit dem in der Geschichte der Afrikaforschung ganz beispiellosen Verluste an Menschenleben aussöhnen kann, so ist heute wohl alle Welt darüber einig, daß Stanley sich im Grunde herzlich wenig um Emin Pascha gekümmert hat, sondern mehr die politischen Zwecke im Auge hatte. Als er aber sah, daß seine Diplomatie vor Emin Pascha Schiffbruch litte, daß derselbe weder für den König Leopold noch für England zu haben war, da kehrte er vollends eine sehr ungemütliche Seite seines Wesens heraus, nur darauf bedacht, den widerwilligen Emin Pascha mit sanfter Gewalt aus Äquatoria fortzuführen. Er war ihm, je mehr er einsah, daß Emin Pascha sich nicht an seinen Triumphwagen spannen lassen wollte, schließlich eine vollends gleichgültige Persönlichkeit geworden, obwohl er sich gelegentlich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht entziehen konnte, ebensowenig wie Jephson, der deshalb auch gelegentlich „Eminist" genannt wird.

Emin Pascha hatte die Vorschläge politischer Natur, welche Stanley ihm machte, abgewiesen und sich bereit erklärt, falls seine Leute mitgingen, Stanley nach dem Viktoria Nyanza zu begleiten, als die bessere und bei weitem die vernünftigste Lösung der Schwierigkeit. Obwohl Stanley dem Pascha bereits damals vorwarf, daß er nicht auf ihn gewartet habe, so verzeichnete er doch an diesem Tage in seinem Tagebuch die bei weitem beste Charakteristik über Emin, sicher noch unter dem Eindruck der Unterredung und der Hoffnung, daß Emin ihn bald begleiten würde.

„Seine Fähigkeiten, Tüchtigkeit und Brauchbarkeit für die eigentümliche Stellung, in welche er versetzt war, ergeben sich aus der Art und Weise, wie er es möglich möglich machte, seine Truppen zu bekleiden. Unter den uns aufgenötigen Geschenken befanden sich Stücke von Baumwollenstoff, die seine Leute selbst gewebt hatten, grob, aber fest, sowie Pantoffeln und Schuhe von seinem eigenen Schuhmacher. Das Aussehen seiner Dampfer und Böte nach der langen Dienstzeit, die Herstellung des für die Maschinen geeigneten Öls, eines Mischung aus Sesamöl und Talg, die ausgezeichneten sanitären Einrichtungen, die Sauberkeit und Ordnung der unter seinem Befehl stehenden Stationen, die regelmäßig ohne Widerspruch erfolgende Zahlung des Getreidetributs seitens seiner Negerunterthanen zweimal im Jahre, alles das dient dazu, um seinen eigenartigen Charakter zu kennzeichnen und zu beweisen, daß er Talente besitzt, wie man sie bei denen, die Afrika zu ihrem Arbeitsfelde erwählen, nur selten findet. Bei dem Bemühen, ihn zu beurteilen, lasse ich im Geiste Hunderte von Offizieren vorüberziehen, welche am Nil und Kongo gedient haben, aber ich kenne nur wenige, welche ihm in einer seiner wertvollen Eigenschaften gleichkommen würden. Abgesehen von seinen sprachlichen Kenntnissen ist er Naturforscher, etwas Botaniker, und was ihn als Arzt anbetrifft, so glaube ich wohl, daß 20—30 Jahre eines abenteuerlichen Lebens, wie er es geführt hat, ihm seltene Gelegenheiten geboten haben, um in diesem Beruf klug und geschickt zu werden. Die von ihm gebrauchten Worte gehen über das hinaus, was zu einem allgemeinen Gespräch erforderlich ist, und ließen mich auch seine Gewandtheit im Englischen erkennen, das bei seiner sonoren Stimme und gemessenen Sprechweise ungeachtet des fremden Accents sehr angenehm klang. Ich fand ihn über die Fragen der in Zeitungen und Zeitschriften behandelten Politik sehr gut unterrichtet, gleichviel, von welchem Lande wir sprachen. Sein Benehmen ist sehr höflich und entgegenkommend, vielleicht etwas zu zeremoniös für Zentralafrika, aber höchst geziemend für einen Gouverneur, und gerade so, wie man es von einem Beamten in solcher Stellung, der sich seiner schweren Verantwortlichkeit bewußt ist, erwarten kann. Fleißige Arbeit scheint für ihn ein wichtiges Lebensbedürfnis zu sein. Er ist ein Muster anstrengender, geduldiger Arbeit. Kaum war das Lager aufgeschlagen, so machte er sich schon daran, nach methodischer Weise in der Einrichtung Ordnung herzustellen. Sein Tisch und Stuhl haben ihren bestimmten Platz, auf dem Tische befinden sich die Tagebücher, auf einem passenden Postament die Aneroidbarometer, im Schatten sind die Thermometer und Psychrometer in gehöriger Weise aufgestellt, so daß die Luft sie ordentlich bestreichen kann. Die Tagebücher sind Wunder von Zierlichkeit und ohne Kleckse, die Schrift ist mikroskopisch klein, als ob er einen Preis für Akkuratesse, Sparsamkeit, Zierlichkeit und Treue erzielen wollte."

Aber diese günstige Stimmung hielt nicht lange vor. Die Rebellion durchkreuzte Emin Paschas und Stanleys Verfügungen; während Stanley mit aller Macht aus dem Lande, für welches er nicht das geringste Interesse hatte, fortzukommen suchte, zögerte Emin, dem das Land und seine Bewohner aus Herz gewachsen waren, in einer Stanley ganz unverständlichen Weise mit dem Aufbruche. Die Gründe ehren Emin im höchsten Grade. Es läßt sich eben kein schärferer Gegensatz als zwischen den Naturen Stanleys und Emins denken. Man lese nur folgende Stelle aus dem Tagebuche, datirt vom 1. März 1889, wobei der Ausdruck „eckig im Charakter" wohl jedem Leser, der sich von Stanleys Natur einen Begriff machen kann, ein Lächeln abnötigen würde.

[1]) Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneur der Äquatorialprovinz. Von H. M. Stanley. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Pascha befindet sich als Naturforscher und Meteorologe in seinem eigensten Element. Er gehörte der Schule Schweinfurths und Holubs an; seine Liebe zur Wissenschaft grenzt an Fanatismus. Während unserer täglichen Plaudereien habe ich auszufinden versucht, ob er Christ, Moslem, Jude oder Heide ist, und ich mutmaße fast, daß er nichts weiter ist als Materialist. Wer kann sagen, weshalb Jünger der Wissenschaft, obwohl außerordentlich liebenswürdig im geselligen Verkehr, doch so eckig an Charakter sind? Nach meiner Analyse ihrer Natur muß ich beim Vergleich mit dem Charakter von Leuten, die mehr Christen als Gelehrte sind, mit jener eine gewisse Härte oder eigentlich Mangel an Zartgefühl in Verbindung bringen. Ihre Natur scheint mir etwas unsympathisch, nur kühler Freundschaft fähig und gegen wärmere menschliche Gefühle erkältend gleichgültig zu sein. Am besten kann ich ausdrücken, wie ich es meine, wenn ich sage, daß sie meiner Ansicht nach mehr Liebe zu dem gebleichten Schädel oder dem häßlichen Knochengerippe eines Menschen hegen, als zu dem, was göttlich im menschlichen Wesen ist. Wenn jemand von der manchem als allein beachtenswert geltenden innern Schönheit spricht, sind sie geneigt, zu gähnen und mit einem entschuldigenden, mitleidigen Lächeln zu antworten. Sie scheinen einem andeuten zu wollen, daß sie den ganzen Körper durch und durch studirt haben und es nur Zeitverschwendung wäre, über etwas zu diskutiren, das nur in der Einbildung besteht.

Und weiter schreibt Stanley am 6. März:

Die Beschäftigung des „Sammelns" scheint ihn außerordentlich glücklich zu machen. Ich habe den Sansibariten deshalb befohlen, jedes seltsame Insekt, jeden Vogel und jedes Reptil ihm zu bringen. Wir erhalten unsern Lohn dadurch, daß wir ihn glücklich sehen. Jeden Morgen streift sein Schreiber Radjab umher, um jedes geflügelte Geschöpf der Luft zu erlegen; er bringt seine Opfer seinem Herrn, der das tote Objekt liebkosend streichelt und dann kaltblütig den Befehl giebt, es abzuhäuten. Abends sehen wir es mit Baumwolle ausgestopft hängen, und nach einem oder zwei Tagen wird es als Schatz für das britische Museum eingepackt! Es kommt mir so vor, als ob diese „Sammler" eine seltene Rasse seien. Schweinfurth kochte einmal in Monbuttu die Köpfe der Erschlagenen, um die Schädel für das Berliner Museum zu präpariren; Emin Pascha beabsichtigt, dasselbe zu thun, falls wir Kampf mit den Wanjoro bekommen sollten. Ich bemerkte ihm, die Idee sei schauderhaft, möglicherweise würden die Sansibariten sich dem widersetzen, worauf er lächelnd sagte: „Alles der Wissenschaft wegen."

Diese wenigen Sätze sprechen mehr als lange Abhandlungen; sie zeigen den schroffen Gegensatz zwischen dem Entdeckungsreisenden, der in der Erreichung eines Punktes und dessen annähernder kartographischer Festlegung das zu erstrebende Ziel sieht, und dem sammelnden, auch das Kleinste nicht aus den Augen verlierenden Forscher, der von innen heraus seine Welt sich erbeut. Stanley ist abgeschmackt genug, immer wieder auf die wissenschaftliche Bedeutung Emins anzuspielen, aber bisweilen kommt es doch wie eine Erkenntnis über ihn und ein Ton wärmerer Empfindung bricht durch, so z. B. in folgenden Worten aus dem Kapitel „Emin Pascha, eine Studie":

Die Tugenden und edlen Bestrebungen, wegen welcher wir den Mann in strengster Gerechtigkeit loben müssen, sind ebenso groß und rühmlich für ihn, wie diejenigen, welche wir ihm nicht zusprechen können. Jeder Mensch, der um des Guten willen danach strebt, das, was in ihm liegt, zu thun, um die süße Anerkennung des Gewissens zu verdienen, wird mit einer glücklichen Gleichgültigkeit gegen alles übrige gewappnet; darin liegt das Verdienst des Paschas, und sie war es, welche uns seine Gesellschaft so angenehm machte, als die Notwendigkeit gewaltsamen Handelns aufhörte, ihn zu ärgern. Wir haben von seinem Charakter mehr durch sein Wesen als durch Worte erfahren. Das melancholische Kopfschütteln, das Heben der Hand, der ruhige, gemessene Ernst der Züge, das Aufschlagen der Augen und das unbedeutende Achselzucken schienen uns zu sagen: „Was nützt das? Ihr seht, ich bin resignirt. Ich bin ein Feind von Gewaltthätigkeit, unterlaßt sie. Weshalb sie zwingen? Sie sollten sicherlich während dieser vielen Jahre gesehen haben, daß ich nur ihr Bestes will. Wenn sie mich nicht wollen, soll ich mich und meine Ideen ihnen dann gegen ihren Willen aufdrängen?" So viel gab er zwar niemals zu, doch stand es uns frei, uns die Symptome nach unserer Auffassung zu erklären. Wahrscheinlich haben die Thatsache, daß er sich beständig und liebevoll gewissen die Erweiterung der Wissenschaft bezweckenden Beschäftigungen widmet, und sein geschwächtes Augenlicht ihn untauglich gemacht zur Ausübung der ernsteren Pflichten, welche, wie es uns schien, die Verhältnisse seines Wirkungskreises erheischten. Allein man kann es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er wissenschaftliche Studien mehr liebte, als die Regierungspflichten, oder daß sein Geschmack ihn den Wert des Titels eines Doctor Medicinae höher schätzen ließen als den Rang eines Paschas, oder daß er sich in die Gefahr begab, in einem Katarakte das Augenlicht ganz zu verlieren. Wenn er ein Buch 5 cm vor seinen Augen halten mußte, um lesen zu können, war es ihm physisch unmöglich, einem Menschen die Stimmung aus dem Gesichte abzulesen und zu beurteilen, ob dessen Blick Zorn sprühte, oder Treue wiederspiegelte. Welche Ansicht wir aber auch darüber gehabt haben mögen, was hätte geschehen müssen, jedenfalls haben wir stets hohe Achtung vor ihm gehabt. Man kann nicht umhin, ihn zu bewundern, wenn man sieht, wie er in einem Augenblicke, wo sein eigenes Schicksal auf schwankender Wage liegt, jede Gelegenheit benutzt, um seinen Vorrat von Seemuscheln und tropischen Pflanzen zu vermehren, wie er eifrig um den Besitz eines seltenen Vogels ohne Rücksicht auf dessen Farbe und Schönheit sich bemüht, und mit demselben Interesse eine neue Rattenart prüft, wie er die Messungen eines Menschenschädels vornimmt. Wenn ihm ein großer Abendfalter, ein seltener Käfer oder ein Typhlops (Blödaugenschlange) gebracht wird, vergißt er sofort das Kriegsgericht, welches das Urteil über ihn abgeben soll, und es scheint ihm vollständig gleichgültig zu sein, ob er von seinen Soldaten erschossen, oder auf sein Feldbett geschnallt als Beute dem Khalifen von Chartum zugeführt werden soll. Wenn man alles dies hört und ihn zu verstehen beginnt, wird man, mag man sich auch über diese seltsamen Grillen der menschlichen Natur wundern, doch sich bewußt, daß der Mann jedes Opfer unsererseits würdig ist.

Wenn Stanley schon in ruhigen Momenten Emin Paschas Natur kaum verstehen kann, obwohl er sich auf seine Menschenkenntnis ungeheuer viel zu gut thut, so kann er es am allerwenigsten, wenn er erregt, leidenschaftlich und bitter wird. Er hat offenbar keine Vorstellung, daß sein Benehmen gegen Emin mindestens eine so scharfe Kritik herausfordert, wie Emins angebliche Schwäche und Unentschlossenheit, welche sicher aus der allgemeinen, krankhaften Reizbarkeit abzuleiten ist, die jeden in Afrika Lebenden nach mehr oder minder langem Aufenthalt befällt. Die Europäer, welche lange Jahre in Afrika gelebt haben, sind nicht mehr daran gewöhnt, angefahren zu werden, am allerwenigsten von einem schwadronirenden Wohlthäter mit ungeschlachten Manieren, der bald den Propheten, bald die Vorsehung spielt und darauf nicht wenig eitel ist. Wir haben bis jetzt nur Stanleys einseitige Auffassung über die Ursachen von Emins Zögerung, und es wäre deshalb auf das höchste zu wünschen, daß Emin nunmehr auch seine Tagebücher veröffentlicht damit die Welt ein anderes Bild von der damaligen Lage bekommt. Über Stanley selbst werden sie uns wohl nicht viel neues sagen können; sein Charakter wird jetzt allgemein in der richtigen Weise gewürdigt. Als Reisender wegen seiner tenacity of purpose groß, als Mensch klein. Man kann aber beides nicht von einander trennen, und deshalb macht die Lektüre des Buches keinen sehr erquicklichen Eindruck. Der Verlagsbuchhandlung kann man nur raten, daß sie schleunigst die beiden Bände mit Ausscheidung des grotesken Beiwerkes zu einem zusammenzieht und die Reiseschilderung so für das größere Publikum genießbar macht, denn, wie schon vorher bemerkt, enthält sie viele charakteristische und geographisch bedeutsame Einzelheiten.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Waldenburg. Unter dem Vorsitz des Herrn Generaldirektor Dr. Ritter fand am 30. Mai d. J. eine Sitzung der hiesigen Abteilung statt, in welcher die seit der letzten Sitzung eingegangenen zahlreichen Vorlagen besprochen und erledigt wurden. Der Herr Vorsitzende referirte hierbei eingehend über den derzeitigen Stand der deutschen Kolonialbewegung. Die Zahl der Mitglieder der hiesigen Abteilung ist seit Ende vorigen Jahres von 67 auf 75 gestiegen.

— Abteilung Frankfurt a. O. Am 28. Juni hielt Herr Assessor Michaelis einen Vortrag über „Erlebnisse in Japan" in übersichtlicher, unterrichtender und fesselnder Weise, so daß man von dem vielfach in falscher Beleuchtung dargestellten Volksleben Japans ein anschauliches Bild erhielt. Redner, welcher bekanntlich längere Zeit im Dienste der japanischen Regierung stand, scheint daselbst Land und Leute zum Gegenstande eifrigen Studiums gemacht zu haben. Das ansehnliche Auditorium folgte den ausführlichen Schilderungen mit gespannter Aufmerksamkeit und gab seine Befriedigung zum Schluß durch Beifall zu erkennen.

— Abteilung Greiz. In der am 20. Juni abgehaltenen Versammlung der Abteilung Greiz der Deutschen Kolonialgesellschaft legte der Vorsitzende, Herr Gymnasialdirektor Dr. Zippel, an der Hand des deutsch-englischen Abkommens dar, wie auch in diesem Vertrag wieder England sich seinen Vorteil zu sichern gewußt habe. Deutschland habe nicht nur sehr wertvollen Kolonialbesitz abgetreten, sondern es sei ihm jetzt auch der Weg ins Hinterland vollständig abgeschnitten. Wie bei den früheren Verträgen, so sei auch bei diesem neuen Übereinkommen England der einzige Teil, welcher Nutzen daraus ziehe, denn die Abtretung des für England wertlosen Helgoland wolle wenig bedeuten. Ebenso sei es höchst bedauerlich, daß man nicht wenigstens die Abtretung der Walfischbai an Deutschland zur Bedingung gemacht habe. Die Versammlung stimmte diesen Ausführungen bei und beschloß eine in diesem Sinne abgefaßte Resolution, welche an die Zentralabteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft gerichtet, sowie den anderen Abteilungen zur Kenntnisnahme mitgeteilt werden soll.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Kolonialabteilung.) Die seit dem 1. April d. J. im Auswärtigen Amte gebildete Abteilung wird nach einer Verfügung des Reichskanzlers vom 29. Juni fortan den Namen „Kolonialabteilung" führen; ihre Leitung ist nach Beurlaubung des Geheimen Legationsrats Dr. Krauel, welcher für einen diplomatischen Posten ausersehen ist, dem Geheimen Legationsrat Dr. Kayser als Abteilungsdirigenten übertragen. So weit es sich um die Beziehungen zu auswärtigen Staaten und um die allgemeine Politik handelt, bleibt die Kolonialabteilung dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes unterstellt. In allen eigentlichen Kolonialangelegenheiten dagegen, insbesondere auch in allen organisatorischen Fragen, wird in Zukunft die Kolonialabteilung derartig selbständig unter der Verantwortung des Reichskanzlers fungiren, daß der Abteilungsdirigent dem obersten Chef der Reichsverwaltung unmittelbar die erforderlichen Vorträge erstattet und unter der Bezeichnung „Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung" die von der letzten ausgehenden Schriftstücke selbst bezeichnet. — Wir haben allen Grund, mit dem Wechsel sowohl in der Organisation als in den leitenden Persönlichkeiten zufrieden zu sein.

— (Das deutsch-englische Abkommen), welches am 2. Juli unterzeichnet worden ist, hält in England noch mehr als in Deutschland die öffent-

liche Aufmerksamkeit wach. Im Unterhause veranlaßten am 3. Juli das englisch-deutsche Abkommen über Afrika sowie die Abtretung Helgolands an Deutschland wieder verschiedene Interpellationen an die Regierung, die indes im ganzen genommen, Wiederholungen früherer Anfragen bildeten. Sir James Fergusson, der Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, versprach die baldige Vorlegung der amtlichen Schriftstücke mit Bezug auf die dem Abkommen mit Deutschland vorangegangenen Unterhandlungen und in Beantwortung einer Anfrage Waddys erklärte er, daß das Abkommen zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien völlig im Einklange mit verfassungsmäßigem Brauch geschlossen wurde. Der erste Lord des Schatzamtes, Smith, erklärte auf eine Anfrage Sommers, daß der Gouverneur von Helgoland während der Unterhandlungen für die Abtretung der Insel an Deutschland in England war. Fergusson erklärt ferner, daß die deutsche Regierung bereit sei, gesetzlich erworbene Konzessionen in Damaraland anzuerkennen. In dem Falle Lewis werde aber die Gültigkeit der Hauptkonzession desselben von der deutschen Regierung bestritten, und sei die fragliche Angelegenheit noch unter Erwägung. In der Sitzung am 7. Juli erklärte der erste Lord des Schatzes Smith, die südliche Grenze des Walfischbai-Gebietes sei leider nicht genau definirt, es seien daher zwischen den Behörden des Kaplandes und den deutschen Behörden im Damaralande Erörterungen darüber entstanden, ob eine gewisse Landstrecke, die als Wasserstation für die Straßen von der Küste nach dem Inlande wichtig erscheine, in die Grenze des Walfischbai-Gebietes einbegriffen sei.*) Ein Versuch, die bestehenden Meinungsverschiedenheiten durch eine gemeinsame Kommission zu regeln, sei fehlgeschlagen. Da der englische und der deutsche Kommissar sich nicht geeinigt hätten, seien in dem englisch-deutschen Abkommen Bestimmungen enthalten, um die Angelegenheit einem Schiedsspruche zu unterbreiten. — Das Oberhaus hat die Bill über die Zustimmung Helgolands in erster Lesung angenommen. — Einige Parlamentsmitglieder machen große Anstrengungen, noch mehr in Ostafrika für die englische Regierung zu erhalten, besonders seitdem es den Anschein hat, daß Frankreich für die Zustimmung zur Übernahme des Protektorates Englands über Sansibar Kompensationen, sei es am Niger oder in Madagaskar, verlangte. Die Sache hat eine gewisse Wichtigkeit für uns, weil eventuell dadurch das Hinterland unserer Togokolonie in französischen Besitz kommen kann.

— (Verein für Handelsgeographie und Kolonialpolitik zu Leipzig.) In der am 26. Juni 1890 stattgehabten zahlreich und aus den besten Kreisen der Leipziger Bevölkerung besuchten Versammlung beschloß der Verein einstimmig die nachstehenden von den Herren Professor Hasse, Geheimrat Professor Wislicenus, Dr. Lehr und andern Rednern befürworteten Resolutionen und beauftragte den Vereinsvorstand, dieselben unter ausführlicher Begründung zur Kenntnis des Auswärtigen Amtes und des Reichstags zu bringen. 1. Der Verein hält die Erwerbung Helgolands großer Opfer an kolonialem Besitz wert; 2. Er glaubt aber, daß die Übertragung der wohlerworbenen deutschen Schutzherrschaft über Witu an England einen weitaus zu großen Kaufpreis repräsentirt, weniger wegen der damit verloren gehenden materiellen Interessen, als wegen der Einbuße von Ehre und Einfluß des Deutschen Reiches; 3. Der Verein hält alle übrigen Abmachungen zwischen Deutschland und England für nachteilig für das erstere und für schädlich für die Zukunft der deutschen kolonialen Entwickelung in Afrika; 4. Insbesondere ist die Preisgabe Sansibars und aller anderen vor Deutschafrika liegenden Inseln zu verwerfen, da sie „Zusammengehöriges" zerreißt und Deutschostafrika in Abhängigkeit von England erhält; 5. Nachteiliger als die schlechte Abgrenzung der deutschen Interessensphäre im Nordwesten und Südwesten erscheint die Freigabe des Verkehrs zwischen und auf den Seen, da sie zu einer faktischen Herrschaft Englands führen und eine Quelle vieler künftiger Streitigkeiten werden wird; 6. Wenn der deutsch-englische Vertrag überhaupt ratifizirt werden soll, so erscheint es als selbstverständlich, daß dies nur nach Erledigung der noch schwebenden Streitpunkte geschieht und daß hierbei zum mindesten die Walfischbai und eine der beiden Inseln Sansibar oder Pemba an Deutschland überlassen und daß für die englische Interessensphäre an der Somaliküste eine bestimmte nördliche Grenze festgestellt wird.

— (Die Abtretung der Insel Mafia), der drittgrößten der zum Sultanat Sansibar gehörenden Inseln, scheint das Äußerste zu sein, was unsere Diplomatie vor England hat erreichen können. Als das Abkommen mit England in seinen Grundzügen bekannt geworden war und sich sogleich heraus gestellt hatte, daß eine Vergleichung des deutschen Textes mit dem englischen manche streitige Punkte aufwies, hatten sich die in Ostafrika interessirten Gesellschaften die größte Mühe gegeben, dahin zu wirken, daß wenigstens Pemba oder Mafia an Deutschland abgetreten würde. Pemba ist die reichere von den beiden, welche an und für sich recht ungesund sind, da sie viele Sümpfe und niedrige Stellen, wahre Brutstätten von Miasmen, aufweisen. Außerdem besitzen sie keine Häfen, keine Städte oder irgendwie bedeutende Niederlassungen und sind wegen der Korallenriffe schwer anzufahren. Aber die Pflanzenwelt entfaltet hier eine wo möglich noch größere Üppigkeit als auf Sansibar selbst, welches, wie die Pflanzer zu ihrem Schaden erfahren haben für den Anbau von Tabak und Kaffee nur wenig guten Boden hat. Mafia war stets ein besonders beliebter Stapelplatz für die Sklavenhändler, und die englischen Blaubücher wissen oft genug von gefährlichen Expeditionen der Marinesoldaten zu erzählen. Das Protektorat über Mafia wird uns auch in dieser Hinsicht noch manche Erfahrungen machen lassen. Die Lage der Insel zur Küste und ihren Häfen ist ungünstiger als die von Sansibar und Pemba, aber für später ist die Insel, welche gewissermaßen den Süden deckt, sicher von Wert.

— (Die Vertreter aller Mächte) haben, mit Ausnahme desjenigen der Niederlande, die Generalakte der Antisklaverei-Konferenz, sowie eine Zusatzerklärung bezüglich der Kongozölle am 2. Juli unterzeichnet. Der niederländischen Regierung ist zur Beitrittserklärung zu den Beschlüssen der Konferenz eine 6monatliche Frist bewilligt worden. — Wir werden eingehend auf die Generalakte der Konferenz noch zu sprechen kommen.

— (Aus Ostafrika.) Der „Reichsanzeiger" brachte in seinem nichtamtlichen Teil folgende Mitteilung: „Die vielfach in der Presse aufgetauchten Vermutungen, daß mit der Verwirklichung des deutsch-englischen Abkommens die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geschädigt werde, sind unzutreffend. Der Gesellschaft wird die Aufgabe zufallen, sobald die Hoheit des Sultans von Sansibar über den Küstenstrich und die Insel Mafia auf das deutsche Reich übergegangen sein wird, das Gebiet unbehindert von fremdem Einfluß zu kolonisiren. Die Regierung, welche wirtschaftliche Unternehmungen ins Leben zu rufen und zu leiten nicht als eine ihr obliegende Aufgabe betrachten darf, legt Wert darauf, daß die Ostafrikanische Gesellschaft, welche mit ihren Einrichtungen zur Betreibung von Handel und Landwirtschaft an der Küste bereits begonnen hat, diese nicht nur erhält, sondern auch nach Möglichkeit weiter ausbreitet. Die Regierung wird die Gesellschaft in diesen Beziehungen nach Kräften unterstützen." — Der Araber Mohamed Kassim, welcher im Jahre 1886 den deutschen Kaufmann Giesecke in der Nähe von Tabora ermordete, ist von dem stellvertretenden Reichskommissar für Ostafrika vor ein Kriegsgericht gestellt und nach erfolgter Verurteilung mit dem Tode bestraft worden. — Der Irländer Stokes, welcher in deutsche Dienste getreten ist, soll Mitte Juli mit einer 2000 Mann starken Expedition, der ein deutscher Offizier beigegeben wird, nach Unyamwesi aufbrechen. — Dr. Peters befand sich nach den letzten Berichten in Usagara. — Der Missions- und Heidenbote, das Organ der Neukirchner Missionsgesellschaft, erklärt, daß die Mission, obwohl Witu unter englischen Schutz gestellt sei, auch unter den veränderten Verhältnissen nicht ablassen werde, unter den Pokomo fortzuarbeiten. — Der Häuptling Mandara von Moschi hat, wie uns Herr Ehlers, der sich am Anfang Juni noch in Sansibar befand, von wo er nach Indien und Neu-Guinea abreisen wollte, schreibt, in seinem Lande die Sklaverei aufgehoben.

— (Deutschland, wach' auf!) Unter diesem Titel ist ein Aufruf durch die Presse gegangen, unterzeichnet von Dr. A. Fick, Zürich, (der den Lesern der Kolonialzeitung durch seine früheren Arbeiten in derselben bekannt ist), in welchem dazu aufgefordert wird, in Massenbittschriften an den deutschen Reichstag zu appelliren, und es unumwunden auszusprechen, daß der deutsch-englische Vertrag die helle Verzweiflung in Tausenden geweckt habe. Die Schlußsätze des Aufrufes lauten: „Wer kann ein Volk von 50 Millionen, das seine beste Kraft dem Kriegsdienste weiht, das jährlich über eine halbe Milliarde für Kriegswesen ausgiebt, wer kann ein solches Volk daran hindern, einen Vertrag zu zerreißen, der offenkundig dazu dienen soll, die kommenden Geschlechter um ihr Erbteil am Planeten zu betrügen?! Wahrlich, zu groß wären unsere Opfer an Blut und Geld, wenn unsere militärische Macht uns nicht einmal die Möglichkeit verschaffte, unser gutes Recht auch da geltend zu machen, wo es die hohe Genehmigung der Engländer nicht findet. Wir sind bereit, auf den Ruf unseres Kaisers in Reih' und Glied zu treten und uns stumm und gehorsam den feindlichen Geschossen entgegen führen zu lassen, aber wir können auch dafür verlangen, daß uns ein Preis zufalle, der des Opfers wert ist, und dieser Preis ist: einem Herrenvolk anzugehören, das seinen Anteil an der Welt sich selber nimmt und nicht von der Gnade und dem Wohlwollen eines anderen Volkes zu empfangen sucht."

— (Aus Südwestafrika.) Dr. Goering, der Reichskommissar für Südwestafrika, hat in Usap unter dem 25. März und dem 1. April zwei Verordnungen erlassen, wonach die Einfuhr und der Handel mit Waffen und Munition, sowie der Handel mit Spirituosen nur gegen Lizenzscheine gestattet ist. Zuwiderhandlungen werden im ersteren Falle mit Geldstrafen bis zu 1000 Mark, im letzteren Falle mit solchen bis zu 500 Mark bestraft. — Hauptmann v. François hat seine schon erwähnte Forschungsreise nach dem Ngamisee bereits im Januar angetreten mit 3 Mann von der Schutztruppe, 2 Bastards, 4 Berg-Damara und 3 Namas. Östlich vom Nosobgebiet fand er den Boden meist sandig, Kalkstein, Quarz und Schiefer traten häufig zu Tage. Seinem Berichte nach sind die Wasserverhältnisse auch in der Regenzeit so ungünstig, daß der Reisende für das Leben seiner Ochsen besorgt war. Der von Norden kommende Okawangifluß hatte gar kein Wasser und der Ngamisee einen niedrigen Stand. Der vom Wasser befreite thonige Boden des Sees war mit üppigem Grase bestanden. Die Bevölkerung ist denkbar gering. Wohnplätze finden sich nur im Nosob- und im Iwasthal (Amraal-Hottentotten) so wie im Ngamigebiet (Betschuanen). Dazwischen wohnen zerstreut im ersteren Gebiete Berg-Damara und Buschleute, in letzterem ein dem zentralafrikanischen Zwergvolk ähnliches Buschvolk (die sogenannten Saan). Die Europäer blieben alle gesund. Die farbigen Begleiter aber erkrankten sämtlich im Ngamigebiet am Fieber. Die Tsetsefliege schadet den Ochsen nichts, tötete aber die Pferde. Hauptmann v. François kehrte Ende März nach Damaraland zurück, traf dort auf seinen Bruder mit 42 Leuten der Schutztruppe und rückte mit dieser zusammen am 6. April in Rehoboth ein, wo sie, von den Bastards aufs freundlichste aufgenommen wurden; 200 Bewaffnete bildeten außerhalb des Ortes Spalier. — Leutnant v. François war am 5. März mit 42 Begleitern nach Otyimbingue aufgebrochen, dann nach Okahandya marschirt, und von Maharero in freundschaftlicher Weise empfangen worden. — Hauptmann v. François beabsichtigte anfangs Juli mit der Truppe in Stärke von 2 Offizieren, 38 Mann und 6 Wagen das östliche Damaragebiet zu bereisen.

— (Eine Expedition), welche von der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft gebildet wurde, um eine Straße nach Maschonaland anzulegen und die Goldfelder in diesem Distrikt auszubeuten, hat am 25. Juni ihre Reise angetreten.

*) Eine genaue Karte über diese Grenzansprüche hat der zweite Band des „Kolonialen Jahrbuches" (Carl Heymanns Verlag Berlin) gebracht.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 16. Berlin, 26. Juli 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: An die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Von der deutschen Emin Pascha-Expedition. — Die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Köln. Von Dr. Bokemeyer. — Das deutsch-britische Abkommen. (Mit zwei Karten.) — Die koloniale Lage. — Der große Süden IV. — Die Karte von Stanleys neuestem Werk. Von A. W. Schleicher. — Schilderungen aus Kamerun. Von Georg Valdau. (Schluß.) — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek.

An die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Nachdem die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft am 30. Juni und 1. Juli in Köln in befriedigendster Weise stattgefunden hat, kann ich nicht umhin, auf diesem Wege allen Mitgliedern unserer Gesellschaft mein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß ich durch ein plötzliches Unwohlsein, an dem ich noch mehrere Wochen zu leiden hatte, verhindert worden bin, an derselben teilzunehmen. So sehr ich dies bedauerte, so gereicht es mir doch andererseits zur großen Genugthuung, aus den Berichten über die Verhandlungen entnehmen zu dürfen, daß in den meisten und wichtigsten Fragen, die besprochen worden sind, eine erfreuliche Übereinstimmung der Ansichten zu konstatiren war. Es ist dies gewiß dem allseitigen Bestreben zu verdanken, in möglichster Einheitlichkeit der Arbeit obzuliegen, der sich unsere Gesellschaft widmet.

Ganz besonders möchte ich rühmend hervorheben, daß von seiten der Abteilungen die vorgeschlagenen Abänderungen unserer Satzungen so willfährige Aufnahme fanden. Ich bin überzeugt, daß durch Annahme derselben eine richtige Gestaltung des Verhältnisses zwischen den Abteilungen und der Zentralleitung herbeigeführt werden wird. So dringend ich es wünsche, daß stets ein reges, frisches Leben die Abteilungen beseelen möchte, und von ihnen häufig die Initiative zu neuen Aufgaben ergriffen wird, so ist es doch andererseits notwendig, daß, um große Resultate zu erzielen, in allen wichtigen Dingen die Einheitlichkeit der Leitung aufrecht erhalten bleibt.

Wenn wir auch hoffen dürfen, daß durch die beschlossene Statutenänderung der richtige Ausdruck für das gegenseitige Verhalten von Zentralinstanz und Abteilungen gefunden worden ist, so kann der Buchstabe der Satzungen doch nicht allein die sichere Gewähr hiefür bieten, wenn nicht alle Mitglieder unserer Gesellschaft von dem Geiste der Eintracht beseelt sind. In der Kölner Versammlung aber hat dieser Geist in so überzeugender Weise geherrscht, daß ich die freudige Zuversicht daraus schöpfe, es werden auch in Zukunft alle Meinungsverschiedenheiten im Schoße der Gesellschaft eine friedliche Ausgleichung finden.

Eine nicht geringe Schwierigkeit für die Kölner Versammlung lag in der Beurteilung des deutsch-englischen Abkommens.

Es war ja nicht möglich, sich zu diesem für die künftige Entwicklung der Kolonialsache hochbedeutsamen Vertrage stillschweigend zu verhalten, es mußte Stellung dazu genommen werden. So verschieden die Auffassungen hierüber gewesen zu sein scheinen, so ist es doch dank dem Bemühen einsichtiger und patriotischer Männer gelungen, den Empfindungen der Kolonialgesellschaft einen Ausdruck zu geben, welcher sich allgemeiner Zustimmung zu erfreuen hatte. Mit dem Inhalt der gefaßten Resolution kann ich mich vollkommen einverstanden erklären, zumal in derselben in nicht mißzuverstehender Weise dem Bedauern darüber Ausdruck geliehen wird, daß die Hoffnungen, welche wir hinsichtlich der Abgrenzung deutscher Schutzgebiete in berechtigter Weise hegten, nicht haben in Erfüllung gehen können.

Welche Gründe die Reichsregierung veranlaßt haben, den englischen Wünschen in so weitgehender Weise entgegenzukommen, vermögen wir, ohne die gesamte politische Situation zu überblicken, nicht zu beurteilen.

Nachdem der Vertrag abgeschlossen ist und nicht zu bezweifeln sein dürfte, daß sowohl das englische Parlament als auch der deutsche Reichstag demselben ihre Zustimmung erteilen werden, soweit sie verfassungsmäßig diesen gesetzgebenden Faktoren zusteht, so müssen wir uns die Frage vorlegen, welche Haltung künftig unsere Gesellschaft einzunehmen hat.

Es entspricht sicherlich nicht der uns gestellten Aufgabe, in ohnmächtigen Klagen sich zu ergehen, das Verlorene zu bedauern und thatenlos der ferneren Entwickelung unserer Kolonialpolitik zuzusehen.

So schmerzlich es für uns alle sein muß, so manche gehegte Hoffnung aufgeben zu müssen, so müssen wir uns doch vor Augen halten, daß weite Gebiete in Ost- und Westafrika deutscher kultureller Arbeit harren, und daß wir nicht lässig die Hände in den Schoß legen dürfen. Wir müssen vielmehr mit Aufbietung unserer ganzen Energie die Aufgabe zu erfüllen suchen, die Deutschland gestellt ist. Wir müssen der Welt und namentlich den Engländern beweisen, daß die deutsche Nation befähigt ist, auch unter ungünstigen Verhältnissen der großen zivilisatorischen Aufgabe, die wir übernommen haben, gerecht zu werden, indem wir uns an der Kolonisation überseeischer Gebiete beteiligen. Wir dürfen uns nicht dem Gespötte unserer Nachbarnationen aussetzen, indem wir mißmutig die Flinte ins Korn werfen, weil nur ein Teil des von uns Gewünschten in Erfüllung gegangen ist.

Jetzt handelt es sich darum, die uns fest zugewiesenen afrikanischen Gebiete der Kultur entgegen zu führen. Um dies mit Erfolg erfüllen zu können, ist es vor allem notwendig, daß wir eine genaue Kenntnis der Länder erlangen. Wir sind bis jetzt noch sehr ungenügend unterrichtet über weite Länderstrecken sowohl in Ost- als auch in Westafrika, die der deutschen Schutzherrschaft unterstellt sind. Wir müssen die geeignetsten Verkehrsverbindungen untersuchen, die Schiffbarkeit der Flüsse, die Anlage von Straßen feststellen, uns darüber klar werden, wo feste Stationen zu errichten sind, die als Stützpunkte für größere Niederlassungen dienen.

Es wird die Aufgabe unserer Gesellschaft sein, im Einverständnis mit den beteiligten kolonialen Erwerbsgesellschaften, durch Absendung von besonderen Expeditionen in die noch nicht durchforschten Teile der deutschen Schutz- und Interessengebiete die wirtschaftliche Erschließung und die kulturelle Entwicklung dieser Länder sowie die Ansiedelung deutscher Auswanderer an den dazu geeigneten Plätzen wirksam vorzubereiten und zu fördern.

Um diese großen zivilisatorischen Aufgaben erfüllen zu können, bedürfen wir aber reichlicher pekuniärer Mittel. Eine lebhaftere Be-

teiligung des Publikums an unserer Gesellschaft und eine Verminderung der Ausgaben für die Presse, könnten es uns ermöglichen, diesem praktischen Kolonisationswerk gerecht zu werden. Damit soll aber nicht ausgesprochen sein, daß die übrigen Aufgaben unserer Gesellschaft ganz bei Seite gelegt werden.

Die Herstellung von guten für das große Publikum brauchbaren Karten unserer Schutzgebiete, wie dies in den letzten Jahren zum Teil schon zur Ausführung gebracht worden ist, trägt sicherlich zur bessern Kenntnis derselben bei und sollte auch künftig weitergeführt werden.

Die Arbeiten des Auskunftsbüreaus für Auswanderer sollten nicht eingeengt werden. Sie werden mit der Zeit, wenn es unseren Bemühungen gelingt, eine gesetzliche Regelung der Auswanderung herbeizuführen, der großen Masse der Auswanderer von erheblichem Nutzen sein. Die Kenntnis über die für deutsche Auswanderer geeignetsten Länder wird durch die zahlreich einlaufenden Berichte und durch das Studium der betreffenden überseeischen Gebiete eine immer größere und sicherere, auf Grund deren zuverlässige Ratschläge den Auswanderern gegeben werden können.

Ich möchte den Gedanken, der in unseren Satzungen Ausdruck gefunden hat, nicht aufgeben, daß unsere Gesellschaft den Mittelpunkt bilden soll für alle kolonialen Bestrebungen. Mit Genugthuung kann ich konstatiren, daß fast alle diejenigen, welche irgend ein koloniales Unternehmen in Angriff nehmen wollten, sich in erster Linie an unsere Gesellschaft um Rat oder Unterstützung gewandt haben.

Wenn wir die Beteiligten nicht immer, so wie sie hofften, beschieden haben, so lag der Grund öfters darin, daß gar zu abenteuerliche Pläne an uns herantraten, vielfach aber auch in der Neuheit und Unerfahrenheit mit der wir selbstverständlich zu kämpfen haben.

Unsere Hauptaufgabe wird aber jetzt immer bleiben müssen, unsere Kräfte möglichst auf die Durchführung der praktischen Kolonisation unserer Schutzgebiete zu richten. Dies wird aber nur möglich sein, wenn wir uns der kräftigsten Unterstützung von seiten der Reichsregierung und des Reichstages zu erfreuen haben.

Die staatliche Sicherstellung der uns zugewiesenen Gebiete und die Garantie, daß von seiten des Reichs für Gesetzlichkeit und Ordnung gesorgt werden wird, lassen uns allein hoffen, daß das Kapital sich reichlicher an der Durchführung einer geeigneten Kolonisation der weiten Länderstrecken beteiligen wird.

Ich glaube mit Vorstehendem dargethan zu haben, daß der Kolonialgesellschaft auch unter den jetzigen Verhältnissen ein reiches Feld der Thätigkeit offen steht und würde mich freuen, wenn meine Ansichten im großen Ganzen die Zustimmung der verehrlichen Mitglieder unserer Gesellschaft finden könnten.

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Am 18. Juli sind Herr Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann in guter Gesundheit in Sansibar eingetroffen und wir werden vielleicht bald in der Lage sein, über die letzten Märsche der Expedition berichten zu können. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hatte, sobald die ersten Nachrichten von der Ankunft des Herrn Dr. Peters an der Küste vorlagen, dem mutigen Reisenden folgenden telegraphischen Glückwunsch geschickt:

Dem kühnen Vorkämpfer für Zivilisation sendet herzlichsten Glückwunsch zur frohen Heimkehr von schwieriger und glänzend durchgeführter Expedition. Kolonialgesellschaft. Hohenlohe.

Hauptversammlung zu Köln.

Dem Bericht in Nr. 15 der Zeitung haben wir noch einiges nachzutragen. Im Anschluß an den Jahresbericht wurde von dem Sekretär der Handelskammer zu Köln, Herrn Dr. R. van der Borght, auf die Mißstände hingewiesen, welche durch die Royal Niger Company mit Vergewaltigung der Kongoakte auf dem Niger herbeigeführt sind, sowie auf den Fall Hönigsberg, wegen dessen die deutsche Regierung bei der englischen Beschwerde erhoben; zugleich wurde dem Vorstande eine schriftliche Interpellation überreicht, die folgenden Wortlaut hat:

1. Ist dem Vorstande bekannt, welche Schritte seitens der Reichsregierung in neuerer Zeit gegen die fortgesetzte Verletzung der Niger-Schiffahrtsakte vom 26. Februar 1885 durch die Royal Niger Company geschehen sind, und welchen Erfolg diese Schritte gehabt haben?
2. Ist etwas Wahres an dem in letzter Zeit in den öffentlichen Blättern auftauchenden Gerücht, daß die Freiheit des Handels und der Schiffahrt auf dem Niger zu Gunsten Englands fallen gelassen werden soll?
3. Welche Kenntnis hat der Vorstand von dem jetzigen Stande der Angelegenheit des Kaufmanns Hönigsberg, und ist Aussicht vorhanden, daß dem Genannten für den erlittenen Schaden ein ausreichender Ersatz in kürzester Frist gewährt werden wird?

Vom Generalsekretär, Herrn Dr. Bokemeyer, wurde in der Beantwortung der Interpellation darauf hingewiesen, daß die Angelegenheit durch die Erklärungen der deutschen Regierung im Reichstage vom Oktober 1889 klargestellt und danach ein befriedigender Ausgang durch volle Anerkennung der deutschen Beschwerden seitens Englands zu erwarten sei; die Antwort Englands stehe noch aus und verwies Redner auf die Mitteilungen des Jahresberichts (S. 13—15) über den Fall, beziehungsweise auf den diplomatischen Schriftenwechsel im Weißbuch, siebenter Teil, sodaß davon abgesehen werden konnte, materiell näher in die Besprechung der Interpellation einzutreten. Die deutsche Regierung hat der englischen im Oktober v. J. in einer Note der Botschaft in London bestimmt erklären lassen, daß sie die gerügten Mißstände auf dem Niger als bewiesene Thatsachen ansehe und hoffe, daß die königlich großbritannische Regierung nicht weiter mit ihrem Einschreiten zögern werde. Auch hat die deutsche Regierung die Rechtmäßigkeit der dem Kaufmann Hönigsberg zuzubilligenden Entschädigungen in der beregten Note ausdrücklich anerkannt; es heißt an der betreffenden Stelle: „Die nach dem Gutachten des kaiserlichen Kommissars dem Kaufmann Hönigsberg zuzubilligenden Entschädigungen bleiben hinter den Forderungen desselben um mehr als die Hälfte zurück und sind nach Ansicht meiner hohen Regierung als niedrige und bescheidene zu betrachten. Eine baldige Berichtigung derselben würde daher nur einem Gebote der Gerechtigkeit entsprechen."

Nach dieser entschiedenen Stellungnahme der deutschen Regierung zur Sache durfte von der englischen erwartet werden, daß

1. die Zollsperre und die Gewaltthätigkeit der Royal Niger Company gegen die Bestimmungen der Niger-Schiffahrts-Akte nunmehr rasch beseitigt wurden und
2. Kaufmann Hönigsberg mindestens in dem von der deutschen Regierung geforderten Umfange der als niedrig und bescheiden bemessenen Entschädigung unverzüglich befriedigt wurde; die von der Regierung geforderte Summe betrug gegen 6143 Lstrl.

Dieser Erwartung gab man sich vor allem in kolonialen Kreisen hin, die der Angelegenheit von vornherein besondere Beachtung geschenkt hatten, und dies war auch noch die von der Kolonialgesellschaft vertretene Anschauung zur Zeit der Hauptversammlung. Leider stellt sich nun inzwischen und während der Abfassung dieses Berichtes durch die jetzt bekannt gewordene Antwort Englands auf die oben erwähnte Note heraus, daß die Angelegenheit in ein ganz neues, höchst überraschendes Stadium getreten ist. Zwar ist uns nur derjenige Teil der Antwort bekannt, welcher sich auf die Forderungen aus dem Fall Hönigsberg bezieht, es genügt das aber, um auch alle Hoffnung auf die Wiederherstellung der Schiffahrtsfreiheit auf dem Niger als nutzlos aufzugeben.

Nachdem die englische Regierung schon vor einiger Zeit Hönigsberg hatte anbieten lassen, daß er nach dem Niger zurückkehren (er war von der „Company" des Landes verwiesen) und frei Handel treiben könne, falls er auf eine Geldentschädigung von seiten der Royal Niger Company verzichte, und dieses Angebot von dem Geschädigten unter Zustimmung der deutschen Regierung abgelehnt worden war, hat nun neuerdings die englische Regierung zu dem früheren Gebot der freien Rückkehr eine Geldentschädigung in Höhe von 500 Pfund oder ca. 8 Prozent der niedrig und bescheiden bemessenen Forderung der deutschen Regierung zu leisten sich bereit erklärt. Diese Mitteilung ist dem Kaufmann Hönigsberg am 14. Juli d. J. durch das Auswärtige Amt in Berlin schriftlich mitgeteilt worden, unter dem Hinzufügen, daß er sich wegen dieses Angebots direkt mit der Royal Niger Company ins Einvernehmen setzen möchte. Die letztere Bemerkung könnte leicht zu dem Schlusse verleiten, daß man diesen Beschwerdefall nicht als eine Angelegenheit der Regierungen weiter ansehen möchte, was wir jedoch für ausgeschlossen halten, weil wir glauben, daß dem deutschen Bürger auch England gegenüber der Schutz der heimischen Regierung zur Seite steht.

Eine Erklärung für die von aller Erwartung soweit abweichende Handlungsweise der englischen Regierung kann nur in dem parlamentarischen System derselben gefunden werden; alle bisher in der Sache englischerseits erfolgten Äußerungen lassen deutlich erkennen, daß die englische Regierung, entgegen der deutschen, nicht der freien Entschließung folgt, nicht allein von sachlichen Erwägungen sich leiten

läßt, sondern daß sie unter dem Drucke steht, welcher auf sie durch die einflußreichen und mächtigen der Leitung der Royal Niger Company nahestehenden Kreise ausgeübt wird.

Gründe der kontinentalen Politik mögen es nicht zulassen, daß die deutsche Regierung ihren Beschwerden gegen die Anmaßung der englischen Gesellschaft anderen Nachdruck leihen kann, als durch Entsendung eines Kommissars, der die Beschwerden gerechtfertigt findet, und durch den Austausch einiger Noten. Wie es den Anschein hat, wird von der deutschen Regierung auf ein Entgegenkommen Englands gerechnet. Wenn man aber bedenkt, daß die Schulden Hönigsbergs aus seinem durch die Royal Niger Company verursachten Ruin über 100 000 Mark betragen und er heute von der Gnade seiner Freunde leben muß, die ihn in seinem Unglück stützen, alles Dinge, die der englischen Regierung bekannt sind, so bedarf es nach dem beleidigenden Angebot von 500 Lstrl. keines weiteren Beweises dafür, daß das Prestige des deutschen Handels von dem englischen guten Willen unabhängig gestellt werden muß.

Von dem Beschwerdefall Hönigsberg, dessen Ausgang jetzt gar nicht annähernd zu bestimmen ist, kann man auch auf eine Nachgiebigkeit deutscherseits in der Angelegenheit der Schiffahrt und des Handels auf dem Niger mit ziemlicher Sicherheit schließen; jedenfalls wäre es thöricht, etwas anderes noch zu hoffen. In dem bisherigen Zustande der Gewaltthätigkeit und der Rechtsverletzung auf dem Niger hat sich nichts geändert, da die Niger Company recht wohl weiß, daß niemand Ernst machen wird, um ihr mit festeren als papiereuen Mitteln das Handwerk zu legen, und ihre eigene Regierung ohnmächtig ist, anderes als sie will zu gebieten. Und da dieser Zustand heute möglich ist, trotzdem die internationale Kongoakte die freie Schiffahrt und den freien Handel auf dem Niger gewährleistet, so wird eine Änderung erst recht dann nicht zu erwarten sein, sobald die Zollfreiheit auf dem Kongo, wie es die Signaturmächte der Kongoakte außer Holland anstreben, gefallen sein wird. Damit würde auf dem Niger eben das Rechtens, wogegen wir jetzt noch wiewohl vergeblich zu kämpfen haben.

Wir geben unter schmerzlichen Empfindungen die Hoffnung auf, daß uns der freie Zugang zu dem Hinterlande von Kamerun auf dem Niger und Benuë in Zukunft gesichert wird, wie wir anderseits die Ansicht nicht teilen, daß darin für uns kein großer Verlust liegen soll, weil uns der Zugang von der Landseite, von der Küste von Kamerun in das Innere bleibt, der dem augenblicklichen Bedürfnisse der deutschen Interessenten der Küste genügt.

Diese wenigen Bemerkungen glaubten wir unsern Mitgliedern im Anschlusse an die mitgeteilte Interpellation schuldig zu sein, und fahren nunmehr in dem ergänzenden Bericht über die Hauptversammlung fort.

Zu Vertrauensmännern zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten des laufenden Jahres sind einstimmig wieder gewählt worden die Herren: Bankdirektor Konsul Wallich, Bankier Natorp, Kaufmann Kistenmacher, Dr. Pfaff, Chemiker, Kunstverlagshändler Gruuert.

Die vom Vorstande vorgeschlagenen Satzungsänderungen wie dieselben in Nr. 13 der Deutschen Kolonialzeitung veröffentlicht worden sind, sind mit ganz geringen Abweichungen angenommen. Der Antrag der Abteilung München unter h war zu Gunsten des Antrags der Abteilung Hannover unter g zurückgezogen worden; die übrigen Anträge unter a bis g gelangten mit einigen in der Sitzung vom 30. Juni vom Vorstande beschlossenen redaktionellen Abänderungen einstimmig zur Annahme. Die Satzungen sind durch diese Änderungen in einzelnen Abschnitten wesentlich anders geworden, so daß wir sie wie sie sich jetzt gestaltet haben, in einer besonderen Beilage abdrucken. Die beschlossenen Änderungen sind durch den Druck hervorgehoben.

Nachdem der Antrag (unter f) auf Vermehrung der Zahl der durch die Hauptversammlung zu wählenden Mitglieder des Vorstandes von 25 auf 50 angenommen war, wurde vom Herrn Vorsitzenden die Vorschlagsliste verlesen, welche der Hauptversammlung vom Vorstande zur Annahme empfohlen wird und statt 25 Namen 26 enthält, da für den im März dieses Jahres ausgetretenen Herrn Direktor Cornelius in Berlin eine Neuwahl vorzunehmen war. Auf Antrag des Herrn Baumann (Frankfurt a. M.) wurden durch Zuruf, gemäß dem Vorschlage des Vorstandes, einstimmig folgende 26 Herren in den Vorstand gewählt:

Regierungs-Assessor Angerer, Potsdam; Prinz von Arenberg, Rittmeister à la suite der Armee und Legationssekretär a. D., Berlin; Generalkonsul der argentinischen Republik H. Alb. de Bary, Antwerpen; Landesrat a. D. Fritzen, Düsseldorf; Andr. von Grand Ry, Rittergutsbesitzer und Reichstagsabgeordneter, Eupen b. Koblenz; Reichsgraf und Marquis von und zu Hoensbroech, Erbmarschall im Herzogtum Geldern, Schloß Haag bei Geldern; Graf von Hompesch, königlicher Kammerherr und Rittergutsbesitzer, Schloß Rurich bei Görrenzig; Graf Hahn-Neuhaus, Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Heinrich von Preußen, Darmstadt; Ober-Postdirektor Heindorf, Frankfurt a. d. O.; Reichstagsabgeordneter Major a. D., Rittergutsbesitzer Freiherr von Hoiningen-Huene, Berlin; Oberstaatsanwalt Hamm, Mitglied des Staatsrates, Köln; Geheimer Kommerzienrat A. von Heimendahl, Krefeld; Landrat z. D. Jansen, Burtscheid bei Aachen; Fürst Karl Fugger-Babenhausen, Augsburg; Regierungsrat von Kuebel-Doeberitz, Berlin; Wirklicher Geheimer Rat von Kusserow, Exzellenz, Hamburg; Major Liebert, Berlin; Professor Maenß, Magdeburg; Direktor Dr. Mehnert, Dresden; Reichstagsabgeordneter, Rechtsanwalt und Konsistorialrat Dr. jur. Porsch, Breslau; Professor Dr. Supan, Gotha; Wirklicher Geheimer Ober-Justizrat Dr. Struckmann, Köln; Königlicher Senatspräsident am Oberlandsgericht Dr. Ritter von Staudinger, München; Geheimer Kommerzienrat und Reichstagsabgeordneter G. Siegle, Stuttgart; Oberstleutnant a. D. Uhl, Bamberg; Handelskammer-Präsident Zann, Minden i. W.

Von den in der Hauptversammlung gehaltenen Vorträgen ist im früheren Bericht derjenige des Herrn Ministerialdirektors Sachse, der zum erstenmale übersichtlich die bisher getroffenen Post- und Telegrapheneinrichtungen in unsern Schutzgebieten anschaulich machte, im Wortlaut wiedergegeben. Von der wortgetreuen Wiedergabe des sachlich höchst interessanten Vortrags des Herrn Dr. Friedrichs, der voraussichtlich in einem rechtswissenschaftlichen Fachblatte zum Abdruck kommen oder als besondere Broschüre erscheinen wird, können wir aus diesem Grunde absehen, dagegen werden wir später die Mitteilungen über den Vortrag des Herrn Dr. Hindorf über Neuguinea vervollständigen.

Nachdem der Herr Vorsitzende noch Nürnberg als Ort der nächsten Hauptversammlung vorgeschlagen und diesem Vorschlage mit der Maßgabe zugestimmt worden war, daß, im Falle es notwendig sein sollte, der Vorstand nach eigenem Ermessen einen anderen Ort bestimmen könne, wird die Sitzung der ordentlichen Hauptversammlung geschlossen.

Dr. Bokemeyer, Generalsekretär.

Über die öffentliche Versammlung und das Festessen am 1. Juli ist in Nr. 13 der Zeitung erschöpfend berichtet worden, nur teilen wir noch einige charakteristische Trinksprüche mit. Herr Oberstaatsanwalt Hamm feierte Herrn Major v. Wißmann in folgenden Worten:

„Meine Herren! Im alten Rom wurden den Heerführern, die aus den Kämpfen mit fremden Völkern als Sieger heimkehrten, Triumphe bewilligt. Unser deutscher, aus Afrika heimkehrender Sieger ist zu der Feier, die wir hier ohne Triumph in der einfachsten Weise veranstaltet haben, trotz aller unserer Bitten ausgeblieben.

Es ist das ein bezeichnender Zug für unseren Wißmann, der nach deutscher Heldenart besser Siege zu erkämpfen, als sich ihrer zu rühmen versteht.

Als Wißmann vor seiner so ruhm- und erfolgreichen Expedition in Ostafrika im Jahre 1888 an der ersten Antisklaverei-Versammlung im Gürzenich teilnahm und wir mit ihm von seinen berühmten Afrikareisen sprachen, da meinte er, er betrachte es nicht als einen Ruhm, daß er Afrika zweimal durchquert habe, sondern daß er dies gethan, ohne einen Schuß zu thun.

Jetzt hat Wißmann mit den Waffen in der Hand als Heerführer des Deutschen Reichs den Aufstand in Ostafrika niedergeworfen, damit den Sklavenhandel an der Küste und weit ins Innere unterdrückt und der christlichen Kultur den Weg in das Herz des deutschen Erdteils eröffnet. Gerade in diesen Tagen ist der Jahrestag seines heldenhaften Sturmes auf Pangani.

Aber auch hier, wo er schießen und kämpfen mußte, sahen wir, wie er nach erkämpftem Siege vor Allem bemüht ist, die Besiegten für die deutsche Kultur zu gewinnen, Land und Leuten Sicherheit und Ruhe zu bringen. Das, was Wißmann nach den Kämpfen für die Beruhigung des eroberten Landes, für die Sicherung des erkämpften Friedens gethan hat, gehört nicht zu dem geringsten seiner großen Erfolge.

Wir bewundern an Wißmann nicht nur seinen furchtlosen Mut und seine entschlossene Thatkraft, sondern sehen vor allem in ihm ein rechtes Bild männlicher, zielbewußter Tüchtigkeit und einer nie sich und seinen Ruhm, sondern stets seine Aufgabe im Auge behaltenden Pflichttreue, wie solche echt deutsch und ganz besonders die erprobte Art deutscher Soldaten ist.

So lange Deutschland solche Männer sein eigen nennt, wird es seine hohe Geltung, wie überall, so auch in Afrika nicht verlieren und den Ehrenposten an der Spitze aller Völker, die für die Unter-

drückung des Sklavenhandels und für Verbreitung christlicher Kultur in Afrika kämpfen, auf immer behaupten.

Unser ruhmreicher, aber nie ruhmsüchtiger Besieger und Organisator von Ostafrika, der Reichskommissiar Major von Wißmann, er lebe hoch!"

Herr Geh. Reg.-Rat Frhr v. Tucher toastete in etwa folgenden Worten auf Se. Durchlaucht den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg und Se. Exzellenz Herrn Staatsminister v. Hofmann:

Wir seien nach Köln gekommen unter Umständen, wie sie schwieriger, ja kritischer für die deutsche Kolonialsache und für die Stellung und Fortentwickelung unserer Gesellschaft noch nicht da waren. Die Versammlung an ihrem Teil habe sich, wie er glaube, der Lage gewachsen gezeigt. Sie habe ihrer und der hinter ihr stehenden Kreise Anschauung in männlicher und maßvoller Weise Ausdruck gegeben, gleich weit entfernt von zorniger Erregtheit wie von ängstlicher Rücksicht. Dieser erfreuliche Erfolg sei dem Geiste der Einigkeit zu danken, der die Deutsche Kolonialgesellschaft in allen ihren Teilen belebt. Die Pflege dieses Geistes sei in erster Linie das Verdienst unseres hochverehrten Herrn Präsidenten, Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe, und seiner hingebenden, umsichtigen Vereinsleitung, aber auch was die gegenwärtige Tagung anlange, des maßvollen, versöhnlichen Wirkens unseres verehrten Vorsitzenden, Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers v. Hofmann. Beiden Herren gebühre der Dank der Deutschen Kolonialgesellschaft, den die Anwesenden mit einem dreifachen Hoch bekunden wollen.

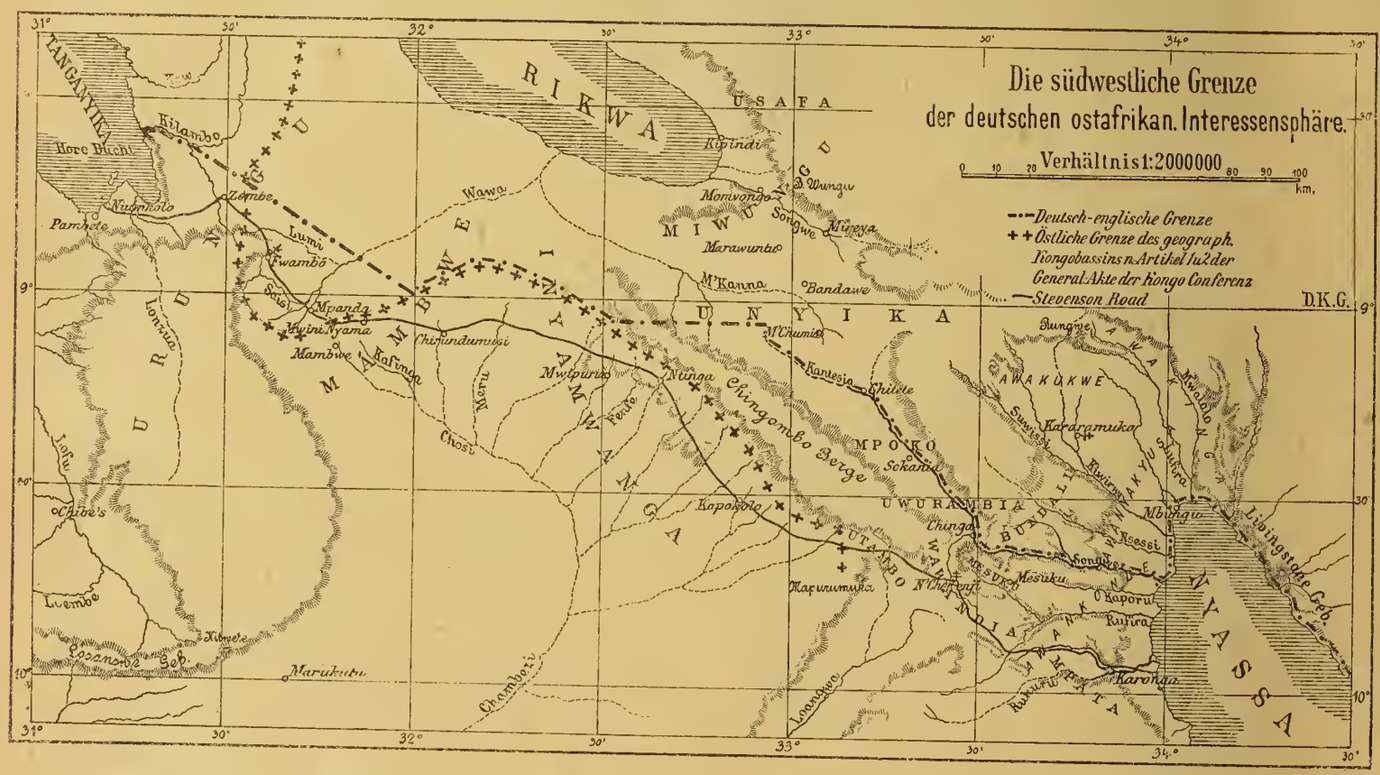
Das deutsch-britische Abkommen.

Das Abkommen Deutschlands und Großbritanniens über die verschiedenen die Kolonialinteressen betreffenden Fragen lautet nach dem Reichs- und Staatsanzeiger, wie folgt:

Die Unterzeichneten: der Reichskanzler, General der Infanterie von Caprivi, der Geheime Legationsrat im Auswärtigen Amt Dr. Krauel, der außerordentliche und bevollmächtigte Botschafter Ihrer Britannischen Majestät Sir Edward Baldwin Malet, der Vorsteher der afrikanischen Abteilung Ihrer Majestät Auswärtigen Amts, Sir Henry Percy Anderson, haben nach Beratung verschiedener die Kolonialinteressen Deutschlands und Großbritanniens betreffender Fragen namens ihrer Regierungen folgendes Abkommen getroffen:

Artikel I. In Ostafrika wird das Gebiet, welches Deutschland zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wird, begrenzt: 1. Im Norden durch eine Linie, welche an der Küste vom Nordufer der Mündung des Umbeflusses ihren Ausgang nimmt und darauf in gerader Richtung zum Jipe-See läuft. Dem Ostufer des Sees entlang und um das Nordufer desselben herumführend, überschreitet die Linie darauf den Fluß Lumi, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden, und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima-Ndscharo, in gerader Linie weiter geführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Nyanzasees, welcher von dem ersten Grad südlicher Breite getroffen wird. Von hier den See auf dem genannten Breitengrade überschreitend, folgt sie dem letzteren bis zur Grenze des Kongostaates, wo sie ihr Ende findet. Es ist indessen Einverständnis darüber vorhanden, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westseite des genannten Sees nicht den Mfumbiroberg umfaßt. Falls sich ergeben sollte, daß dieser Berg südlich des genannten Breitengrades liegt, so soll die Grenzlinie in der Weise gezogen werden, daß sie den Berg von der deutschen Interessensphäre ausschließt, gleichwohl aber zu dem vorher bezeichneten Endpunkte zurückkehrt.

2 Im Süden durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses


Die südwestliche Grenze
der deutschen ostafrikan. Interessensphäre.
Verhältnis 1:2000000
km.
Deutsch-englische Grenze
Östliche Grenze des geograph. Kongobassins n. Artikel 1 u. 2 der General-Akte der Kongo Conferenz
Stevenson Road
D.K.G.
TANGANYIKA
RIKWA
U S A F A
U R U N D I
M I W E R E
U N Y I K A
U K I N G A
U W U R A M B I A
M P O K O
A W A K O K W E
U T A M B O
N D I A N K I A
M A N G A N J A
Kilambo
Nore Bucht
Zombe
Nuhmbo
Pambete
Lumi
Kwambo
Wawa
Ryindi
S. Wungu
Monwongo
Songwe
Mugaya
Marawunte
M'Kanna
Bandawe
Mpanda
Myini Nyama
Mambwe
Kasinga
Chifundumusi
Mwipuru
Ferre
Ghost
M'Chumia
Kantesia
Chitete
Chingombo Berge
Sckanil
Kapopoia
Chinga
Mesuku
Kaporu
Kafira
Karonga
Mburo
Nessi
Sonjoez
Libingstone Geb.
Lofu
Chibe's
Luembe
Kimele
Lozanondo See
Marukutu
Chambezi
Lwanguwe
Kukuru
Kapiri
Lwalo
Kadaramuka
Sunguesi
Kuirira
Rukuru
Sungwe
Lwanda
Lwangwa
Lwangwa
Lwangwa

genannten Ufer des Flusses entlang läuft und mit der Grenze desjenigen Gebiets zusammenfällt, welches dem Einflusse Italiens im Gallalande und in Abyssinien bis zu den Grenzen Ägyptens vorbehalten ist. 3. Im Westen durch den Kongofreistaat und durch die westliche Wasserscheide des oberen Nilbeckens.

Artikel II. Um die in dem vorstehenden Artikel bezeichnete Abgrenzung zur Ausführung zu bringen, zieht Deutschland seine Schutzherrschaft über Witu zu Gunsten von Großbritannien zurück. Großbritannien verpflichtet sich, die Souveränetät des Sultan von Witu über das Gebiet anzuerkennen, welches sich von Kipini bis zu dem im Jahre 1887 als Grenze festgesetzten Punkt gegenüber der Insel von Kweihu erstreckt. Deutschland verzichtet ferner auf seine Schutzherrschaft über die an Witu grenzende Küste bis nach Kismaju und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes nördlich vom Tanaflusse und auf die Inseln Patta und Manda.

Artikel III. In Südwest-Afrika wird das Gebiet, welches Deutschland zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wird, begrenzt: 1. Im Süden durch eine Linie, welche an der Mündung des Oranje-Flusses beginnt und an dem Nordufer des Flusses bis zu dem Punkte hinaufgeht, wo derselbe vom 20. Grad östlicher Länge getroffen wird. 2. Im Osten durch eine Linie, welche von dem vorher genannten Punkte ausgeht und dem 20. Grad östlicher Länge bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 22. Grad südlicher Breite folgt. Die Linie läuft sodann diesem Breitengrade nach Osten entlang bis zu dem Punkte, wo er von dem 21. Grad östlicher Länge getroffen wird, sie führt darauf in nördlicher Richtung den genannten Längengrad bis zu seinem Zusammentreffen mit dem 18. Grad südlicher Breite hinauf, läuft dann in östlicher Richtung diesem Breitengrade entlang, bis er den Tschobefluß erreicht, und setzt sich dann im Thalweg des Hauptlaufes dieses Flusses bis zu dessen Mündung in den Zambesi fort, wo sie ihr Ende findet. Es ist Einverständnis darüber vorhanden, daß Deutschland durch diese Bestimmung von seinem Schutzgebiet aus freien Zugang zum Zambesi mittels eines Landstreifens erhalten soll, welcher an keiner Stelle weniger als 20 englische Meilen breit ist. Das Großbritannien zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehaltene Gebiet wird im Westen und Nordwesten durch die vorher bezeichnete Linie begrenzt. Der N'Gami-See ist in dasselbe eingeschlossen. Der Lauf der vorgedachten Grenze ist im Allgemeinen nach Maßgabe einer Karte wiedergegeben, welche im Jahre 1889 amtlich für die britannische Regierung angefertigt wurde. Die Festsetzung der Südgrenze des britischen Walfischbay-Gebiets wird der Entscheidung durch einen Schiedsspruch vorbehalten, falls nicht innerhalb zweier Jahre von der Unterzeichnung dieses Übereinkommens eine Vereinbarung der Mächte über die Grenze getroffen ist. Beide Mächte sind darüber einverstanden, daß, solange die Erledigung der Grenzfrage schwebt, der Durchmarsch und die Durchfuhr von Gütern durch das streitige Gebiet für die beiderseitigen Unterthanen frei und daß die Behandlung der Letzteren in dem Gebiete in jeder Hinsicht eine gleiche sein soll. Von Durchgangsgütern wird kein Zoll erhoben und bis zur Ordnung der Angelegenheit soll das Gebiet als neutrales betrachtet werden.

Artikel IV. In Westafrika: 1. Die Grenze zwischen dem deutschen Schutzgebiete von Togo und der britischen Goldküsten-Kolonie geht an der Küste von den bei den Verhandlungen der beiderseitigen Kommissare vom 14. und 28. Juli 1886 gesetzten Grenzzeichen aus und erstreckt sich in nördlicher Richtung bis zu dem Parallelkreis 6° 10′ nördlicher Breite. Von hier aus geht sie westlich dem genannten Breitengrade entlang bis zum linken Ufer des Aka-Flusses und steigt hierauf den Thalweg des letzteren bis zu dem Breitenparallel 6° 20′ nördlicher Breite hinauf. Sie läuft sodann auf diesem Breitengrade in westlicher Richtung weiter bis zu dem rechten Ufer des Dschawe- oder Shavoe-Flusses, folgt diesem Ufer dieses Flusses bis zu dem Breitenparallel, welcher durch den Punkt der Einmündung des Deine-Flusses in den Volta bestimmt wird, um dann nach Westen auf dem gedachten Breitengrade bis zum Volta fortgeführt zu werden. Von diesem Punkte an geht sie am linken Ufer des Volta hinauf, bis sie die in dem Abkommen von 1888 vereinbarte neutrale Zone erreicht, welche bei der Einmündung des Dakka-Flusses in den Volta ihren Anfang nimmt. Jede der beiden Mächte verpflichtet sich, unmittelbar nach dem Abschluß dieses Abkommens alle ihre Beamten und Angestellten aus demjenigen Gebiet zurückzuziehen, welches durch die obige Grenzfestsetzung der anderen Macht zugeteilt ist. 2. Nachdem für beide Regierungen glaubhaft nachgewiesen ist, daß sich am Golf von Guinea kein Fluß befindet, welcher dem auf den Karten angegebenen und in dem Abkommen von 1885 erwähnten Rio del Rey entspricht, so ist als vorläufige Grenze zwischen dem deutschen Gebiet von Kamerun und dem angrenzenden britischen Gebiete eine Linie vereinbart worden, die von dem oberen Ende des Rio del Rey-Creeks ausgehend in gerader Richtung zu dem etwa 9° 8′ östlicher Länge gelegenen Punkt läuft, welcher auf der Karte der britischen Admiralität mit „Rapids“ bezeichnet ist.

Artikel V. Es wird vereinbart, daß durch Verträge und Abkommen, welche von oder zu Gunsten einer der beiden Mächte in den Gegenden nördlich vom Benuë getroffen werden, das Recht der anderen Macht, im freien Durchgangsverkehr und ohne Zahlung von Durchgangszöllen nach und von den Ufern des Tschad-Sees Handel zu treiben, nicht beeinträchtigt werden soll. Von allen Verträgen, welche in dem zwischen dem Benuë und Tschad-See belegenen Gebiete geschlossen werden, soll die eine Macht der andren Anzeige erstatten.

Artikel VI. Bei allen in den Artikeln I.—IV. bezeichneten Abgrenzungslinien können Berichtigungen, welche mit Rücksicht auf örtliche Verhältnisse notwendig erscheinen, durch Vereinbarung der beiden Mächte getroffen werden. Insbesondere ist ein Einverständnis darüber

vorhanden, daß bezüglich der in Artikel IV. bezeichneten Grenzen sobald als möglich Kommissare behufs Herbeiführung einer solchen Berichtigung zusammentreten sollen.

Artikel VII. Jede der beiden Mächte übernimmt die Verpflichtung, sich jeglicher Einmischung in diejenige Interessensphäre zu enthalten, welche der anderen durch Artikel I bis IV des gegenwärtigen Übereinkommens zuerkannt ist. Keine Macht wird in der Interessensphäre der anderen Erwerbungen machen, Verträge abschließen, Souveränetätsrechte oder Protektorate übernehmen oder die Ausdehnung des Einflusses der anderen hindern. Es besteht Einverständnis darüber, daß Gesellschaften oder Privatpersonen, welche der einen Macht angehören, die Ausübung von Souveränetätsrechten innerhalb der Interessensphäre der anderen Macht, außer mit Zustimmung der letzteren, nicht zu gestatten ist.

Artikel VIII. Die beiden Mächte verpflichten sich, in allen denjenigen Teilen ihrer Gebiete innerhalb der in der Akte der Berliner Konferenz von 1885 bezeichneten Freihandelszone, auf welche die fünf ersten Artikel der genannten Akte am Tage des gegenwärtigen Abkommens anwendbar sind, die Bestimmungen dieser Artikel in Anwendung zu bringen. Hiernach genießt der Handel vollständige Freiheit; die Schiffahrt auf den Seen, Flüssen und Kanälen und den daran gelegenen Häfen ist frei für beide Flaggen; keine ungleiche Behandlung mit Bezug auf den Transport oder Küstenhandel ist gestattet; Waren jeder Herkunft sollen keine anderen Abgaben zu entrichten haben, als solche, welche unter Ausschluß ungleicher Behandlung, für die zum Nutzen des Handels gemachten Ausgaben erhoben werden mögen; Durchgangszölle dürfen nicht erhoben und keine Monopole oder Handelsbegünstigungen gewährt werden. Den Angehörigen beider Mächte ist die freie Niederlassung in den beiderseitigen Gebieten, soweit dieselben in der Freihandelszone gelegen sind, gestattet. Insbesondere herrscht Einverständnis darüber, daß in Gemäßheit dieser Bestimmungen von jedem Hemmnis und jedem Durchgangszoll frei sein soll der beiderseitige Güterverkehr zwischen dem Nyassa-See und dem Kongostaat, zwischen dem Nyassa- und Tanganyika-See, auf dem Tanganyika-See und zwischen diesem See und der nördlichen Grenze der beiden Sphären.

Artikel IX. Handels- und Bergwerkskonzessionen, sowie Rechte an Grund und Boden, welche Gesellschaften oder Privatpersonen der einen Macht innerhalb der Interessensphäre der andern Macht erworben haben, sollen von der letzteren anerkannt werden, sofern die Gültigkeit derselben genügend dargethan ist. Es herrscht Einverständnis darüber, daß die Konzessionen in Gemäßheit der an Ort und Stelle gültigen Gesetze und Verordnungen ausgeübt werden müssen.

Artikel X. In allen Gebieten Afrikas, welche einer der beiden Mächte gehören oder unter ihrem Einfluß stehen, sollen Missionare beider Länder vollen Schutz genießen; religiöse Duldung und Freiheit für alle Formen des Gottesdienstes und für geistlichen Unterricht werden zugesichert.

Artikel XI. Großbritannien wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um ein freundschaftliches Übereinkommen zu erleichtern, wodurch der Sultan von Sansibar seine auf dem Festland gelegenen und in den vorhandenen Konzessionen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erwähnten Besitzungen nebst Dependenzen, sowie die Insel von Mafia an Deutschland ohne Vorbehalt abtritt. Es herrscht Einverständnis darüber, daß Se. Hoheit gleichzeitig für den aus dieser Abtretung entstehenden Verlust an Einnahmen eine billige Entschädigung erhalten soll. Deutschland verpflichtet sich, die Schutzherrschaft Großbritanniens anzuerkennen über die verbleibenden Besitzungen des Sultans von Sansibar mit Einschluß der Inseln Sansibar und Pemba, sowie über die Besitzungen des Sultans von Witu und das benachbarte Gebiet bis Kismaju, von wo die deutsche Schutzherrschaft zurückgezogen wird. Es herrscht Einverständnis darüber, daß Ihrer Majestät Regierung, falls die Abtretung der deutschen Küste nicht vor der Übernahme der Schutzherrschaft über Sansibar durch Großbritannien stattgefunden hat, bei der Übernahme jener Schutzherrschaft die Verpflichtung übernehmen wird, allen ihren Einfluß aufzuwenden, um den Sultan zu veranlassen, jene Abtretung gegen Gewährung einer billigen Entschädigung so bald als möglich vorzunehmen.

Artikel XII. 1. Vorbehaltlich der Zustimmung des britischen Parlaments wird die Souveränetät über die Insel Helgoland nebst deren Zubehörungen von Ihrer Britischen Majestät an Se. Majestät den Deutschen Kaiser abgetreten. 2. Die Deutsche Regierung wird den aus dem abgetretenen Gebiet herstammenden Personen die Befugnis gewähren, vermöge einer vor dem 1. Januar 1892 von ihnen selbst oder bei minderjährigen Kindern von deren Eltern oder Vormündern abzugebenden Erklärung die britische Staatsangehörigkeit zu wählen. 3. Die aus dem abgetretenen Gebiet herstammenden Personen und ihre vor dem Tage der Unterzeichnung dieser Übereinkunft geborenen Kinder bleiben von der Erfüllung der Wehrpflicht im Kriegsheer und in der Flotte in Deutschland befreit. 4. Die zur Zeit bestehenden heimischen Gesetze und Gewohnheiten bleiben, soweit es möglich ist, unverändert fortbestehen. 5. Die Deutsche Regierung verpflichtet sich, bis zum 1. Januar 1910 den zur Zeit auf dem abgetretenen Gebiet in Geltung befindlichen Zolltarif nicht zu erhöhen. 6. Alle Vermögensrechte, welche Privatpersonen oder bestehende Korporationen der britischen Regierung gegenüber in Helgoland erworben haben, bleiben aufrecht erhalten; die ihnen entsprechenden Verpflichtungen gehen auf Seine Majestät den Deutschen Kaiser über. Unter dem Ausdruck „Vermögensrechte" ist das Signalrecht des Lloyd inbegriffen. 7. Die Rechte der britischen Fischer, bei jeder Witterung zu ankern, Lebensmittel und Wasser einzunehmen, Reparaturen zu machen, die Waren von einem Schiff auf das andere zu laden, Fische zu verkaufen, zu landen und Netze zu trocknen, bleiben unberührt.

Berlin, den 1. Juli 1890.

von Caprivi. R. Krauel. Edward B. Malet. H. Percy Anderson.

Die koloniale Lage.

Die durchaus pessimistische Stimmung über die Zukunft Ostafrikas, welche nach Bekanntwerden des deutsch-englischen Vertrages hier und da in den Kreisen der Kolonialfreunde laut wurde, ist allmählich einer ruhigeren Auffassung gewichen. Einmal hat dazu die anscheinende Unmöglichkeit beigetragen, durch irgend welche Abänderungen ein anderes günstigeres Resultat zu erzielen, dann der Gedanke, daß uns auch in den engeren Grenzen noch für Jahrhunderte ungeheuer viel zu thun bleibt und früher oder später eine andere politische Konstellation in Europa auch unseren Kolonien, sofern ihre Entwickelung besondere Ansprüche bedingt, zu gute kommen kann, vor allem aber die Betrachtung der Notwendigkeit, daß es in unserem eigenen Interesse liege, die Entwicklung Ostafrikas nicht durch übertriebenen Pessimismus zu schädigen. Eine Schädigung unserer Interessen würde aber eintreten, wenn das Kapital abgeschreckt würde, sich weiter an Anlagen in Ostafrika zu beteiligen, und die Auffassung allgemein würde, daß das ganze Heil von Ostafrika in dem Besitze von Sansibar liege. Herr Konsul Bohsen hat bereits auf der Kölner Hauptversammlung die verschiedenen Punkte angedeutet, auf welche es bei der Beurteilung der Lage ankommt; in der nunmehr vorliegenden Broschüre[1]) ist besonders auf ein ganz frappantes Beispiel hingewiesen, wie sehr eine Insel in ihrem handelspolitischen Wert bei zunehmender Entwickelung des Festlandes verliert, — die zur französischen Senegal Kolonie gehörende Insel Gorée. Als die Franzosen anfingen, die Westküste Afrikas ernsthaft durch Tauschhandel zu erschließen, gründeten sie vorzugsweise ihre Niederlagen auf der Insel, welche eine genügend sichere Rhede darbot, während die Landungsplätze an der Küste die denkbar schwierigsten waren, und wo sie ferner gegen die Überfälle der Eingeborenen gesichert zu sein den Vorteil hatten. Als aber die Franzosen das Senegalgebiet weiter nach dem Innern zu unterwarfen, mit den Häuptlingen Verträge abschlossen, und die Produkte in größerem Maße nach der Küste zuströmten, trat langsam eine Dezentralisirung des Handels ein, die an der Küste liegenden Niederlassungen Dakar und Rufisque blühten in dem Maße auf, zumal die französische Regierung auch zur Besserung der Landungsverhältnisse große Anstrengungen machte, wie Gorée zurückging, und es ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo letzteres — obwohl es zum Freihafen gemacht worden ist, um mit der Küste rivalisiren zu können — als Handelsplatz jede Bedeutung verloren und nur noch als Sanatorium dienen dürfte. Es ist allerdings ein gewaltiger Unterschied zwischen der großen Insel Sansibar mit ihrer Nelkenkultur, einer blühenden kapital- und volkreichen Handelsstadt, dem Sitz der großen Geschäftshäuser, in der günstigsten Lage, mag man nun von Indien, Madagascar, Mozambique oder dem Norden kommen und der kleinen unbedeutenden Felseninsel Gorée mit ihren wenigen großen Entredepots und einer trägen Mischlingsbevölkerung, aber der Handel ist in beiden Ländern auch ein ganz anderer. Das Senegalgebiet exportirt vor allem Ölfrüchte, die keine hohen Preise bringen, und hat nur als ein hochgeschätztes Massenprodukt den Gummi aufzuweisen, während nach der ostafrikanischen Küste der Export einer viel größeren, reicheren Zone, vor allem aber Elfenbein, Kautschuk und Kopal zusammenströmt. Ist Sansibar wichtig, so ist die Küste und das Hinterland ungleich wertvoller, und unter der Voraussetzung, daß mit vereinten Kräften jetzt an der Entwicklung der Küste gearbeitet wird, wird sich auch in Ostafrika derselbe Prozeß wie in Sansibar vollziehen.[2]) Derselbe wird noch dadurch beschleunigt werden, daß

[1]) Zum deutsch-englischen Vertrag. Vortrag, gehalten von Ernst Bohsen, Konsul a. D., Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, bei der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Köln a. Rh. am 1. Juli 1890. Berlin. Fontane 1890.

[2]) So schreibt ein Korrespondent der Frankfurter Zeitung, welche keine besonderen Sympathien für deutsche Kolonisation hat, aus Sansibar unterm

die ostafrikanische Küste mehrere gute Häfen aufweist, die Einfahrt und Landungsplätze mit verhältnismäßig geringen Kosten in guten Stand gesetzt werden können, während Sansibar nur eine offene, den Monsunen häufig preisgegebene Rhede hat, daß die deutsch-ostafrikanische Dampferlinie für einen regelmäßigen Verkehr mit den Festlandshäfen sorgen wird, da sie doch vor allen Dingen der deutschen Kolonisation zu gute kommen soll, und daß die Ostafrikanische und andere Gesellschaften die gebotene günstige Gelegenheit durch Anlage von Faktoreien und Plantagen benutzen werden. Die Subskription der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf drei Millionen Mark hat zu unserer Freude einen guten Erfolg gehabt, ein Beweis dafür, daß das Vertrauen in die Entwicklung Ostafrikas sich immer mehr vertieft, neue Gesellschaften haben sich gebildet oder sind in der Entstehung begriffen, und die Basis für eine umfassende Thätigkeit entwickelt sich bei genauerer Kenntnis des Landes immer mehr. Es ist wirtschaftlich gewiß richtig, bei dem Mangel an Verkehrswegen aus dem Innern zuerst die Küstenplätze und ihre Umgebung für den Anbau von Produkten in Betracht zu ziehen, aber es sollte auch keineswegs darunter die Erforschung der Hilfsquellen des Innern leiden. Die kaiserliche Regierung hat, was dankenswert anzuerkennen ist, in dieser Hinsicht große Aufwendungen durch die Entsendung Emins und Stokes gemacht, obwohl es zweifelhaft ist, ob deren Reisen mehr einen politischen oder wirthschaftlichen Zweck haben, doch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sollte, wenn sie ihre Aufgabe recht begreift, auch ihrerseits nicht nachstehen. Sie hat bekanntlich den Dr. Baumann für den Norden abgesandt, aber man muß sich einmal die in Nr. 8 der Kolonialzeitung gegebene Karte des Südens ansehen und die Serie von Artikeln über diesen Gegenstand, welche in dieser Nummer noch fortgesetzt wird, nachlesen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß wir sehr wenig noch von den Verhältnissen in diesem Gebiete wissen, und die Erforschung in handelspolitischer Beziehung eine Notwendigkeit geworden ist. Die Einrichtung von wissenschaftlich-kommerziellen Stationen oder überhaupt von Stationen, von wo aus der Forscher und Kaufmann das Land kennen lernen kann, welche wir noch im Anfang dieses Jahres für Ostafrika auf das Wärmste empfohlen haben, ist mehr als je eine Notwendigkeit geworden, die Anlage von systematisch geleiteten Versuchsplantagen wird von Tag zu Tag dringlicher. Nachdem wir in Ostafrika zurückgeworfen worden waren, mußten weitgehende Pläne solcher Anlagen, auf welchen sich aber die spätere wirtschaftliche Entwickelung in den heute noch fast unbekannten Gegenden aufbauen kann, aufgegeben werden, heute, nachdem durch die Grenzregulirung ein fester Rahmen geschaffen worden ist, ist wieder der Zeitpunkt gekommen, wo Wissenschaft und Praxis vereint zum besten des Landes wirken müssen. Wir haben ja gesehen, wie wohlthätig diese Stationen schon in Kamerun und Togo gewirkt haben, und wie der Handel des Batangalandes dadurch eine ganz neue Wendung zu nehmen beginnt, seitdem es gelungen ist, von den Stationen des Innern aus den Ring der Zwischenhändler zu durchbrechen. Neben der wirtschaftlichen Thätigkeit muß aber auch die Missionsthätigkeit aufs neue einsetzen und mehr nach dem Innern zu den weniger verderbten Völkern, welche, wie das Beispiel Ugandas gezeigt hat, lohnende Arbeitsfelder darbieten, streben, müssen überhaupt die humanitäre Absichten verfolgenden Gesellschaften ihre Anstrengungen auf das Festland beschränken. Der kaiserlichen Regierung fällt auch weiterhin die nach geschehener Unterdrückung des Sklavenhandels wichtigste Aufgabe zu, die Organisirung der Verwaltung, und zwar in einem Sinne, welcher sich möglichst wenig an büreaukratische französische Vorbilder, sondern mehr an die englische Kolonialverwaltung anlehnt, durchzuführen. Sie muß, soll nicht wieder Verstimmung erzeugt werden, in der Auswahl der Persönlichkeiten eine geschickte Hand zeigen und die Verwaltung gleich so anlegen, daß der Prozeß der Umwandlung der Gesellschaftskolonie in eine Kronkolonie, welcher unausbleiblich kommen wird, ohne größere Erschütterung vor sich geht und allseitige Zustimmung findet. Sie muß, wie gesagt, planmäßig vorgehen. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Freiherr von Marschall, hat für den Herbst ein Programm in Aussicht gestellt, nach welchem die Regierung vorgehen wolle, welches freudig begrüßt worden ist. Im Besitz der Küste können wir jetzt nach Belieben schalten und walten. Dann aber heißt es für alle Kolonialfreunde gleichmäßig: Hic Rhodus, hic salta! *

23. Juni: „Ich bin der festen Überzeugung, daß der Küstenstrich, welcher jetzt in deutschem Besitz ist, zum besten gehört, was in Ostafrika zu finden ist. Die Häfen sind vorzüglich und große Karawanenstraßen führen nach dem Innern. Das Zutrauen zu den Deutschen wächst täglich, und es kommen schon Karawanen von den Seen, welche Briefe und Freundschaftsbezeugungen bringen. . . .“

Der große Süden.[1])

IV.

Das Hochplateau zwischen Nyassa und Tanganyika.

Das Land zwischen den Nyassa, Tanganyika und Rikwa Seen, welches uns durch den deutsch englischen Vertrag zum Teil zugesprochen worden ist, ist bekanntlich schon seit längeren Jahren der Tummelplatz englischer Missionare gewesen, welche eine ganze Kette von Stationen auf dem Hochplateau angelegt haben. Dieselben sind nun mit ein paar unbedeutenden Ausnahmen in englischem Besitz geblieben, wie auch die Stevenson Road auf Grund der neuen Grenzabmachung, welche auf der auf Seite 188 mitgetheilten Karte nach den neuesten Vorlagen eingetragen ist. Für dieses Gebiet sind wir nun fast vollständig auf die Angaben britischer Reisender und Missionare angewiesen, da Wißmann nur sehr kurze Zeit hier zubrachte, aber aus allem, was darüber verlautet, geht doch soviel hervor, daß dieses Land und seine Bevölkerung interessanter und schätzbarer ist als früher wohl angenommen wurde. So bringt das Juniheft des Scottish Geographical Magazine eine längere Arbeit aus der Feder des Missionar Kerr Croß, welcher auf englischer Seite als Sachverständiger bei den Abgrenzungsfragen hinzugezogen wurde, die, auf Grund der früheren englischen Untersuchungen sich stützend, doch soviel neues enthält, daß ein längerer Auszug von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Er teilt das Land in drei Distrikte, 1. das Gebiet nördlich von Nyassa, umfassend die Awanyakyusa, Awakukwe, Awabundali und Awamesuko-Stämme, 2. den ersten Teil des Nyassa-Tanganyika-Plateaus mit dem Awawandia, Utambo und Uwurambia-Stämmen, 3. des Mpoko, Unyika und Miwunga-Land bis zu dem wenig bekannten Rikwa-See.

Das Land der Awanyakyusa oder wie sie sich nennen, der Awamasoko, vielleicht eines der reichsten vom Nyassagebiet, erstreckt sich von dem Livingstone-Gebirge am See entlang in einer Breite von fünfzehn bis zwanzig Meilen bis nach Karonga. Das Gebiet ist flach, stellenweis sumpfig und war ohne Zweifel einst von dem See bedeckt; es ist sehr fruchtbar und wohl bewässert, so daß zwei oder drei Ernten im Jahre möglich sind. Einige der Ebenen sind monatelang unter Wasser, während welcher Zeit die mit Bananen bedeckten Bodenerhöhungen von den Eingeborenen bewohnt werden. Diese Bananenanpflanzungen sind ihr Stolz; sie ziehen sich in langen Linien auf den Hügelrücken hin, so daß man sechs oder sieben Stunden in gerader Linie von Dorf zu Dorf gehen kann, ohne nur einmal gezwungen zu sein, ihren kühlen Schatten zu verlassen. Die Leute besitzen sehr viel Rindvieh, welches mit größter Sorge gepflegt und in besonderen Ställen oder in den Wohnhütten untergebracht wird. Dieses Land ist sehr gut bewässert, wie auch ein Blick auf die Karte lehrt; der Lufira, M'baka, Kiwirwa, Nsessi und Songwe führen beständig Wasser, und einige von ihnen sind einige Meilen von der Mündung schiffbar, wie der M'baka bereits von dem Missionsdampfer „Ilala“ befahren worden ist.

Sehr hübsch ist die Schilderung, welche Kerr Croß von den Dörfern der Awanyakyusa entwirft. Wenn man auf dem sandigen Strande landet, betritt man einen Bananenhain und wandert auf einem durchaus ebenen Weg wie in einer Palmenabteilung eines botanischen Gartens. Unkraut und Abfälle sind von den Knaben aus dem Wege geräumt, welche sich mit dieser Arbeit in den Morgenstunden beschäftigen. Versteckt unter den Bäumen liegen die runden aus Bambus und Lehmsteinen erbauten Hütten der Eingeborenen. Das Dach ist von Schilf und reicht, wie der Hut eines Pilzes, über die Wände hinaus, während die Thür so groß ist, daß ein Mann aufrecht hinein gehen kann. Die Thürpfosten sind oft mit Malereien in roten, gelben oder andern Farben versehen, so daß die Häuser einen sehr freundlichen und komfortablen Anblick darbieten. Die unverheirateten Männer leben in quadratisch gebauten oft zwanzig Schritt langen Häusern, deren Bambuswände durchflochten sind. Diese Bananenhecken werden stellenweise von großen schattigen Bäumen, genannt Misuangute, überragt, in deren kühlem Schatten an heißen Tagen Feuer angezündet wird, in dessen Rauch die Rinder stehen und ungestört von Fliegen widerkäuen. Die Nahrungsmittel, Bananen, Süßkartoffeln, Cassava, Yams, Mais, Bohnen, Erbsen, Hirse, wilde Früchte, Honig, Milch und Rindfleisch sind in Menge vorhanden. So giebt es allein über zwanzig verschiedene, von den Eingeborenen mit besonderen Namen belegte Arten von Bananen und Plantanen. Besonders wertvoll ist die Banane, aus deren Blättern der Eingeborene Matten, Decken und Stricke verfertigt und aus deren Frucht er Mehl, Brod und Wein gewinnt. Die Hütten sind aber nicht nur außen, sondern auch innen rein, da alle Kochgeschirre und der Boden stets sauber gehalten werden, was man bei den

[1]) Siehe Nr. 7, 8, 10, 11 dieses Jahrgangs.

Eingeborenen Afrikas bekanntlich selten findet. Die Eingeborenen sind muskulös und wohl gebaut, dabei freundlich und üben gerne Gastfreundschaft.[1])

Wenn man das Land der Awanyakyusa durchwandelt hat, so gelangt man auf das Hochplateau, dessen unterste Stufe ebenfalls einen reichen Boden hat und gut bewässert ist, so daß Croß meint, Thee und Kaffee würden hier im Lande der Awakukwe ausgezeichnet gedeihen. Das Land der Awakukwe liegt wie in einer Nische inmitten der es umgebenden Berge und ist ungefähr 30 englische Meilen lang und von 6 bis 10 Meilen breit. Konsul Elton[2]) schildert dies Gebiet folgendermaßen:

„Die Gegend, durch welche wir gekommen sind, ist ohne Ausnahme der schönste Teil von Afrika, welchen wir gesehen haben. Selbst Natal, der berühmte „Garten von Südafrika", kann sich mit ihr weder hinsichtlich der Fruchtbarkeit noch des Grasreichtums messen. Sie wird gebildet durch eine Reihe von 3000 bis 5000 Fuß über dem Meere liegender Thäler, zwischen sanft verlaufenden Höhenzügen und pyramidenförmigen Hügeln, begrenzt von den reichen Ausläufern der Gebirge oder eingewallt von hohen Ketten, im Osten von der Verlängerung der Livingstone Berge, welche die kriegerischen Makanywa'a[3]) fernhalten und die Verbindung mit der Küste hier unterbrechen."

Und weiter sagt er:

„Wir sind jetzt über vierzig Meilen durch eine Gegend marschirt, welche die am günstigsten gelegene für europäische subtropische Kultivation ist, welche ich jemals gesehen habe."

Auf diesem Plateau, bei dem Dorfe Kararamuka, also noch im deutschen Gebiet, liegt die nördlichste Station der Livingstonia-Mission, welche erst vor kurzem entstanden ist, vielleicht in der Hoffnung, dieses Gebiet dadurch unter englischen Einfluß zu bringen.

Die höchste Erhebung des Plateaus liegt in dem jetzigen englischen Gebiet und beginnt westlich von dem Songwe, welcher in gewisser Beziehung auch eine Völkerscheide bildet. Die Dörfer auf dem Plateau, welches keinen Vergleich mit dem tiefer gelegenen Gebiete hinsichtlich der Vorteile für Kolonisation aushalten kann, sind mit Pallisaden und Gräben umgeben, eng aneinander gebaut, also wie richtige Bomas angelegt, gewöhnlich an einem Flusse oder dem Zusammenflusse zweier solcher. Die Einwohner und ihr Vieh leben innerhalb dieser Umzäunungen, deren Ausdünstung sich in der Regenzeit schon von weitem unangenehm bemerkbar macht. Dieser Zustand des Wohnens hat sich infolge der vielen Angriffe von Sklavenhändlern als notwendig erwiesen, von denen ein recht bedeutender, Merere, die Wunguberge als seinen Wohnsitz gewählt hat. Die Dörfer liegen sehr zerstreut, man findet durchschnittlich eins alle zwei oder drei englische Meilen. Croß machte im November von Nscherenji eine Reise nach dem Rikwasee, welche ihn den Songwe hinauf bis Chitete führte. Das Thal des Songwe war durch die Streifzüge der am Bangweolosee lebenden Awawemba, welche von den Arabern gedungen und bewaffnet werden, verwüstet, die Dörfer niedergebrannt und die Einwohner in die Sklaverei fortgeschleppt. Auch der Häuptling von Chitete stand mit den Arabern im Bunde, welche ihn mit Pulver und Gewehren versorgt hatten, so daß er vor Begierde brannte, mit den schwächeren Dörfern anzubinden. Bei Chitete ist der Songwe etwa 12 Yards breit und knietief. Die Bewohner des Landes Awanyika unterscheiden sich sehr, aber nicht vorteilhaft von den Awanyakyusa. Sie sind körperlich schwächer, eher mager als schlank, mit dicken Köpfen, und leben in verpallisadirten, äußerst schmutzigen Dörfern. Bananen sind unbekannt, Rindvieh ist wenig zahlreich. Croß, welcher die Gegend zu Beginn der Regenzeit sah, beschreibt sie als eine mit Gras bedeckte, von Höhenzügen durchsetzte Ebene, mit gelegentlichen Gruppen von Bäumen und sehr wildreich. Eisen ist vorhanden, wird geschmolzen und zu Speeren, Äxten, Hacken u. s. w. verarbeitet, wie auch die Eingeborenen die üppig wildwachsende Baumwolle spinnen und verweben und manche Industrie haben. Die Eisenschmelzen, erbaut aus Stäben und Lehm, sind volle neun Fuß hoch mit fünf Fuß Durchmesser am Boden und drei Fuß an der Spitze, und fassen etwa eine halbe Tonne Eisenerz, brauer Hämatit, welcher dicht auf der Erde liegt. Das Heizmaterial ist Holzkohle.

Bei Chitete stieß der englische Konsul in Mozambique H. H. Johnston zu ihm, welcher vom Nyassa nach dem Tanganyika reisen wollte, und beide marschirten zusammen nach dem Rikwa See durch das Mwungu Gebiet. Der Abstieg von dem Plateau hatte seine Schwierigkeiten; die Eingeborenen waren unfreundlich, das Wasser war schlecht, das Land dürre und verbrannt, nur mit dornigen Akaziaarten bewachsen. Ein „Sultan" wollte ihnen den Weg zum See versperren und da seine Leute wohl bewaffnet waren, so war in der entsetzlich heißen, ungesunden und an Nahrungsmitteln armen Tiefebene der Aufenthalt für die Reisenden sehr unbehaglich. Johnston konzentrirte sich nach einem ergebnislosen Palaver mit seinen 150 Leuten rückwärts und verschwand in der Nacht, Croß mit seinen 10 Leuten allein zurücklassend.[1]) Der Missionar aber wußte sich doch mit dem Häuptling noch zu stellen und blieb in dessen Dorf eine volle Woche. Von dort erreichte er eine Anzahl kleiner, brackischer, aber von Wasserböcken und anderen Antilopenarten wimmelnder Bäche überschreitend, Kipindi, ein kleines, auf einem Hügel am Wasser gelegenes Dorf. Das Wasser des Sees ist dunkelfarbig, brackisch, ungenießbar, die Ufer sind sumpfig. Der Knabe, welcher für Croß eine Wasserprobe holen sollte, hatte durch den Schlamm knietief ca. 300 Yards weit zu gehen, ehe er eine Flasche füllen konnte. Das Wasser des Rikwa-Sees, welcher etwa 80—90 englische Meilen lang ist, geht augenblicklich sehr zurück, da es zwei Jahre lang in dieser Gegend nicht geregnet hat. Croß sah weder Nilpferde noch Krokodile, von denen Johnston erzählt, doch ist das Land sehr wildreich, Elefanten, Büffel und Antilopen sind in Menge vorhanden und werden von den Eingeborenen fleißig gejagt, da sie infolge der Mißernten auf die Jagd nach Tier und Menschen, welch letztere nach Unyamwezi verkauft werden, angewiesen sind. Croß ging dann zurück nach Momwongo und schlug eine mehr östliche Richtung als auf dem Hinmarsche ein, welche ihn über Mireya nach Chitete führte. In einem Dorfe fand er ein paar alte englische, drei Fuß lange Kanonen, welche von den Arabern hierher gebracht worden waren und bei den Sklavenjagden verwendet wurden. Dicht bei Mireya hat der Songwe sich durch Kalksteinfelsen hindurchgearbeitet, welche mehrere hundert Fuß hoch und reich an allerlei Arten Muscheln sind. Damit endigt die Reisebeschreibung von Croß, welche am Schluß noch auf die Verdienste der Engländer um die Erforschung dieser Gebiete hinweist, eine Mahnung, welche bekanntlich den für uns unerfreulichen Erfolg gehabt hat, daß unsere Grenze vom Rikuru, welche ursprünglich beabsichtigt war, nach dem Songwe verschoben ist.

*

Die Karte von Stanleys neuestem Werk.

„Die Rezensenten pflegen fast immer zu unterlassen, die den Reisebeschreibungen beigegebenen Karten zu erwähnen." So leitet Stanley ein des eignen Lobes volles Kapitel[2]) seines Buches ein, rechnet uns vor, wie er in den drei Jahren, die seine Reise gewährt hat, täglich drei Chronometer aufgezogen, dreihundert Beobachtungen gemacht und sogar selbst berechnet, dieselben in die Karte eingezeichnet und im ganzen 780 Stunden ehrlicher Arbeit auf die letztere verwendet habe. Er scheint zu glauben, daß derjenige Teil des Publikums, dem die Geduld fehlt, seine giftige, Hunderte von Seiten füllende Polemik gegen Jedermann durchzulesen, wenigstens über seine Karte in Bewunderung geraten muß und seinem energischen: Plaudite cives! Folge leisten wird.

Sieht man sich nun die Karte an, so muß dem Beschauer zuerst das grüne Kolorit derselben auffallen, welches über vierfünftel des Papiers bedeckt, und aus lauter kleinen Bäumchen besteht. Was Stanley veranlaßt haben mag, diese ganze Fläche, von welcher er nur das oberste Viertel durchzogen hat, mit der kolossalen Aufschrift „Der große Wald" zu versehen, läßt sich nur durch den Wunsch des Autors, den Wald, und daher seine Leistung ja recht groß erscheinen zu lassen, erklären. Rechnet er doch dem schottischen Geologen Drummond 2690 Kilometer Wald vor, um demselben zu imponiren, giebt aber gleich auf der folgenden Seite zu, daß seine Waldroute, wenn man sie nur einmal in Anrechnung bringt nur 526 Kilometer beträgt.[3])

Wie ist es aber zu erklären, daß Stanleys grünes Waldkolorit sich bis an den nördlichen Rand seiner Karte erstreckt, über das ganze von Junker erforschte Terrain hinweg, wo wir doch schon längst von Junker erfahren haben, daß er erst am Süduser des Nepoko den ersten Wald zu sehen bekam?[4])

Die geringschätzige Äußerung über Junker und Schweinfurth:

---

[1]) Es giebt nur einen Punkt, der das hübsche Bild dieser Dörfer stört. Es ist klar, daß das niedere Terrain sumpfig und günstig für die Entwicklung der Malaria ist, was bei den höher gelegenen Gebieten nicht der Fall ist. Wie kommt es aber, daß die Eingeborenen körperlich so gut entwickelt sind? Die Ansicht ist allgemein, daß sumpfige Gegenden die Rassen degeneriren, aber in keinem Gebiete des Nyassa ist, nach der Ansicht von Croß, ein kräftiger entwickeltes Volk zu finden als am Nordende.

[2]) Young besuchte das Hochplateau in 1876, Elton in 1878, Thomson und Stewart in 1879, später Giraud, Wißmann, neuerdings Trivier, der erste französische „Durchquerer" Afrikas.

[3]) Auch Magwangwara genannt.

[1]) In einem vorläufigen Bericht über seine Reise (Aprilheft der Proceedings of the Royal geographical Society) hat Johnston es übergangen, daß er gar nicht bis zum See gekommen ist, sondern ihn nur aus der Ferne hat liegen sehen. Trotzdem giebt er eine genaue Schilderung seiner Ufer, seines Tierreichtums, Wassers und Bewohner, so daß der harmlose Leser annehmen muß, Johnston habe den See genau untersucht. Was es daher mit seiner Schilderung des Landes (siehe Seite 114 der Kolonialzeitung, Fußnote) auf sich hat, kann man leicht ermessen.

[2]) Band II Seite 303.

[3]) Band II Seite 67.

[4]) Vergleiche Petermanns Geographische Mitteilungen 1889 Seite 120.

„Sie werden in Kairo[1]) als Fachmänner betrachtet" ist Erklärung genug. Stanley ist eben eine solche Größe geworden, daß wenn er einen nicht von ihm gesehenen Wald zu seiner größeren Verherrlichung braucht, das widersprechende Urteil Solcher, die an Ort und Stelle nichts von dem Wald gesehen haben, nicht ins Gewicht fallen kann. Über die Bodenbeschaffenheit der südlichen zwei Drittel von Stanleys Karte weiß man nichts, Stanley hätte gerade so gut unter seine Bäumchen, wie es in der alten guten Zeit Sitte war, die fast in jedem Kapitel erwähnten Kannibalen[2]) und Zwerge hinmalen dürfen, man hätte ihm das Gegenteil seiner Angaben nicht beweisen können.

Wer auch immer im Norden die eingezeichnete Route Junkers betrachtet, welche an zwei Punkten Stanleys Weg auf zwei Tagemärsche nahe kommt, fragt sich, wozu nur in aller Welt es nötig sein konnte, hunderte von Menschenleben zu opfern, um einen zwölf Meilen breiten Gebietsstreifen afrikanischer Terra Incognita zu erforschen, statt einfach sich auf Junkers Route zu begeben, und von dort, wie Junker es that, ohne Hungersnot und Blutvergießen zu Emin zu gehen. Solche Betrachtungen scheint man auch in Stanleys Lager zur Zeit der Not angestellt zu haben. Wir erfahren (allerdings nur indirekt), daß von den sechs weißen Begleitern Stanleys einer um die Erlaubniß gebeten hat, nach dem Welle Schweinfurths und Junkers zu gehen. „Seine Pflicht lag deutlich vor ihm und doch sah er sie nicht", sagt Stanley ärgerlich.[3])

Als er die Mündung des, von Junker erforschten Nepoko erreicht, ist er, wie schon oben bemerkt nur zwei starke Tagemärsche von Junkers Gebiet entfernt. Junkers Monbuttu Knabe, welcher Stanley begleitete, bittet letzteren, doch durch „von anständigen Leuten bewohnte Länder zu marschiren und nicht durch solch' schreckliche Gegend". die Momfustämme im Norden würden sicherlich Leute willkommen heißen, welche den Beweis zu liefern vermöchten, daß sie Gastfreundschaft zu schätzen wissen. Stanley sagt selbst, daß er ohnehin schon im Geist eine Veränderung der Route auf Grund dieser Äußerungen überlegte, und fügt hinzu: „Hätte ich gewußt, daß wir eine Woche später Araber und deren böse Manyema-Horden treffen würden, so hätte ich mich ohne Zweifel bemüht, einen Breitegrad zwischen sie und mich zu bringen."

Sehen wir die Karte an, so fällt jedem auf, daß gerade damals, als Stanley im Lager des Arabers Ugarrowas in die größte Not geriet, er sich der Route Junkers näher befand als je, aber trotz alledem mußte zur größeren Ehre Stanleys geradeaus marschirt werden und wenn es auch hunderte von Menschenleben kosten sollte.

Der Umstand, daß es für seine Leute und für die Wissenschaft viel zuträglicher gewesen wäre, wenn er den dreimal zwischen dem Albert Nyanza und Yambuya gemachten Weg einmal mit einem der von Junker berührten Punkte in Verbindung gebracht hätte, ist, wie die Karte zeigt, ganz unbeachtet geblieben. Ein einziger Abstecher ist auf der Karte verzeichnet, doch wurde er an einer Stelle gemacht, wo man unmöglich auf Junkers Spuren geraten konnte.

Der Westen der Karte zeigt uns den Lauf des Kongo und des Grenfellschen Lomami. Über letzteren ist nur zu bemerken, daß zwar Missionar Grenfell längere Waldstrecken an den Flußufern bemerkte, daß aber durchaus kein Grund vorliegt, auch dieses Gebiet mit dem oben beschriebenen Urwaldskolorit zu versehen.

Betrachten wir nun den interessanten Teil der Karte, das östliche Drittel derselben, so fällt uns zunächst die Höhe des Albert Nyanza in die Augen. Nach der vor einem Jahre in England eingetroffenen Briefsendung Stanleys betrug die Höhe des Sees 700 Meter, ein Wert, welcher mit Emins Messungen 696 Meter sehr gut übereinstimmte. Auf Stanleys neuester Karte finden wir aber 732 Meter angegeben. Auch dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht der Semlikifluß an einer Stelle dreißig Meilen von seiner Mündung in den See nur mit einer Höhenangabe von 728 Metern versehen wäre. Der Semlikifluß bietet daher das einzig dastehende Beispiel eines Wasserlaufs, der bergauf fließt.[4])

Stanleys Theorien über die Entstehung des Ruvenzorigebirges und der beiden westlichen Nilquellseen mögen die Terrainschilderung der entfernteren Berg- oder Hügelreihen beeinflußt haben. Stanley wundert sich, daß seine zahlreichen Vorgänger am Albertsee nie dieses Gebirge erblickt haben; daß er selbst im Jahre 1876 fast am Fuß des Berges stehend, denselben nicht sah, erwähnt er nicht, doch zeigt es zur Genüge, daß man in jenen Gegenden nur unter außerordentlich günstigen Luftverhältnissen ein paar Meilen weit sehen kann, und wie sehr wir alles, was nicht gleich neben Stanleys Route liegt und doch auf der Karte verzeichnet ist, mit Reserve aufzunehmen haben.

Doch schweigen wir lieber darüber, damit es uns nicht gehe wie den Geologen der Royal Geographical Society zu London, denen Stanley in seinem Vortrage mitteilte, daß sie ihm leid thun könnten,[1]) weil sie eben in Bezug auf die Entstehung der Berge anderer Meinung waren, als er.

Nicht genug kann es bedauert werden, daß Stanley eine Umgehung oder Umschiffung des Sees, den er Albert Edward Nyanza genannt hat, nicht wenigstens versucht hat, und sein freundschaftliches Verhältnis zu den Großen Ankoris nicht benutzt hat, um Abstecher vom Wege der Hauptkarawane zur weiteren Erforschung Ankoris zu machen, wie er es bei seinen früheren Reisen zu thun pflegte. Es sieht fast aus, als ob Stanley nachdem es ihm mißlungen war, Emin für seine Zwecke zu gewinnen, alle Lust an weiteren Forschungen verloren hätte. Sowohl Karte als Buch enthalten wenig über die durchzogene Straße, und nur bei der Entdeckung der Südweststrecke des Viktoriasees geht er auf die Schilderung der Gegend etwas näher ein.

Die Insel Misome, bei welcher er vor 14 Jahren das Ende des Sees zu sehen glaubte, liegt in der neuen Karte zirka vierzig Kilometer südlich von Stanleys damaliger Bestimmung, und hinter derselben erstreckt sich der See noch sechzig Kilometer nach Süden, „zu Stanleys größter Freude und Überraschung". In Fachkreisen, wo man seit Jahr und Tag daran gewohnt ist, die Aufnahmen Stanleys um einen halben oder gar einen ganzen Grad verschoben zu sehen, wird man weniger überrascht gewesen sein. Dagegen ist die Freude darüber, daß der Viktoriasee dem Tanganyika so viel näher gerückt ist, jetzt nach dem deutsch-englischen Abkommen ganz auf unserer Seite, da jener Landstrich in die deutsche Interessensphäre fällt. Ziehen wir dabei die Höhenangaben Spekes, welcher in der nächsten Nähe von Stanleys Route zum Becken des Tanganyika gehörige Wasserläufe überschritt, in Betracht, so läßt sich schon jetzt sagen, daß einem von der Südwestspitze des Viktoria nach dem Ostufer des Tanganyika anzulegenden Wege sich keinerlei natürliche Hindernisse entgegenstellen werden. Die Schwierigkeiten der Stevensonroad, (der steile Aufstieg am Nyassa und der noch steilere Abstieg am Tanganyika) existiren hier nicht, da der höchste Punkt zwischen Viktoria und Tanganyika nur zweihundert Meter über dem Ersteren liegt.

Warum Stanley seine Karte gleich am 32. Längengrad aufhören läßt, ist schwer zu sagen. Wir verlieren dadurch die Routenkarte seines ganzen Weges von Bwanga bis Makolo ungefähr 120 Kilometer unerforschten Gebiets. Ob das Land, welches er durchzog, den Wassern des Viktoria ferne oder nahe lag, erfahren wir nicht. Sechs Zeilen enthalten, was uns über diese Gegend mitgeteilt wird Es scheint, als ob Stanley wünscht, Alles was an seinen Irrtum, betreffend die Umrisse des Viktoria, erinnern könnte, zu vermeiden. Die Frage, ob das in der bekannten Perthes'schen Karte Afrikas mit Usinja bezeichnete Land Wasser ist oder nicht, ist daher heute noch unentschieden. Hoffentlich berichten uns die Ende dieses Jahres zu erwartenden Bücher der Begleiter Stanleys noch manches, worüber uns Stanleys Karte im Unklaren läßt.

Es wäre ungerecht, wenn wir nicht auch davon hier Notiz nehmen wollten, wie Herr Stanley, der große Kartograph, von andern Kartographen denkt. Im zweiten Bande seines Werks sagt er uns: „Ein noch jetzt lebender Kartograph ist der größte Sünder, den es gibt. Im Jahre 1875 fand ich am Nordostende des Viktoriasees eine Bai. Die Bai ist weggewischt und junge Reisende[2]) kichern, wie ich weiß, vor böswilliger Freude darüber u. s. w. . . . Ich füge am Schluß die kleine Karte an, welche illustrirt, was wir während unsrer letzten Reise haben berichtigen können. Ich thue das in dem schmerzlichen Bewußtsein, daß irgend ein dummer englischer oder deutscher Kartenzeichner aus Laune oder Unverstand das Becken innerhalb der nächsten zehn Jahre 500 oder 700 Kilometer weiter nach Osten oder Westen nach Norden oder Süden verlegen und unsre Arbeiten vollständig wegwischen wird. . . . Die Willkür der Kartenzeichner der Neuzeit ist eben so groß wie die ihrer Vorgänger. Beispielsweise ist auf einer neueren Karte, welche in Deutschland als die beste betrachtet wird,[3]) eine große Bai

---

[1]) Band I Seite 52.

[2]) Als gerechte Strafe für solche Verleumdung muß es Stanley Band II Seite 391 erleben, daß man seine Leute für eine Horde von Kannibalen ansieht und bekämpft, ein schönes Beispiel von der waltenden Gerechtigkeit des Schicksals.

[3]) Band II Seite 106.

[4]) Nach Casati ist der Semliki 665 Meter über Meer. (Bolletino della Società Geographica Italiana. Mai 1890.) Casati nimmt ferner die Priorität der Entdeckung des Ruvenzori in Anspruch, auf den er bereits 1887 Emin aufmerksam gemacht und zu dem er eine besondere genaue Route von Unyoro angegeben hat. (Ebendaselbst.) D. R.

[1]) Juniheft der Proceedings der Royal Geographical Society: „J am sorry for them".

[2]) Damit wird wohl Thomson gemeint sein. Bei der Rückkehr von seiner großen Massaireise berichtete er, an der Nordostecke des Viktoriasees Land gefunden zu haben, wo Stanley Wasser angegeben hatte, und die Karten der Nordostecke des Sees wurden geändert. Daß Thomson bei Gelegenheit der Emin Pascha-Expedition Stanleys Rivale war, erfahren wir Band I Seite 48.

[3]) Herr Stanley scheint die Proceedings der R. Geogr. Society nicht zu lesen, sonst würde er wissen, daß man auch in England die Hassenstein'sche Karte von Afrika (Verlag Justus Perthes) für die beste hält. Übrigens überlassen wir es jenem „größten Sünder, den es giebt", sich selbst, falls er es für nötig halten sollte, zu verteidigen.

vom Viktoria Nyanza vollständig entfernt, und eine gerade Linie nimmt die Stelle der höchst interessanten und stark eingeschnittenen Küstenlinie ein, welche ich im Jahre 1875 erforscht habe. Der Leopoldsee ist nur mit genauer Not der Auslöschung entgangen, weil zwei Deutsche, Kund und Tappenbeck sich verirrt hatten und ihn nicht finden konnten[1])" u. s. w.

Genug, man sieht wie Stanley mit den Karten und Arbeiten anderer Leute umspringt. Sollten einige der Ausführungen über seine Karte zu hart erscheinen, so werden sich Stanleys Freunde damit trösten müssen, daß er weit glimpflicher behandelt worden ist, als es sein Vorgehen gegen die berufensten Vertreter der Wissenschaft verdient.

A. W. Schleicher.

Schilderungen aus Kamerun.

Von Georg Valdau.

(Schluß).

Die Bewohner von Calabar, Kamerun, Batanga und Gabun sind an geordnete und anhaltende Arbeit nicht gewöhnt. Sie haben keine Bedürfnisse, welche sie zur Arbeit zwingen könnten, und gegen Bezahlung zu arbeiten hat ihnen niemand angeboten, weshalb sollten sie denn arbeiten? Kommt nun zufällig ein Weißer und bietet ihnen an, für ihn eine Arbeit gegen eine gewisse Bezahlung zu verrichten, so finden sie vielleicht, daß es nicht so übel wäre, diese Bezahlung zu haben, und um dieselbe zu bekommen, könnten sie ja wohl ebenso gut arbeiten wie die Leute, welche der Weiße von weit her holt. Sie treffen daher mit ihm das Übereinkommen, für ihn eine gewisse Zeit zu arbeiten, die aber niemals lang ist und nur ein paar Wochen, höchstens einen Monat, umfaßt. Früher vollständig unabhängig und nur arbeitend, wenn es ihnen beliebt, werden sie jetzt in die engen Grenzen eines Reglements gezwängt. Sie müssen die Arbeit zu einer gewissen Zeit beginnen und dann ununterbrochen 5—6 Stunden thätig sein, ehe sie eine Rast von 1—2 Stunden erhalten, während welcher Zeit sie sich aber ebenfalls nicht entfernen dürfen. Dieser Zwang und die strenge Arbeit ermüden sie bald, und eines Tages kommen sie zu spät zur Arbeit oder feiern einen „blauen Tag", was ihre Bestrafung zur Folge hat, die gewöhnlich in Bastonade besteht, was sie in den meisten Fällen wieder dazu veranlaßt, aus dem Dienste zu entlaufen.

Dieses giebt Anlaß zu dem Urteil, daß der Neger zur Arbeit untauglich ist. Ein Unparteiischer, der die Verhältnisse kennt, wird jedoch finden, daß der Fehler in den meisten Fällen — ich sage nicht in allen — bei dem Weißen liegt. Dieser bedenkt nicht, daß er es mit gänzlich ungeübten, an Disziplin und strenge Arbeit nicht gewöhnten Leuten zu thun hat, sondern er fordert von ihnen ebenso viel wie von seinen anderen, seit Jahren geschulten Arbeitern. Anstatt sie durch eine weniger strenge Arbeit, etwas mehr Freiheit und mildere Strafen an die Arbeit zu gewöhnen und bei ihnen Lust zu derselben zu erwecken, hat er sie durch sein unkluges und strenges Verfahren von allen ferneren Versuchen in dieser Richtung abgeschreckt. Dies ist das Verhältnis in vielen Fällen, aber, wie gesagt, nicht in allen, denn ein Teil der Küstenstämme ist infolge des Kommissionshandels und anderer Ursachen so gänzlich verdorben, daß sie selbst nicht einmal durch hohe Bezahlung zur Arbeit zu bewegen sind.

Zu denen dahingegen, bei welchen es durchaus nicht unmöglich ist, daß sie arbeiten lernen, gehören die Einwohner der Kamerunkolonie. Wir haben seit zwei Jahren Bakwiri- und in der letzten Zeit auch Bumboko- und Betikkaleute in unserem Dienst gehabt. Diese Versuche sind bis auf einige wenige Ausnahmen befriedigend ausgefallen. Im letzten Jahre hatten wir 20 solcher Leute im Dienst, und von diesen hatten sich 7 auf ein Jahr verpflichtet und auch zu unserer Zufriedenheit diese Zeit ausgedient, während die anderen nur für 2 bis 6 Monate Dienst genommen hatten; von diesen letzteren entliefen uns vier. Von allen diesen 20 hatten nur drei früher eine kürzere Zeit bei uns oder anderen Weißen gedient, daher das Resultat als ein sehr gutes bezeichnet werden kann, um so mehr, als sie während des letzten Halbjahres vollkommen ebenso streng haben arbeiten müssen wie die Kruleute. Wir haben stets streng darauf gehalten, daß die bestimmte Zeit gearbeitet wurde, im Anfange aber haben wir ihnen leichtere Arbeiten gegeben und dieselben nur nach und nach gegen schwerere vertauscht. Diese Arbeiten waren verschiedener Art, wie Rudern von Kanus oder Böten, Ein- oder Ausladen von Waren, Tragen von Sand und Steinen, Roden oder Schachten u. s. w. Ebenso hatten sie und haben sie des Abends nach beendeter Arbeit größere Freiheit als die Kruleute. Versehen kamen zuweilen in der ersten Zeit des Dienstes vor, doch wurden dieselben später immer seltener; die Strafen sind mild gewesen, nur den Diebstahl, der ein paarmal vorgekommen ist, haben wir mit Bastonade bestraft. In betreff der Bezahlung haben wir eine Methode angewendet, die sich als sehr praktisch erwiesen hat. Wir haben nämlich den Lohn nicht eher ausgezahlt, als bis die Dienstzeit abgelaufen war, gleichviel, ob dieselbe einen Monat oder ein Jahr betrug. Im Anfange erhielten sie ihren Lohn monatweise, dieses hatte aber zur Folge, daß sie alles durchbrachten und dann bei Schluß der Dienstzeit nicht mehr hatten, als da sie anfingen. Wenn dahingegen der Arbeiter seinen Lohn für mehrere Monate oder ein Jahr auf einmal bekommt und dann damit nach seinem Dorfe zurückkehrt, so kann er sich dafür eine Frau kaufen oder damit doch einen großen Teil der Kaufsumme für eine solche bezahlen. Es wird dadurch sowohl ihm wie anderen klar, daß es sich lohnt, für den weißen Mann zu arbeiten; dieses ermuntert ihn, von neuem Dienst zu nehmen, und verlockt auch andere, seinem Beispiele zu folgen.

[1]) Band II Seite 274.

Außerdem hat man dadurch, daß man ihren Lohn einhält, auch eine gewisse Sicherheit dafür, daß sie nicht aus dem Dienste entlaufen. Von denen, welche zuletzt bei uns arbeiteten, haben 12, die am besten Angelernten, von neuem Dienst auf ein Jahr genommen, und deren Beispiel und die Schätze, welche sie zu Hause gebracht, haben eine solche Wirkung gehabt, daß wir jetzt zu jeder Zeit noch 20—30 Mann erhalten können. Noch dürfte es jedoch einige Jahre dauern, ehe sie die Krujungen oder andere Arbeiter ersetzen können, und es wäre unklug, durch deren Entfernung sich von den Eingeborenen abhängig zu machen. Die letzteren können jedoch zu guten Plantagenarbeitern herangebildet werden, und darauf arbeiten wir auch hin.

Viel größere Hoffnungen setze ich gleichwohl auf die Eingeborenen des inneren Landes, besonders aber auf die Sklaven derselben, welche aus einem fernen, den Weißen unbekannten Lande kommen. Solche ausgedehnte und wohlgepflegte Plantagen wie die in Bakundu und Batom findet man nirgends an der Küste. Diese Sklaven sind nicht nur taugliche und fleißige Landarbeiter, sondern auch, zum ferneren Unterschiede von den Küstenbewohnern, ein mutiges und kriegerisches Volk (wahrscheinlich sind es ursprünglich Kriegsgefangene), und dürften daher ein gutes Material zu Soldaten abgeben. Sie dürften für Westafrika vielleicht das werden können, was die Sansibariten für die Ostküste sind, mit dem Unterschiede gleichwohl, daß sie viel billiger als jene sind und daher als Landarbeiter verwendet werden können, wozu der Sansibarite zu teuer ist. Wir werden bald mit diesen Sklaven einen Versuch machen, und wenn derselbe glückt und sie halten, was ich mir von ihnen verspreche, so ist die Arbeiterfrage gelöst und damit eins der schwersten Hindernisse für die Entwickelung der Kolonie beseitigt.

Ein fernerer Beweis dafür, daß die Eingeborenen von Kamerun zur Arbeit willig sind, ist der, daß sogar die Duallaneger, die durch den Kommissionshandel am meisten demoralisirt sind, anfangen, allerlei Arbeiten zu verrichten. Dieses ist ausschließlich das Verdienst des Gouvernements. Von diesem werden sie immer mehr sowohl auf dem Lande wie auch, und dies hauptsächlich, am Bord der Kriegsschiffe verwendet, wo sie zum großen Teil die früher dort beliebten Kruleute ersetzen. Was sie trotz der strengen Disziplin zu diesem Dienste verlockt, dürften der gute und reichliche Proviant und die verhältnismäßig leichte Arbeit sein, die hauptsächlich aus Reinhaltung des Deckes, Putzen der Beschläge, Rudern von Böten u. s. w. besteht.

Das deutsche Gouvernement hat sich ein großes Verdienst durch sein Bestreben erworben, stets Allen, Weißen und Schwarzen ohne Unterschied, Recht zu geben, ohne sie deshalb auf dieselbe Stufe zu stellen oder sie Alle über einen Kamm zu scheeren, wie es die Engländer in Sierra Leone und an anderen Plätzen an der Westküste thun, wodurch sie nur die schwarze Bevölkerung, welche in diesen Kolonien eine einzige Sammlung von Kanaillen bildet, total verderben. Wie schön es auch klingen mag, daß Alle vor dem Gesetze gleich sein sollen, so läßt sich dieses zwischen Weißen und Schwarzen doch nicht durchführen. Der Schwarze, der Wilde, steht ja in der Entwickelung des Verstandes und in Intelligenz weit hinter dem Weißen, dem Zivilisirten, zurück; er ist im Verhältnis zu ihm ein vollständiges Kind. Nun gut, nehmen wir ein Kind von 10—12 Jahren und versetzen wir es in eine Umgebung, wo es vom Morgen bis zum Abend predigen hört, daß es sich nicht nach den älteren Personen zu richten oder ihnen zu gehorchen braucht, daß es ebenso verständig und klug ist und dasselbe Recht, zu sprechen, zu handeln und in allgemeinen Fragen zu urteilen hat, wie sie, mit einem Wort, daß es in allem den älteren Personen gleichgestellt ist — was soll aus einem solchen Kinde wohl werden. Diese Behandlung hat die englische Regierung bei den Schwarzen in einigen ihrer westafrikanischen Kolonien angewandt, und das Ergebnis ist das genannte gewesen.

Hierin hat jedoch auch die Mission einen großen Anteil. Die Mitglieder derselben führen oft diese Lehren auf der Zunge und bringen sie praktisch zur Anwendung. In dem Bestreben, die Gebote der Bibel über die Gleichheit zu befolgen, bedenken sie nicht, daß dieselben sich gewöhnlich auf geistliche Dinge beziehen, und da, wo sie in weltlicher Meinung zu nehmen sind, Völker von ein und demselben oder doch wenigstens einem beinahe gleichen Kulturgrad vor Augen haben. Der Neger steht zu tief, um das Christentum verstehen zu können, welches die Religion des höchsten Kulturmenschen ist. Durch Lehren von der oben beschriebenen Beschaffenheit wird ihm daher mehr geschadet als genützt. Wenn er einigermaßen Lesen und Schreiben gelernt und europäische Kleider auf den Körper bekommen hat — die ihm das Ansehen eines Bummlers geben — glaubt er ein vollkommener Gentlemen und so gut wie irgend ein anderer zu sein. Er schaut jetzt mit Verachtung auf seine „ungelehrten", aber weniger verdorbenen schwarzen Brüder herab; zur körperlichen Arbeit glaubt er sich zu gut und sucht daher gewöhnlich Platz als „Clerk" in einer Faktorei, wo er seine Kenntnisse im Rechnen und Schreiben dazu verwendet, Betrügereien im Großen auszuführen. Ausnahmen hiervon giebt es wohl, aber sie sind selten, wahrscheinlich nicht eine auf das Tausend. Ich selbst habe ich nicht mehr als einen Neger, einen früheren Missionar in Kamerun, kennen gelernt, dessen ganzes Auftreten einen wirklich gebildeten Mann verriet; hierbei ist jedoch zu bemerken, daß er in Amerika geboren und erzogen und der Sohn wohlhabender Eltern war. Anstatt daß die faulen Neger an den Missionsanstalten arbeiten lernten, verlassen die meisten diese Anstalten fauler als jemals und dazu trotzig, eingebildet und mit einer falschen Vorstellung von ihrer eigenen Vortrefflichkeit. Deutlich haben so die sogenannten zivilisirten Neger auf der ganzen Küste auch ein sehr schlechtes Ansehen. Wir haben so wenig Berührung wie möglich mit ihnen gehabt und nie einen in unseren Dienst genommen. Diejenigen unserer Freunde, welche dieses versucht, haben es oft bereuen müssen.

Bei Streitigkeiten zwischen einem Weißen und einem Schwarzen in Sierra Leone oder Accra ist es gewöhnlich der Weiße, welcher bezahlen muß, gleichviel ob er recht hat oder nicht, denn der Schwarze hat in den meisten Fällen nichts, womit er bezahlen könnte, und wird daher in das Gefängnis gebracht, wo er eine längere oder kürzere Zeit frei, d. h. auf Kosten des Weißen, lebt. Oft genug ist das Gefängnis für den Neger keine Strafe, sondern das Gegenteil, was in seiner Anlage zur Faulheit und seiner Gewöhnung an, nach europäi-

schen Verhältnissen, schlechte Kost seine Erklärung findet. Die ganze Gefängniszeit verfließt ihm bei einem gemächlichen Schlafe, nur unterbrochen von kurzen Pausen für die Mahlzeiten, bei welchen das Essen oft genug besser ist, als das, an welches er zu Hause gewöhnt war. Ziemlich allgemein dürfte bei ihnen die Ansicht vom Gefängnis sein, welche ein solcher Kunde hatte, der erst kürzlich nach einer Strafe von drei Monaten aus dem Gefängnis entlassen, auf die Frage, wie er es dort gehabt, antwortete: „I live in a big house, get plenty chop and nothing to do" („Ich wohne in einem großen Hause, bekomme viel zu essen und nichts zu arbeiten"). Es scheint also nicht damit genug zu sein, daß diese Schelme Verbrechen begehen, sie müssen auch noch ohne Nutzen für sie selbst auf Kosten des Staates unterhalten werden!

Ganz anders geht das deutsche Gouvernement zuwege. Dieses hat kein Gefängnis, sondern es verurteilt den Verbrecher zu öffentlicher Arbeit, welche, obschon den Kräften eines jeden angepaßt stets sehr streng ist. Zu je dreien zusammengekoppelt, arbeiten sie unter der Aufsicht eines schwarzen Soldaten mit geladenem Gewehr. Derjenige, welcher faul ist, bekommt die fürchterliche Flußpferdpeitsche zu schmecken. Auf diese Weise bringen sie dem Staate Nutzen, anstatt ihm Geld zu kosten, und erleiden zugleich eine wirkliche Strafe. Ohne den Schwarzen zu schmeicheln und sie durch eine vorgegebene Gleichheit mit den Weißen aufgeblasen zu machen, gewinnt die Regierung das Vertrauen und die Ergebenheit der Eingeborenen dadurch, daß sie stets nach besten Kräften gerecht zu urteilen sucht. In ein und derselben Linie steht der geringe Sklave neben dem reichen Häuptling. Auch hier zeigt sich der Unterschied in der Behandlungsweise der Schwarzen. Der Engländer sucht sie durch Milde und Nachsicht nach und nach an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen, hat aber gewöhnlich viel Beschwerde mit ihnen; der Deutsche dahingegen greift mit einem Male durch und hält ihnen dann stets den Daumen auf das Auge, nicht hart, aber mit gleichmäßigem Drucke und wachsam, und die Folge davon ist, daß er selten viel Beschwerde mit ihnen hat; dies gilt wenigstens von Kamerun. Für denjenigen, welcher über Schwarze herrscht — sei es, daß es eine öffentliche Behörde ist, die es über die Bevölkerung eines Landes, oder eine private Person, die es über ihre Diener thut — gilt es, die Autorität mit Bestimmtheit und, wenn es notwendig sein sollte, mit großer Strenge geltend zu machen und strenge darauf zu sehen, daß sie stets und überall respektirt wird. Derjenige, welcher den Neger auf diese Weise behandelt und ihm gleichzeitig Gerechtigkeit mit Wohlwollen erzeigt, kann seiner Ergebenheit und Achtung versichert sein. Er respektirt nur die Stärke und die Macht. Man mag einen Neger mit noch so viel Güte überschütten, ist dieselbe nicht mit Strenge gepaart, so erreicht man dadurch nicht Achtung, sondern eher das Gegenteil, denn er faßt die Güte als Schwäche auf, die in seinen Augen schlimmer ist als, fast möchte ich sagen, jedes beliebige Verbrechen.

Daß es den Engländern mit ihrem Gleichheitssystem mißlungen ist, sehen sie selbst ein. Alle, welche die Kolonien besuchen, erfüllt die Haltung der Regierung und das Auftreten der Schwarzen mit Unwillen. Dieses Verhältnis zu ändern, dürfte indessen nicht leicht sein.

Eine Kopie von der Bevölkerung in Sierra Leone haben wir in unserer Nähe in den Einwohnern der alten englischen Missionsstadt Viktoria, dieselben haben sich jedoch seit 1887, wo sie unter Deutschland gekommen sind, viel gebessert. Die englische Regierung hatte für die Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten des Platzes eine aus den vornehmsten schwarzen Einwohnern bestehende Ratsversammlung oder einen Gerichtshof eingerichtet, welcher sich den klingenden Namen „Royal Court of Equity" beilegte und dessen Vorsitzender sich Präsident nannte. Dieser, welcher übrigens in der ganzen Versammlung der einzige war, der etwas verstand, hatte auch die exekutive Macht. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Zugeständnis diesen Schwarzen sehr hohe Begriffe von sich selbst beibringen mußte; auch bemühten sie sich, bei allen Gelegenheiten, zur rechten und zur unrechten Zeit ihre Macht zu zeigen, besonders aber versuchten sie, mit schlecht verhehlter Schadenfreude, alle Weißen zu schikaniren, welche so unglücklich waren, mit Viktoria zu thun zu haben. Als Viktoria deutsch wurde, verschwand der „Court", und seine Mitglieder waren die ersten, welche die Kunst des Gehorchens lernen mußten.

Ohne daß das Volk an Gehorsam gegen die Regierung gewöhnt wird, kann natürlicherweise für das Land wenig oder nichts ausgerichtet werden, weshalb das Gouvernement auch streng darauf sieht, daß es ihn überall findet, und sich nicht groß bedenkt, ihn, wenn es so erforderlich ist, mit Gewalt zu erzwingen. In einer solch kräftigen Politik liegt jedoch stets die Gefahr, daß sie in Härte ausartet, und zu große Strenge ist oft gefährlicher als zu große Milde. Daß es in Kamerun dahin kommen wird, braucht man jedoch nicht zu befürchten, so lange der jetzige Gouverneur, Freiherr von Soden, im Amte bleibt. Derselbe ist nämlich im Besitze der schweren Kunst, immer das richtige Maß zu finden. Mit sicherem Blick hat er sofort die wahre Natur des Negers erkannt. Die Schwarzen sind große Kinder und dazu unerzogen und mutwillig, aber sie sind im Besitze mehrerer guter Anlagen. Sie bedürfen eines Erziehers, der es versteht, zu strafen und zu belohnen. Wenn sie ungehorsam und widersetzlich sind oder ein größeres Versehen begehen, giebt er ihnen eine wohlverdiente Züchtigung, die mitunter recht streng sein kann, aber wenn er sie dorthin gebracht hat, wohin er sie haben will, versteht er es oft genug, sie durch ein freundliches und gemütliches Auftreten, gepaart mit wohlbedachter Freigebigkeit, für sich zu gewinnen.

In der kurzen Zeit, seit welcher er Gouverneur von Kamerun ist, hat er viel zum Besten der Kolonie ausgerichtet. Als er vor vier Jahren dieses Amt antrat, war es ein neues und wildes Land, das er entgegennahm; mit allem mußte von vorne angefangen werden. Eine große Anzahl von Gesetzen und Verordnungen sind seitdem herausgegeben und in Kraft gesetzt worden, die Bevölkerung längs der Küste und den Flüssen hat gehorchen gelernt und der Handel ist zum Teil frei gemacht worden, indem die Einwohner von Viktoria und Bimbia den Mungo- und Kamerunfluß hinaufgehen und dort Handel treiben und indem umgekehrt die Leute von dort zu diesem Zweck nach Bimbias alten Handelsplätzen und bis Bibundi hinabgehen können. Das Innere der Kolonie ist in vielen Richtungen durchreist und kartirt worden, und der Gouverneur selbst hat die Mühen und Beschwerden der Reisen in entlegene und unbekannte Gegenden sowohl in Batanga wie in dem eigentlichen Kamerun und auf den sogenannten Ölflüssen nicht gescheut. Die Erforschung und Kartirung dieser Flüsse hinauf bis zu den Fällen und ihres gemeinsamen ausgedehnten Deltalandes bis an die Grenze von Calabar ist auf die Initiative und unter den Augen des Gouverneurs geschehen, welcher dahin mehrfach und oft lang andauernde Reisen unternommen hat.

Durch die Einführung einer jährlichen Spiritussteuer und Zoll für die meisten Handelswaren hat das Gouvernement sich eine gewisse, nicht unbedeutende Einnahme verschafft, wodurch es, trotz der vom Deutschen Reichstag bewilligten, ziemlich starken Mittel, in den Stand gesetzt worden ist, mehrere bedeutende Bauten auszuführen. So ist in Kamerun auf einem herrlich gelegenen Platze ein feines, massives Gouvernementshaus errichtet und mit einem ausgedehnten Park umgeben worden, der gut gepflegt wird und in dem eine Menge gut gebauter Wirtschaftsgebäude ihren Platz gefunden haben. Von dem Gouvernementshause führt ein breiter, gut makadamisirter Weg durch die Dörfer Joß, Bell und Aqua. Da, wo der Weg über zum Flusse fließender Creeks führt, sind prächtige Brücken geschlagen worden. In Viktoria ist eine breite Straße vom Hafen durch das Dorf angelegt. Vom Hafen gelangt man nach der Straße, mittelst einer breiten, steinernen Treppe, die von vier gemauerten Säulen umgeben ist, von denen die beiden größten eine starkleuchtende Laterne und einen 27 Meter hohen Mast für Signalisirung tragen. Der Weg führt über den hier mündenden Bach auf einer langen, soliden Brücke, die mit sechs steinernen Säulen versehen ist, von denen zwei je eine Laterne tragen. Es wird beabsichtigt, diesen Weg nach und nach längs der Küste hin weiter zu führen, bis er nach einigen Jahren Bibundi erreicht. Auf der Spitze eines steilen Hügels jenseits des Baches ist ein zweistöckiges Holzhaus im Villenstyl für das Gouvernement aufgeführt. Es soll beabsichtigt sein, zwischen diesem Gebäude und einem am Hafen gelegenen Expeditionslokal ein Telephonkabel, das erste seiner Art hier außen, anzulegen. In Bibundi ist ein 90 Fuß hohes Landzeichen errichtet worden, welches also eines der höchsten ist, die es giebt.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 8. Juli unter dem Vorsitz des Herrn Direktor im Reichspostamt Sachse in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab, in welcher der Herr Vorsitzende Bericht erstattete über die am 30. Juni und 1. Juli in Köln stattgehabte Vorstandssitzung und Hauptversammlung. Derselbe hob dabei in erster Linie hervor die außerordentlich liebenswürdige und freundschaftliche Art, in welcher die Abteilung Köln die Vertreter des Ausschusses und der übrigen Abteilungen bei sich aufgenommen hatte; er betonte ferner, daß die Verhandlungen vom Anfang bis zum Schluß getragen waren vom Geiste der Versöhnlichkeit und des kameradschaftlichen Sinnes; daß nirgends ein Mißton hervorgetreten sei und daß Dank dem allgemeinen Bestreben, etwaige Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen, man auch über sämtliche zur Erörterung stehende Punkte zu einer befriedigenden Verständigung gelangt sei. Hervorzuheben war ferner das lebhafteste Bedauern, welches bei allen Anwesenden darüber sich kundgab, daß unser hochverehrter Präsident, Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, durch Krankheit verhindert war, an den Verhandlungen, zu deren Vorbereitungen er selbst so wesentlich beigetragen hatte, persönlich teilzunehmen. Zu den einzelnen Punkten der Kölner Tagesordnung übergehend, referirte der Herr Vorsitzende bezüglich der Vorstandssitzung vom 30. Juni: a) die dem Vorstande vorgelegte Tagesordnung für die Hauptversammlung wurde genehmigt; b) der Antrag der Abteilung Köln, den Etat betreffend, wurde für die Hauptversammlung zurückgezogen und auf den Wunsch der Abteilung dem Ausschuß zur Erwägung bei der nächsten Etatsberatung überwiesen; c) der Antrag der Abteilung Berlin, dem Reichskommissar Major von Wißmann die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft zu erteilen, wurde angenommen; d) der Antrag der Abteilung Waldenburg, betreffend den nächstjährigen Etat, wurde dem Ausschuß überwiesen. Das Referat über die Hauptversammlung können wir hier als bereits in der Zeitung abgestattet übergehen. Der Ausschuß verwies den Antrag der Abteilung Köln zur Erwägung an die vereinigten Finanz- und Preßkommissionen, genehmigte sodann die Satzungen der Abteilung Flensburg, nahm Kenntnis von dem dankenswerten Vorgehen der Abteilung Augsburg zur Werbung neuer Mitglieder, ferner von einem Schreiben des Herrn Perrot in Wiesbaden, welcher von der Bildung einer deutschen Seehandlungsgesellschaft Perrot & Co. Meldung machte, und vertagte sich bis zum 2. September des Jahres.

— Neue Abteilungen, denen wir das beste Gedeihen wünschen, haben sich in Essen a. R. und in Lübeck gebildet.

Kleine Mitteilungen.

— (Major von Wißmann), welcher an Gelenk-Rheumatismus und Asthma erkrankt war, ist auf dem Wege der Besserung. Er hält sich augenblicklich in Lauterberg auf, wo auch Herr von Gravenreuth und Dr. Kumiller weilen. Ein lebhafter Streit hat sich zwischen ihm und den Vertretern der evangelischen Missionswissenschaft erhoben, da er eine Änderung in der Missionsmethodik auf Grundlage des Satzes labora et ora für notwendig hält, soll die evangelische Mission dieselben Früchte wie die katholische zeitigen. Wir wollen auf den Streit hier nicht näher eingehen, da Wißmann nach seiner Genesung Anlaß nehmen wird, Vorschläge zur Abhilfe zu machen, sondern nur daran erinnern, daß wir bereits im Jahre 1887 (23. Heft vom 1. Dezember) einen sehr bedeutenden Artikel von Dr. Hübbe-Schleiden, „Die unpraktische Verwendung der Missionsgelder", brachten, dem in nächster Nummer eine Entgegnung

von D. Grundemann folgte. Derselbe Gegensatz, welcher heute zwischen Wißmann und den Missionsmethodikern hervorgetreten ist, hat übrigens schon weit früher zwischen Hübbe-Schleiden und F. M. Zahn zu scharfen Auseinandersetzungen geführt. (Siehe Allgemeine Missionszeitschrift 1881 und 1883.)

— (Die Vorarbeiten für Legung des Kabels) von Sansibar nach der Küste haben bereits begonnen, nachdem die Wohnungs- und Arbeiterverhältnisse in Bagamoyo geordnet worden sind.

— (Geschenke für die katholische Mission). Mit dem am 23. Juli in See gegangenen Dampfer „Reichstag" versendet die Firma A. Walhorn in Münster einen Exportartikel, wie er wohl nicht häufig zur Ausfuhr gelangt: ein prachtvolles, eigens für das Tropenklima gebautes Harmonium im Werte von 1 500 Mark. Das Instrument ist ein Geschenk der Zeitschrift „Gott will es" und der Meister hat nichts gespart, um ein Werk zu liefern, das der deutschen Industrie Ehre machen kann. Bestimmt ist das Geschenk für die katholische Mission in Dar-es-Salaam. — Der Afrika-Verein hat dem „Kolonialblatt" zufolge vorläufig eine Summe von 100 000 Mark für ein in Deutsch-Afrika zu errichtendes Missionshaus, 10 000 Mark für die Väter vom heiligen Geist in Bagamojo und 2000 M. für die algierischen Missionare angewiesen.

— (Die Vorarbeiten für den Kolonialrat) werden in den beteiligten Kreisen, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, mit großem Eifer fortgesetzt, so daß man hoffen kann, bereits im Herbst vom einem fertigen Projekt zu hören. Einige Schwierigkeiten dürfte die Organisationsfrage machen, da die in anderen Staaten, wie England und Frankreich, angewandten Systeme nicht ohne weiteres auf unsere noch unentwickelten kolonialen Verhältnisse übertragen werden können. Die langjährige koloniale Erfahrung der in anderen Ländern in solchen Körperschaften sitzenden Personen, welche ihren Ratschlägen ein besonderes Gewicht verleiht, fehlt uns noch vollkommen, da, wenige Ausnahmen abgerechnet, die größere Anzahl der in unseren Kolonien thätigen Personen nur auf einige Jahre Wirksamkeit sehen kann. Aber immerhin dürfte die Anzahl bedeutender und thätiger Kräfte doch schon eine solche und die Kenntnis einzelner Gebiete soweit vorgeschritten sein, daß man vielleicht daran gehen kann, für die Beratung einzelner Punkte, z. B. des Etats, Sektionen zu bilden, welche die einzelnen Kolonien umfassen. Da mit der Idee des Kolonialrates sich selbst fortschrittliche Blätter befreundet haben, so scheint das Vertrauen, welches man ihm entgegenbringt, ein allgemeines zu sein. Allerdings hat die fortschrittliche Presse immer noch die reservatio mentalis, daß nur dann dem Kolonialrat zugestimmt werden soll, wenn in ihm die praktische Geschäftswelt die Mehrheit hat. Ob sie die Mehrheit haben wird, wissen wir nicht, jedenfalls wird sie sehr stark vertreten sein, wie das naturgemäß ist, da auch in den kolonialen Erwerbsgesellschaften Geschäftsleute die leitenden Persönlichkeiten sind, wie ein Blick auf die Listen der Verwaltungs- und Direktionsräte lehrt.

— (Laut dem Statut der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft) ernennt der Reichskanzler zu dem Verwaltungsrat drei Mitglieder, während die Königliche Generaldirektion der Seehandlungssozietät ein Mitglied entsendet. Diese Einrichtung hat sich sehr wohlthätig bewährt, da sie ein Zusammenwirken der Regierung und Gesellschaft verbürgte, was besonders bei der Behandlung staatsrechtlicher und Organisationsfragen von Wichtigkeit war. Da der Wirkungskreis des Geh. Legationsrates Dr. Kayser, welcher seit Jahren für die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft thätig war, infolge der Neubildung der Kolonial-Abteilung ein bedeutend größerer geworden ist, so ist der Direktor im Reichspostamt Sachse an seine Stelle für den Direktionsrat in Aussicht genommen.

— (Die Deutsch-Ostafrikanische Seehandlung). Unter den ostafrikanischen Küstenplätzen, welche sich jetzt einer besonderen Gunst erfreuen, nimmt Tanga eine der ersten Stellen ein, sowohl wegen des guten Hafens als wegen der Nähe von Usambara und des relativ günstigen Klimas. Wie bekannt, hat sich die Pflanzergesellschaft bereits bei Amboni niedergelassen, auch die evangelische ostafrikanische Mission dort Land erworben, ist die Magdeburger Faktorei dort etablirt, beabsichtigt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft dort Faktoreien einzurichten und hier den Ausgangspunkt für eine spätere Eisenbahn nach dem Usambaragebirge beginnen zu lassen, und werden die Herren der Hoffmann'schen Somali-Expedition dort Pflanzungen anlegen. Neuerdings werden aber noch mehr Anlagen dort beabsichtigt, zumal es sehr günstig ist, daß der erste deutsche Postdampfer in Tanga landet. Unter denselben wird jetzt auch die Deutsch-Ostafrikanische Seehandlung (mit dem Sitze in Wiesbaden) arbeiten, welche die Anbahnung von Handelsbeziehungen, Betrieb von Plantagen, Rhederei, gewerblichen Anlagen und Unternehmungen auf allen Gebieten des Verkehrswesens bezweckt. Auch wird die Gesellschaft nach Kräften bemüht sein, unsere evangelische Mission und unsere deutschen nationalen Interessen in Ostafrika möglichst zu fördern. Ihr Vertreter, welcher bereits mit dem am 23. Juli nach Ostafrika fahrenden Dampfer abreist, ist Herr Dr. jur. Karl Kaerger, welcher unseren Lesern durch seine Arbeiten über Brasilien wohlbekannt ist. Es ist als ein großer Fortschritt zu betrachten, wenn jetzt auch Leute in den Dienst der kolonialen Sache treten, die nicht einseitig praktisch oder theoretisch ausgebildet sind, sondern infolge ihrer ganzen Entwicklung beide Richtungen vereinigen. Gerade für die erste Kulturarbeit bedarf es nicht nur des Agronomen und des Kaufmanns, sondern in der Tropenkultur erfahrener, mit dortigem Leben vertrauter Männer, welche infolge ihrer Vorbildung sich leicht orientiren und, den Blick auf das Allgemeine gerichtet, doch das Besondere eingehend zu studiren befähigt sind. Wenn Tanga sich, wie es den Anschein hat, schnell entwickelt, so wird es auch nicht mehr lange dauern, bis die Postdampfer hier anlaufen müssen, zumal vor allen Dingen die deutsch ostafrikanische Linie den Bedürfnissen unserer Kolonisation Rechnung tragen soll.

— (Se. Majestät der Kaiser) hat, dem Kolonialblatt zufolge, dem Verein für evangelische Mission in Kamerun eine einmalige Zuwendung von 2000 Mark bewilligt.

— (Emil Metzger), unser geschätzter Mitarbeiter, ist plötzlich in Stuttgart verschieden. Im Jahre 1836 geboren, wandte er sich nach überstandenem Ingenieurexamen nach Holländisch-Indien, wo er fünfzehn Jahre lang, zuletzt als Chef der trigonometrischen Abteilung, thätig war. Er war einer der besten Kenner von Holländisch-Indien und sein Hinscheiden hinterläßt eine schmerzliche Lücke.

— (Eine südafrikanische Zeitung), die Nachfolgerin des eingegangenen „Kapland", ist in Kapstadt als das einzige Organ der Deutschen in Südafrika entstanden. Wir wünschen ihr den besten Erfolg, der auch sicher nicht ausbleiben wird, wenn sie ihr Programm voll zu erfüllen sich bestrebt: die Interessen der Deutschen in Südafrika zu vertreten, die deutschen Handels- und Kolonisationsbestrebungen in den ost- und westafrikanischen Gebieten zu fördern und die nationalen geistigen Güter aufrecht zu erhalten. Drucker und Verleger ist Hermann Michaelis in Kapstadt.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Juni.

Anderson, Ch. J. Lake Ngami, or explorations and discoveries during four years wanderings in the wilds of S. W. Africa. gr. 8°. XXIII. 433. With itl. Hurst & Blackett, London 1857.

Annuaire Statistique de la Province de Bneüos Ayres. Huitième année 1888. Ed. franc. gr. 8°. LXVIII. 380. Minist. d. Gouv. La Plata 1889. (Tauschexemplar.)

Annuario Estadistico de la Republ. de Costa Rica correspondiente al año de 1889. gr. 8°. Tipogrf. Nacional San José 1890. (Tauschexemplar.)

Australian Handbook, The (incorporating New-Zealand, Fiji, New-Gninea' Shipper's and Importers Directory & Business Gnide for 1890. gr. 8°. XXIV. 671—255. publ. by Gordon and Gotch, Loudon, Melbourne, Sydney and Brisbane 1890. (Von den Herausgebern.)

Bahse, M. F. Der deutsche Geschäftsverkehr mit Australien. 2. vermehrte Auflage, herausgeb. auf Veranlassung der Handelskammer in Leipzig. 8°. 27. Hinrichs'sche Buchhandlung. Leipzig 1890.

Berguer, Rud. Die Frage der Siebenbürger Sachsen. Heft 1 der Kolonialbibliothek herausgeb. von J. J. Kettler, Geogr. Inst. Weimar. (Vom Verleger.)

Blätter für die Freunde der evangelischen Mission in Kamerun. Herausgeb. von dem Verein für engl. Mission in Kamerun. Stuttgart. N. 1—5 Stuttgart 1887—1890.

Dalen, C. v. Prof. Englisch für Kaufleute. 2. Auflage. gr. 8°. 102. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdl. Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Deldeu Laërne, K. F. van Brazilie En Java. Verslag over de Koffiecultnur in Amerika, Azië en Afrika aangeboden aan Z. E. den Minister von Koloniën. XVIII. 625. 2 Kart. Martinns Nijhoff, s'Gravenhage. 1885.

Elm, Hugo. Reichskommissar H. Wißmann Ein Bild seines Lebens und Strebens. 8°. 32. Rich. Bertling, Dresden 1890. (Vom Verleger.)

Geographische Gesellschaft zu Hannover. Achter Jahresbericht 1887/89. 8°. 81. Druck von C. Küster, Hannover 1890. (Von der geogr. Gesellsch Tauschexemplar.)

Hamburgs Handel und Verkehr. Exporthandbuch der Börsenhalle 1888—90. gr. 8°. XI. 1124. Verlag der Aktiengesellschaft „Nene Börsen-Halle". Hamburg 1889. (Vom Herausgeber und Verleger.)

Hindorf, Dr. R. Leitfaden zur Erlernung der Malayischen Umgangssprache (Küstenmalayisch). 8°. 72. C. Heymanns Verlag. Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Her Maj. Col. Possess. No. 92 Bermuda, 93 St. Vincent, 94 St. Vincent, 95 Bahamas.

Ivens, Josef. Jahr- nnd Adressbnch der deutschen Kolonien in Chile. II. Jahrg. 1890. 8°. Sautiago de Chile. Selbstverlag. In Kommission für Europa Julius Klinkhardt, Leipzig. (Vom Herausgeber)

Martin, Dr. K. Über den jetzigen Stand der Kolonialverhältnisse in Chile. Sep.-Abdr. a. d. Mitteil. d. geogr. Gesellsch. f. Thüring. 2. Jena. 8°. 174/7.

Minutoli, J., Dr. Frhr. v. Portugal und seine Kolonien im Jahre 1854. 2 Bände. 8°. XIV. 445. IV. 540. J. G. Cotta'scher Verlag, Stuttgart und Augsburg 1855.

Muller, Hendrik P. N. Zuid-Afrika. Reiseerinnerungen. gr. 8°. VIII. 392. Mit viel. Illus'r. Zwei Karten. A. W. Sijthoff, Leiden 1890. (Vom Verleger.)

Patentgesetz, das, für das Deutsche Reich. Textausgabe. Kl. 8°. 28. C. Heymanns Verlag, Berlin 1877. (Vom Verleger.)

Peyret, Alexis, Une Visite anx Colonies de la Republ. Argentine. 8°. II. 372. Soc. anonyme de publications périodiques, Paris 1889. (Vom Verleger.)

Rust. Cpt. Lt. a. D. Die deutsche Emin Pascha-Expedition. 8°. 191. Mit 1 Karte. Fried. Luckhardt, Berlin 1890.

Scott, P. C., Stanley u. Emin Pascha. Die Geschichte der Befreiung Emin Paschas. Lief. 4 u. 5. (Schluß). J. Kraus, Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Staatsblad von Nederlandsch-Indië over het Jaar 1889. 8°. Landsdrukkery, Batavia 1890.

Universal- u. Spezial-Taschen-Atlas, herausgegeben von der Redaktion des „Deutschen Tageblattes", Berlin 1890.

Karten.

Hachette & Cie, Atlas de Géogr. Moderne Liv. 14: La France physique, Allemagne, Europe Centrale, Liv. 15: Enrope hygro métrique, Russie avec Roumalne, Turquie d'Asie Hachette & Cie. 1890. (Vom Verleger.)

Kettler, J. J., Generalkarte von Deutsch-Ostafrika u. den Nachbarländern. 2. Aufl. Lief. 2 Geogr. Inst. Weimar 1890. (Vom Verleger).

Merensky, A., Revd. Original Map of South Afrlca. rev. ed. 1:2 500 000 Hof-Landkart.-Handl. Simon Schropp. Berlin 1889.

Müllers Verkehrs-Karte von Mittel-Enropa 1:4 000 000, bearb. von Rud. Jenke. A. Müller Leipzig, Fröbelhaus. (Vom Verleger.)

Süd-Afrika bis zum Zambesi. Wandkarte 1:2 000 000. Herausgegeben von der „Deutschen Kolonial-Gesellschaft". Berlin 1890.

Die verehrlichen Vorstände der Abteilungen wollen etwaige, durch besonderes Anschreiben erbetene Bestellungen auf „Schneck, Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik" baldgefälligst der Zentrale übermitteln.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Beilage zu Nr. 16 der Deutschen Kolonialzeitung 1890.

Die Satzungen der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit den

in der Hauptversammlung vom 30. Juni d. J. beschlossenen Aenderungen.

I. Sitz der Gesellschaft.

Der Sitz der Deutschen Kolonialgesellschaft ist Berlin.

II. Zweck der Gesellschaft.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft verfolgt den Zweck:

1. die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuzuwenden und die Erkenntnis der Notwendigkeit derselben in immer weitere Kreise zu tragen;
2. die praktische Lösung kolonialer Fragen zu fördern;
3. deutsch-nationale Kolonisations-Unternehmungen anzuregen und zu unterstützen;
4. auf die geeignete Lösung der mit der deutschen Auswanderung zusammenhängenden Fragen hinzuwirken;
5. den wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Deutschen im Auslande mit dem Vaterlande zu erhalten und zu kräftigen;
6. für alle auf diese Ziele gerichteten, in unserem Vaterlande getrennt auftretenden Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden.

III. Zugehörigkeit und Beitragspflicht.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft besteht aus ordentlichen, außerordentlichen und Ehren-Mitgliedern.

Die Mitglieder haben das Recht, an allen Versammlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft teilzunehmen, und erhalten deren regelmäßige Veröffentlichungen unentgeltlich, mit Ausnahme des Falles Abschnitt IV Ziffer 3. Im Laufe des Jahres eintretende Mitglieder haben Anspruch auf die vor ihrem Eintritt erschienenen Veröffentlichungen nur, soweit letztere noch vorrätig sind.

A. Ordentliche Mitglieder.

1. Jedes in Deutschland oder Österreich-Ungarn wohnende ordentliche Mitglied hat einen Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark, jedes andere ordentliche Mitglied 8 Mark zu entrichten.

Mitglieder, welche einer am Orte ihres Wohnsitzes bestehenden Abteilung nicht beitreten, haben den Jahresbeitrag der Mitglieder der Abteilung zu zahlen. (Vergl. Abschnitt IV, Artikel 4.)

Kein Mitglied der Gesellschaft ist verpflichtet, über den satzungsmäßigen Jahresbeitrag hinaus außerordentliche Beiträge zu leisten; noch auch ist es über seinen einmaligen Jahresbeitrag hinaus haftbar.

Jedes Mitglied erhält eine auf seinen Namen lautende Mitgliedskarte und unterwirft sich durch Annahme derselben den Satzungen der Gesellschaft.

Vereine und Korporationen können unter besonderen, mit dem geschäftsführenden Ausschuß zu vereinbarenden Bedingungen in den Verein als ordentliche Mitglieder eintreten.

2. Personen, welche einen einmaligen Beitrag von mindestens 300 Mark an die Deutsche Kolonialgesellschaft zahlen, erhalten hierdurch die ständige Mitgliedschaft und sind zu weiteren Jahresbeiträgen nicht verpflichtet.

3. Der Austritt eines ordentlichen Mitgliedes kann nur bis zum 1. Oktober jeden Jahres, mithin 3 Monate vor dem Schlusse eines Rechnungsjahres, durch schriftliche Anzeige bei der Schriftleitung der Gesellschaft, bezüglich beim Vorstande der Abteilung, welcher das Mitglied angehört, mit der Wirkung für das folgende Jahr erklärt werden.

B. Außerordentliche Mitgliedschaft.

Zu außerordentlichen (korrespondirenden) Mitgliedern können durch den Vorstand solche Personen ernannt werden, von deren Mitwirkung derselbe sich besondere Vorteile für die Zwecke der Gesellschaft verspricht.

C. Ehrenmitglieder.

Zu Ehrenmitgliedern können durch den Vorstand solche Personen ernannt werden, welche sich hervorragende Verdienste um die Beförderung der Bestrebungen der Gesellschaft erworben haben.

IV. Abteilungen.

1. Unter Zustimmung des Ausschusses (V. 3) können für einzelne Teile des Deutschen Reiches (Städte, Kreise, Provinzen, Staaten) oder des Auslandes Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft gebildet werden. Jedes Mitglied einer Abteilung ist zugleich Mitglied der Gesammtgesellschaft. Die Satzungen der Deutschen Kolonialgesellschaft sind für alle Abteilungen und deren Mitglieder maßgebend. Die besonderen Satzungen der Abteilungen bedürfen der Genehmigung des Ausschusses der Gesellschaft.

2. Größere Bezirke umfassende Abteilungen können in den einzelnen Orten ihres Bezirks Ortsgruppen bilden, welche der Verwaltung der Abteilungen unterstehen. Abteilungen, welche in demselben geographischen Bezirk, Provinz, Staat liegen, können zu Gauverbänden zusammentreten.

Die Satzungen der Gauverbände bedürfen der Bestätigung des Ausschusses.

3. Die Abteilungen sind verpflichtet, bis spätestens zum 1. Juli jeden Jahres für jedes von ihnen gemeldete Mitglied 6 Mark kostenfrei an die Hauptkasse abzuführen. Insoweit diese Beiträge bis dahin noch nicht haben eingezogen werden können, sind die betreffenden Abteilungen gehalten, dem Büreau bis zum 1. Juli diejenigen Abteilungsmitglieder namhaft zu machen, welche trotz Aufforderung ihren Beitrag nicht gezahlt haben. Der Ausschuß ist berechtigt, die Lieferung der „Kolonialzeitung" für diese säumigen Mitglieder bis Zahlung des Beitrages einzustellen. Für diejenigen Mitglieder, welche erst nach dem 1. April einer Abteilung beigetreten sind, tritt an die Stelle des 1. Juli der 31. Dezember.

4. Die Abteilungen können zur Deckung ihrer besonderen Kosten den Mindestbetrag ihrer Mitglieder erhöhen und diesen Abteilungszuschlag zurückbehalten. Sie haben indessen 6 Mark für jedes Mitglied an die Hauptkasse kostenfrei abzuführen. Die über die Zuschlagsbeträge den Abteilungen zufließenden Mehrbeträge fallen, soweit seitens der Abteilungen keine anderweite Bestimmung getroffen ist, der Gesamtgesellschaft zu. Am Schlusse des Rechnungsjahres ist seitens der Abteilungen dem Hauptvorstande Abrechnung vorzulegen.

5. Abteilungen, welche mindestens 50 Mitglieder umfassen, haben das Recht, ein Mitglied in den Hauptvorstand zu entsenden; erreicht die Abteilung 200 Mitglieder, so erhält sie einen zweiten Sitz im Hauptvorstande, bei 300 und mehr Mitgliedern einen weiteren Sitz. Mehr als 3 Vertreter kann eine Abteilung nicht entsenden.

6. Die Abteilungen und Gauverbände sind verpflichtet, zu jeder öffentlichen Kundgebung oder sonstigen Maßnahme, welche mit einer Kundgebung des Vorstandes in Widerspruch steht oder Fragen von hervorragender Bedeutung betrifft, die Zustimmung des Ausschusses einzuholen. Insbesondere muß dies geschehen, wenn Abteilungen überseeische Unternehmungen aus Vereinsmitteln oder öffentlich unter dem Namen des Vereins anzuregen oder zu fördern beabsichtigen.

Falls der Ausschuß die Zustimmung zu einem derartigen Antrage nicht binnen 14 Tagen erteilt, ist die Abteilung berechtigt, aber auch vor Einleitung weiterer Schritte ver-

pflichtet, die Entscheidung des Vorstandes anzurufen. In solchem Falle muß die Einberufung zu dieser Vorstandssitzung spätestens in vierzehn Tagen erfolgen.

7. Sofern verschiedene Abteilungen über Vereinsangelegenheiten allgemeiner Art untereinander in Benehmen treten, hat die anregende Abteilung hiervon dem Ausschusse rechtzeitig Mitteilung zu machen.

V. Der Vorstand.

Die Gesellschaft wird vertreten durch den Vorstand. Der Vorstand wird im Anschluß an die Hauptversammlung durch die persönlich anwesenden Vertreter der Abteilungen gewählt. Jede Abteilung kann so viel stimmfähige Vertreter zu der Vorstandswahl entsenden, als sie Hunderte von Mitgliedern zählt. Das angefangene Hundert gilt als volles Hundert. Doch ist es auch jeder Abteilung gestattet, durch einen Delegirten die ihr zustehenden Wahlstimmen abgeben zu lassen. Eine Vertretung durch andere, der betreffenden Abteilung nicht angehörige Mitglieder ist dabei nicht gestattet.

Der Vorstand wird auf je drei Jahre gewählt und besteht aus 50 Mitgliedern, zu denen außerdem die auf Grund dieser Satzungen (IV. Nr. 5) dem Vorstande angehörigen Vertreter der Abteilungen hinzukommen. Der Vorstand hat das Recht, für den Zeitraum seiner Amtsführung die in der Hauptversammlung gewählte Zahl seiner Mitglieder durch Zuwahl bis auf 100 zu erhöhen, wobei die vorstehend bezeichneten Vertreter der Abteilungen nicht mitzuzählen sind.

2. Der Vorstand wählt aus seiner Mitte auf drei Jahre den Präsidenten, sowie vier stellvertretende Präsidenten, von denen der erste das Recht hat, den Titel zweiter Präsident zu führen.

3. Zur fortlaufenden Erledigung der Vereinsangelegenheiten, namentlich zur Beaufsichtigung des Büreaus, Überwachung der Kassengeschäfte, Bewilligung von Ausgaben (vergl. V. 7) innerhalb des Voranschlags, sowie zur Ueberwachung der Veröffentlichungen der Deutschen Kolonialgesellschaft ist ein Ausschuß bestimmt, welcher zu regelmäßigen Sitzungen zusammentritt. Der Ausschuß besteht aus dem Präsidium und höchstens 14, durch den Vorstand aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und wird auf die Dauer von 3 Jahren gewählt. Der Ausschuß hat das Recht, sich durch freie Zuwahl um 6 Mitglieder zu verstärken. Die Ergänzung des Ausschusses bei freiwilligem Rücktritt, Ableben ꝛc. muß in der nächsten Vorstandssitzung erfolgen. Der Ausschuß ist befugt, für einzelne Zweige seiner Thätigkeit besondere Abordnungen zu wählen.

4. Die Anstellung oder Entlassung der Beamten erfolgt durch den Präsidenten auf Antrag des Ausschusses.

5. Der Präsident beruft den Vorstand. Die Berufung muß erfolgen, falls sie von der Mehrheit des Ausschusses oder von mindestens 10 Mitgliedern des Vorstandes oder von einer oder mehreren Abteilungen, welche zusammen mindestens 1000 Mitglieder zählen, beantragt wird. Zur Gültigkeit eines Beschlusses des Vorstandes ist die Anwesenheit von mindestens 15 Mitgliedern desselben erforderlich. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende.

6. Die Einladung zu einer Vorstandssitzung muß mindestens vierzehn Tage vor dem Tage der Sitzung brieflich erfolgen. Die Einladung muß die Tagesordnung enthalten. Anträge der Mitglieder, welche auf der Tagesordnung nicht aufgeführt sind, können erst nach Erledigung der vom Ausschuß festzustellenden Tagesordnung und nur dann zur Beratung kommen, wenn kein Mitglied widerspricht. Anträge von Vorstandsmitgliedern, welche bei Feststellung der Tagesordnung vorliegen, müssen in die Tagesordnung aufgenommen werden.

7. Der Vorstand hat alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Gesellschaft selbständig zu erledigen. Er faßt bindende Beschlüsse über Alles, was die Zwecke der Gesellschaft fördern kann, und hat das Recht, über Verträge im Namen der Gesellschaft zu beschließen. Letzteres Recht kann der Vorstand dem Ausschuß übertragen. Der Vorstand verfügt über die eingegangenen Gelder für die Zwecke der Gesellschaft, soweit nicht dem Ausschuß durch Vorstandsbeschluß oder durch die Satzungen das Recht der Geldverfügung überlassen ist.

VI. Die Hauptversammlung.

1. Die Gesamtheit der Mitglieder bildet die Hauptversammlung. Letztere verhandelt in ordentlichen und außerordentlichen Hauptversammlungen über die Angelegenheiten der Gesellschaft und beschließt über dieselbe mit Stimmenmehrheit.

Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende.

2. Alljährlich muß eine ordentliche Hauptversammlung abgehalten werden. Alle Hauptversammlungen werden vom Präsidenten in Übereinstimmung mit dem Vorstande oder auf Beschluß des Vorstandes einberufen.

Die ordentlichen Hauptversammlungen finden aber an dem von der vorhergehenden ordentlichen Hauptversammlung bestimmten Orte statt; mindestens in jedem dritten Jahre muß die ordentliche Hauptversammlung in Berlin stattfinden. Die Einladung an die Mitglieder erfolgt in dem Organ der Gesellschaft mindestens vier Wochen vor dem Tage der Hauptversammlung mit Angabe der Tagesordnung. Den Vorsitz derselben führt der Präsident oder dessen Stellvertreter.

3. Jede Abteilung hat das Recht, Anträge auf die Tagesordnung der Hauptversammlung zu bringen. Dieselben sind mindestens drei Wochen vor dem Tage der Hauptversammlung beim Präsidenten einzureichen. Dasselbe Recht steht jedem Mitgliede zu, falls sein Antrag von mindestens 20 andern Mitgliedern unterstützt wird. Diese Anträge sind vom Vorstande wenigstens 2 Wochen vor der Hauptversammlung im Organe der Gesellschaft zu veröffentlichen.

4. Über Gegenstände, welche nicht auf der Tagesordnung stehen, darf in der Hauptversammlung nur dann Beschluß gefaßt werden, wenn auf Antrag des Vorstandes die Angelegenheit von zwei Drittel der anwesenden Mitglieder für dringend erklärt wird.

5. Der Hauptversammlung ist Bericht über die Thätigkeit des Vorstandes zu erstatten. Sie wählt 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr.

6. Die Wahlen in der Hauptversammlung werden durch Stimmenmehrheit in geheimer Abstimmung vollzogen. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Falls kein Mitglied widerspricht, kann die Wahl durch Zuruf erfolgen.

7. Vertretung der Mitglieder in der Hauptversammlung ist unstatthaft.

Die Mitgliedschaft wird durch Vorzeigung der Mitgliedskarte ausgewiesen.

8. Die von der Hauptversammlung gefaßten Beschlüsse sind, soweit sie den Bestimmungen der Satzungen nicht widersprechen, für alle Mitglieder bindend.

VII. Abänderung der Satzungen und Auflösung der Gesellschaft.

Anträge, welche eine Satzungsänderung enthalten oder die Auflösung der Gesellschaft bezwecken, müssen dem Vorstande mitgeteilt und von diesem mindestens vier Wochen vor der Hauptversammlung in dem Organ der Gesellschaft veröffentlicht sein. Sie können nur durch eine Mehrheit von zwei Dritteilen der in der Hauptversammlung anwesenden Stimmberechtigten zum Beschluß erhoben werden.

Die Hauptversammlung beschließt im Falle der Auflösung der Gesellschaft über die Verwendung des vorhandenen Gesellschaftsvermögens.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 17. Berlin, 9. August 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Denkschrift über die Beweggründe zu dem deutsch-englischen Abkommen. — Dr. Peters. — Das deutsch-englische Uebereinkommen vom 1. Juli 1890 vom Standpunkte des Staatsrechts und Völkerrechts aus betrachtet. — Der Nordwesten Deutsch-Ostafrikas. — Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Bremen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Quittungen.

Die Denkschrift über die Beweggründe zu dem deutsch-englischen Abkommen,

welche nach Annahme der Helgolandbill im englischen Parlament im Reichsanzeiger veröffentlicht worden ist, bringt in einer sehr klaren und geschickten Gruppirung die verschiedenen Momente herbei, welche für die Politik der Regierung in dieser neuen Phase maßgebend waren, ohne aber wesentlich Neues zu enthalten, was das Urteil über den Vertrag, wie es von seiten der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Köln ausgesprochen worden ist, modifiziren könnte. Da die Denkschrift die weiteste Verbreitung in der Presse gefunden hat, so können wir von einer Veröffentlichung des ganzen Aktenstückes absehen, und wollen uns nur darauf beschränken, die Hauptgesichtspunkte hervorzuheben.

Die Denkschrift beginnt mit der Betonung der Notwendigkeit, die Wirkungen der Differenzen in kolonialen Angelegenheiten mit England sich nicht bis auf die allgemeine Politik fortsetzen und diese dadurch gefährden zu lassen, und stellt dies als das vornehmste Ziel der Verhandlungen hin. „Der Gedanke, um eines kolonialen Zwistes willen in letzter Instanz zum Zerwürfnisse mit England gedrängt werden zu können, durfte keinen Raum gewinnen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß unser kolonialer Besitz materiell bei weitem nicht wertvoll genug ist, um etwa gar die Nachteile eines den beiderseitigen Wohlstand auf das tiefste erschütternden Krieges aufzuwägen! Aber nicht blos der Krieg mit den Waffen in der Hand mußte vermieden werden, auch die Verfeindung der Nationen, die Verbitterung der Stimmung in weiteren Interessentenkreisen, die diplomatische Fehde durften in unserem kolonialen Besitz keinen Boden finden. Wir wünschen dringend, die alten guten Beziehungen zu England auch auf die Zukunft zu übertragen. Wie weit Gemeinsamkeit der Interessen oder verbriefte Verträge im Stande sind, in unserer schnelllebenden Zeit die Politik der Staaten über allen Wechsel der Personen und der Verhältnisse fort auf längere Zeiträume fest zu binden, mag dahin gestellt bleiben. Zweifellos aber wird das sicherste Mittel für ein freundliches Einvernehmen zwischen zwei Staaten auf die Dauer darin gesucht werden können, daß man sich bestrebt, alle diejenigen Punkte zu finden und zu begleichen, welche, die Keime künftiger Verwickelungen in sich tragend, die Nationen mit der Zeit einander entfremden könnten. Je mehr die Politik mit nationalem Empfinden, mit gesteigertem Ehrgefühl der Völker zu rechnen hat, um so mehr muß sie danach trachten, schon früh die ersten Anfänge nationaler Verstimmungen zu entfernen."

Diese Gesichtspunkte an sich sind der allgemeinen Zustimmung sicher, doch nur unter der Bedingung, daß eine gewisse Gegenseitigkeit verbürgt wird. Aus den Bestimmungen des Vertrages gewinnt man aber nicht den Eindruck, daß dies von englischer Seite in gleicher Weise geschehen sei. Die Bedeutung des ganzen Abkommens auch in Zukunft und die Frage, inwieweit es die deutschen Interessen in Afrika wirklich schädigt oder nicht, hängt wesentlich davon ab, ob bei Ausführung der Bestimmungen des Abkommens, die vielfach zu Streitigkeiten Veranlassung geben wird, die Friedensliebe auch nur einseitig oder in überwiegendem Maße von Deutschland bethätigt werden wird oder nicht. Wenn die Aufnahme des Vertrages seitens der Bevölkerung das sicherste Kriterium für seine größere und geringere Vortrefflichkeit ist, so bleibt eben die Thatsache bestehen, daß die Engländer vollständig, die Deutschen nur zum Teil befriedigt sind, und, so weit wir sehen, auch die Veröffentlichung der Denkschrift in dieser Hinsicht nichts geändert hat.

Auf die einzelnen Gebiete übergehend, führt die Denkschrift aus, daß die Festsetzung der deutsch-englischen Grenze des Togogebietes den deutschen Verkehr mit dem Hinterlande sichere und bedeutend leichter gestalte, und daß die, durch bisher streitiges Gebiet führende Karawanenstraße nunmehr in anerkannt deutschem Gebiet liege, was nur durch die Nachgiebigkeit Englands zu erreichen war, welches dort schwer zu bestreitende Ansprüche hatte. Für die Entwickelung des Handels ist diese Abmachung sicher ein Vorteil. Das Gebiet um Salaga ist bekanntlich neutralisirt worden und es heißt, daß jedenfalls Deutschland Unternehmungen gegenüber, welche diese Neutralität berühren könnten, auf Grund der von dem Hauptmann v. François geschlossenen Schutzverträge das Recht der Priorität zu beanspruchen haben würde. Diese Stelle dürfte sich auf etwaige französische Ansprüche beziehen, welche auf Grund der von Kapitän Binger im Jahre 1888 abgeschlossenen Verträge erhoben werden könnten. In dem genannten Jahre hatte Binger Wagadhogo, die Hauptstadt von Moschi, besucht, welcher sich Hauptmann v. François bis auf einige Tagereisen genähert hatte. Der nördlichste, von dem letzteren erreichte Punkt ist Sürma. Wie es heißt, erstrecken sich die zwischen England und Frankreich geführten Unterhandlungen über Abgrenzung der Interessensphären, welche aus Anlaß des deutsch-englischen Abkommens in Fluß gekommen sind, auch auf Westafrika, so daß möglicher Weise diese Klausel später von Wichtigkeit wird.

Was Kamerun anbetrifft, so heißt es nach einem Überblick über die günstige Entwickelung des Landes in der Denkschrift, daß die getroffene Bestimmung, wonach der Durchgangsverkehr zwischen den deutschen und englischen Gebieten und dem Tschadsee frei sein und keiner Transitabgabe unterliegen solle, sich nach Beseitigung des Zwischenhandels als äußerst nützlich für Kamerun erweisen dürfte. Durch dieselbe würde, auch wenn englische Unternehmungen in jenen Ländern Deutschland zuvorkommen sollten, dem Handel unseres Schutzgebietes der freie Verkehr mit den in diesen Gegenden angesiedelten reichen mohamedanischen Völkerschaften offen gehalten. Mit einer solchen Bemerkung wird gewissermaßen das Feld geräumt und den englischen Bewerbern um den Tschadsee eine Anwartschaft auf diese Gebiete gegeben. Daß sie sich dies zu Nutzen machen werden, geht schon daraus hervor, daß die Royal Niger Company mit dem Königreich Borgu einen Vertrag abgeschlossen haben will, welcher dasselbe unter englische Flagge stellt. Ferner sind nach einer auf der Generalversicherung der Royal Niger Company aufgestellten Behauptung Verträge mit den Kaiserreichen Sokoto und Gandu abgeschlossen worden, durch welche der Kompanie vollständige Jurisdiktion übertragen wird über alle Personen, welche der Nationalität derselben nicht angehören. Da nun die Royal Niger Company bereits Ansprüche auf das rechte Ufer des Benue oberhalb Yola erhebt, so scheint man eine Ausdehnung unserer Interessensphäre nach dem Tschadsee so gut wie aufgegeben zu haben. Außerdem gehen auch die Franzosen mit der Absicht um, vom Ubangi nach Norden zu dringen, zu welchem Zwecke bereits der französische

Reisende Crampel, welcher vor zwei Jahren den nördlichen Teil von Gabun erforschte und dabei unser Hinterland berührte, unterwegs sein soll. In diesem Augenblicke, da die französische Presse für eine Ausdehnung des französischen Besitzes in Westafrika Stimmung zu machen sucht, ist es angebracht, auf eine französische Auffassung hinsichtlich Kameruns hinzuweisen. Selbst in den wissenschaftlichen kolonialen französischen Zeitschriften findet man nämlich die Legende sich herausbilden, daß der 15. Grad östlicher Länge von Greenwich die östliche Grenze unserer Kamerunkolonie sei. Die Franzosen gehen dabei von der Ansicht aus, daß das ganze Land zwischen dem 15. Längengrade und dem Ubangi, an dem sie bereits einige Stationen haben, ihnen gehöre.

Gegenüber diesen Ansprüchen der Franzosen aber, welche uns auf den 15. Grad beschränken wollen, ist es an der Zeit, energisch zu erklären, daß die deutsche Regierung sich in dem Protokoll vom 24. Dezember 1885 nur verpflichtet hat, sich einer jeden politischen Einwirkung südlich von einer Linie zu enthalten, welche den Camposfluß von seiner Mündung bis zu dem 10. Grad östlicher Länge von Greenwich und von diesem Punke ab dessen Breitenparallel bis zu dem Schneidepunkte des letzteren mit dem 15. Grad östlicher Länge von Greenwich folgt. Bei der überraschenden Schnelligkeit, mit welcher heute in vor kurzem noch ganz unbekannten Gebieten Abgrenzungen vorgenommen und Interessensphären geschaffen werden, werden wir uns so wie so bald mit Frankreich über des Grenzen des Hinterlandes von Kamerun und des französischen Congo auseinandersetzen müssen. Man könnte fast sagen, daß der gegenwärtige Augenblick dazu besonders günstig ist, da jetzt überall über Gebiete bestimmt wird, welche auf gewaltige Strecken hin noch nie eines Weißen Fuß betreten hat.

In Bezug auf Südwestafrika deckt sich die Auffassung der Denkschrift, daß das Schutzgebiet namentlich in denjenigen Teilen, welche sich vom Hererolande südwärts etwa bis zum 26. Grad südlicher Breite erstrecken, zur Besiedelung durch deutsche Ackerbauer und für Viehzucht wohl geeignet sei, mit unserer Auffassung. Die Voraussetzung sei aber, daß für die nötigen Transportwege gesorgt und dem Absatz ein entsprechender Ausgang geschaffen werde. Aus diesem Passus dürfte wohl abzuleiten sein, daß die kaiserliche Regierung die Anstrengungen, welche gemacht werden, dieses Land der deutschen Kolonisation zu erschließen, in Zukunft unterstützen wird. Was über den Wert oder vielmehr Unwert von Walfischbai gesagt ist, hat wohl seine Richtigkeit, da der Hafen in der That immer mehr versandet. Richtig ist ferner, daß die Behauptung, der Hafen bilde einen zweckmäßigen Ausgangspunkt für den Weg in das Innere, der von hier aus sich am kürzesten gestalte, in dieser Allgemeinheit fragwürdig ist. Ein genauer Kenner des Landes hat dem Schreiber dieses schon früher erklärt, daß er den Wert von Walfischbai nicht all zu hoch anschlage, da derselbe hauptsächlich nur in der Bedeutung von Otjimbingue bestehe. Immerhin bleibt die Walfischbai ein Pfahl im deutschen Fleische, da die Kapregierung noch am 31. Juli einen Antrag von Sir Thomas Upington, welcher dahin geht, daß die Kapkolonie irgend welche Einmischung in die direkte Kontrole des Kapparlamentes über das Walfischbaigebiet zurückweisen würde, einstimmig angenommen hat. Die Politik der Kapregierung, welche infolge der Afrikander-Politik des neuen Generalgouverneurs Cecil Rhodes darauf ausgeht, die Deutschen aus Südwestafrika herauszudrängen, kann uns nicht nur in Walfischbai, sondern auch in unserer südöstlichen Ecke des Schutzgebietes Schwierigkeiten machen, wo sich jetzt Dr. Göring aufhält, um die Verhältnisse zu regeln.

Bezüglich Witulandes wird uns bereits Bekanntes näher ausgeführt, die Ansprüche des Sultans von Witu auf Manda und Patta werden als sehr unsicher hingestellt, er selbst als ein ganz unbedeutender Fürst geschildert, dessen Herrschaft nach dem Innern zu nur eine mäßige Ausdehnung habe. Selbst Hohenzollernhafen findet keine Gnade mehr, wie auch die Produktion dieses Gebietes als möglichst geringfügig bezeichnet wird. Die Absicht tritt zu offen zu Tage, als daß sie überzeugend wirken könnte; in der Behandlung der Witufrage hat bereits seit Jahren die deutsche Politik keine Lorbeeren erringen können.

Soweit das Abkommen die deutsch-ostafrikanische Interessensphäre betrifft, beruht es auf Abmachungen, welche 1886 und 1889, also noch vom Fürsten Bismarck, getroffen wurden und es findet sich die Mitteilung, daß deutscherseits Mitte 1887 in London erklärt worden wäre, wir seien bei dem Abkommen von 1886 von der Voraussetzung ausgegangen, daß England uns für die Zukunft überhaupt südlich des Viktoria-Sees und östlich vom Tanganyika- und Nyassa-See freie Hand lassen würde. Die englische Regierung erklärte ihr Einverständnis mit dieser Auffassung unter der Voraussetzung, daß auch die deutsche Regierung im Rücken der englischen Interessensphäre keine Erwerbungen zulassen werde. Die deutsche Regierung acceptirte dies. In einer vom Auswärtigen Amte inspirirten Note des Grafen Hatzfeldt an Lord Salisbury vom 19. August v. J. heißt es in dieser Beziehung:

„In Betätigung dieser Auffassung hat die Kaiserliche Regierung bei Gelegenheit einer von deutscher Seite beabsichtigten Expedition zum Entsatz von Emin Pascha ausdrücklich erklärt, daß Uganda, Wadelai und andere nördlich des ersten Grades südlicher Breite gelegenen Gebiete sich außerhalb des Bereiches deutscher Kolonialbestrebungen befinden."

So erklärt sich die vielbedauerte Aufgebung Ugandas nicht aus dem Mangel an Würdigung dieses Landes durch die jetzige deutsche Staatsleitung, sondern daraus, daß sie diese Besitzergreifung gar nicht mehr in Aussicht nehmen konnte. Als Grundgedanke der Vereinbarung wird die Sicherung eines zusammenhängenden Besitzes hingestellt, wo für unsere Kulturarbeiten noch für ein halbes Jahrhundert hinreichender Stoff vorhanden sein werde. Den kühnen Männern, welche, von Begeisterung getragen, jene weiten Gebiete für Deutschland erworben haben, gebühre unsere vollste Anerkennung. Aber die Periode des Flaggenhissens und des Vertragschließens müsse beendet werden, um das Erworbene nutzbar zu machen. Nach Abtretung des Küstenstrichs könne die Regierung aus dem Kriegszustand allmählich zu unmittelbarer Reichsverwaltung übergehen und in Gemeinschaft mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu friedlicher Arbeit schreiten. Die Regierung habe nun erst die Möglichkeit, ihren Willen, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in die Höhe zu bringen, zu bethätigen, und die Geldmittel zu erwirtschaften, welche Reichszuschüsse entbehrlich machen. Es stehe zu hoffen, daß die Herstellung klarer Verhältnisse und das Gefühl der Sicherheit unter dem Schutze der Regierung auch dem Kapital einen neuen Antrieb gewähren werde, sich jenen Gebieten zuzuwenden. — Dem Bestreben der Regierung wird in dieser Hinsicht jeder Kolonialfreund gern zustimmen.[1]) Hinsichtlich des Protektorats über Sansibar beginnt die Auseinandersetzung mit einer historischen Entwicklung über die langjährigen Beziehungen Englands zu dem Sultanat und die Schwierigkeit für uns angesichts der bekannten Deklaration vom 10. März 1862, welche für England noch manche Unannehmlichkeiten mit Frankreich im Gefolge haben wird, dort gegenüber England und Frankreich festen Fuß zu fassen. Wenn es aber heißt, daß bei dieser Sachlage es um so weniger Bedenken habe, einer befreundeten Macht das Protektorat über Sansibar und Pemba zuzugestehen, als kein Grund zu der Annahme vorliege, daß deutsche Firmen und Personen auf der Insel unter englischem Schutz schlecht stehen werden, so wagen wir dies doch im Hinblick auf solche Vorgänge, wie den „Fall" Hönigsberg und die Fiji land claims durchaus zu bezweifeln.

Was gegen die Ansicht, Sansibar habe eine die Küste beherrschende Stellung, gesagt wird, deckt sich mit den Ausführungen des Herrn Konsul Vohsen; die Erfahrung wird erst zu zeigen haben, welche Auffassung von dem Werte der Insel die richtige war. Die Bemerkungen über Afrika schließt die Denkschrift mit dem Satz, daß „gewisse Enttäuschungen unvermeidlich waren bei dem Übergang aus dem ersten Aufwallen kolonialer Ideen zur ernsten in ihren Zielen begrenzten Arbeit."

Der auf Helgoland bezügliche Teil der Denkschrift ist sehr instruktiv und sachlich bedeutsam. Nur um der hier niedergelegten Ausführungen willen ist die Publikation des Aktenstücks ohne Zweifel bis zu dem Augenblick verschoben worden, wo in England das letzte Siegel unter das Abkommen gesetzt war. Hätte die dortige Opposition und hätten namentlich die britischen Kolonialinteressenten die wirkliche Bedeutung der Insel für die Verteidigung Deutschlands gekannt, wie sie jetzt in der Denkschrift hervortritt, wer weiß, ob es ihrer rührigen Agitation nicht gelungen wäre, eine Mehrheit für die Erhöhung des Preises zusammenzubringen. Was bisher nur andeutungsweise und ohne erkennbare Autorität aus Marinekreisen verlautete, daß nämlich der Nordostseekanal auch nach der Vollendung durchaus noch nicht die Vereinigung der deutschen Schiffsstreitkräfte in Nord- und Ostsee verbürgen würde, so lange eine feindliche Flotte bei Helgoland einen Stützpunkt finde, wird von der Denkschrift der Regierung lediglich bestätigt. Es wird auch ferner bestätigt, daß bereits der Plan zur Anlegung eines zweiten Kanals zwischen Wilhelmshaven und Kiel bestand, um eine bei Helgoland ankernde feindliche Flotte zu umgehen,

[1]) Die „Freisinnige Zeitung", welche sonst dem Abkommen in jeder Beziehung zustimmt, bemerkt hierzu: „Die Fassung dieser Stelle läßt die Frage offen, ob die Regierung auch noch ferner die Absicht hat, die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft aus Reichsmitteln zu unterstützen. Der Wille, die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in die Höhe zu bringen, ist unseres Erachtens genugsam betätigt worden durch die Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes und durch die hierzu vom Reichstag bewilligten Gelder. Nach der Niederwerfung des Aufstandes kann unseres Erachtens von einer weiteren materiellen Unterstützung der Gesellschaft durch die Regierung keine Rede sein. Im Gegenteil, die Aufgabe der Gesellschaft wird es in erster Linie sein, die durch den Aufstand verursachten Kosten nach Möglichkeit zurückzuerstatten, und zwar um so mehr, als der Aufstand tatsächlich lediglich durch die Ungeschicklichkeit der Beamten der Gesellschaft entfacht worden ist."

ein Unternehmen, das ungeheure Kosten verschlungen haben würde. Viele Millionen sind dem Deutschen Reiche durch den Erwerb Helgolands mithin erspart worden, was zwischen den Zeilen der Denkschrift unschwer herauszulesen ist.

Dr. Peters.

Aus Mlala (2 Märsche bis Muininsagara), den 23. Juni 1890, hat Dr. Peters dem geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees einen Bericht erstattet, welchem wir Folgendes entnehmen:

„In Mpuapua traf ich endlich Emin Pascha, ein bewegender Abschluß meiner Expedition. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich nach der fürchterlichen Willensanspannung des letzten Jahres aufs Tiefste erschüttert war. Und ich hatte das Gefühl, daß auch Emin Pascha nicht unbewegt blieb.

Zwei Tage waren wir zusammen, und wir haben dort Abmachungen getroffen, welche den politischen Zweck meiner Expedition noch in letzter Stunde wesentlich erreichen. Ich bitte um die Erlaubnis, dies ganze Gebiet meiner Arbeit dem hochverehrten Ausschuß persönlich vortragen zu dürfen.

Die Anerkennung, welche der verehrliche Ausschuß meiner Arbeit zollt, hat mich außerordentlich erfreut. Ich kann soviel gestehen, daß ich, welche bitteren Empfindungen mancher Art ich auch nach Afrika hineintrug, doch mir stets bewußt gewesen bin, im nationalen Interesse zu arbeiten, und entschlossen, wenn nötig dies auch mit meinem Herzblut zu besiegeln. Dank aber empfinde ich gegenüber dem verehrlichen Komitee und seinem Ausschuß im Innern meiner Seele, für den treuen Rückhalt, den ich in kritischen Stunden dort gefunden habe. —

Ich fand in Mpuapua, daß meine telegraphische Mitteilung: „Christenpartei returned" nicht ganz verstanden wurde, da sie mit Stokes Thätigkeit zu konkurriren schien. Ich gebe demnach folgende Daten:

Mwanga mit Stokes Hülfe schlug Karema am 4. Oktober 1889. Dann ging Stokes, glaube ich, ab. Am 22. November 1889 schlug jedenfalls Karema mit den Wanjoro die Christenpartei total und jagte sie alle auf die Inseln des Nyanza. Am 10 Februar 1890 gewannen die Askaris Mwangas einen Vorteil über die Wanjoro und Karema und jagten sie vom Nyanza. Indes blieb Karema im Nord-Uganda stehen und die Christen blieben auf den Inseln, weil der Sieg nicht entscheidend genug war. Am 18. Februar 1890 ging ich über den Nil. Vor unserem Anmarsch, mit seinen extravaganten Gerüchten, zog sich Karema nach Unjoro zurück und erst, als ich in Kisallo sallo, eine Meile nördlich von Meugo stand, in der Nacht vor meinem Eintreffen, kehrte der Hof mit den Europäern zurück. Ich bin Träger eines Schreibens von Mwanga an Seine Majestät den Kaiser und an den König der Belgier.

Von Ukumbi marschirte ich auf dem kürzesten Wege — 7 Tage näher als der bequemere Weg über Usongo, Stanleys Route — nach Ugogo: Route Nera, Busika, Wembwere-Steppe, Iramba, Ussure, Uweriweri. Die Route in ihrem Zusammenhang ist neu, wenn auch in einzelnen Teilen von Stanley, Fischer und Wilson durchzogen. Ich Nera hatte ich ein Scharmützel mit den Wasekke. In Usika, Iramba, Ussure machte ich Unterwerfungsverträge und hißte die Flagge. — In Mukalale kam Muhamed bin Omari, ein Tabora-Araber, um seinen Tribut zu zahlen. In Mtive jagten die Wagogo meine Leute vom Wasser, weil ich kein Hongo bezahlt hätte. Als sie indeß feindlich gegen unser Lager anstürmten, wiesen wir sie mit blutigen Köpfen zurück, worauf Frieden gemacht wurde. Am folgenden Tage traf ich bei Makenge, dem gefürchteten Sultan des Landes, ein. Derselbe ließ mir Friedensanerbietungen machen, griff aber plötzlich, als wir bei Tisch saßen, mit 12—1500 Mann, teilweise mit Flinten bewaffnet, unser Lager an. Wir verjagten sie in halbstündigem Kampf, und ich griff die Herren dann meinerseits in ihren Dörfern an, indem Herr von Tiedemann zum Schutz des Lagers blieb. In vierstündigem Kampf in der glühenden Hitze gelang es mir, die Wagogo aufs Haupt zu schlagen, wobei 50 derselben fielen. Ich drohte nun, so lange zu bleiben, bis kein Mensch mehr im ganzen Lande lebe. Dies hätte ich gar nicht gekonnt, weil meine Leute ihre Munition schon verschossen hatten. Da schickte Makenge seinerseits in der Nacht Hongo (Tribut), indem er um Frieden bettelte: 2½ Frasilah Elfenbein, 38 Schlachtochsen, 10 Schafe, Honig ꝛc. ꝛc Am folgenden Tage schickte sein Sohn 20 Ochsen. So hatte ich wieder eine Heerde, die ich mit an die Küste bringe. Von der heißen Sonne und dem vielen Schießen verlor ich zwei Tage mein Gehör und hatte eine Art Sonnenstich. Stanley hatte sich bequemt, an Makenge Hongo zu zahlen. Nun riefen mich eine Wanjamwesi und eine Araberexpedition, die in der Nähe lagen, zum gemeinschaftlichen Führer aus, und so hatte ich plötzlich über 2000 Mann zur Verfügung. Kein Mgogo mehr zu sehen bis Mpuapua hin."

Soweit der Bericht unseres kühnen Reisenden! Dr. Peters hat inzwischen die Rückreise nach Europa angetreten und wird wahrscheinlich in der zweiten Hälfte dieses Monats in der Heimat wieder eintreffen, nachdem er 1½ Jahre lang im Dienste einer großen Sache Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatte. Dr. Peters hat die ihm gestellte Aufgabe, soweit es an ihm lag, mit einer Hingebung, Ausdauer und Umsicht gelöst, die Bewunderung verdienen. Er darf bei seiner Rückkehr der wärmsten Anerkennung seitens aller Derjenigen versichert sein, welche Nationalgefühl genug besitzen, um stolz darauf zu sein, wenn ein deutscher Landsmann in fernen Ländern sich durch Kraft und Heldenmut in dem Maße auszeichnet, wie es Peters gethan hat.

Das deutsch-englische Übereinkommen vom 1. Juli 1890 vom Standpunkte des Staatsrechts und Völkerrechts aus betrachtet.

Von Karl von Stengel, Professor der Rechte.

Das deutsch englische Übereinkommen vom 1. Juli hat von dem Augenblicke an, als der wesentliche Inhalt der zwischen Deutschland und England getroffenen Vereinbarungen durch ein Extrablatt des Reichs-Anzeigers vom 17. Juni d. J. bekannt gemacht wurde, alle Kreise, in denen das Interesse für unsere Kolonien lebendig ist, mächtig erregt. Es lag in der Natur der Sache, daß zunächst nur die wirtschaftliche und politische Seite des Übereinkommens ins Auge gefaßt und demgemäß betrachtet wurde, welche Wirkungen der Vertrag auf die Entwickelung der deutschen Kolonialpolitik überhaupt und die Zukunft unserer ostafrikanischen Schutzgebiete insbesondere äußern werde. Diese Betrachtung führte im wesentlichen zu einer abfälligen Beurteilung des Übereinkommens. Um jedoch ein in jeder Hinsicht erschöpfendes Urteil zu gewinnen, ist es notwendig, das Übereinkommen auch vom Standpunkte des Völkerrechts und Staatsrechts einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, welche Rechte das Deutsche Reich durch das Übereinkommen erworben, bezw. aufgegeben hat. Die Beantwortung dieser Frage hängt im wesentlichen von der Vorfrage ab, welche Rechte dem Deutschen Reiche in Bezug auf das Schutzgebiet im allgemeinen und die durch das Übereinkommen betroffenen Schutzgebiete insbesondere zustehen. Betroffen sind durch das Übereinkommen aber die sämtlichen afrikanischen Kolonien Deutschlands, während sich der Vertrag auf die in der Südsee gelegenen nicht bezieht.

Was nun zunächst das Schutzgebiet der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft anlangt, so kommen vor allem die Gebiete in Betracht, welche Dr. Peters durch verschiedene im November und Dezember 1884 mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Usegnha und Ukami abgeschlossene Verträge erworben hat. Diese etwa 2500 Quadratmeilen umfassenden, von dem unter der Oberhoheit des Sultans von Sansibar stehenden Küstenstreifen bis zum 36. Grad östl. Länge nach Westen sich erstreckenden Gebiete sind durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 25. Februar 1885 ausdrücklich „unter den Schutz des Deutschen Reiches" gestellt worden.

In den Jahren 1885 und 1886 gelang es aber den Vertretern der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durch eine ganze Anzahl von Verträgen mit eingeborenen Herrschern ihr Gebiet sehr erheblich zu erweitern. Zuerst wurden a) die nördlich und nordöstlich von dem im Schutzbriefe vom 27. Februar 1885 erwähnten Gebiete gelegenen Länder Usambara, Bondei, Para, Ugono und Dschagga, Aruscha und Kahe erworben; ferner b) teils im Süden und Südwesten des erwähnten Gebiets die Länder Khutu, Usaramo, Ubama, Maheuge, Wamaschonde und Wagindo, c) teils im Norden und Nordosten die Länder Girgama, Sabaki, Gala, Ukamba und Kasi, d) endlich nördlich des Tanaflusses ein großer Teil der Somaliländer bis zu dem am Golf von Aden gelegenen Bender-Gasen. Infolge dessen erstreckten sich die Erwerbungen der Gesellschaft vom Fluß Rovuma im Süden (11 Grad südlicher Breite) bis zum Kap Guardafui (12 Grad nördlicher Breite) und im Golf von Aden bis zum 49. Grad östlicher Länge (Bender-Gasen), während im übrigen die Grenze im Westen ziemlich unbestimmt war. Im Osten wurden die Erwerbungen der Gesellschaft durch den unter der Hoheit des Sultans von Sansibar stehenden Küstenstreifen im Somaligebiet, aber durch das Meer begrenzt.

Ehe noch irgend eine Anerkennung dieser nach dem Erlasse des Schutzbriefes liegenden Erwerbungen der Gesellschaft seitens der Reichsregierung erfolgt war, schlossen Deutschland und England das Übereinkommen vom 29. Oktober / 1. November 1886 über eine Abgrenzung ihrer Interessensphären in Ostafrika ab.

Dieses Übereinkommen enthielt zunächst die Anerkennung der unter der Hoheit des Sultans von Sansibar stehenden Inseln und Küstenstrecken und bezog sich im übrigen auf dasjenige Gebiet, das im Süden durch den Rovuma-Fluß (Kap Delgado) und im Norden durch eine Linie begrenzt wird, welche, von der Mündung des Tanaflusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkt des Äquators mit dem 38. Grade östlicher Länge folgt und dann in grader Richtung bis zum Schneidepunkte des 1. Grades nördlicher Breite mit dem 37. Grade östlicher Länge fortgeführt wird, wo die Linie ihr Ende erreicht. Was nördlich dieser Linie liegt, ist durch das Übereinkommen überhaupt nicht betroffen. Dies gilt, abgesehen von dem nördlich des Tana liegenden Witugebiete, namentlich auch von den Somaliländern.

Innerhalb des nun durch die erwähnten Linien (Rovuma im Süden, Tana im Norden) abgegrenzten Gebietes wurde die Demarkationslinie zwischen

der deutschen und englischen Interessensphäre in der Weise gezogen, daß dieselbe von der Mündung des Flusses Umbe (5 Grad südlicher Länge) ausgeht, in gerader Linie nach dem Jipe-See läuft, dem Ostufer entlang und um das Norduser führt, den Fluß Lumi überschreitet, die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte durchschneidet und dem nördlichen Abhange der Bergkette des Kilimandscharo entlang in gerader Linie weiter geführt wird bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Nyanza, der vom 1. Grade südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtete sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen und keine Protektorate zu übernehmen, sowie der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernahm.

Wie schon hervorgehoben, fielen von den oben erwähnten Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die nördlich des Tana gelegenen Somaliländer überhaupt nicht unter das Übereinkommen. Von den übrigen nach dem Schutzbriefe vom 27. Februar 1885 erfolgten Erwerbungen sind durch das Übereinkommen stillschweigend aufgegeben die zwischen dem Tanafluß und der von der Mündung des Umbe nach Nordwesten führenden Demarkationslinie gelegenen Gebiete, also namentlich die Gallaländer, das Sabakigebiet, das Gasigebiet, Ukamba, Girgama, und ein Teil des Dschaggagebietes. Innerhalb der Demarkationslinie dagegen liegen von diesen Erwerbungen der Rest des Dschaggagebietes, die Länder Usambara, Bondei, Ugono, Aruscha und Kahe, welche sich zwischen dieser Demarkationslinie und der teilweise durch den bei Pangani mündenden Ruwu-Fluß gebildeten Nordgrenze der im Schutzbriefe vom 27. Februar 1885 anerkannten Gebiete nach Nordwesten sich erstrecken.

Die südlich des im Schutzbriefe vom 27. Februar 1885 aufgeführten Gebietes bis zum Rovuma liegenden späteren Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft fallen selbstverständlich ganz in die deutsche Interessensphäre.

Das Übereinkommen vom 1. Juli hat nun die nördliche und südliche Demarkationslinie, wie sie durch den Vertrag vom Jahre 1886 festgesetzt wurde, aufrecht erhalten und näher bestimmt, sie aber weiter nach Westen fortgesetzt. Nach Artikel 1 Ziffer 1 und 2 wird nämlich die deutsche Interessensphäre in Ostafrika im Norden begrenzt durch eine Linie, welche an der Küste vom Norduser der Mündung des Umbeflusses ihren Ausgang nimmt,[1]) und darauf in gerader Richtung zum Jipe-See läuft. Dem Ostufer des Sees entlang und um das Norduser herumführend überschreitet die Linie darauf den Fluß Lumi, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima Ndscharo entlang in gerader Linie weitergeführt zu werden, bis zu demjenigen Punkt am Ostufer des Viktoria Nyanza-Sees, der vom ersten Grade südlicher Breite getroffen wird. Von hier den See auf dem genannten Breitegrad überschreitend, folgt sie dem letzteren bis zur Grenze des Kongostaates, wo sie ihr Ende findet. Es ist indessen Einverständnis darüber vorhanden, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westseite des genannten Sees nicht den Mfumbiroberg umfaßt.

Im Süden wird die deutsche Interessensphäre begrenzt durch eine Linie, welche an der Küste, von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma bis zu dem Punkte folgt, wo der M'sinjefluß in den Rovuma mündet und von dort nach Westen weiter auf dem Breitengrade bis zum Ufer des Nyassasees läuft.[2]) Dann sich nordwärts wendend, setzt sie sich längs dem Ost-, Nord- und Westufer des Sees bis zum nördlichen Ufer des Songwesflusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zum Schneidepunkt mit dem 33 Grad östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem 9. Protokolle beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorher gedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu dem Schnittpunkt mit dem 32. Grad östlicher Länge; sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarmes des Kilambofusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Tanganjikasee folgt.

Im Westen bildet die Grenze der deutschen Interessensphäre nach Artikel 1 Ziffer 3 eine Linie, welche von der Mündung des Flusses Kilambo bis zum 1. Grad südlicher Breite mit der Grenze des Kongostaates zusammenfällt.

Die Ostgrenze der deutschen Interessensphäre endlich, welche bisher durch den unter der Hoheit des Sultans von Sansibar stehenden, zehn Seemeilen breiten Küstenstreifen gebildet war, soll künftig das Meer bilden, da sich nach Artikel XI England verpflichtet hat, den Sultan zur Abtretung dieses Streifens nebst der Insel Mafia an Deutschland zu bewegen (vgl. u.). Auf das Witu-land und die Somaliländer, welche erst im Herbst 1889 unter deutschen Schutz gestellt wurden, bezieht sich Artikel XI, inhaltlich dessen Deutschland seine Schutzherrschaft über Witu zu gunsten von Großbritannien zurückzieht und auf seine Schutzherrschaft über die an Witu grenzende Küste bis nach Kismaju und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes nördlich dieser Küste und auf die Inseln Patta und Manda verzichtet.

Bezüglich des südwestafrikanischen Schutzgebiets war im Frühjahr 1885 zwischen Deutschland und England ein Übereinkommen zu stande gekommen, des Inhalts, daß England das gesamte Gebiet vom Oranjefluß bis zum Kap Frio mit Ausnahme der Walfischbai und des umliegenden kleinen Gebiets, sowie der vor Angra Pequena und der Walfischbai liegenden Inseln als deutsches Schutzgebiet anerkannte und sich verpflichtete, seinen Einfluß nach Westen hin nicht über den 20. Grad östlicher Länge (der Grenze des unter englischer Schutzherrlichkeit stehenden Betschuanalandes) auszudehnen und einer Entwickelung des deutschen Protektorats bis zu diesem Längengrade nicht entgegenzuwirken.

Nach dem neuerlichen Übereinkommen soll nunmehr die Grenze zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre nach Artikel III im Süden durch eine Linie begrenzt werden, welche an der Mündung des Oranjeflusses beginnt und an dem Norduser des Flusses bis zu dem Punkte heraufgeht, wo derselbe vom 20. Grad östlicher Länge getroffen wird. Im Osten bildet die Grenze eine Linie, welche von dem vorher genannten Punkte ausgeht und dem 20. Grad östlicher Länge bis zu seinem Schnittpunkt mit dem 22. Grad südlicher Breite folgt; die Linie läuft sodann diesem Breitengrade nach Osten entlang bis zu dem Punkte, wo er von dem 21. Grad östlicher Länge getroffen wird, sie führt darauf in nördlicher Richtung zu dem genannten Längengrade bis zu seinem Zusammentreffen mit dem 18. Grad südlicher Breite hinauf, läuft dann in östlicher Richtung diesem Breitengrade entlang, bis er den Tschobefluß erreicht und setzt sich dann im Thalweg des Hauptlaufes dieses Flusses bis zu dessen Mündung in den Sambesi fort, wo sie ihr Ende erreicht. Es ist Einverständnis darüber vorhanden, daß Deutschland durch diese Bestimmung von seinem Schutzgebiete aus freien Zugang zum Sambesi — der hier gemäß dem deutsch-portugiesischen Vertrage vom 30. Dezember 1886 die Grenze zwischen der deutschen Interessensphäre und den portugiesischen Besitzungen bildet — mittels eines Landstreifens erhalten soll, welcher an keiner Stelle weniger als 20 englische Meilen breit ist.

Bezüglich der Abgrenzung der Walfischbai ist endlich vereinbart, daß die Fortsetzung der Südgrenze des britischen Walfischbaigebietes der Entscheidung durch einen Schiedsspruch vorbehalten wird, falls nicht innerhalb zweier Jahre eine Vereinbarung der Mächte über die Grenze getroffen ist.

Auf die westafrikanischen Schutzgebiete bezieht sich Artikel XI des Übereinkommens, und zwar ist in Ziffer 1 die streitige Grenze zwischen dem deutschen Togogebiet und der britischen Goldküstenkolonie festgestellt und in Ziffer 2 ein Irrtum berichtet, der sich in dem deutsch-englischen Übereinkommen, betreffend die Abgrenzung der englischen und deutschen Interessensphären im Golfe von Guinea, eingeschlichen hat, indem in diesem Übereinkommen von einem Flusse Rio del Rey die Rede ist, während in Wirklichkeit ein solcher Fluß gar nicht vorhanden ist.

Übergehend nun zu der Frage, welche Rechte dem Deutschen Reiche in Bezug auf die Schutzgebiete zustehen, ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Kolonien vom Standpunkte des Völkerrechts und des Staatsrechts aus eingeteilt werden können in solche, welche in einem staatsrechtlichen Unterordnungs-Verhältnisse zum Mutterlande stehen und dessen Souveränität ebenso unterworfen sind, wie jede andere Provinz, und solche, bei denen lediglich eine völkerrechtliche Verbindung mit dem Mutterlande gegeben ist, über die also das Mutterland eine sogenannte Schutzherrschaft (Protektorat) ausübt. Die erste Gruppe kann man eigentliche Kolonien, die zweite Protektoratsländer nennen. Während also die eigentlichen Kolonien überseeische Provinzen sind, über welche das Mutterland die gesamte Staatsgewalt (Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege) ausübt, ist die rechtliche Unterordnung der Protektoratsländer unter das Mutterland eine viel beschränktere. Ein Protektoratsverhältnis besteht nämlich darin, daß von zwei Staaten der eine Staat (der Schutzstaat) sich in seinen auswärtigen Beziehungen dem anderen (dem schutzherrlichen) Staate unterordnet und daher von diesem im völkerrechtlichen Verkehr vertreten und geschützt wird. In Bezug auf seine inneren Verhältnisse dagegen bleibt der Schutzstaat grundsätzlich autonom und übt deshalb nach wie vor innerhalb seines Gebietes selbstständig die Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung aus. Eine Einwirkung in diesen Richtungen seitens des schutzherrlichen Staats braucht sich der Schutzstaat nur insofern und insoweit gefallen zu lassen, als der schutzherrliche Staat hierzu durch den abgeschlossenen Schutzvertrag berechtigt ist.

Das Protektoratsverhältnis setzt hiernach zwei an und für sich sich gleichstehende Staaten voraus, von denen der eine durch den Schutzvertrag in ein völkerrechtliches Abhängigkeitsverhältnis zum anderen tritt. Deshalb ist auch ein Protektorat über völkerrechtlich herrenlose Gebiete ausgeschlossen. Herrenlose Gebiete im Sinne des Völkerrechts sind aber nicht blos Gebiete, die überhaupt nicht bewohnt sind, sondern auch solche, die von unzivilisirten, einer staatlichen, völkerrechtlich anerkannten Organisation entbehrenden Völkerschaften besetzt sind, da solche Völkerschaften nicht, wie die zivilisirten Staaten, als Subjekte des Völkerrechts gelten.

Trotzdem wird in der neuesten Zeit häufig auch in solchen Fällen mißbräuchlich von Protektorat gesprochen, in denen begrifflich ein Protektoratsverhältnis ausgeschlossen ist und in Wirklichkeit eine der Souveränität des Mutterlandes unterworfene Kolonie vorliegt. Dieser Sprachgebrauch konnte sich um so eher einbürgern, als es häufig genug Zwischenbildungen zwischen den eigentlichen Kolonien und den Protektoratsländern giebt, und es, wie noch weiter zu zeigen sein wird, oft zweifelhaft sein kann, wie weit im einzelnen Falle die Souveränität des Mutterlandes über eine Kolonie reicht. Namentlich wird mit Vorliebe der schillernde Ausdruck „Protektorat" in solchen Fällen gebraucht, wo die Souveränität eines Staates in einem Gebiete durch staatliche Einrichtungen noch nicht fest begründet ist, oder wo überhaupt nicht von Ausübung von Hoheitsrechten sondern nur von Geltendmachung politischen Einflusses gesprochen werden kann. In letzterer Hinsicht kommen die Rechtsgrundsätze in Betracht, die für die Erwerbung von Kolonien maßgebend sind. Diese Grundsätze lassen sich dahin zusammenfassen, daß ein Protektorat durch Vertrag zwischen dem schutzherrlichen Staate und dem Schutzstaate begründet wird, Kolonien in völkerrechtlich herrenlosen Gebieten aber durch Okkupation erworben werden. Wie nämlich an privatrechtlich herrenlosen Sachen der Okkupant durch die Besitzergreifung Eigenthum erwirbt, so erwirbt ein Staat über ein völkerrechtlich herrenloses Gebiet durch Besitzergreifung die staatliche Herrschaft, Souveränität.

Damit aber die völkerrechtliche Okkupation die beabsichtigte Wirkung

[1]) Hiernach fällt auch der Ort Wanga an der Mündung des Umbe, bezüglich dessen nach dem Übereinkommen vom Jahre 1886 Zweifel bestanden, in die deutsche Interessensphäre.

[2]) Bis hierher ist für die Grenze maßgebend das Übereinkommen mit Portugal vom 30. Dezember 1886 über die Abgrenzung der deutschen Interessensphäre und der portugiesischen Besitzungen.

äußern kann, genügt es nicht, daß von dem betreffenden Gebiete in symbolischer Weise durch Flaggenhissen, Errichtung von Grenzpfählen u. dgl. Besitz ergriffen wird, sondern es ist vielmehr eine thatsächliche Besitzergreifung und dauernde Behauptung des Besitzes durch Ausübung einer staatlichen Herrschaft über das betreffende Gebiet notwendig. In diesem Sinne bestimmt auch die Kongoakte in § 35, daß eine Okkupation an der Küste des afrikanischen Festlandes nur dann effektiv sein soll, wenn der betreffende Staat in dem okkupirten Gebiete das Vorhandensein einer Obrigkeit sichert, die hinreicht, um erworbene Rechte zu schützen

Betrachtet man nun die deutschen Schutzgebiete, so ergiebt sich, daß dieselben durchweg in völkerrechtlich herrenlosen Gebieten angelegt wurden. Staatlich organisirte Gemeinwesen, mit denen Protektoratsverträge hätten abgeschlossen werden können, waren in diesen Gebieten nicht vorhanden. Infolgedessen konnte das Deutsche Reich nur durch Okkupation die Souveränität über die betreffenden Landstrecken erwerben. Allerdings wurden auch mit den Häuptlingen und Sultanen der eingeborenen Völkerschaften in Südwestafrika, Westafrika und Ostafrika Verträge abgeschlossen, inhaltlich dessen sie sich „unter den Schutz des Reiches stellen" oder ihre Hoheitsrechte an das Reich abtraten, diese Verträge sind aber keine Protektoratsverträge im eigentlichen Sinne, sondern sie haben lediglich die Bedeutung der freiwilligen Anerkennung der Herrschaft des Reiches durch die Vertreter der eingeborenen Völker. Den Rechtstitel für die Souveränität des Reiches über die betreffenden Gebiete bilden sie nicht, dieser ist weit mehr in der Okkupation gegeben, die in diesen Verträgen nur eine gewisse Vorbereitung und Unterstützung fand.

Auch bezüglich des Witulandes wird dieser Standpunkt einzunehmen sein; übrigens hat der Sultan von Witu einen 25 Quadratmeilen großen Teil seines Landes „mit allen Hoheitsrechten" abgetreten. Es würde daher äußersten Falles dieser Vertrag als Abtretungsvertrag den Rechtstitel für die deutsche Souveränität über dieses Gebiet abgeben. Was aber das übrige Gebiet des Sultans von Witu anlangt, so wird billig bezweifelt werden können, ob die im April und Mai 1885 zwischen dem Sultan und der Reichsregierung gewechselten Erklärungen, inhaltlich deren der Sultan von Witu in ein „freundschaftliches Verhältnis" und „unter den Schutz" des Reiches trat, ausreichend waren, um ein Protektoratsverhältnis zwischen dem Reiche und Witu zu begründen.

Da in keiner Weise genauer festgestellt wurde, welche Rechte dem Deutschen Reiche in Bezug auf Witu zukommen sollten, das Deutsche Reich auch keinen Versuch gemacht hat, Hoheitsrechte über Witu auszuüben, wird man vielmehr sagen können, daß sich der Sultan von Witu lediglich unter den politischen Einfluß von Deutschland begeben hat, ohne im übrigen seine rechtliche Unabhängigkeit aufzugeben.

Ist der Standpunkt richtig, daß die deutschen Schutzgebiete trotz ihres Namens nicht in einem Protektoratsverhältnisse zum Reiche stehen, sondern eigentliche Kolonien, also seiner Souveränität unterworfen sind, so fragt es sich nun, ob das Reich alles gethan hat, um durch Okkupation die Souveränität über diejenigen Gebiete zu erwerben, die als deutsche Schutzgebiete bezeichnet werden. Daß zu diesem Zwecke es nicht genügte, daß durch die Befehlshaber deutscher Kriegsschiffe, Reichskommissare oder andere Personen im Namen des Reichs die deutsche Flagge gehißt wurde, Proklamationen erlassen wurden u. s. w., ist bereits hervorgehoben worden. Allerdings hatten diese Handlungen insofern Bedeutung, als darin der Wille der Reichsregierung zum Ausdruck kam, von dem betreffenden Gebiete Besitz zu ergreifen. Um aber die Okkupation zu einer wirksamen zu machen, mußte zu dieser symbolischen, den Besitzergreifungswillen zum Ausdruck bringenden Besitzergreifung die thatsächliche Inbesitznahme durch Begründung staatlicher Herrschaft kommen. Nun sind auch in der That in den Schutzgebieten entweder vom Reiche selbst oder von durch Schutzbriefe hierzu ermächtigten Kolonialgesellschaften staatliche Einrichtungen geschaffen worden. Da sich aber diese Einrichtungen selbstverständlicher Weise noch nicht über den ganzen Umfang der großen als Schutzgebiet bezeichneten Länder erstrecken, andererseits aber die Besitzergreifung nur soweit wirksam ist, als die staatliche Herrschaft, d. h. das Reich, seiner Hoheit Geltung zu verschaffen vermag, so folgt daraus, daß die weiten Gebiete, welche auf Grund der mit England, Frankreich und Portugal abgeschlossenen Verträge in die deutsche Interessensphäre fallen, erst teilweise wirksam okkupirt sind und vom Reiche staatlich beherrscht werden, wenn sich auch eine scharfe Grenze, wo die wirksame Okkupation aufhört, schwer ziehen läßt. Im übrigen kann man nur sagen, daß das Deutsche Reich seitens der betreffenden Staaten die Zusicherung erhalten hat, daß dieselben seiner Besitzergreifung innerhalb der anerkannten Grenzen der deutschen Interessensphären keine Schwierigkeiten in den Weg legen werden. Die fraglichen Verträge können deshalb, insoweit sie Abgrenzung der Interessensphären enthalten, auch nicht als die Rechtstitel für die Souveränität des Reiches über die durch diese Verträge betroffenen Schutzgebiete gelten, der Rechtstitel für die Souveränität gleibt immer die vollzogene Okkupation; die Verträge bezeichnen nur den Umfang des Gebiets, innerhalb dessen das Reich, unbehindert durch den Einspruch der betreffenden Staaten, seine Souveränität wahren, und andererseits Besitzergreifungen dieser Staaten zurückweisen kann.

Die die Besitzergreifung einleitenden Unterwerfungsverträge mit den Häuptlingen der eingeborenen Völkerschaften sind nicht selten von Vertretern von Kolonialgesellschaften und selbst von Privatpersonen abgeschlossen worden. Ebenso haben solche Personen symbolische Besitzergreifungshandlungen vorgenommen. Zur Beurteilung der rechtlichen Tragweite solcher Handlungen ist nun daran festzuhalten, daß die Herrschaftsbegründung über ein Gebiet, sei es durch Vertrag oder Okkupation, als ein Akt des Staatsrechts bezw. Völkerrechts nur von dem Inhaber der Staatsgewalt selbst ausgehen kann. Deshalb kann eine durch eine Privatperson oder eine Gesellschaft vorgenommene Erwerbshandlung in Bezug auf ein herrenloses Gebiet für das Deutsche Reich nur dann rechtliche Bedeutung und Wirkung haben, wenn die betreffende Person oder Gesellschaft von der Reichsregierung hierzu ermächtigt war, oder die von ihr vorgenommenen Handlungen von der Regierung nachträgliche Genehmigung gefunden haben. Das ist denn auch bezüglich der hier in Rede stehenden Schutzgebiete geschehen, während andererseits verschiedene „Erwerbungen" der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft staatsrechtlich und völkerrechtlich wirkungslos geblieben sind, weil die Reichsregierung ihnen die nachträgliche Genehmigung und Billigung versagt hat, wie dies namentlich hinsichtlich des größten Teils der Somaliländer der Fall war.

Prüft man die beiden deutsch-englischen Übereinkommen vom 29. Oktober 1886 und 1. Juli 1890 nach Maßgabe der im Vorstehenden aufgestellten rechtlichen Gesichtspunkte, so enthält das Übereinkommen vom 1. November Jahre 1886 eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären innerhalb des Gebiets vom Rovuma im Süden und dem Tana im Norden. Indem nun die Demarkationslinie zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre von der Mündung des Umbe-Flusses nach Westen zum Kilima Ndscharo gezogen wurde, verzichtete das Deutsche Reich auf das zwischen dem Umbefluß und der Nordgrenze des im Schutzbriefe vom 25. Februar 1885 liegenden Gebietes. Dieser Verzicht ist aber rechtlich nicht als Abtretung von unter deutscher Hoheit stehendem Gebiete aufzufassen, denn die Reichsregierung hatte weder die Erwerbshandlungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Bezug auf die betreffenden Landstrecken anerkannt, noch auch selbst diese Landstrecken durch ihre Organe okkupiren lassen. Der Verzicht konnte daher nur die Bedeutung haben, daß das Deutsche Reich sich damit einverstanden erklärte, daß England innerhalb der ihm zugebilligten Interessensphäre seine Herrschaft begründe und daß die Reichsregierung gleichzeitig versprach, innerhalb dieses Gebietes keine die Begründung der Herrschaft des Reiches bezielende Handlungen vorzunehmen.

Sonach hat die Abgrenzung der kolonialen Interessensphäre zwischen zwei Staaten nicht die Bedeutung der Abtretung oder Erwerbung von Souveränitätsrechten, sondern nur der Zusicherung der zukünftigen Begründung solcher Rechte durch Okkupation nicht vorgreifen und nicht entgegentreten zu wollen. Trotzdem sind für derartige Abgrenzungen allmählich gewisse Grundsätze zur Anerkennung gelangt. Es sind dies namentlich der Grundsatz, daß, wo eine Macht die Küste besetzt hat, eine andre Macht nicht ohne deren Zustimmung das Hinterland besetzen darf und ferner der Grundsatz, daß solche Gebiete, in welchen die Angehörigen eines Staates Niederlassungen gegründet haben, in die Interessensphäre des betreffenden Staates fallen sollen. Sind auch solche Handlungen von Privatpersonen nicht geeignet, die Souveränität des betreffenden Staates unmittelbar entstehen zu lassen, so entspricht es doch der Billigkeit, dem Staate die Möglichkeit zu gewähren, solche durch die kolonisatorische Thätigkeit seiner Angehörigen in eine gewisse Verbindung mit dem Heimatstaate gebrachte Gebiete seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Nach diesen Grundsätzen ist auch, wie sich aus der Note des Marquis von Salisbury an den britischen Botschafter in Berlin vom 14. Juni ergibt, bei dem deutsch-englischen Uebereinkommen wenigstens im allgemeinen verfahren worden. Es wurde dem entsprechend die südliche Grenze der deutschen Interessensphäre nicht in gerader Linie von dem Punkte, wo die durch das Uebereinkommen vom Jahre 1886 gezogene Südgrenze das Ostufer des Nyassa berührt, nach Westen bis zur Ostgrenze des Kongostaates weitergezogen, sondern in nordwestlicher Richtung zum Tanganyka fortgeführt, während die Nordgrenze eine kleine südliche Abweichung beim Berge Msumbiro erfuhr, weil hier die Engländer die von Stanley in diesem Gebiete abgeschlossenen Verträge für sich geltend machten. Es ist dabei allerdings zu verkennen, daß sich Deutschland England gegenüber bei dem Übereinkommen insofern sehr gefällig gezeigt hat, als die Nordgrenze der deutschen Interessensphäre die etwas eigentümliche Richtung bei dem Berge Msumbiro lediglich deshalb erhielt, weil Stanley — wirklich oder nur angeblich mag dahingestellt bleiben — in der dortigen Gegend Verträge mit eingebornen Völkerschaften zu gunsten Englands abgeschlossen hat, während doch andererseits Deutschland auf die nördlich und nordwestlich des Viktoria-Nyanza gelegenen Landschaft Uganda keine Ansprüche machen zu können glaubte, obwohl daselbst Dr. Peters dem Vernehmen nach ebenfalls Erwerbungen zu gunsten des Deutschen Reiches gemacht hat.

Nachdem in den Artikeln I—IV die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären festgesetzt, verpflichten sich die beiden Mächte in den Artikeln VIII—X. in allen Teilen ihres Gebiets innerhalb der freien Zone, wie sie in Artikel I der Kongoakte genauer abgegrenzt ist, und auf welche die Bestimmungen dieses Vertrages anwendbar sind, die Vorschriften der Artikel I bis VI der Akte über die Handels- und Niederlassungsfreiheit den Schutz der Fremden in Bezug auf ihre Person, ihr Vermögen und ihren Gewerbebetrieb, die Gewissens- und Kultusfreiheit und den Schutz der Missionare zur Anwendung zu bringen.

Da es sich hier im wesentlichen nur um eine Ausführung der Vorschriften der Kongoakte handelt, erübrigt sich eine genauere Beleuchtung der Artikel VIII bis X des Vertrags vom 1. Juli.

Einen wesentlich anderen Charakter als die Abgrenzung der Interessensphären tragen die in Artikel XI enthaltene Abmachung bezüglich Sansibar und die in Artikel XII enthaltene Abtretung der Insel Helgoland an den deutschen Kaiser an sich. Daß in der Abtretung der Insel Helgoland ein Aufgeben der englischen Souveränetätsrechte zu gunsten von Deutschland liegt, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.

Was aber den auf Sansibar bezüglichen Artikel XI anlangt, so verpflichtet sich Großbritannien, allen seinen Einfluß aufzubieten, um ein freundschaftliches Abkommen herbeizuführen, wonach der Sultan von Sansibar seine Besitzungen auf dem Festlande, soweit sie den der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft überlassenen Landesteil nebst Zubehör betreffen, samt der Insel Mafia an Deutschland abtritt, gegen eine angemessene Entschädigung für den ihm durch die Abtretung verursachten Verlust an Zolleinnahme. Anderseits verpflichtet sich Deutschland, das Protektorat Englands über den übrigen Teil der Besitzungen des Sultans von Sansibar anzuerkennen, einschließlich der Inseln Sansibar und Pemba.

Die Rechte, welche dem Sultan von Sansibar über den fraglichen Küsten-

streifen und die Insel Mafia zustehen, sind, wie in dem deutsch englischen Übereinkommen vom Jahre 1886 ausdrücklich anerkannt wurde, Souveränitätsrechte, wenn sie auch vom Sultan nicht sehr intensiv geltend gemacht wurden und geltend gemacht werden konnten. Tritt also der Sultan die erwähnten Besitzungen an das Deutsche Reich ab, so erlangt dieses die Souveränität über dieselben.

Da nun England sich anheischig gemacht hat, den Sultan zur Abtretung seiner Rechte an Deutschland zu bewegen, so fragt sich, wann Englands Verpflichtung erfüllt ist. Die Antwort hat dahin zu lauten, daß dieser Verpflichtung erst dann genügt ist, wenn der Sultan in rechtswirksamer Weise in die Abtretung willigt, wenn also die Einwirkung Englands einen Erfolg gehabt hat.

Für diese Auslegung dürfte, abgesehen von der Natur der Sache, auch der Umstand sprechen, daß es am Schlusse des Artikel XI heißt: „Falls die Abtretung der deutschen Küste noch nicht stattgefunden hat, wenn Großbritannien sein Protektorat über Sansibar antritt, so übernimmt Ihrer Maj. stät Regierung die Verpflichtung, den Sultan zu veranlassen, diese Abtretung sobald als möglich gegen angemessene Entschädigung zu machen."

Sollte es also wider Erwarten nicht gelingen, den Sultan zur Abtretung der fraglichen Besitzungen an Deutschland zu bewegen, so ist auch dieses nicht gehalten, in die Übernahme des Protektorats durch England zu willigen. Da nun aber das Übereinkommen vom 1. Juli, wenigstens soweit es sich auf Ostafrika bezieht, als ein einheitliches Ganzes betrachtet werden muß, so würde es in diesem Falle insoweit überhaupt als nicht zu stande gekommen zu gelten haben.

Damit aber die Abtretung des Küstenstreifens und der Insel Mafia sowohl, wie die Übernahme des Protektorats über den Rest des Sultanats Sansibar durch England rechtlich unanfechtbar wird, ist auch die Zustimmung Frankreichs notwendig. Zwischen Frankreich und England ist nämlich am 10. März 1862 eine Übereinkunft zu stande gekommen, inhaltlich deren sich die beiden Staaten gegenseitig verpflichtet haben, die Unabhängigkeit des Sultans von Sansibar anzuerkennen und zu achten. Dieser Übereinkunft ist das Deutsche Reich auf Grund des deutsch-englischen Vertrags vom Jahre 1886 beigetreten.

Gelingt es nicht, die Zustimmung Frankreichs zur Aufhebung der Unabhängigkeit des Sultans von Sansibar zu bewegen, so werden die Abmachungen Englands und Deutschlands in Bezug auf Sansibar undurchführbar und es wird auch in diesem Falle der Ostafrika betreffende Teil des Übereinkommens als hinfällig zu erachten sein.

In innerem Zusammenhange mit den auf Sansibar bezüglichen Verabredungen stehen die auf Witu und die Somaliküste bis Kismayu bezüglichen Bestimmungen des Übereinkommens vom 1. Juli. Wie schon hervorgehoben, verzichtete Deutschland in Artikel II auf seine Schutzherrschaft über Witu und über die Küste bis nach Kismayu und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes und nördlich dieser Insel. In Artikel XI heißt es dann noch weiter, daß Deutschland das englische Protektorat über die Besitzungen des Sultans von Witu und das angrenzende Gebiet bis nach Kismayu anerkennt. Deutschland überträgt hiernach seine Souveränitätsrechte über die fragliche Strecke der Somaliküste und das ca. 25 Quadratmeilen große, seiner Zeit vom Sultan von Witu an Denhardt abgetretene Stück von Witu auf England. Was aber das oben näher charakterisirte angebliche Protektorat über den Rest des Witulandes betrifft, so kann von einer Übertragung von Rechten auf England keine Rede sein, da sich der Schutzstaat die Übertragung des Protektorats seitens des schutzherrlichen auf einen anderen Staat nicht gefallen zu lassen braucht. Es ist also der Verpflichtung des Deutschen Reiches dadurch genügt, daß es auf sein Protektorat verzichtet und es England überläßt, den Sultan von Witu zu bewegen, sich englischem Protektorate zu unterwerfen.

Aus vorstehender Darlegung ergiebt sich, daß Deutschland in Bezug auf Witu und das Somaliland in der That wirkliche Hoheitsrechte aufgegeben hat, wenn auch die Rechte hinsichtlich der Küstenstrecke bis Kismayu keine große Bedeutung hatten, da hier mit der Besitzergreifung erst begonnen war und es zweifelhaft ist, ob in Bezug auf das Sultanat Witu ein wirkliches Protektorat vorlag.

Daß durch den Verzicht des Reichs auf seine Hoheitsrechte über Witu ꝛc. die Privatrechte von Reichsangehörigen in diesen Gebieten nicht berührt werden, bedarf wohl keiner Hervorhebung.

Andererseits wird aber das Reich an wirklichen Hoheitsrechten durch die Erwerbung des bisher dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifens samt der Insel Mafia gewinnen.

Dagegen kann von einem Verluste oder Erwerbe bestehender Hoheitsrechte in Bezug auf die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären im allgemeinen nicht gesprochen werden. Hier handelt es sich auf deutscher wie englischer Seite im wesentlichen nur um Aussichten, die erworben bezw. aufgegeben wurden. Es kann in dieser Hinsicht auf die einschlägigen früheren Ausführungen verwiesen werden, mit denen, wie betont werden mag, der Inhalt des Artikel VII des Übereinkommens vom 1. Juli völlig übereinstimmt.

Es mag zugegeben werden, daß die Hoffnung der deutschen Kolonialkreise in Bezug auf die Feststellung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika nicht in Erfüllung gegangen ist, daß Deutschland England gegenüber den Kürzeren gezogen hat, und daß auch in dem Erwerbe von Helgoland eine Ausgleichung für das in Ostafrika Aufgegebene nicht erblickt werden kann. Eine vorurteilslose Betrachtung des Inhalts des Übereinkommens vom 1. Juli wird aber doch auch in Erwägung ziehen müssen, daß es sich für das Deutsche Reich in Ostafrika keineswegs um vollständig staatlich organisirte und durch deutsche Kulturarbeit erschlossene und erworbene Gebiete handelte, sondern lediglich darum, der deutschen Kolonisationsthätigkeit ein fest umgrenztes, englischem Einflusse in Zukunft entzogenes Gebiet zu verschaffen. Insofern ist die rechtliche Beleuchtung des Vertrags wohl geeignet, das ungünstige Urteil über denselben etwas abzuschwächen.

Ebenso wie mit der Abgrenzung der Interessensphären in Ostafrika steht es mit der Abgrenzung in Südwestafrika. Auch hier ist nicht eine Grenzregulirung in Bezug auf unzweifelhaft unter der Souveränität der betreffenden Staaten stehende Gebiete in Frage, sondern lediglich die Abgrenzung von Interessensphären, also ein Übereinkommen, inhaltlich dessen sich die Kontrahenten gegenseitig freie Hand hinsichtlich der Okkupation herrenloser Gebiete innerhalb bestimmter Grenzen zusichern.

In Kamerun und im Togogebiet endlich standen überhaupt nur verhältnismäßig unbedeutende Grenzregulirungen in Frage.

Nachdem im vorstehenden der rechtliche Inhalt des Übereinkommens gewürdigt worden ist, ist noch weiter zu untersuchen, welche Voraussetzungen zu erfüllen waren, bezw. noch sind, damit derselbe für das Deutsche Reich bindend ist, und ob insbesondere die Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags hierzu erforderlich ist.

Die Beantwortung dieser Frage ergiebt sich zuerst aus Artikel 11 der Reichsverfassung, welcher dem Kaiser die völkerrechtlichen Verträge des Reiches überträgt und ihn auch ermächtigt, Verträge mit fremden Staaten abzuschließen. Zu solchen Verträgen ist die Zustimmung des Bundesrats und Reichstags nur dann zu erholen, wenn sie Gegenstände betreffen, welche nach der Reichsverfassung nur in der Form des Gesetzes, also unter Mitwirkung des Bundesrats und Reichstags geregelt werden können.

Zu diesen Gegenständen gehören nun alle Veränderungen des Reichsgebietes, wie solches sich aus der Umschreibung derselben in Artikel 1 der Reichsverfassung und dem Gesetz vom 9. Juni 1871, betreffend die Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reiche, ergiebt. Zur Einverleibung von Helgoland in das Reichsgebiet ist daher zweifellos ein Reichsgesetz notwendig, dagegen konnten die sämtlichen übrigen in Übereinstimmung vom 1. Juli enthaltenen Vereinbarungen vom Kaiser allein getroffen werden, eine Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags ist nicht notwendig. Die Schutzgebiete stehen nämlich allerdings unter der Souveränität des Reiches. Daraus folgt, daß sie völkerrechtlich, also anderen Staaten gegenüber als Bestandteile des Reiches gelten, das Reich demgemäß berechtigt ist, andere Staaten von der Einwirkung auf diese Gebiete abzuhalten. Ebenso folgt daraus, daß das Reich berechtigt war, die staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete von sich aus zu regeln. Diese Regelung ist erfolgt durch das Reichsgesetz vom 17. April 1886, betreffend die Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten und zwar dahin, daß die Ausübung der sogenannten Schutzgewalt, d. h. der sämtlichen dem Reiche über die Schutzgebiete zustehenden Hoheitsrechte, dem Kaiser übertragen wurde. Zu Bestandteilen des Reichsgebiets wurden aber die Schutzgebiete durch das Gesetz vom 17. April 1886 nicht erklärt. Infolge dessen bedarf es zur Abtretung von Teilen der Schutzgebiete an fremde Staaten keiner Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags; vielmehr ist der Kaiser, dem einerseits die völkerrechtliche Vertretung des Reiches und andrerseits die Ausübung der dem Reiche über die Schutzgebiete zustehenden Hoheitsrechte allein übertragen ist, in dieser Hinsicht durchaus selbständig.

Es ist auch durchaus sachgemäß, daß die Schutzgebiete nicht zu Reichsgebiet im Sinne des Artikels 1 der Reichsverfassung erklärt worden sind und dem Kaiser daher freie Hand gelassen worden ist, einzelne Teile derselben wieder aufzugeben, ohne erst die Zustimmung des Reichstags und des Bundesrats zu erholen, da die Abgrenzung der Schutzgebiete der Natur der Sache vielfach eine unbestimmte ist und nicht selten an deren Stelle blos eine Abgrenzung der Interessensphäre besteht, auf die sich die erschwerenden Formen der Veräußerung von Staatsgebiet nicht anwenden lassen. Aus gleichem Grunde haben die Gesetzgebungen der meisten Kolonialstaaten davon abgesehen, die Kolonien zu integrirenden Bestandteilen des betreffenden Staatsgebiets zu erklären.

Wie der Kaiser freie Hand hat in der Veräußerung von Schutzgebieten, bezw. Bestandteilen solcher, so ist er auch unbeschränkt in der Erwerbung neuer Schutzgebiete, die infolge der vom Kaiser bezw. in seinem Namen vorgenommenen Erwerbshandlungen unter die Souveränität, bezw. Schutzherrschaft des Reiches treten, ohne aber dadurch Reichsgebiet zu werden. Nur insoweit die Erwerbung solcher Gebiete in finanziellen Aufwendungen seitens der Reichskasse verbunden ist, ist die Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren des Reichs (Bundesrat und Reichstag) erforderlich, da der Kaiser über die Geldmittel des Reichs nur insofern verfügen kann, als er dazu durch das Reichshaushaltsgesetz, bezw. ein Spezialgesetz ermächtigt ist. Wenn daher die dem Sultan für die Abtretung der Küste und der Insel Mafia zu gewährende Entschädigung aus Reichsmitteln zu erfolgen hat und nicht etwa aus den Erträgnissen des Schutzgebiets selbst oder von deutsch-ostafrikanischer Gesellschaft geleistet werden soll, so würde allerdings hierzu ebenfalls die Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren des Reichs (Bundesrat und Reichstag) erforderlich sein.

Zu beachten ist jedoch, daß, sowohl, was die Einverleibung von Helgoland in das Reichsgebiet, wie die Leistung einer Entschädigung an den Sultan von Sansibar betrifft, es sich lediglich um Vollzugsmaßregeln des Übereinkommens vom 1. Juli handelt. Das Übereinkommen selbst konnte gültig vom Kaiser allein abgeschlossen werden. Die Zustimmung des Reichstags und des Bundesrats ist hierzu nicht erforderlich. Sonach wird der Reichstag mit Übereinkommen nur insoweit befaßt werden, als die beiden Vollzugsmaßregeln in Frage sind. Daraus ergiebt sich auch, daß der Reichstag nicht in die Lage kommen wird, durch Verweigerung der Zustimmung zum Vertrage eine Pression auf die englische Regierung zur Erzielung günstigerer Bedingungen auszuüben, ganz abgesehen davon, ob es angezeigt wäre, in dieser Weise die Reichsregierung gegenüber England bloßzustellen.

An diesen Artikel knüpfen wir noch einige Zuschriften, welche sich gleichfalls mit staatsrechtlichen Erwägungen über das deutsch-englische Abkommen beschäftigen.

Das Witugebiet und der deutsch-englische Vertrag.

Es wird allgemein angenommen, daß durch den deutsch-englischen Vertrag sämtliche deutsche Besitzungen nördlich des Tana an England übergegangen seien. Dies erscheint jedoch keineswegs richtig. Vielmehr ist ein, wenn auch nur kleiner, Gebietsteil nördlich der Tanamündung deutscher Besitz geblieben, da seine Abtretung durch den deutsch-englischen Vertrag nicht erfolgt ist und auch wegen der besonderen Rechtsverhältnisse dieses Gebietsteiles durch diesen Vertrag gar nicht erfolgen konnte.

Die deutschen Erwerbungen zwischen Tana und Juba setzten sich zusammen aus drei verschiedenen Bestandteilen. Durch Vertrag vom 8. April 1885 hatte der Sultan Achmed von Witu ein Gebiet von 25 Quadratmeilen mit allen ihm daran zustehenden Privatrechten an Klemens Denhardt und dieser seinerseits an die Witugesellschaft abgetreten, deren Rechtsnachfolgerin gegenwärtig die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ist. Dazu kam das von Deutschland übernommene Protektorat über das Sultanat Witu und die Schutzherrschaft über die Küste zwischen Witu und Kismaju. Letztere beiden Gebiete sind durch den deutsch-englischen Vertrag zweifellos auf England übergegangen, nicht dagegen das zuerst erwähnte Gebiet der Witugesellschaft, da über dieses das Deutsche Reich überhaupt noch kein Verfügungsrecht erlangt hatte.

Der Sultan von Witu hatte dieses Gebiet, welches im folgenden kurz als das der Witugesellschaft bezeichnet werden soll, mit allen Souveränetätsrechten abgetreten, ehe ein deutsches Protektorat über das Sultanat Witu begründet wurde, denn die Übernahme des Protektorats erfolgte erst am 27. Mai 1885. Dieses Protektorat konnte sich daher nur erstrecken auf die Gebiete, welche dem Sultan von Witu damals noch gehörten. Das deutsche Protektorat deckte somit das Gebiet der Witugesellschaft nicht, sondern hier war Klemens Denhardt, später die Witugesellschaft und schließlich die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft vollkommen souverän.

Das Deutsche Reich hätte die völkerrechtliche Souveränetät über das Gebiet der Witugesellschaft nur erwerben können, indem es die Schutzherrschaft auf Antrag des derzeitigen Souveräns übernahm. Dies ist jedoch nicht geschehen. Insbesondere hat bekanntlich die Witugesellschaft für ihr Gebiet nie einen kaiserlichen Schutzbrief erhalten. Daher ist dieses Gebiet auch niemals völkerrechtlicher Besitz des Deutschen Reiches geworden. Es ist ein Landesteil, der noch unter der uneingeschränkten Souveränetät gegenwärtig der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft steht. Daß Gesellschaften selbständig Souveränetätsrechte erwerben und ausüben können, ist im heutigen Völkerrechte nicht mehr zweifelhaft und von England selbst vor Jahren bezüglich der Nord-Borneo-Kompanie anerkannt worden.

Das Deutsche Reich hat aber durch den Vertrag mit England nicht mehr Rechte abtreten können, als es selbst besaß. Insbesondere ist daher das Gebiet der Witugesellschaft nicht auf England übergegangen. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ist hier vollständig souverän, und England könnte die Souveränetät nur auf Grund eines besonderen Vertrages mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft als Souveräns des Gebietes der ehemaligen Witugesellschaft erwerben.

Konrad Bornhak.

Von einem anderen juristischen Mitgliede unserer Gesellschaft wird in dem deutsch-englischen Vertrage eine andere Unklarheit darin gefunden, daß im gedachten Vertrage die Engländer nur ihre guten Dienste zusichern, um den Sultan von Sansibar zur Abtretung des Küstenstreifens zu bewegen. Sie treten solchen Küstenstreifen weder selbst ab, noch garantiren sie für irgend welchen Erfolg ihrer freundwilligen Bemühungen, konnten auch weder das eine noch andere, da sie ja über die Besitzungen des Sultans nicht oder doch noch nicht zu verfügen haben. Der Verfasser schreibt dazu:

„Wie aber wird es, wenn der Sultan den freundlichen Vorstellungen der Engländer kein Gehör schenkt? Wenn er, vielleicht ahnend, daß dies seinen Protektoren garnicht unangenehm, die Abtretung des Küstenstreifens ablehnt, ohne weiteres, oder, indem er — des besseren Eindrucks wegen — zwar sie im Prinzip konzedirt, aber wegen der näheren Bedingungen — Höhe der Entschädigung u. s. w. — mit uns zu keiner Einigung kommt und schließlich die Verhandlungen abbricht?

Müssen wir dann alle die Konzessionen an die Engländer — Aufgabe von Witu u. s. w. — gelten lassen, und, unter Verzicht auf erworbene Gebiete, wie auf fernere Erwerbungen, uns mit einem ostafrikanischen Gebiet ohne Küste begnügen, preisgegeben dem Gespött anderer Völker über die glückliche Überlistung der Deutschen?

Wenn die Engländer die Abtretung des Küstenstreifens nicht garantiren konnten, so konnte doch die Erreichung dieses Ziels zur Voraussetzung der Giltigkeit des ganzen Vertrages gemacht werden. Vielleicht hätte die Energie der englischen Fürsprache beim Sultan hierunter nicht gelitten."

So die Zuschrift unseres Mitgliedes. Wir können die im Vorstehenden wiedergegebenen Bedenken nicht in vollem Maße teilen (cfr. den Artikel von Herrn Prof. v. Stengel). Wir können im Hinblick auf die tatsächliche Gestaltung der Dinge an der Küste nicht wohl glauben, daß die Engländer es an dem erforderlichen Druck auf ihren Schützling werden fehlen lassen, meinen auch, daß es der Intention des deutsch englischen Vertrages entspricht, daß die Deutschen ihrer Verpflichtungen ledig sein würden, wenn der betreffende Teil des Vertrages unerfüllt bleibt. Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß es besser gewesen sein würde, wenn ausdrücklich ausgesprochen wäre, daß erst mit der Abtretung des Küstenstreifens der gesamte, in sich zusammenhängende Vertrag perfekt wird. Deutschland hat nach unserer Ansicht Rechte auf diesen Küstenstreifen, die von der Einwilligung des Sultans und der Unterstützung Englands vollständig unabhängig erworben sind. Der Besitz des Küstenstreifens ist in deutschen Händen und es fehlt deshalb nicht an Mitteln, auf den Sultan von Sansibar einen Druck auszuüben. Entgegen seinen ausdrücklich übernommenen Verpflichtungen hat der Sultan von Sansibar der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nicht den Besitz und die ungestörte Ausnutzung des Küstenstreifens verschafft. Dieser hat mit deutschen Waffen erobert werden müssen, sei es, weil der Sultan die Herrschaft über jene Gebiete verloren hatte, sei es, weil die Eingeborenen ihm und den Einflüsterungen seiner Agenten nur zu gut gehorchten. Nach der Meinung gewiegter Kenner der dortigen Verhältnisse und nach dem Zeugnisse Buschiris, abgelegt vor seinem Tode, war letzteres der Fall, und war der Sultan das verborgene Haupt des Aufstandes. Die Engländer würden im gleichen Falle wenig Federlesens gemacht haben, den Sultan aufgehoben und das ganze Sultanat für gute Beute erklärt haben. Wir Deutschen fragen — um mit einer großen deutschen Zeitung zu reden —: „Wo sind die Beweise für Buschiris Behauptungen," — gleich als ob man bei jedem Zeugnis wieder noch ein weiteres Zeugnis für die Glaubwürdigkeit des ersteren haben müßte —, wir tragen die Kosten der Pazifizirung, werden dem Sultan eine hübsche Entschädigung zahlen, über deren Höhe noch nichts Sicheres verlautet, und bitten die Engländer, doch für uns ein gutes Wort einzulegen, behufs Erlangung dessen, was niemandem mehr gehört als uns. Um ihrer Uneigennützigkeit nicht gar zu viel zuzumuten, überlassen wir den Engländern dann von dem gesamten Reiche unseres Gegners, des Sultans, das beste Stück, ein 3000 mal größeres neues Helgoland vor dem neuen afrikanischen Deutschen Reich und freuen uns, daß wir das sumpfige, unzugängliche Mafia noch nebenher erhalten sollen.

Der Nordwesten Deutsch Ostafrikas.

Nach dem deutsch-englischen Abkommen verläuft, wie bekannt, die Grenze der Einflußsphären westlich vom Viktoria Nyanza nicht geradlinig, setzt sich nicht am ersten Parallel südlicher Breite bis zum Zusammentreffen mit dem Territorium des Kongostaates fort, sondern schwenkt an einem Berge, dem der Name Mfumbiro gegeben wird, nach Süden ab, umgeht diesen Berg und zieht von seiner Westseite wieder auf 1 Grad südlicher Breite weiter. Auf diese Weise wird bewirkt, daß der Mfumbiro von der Zugehörigkeit zu der deutschen Sphäre ausgeschlossen bleibt und in das britisch-afrikanische Gebiet einbezogen wird.

Die genaue Lage dieses Berges ist nicht bekannt. Von den Höhen Karagwes aus hatten zuerst Speke und Grant — also Engländer — die Gipfel (some bold sky-scraping cones) des „Mfumbiro", wie die Eingeborenen ihn nannten, in weiter Ferne liegen sehen, und Speke hatte in ihm einen Teil der Mondberge, der Mountais of the Moon vermutet, die er auf der Karte zu seinem Reisewerke südlich von dem „Luta Nsige" sich hinziehen läßt; in diesen See läßt Speke von jenen Bergen einen Fluß, Quellfluß des Nils, herabströmen. Ein zweites Mal wurde der Mfumbiro von einem Amerikaner und geborenen Engländer erblickt und zwar von Stanley, als dieser auf seiner ersten Durchquerung Afrikas gleichfalls von den Erhebungen um den Windermere-See nach Westen ausschaute; am Horizont zeichneten sich in Nordwest drei spitze Kegel ab, deren Entfernung höchst unsicher war, einige 80 bis selbst 100 Kilometer betragen mochte, und deren Höhe infolgedessen sich auch nur, wenn man sich überhaupt zu einer Abschätzung verstieg, auf vielleicht 10 000 engl. Fuß (3 050 m) mutmaßen ließ. Niemand hat sonst den Berg Mfumbiro gesehen, sei es nun von einem mehr oder weniger entfernten Beobachtungspunkte; Stanleys jüngste Emin-„Befreiungs"-Expedition bewegte sich auf einer zu diesem Zwecke zu weit nördlich gelegenen Route. Ungewiß ist daher nicht allein die geographische Lage des Mfumbiro, man kennt auch nicht einmal seine hydrographische Stellung und weiß nicht, ob er nach dem Tanganyika oder nach dem Viktoriasee oder auch nach dem Albert-Edwardsee oder selbst dem Kongo, bezw. nach einem oder mehreren dieser Gewässer, entwässert. Nach Stanleys Erkundigungen soll ein Fluß Mworongo sich von dem Berge südwärts zum Alexandra-See, der durch den Kagera oder Alexandra-Nil mit dem Viktoria Nyanza in Verbindung steht, ergießen. Zweifelhaft erscheint es selbst, ob man es mit einem isolirten Berge oder einem Gebirge, einem Komplex von Bergen, zu thun hat. Kurz, von dem Mfumbiro ist so wenig bekannt, daß sogar das Recht der Entdeckung in Bezug auf ihn nicht viel besagen kann, obwohl es unbedingt, nimmt man es genau, den Engländern zu gute geschrieben werden muß. Selbstverständlich stützte sich aber England nicht auf irgend welche Entdeckungsanrechte, als es den Mfumbiro für sich beanspruchte und begehrte.

Unter solchen Umständen mußte es jedoch Überraschung hervorrufen, mußte es sich ganz unbegründet ausnehmen, daß um eines solchen unbekannten Gebirgsstockes willen die gerade Grenzlinie sich

überhaupt zu einer Abweichung bequemen sollte. Da man unmöglich annehmen kann, daß bloße Laune und Willkür die englische Regierung veranlaßte, eine Klausel dieser Art in das Abkommen einzuschieben, so fragt es sich, welche Anschauungen dieselbe geleitet haben und welche Gründe sie bestimmt haben mögen. Von der Regierung aber, von Sir Percy Anderson muß man auf Stanley zurückgehen, dessen Rat die englischen Unterhändler natürlich nicht unbeachtet ließen, und dessen Ansicht und Erfahrung sie sich zu nutze machten. Hat also Stanley den Vorschlag, Mfumbiro dem britischen Besitze einzuverleiben, angeregt, so werden auf ihn wieder Erwägungen über den zukünftigen Wert des Distriktes von Einfluß gewesen sein. In Stanleys Werk „Im dunkelsten Afrika" wird der Mfumbiro gar nicht erwähnt; auf den beigelegten Karten ist diese Gegend als terra incognita bezeichnet; der Albert Edward Nyanza ist auf denselben rings von Bergzügen eingeschlossen, welche im Süden von einem „Fluß aus Ruanda" durchbrochen werden, der aus der Richtung des Berges Mfumbiro kommt; ja, dieser letztere wird sonderbarer, aber bezeichnender Weise noch als deutsch dargestellt und wird nicht durch andere Färbung von den südlichen, ihn umgebenden deutschen Landstrichen abgeschieden! Spezielle Verträge mit den Eingebornen dieses von seiner Route so entlegenen Punktes kann Stanley nicht eingegangen sein. In den von Keltie herausgegebenen Briefen bemerkte der Reisende gelegentlich, daß er seine ehemaligen Erkundigungen über Ruanda und seine Nachbargebiete durch manches interessante Neue vervollständigt und umgeändert habe; indessen wird auf den Karten zum „Dunkelsten Afrika" sein ganzes Material zur Darstellung gelangt sein, da eine Veranlassung, mit demselben zurückzuhalten, nicht länger vorhanden war. Eine Begründung von Stanleys Verhalten und dem der Engländer überhaupt in Bezug auf die Abmachungen mit Deutschland ist nicht veröffentlicht, die englische Regierung wird vielleicht das Beispiel der deutschen, eine offene Motivirung ihres Vorgehens bei der Verfechtung ihrer Ansprüche zu geben, nicht oder sobald nicht nachahmen, das „Dunkelste Afrika" läßt manche, besonders politische Rätsel ungelöst und gestattet keinen Blick hinter die Kulissen, und somit sind wir in der Frage: weshalb auch der Mfumbiroberg englisch wurde, auf Schlüsse vom Bekannten auf das Unbekannte angewiesen.

Zunächst verspricht der Raum zwischen der Westküste des Viktoria Nyansa, der Nordspitze des Tanganyika und dem Albert Edward-See in Zukunft von Wichtigkeit zu werden als Durchzugsgebiet; Karagwe beherrscht die Karawanenwege nach Unyoro und Uganda, und nach Westen öffnen sich die Landschaften zwischen Nyangwe und den Stanleyfällen am Oberkongo. Innerhalb dieses Raumes befindet sich ein Netz von Seen und Flüssen, und die Bedeutung, die von englischer Seite diesem Gebiete beigelegt wird, hat ihren Ausdruck gefunden in der Freiheit, die das Abkommen den Engländern gewährt, eine Straße hier hindurchzulegen vom Viktoria- nach dem Tanganyika-See. Die äußersten Quellen des westlichen Armes des Nils reichen bis in diese Gegenden hinein; nach dem Vertrage Stanleys, der (unter dem Titel Geographical Results of the Emin Pascha Relief Expedition) in den Proceedings, Juni 1890, abgedruckt ist, erstrecken sich die Albert-Quellen des Nils etwa bis 1° 10′ südl. Br. Die Mündung und vielleicht ein Teil des Mittellaufes des Kagera oder Alexandra-Nils sind englisch geworden, der übrige Lauf dieses Flusses deutsch. Es ist der Gewinn dieser Länder im Westen des Großen Nyanza umsomehr als eine Errungenschaft für Deutschland anzusehen, als dieselben von den englischen Reisenden als fruchtbar beschrieben werden. Große Bereitwilligkeit ist gewiß nicht vorhanden gewesen, Deutschland als Herrn dort anzuerkennen; England suchte sich von der Nilstraße, die um den Albert Edward-See beginnt, soviel wie möglich zu sichern. Konnte diese ganze äußerste Westecke nicht britisch werden, so wenigstens ein Bruchteil; wie groß derselbe wird, ist zweifelhaft, da sich nicht entscheiden läßt, wie weit der Mfumbiro besonders nach Süden und Westen reicht: jedenfalls zeichnet sich die Umgebung des Berges durch ihre centrale Lage zwischen den Zuflüssen des Albert Edward, des Tanganyika, des Kongo, des Viktoria Nyanza aus. Schon Speke hielt die von ihm gesehene Erhebung für den großen Wendepunkt, turnpoint, der centralafrikanischen Wasserscheide. Dies ist der eine Grund, weshalb der Berg nicht unbegehrenswert erscheinen konnte.

Der hervorstechendste Zug Mittelafrikas ist die Ausbreitung von Plateaus und Tafelländern, gegen welche Höhenzüge und Bergmassen in den Hintergrund treten. Hohe Berge, vulkanischen Ursprungs, kommen nur vereinzelt vor; von den beiden östlichen Bergriesen in dem Zuge, welcher das eigentliche Rückgrat des afrikanischen Festlandes bildet, Kenia und Kilimandscharo, ist der letztere Deutschland zugefallen. Man wird sich erinnern, daß Stanley in einem seiner Speeches seinen ehrlichen Aerger über die teutonische Anmaßung ausdrückte, die erhabenste Bergspitze Afrikas schlankweg zu annektiren. Als ob den bescheidenen Deutschen ein solches Recht gebühre! Hatte doch Johnston die fruchtbaren Abhänge des Kilimandscharo gepriesen, das gesunde Klima gerühmt, welches sich selbst europäischen Ansiedlern empfehle, und hervorgehoben, wie die terrassenartig über einander aufsteigenden Zonen von Wald- und Grasland auf dem Berge verschiedenartigen Anbau, Jagd und Viehzucht ermöglichten. Und wie frei und sicher sind die Bergbewohner, denen ihre inselgleichen Wohnsitze eine Ueberlegenheit über die Einwohner der Niederländer, der Ebenen im Kriege verleihen, und die in ihren dominirenden Höhen natürliche Festungen besitzen; zuweilen zeichnen sie sich daher auch durch Intelligenz und Rasse von ihren Nachbarvölkern aus. Der Kilimandscharo wird sich ferner, wie die nun definitiv deutsch gewordenen Kondé- und Livingstone-Berge im Norden und Nordosten des Nyassa und wie der Kamerunberg in Westafrika, zur Anlage von Gesundheitsstationen, von Sanatorien eignen, ähnlich denjenigen, welche der Himalaya den Ostindiern bietet Berge haben demnach in verschiedenen Beziehungen einen hervorragenden Wert in Innerafrika. Nun sind wir Deutschen, bei der Austeilung des dunklen Erdteils, im Westen des Viktoria Nyanza um das zu kurz gekommen, was wir im Voraus haben: nicht allein der Gordon Bennett oder Gambaragara, dessen König auch der Herrscher des Landes Usongora war, sowie der Cloud King Ruwenfori, sondern auch der Mfumbiro, der sich, wenn er thatsächlich 10000 Fuß erreicht, jenen zur Seite stellt, wurden britisch, und damit wurde insofern allerdings eine gewisse Harmonie in dieser Dissonanz der Grenzabsteckung wiederhergestellt, als analog wie die Grenze, abweichend von der geraden Linie, um den Nordfuß des Kilimandscharo sich bewegt, sie sich am Südfuße des Mfumbiro herumwindet.

Es ist merkwürdig, wie wenig dem britischen Einflusse zugesprochenes Gebiet die letzte Stanleysche Expedition durchzogen hat; sie verließ die Sphäre des Kongostaats erst in der Nähe Kavallis am Albertsee, passirte dann den Fuß des Ruwenfori, marschirte durch Ankori und kam am Kagerafluſſe bei einem Grad südlicher Breite schon wieder in den deutschen Interessenbereich. Auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke nahm Stanley die Gelegenheit wahr, (bisher nicht bekannt gemachte) Verträge mit den Eingeborenenstämmen abzuschließen. Spärliche Andeutungen darüber finden sich in dem Buche „Im dunkelsten Afrika": „Wir wurden freundlich empfangen und im Namen des Königs Antari (von Ankori) bewillkommnet." „Wir waren noch nicht lange in Ankori, als wir die Lage auch gründlich erkannt hatten: Ankori war das Eigentum des Königs. Die Leute, mit denen wir zu thun haben würden, waren nur die Gouverneure, Wakungu genannt, und der König, seine Mutter u. s. w. Ankori war eine Kopie von Uganda." (Deutsche Ausgabe II. S. 328, 329) „Ankori ist in Zukunft euer Land" (S. 331, 332). „Jedenfalls war ich öffentlich (infolge von Blutsbrüderschaft mit dem Thronerben) als Sohn Antaris anerkannt und hatte fortan die Erlaubnis, nach Belieben das Gebiet von Ankori zu durchstreifen, und das Recht, mich niederzulassen . . . Außerdem beschwor der Prinz im Namen seines Vaters, daß in Zukunft alle Weißen, die nach Ankori kommen wollten, eine Empfehlung von mir haben müßten . . ." (S. 345). Die Ausdehnung afrikanischer Landschaften ist bekanntlich, wie besonders Ratzel dargelegt hat, sehr schwankend, unsicher und wechselnd; ebenso wenig wie Ugogo und Uniamwesi kann man Ankori mit scharfen, festen Grenzmarken umfassen. Aber sicher liegt Ankori in seinem vollen Umfange nördlich des ersten Grades südlicher Breite. In welchem Lande liegt nun der Mfumbiroberg? Nicht in Ankori, welches sich von Stanley bewegen ließ, ein wenig auch aus Furcht (II. S. 332), seine Unterwürfigkeit zu bezeigen.

Aus dem „Dunkelsten Afrika" (II. S. 339) erfahren wir: „Südsüdwestlich von dem Orte Njamatofo (am nördlichen Fuße der Ruamparakette) liegt Mpororo, das vor einigen Jahren von Antari angegriffen und besetzt worden ist; nach mehreren blutigen Zusammenstößen sind die Bevölkerung und ihr König dem Antari tributpflichtig geworden. Ruanda beginnt an einer nach Westsüdwest gezogenen Linie und wird von dem König Kigeri beherrscht, doch vermag man nicht viel mehr Auskunft über das Land zu erhalten, als daß es groß sein und so weit wie von Njamatofo bis Kasurro reichen soll." S. 314: „Ruanda ist ein großes Land." Hieraus ergiebt sich als Auflösung des Rätsels, daß Mpororo von den Engländern als zu Ankori gehörig betrachtet worden ist (obwohl der obengenannte Ort Njamatofo, in dem Stanley lagerte, selbst „erst ganz kürzlich" von Antari erobert worden war, II. S. 341), und daß der Mfumbiro von ihnen als das südlichste Ende von Mpororo angegeben wurde. Auffällig ist dann aber zweierlei: zunächst, daß Mpororo auf diese Weise zu einem Lande von erheblicher Ausdehnung wird, von weit größerer als früher vorausgesetzt wurde. Sodann verschiebt sich dadurch als eine weitere Folge die Lage des mächtigen Reiches Ruanda. Die Grenzen dieser Landschaft (vgl. meine Schrift: Das Nilquellgebiet, Ostern 1890, S. 58) sind im Osten der Alexandranil und im Westen die Wasserscheide des Kongo; es soll sich zum Teil bis an das Südwestufer des Albert Edward, sonst aber nur bis in die Nähe dieses Sees erstrecken, und stößt außerdem an den Alexandra-Nyanza (s. auch Keltie,

Stanleys Briefe S. 106, und Im dunkelsten Afrika II S. 314, 323). Bemerkenswert ist nun, daß nach Speke s anerkanntermaßen sehr zuverlässigen Erkundigungen, die er in Karagwe eingezogen hatte, der Mfumbiro in Ruanda gelegen ist! (s. Journal of the discovery of the source of the Nile by J. H. Speke 213, 214). Im Jahre 1876 bezahlte der jetzt auf einmal so gewaltige König Antari von Ankori, ebenso wie Karagwe ꝛc., Tribut an den König von Uganda (Im dunkelsten Afrika II S. 327, 368), Ruanda dagegen ist stets völlig selbständig geblieben.

Und wenn wir nun einen Blick auf die neuesten Karten, etwa auf die beiden dem „Dunkelsten Afrika" beigegebenen, werfen, so finden wir, daß die Kartenzeichner sich über die Schwierigkeit, die Lage der beiden Landschaften Mpororo und Ruanda zu vereinen, damit hinwegsetzten, daß sie Ruanda mehr nach Westen verlegten; der Name Ruanda ist so geschrieben, daß dasselbe gänzlich in die Umgrenzung des Kongostaates hineinfällt![1])

Wenn jemand etwa denken sollte, daß bei der vorläufig noch in weitem Felde stehenden praktischen Erheblichkeit der Frage auch die Angelegenheit selbst gleichgültig und wertlos sei, so muß ihm entgegengehalten werden, daß doch die Engländer, Meister in kolonialen Dingen, solche anscheinend geringfügige, in Wahrheit zuweilen hinterher sehr belangreiche Einzelheiten von vornherein in Rechnung zu ziehen gewohnt sind. Niemand weiß, ob der „Mfumbiro" ein Berg oder eine Bergkette, ein Gebirge ist und von welcher Größe dieses Gebirge sein mag, ob jene Benennung gegebenenfalls das ganze Bergland oder nur einen Teil bezeichnet; befürchten muß man jedoch, daß uns möglicherweise diese äußerste Nordwestecke gänzlich verloren geht, wobei wir hoffen, daß die Engländer nicht auch noch den Versuch unternehmen, einen Keil, der sich vom Albert Edward-See nach der Nordspitze des Tanganyika über „Ruanda" erstrecken würde, zwischen den Kongostaat und Deutsch-Ostafrika einzudrängen. Wir bemerken übrigens, daß die obenerwähnten Karten die Angabe „Mt. Mfumbiro"[2]) tragen. Wenn die Stanley'schen bezw. englischen Ansprüche auf den Mfumbirodistrikt eine so zweifelhafte und schwache Berechtigung hatten, und wenn die Briten trotzdem keinen Verzicht auch nur um ein Jota sich zumuten wollten, so ist umsomehr zu bedauern, daß die andere Partei nicht ihr Prinzip durchzusetzen vermochte, das weit logischer und wohlmotivirt war und alle Streitigkeiten für immer beseitigte: die Grenze einzig und allein durch den Breitengrad zu bestimmen. Die Engländer stellten die Alternative: entweder gelten Stanleys Verträge, und dann ist auch Mpororo mitsamt dem Mfumbiroberg britisch, oder sie gelten überhaupt nicht, und dann können wir uns natürlich nicht einigen; Deutschland stimmte bei.

Das Entgegenkommen, das von den Deutschen bei den Vertragsverhandlungen den Engländern bewiesen wurde, zeigt sich auch in diesem Falle; nicht deshalb wurde der Mfumbiro englisch, weil die Engländer sagen konnten: wir haben ihn bereits thatsächlich genommen und müssen deshalb bei der Diskussion über die Verteilung der Gebiete (prendre d'abord, discuter ensuite) auf seine Überweisung an uns bestehen, sondern deshalb, weil mit der größten Liberalität von deutscher Seite das bereitwillige, versöhnliche Zugeständnis der Gültigkeit aller Stanleyschen Abmachungen, ohne diese einer strengen Kritik zu unterziehen, abgegeben wurde. Wie wenig aber auch nach dem Vertragsschlusse diese deutsche Willfährigkeit von einem Teil der englischen Presse gewürdigt wird, zeigen wieder Äußerungen der letzten Zeit, so wenn die Times von depredations, Verwüstungen of German agents (Peters) spricht, während doch Stanley auch nur ein British agent war, der allerdings mit größeren Mitteln und in überlegenem Stile, als großer Unternehmer, arbeitete.

E. Wiechmann — Ludwigslust.

[1]) Auf der Karte zu Stanleys, „Durch den Dunklen Weltteil" liegt der Mfumbiro in Ruanda, ebenso auf Sekt. 13 von Ravenstein's Eastern Equatorial Africa, nur läßt der letztere, nördliche Ausläufer nach Mpororo sich erstrecken. Stanley ist nicht in Mpororo eingedrungen und ist nach Ruanda garnicht gekommen. Es ist innerlich unwahrscheinlich, daß etwa Mpororo im Norden von Ankori angegriffen und völlig unterworfen wird, während es sich zu gleicher Zeit nach Süden gegen einen noch weit mächtigeren Nachbarn ausdehnt. Stanleys Verträge konnten aber als Besitztitel nicht für einen Berg in Ruanda Geltung haben.

[2]) Auf der Karte zu Stanleys „Durch den Dunklen Weltteil" stand dagegen „Ufumbiro Mts.", d. h. Gebirge. Im englisch-deutschen Vertrage aber steht Mount Mfumbiro und es heißt weiter: if that mountain &; dies ist also der Wortlaut.

Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Bremen.

Von Dr. M. Lindemann.

II.

In Nr. 12 der „Deutschen Kolonialzeitung" (vom 7. Juni) haben Sie einen ersten Überblick über unsere schöne Industrie-Ausstellung und besonders über die so reiche, in einer eigenen Halle vereinigte Handelsausstellung gegeben. In richtiger Würdigung der Bedeutung gerade dieser Abteilung der Ausstellung für unsere Kolonialsache sollen nun dem Wunsche der Redaktion gemäß einige Mitteilungen über einzelne Zweige und Abteilungen dieser Ausstellung folgen, welche ein besonderes kolonial-wirtschaftliches Interesse bieten. In erster Linie steht da wohl der Tabak, der wichtigste Handelsartikel Bremens, in dem es zum Weltmarkt geworden ist. Die in einer eigenen Halle vereinigte Tabaksausstellung war zur Zeit der Veröffentlichung Ihres ersten Artikels noch nicht fertig. Umsomehr und bei der Bedeutung, welche der Tabaksbau hoffentlich auch in unseren Kolonialländern mit der Zeit gewinnen wird, dürfte zunächst ein Eingehen auf diese so selten reiche, aus 565 Proben bestehende Tabaksausstellung gerechtfertigt sein. Die Tabaksausstellung nimmt einen, an die mittlere Halle sich anschließenden, gegenüber dem Eingang gelegenen besonderen Ausbau ein. Dieser ist in geschmackvoller Weise mit Friesdekorationen verziert, die aus Palmwedeln und Tabakblättern zusammengesetzt sind. Die Ausstellung selbst ist äußerst reichhaltig. Sie besteht in erster Linie aus einer großen Zahl Handproben, die unter Beifügung der betreffenden Namen in vier Schränken eingeordnet sind. In jeder Ecke der Halle ist eine Gruppe vereinigt, welche die üblichen Originalpackungen, als: Fässer, Ballen (aus Leinen) Seronen, Kisten (aus Ochsenfellen oder Bast), Körbe u. s. w. zur Anschauung bringt. Über diesen Stapeln läuft ein breiter Fries hin, in welchem eine Anzahl farbenreicher Gemälde, aus dem Atelier des Herrn Arthur Fitger stammend, angebracht sind. Diese stellen solche Städte und Gegenden dar, welche für den Tabakhandel eine besonders wichtige Rolle spielen. Treten wir in die Halle ein, so befindet sich gleich links eine Darstellung der Stadt Havana. An diese schließen sich in der Richtung nach rechts die Bilder von Portorico, Bahia, Louisville (Lager- und Versteigerungshalle), Richmond, Baranquilla, Rio de Janeiro, Sumatra und New-Orleans an. In Beziehung auf die Einfuhr aus den Ursprungsländern des Tabaks steht Amerika in erster Linie. Von der Gesammteinfuhr des Jahres 1889 an Tabaken in Bremen, welche dem Werte nach 47 261 000 Mark betrug, entfallen auf Amerika 33 537 000 Mark, und zwar auf die Vereinigten Staaten 12 054 000 Mark, Westindien 8 878 000 und Süd-Amerika 12 081 000 Mark. Aus Asien und zwar zumeist aus Sumatra wurde 1889 für 13 328 000 Mark Tabak eingeführt, während die Einfuhr europäischen Tabaks — deutschen, ungarischen und türkischen — unbedeutend ist. Der erste Schrank ist ausschließlich den Nordamerikanischen Fässertabaken gewidmet, darunter in erster Linie Kentucky-, Rauch- und Zigarrentabak, sowie Stengel, im ganzen 50 Sortirungen, die dem Laien freilich höchstens dann unterscheidbar sind, wenn die Färbung des Blattes eine besonders auffallende z. B. rötlich oder hochgelb. Virginia-Tabak erscheint in 36 Sortirungen, Ohio und Maryland in je 10. Eine Kuriosität sind Proben von altem Ohiotabak aus den Jahrgängen 1848, 1866 und 1871, welche die Haltbarkeit dieses Tabaks zeigen. Der zweite Schrank ist dem in Seronen (Matten), Packen, Ballen und Körben ankommenden westindischen-, mittel- und südamerikanischen Tabak gewidmet. Die mexikanischen-, havaneser-, sonstige Cubaner-, St. Domingo-, Venezuela- und Brasiltabake, erscheinen in zahlreichen Sortirungen, je nach ihrer Benutzung als Deckblatt, Umblatt oder Einlage. Der einst so berühmte Ambalematabak gehört jetzt so ziemlich zu den vergangenen Dingen. Die Einfuhrziffern aus Mittel- und Südamerika haben wir bereits oben angeführt. Vielleicht interessirt noch die Notiz, daß die Tabaksproduktion der Insel Cuba, welche zum großen Teil dem eigenen Konsum dient, jetzt etwa 4—500 000 Ballen beträgt.

Davon kommen 3- bis 400 000 Ballen auf die eigentlichen Havannadistrikte und 100 000 auf die sonstigen Tabaksbaudistrikte der Insel. Die Einfuhr Bremens von Tabak aller Sorten aus Cuba hat sich in den letzten Jahren von 30 000 auf 54 000 Ballen gehoben. Der dritte Schrank führt uns die asiatischen Tabake, welche hier in Packen, Seronen und Ballen ankommen, vor. Die berühmt gewordenen Tabaksplantagen von Ost-Sumatra liefern das bei weitem größte Quantum, dem Werte nach, nämlich 11 510 000 Mark, während auf die Einfuhr von Tabaken aus Java 1 396 000 Mark und die übrigen ostindischen Sorten ein Wert von 376 000 Mark kommt. Es ist ja bekannt, und auch in der Kolonialzeitung in Briefen und Artikeln oft geschildert,[1]) daß die Tabakskultur, auf dem Schwemmlande von Ost-Sumatra Anfang der 60er Jahre dieses Jahrhunderts begonnen, sich als eine der glücklichsten kolonialen Unternehmungen der Holländer erwiesen hat. Freilich ist diese Kultur eine sehr extensive, indem nach dem Niederbrennen des Waldes gewöhnlich nur ein Mal für längere Zeit gesäet und geerntet, in der Zwischenzeit aber ein neues Urwaldsgebiet

[1]) Vergl. Deutsche Kol. Ztg. Band 2, S. 417 u. ff. und neue Folge 1. Jahrg. 1888, S. 12 u. f.

in Angriff genommen wird. Immerhin ist die Produktion Ost-Sumatras noch in steter Zunahme. Die Tabaksbaugesellschaften, deren in den letzten Jahren eine ganze Reihe neuer nicht nur mit holländischem, sondern mit deutschem, englischen, schweizer, französischem Kapital ins Leben gerufen wurden, machen ausgezeichnete Geschäfte und zahlen hohe Dividenden. In dem tatsächlichen Monopol, welches die Holländer früher dadurch ausübten, daß sie den Großverkauf der ostasiatischen Rohtabake in Amsterdam zu konzentriren verstanden, ist in den letzten Jahren glücklicherweise eine Bresche eröffnet worden. Mit Hilfe unserer neuen Reichspostdampferlinie wurden ansehnliche Mengen Sumatratabak direkt nach Bremen gebracht; dieselben wurden noch verstärkt durch Einfuhren von Rohtabaken aus dem nördlichen (britischen) Borneo, wo sich eine deutsche Tabaksbaugesellschaft, darunter auch ein bedeutendes Bremer Haus, etablirt hat. Es scheint, daß auch im nördlichen Borneo der Tabak jene vorzüglichen Eigenschaften (Feinheit des Blattes und gute Farbe) erlangt, welche ihn auch selbst in Amerika so geschätzt macht. Noch immer bleibt zur Zeit Holland der Hauptmarkt erster Hand für Sumatratabake: 1889 wurden dort 169 012 Packen[1]) Sumatra neben 171 971 Packen Javatabak verkauft.

Der vierte Schrank der Tabaksausstellung führt uns allerlei Kuriositäten und weniger begehrte Sorten aus der asiatischen und europäischen Türkei, Griechenland, Ostafrika, Fernando-Po, den kanarischen Inseln, Transvaal, Kamerun, Sansibar, Neu-Guinea und Australien vor; besonders hervorzuheben, weil für die zukünftige Entwickelung des Tabaksbaues in Kaiser-Wilhelmsland erfreulich, ist die Thatsache, daß die Proben Neu-Guineatabak den Beifall der hiesigen Sachkenner finden.

Kürzlich wurde nun diese Tabaksausstellung noch durch einen fünften Schrank bereichert, der, aus amerikanischem Nußbaumholz gefertigt, das Geschenk einer Holz-Großhandlung von C. C. Mengel in Louisville an die dortige Blättertabaksbörse, von letzterer mit einer vollständigen Probensammlung aller Kentucky-Tabakssorten gefüllt und zur Bremer Ausstellung gestiftet wurde.

Ein zweiter für den Bremischen Handel hochbedeutend gewordener Rohstoff ist der Reis. Erst seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts ist die Einfuhr von Reis aus Hinterindien für Bremen von rasch wachsender Bedeutung geworden. Anfänglich wurde der Transport des rohen, ungeschälten Reises nach Europa durch Segelschiffe vermittelt, neuerdings sind eigens für die Fahrt konstruirte große Dampfer in Betrieb genommen. In welcher Weise und in welchen Mengen der Reis mittelst solcher Dampfer von den hinterindischen Häfen nach Europa gebracht wird, davon giebt uns das ausgestellte schöne Modell des neuen großen Reisdampfers „Helene Rickmers" ein deutliches Bild. (Wir schalten hier ein, daß die Firma Rickmers eines der bedeutendsten Reis-Einfuhrhäuser Bremens, und zugleich an den mit Bremischen Kapital in Salzuflen und Münden seit einer Reihe von Jahren errichteten großen Reisstärkemühlen beteiligt ist.) Das Modell ist an einer Längsseite geöffnet, um die innere Einrichtung zu verdeutlichen. Die „Helene Rickmers" ist 97,5 m lang, 13 m breit, hat 8,5 m Tiefgang, eine Maschine von 1350 indizirten Pferdekräften und eine Ladefähigkeit von 3950 Tonnen = 48 840 Sack Reis. Eine solche Ladung wird von den hiesigen Reisschälmühlen von Gebrüder Nielsen in 4 bis 5 Tagen verarbeitet. Den Umfang des hiesigen Reisgeschäfts hat bereits der Artikel in Nr 12 dieser Zeitung Seite 150 gekennzeichnet. Ebenso wurde damals schon an der Hand der musterhaft arrangirten Ausstellungsgruppe des Petroleums die Bedeutung dieses wichtigen Beleuchtungsstoffs unter Anführung der betreffenden Ziffern der Einfuhrwerte für Bremen hervorgehoben. Wohl auf keiner Ausstellung ist bis jetzt die Gewinnung und Behandlung des Petroleums bis zu dessen Verbrauch durch Modelle und Photographien so anschaulich dargestellt worden, wie hier; wir sehen Modelle der Bohr- und Pumpwerke, der Bottiche zur Aufnahme des Rohpetroleums, der Röhren und der Cisternenwagen zur Fortschaffung des rohen Petroleums nach den Raffinerien, der sogenannten Tank-Dampfer, in welchen das Petroleum in großen eisernen Behältern, welche die Schiffsräume ausfüllen, transportirt wird. Ein solcher Dampfer kann 23 900 Barrel Petroleum befördern. Die Art und Weise der Behandlung des Petroleums, nach Ankunft desselben im europäischen Hafen, wird uns ebenfalls durch eine Reihe von Modellen anschaulich gemacht. Darunter befinden sich die großen eisernen, zum Schutz gegen Feuersgefahr mit einem Erdwall umgebenen Cisternen, welche etwa 10 000 Barrel Petroleum fassen. Das rohe Petroleum wird von einer hiesigen schon im Jahre 1865 errichteten Raffinerie direkt aus Amerika bezogen, während sonst nur raffinirtes Petroleum, und zwar ebenfalls aus den Vereinigten Staaten, hier eingeführt wird. Es ist bekannt, daß das Erdöl noch in einer Reihe von überseeischen Gebieten gefunden und teilweise auch ausgebeutet wird, so namentlich in Canada, Bolivien, Birma, China, Japan, Persien, Ägypten, Australien und Neu-Seeland. In Europa ist allein die Petroleumproduktion Rußlands (auf der Halbinsel Apscheron am Caspischen Meer) von größerer kommerzieller Bedeutung geworden, die, wie es scheint, der in Amerika durch die Standard Oil Comp. fast monopolisirten Erdölgewinnung in verschiedenen Ländern die Spitze bietet, so z. B. schon jetzt in Britisch-Indien.

Weitere wichtige Rohstoffe der Bremischen Einfuhr sind Baumwolle, Wolle, Indigo, Jute. Die Gruppe Baumwolle in der Handelsausstellung ist von der Bremer Baumwollbörse arrangirt. Ein großes Bild an der Rückwand zeigt ein Baumwollfeld der amerikanischen Südstaaten, die Arbeiter sind mit dem Einheimsen der Baumwolle beschäftigt, die, zu mächtigen Ballen verpackt, von einem der großen Mississippi-Dampfer zum Transport nach dem Seehafen aufgenommen werden. Eine Sammlung von Mustern zeigt uns die verschiedenen Sorten ostindischer, amerikanischer und ägyptischer Baumwolle. Die Modelle von Baumwollpressen und von Baumwollreinigungsmaschinen erhöhen den instruktiven Charakter dieser Gruppe; eine Denkschrift, die an Jedermann verabfolgt wird, belehrt über die Organisation und Zwecke der Bremer Baumwollbörse, welcher nicht allein hiesige Importeure, sondern auch eine Anzahl bedeutender binnenländischer Baumwollindustrieller angehören. Übrigens ist mit Bremischem Kapital an der Unterweser seit einer Reihe von Jahren eine große Baumwollspinnerei, und zwar zu Grohn bei Vegesack, angelegt, dieselbe führt ihr Fabrikat in der Haupthalle vor.

Bedeutender ist die Industrie, welche sich an die wachsende Wolleinfuhr Bremens angeschlossen hat. Die Haupteinfuhrländer der Rohwolle für Bremen waren im vorigen Jahr Argentinien und Uruguay mit einem Einfuhrwert von 36 430 000 Mark, die Kapkolonie mit 10 778 000 Mark und Australien mit 7 631 000 Mark. Nächst London sind Antwerpen und Bremen die bedeutendsten Wollmärkte des europäischen Kontinents. Außer der obenerwähnten direkten Einfuhr von den Ursprungsländern bezog Bremen im Jahre 1889 von dem großbritannischen Markte für 14 339 000 Mark Wolle. Durch Bremisches Kapital wurden nun in der Umgegend vor einer Reihe von Jahren, zu der Zeit, da Bremen noch nicht dem deutschen Zollgebiete angehörte, große Fabriketablissements ins Leben gerufen, und zwar in Delmenhorst eine Kammgarnspinnerei und -Weberei und bei Vegesack zwei Wäschereien, mit deren einer zugleich eine großartige Lohnkämmerei verbunden ist. Die Rohwolle erscheint zum Teil in einer besonderen Ausstellung, deren Ausstattung auch mit Gemälden aus den drei Hauptgebieten der außereuropäischen Schafzucht: den La Plata-Staaten, der Kapkolonie und Australien, eine sehr glückliche ist.

Das südliche Ende des unteren Stocks der Handelshalle ist ganz dieser interessanten Wollausstellung eingeräumt, in welcher auch die verschiedenen Verpackungsweisen der Wolle uns in 97 Originalballen, die einen Wert von vielen Tausenden Mark repräsentiren, vorgeführt werden. Die Wolle erscheint dann noch in verschiedenen geographisch geordneten Gruppen, so namentlich in den Sektionen, welche den La Plata-Ländern gewidmet sind. Hier finden wir die Modelle einer großen Estancia, die das Eigentum einer großen Handlungsfirma in Bremen und Buenos Aires ist. Ein anderer Teil der argentinischen Abteilung enthält unter einem großen, die Szenerie der Kordillere und der Pampas veranschaulichenden Landschaftsbilde eine Sammlung von Wollproben neben vielen anderen Erzeugnissen der argentinischen Republik. Diese von der argentinischen Regierung eingesandte Kollektion soll der hiesigen Handelskammer verbleiben, jedoch ist an diese Schenkung der Wunsch geknüpft, daß diese Sammlung hier dauernd öffentlich ausgestellt werden möge. Damit ist eine Idee wieder angeregt, welche schon früher bei kleineren Ausstellungen dieser Art, in den Jahren 1865 und 1874, ausgesprochen wurde, jedoch damals nicht zur Ausführung kam. Diesmal scheint die Ueberzeugung eine allgemeine und lebhafte, so daß zu hoffen ist, daß jene Idee, die Errichtung eines Handelsmuseums in Bremen, nach Schluß der Ausstellung endlich zur Ausführung gebracht werde. Freilich sind bedeutende Mittel erforderlich; es muß ein eigenes Gebäude aufgeführt, eine Verwaltung eingesetzt, es müssen nicht unerhebliche Fonds zur dauernden Erhaltung, Mehrung und von Zeit zu Zeit Erneuerung der auszustellenden Gegenstände gesichert werden. Das projektirte Handelsmuseum muß, wenn etwas ordentliches daraus werden soll, vom Staat oder von der Handelskammer übernommen und geleitet werden. Ob allein durch freiwillige Beiträge der Kaufmannschaft die nötigen Fonds einmal zur Errichtung, sodann zur Erhaltung des Museums zusammengebracht werden können, steht dahin. Die Stadt besitzt bereits ein unter der Leitung eines Naturforschers als Staatsbeamten bestehendes naturwissenschaftliches und ethnographisches Museum, das ihr vor einer Reihe von Jahren von dem hiesigen Museumsverein mit einer ansehnlichen Summe Geldes geschenkt wurde. Die zahlreichen ethnographischen Gegenstände, welche die Handelsausstellung enthält, können den Anlaß dazu bieten, das neu zu errichtende Museum mit dem jetzigen städtischen zu verbinden. Sind doch

[1]) 1 Ballen oder Packen wiegt 70—80 kg.

die ungünstig gelegenen Lokalitäten des letzteren schon lange zu eng für die stetig sich mehrende Sammlung geworden.

Der Indigoausstellung und der Modelle der Indigobereitung hat die „Kolonial-Zeitung" bereits in ihrem einleitenden Artikel kurz gedacht. Die Indigopflanze wurde bekanntlich aus ihrem Stammlande Indien in verschiedene tropische Länder eingeführt, so z. B. nach Guatemala und Kolumbien. Bremen führte im vorigen Jahre für vier Millionen Mark Indigo ein und ebenso viel wieder aus. Bei der Bedeutung, welche der Indigo als Färbestoff noch immer, trotz der Anilinfarben, für unsere Großindustrie hat, wird es vielleicht von Interesse sein, die Indigobereitung, wie sie z. B. in Kolumbien betrieben und in einem Modelle auch in dieser Abteilung dargestellt wird, hier etwas näher anzugeben.

„Der Indigosamen — etwa 6 bis 10 Körner zusammen — wird reihenweise in kurzen Abständen gelegt; die sich strauchartig entwickelnde Pflanze wird, etwa 3 Monate alt, nachdem sie geblüht hat, kurz über der Wurzel abgehauen, in ein Bassin geworfen und dieses mit Wasser gefüllt. Nach etwa 12 Stunden überzieht sich das Wasser mit einer blaufarbigen Haut und aufsteigende Luftblasen deuten an, daß das Wasser den Pflanzen den Farbstoff entzogen hat. Das Wasser wird nun in ein darunter gelegenes Bassin abgelassen und dort mittelst des durch Wasserkraft getriebenen Umrührers in Bewegung gebracht. Dasselbe nimmt dadurch von der Luft Sauerstoff in sich auf und färbt sich dunkelblaugrün. Nach etwa 3 Stunden wird das Wasser auf seinen Farbengehalt mit Kalkwasser geprüft; senken sich dabei kleine Farbkügelchen zu Boden, so ist der Zeitpunkt gekommen, die Farbteile in dem unteren Bassin durch Zusatz von Kalkwasser niederzuschlagen. Der Indigo lagert sich im Verlauf von 2 Stunden als schlammartige Masse auf dem Boden des Bassins ab und das über ihm stehende, nun hellgelblich-grüne Wasser muß vorsichtig abgelassen werden. Der Schlamm kommt dann in ein drittes unterstes Bassin, welches mit Filter versehen ist; nachdem die Masse dort abgetropft ist, wird sie in den nebenstehenden Kasten, welcher auch als Filter dient, geschafft und dort unter einer Hebelpresse stark ausgepreßt. Von dort streicht man die Masse auf eine hölzerne Unterlage und schneidet sie mittelst Bindfaden in Würfel, die in der Trockenstube ihre letzte Feuchtigkeit verlieren und dann in den Packraum wandern."

(Schluß folgt).

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Die Verwaltung der Nordwest-deutschen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Bremen hat an die Vorstände der Abteilungen ein Schreiben gerichtet, worin sie die Mitglieder unserer Gesellschaft zum Besuche der Ausstellung einladet. Diese Einladung, mit welcher mannigfache Vorteile und Erleichterungen für unsere Mitglieder verbunden sind, hat der Herr Präsident, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, den Vorständen der Abteilungen zur Berücksichtigung aufs wärmste empfehlen können. Aus dem Schreiben des Herrn Präsidenten an die Abteilungsvorstände ist der folgende Passus, welcher über den Wert vornehmlich der Handelsausstellung sich äußert, von besonderem Interesse für Kolonialfreunde:

„Nachdem alle Urteile über die Bremer Ausstellung einstimmig die bis jetzt unübertroffene Mannigfaltigkeit, Großartigkeit und Schönheit derselben anerkannt haben, können wir die Einladung der Verwaltung an unsere Mitglieder nur aufs wärmste unterstützen. Einen ganz besonderen Anziehungspunkt inmitten der reichen Fülle von sehenswerten und belehrenden Sammlungen industrieller und gewerblicher Erzeugnisse bildet neben den in lebensvollen Bildern dargestellten Typen überseeischen Wandels und Treibens die Handelsausstellung. Von den 70 zur Ausstellung gehörenden verschiedenen Bauten, welche zusammen eine Baugrundfläche von 40 000 Quadratmetern auf dem 375 000 Quadratmeter großen Festplatze einnehmen, umfaßt das Gebäude der Handelsausstellung 2 800 Quadratmeter. In diesem großen Gebäude, das durch reichen architektonischen Schmuck, eine herrliche Façade mit einer langen, im mittleren Teile und auf den Seiten durch schmucke Türme gezierten Front sich auszeichnet, ist der überseeische Handel in geradezu überraschender Vollständigkeit und Schönheit zur Anschauung gebracht. Jedes Land bildet eine besondere Abteilung, in welcher eine reiche, dem jedesmaligen Lande sich anpassende, dekorative Ausschmückung die ausgestellten Produkte vorteilhaft umrahmt. Aber geradezu bewunderungswürdig und der höchsten Anerkennung wert, ist die Art, wie die Erzeugnisse des einzelnen Landes, deren Gewinnung, Bearbeitung und Verwertung anschaulich gemacht sind. Hierbei sieht man und wird davon aufs angenehmste berührt, daß eine liebevolle Sorgfalt für die Sache, nicht allein die Absicht auf den Ausstellungszweck gewaltet hat. Mit minutiöser Genauigkeit wird uns bei allen Hauptprodukten, wie Baumwolle, Kaffee, Thee, Petroleum u. s. f. der ganze Prozeß der Gewinnung und Verwertung in stufenweiser Folge vor Augen geführt. Wir sehen die Baumwollpflanzer auf dem Felde, welche die jungen Pflänzlinge einsetzen oder die reife Frucht von den Stauden ablesen, wir werden in die Sortir- und Spinnhalle der Eingebornen geführt, wo Männer und Frauen mit Sortiren und Verspinnen der Wolle beschäftigt sind. Der Webstuhl der Eingebornen ist eingerichtet und scheinbar in Thätigkeit, indes auf anderer Stelle Arbeiter, immer in ihrer jeweiligen Nationaltracht, ganze Berge von loser Baumwolle in einen festen Ballen für den Versandt zusammenpressen, welche durch die Vermittlung des betriebsamen Handels den Industriezentren Europas zugeführt werden sollen. In dieser und ähnlicher Weise hat jeder irgend bedeutsame Artikel, jedes für den überseeischen Verkehr berücksichtigungswerte Land eine eigenartige und wechselreiche Darstellung gefunden, so daß ein Besuch gerade dieser Halle eine deutliche Anschauung von der Größe und der Bedeutsamkeit des überseeischen Verkehrslebens der Völker zu vermitteln in hervorragendem Maße geeignet ist. Neben der Belehrung bietet aber der Besuch auch einen ganz neuen und eigenartigen Genuß, da nicht nur das Arrangement im Ganzen einen angenehmen Eindruck hervorruft, sondern jede einzelne Sammlung durch Sauberkeit und geschmackvolle Komposition sich auszeichnet, und die Modelle und Gruppenbilder meistens künstlerischen Wert haben."

Den Freunden der Förderung des überseeischen Verkehrs wird der Besuch der Handelsausstellung in Bremen ganz besonders empfohlen.

Kleine Mitteilungen.

— (Ostafrika.) Herr Dr. Peters gedachte nach einem aus Suez hierher gelangten Telegramm am 9. August in Neapel, „Grand Hotel", einzutreffen. — Im Bestande der Wißmanntruppe gehen, wie man den Hamburger Nachrichten aus Sansibar schreibt, folgende Änderungen vor sich: Aus dem Dienste scheiden Kapitän Römer und Zahlmeister Streim. Kapitän Graf Pfeil ist nach Bombay abgereist, um einen größeren Dampfer zu chartern. Die „Harmonie" wird als nicht tüchtig in hoher See nach Köln zurückgebracht. Auf der „Harmonie" fährt als Vertreter des Kommissariats der Deckoffizier Lange mit; außerdem bis Suez der Leutnant Burger, welcher eine beträchtliche Zahl dienstuntauglich gewordener Sudanesen in Ägypten abliefert. — Ein von Sansibar, den 31. Juli, datirtes Telegramm bestätigt in erfreulicher Weise, daß in Deutsch-Ostafrika völlige Ruhe herrscht. Das Telegramm besagt: Der stellvertretende Reichskommissar Dr. Schmidt ist heute von seiner Expedition gegen Mahenge nach Sansibar zurückgekehrt. Die Mafiti sind vor ihm entflohen, und der letzte der aufständischen Häuptlinge, Pangire, hat sich unterworfen. Auch die Pazifizirung der Nordprovinz bis Rufidji ist jetzt beendet und es herrscht völlige Ruhe. — Der Leutnant Sigl, welcher den im Anfang Juli nach dem Innern aufgebrochenen Händler Stokes mit einer Abteilung der Schutztruppe begleitet, hat den Auftrag erhalten, bis Tabora vorzurücken, den Ort zu besetzen und daselbst eine befestigte Station zu errichten, deren Besetzung er zunächst mit seinen Leuten übernimmt. Tabora liegt in Luftlinie fast genau 700 km von Bagamoyo entfernt; in der Mitte zwischen ihm und der Küste, etwa 300 km im Innern, liegt die erste befestigte Station der Deutschen, Mpwapwa. Weiterhin beträgt die Entfernung von Tabora nach Udschidschi am Tanganyka nur noch ungefähr 300 km. — Emin Pascha soll, nach der Times, schwere Kämpfe mit den Massais in Ugogo glücklich bestanden und 1200 Rinder erbeutet haben. — Der Sultan von Sansibar hat am 1. August ein Dekret betreffs der Sklaverei erlassen. Nach demselben bleiben die vor Abschluß des deutsch-englischen Abkommens bestandenen Verordnungen über die Sklaverei in Kraft. Der Verkauf oder Austausch von Sklaven wird untersagt und die Haltung von Sklaven-Depots bei strenger Strafe verboten. Beim Ableben eines Sklaveneignerns gehen dessen Sklaven in den Besitz seiner legitimen Kinder über und erhalten die Freiheit nur in dem Falle, daß keine legitime Nachkommenschaft vorhanden ist. Grausame Behandlung von Sklaven wird mit deren Konfiskation bestraft. Bei Eheschließungen zwischen Arabern und britischen Unterthanen werden die Sklaven des Arabers frei. Endlich können in Zukunft Sklaven ihre Freiheit erkaufen und die Rechte freier Unterthanen erlangen. — Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat die erste deutsch-koloniale Münze, eine Pesa, prägen lassen. Auf der einen Fläche ist in dem äußeren Kreise zu lesen: Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft 1890. Der innere Kreis wird durch den deutschen Reichsadler gebildet. Die andere Fläche hat einen Lorbeerkranz und in der Mitte in arabischer Sprache und Schrift eine Aufschrift, welche lautet: Die deutsche Gesellschaft. Bis jetzt sind eine Million Stück geprägt worden. Von dieser Münze gehen 64 Stück auf eine Rupie, deren Preis zur Zeit 1,60 bis 1,70 Mark beträgt. Eine Silbermünze ist in der Prägung begriffen. — (Das deutsch-englische Abkommen) wird noch einige Auseinandersetzungen mit England und dem Sultan hinsichtlich des Zollvertrages und der Entschädigung für Überlassung des Küstenstreifens an den letzteren im Gefolge haben. Was den Zollvertrag anbetrifft, so erstreckt sich auf die gesamte deutsche Interessensphäre in Ostafrika, mit Ausnahme eines 10 Meilen tiefen Streifens des Küstengebietes, das jetzt noch Sansibar gehört, die Verpflichtung Deutschlands, die Freihandelsbestimmungen der Berliner Akte anzuwenden. Eine Nötigung, nach Übernahme des Küstenstreifens Änderungen in dem Zollregime zu treffen, liegt nicht vor, doch werden wohl neue Abmachungen hinsichtlich der Zölle getroffen werden, wie solche auch bereits von den deutsch-ostafricanischen und britisch-ostafrikanischen Gesellschaft ins Auge gefaßt worden sind. Die Entschädigungsforderung, welche der Sultan verlangt, soll so hoch sein, daß sie durchaus unannehmbar ist und es vielleicht langer Unterhandlungen bedürfen wird, um hier zu einem Ergebnis zu gelangen. Über die größere oder geringere Verpflichtung Englands, die Beihilfe zur Festsetzung einer billigen Entschädigungssumme betreffend und die Rückwirkung auf den Vertrag, falls eine Einigung nicht erzielt werden sollte, liegen Meinungsverschiedenheiten vor. Da wir die Küste aber im Besitz haben, ist unsere Stellung hier eine relativ günstige.

— (Südwestafrika.) Der Reichskommissar Dr. Göring hat aus Usap am 1. April eine Verfügung erlassen, wonach die Verfügung vom 19. April 1886, nach welcher die eingeborenen Häuptlinge im deutschen Schutzgebiet nur mit Genehmigung des Reichskommissars Minenkonzessionen rechtsgültig erteilen dürfen, auf die deutsche Interessensphäre ausgedehnt wird.

— (Togogebiet.) Die Zahl der im deutschen Togogebiet wohnhaften Weißen beträgt zur Zeit 35. Darunter befinden sich 28 Deutsche, je 1 Engländer und Schweizer und 5 Franzosen.

— (Schutzgebiet der Marschallinseln.) Eine Verordnung des kaiserlichen Kommissars für das Schutzgebiet der Marschallinseln setzt die persönlichen Steuern, welche die Eingeborenen des Schutzgebietes vom 1. April d. J. an jährlich aufzubringen haben, auf 360 000 Pfund Kopra fest. Das Einsammeln der Kopra in den Steuerbezirken liegt dazu bestimmten Häuptlingen ob, die den dritten Teil des Wertes der von ihnen abgelieferten Kopra (das Pfund zu 4 Pf. gerechnet) als Prämie ausgezahlt erhalten.

— (Virements.) Nachdem der Kanzler zu Kamerun Graf M. Pfeil eine Zeit lang den Gouverneur daselbst vertreten hat, ist dem gegenwärtigen kommissarischen Reichskommissar von Togo, Konsul v. Puttkamer, die Vertretung des Gouverneurs von Kamerun übertragen worden und der Bezirksamtmann Dr. Krabbes zu Viktoria an der Ambasbai im Kamerungebiet zum stellvertretenden Reichskommissar in Togo ernannt worden. Der im Auswärtigen Amte seit einiger Zeit beschäftigte Regierungs-Assessor Leist ist dem Gouvernement in Kamerun attachirt worden.

— (Gaetano Casati), der Genosse Emin Paschas, ist in Italien angelangt, freudig begrüßt von seinen Landsleuten und allen denen, welche noch für das Hohe und Edle in der Menschenbrust Verständnis haben. Gaetano Casati, welcher auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 den Kapitänsrang sich erkämpfte, ging, etwas über 40 Jahre alt, vor nunmehr zehn Jahren mit Camperio, dem Abgesandten der Mailänder Società d'Esplorazione commerciale, nach Nordafrika, nach Chartum und dann nach Meshra er Rek, dem Ausgangspunkte so vieler Karawanen nach dem Süden. Dort traf er in Mbruo mit Junker zusammen; beide sind diejenigen Europäer, welche auf den Arbeiten von Miani, Piaggia, Schweinfurth, Lupton, Potagos und Bohndorff fußend, am weitesten südwärts nach dem Äquator zu gekommen sind. Von dort zog Casati nach Lado, wo er 1883 zum erstenmale Emin Pascha begegnete, begab sich dann in das Monbuttuland, wurde aber 1884 nach Lado infolge des ausgebrochenen Aufstandes zurückberufen und stellte sich Emin Pascha ganz zur Verfügung. Er machte den Rückmarsch nilaufwärts nach Wadelei mit und wurde dann nach Kabrega, zum Könige von Unyoro als Vertrauensmann Emins geschickt, um die Verbindung mit der Küste herzustellen. Bei Kabrega befand sich Casati, da ein heftiger Kampf zwischen dem Könige und Mwanga, dem Könige von Uganda drohte, in gefährlicher Lage, welche sich verschlimmerte, je mehr das Gerücht sich verbreitete, Stanley ziehe mit einer tausende von Mann zählenden mächtigen Expedition heran, um Uganda und Unyoro zu bekriegen. Casati hätte noch im Jahre 1887 zur Küste gelangen können, da ihm der italienische Konsul in Sansibar einen Kreditbrief geschickt hatte, aber er lehnte es ab in männlichen und edlen Worten (siehe Kolonialzeitung Nr. 32, 1888): „Ich habe Emin Pascha versprochen, ihm bei der Lösung des gordischen Knotens, der die Provinz zusammenschnürt, beizustehen, und dies Versprechen bindet mich." Im Februar 1888 aber brach die Katastrophe über ihn herein, er wurde von Schergen des Königs überfallen, seiner ganzen Habseligkeiten beraubt, und nach dem Ufer des Albert Nyanza geführt, wo er und seine Diener nackt an Bäume gebunden und ihrem Schicksal überlassen wurden. Auf eine bisher noch nicht aufgeklärte Weise gelang es ihnen aber, sich der Bande zu entledigen, sie irrten am Ufer umher, bis ein Diener ein Kanu entdeckte und auf gut Glück auf den See hinausfuhr, um Hilfe zu holen. Er begegnete auch einem Dampfer Emin Paschas, dessen Kapitän sofort zum Gouverneur fuhr. Emin Pascha machte sich im „Khediv" auf, fuhr an dem östlichen Seeufer entlang und wurde von Casati selbst angerufen. Wenige Minuten genügten dann, um ihn und seine Gefährten aus der grauenvollen Lage zu befreien. Daß deshalb Casati seinen Lebensretter nicht verließ, weil Stanley ihn sicher mit nach der Küste nehmen wollte, ist selbstverständlich, Casati hielt bis zum letzten Augenblick neben dem Pascha aus. Er hat nicht nur Ausdauer und Güte gezeigt, sondern auch Uneigennützigkeit und Herz, so daß ihm ein Platz neben den hervorragendsten Forschern gebührt. Dank seinem guten Gedächtnis will er seine sämtlichen in Afrika verlorenen und zerstörten Dokumente wieder herstellen und sein Buch, welches Ende des Jahres erscheinen wird, wird manche Überraschung enthalten. Casati, welchem zu Ehren die Italiener jetzt rauschende Feste veranstalten, unterscheidet sich auch in seinem äußern Auftreten auf das wohlthuendste von dem prahlerischen und dünkelhaften Wesen Stanleys, so daß die Sympathien für ihn nicht erlöschen werden.

— (In den süd- und zentralamerikanischen Republiken) sind Aufstände wieder an der Tagesordnung. Zwischen Guatemala und San Salvador tobt der Krieg, in Argentinien ist eine Revolution gegen den Präsidenten Celman ausgebrochen, von demselben jedoch mit Waffengewalt niedergeschlagen worden, und in Chile scheint sich auch alles auf eine Krisis zuzuspitzen.

— (Karl v. Koseritz), der mutige Vorkämpfer des Deutschtums in Brasilien, ist Ende Mai infolge der Aufregung über eine aus politischen Gründen von seinen Gegnern herbeigeführte Gefangennahme und grausame Behandlung plötzlich gestorben. Gegen alles Recht war er in brutalster und ungesetzlicher Weise seiner Freiheit beraubt worden und seinen Freunden ist es nicht möglich gewesen, eine Sühne für das Verbrechen zu erlangen. Es ist ein trauriges Blatt in der Geschichte der brasilianischen Republik. Da Koseritz seine Familie in bedrängten Verhältnissen hinterlassen hat, so haben die Deutschen in Rio Grande do Sul Sammlungen veranstaltet, deren Ertrag Zeugnis ablegt von der Liebe und Verehrung, welcher sich der Dahingeschiedene in weiten Kreisen erfreute.

Litteratur.

Alexander von Humboldts gesammelte Werke. Mit dem Porträt A. v. Humboldts. Neu revidirt und mit einer Biographie versehen von Friedrich von Hellwaldt. Zwölf Bände 15 Mark. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Diese Ausgabe bietet bei ihrer außerordentlich billigen Preislage Jedermann Gelegenheit, die Werke des berühmten Naturforschers und Reisenden sich anzueignen, und seien dieselben hierdurch den Lesern unserer Zeitung bestens empfohlen. Das Werk kann auch in 30 Lieferungen à 50 Pf. bezogen werden; ebenso werden die Bände wie: Kosmos Bd. 1—4, Reise in die Äquatorialgegenden Bd. 5—8, Ansichten der Natur Bd. 9 einzeln abgegeben. Br.

Ernst von Hesse-Wartegg. Mexiko, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Mit 93 Illustrationen und einer Eisenbahnkarte. Wien, Ed. Hölzel. 643 Seiten. Preis brochirt 8,40 Mk.

Der Reiseschriftsteller schildert in seinem neuen Werke seine Reisen durch Mexiko und bewährt sich darin als guter Beobachter, als welchen wir ihn aus früheren Werken bereits kennen. Das vorliegende Buch, welches in denjenigen Teilen, wo Land und Leute aus eigner Anschauung beschrieben werden, sehr lesbar ist, verliert durch zuviel Berichte von Hörensagen, die der Autor nicht verschweigen zu dürfen glaubt. Vor allem nehmen sich in dieser Beziehung drollig die Räubergeschichten aus, die der als ein lebendiges Arsenal reisende Autor uns zum besten giebt, um auf Seite 429 mit Bedauern einzugestehen, „daß ihm noch nicht das kleinste Räuberchen untergekommen sei". Diese und andere scherzhaften Übertreibungen, neben oftmals etwas bedenklichen Stilblüten, abgerechnet, giebt das Buch ein anschauliches Bild des heutigen Mexiko. B.

Jahr- und Adreßbuch der deutschen Kolonien in Chile, 2. Jahrgang 1890, herausgegeben von Josef Ivens. Santiago. In Kommission für Europa bei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Unter diesem Titel erscheint sowohl für die in Chile wohnenden Deutschen als auch für die mit denselben in Verbindung stehenden Deutschen in Europa ein vortreffliches Nachschlagewerk, welches Geschichte und Statistik des Landes, Mitteilungen über Post- und Weltverkehr, Stadtpläne, Landkarten, sehr schöne und sauber ausgeführte Illustrationen und tausende von genauen Adressen enthält. Besonders über die Stadt Valdivia finden sich ausführliche und interessante Mitteilungen, aber auch die übrigen Orte, in denen Deutsche sich niedergelassen haben, werden berücksichtigt. Ein schönes Denkmal echten Deutschtums und der Erfolg 38jähriger treuer Arbeit und Strebsamkeit! Der Preis des Buches ist 4 Pesos. Br.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. F. Umlauft. A. Hartlebens Verlag, Wien. Jährlich 12 Hefte.

Von dieser rühmlichst bekannten Zeitschrift bringen das zehnte und elfte Heft des 12. Jahrganges wiederum eine Fülle gediegenen Stoffes. Das Programm dieser beliebten und bewährten Zeitschrift umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft; dieselbe ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen und wird jedem Freunde der Erdkunde bestens empfohlen. Br.

Die verehrlichen Vorstände der Abteilungen wollen etwaige, durch besonderes Anschreiben erbetene Bestellungen auf „Schneck, Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik" baldgefälligst der Zentrale übermitteln.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zum Bau des Krankenhauses dortselbst bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Sächsische Maschinenfabrik in Chemnitz 300 M.; Sächsische Webstuhlfabrik in Chemnitz 20 M.; Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke in Düsseldorf-Oberbilk 200 M.; Oberst a. D. von Tiele-Winckler auf Miechowitz 150 M.; Flensburger Schiffsbau-Gesellschaft in Flensburg 50 M.; L. Bernhard in Berlin 20 M.; K. Wolf in Magdeburg-Buckau 100 M.; Elsässische Maschinenbau-Gesellschaft in Grafenstaden i. E. 500 M.; Direktor E. Meier in Friedenshütte bei Morgenroth 20 M.; Schiffswerfte (vorm. Janssen & Schmilinsky) A.-G. Hamburg 100 M.; Kommerzienrat Röchling in Saarbrücken 250 M.; Eisengießerei Schichau in Elbing 300 M.; Förster in Berlin 10 M.; Aktiengesellschaft Harkort in Duisburg 150 M.; Pastor Schlockwerder in Hohenwarsleben 5 M.; Pf. Nothnagel in Landsberg a. W. 5 M.; Pastor Beleiter in Feuerstein 5 M.; Major a. D. Kade in Meran 10 M.; Ertrag der Aufführung lebender Bilder in Danzig 166,09 M.; Predigtamtskandidat Hahn in Alt-Landsberg 2 M.; durch Pfarrer Dieffelkamp 2202,43 M.; Missionsinspektor Beyer 1929,10 M.; Pastor Berlin 57,48 M. Im ganzen 6385,01 M.

Berlin, den 5. Juli 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. Königlicher Baurat Hoffmann.
J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit mit bestem Dank quittirt: Außerordentliche Beiträge: Kreisausschuß des Bayerischen Frauenvereins in Würzburg M. 100.—, Ertrag einer Kegelpartie in Amaliendorf M. 1.15, Frau Geheimrat Simon hierselbst M. 4.—, von ungenannten Mitgliedern der Kolonialgesellschaft M. 36,25, Graf Behr-Bandelin M. 50.—, Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin M. 500.— Laufende Beiträge: Mark 96.—.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 18. Berlin, 23. August 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Zur Rückkehr des Herrn Dr. Peters. — Die politische Teilung Afrikas. — Die Uebereinkunft zwischen England und Transvaal betreffs Sansibar. — Das Matabeleland (mit Karte). — Das koloniale Budget der Niederlande. II. Von Dr. Bokemeyer. — Kolonialpathologie. — Korrespondenz. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Zur Rückkehr des Herrn Dr. Peters.

Herr Dr. Peters, welcher auf der Reise von Neapel nach hier noch Casati in Monza besucht hat, kehrt am nächsten Montag nach Berlin zurück, und die Unternehmung, welche als die deutsche Emin Pascha-Expedition Gegenstand sowohl lebhafter Teilnahme als auch Angriffe gewesen ist, findet damit ihren Abschluß. Wir haben nicht nötig, auf die Geschichte der Expedition während der letzten beiden Jahre noch einmal besonders zurückzukommen, den Lesern der Kolonialzeitung, welche die Berichte der Expedition veröffentlichte, sind die Vorgänge noch vollständig im Gedächtnisse, schweben die Bilder der kühnen Reisenden, vor allem des Führers, des Herrn Dr. Peters, noch lebhaft vor Augen. Es sind jetzt fast zwei Jahre verflossen, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft auf ihrer Hauptversammlung zu Wiesbaden der Emin Pascha-Expedition ihre Unterstützung zu teil werden ließ und die Abteilungen sich lebhaft für eine großartige Idee erwärmten. Obwohl man es an nichts hat fehlen lassen, ist doch trotz allen von den Mitgliedern der Expedition aufgewendeten Heldenmutes das eigentliche Ziel Emin Pascha Hilfe zu bringen, nicht erreicht worden infolge von Umständen, die von der Thätigkeit der Expedition ganz unabhängig waren. Aber das Menschenmögliche ist von der Expedition geleistet worden, die dem deutschen Namen stets Ehre machen wird. Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg hatte daher nach Bekanntwerden der Rückkehr des Herrn Dr. Peters an die Küste unter dem 19. Juli ihm ein in der Nr. 16 der „Kolonialzeitung" veröffentlichtes Begrüßungstelegramm übersandt, auf welches jetzt die Antwort eingelaufen ist. Das Schreiben des Herrn Dr. Peters lautet:

S. S. „Madura", den 31. Juli 1890. Rotes Meer.

Euer Durchlaucht

beehre ich mich, meinen herzlichsten Dank für das Telegramm vom 11. d. M. auszusprechen, durch welches Euer Durchlaucht, namens der Deutschen Kolonialgesellschaft mich bei meiner Rückkehr aus dem Innern willkommen hießen. Die darin ausgesprochene anerkennende Beurteilung meiner Expedition hat mich sehr erfreut und bewegt. Ich habe auf dieser Reise wiederholt Gelegenheit gehabt, zu erkennen, wie wenig doch auch beim besten Willen, der Einzelne vermag; und ich habe die fürsorgende Hilfe der Vorsehung erfahren, welche uns durch Kämpfe und drohende Gefahren sicher hindurchgeführt hat. So kann ich auch nicht annehmen, daß alle diese Anstrengungen für nichts und wieder nichts gemacht sein sollten, sondern ich bin durchdrungen von der Überzeugung, daß sie irgendwie in dem großen Weltplan Gottes gewollt sind und unserer Sache und dem deutschen Volk zu gute kommen werden. Dieses Bewußtsein hat mich auf der Expedition aufrecht erhalten und diese Überzeugung halte ich auch fest.

Und darin bestärkt mich der freundliche Zuruf, welchen Eure Durchlaucht mir im Namen der Deutschen Kolonialgesellschaft über das Meer nach der ostafrikanischen Küste hinübersendeten.

Ich bitte Eure Durchlaucht ergebenst, diesen meinen aufrichtigen und wärmsten Dank dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft gütigst übermitteln zu wollen mit der Versicherung, daß ich jederzeit mit allen meinen Kräften für die Größe unseres deutschen Vaterlandes und für die Ideen, welche insbesondere die Deutsche Kolonialgesellschaft verficht, einzutreten gewillt bin.

Nehmen Eure Durchlaucht die Versicherung meiner steten Verehrung und tiefsten Hochachtung, mit welcher ich zu verbleiben die Ehre habe

Eurer Durchlaucht sehr ergebener
Karl Peters.

Die politische Teilung Afrikas.

Man staunt heute wohl über die im Jahre 1494 erfolgte Teilung der indischen Welt durch den Papst Alexander VI. und wundert sich, daß die päpstlichen Entscheidungen seiner Zeit als ganz unerhört weise und allen Streit für die Zukunft zwischen Spaniern und Portugiesen ausschließend angesehen worden sind. Aber die Verteilung Afrikas, welche jetzt in einer unglaublich kurzen Zeit vor sich gegangen ist, wird vielleicht späteren Generationen ebenso wenig haltbar und rationell erscheinen, wie die päpstliche Teilung sich bald als undurchführbar herausgestellt hat. Zwar sind verschiedene große Unterschiede zwischen damals und jetzt in die Augen springend: die Gebiete, auf welche zu Beginn der neuen Zeit die beiden wichtigsten kolonisirenden Mächte Europas Ansprüche machten, waren weltumfassend, ungleich großartiger, als die afrikanischen, allein es ist seltsam, daß die Bestimmung durch die Breite- oder Längengrade, heute noch immer dieselbe Rolle wie vor hunderten von Jahren spielt, selbst nachdem die Machtfülle der rivalisirenden Staaten sich gewaltig gehoben und die Erforschung Afrikas in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht hat, welche die vollständige Kenntnis des Landes nur als eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit erkennen lassen. Nur in einigen durch Missionare und Reisende oberflächlich bekannt gewordenen Grenzgebieten hat man die Grenze durch Flüsse und Gebirge bestimmen können, sonst hat man sich darauf beschränken müssen, vorläufig die Linien festzulegen und der vielleicht nahen, vielleicht entfernten Zukunft die Einlösung dieser Wechsel zu überlassen. Dieser springende Punkt des Vergleiches berechtigt zu der Hoffnung, daß der Lauf der Entwicklung diese Grenzabmachungen nach dem Gange der Geschichte, nach den sich verändernden Machtverhältnissen der Staaten verschieben wird, so daß der Beobachter nach Jahren vielleicht unter Anerkennung der Weisheit der Theorien der jetzigen Diplomaten der Kolonialstaaten, über das Bestreben, einen ganzen Kontinent vom grünen Tisch aus zu verteilen, lächeln wird. Und dennoch war diese Aufteilung Afrikas, mag sie nun auf dem Papier bestehen bleiben oder einen Inhalt gewinnen, mag die spätere Entwicklung noch so merkwürdige Erscheinungen zeitigen, in demselben Maße notwendig, wie seinerzeit die päpstliche Entscheidung, und wird als ein viele Eifersüchteleien zum Schweigen bringendes Friedenswerk immer einen Markstein in der Geschichte bilden.

England, Deutschland, Frankreich, Portugal, Italien und Belgien, die Kolonialstaaten der alten Welt, haben, ohne das Land zu besitzen, ohne weder auf die heidnischen Schwarzen noch auf die mohamedanischen Staaten Rücksicht zu nehmen, jetzt fast vollkommen Süd- und Zentralafrika verteilt, und nur noch in Nordafrika hat man sich aus leicht begreiflichen Gründen gescheut, Marokko und die türkische Besitzung

Tripolis auf demselben Fuße zu behandeln, und überläßt die Frage, was aus den mohamedanischen Staaten östlich vom Tschadsee werden, ob dort einmal das Christentum oder der Islam siegen wird, der entfernten Zukunft.

Der schnelle Prozeß der Verteilung Afrikas nahm eigentlich bereits in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts seinen Anfang; er begann mit den Kämpfen zwischen Buren und Engländern in Südafrika und wurde weiter durch die Reisen und Erfolge Livingstones und die englische Missionsthätigkeit eingeleitet. Noch ehe an eine aktive Kolonialpolitik Deutschlands gedacht werden konnte, noch ehe Frankreich, auf seine Senegal-Kolonie und Algier sich stützend, gewaltige koloniale Pläne zu verwirklichen suchte, hatte bereits der Vormarsch Englands von Süden aus, trotz gelegentlicher Niederlagen sein Ziel, Zentralafrika, unverrückt im Auge behaltend, begonnen. Nachdem den Engländern die innere Notwendigkeit der territorialen kolonialen Ausdehnung infolge der Kolonialbestrebungen anderer Völker, die sich steigernde Wichtigkeit der extensiven Kolonialwirtschaft für den Handel zum Bewußtsein gekommen war, nahm das Vordringen ein gesteigertes Tempo an. Ging das auch nicht ohne Widerstand von Seiten der englischen Regierung ab, welche den kolonialen Drängern große Gleichgültigkeit entgegensetzte, mochte sie nun liberal oder konservativ sein,[1]) so führten die Verhältnisse und weiterschauende Kolonialchauvinisten, wie man heute zu sagen pflegt, sie doch auf eine Bahn, welche dann mit so großartigem Erfolg von ihr beschritten worden ist. Die deutschen Kolonialgegner behaupten gern, daß erst die Aktion Deutschlands diesen Zustand herbeigeführt habe, bedenken aber nicht, daß England wesentlich durch Frankreichs Anstrengungen, ein Kolonialreich in Ost- und Westafrika zu errichten, zu Handlungen gedrängt worden ist, welche es mit so bedeutendem Geschick und großer Energie glücklich zu Ende gebracht hat, und daß die Auseinandersetzung mit den Buren und südafrikanischen Völkerstämmen stets neue Anstrengungen und weitere Schritte erforderten.

Die erste Etappe bei der Verteilung Afrikas in der neuesten Zeit waren die Verträge zwischen England, Deutschland, Frankreich, Portugal in den Jahren 1885 und 1886, und die Bildung des Kongostaates. Die zweite Periode beginnt sich dramatisch zu entwickeln mit dem Hereinströmen der Goldsucher nach Matabeleland und dem Streit zwischen Portugal und England über den Sambesi und das Nyassaland. Wir haben in der Zeitung die Phasen dieses Streites schrittweise verfolgt, welcher mit dem vollständigen Siege der Engländer geendigt hat, da Portugal auf die Dauer England doch nicht Widerstand leisten konnte. Zwar sind die genauen Bestimmungen des neuen englisch-portugiesischen Vertrages noch nicht sicher bekannt, aber Zeitungsnachrichten zufolge läßt sich ein ungefähres, der naturgemäßen Entwicklung wohl entsprechendes Bild gewinnen. Portugal gesteht danach England das Matabele- und Maschonaland südlich vom Sambesi zu und behält nördlich vom Sambesi nur eine Zone um Sumbo, einem kleinen unbedeutenden Platze am Flusse, welcher aber unzweifelhaft stets portugiesisch gewesen ist, und vielleicht auch um Tete. Das ganze Barotseland, ebenso das Westufer des Nyassasees und den Schire bis zum Ruo erhält England. Das Land zwischen dem Ostufer des Nyassasees und der Küste, ebenso wie das Quellenland des Sambesi verbleibt Portugal. Zwei Punkte sind noch nicht ganz klar, einmal die Zugehörigkeit von Blantyre und den andern englischen Stationen, welche auf dem linken Ufer des Schire liegen, und die Bestimmung über das Quellgebiet des Sambesi. In demselben hat nämlich England gar nichts zu suchen, während Portugal es nicht verstanden hat, zur rechten Zeit mit dem Muata Kiamvo, dem Herrscher des Lundareiches, Verträge zu schließen, so daß jetzt der Kongostaat in dessen Residenz (etwa östlich vom Koangofluſſe unter 6° 30′ s. Breite und etwa 17° 10′ ö. L.) eine Station angelegt und einen Distriktskommissar in dem Leutnant Dhanis angestellt hat. Der Vertrag ist übrigens von den portugiesischen Cortes noch nicht genehmigt und dürfte zu sehr heftigen Auseinandersetzungen führen, zumal im Schiregebiet selbst sich um einen unternehmenden Leutnant Cotinho die Opposition schaart. Dieser Cotinho hat sich für unabhängig erklärt, will den Engländern entgegentreten und wird von der Bevölkerung unterstützt, so daß der Gouverneur von Quelimane berichten mußte, er könne für die Zuverlässigkeit seiner Truppen nicht einstehen, falls er zu einem thätlichen Angriff auf Cotinho genötigt würde. Für alle diese Konzessionen an England, welche gegenüber den früheren Erklärungen der portugiesischen Regierung eben so viele Niederlagen darstellen[1]), hat Portugal den Besitz des Landes von der Küste bis zum Nyassa garantirt erhalten, da die Engländer Portugal gegenüber die von den Deutschen neuerdings wieder in den Vordergrund geschobene und von den Franzosen nachher bei ihren Verhandlungen mit England glücklich angewandte „Hinterlandtheorie" nicht anerkannten.[2])

England hat sich bei seinen Bestrebungen auf das Matabeleland auch der Zustimmung Transvaals versichert,[3]) da es wahrscheinlich dort zu Kämpfen mit den Eingebornen kommt, welche nur mit Mühe von Lobengula zurückgehalten werden, sich auf die Weißen zu stürzen. Nach den letzten Mitteilungen hat der eine Teil der Avantgarde der britisch-südafrikanischen Gesellschaft, welche in das Land auf den beiden Flanken eingedrungen ist, der nach dem Maschonaland zu operirt, bereits den Lundi-River etwa unter dem 20½ Grad südlicher Breite überschritten. Zugleich aber hat die britisch-südafrikanische Gesellschaft auch das Barotseland erworben, von Schescheke ausgehend, welches der östlichen Grenze unseres südwestafrikanischen Schutzgebiets gegenüber am linken Ufer des Sambesi liegt. Bereits Mitte Februar war dort, wie der französische Missionar Jeanmairet[4]) schreibt, ein Abgesandter der englischen Gesellschaft, um die Barotse zu bewegen, das Protektorat der Gesellschaft anzunehmen. Wenn nun auch die Häuptlinge bei Schescheke sehr geneigt zu sein schienen, so war doch noch kein Schluß auf die Stimmung des „Königs" zu ziehen. Der Abgesandte der englischen Gesellschaft hatte die Absicht, sich von dort nach Katanga oder Garanganze zu begeben, um Verträge zu schließen, da viele Engländer noch der Ansicht zu sein scheinen, Katanga, wo bereits englische Missionen sitzen, gehöre nicht dem Kongostaat, sondern dem, welcher zuerst mit dem berüchtigten Msiri Verträge schließe. Doch wird der Kongostaat durch seine Expedition zur Erforschung des Lualaba und Luapula solchen Bestrebungen sicher für immer vorbeugen.

Während England sich ferner durch das deutsch-englische Abkommen große Gebiete im Süden und Osten gesichert hat, ist es auch im Westen nicht unthätig gewesen. Am 5. August wurde zwischen Lord Salisbury und Waddington ein Abkommen abgeschlossen, welches aus Anlaß der Weigerung Frankreichs entstanden ist, daß der Vertrag vom 10. März 1862 in den Bestimmungen, welche den Sultan von Sansibar betreffen, geändert werde. Nach diesem Abkommen erkennt Frankreich die britische Schutzherrschaft über die Inseln von Sansibar und Pemba an, wogegen Lord Salisbury das Protektorat Frankreichs über die Insel Madagaskar mit seinen Folgen, namentlich in Betreff der Exequaturs britischer Konsule und Agenturen anerkennt, welche durch Vermittelung des französischen Generalresidenten nachgesucht werden müssen. In Madagaskar sollen die Missionen beider Länder vollkommen Schutz genießen, und religiöse Duldung und Freiheit für alle Formen der Gottesverehrung und für den Religionsunterricht werden verbürgt. Es heißt dann in der englischen Deklaration weiter:

„Die Regierung Ihrer brittanischen Majestät anerkennt die Einflußsphäre Frankreichs im Süden seiner nordafrikanischen Besitzungen bis zu einer Linie von Say am Niger nach Barruwa am Tschadsee, so gezogen, daß sie in der Aktionszone der Nigergesellschaft Alles umfaßt, was billigerweise zum Königreich Sokoto gehört. Die Linie soll durch zu ernennende Kommissare näher festgestellt werden.

Die Regierung Ihrer britannischen Majestät verpflichtet sich, unverzüglich zwei Kommissare zu ernennen, die in Paris mit zwei von der Regierung der französischen Republik ernannten Kommissaren zusammentreffen sollen, um die Einzelheiten der oben erwähnten Linie festzustellen. Es ist jedoch ausdrückliches Einverständnis darüber, daß selbst falls die Arbeiten dieser Kommissare nicht ein vollkommenes Einvernehmen über alle Einzelheiten der Linie zur Folge haben sollten, das Abkommen zwischen den beiden Regierungen über die oben angeführte allgemeine Grenzberichtigung nichtsdestoweniger bindend bleiben soll. Die Kommissare[5]) werden auch mit der Aufgabe betraut werden, die

---

[1]) Hierüber spricht sich Charles Dilke in seinem jüngst erschienenen Werke: Problems of Greater Britain folgendermaßen aus: „wenn man zusammenzählt, was wir entdeckt haben, im Hinblick auf unsere neuen Protektorate und kürzlichen Annektirungen, so ist zu bemerken, daß wir bis gegen 1881 fast regelmäßig Anerbietungen von Ländereien abgelehnt haben, welche uns angetragen worden waren. Lord Palmerston hat solche Geschenke ebenso standhaft wie Disraeli oder Gladstone abgelehnt. Die Annexion von Cypern wurde nur aus militärischen Gründen verteidigt. Was Fidschi anbetrifft, so wurde die Annexion notwendig, wie früher die von Neu-Seeland, wegen der Unmöglichkeit, das Verbrechertum auf eine andere Weise zu unterdrücken (!)."

[2]) Die Engländer sind die Erfinder dieser Theorie. Thackerey schreibt in den „Virginians": „Wir pflegten unsere amerikanischen Kolonien nach einem Gesetz zu erwerben, welches recht bequem für die Gesetzesmacher war. Es war Grundsatz, daß derjenige, welcher die Küste besetzte, ein Recht auf das ganze Binnenland bis zum Stillen Ozean hatte, so daß die britischen Charters nur die Grenze der Kolonien von Norden nach Süden festsetzten und sie von Osten nach Westen nicht bezeichneten." Die Franzosen hatten aber damals bereits Kolonien im Norden und Süden und suchten eine Verbindung auf dem Mississippi herzustellen, bis dann im Jahre 1753 die britischen und französischen Ansiedler am Ohio zusammentrafen. Die Thatsachen kamen später der englischen Theorie zu Hilfe, so daß die Franzosen bekanntlich zurückgedrängt wurden.

[3]) Siehe: Die Übereinkunft zwischen England Transvaal, betreffend den Artikel Swaziland in dieser Nummer.

[4]) Siehe l'Afrique explorée et civilisée, Heft 8. 1890.

[5]) Der „Liberte" zufolge würden Kapitän Binger, der bekannte Erforscher des Niger-Gebietes, Duvergier, Reisender in den Tuareg-Ländern und Deshuissons, Geograph im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, den beiden staat-

[1]) Siehe besonders den Artikel: „Die britische südafrikanische Gesellschaft" nebst Karte in Nr. 37, 1889.

beziehungsweisen Einflußsphären der zwei Länder in der Region, welche sich nach dem Westen und Süden des mittleren und oberen Nigers ausdehnt, festzustellen."

Dieser Vertrag ist für Deutschland von einiger Wichtigkeit, weil er auch die Abgrenzung des Togogebietes in Fluß bringen wird. Es interessirt uns ferner vor allem die beabsichtigte Ausdehnung Frankreichs über den Ubanghi hinaus nach Norden und die Festsetzung unserer Grenzen im Hinterland von Kamerun. Obwohl in dem Vertrage zwischen Frankreich und England von Kamerun gar nicht die Rede ist, brachte doch die Nordd. Allg. Ztg. eine Mitteilung „von einer in dieser Beziehung wohl orientirten Seite", wonach unsere in voriger Nummer ausgesprochenen Befürchtungen, daß wir vom Tschadsee abgeschnitten werden würden, etwas gemildert worden sind. Die Mitteilung geht von der Behauptung aus, England und Frankreich hätten sich „vom Geiste großer Rücksichtnahme bezüglich der deutschen Handels- und Verkehrsinteressen leiten lassen." Es zeige sich dies ganz besonders bei Festsetzung der Interessensphäre von Kamerun nach dem Innern hin. Dann heißt es weiter:

„Man hat Deutschland hier über den Benue hinaus einen ca. 150 Kilometer breiten Landstreifen zugestanden, der nördlich bis zum Tschadsee reicht. Dieser Landstreifen ist westlich von der englischen (Sokoto) und östlich von der französischen (Congo français) Hinterlandssphäre eingeschlossen und begreift einen Teil des Reiches Adamana in sich. Es ist damit also dem deutschen Handel, wenn auch noch nicht in der nächsten Zukunft, der Zugang zu den zentralen Landschaften des Sudan erschlossen. Was Togo betrifft, so ist das Hinterland im Norden begrenzt gedacht durch einen eine natürliche Scheidegrenze bildenden Gebirgszug, der vom nördlichen Liberia nach Osten hin bis zur Mündung des Benue in den Niger reicht und zuerst einen Teil von Senegambien, sodann Togo, Dahomey und das britische Schutzgebiet am unteren Niger durchzieht. Von Wichtigkeit ist hier die Neutralisirung eines Gebietes zwischen der englischen Goldküste, der französischen Machtsphäre und dem deutschen Togo. In diesem neutralen Gebiet liegen die beiden sehr frequenten Handelsstationen von Salaga und Jendi, welche stark besuchte Märkte des Binnenlandes darstellen."

Es ist auffallend, daß durch ein Übereinkommen zwischen England und Frankreich über die Grenzen ihrer westafrikanischen Besitzungen auch die Grenzen des deutschen Besitzes in Kamerun und Togo festgesetzt sein sollen. Aus der Mitteilung der „Nordd. Allg. Ztg" darf vielleicht geschlossen werden, daß die bezüglichen Abmachungen nicht ohne Mitwirkung der deutschen Regierung getroffen worden sind.

Das englische Parlament hat das Abkommen mit Frankreich bereits genehmigt, da die Opposition aus der Überlassung des Protektorats von Madagaskar an Frankreich, welches das Land auf Grund eines, wenn auch nach englischer Auffassung gefälschten Vertrages, schon seit Jahren beansprucht, nicht genügend Gründe für eine Aktion herleiten konnte und Salisbury die Ländereien nördlich der Grenzlinie von Say bis Barruwa als „von leichtem Boden", bezeichnete. Die Südgrenze der Sahara reicht in der That bis hierher, aber die Franzosen, welche bereits eine Kommission unter den Vorsitz des Ministers von Freycinet für die Erbauung der Transsaharabahn eingesetzt haben, haben gleichwohl die Bildung eines gewaltigen westafrikanisches Reiches eingeleitet, von dem man nur hoffen soll, daß es den Anstürmen der muhamedanischen Fanatiker Stand halten möge. So ist das zielbewußte England mit allen seinen Rivalen oder Gegnern gut fertig geworden, nur die Abgrenzung mit Italien wegen der nordöstlichen Ecke bleibt noch übrig. Da hier England einige kleine Konzessionen im Golfe von Aden machen kann, so wird aber auch dieser Vergleich ohne große Schwierigkeiten zu Stande kommen.

Das britische Weltreich ist ins Ungeheure gewachsen, es wird ganz gewaltiger Anstrengungen bei den Engländern bedürfen, dieses Gebiet ihren Interessen nutzbar zu machen und dauernd zu erhalten. Werden die Engländer dieser Aufgabe gewachsen sein?

*

Die Übereinkunft zwischen England und Transvaal betreffs Swasiland

ist am 8. August mit 20 gegen 10 Stimmen vom Volksraad angenommen worden.

Der Vertrag enthält in seinen hauptsächlichsten Bestimmungen das folgende:

1. Die Unabhängigkeit der Bevölkerung von Swasiland wird gemäß dem Vertrage von 1884 aufs neue bestätigt. Die Regierung des Landes regelt alle Angelegenheiten der Eingeborenen.
2. Die europäischen Kolonisten stehen unter einer gemischten Aufsichtsbehörde.
3. Es soll in gleicher Weise ein Gerichtshof für die Europäer gebildet werden, der nach niederländischem und römischem Recht urteilt.
4. Alle gesetzlich erlangten Rechte müssen von einer gemeinschaftlichen Kommission von Verwaltungsbeamten und sämtlichen Richtern anerkannt werden.
5. Die Regierung der Südafrikanischen Republik macht sich verbindlich, bei den bevorstehenden Kämpfen der Südafrikanischen Gesellschaft gegen die Eingebornen im Norden und Nordwesten der Republik nicht Partei zu ergreifen, sondern durch ihren Einfluß bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Gewalt der Südafrikanischen Gesellschaft innerhalb deren Rechtsgebiete nach Maßgabe der ihr von der englischen Regierung verliehenen Charter behülflich zu sein.
6. Die britische Regierung erkennt die Konzession an, welche der König von Swasiland der Südafrikanischen Republik für Anlage einer Eisenbahn durch Swasiland bis an die See verliehen hat. Auch willigt die englische Regierung in die Absicht der Regierung der Südafrikanischen Republik, an der Kosibai einen Streifen Landes von 10 Meilen zu erwerben.
7. Es sind Bestimmungen vorgesehen, daß die Kosibai oder der vorhin erwähnten Landstreifen nicht in den Besitz, in die Kontrolle oder Herrschaft einer fremden Macht fallen kann.
8. Transvaal tritt in einen Zollverband mit der Kapkolonie, dem Oranje Freistaat und Betschuanaland unter noch näher zu vereinbarenden Bedingungen.
9. Sofern der Anschluß an den Zollverband innerhalb sechs Monaten nicht geschehen ist, so wird die Abmachung wegen der Kosibai als hinfällig betrachtet. Dagegen soll die gemeinschaftliche Regierung über Swasiland für drei Jahre in Kraft bleiben und über diese Zeit hinaus fortdauern, wenn nicht eine der vertragschließenden Parteien sechs Monate vor Ablauf den Vertrag kündigt. Tritt Transvaal aber in den Zollverband ein, so ist die Fortdauer des Vertrags unbeschränkt.

Eine Besprechung des Vertrages, namentlich in Hinblick auf seine Wirkung für die deutschen Interessen behalten wir uns vor, bis der Vertrag in dem vom Volksraad angenommenen Wortlaute vorliegt.

lichen Kommissaren für die Grenzfestsetzung der Sudangebiete, Hanotaux und Haußmann, mit beratender Stimme beigegeben werden.

Das Matabele-Land.

(Mit Karte.)

Die Reisen Karl Mauchs in den Jahren 1865 bis 1872 haben zuerst die Aufmerksamkeit auf das Matabeleland gelenkt. Ihm gebührt das Verdienst, auf die Schätze dieses Landes hingewiesen zu haben, nachdem Livingstone, Baldwin, Baines und Chapman diese Gebiete gestreift hatten. Mauchs Angaben fanden später durch Eduard Mohr, Frank Oates und Holub Bestätigung und Erweiterung. Nachdem neuerdings England das Matabeleland unter seinen Schutz gestellt, wollen wir Land und Leute etwas näher betrachten.

Die Bewohner, dem Zulustamm angehörend, wanderten s. Z., dem Drucke des Tyrannen Chaka ausweichend, 20 000 Köpfe stark aus dem Zululande über die Drakensberge aus. Der verfolgende Chaka ward geschlagen. Die Sieger zogen unter Mosilikatze weiter nach Nordwest, trieben die Betschuana vor sich her und ließen sich in der sehr fruchtbaren Gegend an den Magalisbergen nieder. Von hier wurden sie von den über den Vaalfluß kommenden Buren verdrängt. Sie gründeten dann das heutige Matabele-Reich, welches sich südlich bis zum 22 Grad, nördlich bis zum Sambesi erstreckt. Die hier bisher wohnenden Maschona, unter sich uneinig, wurden weit nach Norden vertrieben und nahezu ausgerottet. Die westlichen Nachbarn der Matabele sind die friedlichen Makalaka, Ackerbauer und Viehzüchter, welche ihnen Tribut zahlen. Sie bewohnen ziemlich dicht die Strecken zwischen dem Tati- und dem Maytenguefluss vom 20 Grad 12 Min. bis 20 Grad 30 Min. Nördlich von hier bis zum Sambesi haben die Matabele Alles verwüstet, das Land zur Einöde gemacht. Der hier angrenzende, nordöstlichste Theil des Matabelereiches ist nun am mächtigsten. Weiteres Vordringen nördlich des Sambesi wurde durch einen kleinen, aber mächtigen Feind, die Tsetsefliege vereitelt. Dagegen gelang die Ausbreitung leicht in anderer Richtung durch Zurückdrängen der unkriegerischen Makalaka, deren Knaben unter die Krieger gesteckt wurden. Alte, gemauerte Befestigungen am Tatifluss zeugen noch jetzt von den damaligen Kämpfen. Nicht nur dem Reiche der Makalaka hatte Mosilikatze ein Ende bereitet, sondern auch das der Maschona zur Hälfte zerstört, das der friedfertigen Mananja vernichtet. Die Überlebenden flüchteten in die Nachbargebiete, nachdem die Matabele wiederholt eingefallen.

Der jetzige König der Matabele, Lobengula, Mosilikatzes Sohn, besiegte 1870 seinen Feind Umbigo, der ihm bei Sukendaba mit 8000 Mann gegenübergetreten. Die Feuerwaffen wegwerfend, stürzten sich die Matabele nach alter Kampfesweise mit den Assagais auf den Feind und zersprengten ihn völlig, die Erschlagenen den Hyänen und Schakals überlassend, die nach solchem Mahle außerordentlich frech und gefährlich werden. Lobengula, nunmehr unumschränkter Herrscher, feierte in der Residenz Gubuluwajo ein großartiges Krönungsfest, wobei für die 50 000 Anwesenden hunderte von Ochsen geschlachtet wurden. Er ist überall gefürchtet, zeigt aber den Weißen gegenüber größte Rücksicht und Sorgfalt, damit sie in seinem Lande kein Unglück treffe. Er gestattet ihnen z. B. das Vordringen nach dem Sambesi nur in guter Jahreszeit und versieht sie mit Führern, deren Lohn bei dem Häuptling hinter-

legt wird, bis es sich zeigt, daß sie ihre Pflicht erfüllt haben. Sobald der Vertrag geschlossen, wagt kein Führer abtrünnig zu werden, aus Furcht vor des Königs Rache. Dieser beansprucht von den Reisenden zwar ein Geschenk, erwidert dasselbe aber freigebig.

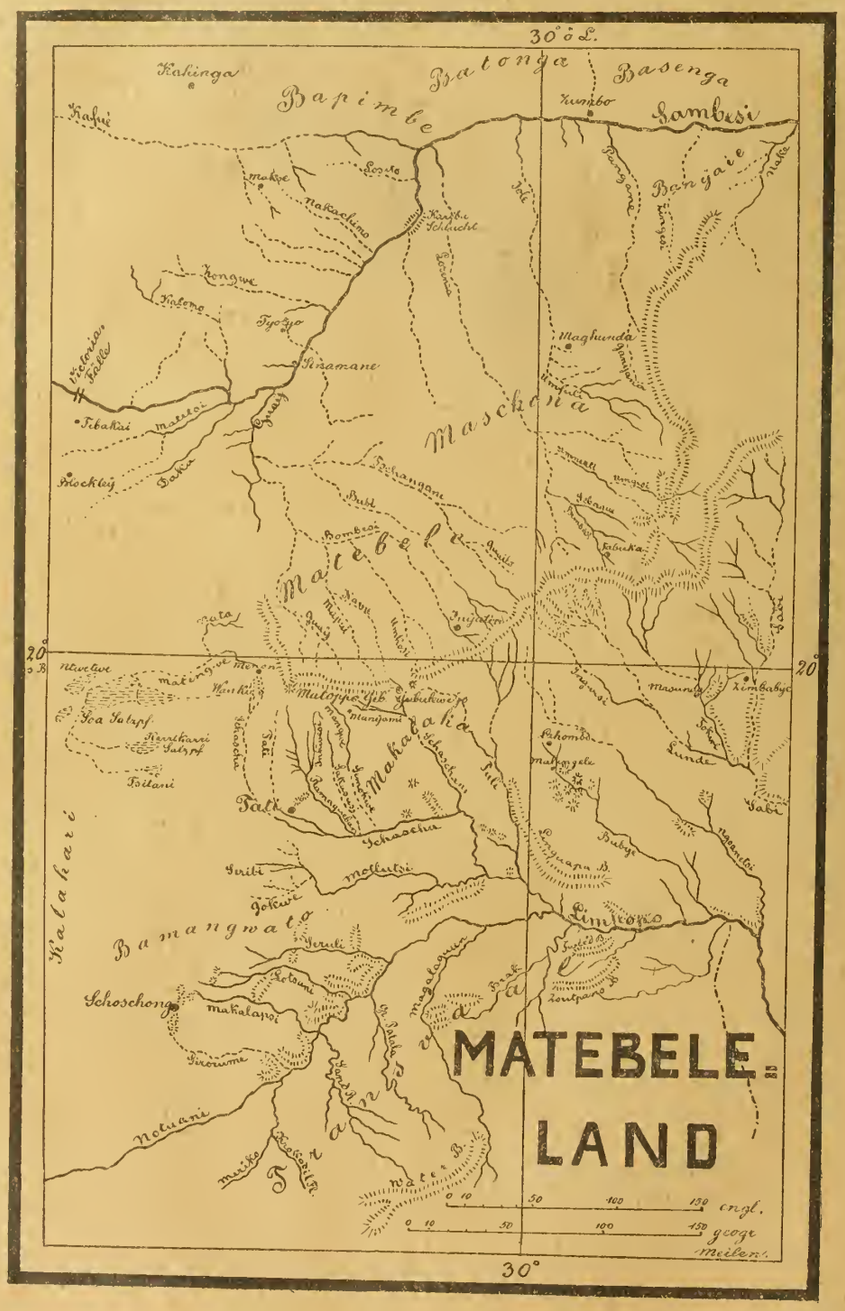
Für die Erlaubnis, Elefanten schießen zu dürfen, muß das Geschenk freilich aus einem Gewehr bestehen.

Lobengula ist nicht ohne edle Regungen. Er bot z. B. Eduard Mohr 2 Pferde als Geschenk an. Als er die Photographie von Mohrs verstorbener Mutter sah, sagte er: „Ihr Weißen seid glücklich, Eure Kunst ist so groß, daß Ihr selbst die Verstorbenen sehen könnt, Eure Herzen brauchen nicht sauer zu werden" u. s. w.

Obgleich die Matabele als wild und kriegerisch verschrien sind, hat doch, vorausgesetzt, daß Friede im Lande herrscht und der Thron besetzt ist, kein Weißer, der die Landesgebräuche beobachtet, für Eigentum oder Leben zu fürchten. Ja Mohr führt Fälle an, wo sein unbewachtes Eigentum lange Zeit hindurch in größerer Sicherheit geblieben als in europäischen Staaten dies denkbar gewesen. Er hebt die große Anhänglichkeit der Zulus an ihren Herrn hervor und giebt ihnen das Zeugnis, daß sie bei guter Behandlung sehr gehorsam, gefügig und, besonders die Kaffern, höchst gefällig seien.

Die Landesgrenze wird scharf bewacht. Jedem Reisenden schließen sich Eingeborene an, die ihn auf Schritt und Tritt beobachten, um seine Zwecke zu erfahren. Stellt sich heraus, daß er Gold sucht, dann erhöht sich das zu gebende Geschenk.

Von bildschöner, kräftiger Gestalt, bietet der Matabele in dem für Alle ganz gleichmäßigen Kriegsschmucke einen sehr schönen Anblick. Den Kopf umwallen schwarze, hohe Straußenfedern, bis zu den Hüften reicht ein Mantel aus gleichen Federn. Ellenbogen und Knie sind mit Büscheln weißer Ochsenschwänze geziert. Die linke Hand führt einen großen Schild aus Ochsenhaut, weiß und schwarz bemalt, mit weißen Querstreifen. Inwendig ist ein Stock angebracht zum Festhalten des Schildes, dessen oberer Rand mit Schakalschwänzen umsäumt ist. Die Rechte führt mehrere Speere (Assagais), mit denen sie sogar Löwen entgegentreten.



Der gebräuchlichste Weg ins Matabeleland führt über die Stadt Schoschong, wo die Richtungen aus dem Oranje-Freistaat, aus West-Griqualand und Transvaal sich vereinigen, um nördlich zum Sambesi, nordöstlich zum Matabele- und Maschonalande und dem Ngami-See, sowie nordwestlich zum Damaralande zu laufen. Diese günstige Lage wird das Aufblühen Schoschongs[1]) unterstützen, obgleich seine Einwohnerzahl von 30000 auf 6000 gesunken ist, veranlaßt durch König Sekhomo, dem Bürgerkrieg und Auswanderung zur Last fallen. 1873 hatte Lobengula den Fürsten Matcheen von Schoschong geschlagen, verjagt und den Sohn eines früheren Betchuanahäuptlings eingesetzt.

Der Weg von Schoschong nach Tati führt durch einförmige Mimosen- und Mopaniwälder, eingerahmt durch gewaltige, dunkle Felsenklippen, in tollster Unordnung durcheinander gewürfelt.

Der Makalapsibach bietet noch Wasser und Futter, dann aber müssen die Zugtiere dasselbe 32 Stunden lang entbehren, denn die Ufer der meist wasserlosen Flüsse Tuani, Lotsani und Seruli, die zum Notuanigebiete gehören, sind dürr und unfruchtbar. Am Notuani selbst ist dagegen etwas Futter zu finden. Erst am Gokweflusse, einem Zuflusse des Molutsi, finden sich einzelne Teiche. Sie bilden nachts Sammelpunkte zahlreicher Löwen (von den Buren „Buschbaas" genannt). Wer dort lagert, muß für starke, dichte Dornenumzäunung und für stete Unterhaltung der Lagerfeuer sorgen, sonst ist der Besuch des Königs der Tiere sicher zu gewärtigen. Im Bette des Schaschaflusses, südlich von Tati, ist, wenigstens im Juli, kein Wasser zu erwarten. Der Weg entspricht auch weiter nordwärts dem Charakter des Matabelelandes, denn er bleibt hügelig und zeigt hier und da steil emporragende Granitkuppen, umgeben von Mopaniwald, der aber leider keinen Schatten spendet, denn die Blätter zeigen die eigentümliche Stellung mit der Kante nach oben, als ob sie den Sonnenstrahlen sich entziehen wollten.

Tati liegt an dem Nebenflusse des Schascha, dem Tati, der, obwohl manchmal 480 Fuß breit, dann plötzlich durch Versickern wasserlos wird. Es bleiben jedoch viele Teiche zurück, auch ist durch Graben leicht Wasser zu erhalten. Tati, wegen der von Mauch entdeckten Goldlager oft genannt, war einst Sitz der fleißigen, dann von den Matabele nach Norden verdrängten Maschona. Diese legten unter mühseliger Arbeit bis 40 Fuß tiefe Schächte im Quarzgestein an, machten dieses durch Feuer spröde, stampften es in Mörsern und schieden das Gold heraus. Alluvialgold wurde dagegen nicht gefunden. Um das Verfahren bei der Goldgewinnung zu erleichtern, schaffte der Engländer Swinbourne mit unsäglichen Schwierigkeiten eine Dampfmaschine zum Zerstampfen des Gesteins heran, nebst einer durch 32 Ochsen gezogenen Lokomobile und drang damit sogar bis gegen Inyatin vor. Die Matabele zeigten aber solche Furcht vor der Lokomobile, daß sie dieselbe nur 120 Meilen jenseits Tati vordringen ließen. Sie mußte nach diesem Orte zurück. Das Lager der Mineure befand sich auf dem linken Ufer des Tati. Das Leben dieser Goldsucher ist äußerst beschwerlich. Lebensmittel liefern ihnen glücklicherweise die in den nahen Dörfern wohnenden, friedlichen Makalaka, aber andere Bedürfnisse können nur aus Durban (135 Meilen Luftlinie) bezogen werden. In elenden Hütten hausend, verrichten sie Tag und Nacht schwere Arbeit, während sie abwechselnd für die Küche sorgen. Die Hitze in den zwischen den Bergen eingeengten Gruben hält sich mittags auf 32 Grad R., während die Temperatur nachts 7, im Mai, Juni, Juli oft unter Null sinkt. Das Ergebnis der Arbeit waren etwa 7—24 Unzen Gold auf 1 Tonne Quarz. Der Mangel einer Zerstampfmaschine macht die Arbeit so überaus schwierig. Nur das Weihnachtsfest bringt einige Abwechselung und tollen Jubel in das einförmige Leben der Goldgräber. Auf die Kunde von den Diamantfunden in Transvaal wanderten viele der Mineure dorthin.

Am Tati leben zwischen den Matabele im Norden und den Betschuana im Süden auch Buschmänner, aber wie gehetztes Wild. Sie nähren sich, durch ausnehmend scharfe Sinne unterstützt, kümmerlich durch die Jagd. Strauße und Elefanten dürfen sie jedoch nicht erlegen, denn das ist ausschließliches

[1]) Schoschong ist jüngst wegen Wassermangels als Residenz Khama's aufgegeben worden. D. R.

Eigentum des Königs. In Tati selbst liegt eine kleine Besatzung von Matabele zur Bewachung der Grenze gegen Südost.

Jenseits der Goldgruben erstreckt sich eine anmutige, mit Granit durchsetzte Gegend. Die dort wohnenden Makalakas, die Kornbauern der Matabele, besitzen meilenweit Felder mit Mais und Durra. Die beste Verpflegung erwartet den Reisenden, denn Überfluß herrscht an Schafen, Perl- und Namaquahühnern, an Eiern, grünen Maiskolben, Wassermelonen, Kürbissen, Marulawein und mannigfachen Baumfrüchten. Weiter nach Norden, von Babas an, ist das Bild freilich weniger verlockend, denn dort sind weite Strecken, wie schon gesagt, durch die Matabele entvölkert. Trotz Tageshitze und Nachtfrost muß das Klima gesund genannt werden.

Von Tati nach Inyatin überschreitet unser Weg eine Hochfläche, die Wasserscheide zwischen dem Limpopo und dem Sambesi. Vom Flüßchen Ramakoban an wird das Gelände fruchtbar, der Makulabaum zeigt sich, aus dessen Frucht Wein bereitet wird. Die Temperatur ist angenehm, mitten am Tage nur 20 Grad R. Im Juli sand Mohr mittags 16—17 Grad R., aber an einem Punkte unter 19 Grad 20 Min. südl. Breite, der 4800 Fuß über dem Meere liegt, bei sehr trockener Luft, nachts Reif und Eis, während Schnee nie vorkam. Vom Mai bis Ende September herrscht stets Südostwind. Wein gedeiht wild. Des Bodens große Fruchtbarkeit wird noch erhöht dadurch, daß die Zulus das ausgetrocknete Gras meilenweit abbrennen.

Vom stets wasserreichen Mangwebache an, der sich vom Matoppogebirge herab in den Schascha ergießt, umfängt uns nach dem Guayflusse hin herrlicher Laubwald mit gewaltigen, natürlichen Granitmauern und tollen Felsgestalten. Hier ist das Erscheinen des Weißen ein unerhörtes Ereignis. Die gutmütigen Eingebornen begnügen sich aber damit, ihn scharf zu beobachten, um seinen Reisezweck zu ergründen. Freudige Überraschung wird dem weißen Wanderer zu Teil, indem er bei dem Häuptling Numkaniula vorzügliches Joallabier vorfindet. Schon deshalb empfiehlt sich dieser Punkt als dauernder Lagerplatz. Außerdem aber führt der Mangwe nebst Zuflüssen stets Wasser; Holz und Wild sind reichlich vorhanden und bereitwillig liefern die Makalaka Mais und Korn.

Der weitere Marsch zum Guay, einem südlichen Nebenflusse des Sambesi, führt über grüne Hügel und durch Mopaniwald. Obgleich die Matabele vorzügliche Packträger sind und mit Aussicht auf Fleischkost ganz außerordentliche Marschleistungen zeigen, so ist doch die Gegend am Guay bisweilen derartig durch Gewitter aufgeweicht, dabei unbewohnt und ohne Nahrungsmittel, daß dem Vormarsch oft unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen. Selbst 28 Ochsen bringen dann den Wagen nicht von der Stelle. Auch Mohr war gezwungen, wieder an den Mangwe zurückzukehren, um dort Erholung zu suchen. In dem daselbst angelegten Garten fand er willkommene Schätze an Radieschen, Petersilie, Lattich, Erbsen, Gurken, Bohnen, Blumenkohl, Tomaten, Kartoffeln. (Solche Gemüse sollen das beste Mittel gegen Skorbut sein.) Dazu boten die zuvorkommenden Eingeborenen Milch, Wassermelonen, Maisbrot u. s. w. an, auch Ziegen und Schafe gegen Glasperlen. Die einzige Störung in diesem lukullischen Standlager verursacht der Löwe, dessen furchtbares Gebrüll die Nachtruhe empfindlich unterbricht. Zugleich erscheinen Schakale, um sich anzueignen, was der Löwe von der Beute übrig gelassen. Auch die große Giftschlange Mhamba, die meist den Ratten nachstellt, ist kein gemütlicher, aber ein häufig gesehener Gast.

Trotz des Wild-Reichtums jener Gegend muß doch der Reisende bedacht sein, stets Ziegen und Schafe mitzuführen, denn die Ziege braucht wenig Futter, ist leicht zu hüten, marschirt gut, kommt überall fort, bleibt fett und leidet nicht durch die Tsetsefliege. Sie wird nur geschlachtet, wo das Wild durch Elefanten verseucht ist, oder wo es wegen mangelnder Wasserstellen fehlt. Das Schaf ist weniger genügsam als die Ziege.

Aus dem Felsenpasse von Monyama hervortretend, staunt das Auge ob des ungeheuren Felsenmeeres, das sich im wildesten Durcheinander weithin erstreckt. Die abenteuerlichsten Granitgestalten heben sich am Himmel ab, Burgen und Türmen oft täuschend ähnlich. Auf diesem spiegelglatten Gesteine vermag außer der Aloë und der Euphorbie keine Pflanze Fuß zu fassen. Weiterhin überschreitet man den durch zahreiche und sehr dreiste Löwen berüchtigten, von Wald umgebenen Kumulabach. Heuschreckenschwärme richten hier oft in wenig Minuten derartige Zerstörungen an, daß das Gras bis in die Wurzeln hinein vernichtet wird.

Bis Inyatin vorzudringen, wird den Weißen nur in Friedenszeiten erlaubt, weil der König fürchtet, es möge ihnen sonst Unglück zustoßen. Herrschen Unruhen im Lande, so werden Reisende unerbittlich bis zum Mangwe zurückgeschickt. Hier fällt es ihnen ja leicht, Standlager zu beziehen, während auf der 4100 englische Fuß über dem Meere liegenden Hochfläche von Inyatin kaum Lebensmittel zu erhalten sind und Vieh nur mit Erlaubnis des Königs abgegeben wird; er gestattet dies in der Regel, doch geht viel Zeit darüber verloren. — Während bis zum Guay offene Grasgegend mit Teichen vorherrscht, wird sie weiter nördlich bewaldet und zerklüftet. Am Tschanganiflusse beginnt wildes Bergland mit dichtem Wald und riesigen Baobabbäumen. Weiter westlich bis zum Dakaflusse breitet sich felsiges Gelände aus.

Sobald hier mit dem Monat Oktober das Frühjahr und die allmählich heftiger werdenden Regen sich einstellen, grünt sofort alles in üppiger Weise, aber die Sonne wird bald drückend (z. B. Ende Oktober mittags 26 Grad Reaumur), die Gewitter wachsen zu furchtbarer Stärke an. Doch allmählich nehmen die Regen wieder ab, so daß die Monate Januar und Februar in dieser Breite ziemlich trocken bleiben. Später treten wieder heftige Niederschläge auf, so daß hier auf 2 Regenzeiten zu rechnen ist.

Die Gegend ist mit Tieren überreich bedacht. Am zahlreichsten treten die in der Richtung von Südost nach Nordwest streichenden ungeflügelten Heuschrecken auf. Sie vernichten rasch die ganze Pflanzenwelt. Seltsamerweise bleibt nur die Gurke verschont. Erfreulicher sind die zahllosen Quaggas, Giraffen, Büffel, Elands und Säbelantilopen, die sich hier tummeln. Aber ohne die außerordentlich scharfen Sinne der Kaffern, welche völlig den Dienst von Spürhunden versehen, wäre dem Wild oft kaum beizukommen. Dazu leistet der Kaffer Unglaubliches im Heimbringen der Jagdbeute. 120 Pfund schleppt er oft meilenweit über die unwegsamsten Strecken, nachdem er das Fleisch in Gras gehüllt und mit Haut fest umschnürt hat. Wenn ihn, wie schon erwähnt, die Aussicht auf Fleischkost zu unglaublicher Anstrengung anspornt, so ist doch fast noch mehr zu bewundern, welche Unmassen von Fleisch er verzehren kann. Kein Teil, sei er auch noch so ekel oder verwest, wird verschmäht, so daß für Hyänen und Schakale nicht das Geringste übrig bleibt.

Das großartigste Jagdgebiet der Elefanten erstreckt sich als Einöde 26 Meilen lang vom Natafluss bis zum Sambesi. An den dortigen Teichen höhlen sie sich förmliche Gruben aus, worin sie Schlammbäder nehmen. Die auf dem Körper gebildete Lehmkruste reiben sie dann an den Baumstämmen wieder ab. Das Nashorn besitzt zwar scharfen Geruchssinn, aber desto geringeres Sehvermögen. Man wird seiner nicht leicht habhaft, da es trotz schwerer Verwundung, z. B. mit einer Stahlkugel in der Lunge, doch noch etwa eine Viertelstunde lang läuft. Die Flußpferde sind von den Ufern meist verscheucht. Ihr Fleisch ist vorzüglich saftig und steht im Geschmack zwischen Rinder- und Schweinebraten. Im Wasser sind die Tiere sehr gewandt, verlassen dasselbe aber nachts und suchen sich oft stundenweit weiches, zartes Gras, das sie völlig glatt abfressen. Man stellt ihnen dort mittels Fallgruben nach. Die Haut, welche frisch bis zu 510 engl. Pfund wiegt, geht als schweres Maschinenleder nach England, die Zähne kommen wie Elfenbein in den Handel. Das Fett dagegen behalten die Zulus als Leckerbissen. Um ein Flußpferd im Wasser zu schießen, was nicht allzu gefährlich erscheint, muß mit dem Kahne dicht herangefahren und der Schuß dicht hinter dem Ohr beigebracht werden. Nach einer halben Stunde kommt das tote Tier wieder an die Oberfläche. Auf dem Lande läuft dieser Koloß schneller als man glaubt. Mit Bleikugeln ist, da sie sich platt schlagen, gegen das Flußpferd nichts auszurichten. Man bedarf unbedingt Stahlkugeln, deren 4 bis 5 auf 1 Pfund gehen. Es greift nur ungewohnte Gegenstände an, die sich ihm in den Weg stellen. Der unbewaffnete Mensch ist dann verloren. Als Paradies der Elefanten, wie der Flußpferde sind die lagunenreichen Dickichte zwischen dem unteren Tschobe und dem Sambesi zu betrachten, wo diese Ungetüme unbestrittene Herrschaft üben.

Schlägt man von Tati aus den Weg nordnordwestlich nach den berühmten Victoriafällen des Sambesi ein, so erreicht man über Wanki und Menon den 390 Fuß breiten Maytenguebach, dessen Gebiet von zahllosen Löwen, Büffeln, Giraffen, Quaggas und Straußen durchstreift wird, während des schwarze Nashorn sich näher dem Natafluss findet.

Bei 19 Grad 11 Min. südl. Breite beginnt das Bereich der Tsetsefliege. Da sie Ochsen, Pferden und auch den Hunden unbedingt verderblich wird, müssen hier die Wagen zurückbleiben. Höchstens können Karren, mit Eseln bespannt, die von der Fliege nicht leiden, weiter gehen. Das Insekt ist sehr rasch und sticht sofort. Obgleich der Stich durch Jacke und Hemd dringt, spürt doch der Mensch außer heftigem Jucken keine Folgen. Mitten im Gebiete der Tsetse finden sich Stellen ohne dies Insekt, aber eine Strecke weiter stürzen sich wieder ganze Schwärme aus den Büschen auf ihr Opfer herab. Als Mittel gegen ihren Biß, sowie den der Schlangen, wird mit Nutzen konzentrirter Ammoniak angewandt.

Von Inyatin kann man in zehn Tagen die 200 englischen Meilen bis zu den Fällen zu Fuß zurücklegen. Kommt man dagegen von Tati her, so kann der Wagen bis auf wenige Meilen an die Fälle herangeführt werden, aber dazu ist des Königs Erlaubnis nötig. wobei die Unterhäuptlinge (Indunas) allerhand Schwierigkeiten bereiten. Je mehr man sich dem Sambesi nähert, desto beschwerlicher wird das Vordringen, Dornen und scharfe Steine zerreißen die Kleider und das beste Schuhwerk. Schon über 20 englische Meilen weit erblickt das staunende Auge 4 bis 5 rätselhafte, je nach dem Wetter 6—800 Fuß hohe Wasserstaubsäulen über den Fällen; 2 Meilen weiter und ihr Getöse wird dem Ohr vernehmbar. Wiewohl von Wankis Dorf nur noch 5½ Marschtage bis zu den Fällen sind, zeigt sich doch nirgends eine Spur des Flusses, denn seine Uferwände steigen bis 600 Fuß hoch senkrecht empor. Die einmündenden Thäler sind gleichfalls so tief eingeschnitten und zerklüftet, daß ein Marsch längs des unersteigbaren Ufers undenkbar ist. Erst in unmittelbarster Nähe erschaut man den ersehnten Strom tief unten zwischen schwarzen Felsen dahin rauschend, deren unteres Drittel jeder Bewachsung entbehrt, während der übrige Teil der Wand mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt ist. Im Gegensatze dazu betritt man oben blendend weißen Krystallquarz, der auf Grünstein lagert. Auge und Ohr sind bezaubert. Nachts aber tönt das rollende Brüllen der stürzenden Gewässer betäubend in meilenweite Ferne. Nun im befeuchteten Bereiche der ewigen Sprühregen angelangt, umgiebt uns die denkbar üppigste Pflanzenwelt. Baumriesen von nie gesehener Pracht, Sykomoren und Mimosen, unsere höchsten Pappeln überragend, ziehen das bewundernde Auge nach oben, während zu unseren Füßen die grünlichblaue, durchsichtige Wassermasse des Sambesistromes mit drei Knoten Schnelligkeit dahin stürmt. Stromaufwärts übersieht man den ¼ deutsche Meile breiten Fluß, überragt von zahlreichen waldbedeckten Inseln. Nun stürzt er sich in breiter Linie 400 Fuß tief in die Schlucht herab. Auf 1/13 seiner Breite eingeengt, scheinen die 240—300 Fuß breiten schäumenden Gewässer die sperrenden Felswände sprengen zu wollen. Schließlich, nachdem alle Wut und Kraft des gehemmten Elements an dem starren Gesteine gebrochen, vereinen sich alle abgestürzten Gewässer von Ost und West her in einem 270 Fuß breiten Spalt. Der Gesamtüberblick über die ganze Breite der Fälle ist wegen des Staubregens immer nur auf Augenblicke zu erhaschen. Nur am Südende gestattet eine Felsplatte, 100—200 Schritt vor die Felswand zu gelangen und die Aussicht auf die ganze gewaltige Strombreite zu genießen. Das Westende, zwar auch staubfrei, gewährt nur beschränkten Überblick. Das Wasser ist dort durch größere Felsmassen unterbrochen. Plötzlich teilt der Wind den Staubregen, man steht im Sonnenschein. Als Krone des ganzen Naturschauspiels strahlen uns zwei kreisrunde Doppelregenbogen im Wasserstaube entgegen. Die Klarheit ihrer Farben ist viel schärfer als wir sie je am Himmel sehen, sogar blendend. Bald erscheinen deren noch mehrere und verschwinden wieder. Ihretwegen wurden die Fälle „Chongwe“, d. h. Regenbogen, oder auch Metse-a-tunga genannt.

Jene Staubschleier steigen mit betäubendem Tosen aus der 400 Fuß tiefen Schlucht empor, sich noch weitere 650 Fuß gen Himmel erhebend. Je nach der Wassermasse, der Jahreszeit und dem Winde wechselt dies. Daher lauten auch die Angaben der Reisenden verschieden.

Livingstone sah die Viktoriafälle im November 1855 und August 1860, Baldwin im August 1860, Baines und Chapman im Juli und August 1862, Mohr im Juni 1870, Holub im September 1875 und Oktober 1885, Oates Neujahr 1875. Letzterem war es also allein vergönnt, in der Regenzeit, die größte Wassermasse zu erblicken. Als besten Lagerplatz wird eine Stelle am Westende empfohlen, wegen des Wasserstaubs etwa 800 Schritt von den Fällen entfernt. Lange darf man aber am Sambesi nicht in dem nämlichen Lager verweilen, denn nur häufiger Wechsel schützt gegen Fieber. Am gefürchtetsten ist dieser Feind hier zur Zeit der ersten Regen, im September, und beim Auftrocknen des Wassers, im Januar, Februar und März. Die Eingeborenen scheuen den September am meisten.

Unterhalb der Fälle stürzt das Wasser wild dahin, als könne es sich nicht beruhigen. Mehrere starke Windungen des Stromes zaubern stets neue Bilder. Während unzählige Fische die klare Flut beleben, hausen am Ufer Krokodil, Flußpferd und Wild in unzähliger Menge, besonders im Oktober zur Jagd einladend. Aber wer sie ausüben will, bedarf schweren Kalibers und der Stahlgeschosse, sowie der eingeborenen Hunde. Nach Rückkehr von den Fällen fanden die Reisenden ihre außerhalb des Tsetse-Gebietes zurückgelassenen Wagen unversehrt vor, wofür den Eingeborenen alles Lob gebührt.

Darin stimmen alle überein, welchen es vergönnt war, die wunderbaren Viktoriafälle zu erblicken, daß sie an Großartigkeit den Niagarafall weit übertreffen, dessen Höhe nur halb so groß ist, wenn auch außerhalb der Regenzeit der Sambesi weniger Wasser führt.

Gelingt es, einen Punkt für den Gesamt-Anblick der Viktoriafälle zu gewinnen, so können sie das großartigste Naturschauspiel der Welt genannt werden.

H.

Das koloniale Budget der Niederlande.

II.

In Nr. 34 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitung haben wir eine Besprechung der Ausgaben gebracht, welche die Kolonialverwaltung Niederländisch-Ostindiens im Voranschlage für das Jahr 1890 beansprucht; diesen Ausgaben in Höhe von 140 500 254 fl. stehen Einnahmen gegenüber insgesamt von 128 124 865 fl., und wird es nicht unnützlich sein, dieselben heute einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, um daraus eine Vorstellung von den reichen Hilfsmitteln der niederländisch-ostindischen Besitzungen zu gewinnen.

Die Einnahmen, deren Betrag für das Jahr 1890 um 12 375 389 fl. hinter den Ausgaben zurückbleibt, werden teils in den Niederlanden, teils in Indien empfangen; es entfallen auf die Niederlande 32 808 612 fl. und auf Indien 95 316 253 fl.

Eine bedeutende Summe wird aus dem Verkaufe von Produkten erzielt, für welche in einzelnen Gebietsteilen Indiens die königliche Verwaltung sich das Monopol vorbehalten hat; hierher gehören die Einkünfte aus dem Verkauf der Produkte Kaffee, Zucker, Chinarinde und Zinn; sie betragen insgesamt 41 619 650 fl., wovon auf die Niederlande 29 776 377 fl. und auf Indien 21 843 273 fl. entfallen.

Ein weiterer Einnahmeposten sind die Vergütungen, welche die Staatskasse den Kolonien für Verpflegung von Reichstruppen in Indien oder für Lieferung von Bedarfssachen an die Reichsmarine schuldet. Dieser Posten ist für das Jahr 1890 mit 1 936 535 fl. vorgesehen, wovon 618 735 fl. in den Niederlanden und 1 317 800 fl. in Indien zur Erhebung kommen.

Den dritten und belangreichsten Einnahmeposten bilden sodann die Einkünfte aus Steuern, Zöllen, Landrente, Hafenabgaben, Stempel- und Pachtgeldern, Salz- und Opiummonopol ꝛc., die sich auf 84 568 680 fl. beziffern, wovon nur 2 413 500 fl. in den Niederlanden, dagegen 82 155 180 fl. in Indien eingenommen werden.

1. Einnahmen aus dem Verkauf von Produkten.

Unter den Produkten, aus deren Verkauf die niederländische Regierung seit Jahrzehnten großen Gewinn gezogen hat, ist der Kaffee das wichtigste; Zucker ist von geringerer Bedeutung, der durch manche Jahre keinen Gewinn abgeworfen hat, indes die Erhaltung der Regierungsplantagen sogar große Zuschüsse erforderte; Chinarinde wird auf West-Java in geringerer Masse gebaut und Zinn nur auf der Insel Banka von Regierungswegen exploitirt, indes die Minen auf Billiton an Chinesen verpachtet sind.

Kaffee.

Der Kaffee wird auf ganz Java (mit Ausnahme natürlich der Privatbesitzungen) im Auftrage der Regierung angebaut, und muß das Produkt von den Dörfern an die Regierungspackhäuser zu bestimmten Preisen geliefert werden. Außer auf Java besteht dieselbe Einrichtung sodann in der Residentie (Provinz) West-Sumatra und in der Residentie Menado (Nord-Celebes).

Es wird in diesen Gebieten also nicht nur Zwangslieferung des Kaffees, sondern auch Zwangskultur gefordert; den Dessas (Dörfern) wird von Regierungswegen aufgelegt, neue Anpflanzungen in vorgeschriebenem Umfange zu machen. Neuerdings ist für Java in Aussicht genommen, die Aufhebung der Zwangskultur vorzubereiten, dagegen bleibt die Verpflichtung in Kraft für Lieferung des geernteten Kaffees an die Regierungspackhäuser, die ähnlich den Zollhäusern über ganz Java und die beiden genannten Residentien auf West-Sumatra und Nord-Celebes verbreitet sind, um die Ernte einzusammeln. Auf Java bestehen gegenwärtig über 420 solcher Packhäuser, welche Raum genug bieten zur Aufnahme von über 1 Million Pikols Kaffee.

Die Verpflichtung zum Anbau und zur Lieferung des Produktes an die Regierungspackhäuser beruht auf dem sogenannten „Cultuurstelzel" (Kultursystem) des Generalgouverneurs van den Bosch, der in den Jahren von 1830—35 die Verwaltung in Indien leitete. Wurde die Einrichtung in der ersten Zeit auf eine größere Anzahl von Produkten ausgedehnt, deren Anbau man zwangsweise zu erreichen oder auszubreiten wünschte, so hat man besonders nach 1870 angefangen, auf wenige Artikel sich zu beschränken, da das System vielfach als zu drückend für die Bevölkerung und in der alten Ausdehnung außerdem nicht einträglich genug für die Regierungskassen erkannt wurde.

Über die Rechtmäßigkeit und Billigkeit des Systems, das beispielsweise auf Java in das Erwerbsleben von über 10 Millionen Menschen unmittelbar eingreift, ist vielfach geschrieben worden und sind mannigfache Meinungen zu Tage getreten, von der entschiedensten Verwerfung und Verurteilung desselben an bis zur rückhaltlosen Anerkennung.

Das System, um es kurz zu erklären, knüpft an die altüberlieferte hindu-javanische Einrichtung an, wonach aller Grund und Boden den Fürsten gehört, und der Bebauer, der als Eigentümer so lange gilt, als er den von ihm in Besitz genommenen Boden unter Kultur erhält, gegen bestimmte Abgaben von der Ernte vorgeschriebener Produkte verpflichtet ist. Diese Verpflichtung erstreckte sich von jeher auf Lieferung der verschiedenartigsten Produkte, wie sie durch die Lage des Orts gerade bedingt wurden, ferner auf Leistung von Herrendiensten für Instandhaltung öffentlicher Gebäude, zu Wegebauten und dergleichen. Natürlich war der Umfang, in welchem Abgaben und Arbeitsleistungen gefordert wurden, in den verschiedenen Landesteilen auf Java nicht gleichmäßig, aber dieselbe Einrichtung bestand allgemein. Nun war die Niederländische Kolonialverwaltung die inländischen Oberen in ihren Ämtern zu befestigen und die überlieferten Einrichtungen möglichst zu konserviren teils gezwungen oder hielt deren Erhaltung für zweckmäßig; man kann also ein Unrecht in dem van den Boschschen Kulturfystem nicht finden, da es auf Jahrhunderte alter Überlieferung beruht.

Die Härten des Systems liegen aber deutlich genug zu Tage. Der gemeine Mann ist von den inländischen Oberen abhängig, die ihre gesetzwidrigen Handlungen der Kontrole des die Aufsicht führenden europäischen Beamten vielfach zu entziehen wissen; er muß sich mit Recht oder Unrecht von dem Ertrag seiner Arbeit große Abzüge gefallen lassen, die durch die Einrichtung bedingt werden, daß den Oberen nach Landesrecht ein entsprechender Anteil an der Ernte zusteht. Hat die niederländische Verwaltung diesen Härten auch möglichst abzuhelfen gesucht, indem sie manche Naturalabgaben verbot und die inländischen Oberen statt dessen nach ihrem Range besoldete, so ist dieser Übelstand doch nicht ganz beseitigt, weil man sonst das System selbst hätte beseitigen müssen.

Eine ganze Reihe von Chikanen, die ferner durch den Zwang der Anlage neuer Kaffeeanpflanzungen dem inländischen Oberen gegen den gemeinen Mann an die Hand gegeben sind, kann unerwähnt gelassen werden; es ist klar, daß viel Unrecht vorkommen muß, wo der Obere in jeder Stunde mit Vorschriften und Strafen in das Erwerbsleben des Einzelnen eingreifen kann.

Aus dem Angeführten läßt sich der Schluß ziehen, daß der Wunsch berechtigt ist, die Zwangskultur und Lieferung möchten bald der freien Arbeit Platz machen, daß aber Überlieferung und Gewohnheit nötigen, die Überleitung zur freien Arbeit mit Vorsicht in die Wege zu leiten.

Zunächst erkennt die niederländische Verwaltung für sich freilich gar keine Nötigung an, die Aufhebung einer Einrichtung, so lange sie so gute Einkünfte auffliefert, zu beschleunigen. Wenn die Mengen Kaffee berücksichtigt werden, welche in den letzten 30 Jahren auf Java an die Regierung geliefert wurden, so zeigen diese Zahlen deutlich die Höhe des Nutzens.

In den sechziger Jahren wurden im Durchschnitt pro Jahr 845 200 Pikols abgeliefert, und in den siebziger Jahren 865 000 und in den Jahren 1880–1883 988 000; von 1884—1888 wurden dagegen nur 635 000 Pikols abgeliefert. Die Abnahme in den letzten Jahren erklärt sich durch den schädlichen Einfluß der Blattkrankheit (hemileia vastatrix), welche in vielen Teilen auf Java den Ertrag

wie die Güte des Produkts stark beeinträchtigt. Über den ganzen Zeitraum (30 Jahre) sind im ganzen abgeliefert 25 217 000 Pikols.

Stellen wir die fünf schlechtesten und die fünf besten Erntejahre während dieser Zeit nebeneinander, so ergeben sich folgende Zahlen der in den Packhäusern geschehenen Ablieferungen:

Kleinste Ernten.		Größte Ernten.	
1864	436 721 Pikols.	1863	1 120 669 Pikols.
1871	446 304 =	1866	1 094 097 =
1875	493 420 =	1876	1 266 196 =
1885	500 571 =	1879	1 267 167 =
1887	254 568 =	1883	1 081 919 =

Von dem Ausfall der Ernte scheinen die Marktpreise in den Niederlanden nicht direkt abhängig zu sein, was darin seinen Grund haben mag, daß gute und mindergute Jahre periodisch fast gleichmäßig abwechseln. In den oben verzeichneten Jahren betrugen die Bruttoverkaufspreise in den Niederlanden:

1864	42,34$^{9}/_{10}$	Gulden pro Pikol.	
1871	44,63	= = =	
1875	69,47$^{7}/_{10}$	= = =	
1885	31,99$^{7}/_{10}$	= = =	
1887	59,53$^{6}/_{10}$	= = =	
1863	54,92$^{2}/_{10}$	Gulden pro Pikol.	
1866	51,07$^{8}/_{10}$	= = =	
1876	63,88$^{8}/_{10}$	= = =	
1879	54,82$^{9}/_{10}$	= = =	
1883	38,12$^{3}/_{10}$	= = =	

Die Ablieferung an die Packhäuser auf West-Sumatra betrug von 1884 bis 1888 durchschnittlich pro Jahr 84 500 Pikols, die in der Provinz Menado für den gleichen Zeitraum ca. 15 000 Pikols pro Jahr; diese Mengen sind also verschwindend geringer gegen die auf Java.

Von 1874 ab wurden von der Regierung 14 Gulden pro Pikol an die Eingebornen bezahlt,[1]) vor dieser Zeit bedeutend weniger, sogar unter 12 und stellenweise nur 10 Gulden; nehmen wir aber an, im Durchschnitt 13 Gulden. Dazu kommen dann die Kosten zunächst für den Transport des Kaffees von den Packhäusern im Innern bis an den Ort des Abschiffungshafens, ferner die Vergütung für den Transport nach den Niederlanden und für Verkaufsspesen an die bevorrechtigte „Nederlandsch Handels-Maatschappij", welche für die Regierung die Handelsgeschäfte besorgt. Im Durchschnitt kam der Regierung in den letzten 30 Jahren der Pikol am Orte des Abschiffungshafens auf 15,60 Gulden zu stehen; in den Niederlanden erzielte der Pikol für den gleichen Zeitraum im Durchschnitt brutto 50,55 Gulden und netto (nach Abzug der an die Handels-Maatschappij vergüteten Transporte und Verkaufsspesen) 44,40 Gulden.

Da die verkauften Mengen zu höhern oder niedern Preisen sich so ziemlich ausgleichen, so kann man rechnen, daß die Regierung an den in den letzten 30 Jahren verhandelten 25 217 000 Pikol Kaffee durchschnittlich am Pikol netto 29,15 Gulden Nutzen gehabt hat. Das macht einen Gesamt-Reingewinn von 735 075 550 Gulden. Nun sind aber auch die in dem gleichen Zeitraum für Transportkosten in Indien gezahlten 56 738 250 Gulden und die Vergütungen an die Handels-Maatschappij im Betrage von 155 084 550 Gulden den holländischen Erwerbskreisen zu gut zu schreiben.

Die besseren Sorten Kaffee kommen in der Hauptsache in den Niederlanden zum Verkauf, und zwar, wie schon erwähnt, durch die Vermittelung der bevorrechtigten „Nederlandsche Handels-Maatschappij", die als ein modernisirtes Überbleibsel der alten Ostindischen Kompanie betrachtet werden kann; ferner geschieht die Verfrachtung der Produkte in niederländischen Schiffen, so daß aus all diesen Nebenverdiensten, Vorzügen und indirekten Vorteilen der Erwerbskreise des Mutterlandes eine belangreiche Einnahmequelle für dieselben erwächst.

Für das Jahr 1890 ist die Einnahme aus dem Kaffee auf 34 292 687 Gulden berechnet; zum Verkauf kommen in den Niederlanden 460 000 Pikols mit einem Nettogewinn von 24 264 737 Gulden, in Indien gegen 200 000 Pikols mit einem Gewinn von 10 027 950 Gulden.

Zucker.

Die Zuckerkultur der Regierung beschränkt sich auf die östliche Hälfte der Insel Java. Es bestehen hier etwa 90 Fabriken, für welche die Regierung Zuckerrohr bauen läßt. Die Kontrakte mit diesen Fabriken beruhen auf einem Spezialgesetz vom Jahre 1870.

In Folge schlechter Jahre und großer Verheerungen, die durch die Serehkrankheit den Pflanzungen zugefügt wurden, hat die Regierung den Fabrikanten oft mit namhaften Unterstützungen zu Hilfe kommen müssen, um ihnen schwere Krisen überwinden zu helfen und die Kultur zu erhalten.

Sehr ungleich sind die den Zuckerbau treibenden Gegenden in der Ergiebigkeit und Brauchbarkeit des Bodens für die Kultur. Die Schwankungen sind recht erheblich, sie bewegen sich (in Ansehung der letzten Jahre) zwischen 35—165 Pikols Zucker-Reinertrag pro Bouw (= 7096 Quadratmeter). Diese Thatsache könnte zum Beweise genügen, daß die einseitige Schablone, unter der die Regierung als Unternehmerin auftritt, zu großen Mißhelligkeiten führen muß. In Wirklichkeit giebt es denn auch für die Verwaltung überall Störungen zu beseitigen und Unebenheiten auszugleichen.

In den letzten Jahren hat die Regierung sich von dem Geschäft mehr und mehr zurückgezogen; war früher der Anbau von etwa 40 000 Bouws vereinbart, so werden gegenwärtig nur noch etwas über 11 000 Bouws bestellt, und gegen 30 000 Bouws lassen die Fabriken selber bepflanzen. Denselben wird von der Regierung das nötige Land verpachtet, und die Arbeiter für die Feld- und Fabrikarbeit werden durch die Vermittelung der inländischen Dorfvorsteher auf Grund von vorgeschriebenen Arbeitskontrakten ohne Schwierigkeit gewonnen. Zweifellos wird es hierbei nicht ohne eine gewisse „douce violence" abgehen, die niemand, vorausgesetzt, daß sie mit Gerechtigkeit geübt wird, schlechthin verurteilen wird.

Für das Jahr 1890 wird die direkte Einnahme aus den Zuckerpflanzungen auf 1 324 223 Gulden veranschlagt, und es hat den Anschein, daß eine größere Anzahl Fabriken mit gutem Nutzen arbeitet, da sie ihren Verpflichtungen gegen die Regierung sehr pünktlich nachkommen.

Chinarinde.

Der Anbau der Chinarinde wird von der Regierung sehr in Acht genommen, macht aber trotz großer Kosten und Aufwendungen für Unterhaltung der Pflanzungen nur mäßige Fortschritte; jedenfalls ist der finanzielle Gewinn ganz unbedeutend. Chinarinde wird in West-Java, und zwar in den Preanger-Regentschaften gebaut. In den letzten Jahren hat die Ernte sich auf ungefähr 350 000 kg jährlich belaufen, die bis auf eine geringe Abgabe an die indischen Militärkrankenhäuser in den Niederlanden zum Verkauf kommt. Der jährliche Nettogewinn, den die Regierung davon hat, beträgt etwas über 100 000 Gulden. Für das Jahr 1890 ist die Nettoeinnahme auf 222 750 Gulden beziffert, und der Ernteertrag auf 450 000 kg.

Zinn.

Die Ausbeute der Zinnminen auf Banka liefert der Regierung große Einkünfte auf, indes die Minen auf Billiton gegen eine Pacht von 3 Prozent der Ausbeute an eine bevorrechtigte Gesellschaft überlassen sind, die ausgezeichnete Geschäfte macht.

Die Minen auf der 13 050 qkm großen, im Sundaarchipel östlich von Sumatra gelegenen Insel werden teils von der Regierung selbst ausgebeutet, teils sind sie an chinesische Unternehmer verpachtet, die gegen einen bestimmten Preis das Zinn an die Regierung liefern. Die Minen der Regierung sind die größeren; es sind gegenwärtig 97 in Betrieb mit einem Arbeiterpersonal von über 6500 Mann. Die Zahl der an Privatunternehmer überlassenen kleinen Minen beträgt gegen 700, in denen nicht ganz 1800 Arbeiter beschäftigt sind.

Die Arbeiter sind in der Mehrzahl Chinesen, die gegen eine Prämie von 30 bis 40 Dollar in China angeworben werden. Man verfährt dabei so, daß diese Fremdlinge möglichst verschiedener Abstammung angehören, damit ihrer Neigung zu Verschwörung und Auflehnung vorgebeugt werde. Am beliebtesten, weil friedliebend und arbeitsam, sind die Yakka-Chinesen, denen man gern die höchste Prämie von 40 Dollars bei der Anwerbung zubilligt, dann folgen die Haguam-Chinesen, die die übliche Prämie von 30 Dollars erhalten, weniger angenehm sind die Lutjiu-Chinesen.

Die Gesamtausbeute der Minen auf Banka war für die letzten 5 Betriebsjahre wie folgt:

1884/85	74 510	Pikols
1885/86	75 552	=
1886/87	77 090	=
1887/88	84 397	=
1888/89	65 964	=

Dafür verausgabt die Regierung pro Pikol etwa 25 bis 30 Gulden; die Privatunternehmer erhalten sogar nur 13,50 Gulden pro Pikol im Innern der Insel, und im Bezirk der Hauptstadt Membok 10 Gulden. Im Durchschnitt wird am Pikol ein Reingewinn von über 55 Gulden gemacht. Die Ausgaben betrugen beispielsweise

im Jahre 1887/88 in Indien	1 898 150 Gulden
dazu die Kosten für den Transport nach den Niederlanden, und die Verkaufsspesen an die bevorrechtigte Handels-Maatschappij	308 378 Gulden
zusammen	2 206 528 Gulden

das macht per Pikol Selbstkostenpreis 26,14^{46}.

Im Betriebsjahre 1881/89 waren die bezüglichen Zahlen 1 701 669 Gulden in Indien, 239 241 Transportkosten und Verkaufsspesen, oder Selbstkostenpreis pro Pikol 29,42^{36} Gulden.

In diesen Ausgaben sind alle Aufwendungen enthalten, die mit dem Minenbetrieb in Beziehung stehen, und die beträchtlichen Kosten

[1]) Im Jahre 1889 ist der Preis auf 15 Gulden pro Pikol erhöht worden.

für Transport und Verkaufsspesen kommen niederländischen Bürgern zu gute.

Für das Betriebsjahr 1889/90 sind in Einnahme gestellt nur 58 000 Pikols mit 5 143 598 Gulden und an Pachtertrag aus den Minen auf Billiton 145 292 Gulden oder zusammen 5 288 890 Gulden.

Voraussichtlich wird der Ertrag aber ein größerer sein, da das Jahr 1888/89 mit 65 964 Pikols schon ein äußerst ungünstiges war. In den Monaten Mai, Juni und Juli konnte wegen Mangels an Wasser nur wenig gearbeitet werden, und unter den Arbeitern herrschte zudem die böse Berriberri-Krankheit. Von dem gesamten Arbeiterpersonal waren zeitweise 25 Prozent an dieser häßlichen Krankheit unter ärztlicher Behandlung, die Anzahl der Leidenden war aber weit größer, da sich die meisten Kranken erst in Behandlung geben, wenn ihnen die Weiterarbeit unmöglich wird. An der Krankheit starben in dem Betriebsjahr fast 202 Arbeiter oder ungefähr 3 Prozent des gesamten Personals. Da die Krankheit gegen Ende des alten Betriebsjahres im Abnehmen begriffen war, so wird diese Störung voraussichtlich im neuen sich nicht wiederholen.

Wir müssen jetzt noch mit einem Wort den Minenbetrieb auf Billiton, der 6652 qkm großen Nachbarinsel Bankas, berühren, der sich ausschließlich in den Händen der Billiton-Maatschappij befindet, sodaß sich uns der interessante Vergleich zwischen Staats- und Privatbetrieb darbietet.

Die Gesellschaft läßt gegenwärtig nahe an 100 Minen bearbeiten und beschäftigt etwas über 7200 Arbeiter, die zumeist in China für den Bergbau angeworben sind. Die Minen auf Billiton sind bei weitem weniger ergiebig, als die auf Banka, dennoch übersteigt in Ansehung der geringeren Anzahl Minen und beschäftigter Arbeiter der Ertrag der Gesellschaft den Staatsbetrieb ganz bedeutend. In den letzten fünf Betriebsjahren wurden folgende Mengen Zinn ausgeführt.

1884/85	61 357	Pikols	aus	85	Minen	mit 5 300	Arbeitern
1885/86	51 052	=	=	89	=	= 5 600	=
1886/87	89 193	=	=	92	=	= 5 600	=
1888/89	77 840	=	=	94	=	= 7 200	=
1889/90	79 193	=	=	97	=	= 7 200	=

Die Durchschnittsproduktion der fünf Jahre beträgt demnach 71 327 Pikols, die auf Banka auf den gleichen Zeitraum berechnet und bei einem Mehr von 1 000 Arbeitern 75 702 Pikols. In Rücksicht auf die Arbeiterzahl hätte die Produktion auf Banka über 81 500 Pikols betragen müssen, wobei noch abgesehen wird von dem größeren Reichtum der Minen. Es ist in diesem Falle also nachweisbar, daß der Staatsbetrieb sehr viel teuerer wirtschaftet als der Privatbetrieb.

Die gesamte Produktion von Billiton kommt in Batavia zum Verkauf, nur die 3 Prozent vom Reinertrag als Pachtgeld werden nach den Niederlanden verschickt und dort für Rechnung der Regierung durch Vermittelung der bevorrechtigten Handels-Maatschappij verkauft. Im Betriebsjahre 1888/89 hat die Gesellschaft in Batavia 84 182 Pikols verkaufen lassen zum Durchschnittspreis per Pikol von 63½ Fl., also aus dem Verkauf eines Jahres die ansehnliche Summe von 5 345 547 Fl. eingenommen, indes die Betriebskosten weniger betragen dürften, als sie sich für Banka stellen, weil die Frachtspesen nach den Niederlanden in Wegfall kommen.

Dr. H. Bokemeyer.

(Schluß folgt.)

Kolonialpathologie.

Die Heilkunde ist der Kolonialpolitik gefolgt und hat die Kolonialpathologie geschaffen. Eine Fachautorität in diesem neuen Zweige der Medizin, Professor Stockvis (Amsterdam), hat sich über die hochinteressanten Fragen seiner Disziplin auf dem jüngsten medizinischen Kongresse in Berlin in folgender Weise ausgesprochen:

Als eine der wichtigsten Aufgaben des Forschungsgebiets der Kolonialpathologie bezeichnete Redner die Entscheidung der Frage, ob und inwieweit durch die Vererbung erworbener Eigenschaften eine Anpassung des Europäers an das Tropenklima möglich sei und ob der Eingeborene gegenüber den in tropischen Klimaten herrschenden Krankheiten eine größere Widerstandsfähigkeit an den Tag lege als der Europäer; ferner falle der „Kolonialpathologie" die Aufgabe zu, den Ursachen, welche den in den Tropenländern besonders verbreiteten Krankheiten zu Grunde liegen, nachzuforschen, beziehungsweise Mittel und Wege zur Beseitigung dieser ursächlichen Momente anzugeben. Um die in Rede stehenden Fragen und Probleme ihrer Lösung näher zu bringen, dazu giebt es kein besseres Material als die Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik der in Tropenländern befindlichen europäischen Truppen, insbesondere derjenigen, welche Holland in seinen ostindischen Besitzungen stationirt hat, sowie derjenigen, welche die Engländer in Britisch-Indien unterhalten. Über die Sterblichkeitsverhältnisse dieser Truppen, unter denen sich auch aus Eingeborenen rekrutirte, von Europäern befehligte Regimenter befinden und die, da bei diesen Truppen Eingeborene und Europäer unter den nämlichen Verhältnissen leben, für eine vergleichende Statistik ein vorzügliches Material abgeben — über die Sterblichkeitsverhältnisse dieser Truppen existiren statistische Feststellungen, die bis in den Beginn unsres Jahrhunderts zurückreichen. Die Statistik, wie sie im Auftrage des Kolonialdepartements der holländischen Regierung ausgeführt wurde und wie sie auch das britische Indian- und Colonial-Office für die wissenschaftlichen Untersuchungen zur Verfügung gestellt hat, bilden die Grundlage der bemerkenswerten Schlüsse, zu denen Redner bei seinen Untersuchungen behufs Beantwortung der oben angeführten Fragen gelangt ist. Nach dem Redner gab es zwei Gefahren, welche das Leben des in den Tropen lebenden Europäers bedrohen, nämlich 1. die eigentümlichen thermischen Verhältnisse dieser Gebiete und 2. die daselbst herrschenden Infektionskrankheiten. Wenn man aber vor kurzem noch angenommen hat und zum Teil jetzt noch annimmt, daß der Europäer den klimatischen Verhältnissen der Tropen unter keinen Umständen gewachsen sei, und daß der Eingeborne vor dem in den Tropen lebenden Europäer eine größere Widerstandsfähigkeit voraus habe, so ist das eine jener unerwiesenen Behauptungen, auf die der französische Satz gilt: „Il n'y a pas une vérité scientifique, qui dure plus qu'un siècle". Schon die Thatsache, daß der Europäer in seinem Vaterlande während der bedeutende Temperaturunterschiede aufweisenden Jahreszeiten seinen Organismus an sehr verschiedene Temperaturgrade gewöhnt hat, daß diejenigen Hirnzentren, welche dem Wärmeempfindungsvermögen vorstehen (thermische Zentren), bei ihm vortrefflich darauf eingeübt sind, mit Hilfe des gefäßerweiternden und gefäßverengenden Nervenapparats den bedeutendsten Temperaturschwankungen sich anzupassen — schon diese Thatsache macht es von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß der Europäer in den Tropen, wo er so zu sagen zum „permanenten Sommermenschen" wird, auf die Dauer nicht leben könne. In der That läßt denn auch die Statistik keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Europäer gegenüber jenen plötzlichen Temperaturschwankungen, wie sie in den Tropen außerordentlich häufig vorkommen, eine sehr bedeutende Widerstandsfähigkeit besitzt, und daß derselbe von den auf jähem Temperaturwechsel beruhenden katarrhalischen Erkrankungen weit seltener heimgesucht wird, wie der Farbige; auch giebt es gewisse Krankheiten, wie zum Beispiel die Hepatitis (Leberentzündung), die unter den Eingeborenen der Tropenländer zweimal so häufig vorkommen, wie bei dem Europäer, und ebenso treten gewisse Seuchen, wie Masern, Blattern, Influenza u. s. w. bei ersterem in sehr viel gefährlicherer Form auf, als beim Europäer. Wenn andererseits der Eingeborene von den Tropenfiebern (Malaria und dergleichen) nicht ganz so häufig heimgesucht wird als der innerhalb der Tropen lebende Europäer, so hielt es Redner für höchst fraglich, ob diese Thatsache als eine Anpassung an das Klima zu deuten ist. Die Haupterklärung für diese Thatsache liefert vielmehr der Umstand, daß der Eingeborene sich in der Regel vom Genusse der Spirituosen fernhält. Einem jeden, der die oben erwähnte Statistik eingehend prüft, muß die alte Doktrin, derzufolge der Europäer nicht im stande sein soll, den klimatischen Verhältnissen der Tropenländer sich anzupassen, als eine völlig absurde und unhaltbare erscheinen. Freilich ersehen wir aus dieser Statistik, daß in der Mehrzahl jener von Europäern in Tropenländern gegründeten Niederlassungen die Mortalität der daselbst stationirten Truppen während der ersten Jahrzehnte der Besiedelung in der Regel eine bedeutende ist; andererseits beweist diese Statistik aber auch, daß die besagte Mortalität von Jahr zu Jahr abnimmt und daß dieselbe in der Mehrzahl der außereuropäischen Besitzungen europäischer Völker sich von den Sterblichkeitsverhältnissen der in Europa stationirten Truppen beziehungsweise von der allgemeinen Sterblichkeit der europäischen Länder kaum noch unterscheidet. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Mortalität der in Holländisch-Indien und in Britisch-Indien stationirten Truppen auf ein Sechstel oder sogar auf ein Achtel dessen, was sie ursprünglich war, zurückgegangen und liefert somit den unzweideutigen Beweis, daß die anfänglich sehr hohe Sterblichkeit der Kolonialtruppen nicht auf einen Mangel an Widerstandsfähigkeit seitens der Europäer zurückzuführen ist, sondern vielmehr nur darauf, daß jene hygienischen Einrichtungen (Beschaffung von gutem Trinkwasser, Herstellung von gesunden Wohnungen, Drainirung sumpfigen Terrains und dergleichen) durch welche neuerdings die Gesundheitsverhältnisse der in Tropenländern stationirten englischen und holländischen Regimenter in so außerordentlich günstiger Weise verändert wurden, anfänglich in den betr. Niederlassungen gefehlt haben und daß auch Maßregeln getroffen wurden, welche dahin zielen, den übermäßigen Spirituosengenuß seitens dieser Truppen einzuschränken. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, wenn in Ländern, wo die Truppensterblichkeit früher 130 pro

Mille betrug, dieselbe sich jetzt nur noch auf 15—30 pro Mille beläuft, wenn auf der, früher als „Fiebernest" berüchtigten, Insel Jamaica jetzt jährlich nur noch 22 per 1000 sterben — also ziemlich genau ebenso viel, wie die jetzige Durchschnittssterblichkeit der Bevölkerung Preußens beträgt —, wenn auf Curaçao (Westindien) von den dortigen Truppen nur noch 18 per 1000, auf Java und Madura 31 per 1000 — das ist ungefähr dieselbe Sterblichkeit, wie in Spanien und weniger wie in Ungarn — jährlich sterben. Auch ist in den Südstaaten Nordamerikas festgestellt worden, daß zwischen der Sterblichkeit der daselbst stationirten Neger-Regimenter und derjenigen der weißen Regimenter keinerlei Unterschiede bestehen. Wenn man ferner behauptet hat, daß die Europäer unter sich in ihrem Anpassungsvermögen an das tropische Klima gewisse Unterschiede aufweisen, daß der Nordeuropäer gegenüber den klimatischen Verhältnissen der Tropen eine geringere Widerstandsfähigkeit an den Tag lege, als der Südeuropäer, so braucht man nur einen Blick zu werfen auf die im Caraibischen Meere, auf den großen und kleinen Antillen befindlichen dänischen, englischen, holländischen, französischen und spanischen Kolonien, um sofort zu erkennen, daß diese fünf verschiedenen Nationalitäten dort unter gleich günstigen äußeren Verhältnissen gleich gut gedeihen, woraus sich dann weiter der Schluß ergiebt, daß der obenerwähnte Satz von der Verschiedenheit des Nord- und Südeuropäers in seinem Verhalten gegen die Einflüsse des Tropenklimas in das Gebiet jener Legenden zu verweisen ist, die sich leider nur zu oft in die Wissenschaft Eingang verschaffen. Was speziell die Malaria anlangt, so wurde vom Redner hervorgehoben, daß diese Seuche bei den weißen Truppen in Holländisch-Ostindien nicht häufiger auftrete, als bei den dortigen Eingeborenenregimentern, daß dieselbe in Britisch-Indien gegenwärtig zu den größten Seltenheiten gehört, und daß auch Cholera und Dysenterie im holländischen und britischen Indien sehr bedeutend abgenommen haben. Den Schluß des Stockvisschen Vortrages, welcher als einer der Glanzpunkte des Kongresses zu bezeichnen ist, bildete ein begeisterter Appell an die Völker Europas, worin letztere aufgefordert werden, in ihren auf die Erschließung der Tropenländer gerichteten Bestrebungen fortzufahren, um in jenen Ländern, „wo sich dem erwachsenen, gesunden Europäer ein herrliches Arbeitsfeld eröffne, die Bedeutung und den Wohlstand der eigenen Nation zu erhöhen und damit zugleich der Kultur der Menschheit einen Dienst zu leisten," Diesen Worten folgte lang anhaltendes Beifallsklatschen.

Korrespondenzen.

Aus Borneo.

Da über die Zustände und die Bevölkerung des Inneren von Borneo selten etwas in die Öffentlichkeit dringt, so dürfte es für unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse sein, in Nachfolgendem eine kleine Skizze hierüber zu erhalten. Dieselbe ist uns von der Deutschen Sunda-Gesellschaft (Dresden, Rietschelstraße 13) zur Verfügung gestellt und einem Schreiben ihres technischen Direktors Herrn Parizot, welcher sich auf der Reise nach den von der Gesellschaft zu errichtenden Tabakpflanzungen befand, entnommen. Er schreibt u. a.:

„Ich verließ Banjermassin mit der Iris, einer kleinen Dampfbarkasse, welche einer dortigen europäischen Firma gehört und seit zirka 2 Monaten die Verbindung zwischen dem Martapura, Barito und Negara unterhält.

Zuerst ging es den Martapura (an dem Banjermassin liegt) hinauf, dann in den Barito bis zum Fort Marahaban, an der Mündung des Negara in den Barito. Ersteren einlaufend, frappirte mich der Kontrast, welchen seine Ufer mit denen des Barito darbieten. Die des letzteren sind trostlos eintönig und öde, die des Negara dicht umsäumt durch Sagopalmen; stattliche Dörfer der Eingeborenen, auf Pfählen erbaut, wechseln mit weithin sich erstreckenden Reisfeldern, auf deren sattgrüner Farbe das Auge gerne ruht, allmählich taucht mächtiger Urwald auf, stellenweise bis zum Fluß herabreichend. Der Strom wird belebt durch hunderte von kleineren und größeren Kähnen, dem Fischfang oder Handel obliegend.

Abends um 7 Uhr erreichten wir den Ort Margasarie, wo unser Boot sich für die Nacht ans Ufer legte. Am Bord hätte ich mich gegen die Milliarden Moskitos gar nicht schützen können, so suchte ich ein Unterkommen am Lande und fand es in einer leer stehenden, halb zerfallenen Hütte. Auch hier belagerten mich Scharen der blutdürstigen Insekten, doch mit Hilfe eines improvisirten Moskitonetzes und von Holzfeuern, die während der ganzen Nacht brannten und das Haus mit ihrem Rauch erfüllten, gelang es mir, wenn auch halb geschunden, davonzukommen. Am nächsten Morgen gingen wir mit Tagesanbruch weiter und kamen um 12 Uhr in Negara an. Der Ort, welcher zirka 30 000 Einwohner zählt, besteht aus einer langen Häuserreihe, an jeder Seite des Flusses gelegen. Um die ganze Länge, von einem Ende bis zum anderen zurückzulegen, hatten wir mäßig schnell dampfend ungefähr 1½ Stunden nötig.

Die rapide Zunahme der Bevölkerung läßt auf eine besondere Fruchtbarkeit der Rasse schließen, da Einwanderung nicht stattfindet. Vor jedem Haus befand sich ein Haufen von Kindern, welche uns gespannt beobachteten. Sobald unser Boot sich näherte, stürzte die männliche Jugend — sämtlich nackt — in den Kahn, der zum Inventar eines jeden Hauses hier ebenso absolut zu gehören scheint, wie in Europa der Hausschlüssel, und schaukelte sich voll Entzücken in den durch unsere Schraube verursachten kleinen Wellen. Wurde, was häufig geschah, der leichte Kahn umgeworfen, so erhob sich allgemeiner Jubel, in den die ins Wasser Gestürzten laut einstimmten.

Berühmt ist Negara seit Jahrhunderten durch seine Eisen- und Kupferindustrie. Die hier gefertigten Klingen und Lanzen erfreuen sich im ganzen Archipel eines guten Rufs und werden teuer bezahlt, doch weit lohnender für die Negarahandwerker ist die Fabrikation von Kupfermünzen.

Zur Erklärung des Schlußsatzes füge ich bei, daß die früher hier gesetzlichen Kupfermünzen (schon seit den Zeiten der holländischen Kompanie) die duiten waren, von denen 120 gleich einem Silbergulden galten. Seit zehn Jahren oder länger schon hat die Regierung die duiten außer Kurs gesetzt und will nur noch Kupfer-Cents (100 = f 1) gelten lassen. Letztere gefallen aber der Bevölkerung, die in diesem Punkte sehr konservativ ist, durchaus nicht, sie will nach wie vor ihre geliebten duiten haben. Der früher vorhandene Vorrat von duiten würde, da die Einfuhr derselben ganz aufgehört hat, bald oder bereits verschwunden sein, wenn die Negara-Kupferschmiede nicht dem allgemeinen Bedürfnis durch Ausmünzung von duiten entgegengekommen wären. Durch längeres Bewahren in der Erde und energisches Abreiben mit Sand erhält das Fabrikat das Äußere alter Münzen, und das Volk, obgleich mit dem Ursprung dieses Geldes genau bekannt, nimmt dasselbe willig, während es die guten Cents voll Verachtung zurückweist, jedenfalls nur mit Widerstreben annimmt. Die Fabrikanten verdienen aber mit dieser Arbeit ganz kolossal, denn die 120 duiten sollen, wie man mir sagt, nicht mehr als 27 duiten an Material und Herstellungskosten erfordern. Gerne hätte ich mir diese Industrie mal näher angesehen, doch die Iris dampfte nach einer Viertelstunde schon wieder weiter.

Einige Stunden später werden die Flußufer merklich höher. Schon die Vegetation deutet es an, denn die Sagopalme, welche im Sumpf am besten gedeiht, ist der Kokospalme gewichen, die eines ziemlich trockenen Bodens bedarf. Immer zahlreicher tauchen die Dörfer auf, schließlich eine ununterbrochene stundenlange Reihe bis Amoenthay bildend, die Häuser wie auf Java durch dichtes Bambusgebüsch und alle möglichen Arten von Obstbäumen eingerahmt.

Um 5 Uhr landeten wir in Amoenthay, woselbst ich durch Vermittelung des Assistentresidenten eine Wohnung eingeräumt bekam; Herrn V., einen Beamten der Gesellschaft, sandte ich immer nach Tandjong voraus, um einige Häuser für uns von den Eingeborenen zu mieten oder zu kaufen. Betreffs Amoenthay habe ich noch zu bemerken, daß sich daselbst ein Fort mit 150 Mann Besatzung unter dem Befehle eines Hauptmanns und zweier Leutnants befindet. Die Bevölkerung ist wohlhabend, ein Teil derselben nach hiesigen Begriffen selbst reich zu nennen. Die Seelenzahl der ganzen Abteilung einschließlich Negara und Barabay beträgt weit über 400 000. Die Gegend war in den Jahren 1859—61 Schauplatz eines blutigen Aufstandes, zu dessen Unterdrückung eine ganz bedeutende Truppenmacht aufgeboten werden mußte. Nach der Dämpfung desselben wurde die Verwaltung militärisch organisirt und blieb so einige Jahre. Die betreffenden Offiziere, welche zugleich als Zivilbeamte fungirten, haben damals mit eiserner Strenge Zucht und Ordnung, welche der Bevölkerung früher unbekannt waren, derselben beigebracht und dadurch höchst segensreich gewirkt. Wege, welche bis dahin überhaupt nicht bestanden, wurden in großer Menge angelegt, und zwar so vortrefflich, daß sie jetzt nach 30 Jahren noch zu gebrauchen wären, wenn die Brücken noch bestänben.

Den Weg von Amoenthay nach Tandjong legte ich in einem mit 7 Ruderern bemannten Boote in 11 Stunden zurück; zu Pferde würde man hierzu kaum 3—4 Stunden brauchen. In Tandjong selbst wurde ich durch den dortigen Kontrolleur Herrn van der Hout sehr liebenswürdig aufgenommen und sagte mir derselbe bereitwilligst seine Hülfe behufs Beschaffung von Arbeitern ꝛc. zu, welche er auch thatkräftig bewies. Das Bemerkenswerteste ist, daß sich hier ein Fort mit 50 Mann Besatzung befindet; es ist wohl beruhigend, militärischen Schutz so in unmittelbarer Nähe unserer Ländereien zu haben, obgleich nichts zu fürchten ist. Die hiesige Bevölkerung ist außerordentlich gutmütig und liebenswürdig, sieht aber auch sehr auf gute Behandlung und rächt sich leicht durch einen Lanzenstoß, wenn man diese Seite ihres Charakters nicht respektirt. Von hier aus sandte ich die Beamten immer voraus nach unserem Gebiet, um die nötigsten Bambushäuser und Wege anzulegen; dies war nach zwei Tagen geschehen, und ich begab mich dann selbst nach dort."

In einem weiteren Bericht schildert Herr Gustav Parizot die ganz außerordentliche Fruchtbarkeit, die gute Bewässerung und das relativ gute Klima der dortigen Gegend und berichtet, daß es ihm leicht gelungen sei, genügend viele Arbeiter zu bekommen, daß er die Samenbeete angelegt habe und bestimmt hoffe, noch in diesem Jahre eine Probeernte liefern zu können.

Nach Ansicht des Herrn Direktor Parizot, der Gelegenheit hatte, im vorigen Jahre bei Amoenthay gebauten Tabak kennen zu lernen, hat der Borneotabak eine ganz außerordentliche Zukunft, eine Annahme, welche sich auch in anderen Kreisen immer mehr verbreitet.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Wir teilen unter den Bekanntmachungen in Bezug auf die an die Vorstände der Abteilungen gerichtete Einladung zum Besuche der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Bremen das sehr reiche und interessante Programm mit, und wünschen noch einmal im Anschluß an unsere Mitteilungen in der vorigen Nummer, daß recht viele Mitglieder sich zu einem gemeinschaftlichen Besuche der Ausstellung entschließen mögen. Für den Besuch werden die Tage des 5., 6. und 7. September empfohlen.

— Von Abteilungen unserer Gesellschaft, in welchen in den letzten Monaten ein größerer Zuwachs an neuen Mitgliedern stattgefunden hat, sind besonders die folgenden zu nennen:

Altenburg (Zuwachs 59 Mitglieder); Antwerpen (193); Augsburg (33); Bamberg (15); Bromberg (13); Crefeld (90); Darmstadt (16); Flensburg (64); Hannover (41); Iserlohn (52); Köln (67); Löbau (32); Magdeburg (68); Meiningen (26); Mülheim a. d. R. (101); Osnabrück (61); Quedlinburg (50); Ruhrort (33); Wesel (42).

Wir haben diesen schönen Erfolg nächst der stetig wachsenden Bedeutung, welche in allen kolonialen Fragen sich bemerkbar macht, den Freunden zu danken, die in den genannten Abteilungen als Vorstand unsere Sache vertreten. Denselben sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank für ihre hingebende Thätigkeit im Dienste der kolonialen Bestrebungen dargebracht. An neuen Abteilungen mit zum Teil sehr bedeutenden Mitgliederbestande haben wir im ersten Halbjahre im ganzen 27 gewonnen, die wir im Zusammenhange und in der Zeitfolge ihrer Bildung nochmals aufführen:

Antwerpen, gegr. 1. I.; Bensheim, gegr. 13. I.; Wernigerode, gegr. 20 I., Ebingen, gegr. 21. I.; Bernburg, gegr. 29. I.; Oberfrohna, gegr. 1. II.; Quedlinburg, gegr. 3. II.; Osnabrück, gegr. 4. II.; Torgau, gegr. 8. II.; Löbau, gegr. 8. II.; Gumbinnen, gegr. 11. II.; Saargemünd, gegr. 14. II.; Mülheim a. d. Ruhr, gegr. 19. II.; Dirschau, gegr. 26. II.; Wetzlar, gegr 7. III.; Sondershausen, gegr. 13. III.; Leisnig, gegr. 22. III.; Iserlohn, gegr. 28. III.; Altenburg, gegr. 11. IV.; Gütersloh, gegr. im April; Annaberg, gegr. 12. V.; Crefeld, gegr. 13. V.; Flensburg, gegr. 17. V.; Essen, gegr. 28. V.; Ruhrort, gegr. 28. VI.; Lübeck, gegr. 26. VI.; Wesel, gegr. im August.

Zu unserer Freude können wir bei dieser Gelegenheit auch davon Zeugnis ablegen, daß in letzter Zeit überall im Auslande die Deutschen mit lebhaftem Interesse die Arbeit unserer Gesellschaft verfolgen und an vielen wichtigen Orten, wo eine Anzahl von Freunden sich zusammengefunden hat, ein Vertrauensmann mit der Zentralleitung der Gesellschaft in ständiger Verbindung ist. Auf diesem Wege erfüllen wir am besten unsere Aufgabe, eine engere Beziehung der im Auslande lebenden Deutschen mit den kolonialen Kreisen des Mutterlandes zum Nutzen und zur Förderung der allgemeinen Interessen des deutschen Handels und des überseeischen Wirtschaftsbetriebes mehr und mehr anzubahnen und zu festigen.

— Abteilung Bayreuth. Herr Proviantmeister Illich von der Wißmannschen Truppe, welcher Ende April auf Urlaub hierher kam, nachdem er zwei Jahre ununterbrochen in Ostafrika gewesen war und an den verschiedenen Kämpfen der Schutztruppe Teil genommen hatte, war während seines Aufenthaltes ein regelmäßiger Besucher unserer Vereinsabende. Durch seine einfache und schlichte Erzählungsweise fesselte er so sehr alle Mitglieder, daß ihm jedermann mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Herr Illich hatte schon vor seiner Ankunft an seinen Vater eine reiche Sammlung von ostafrikanischen Waffen und Gerätschaften hierher geschickt. Auf unser Zureden fand sich Herr Illich dazu bereit, diese Gegenstände einige Tage öffentlich auszustellen. Die Sammlung erfreute sich eines sehr zahlreichen Besuches (1492 bezahlende Personen), und obwohl nur ein ganz geringes Eintrittsgeld erhoben wurde (Soldaten waren ganz frei), so verblieben doch noch als Reinerlös 223 Mark. Es ist als ein großer Gewinn zu betrachten, daß das Interesse für unsere Sache dadurch in weitere Kreise gelangt ist, und daß vor allem auch Leute, welche der Kolonialpolitik fernstehen, durch Vorführung von Sammlungen sich über die Zustände und über die geistige Begabung der ostafrikanischen Völkerschaften ein Urteil bilden können. Am 20. Juli wurde Herrn Illich zu Ehren ein kleiner Abschied gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wünschte unser Vorstand, Herr Amtsrichter Lunz, Herrn Illich alles Gute zu seiner Reise mit dem Wunsche, daß Herr I. in einigen Jahren ebenso gesund, wie jetzt, wieder in unserer Mitte weilen möge. Zugleich wurde auch Herrn I. als Andenken ein kleines Geschenk (ein Waidmesser) überreicht. — Am 23. trat Herr I. mit Soliman ben Nasr auf dem ersten Schiffe unserer neuen Linie seine zweite Reise nach Ostafrika an.

— Die Abteilung Flensburg hielt am 8. August ihren ersten Vortragsabend ab. Der Gegenstand des sehr lehrreichen und unterhaltenden Vortrages war Samoa, welches der Herr Vortragende aus eigener Anschauung kannte. Nach dem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag blieben die Herren Mitglieder noch längere Zeit beisammen. Zur Ausschmückung der Vereinszimmers liefen verschiedene Ansichten aus unseren Kolonien, sowie ein äußerst geschmackvolles Wappen unserer Provinz ein, wofür den betreffenden Herren der Dank der Abteilung ausgesprochen wird.

Kleine Mitteilungen.

— (Herr Dr. Peters) wird nach einem am 16. August aus Mailand hier eingetroffenen Telegramm am Sonnabend, den 23. d. M., 12 Uhr mittags, am Anhalter Bahnhof dahier eintreffen. Am 25. nachmittags 4 Uhr, wird in den Räumen des Kaiserhofs eine Komiteesitzung stattfinden, deren Tagesordnung folgendermaßen lautet: 1. Begrüßung des Herrn Dr. Peters und Entgegennahme seiner mündlichen Berichterstattung, 2. Beschlußfassung über die Entlastung des geschäftsführenden Ausschusses und eventuelle Auflösung des Komitees. An die Sitzung wird sich um 6 Uhr ebenfalls in den Räumen des Kaiserhofs ein Festmahl zu Ehren des Dr. Peters und seiner Genossen anschließen, an welchem der Vorstand und die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft teilnehmen.

— (Aus Deutsch-Ostafrika) gehen der „Nationalztg." zwei Berichte zu, aus Moschi vom 6. und aus Tarume vom 24. Juni. Die Berichte behandeln die Reise des Dr. Baumann, der von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit der topographischen Aufnahme von Usambara und mit Vorstudien zu einer Eisenbahn nach dem Kilimandscharo beauftragt worden ist. In dem ersten Berichte teilt Herr Baumann mit, daß seine Expedition aus ihm und 56 Mann bestehe. Vier Mann wurden im Laufe der Reise krank entlassen und sind mit ihren Gewehren nach der Küste geschickt worden, vier Mann (darunter drei mit Gewehren) sind in den ersten Tagen desertirt, zwei (ein Missionszögling von Magila und ein Soldat der Schutztruppe) später fortgelaufen. Über die Bahnfrage äußert sich Herr Baumann, wie er selbst sagt, nur oberflächlich. Wörtlich fährt er alsdann fort: Die Route Tanga-Bondei bietet keine Schwierigkeit. Von dort ab sind zwei Möglichkeiten gegeben, die eine durch die Steppen nördlich von Usambara nach einem Punkte am Ostrande Südpares (den günstigsten werden meine Arbeiten ergeben), die andere ebendahin durch das Pangani- und Mkomasithal. Die nähere Route bietet Vorteile in Bezug auf die Zollgrenze, führt jedoch größtenteils durch Wüsten, auch ist der Abfall Usambaras steil. Die zweite führt durch durchwegs kultivirbares Land und bietet leichte Zugänge ins Innere von Usambara. Vom Ostrande Pare's wäre die Bahn nach Taveta oder Aruscha zu verlängern. Ernstliche Terrainschwierigkeiten bieten sich in diesen Ebenen nirgends, auch Wasser ist überall erhältlich oder durch Bohrungen in Flußbetten und kurzen Leitungen zu beschaffen. Eine ungeheuere Verringerung der Kosten ließe sich erreichen, wenn man die zwangsweise unentgeltliche Arbeit einführen wollte." — Von Emin Pascha ist ein Schreiben an Verwandte in Berlin eingetroffen, welches aus Mpwapwa, der bekannten deutschen Station in Usagara, vom 5. Juni d. J. datirt ist. Emin befand sich auf dem Wege nach dem Seengebiet, und zwar unter vieler Arbeit und Sorge für die seiner Leitung anvertraute Expedition. Als sein Ziel bezeichnet er die Ufer des Viktoria-Nyansa, an denen er längere Zeit werde verweilen müssen. — Leutnant von Arnim von der Wißmann-Schutztruppe, Chef von Saadani, ist, einer hier eingetroffenen Meldung zufolge, am 6. August daselbst an Dysenterie gestorben. Derselbe hat nur ein Alter von 26 Jahren erreicht, war aus eigenem Antriebe in die Schutztruppe eingetreten und hatte im Dezember 1889 Ostafrika erreicht. — In Kilwa ist soweit alles ruhig, jedoch kehren die Leute nicht zurück, sondern bleiben im Innern sitzen; erst wenn das Fort fertig gestellt ist, können größere Expeditionen unternommen werden. Chef von Zelewski versucht alles Mögliche, um die Leute vertraulich zu machen und nach der Küste zu ziehen, bis jetzt jedoch ohne Erfolg.

— (Aus Anlaß der neuen Dampferverbindung) mit Ostafrika ist es von großem Interesse, jetzt an Hand des soeben vom handelsstatistischen Hamburger Bureau herausgegebenen Werkes „Hamburgs Handel und Verkehr in 1889" einen Blick auf den gegenwärtigen Stand des Hamburger Handels mit Afrika zu werfen. Es zeigt sich da nun die erfreuliche Thatsache, daß der Import sowohl von Ostafrika als Westafrika beständig im Steigen begriffen ist, seit dem Jahre 1886, wo infolge ungünstiger Handelskonjunkturen eine starke Depression überall eingetreten war. In Ostafrika ist aus Mangel an einem alles andere beherrschenden Exportartikels die Steigerung eine sehr langsame, sie hat sich von 1 114 220 Mark in 1886 auf 1 738 750 Mark in 1889 gehoben, immerhin ein sehr unbedeutender Bruchteil des ganzen sansibaritischen Handels. Der Export von Sansibar kann auf etwa 30 Millionen Mark, der Import auf einige 20 Millionen Mark veranschlagt werden; wenn an dem Export Deutschland nur mit nicht ganz zwei Millionen Teil nimmt, so ist dies nur aus dem Fehlen einer geeigneten Schiffsverbindung zu erklären; die meisten Güter gehen eben nach London und Marseille, das Elfenbein sucht den englischen Markt auf, die Ölfrüchte gehen nach Marseille, um als „echtes" Provenzeröl nach Deutschland importirt zu werden, und selbst die Gewürznelken (der Export von Sansibar und Pemba beträgt im Jahre durchschnittlich 3 Millionen Mark!) werden nur zum kleinsten Teil (in 1888 für 189 160 Mark, in 1889 für 343 150 Mark) nach Hamburg direkt geschafft. Hier wird sicher die Dampferlinie einen heilsamen Wandel schaffen. Die Hamburger Importhäuser bereiten sich auch darauf vor, die günstige Gelegenheit auszunutzen; so ist dort eine neue Gesellschaft, welche kaufmännische Zwecke in Afrika verfolgt, in Bildung begriffen. Ein ganz anderes Bild gewähren dagegen die Importtabellen aus Westafrika. Die Einfuhr hat sich von 9 223 360 Mark in 1886 auf 14 841 200 Mark in 1888 und 19 786 110 Mark in 1889 gehoben! Der Verkehr ist so bedeutend geworden, daß die den westafrikanischen Handel vermittelnden Dampfer vermehrt werden mußten. Die Steigerung des Handels macht sich besonders in Palmkernen bemerklich, welche von 5 588 540 Mark in 1886 auf 11 675 370 Mark in 1889 ging. Außerdem ist eine lebhafte Steigerung in Kaffee, Kautschuk und Palmöl zu konstatiren. Dieser erfreuliche Aufschwung des westafrikanischen Handels ist ein beredtes Argument für den Nutzen von Kolonien, denn an der Steigerung haben Togo und Kamerun nicht zum wenigsten beigetragen. Die Hamburger Häuser haben bekanntlich in den beiden deutschen Kolonien ihre Hauptgeschäfte, während die Bremer, welche in der Hamburger Statistik natürlich nicht einbegriffen sind, in Togo domizilirt sind. — Wie wir ferner vernehmen, sind Unterhandlungen im Gange, um eine Änderung des Fahrplanes der deutschen ostafrikanischen Linie in dem Sinne durchzuführen, daß außer Tanga auch einer der südlichen Häfen regelmäßig angelaufen wird.

— (Südwestafrika.) Herr E. Hermann, welcher als Beamter der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika die Station Lüderitzbucht (Angra Pequena) verwaltete und unseren Lesern durch seine Berichte über

Groß-Namaqualand bekannt ist, hat sich, nachdem er sich einige Zeit in Deutschland aufgehalten, nunmehr im Dienste der genannten Kolonialgesellschaft, und zwar als deren Generalvertreter nach Südwestafrika zurückbegeben. Er wird künftig seinen dauernden Wohnsitz in Bethanien nehmen und in der dortigen Gegend eine landwirtschaftliche Versuchsstation anlegen, welche bei günstigen Ergebnissen als Ausgangspunkt für deutsche Ansiedelung in Groß-Namaqualand dienen soll.

— (Im Schutzgebiet Kamerun) wohnen nach dem „Deutschen Kolonialblatt" 105 Weiße. Darunter befinden sich 65 Deutsche, 23 Engländer, 1 Österreicher, 2 Australier, 2 Russen, 1 Spanier, 1 Amerikaner und 10 Schweden. — Dr. Zintgraff kehrt in nächster Zeit, nachdem er sich genügend erholt hat, auf das Feld seiner mehrjährigen Thätigkeit nach Westafrika zurück.

— (Togogebiet.) Der Pflanzer Goldberg, welcher Versuche mit Baumwollenkultur im Togogebiet anzustellen beauftragt ist, ist am 21. Juni d. J. in Klein-Popo eingetroffen. Der als wissenschaftliches Mitglied der Station Bismarcksburg zugeteilte Botaniker Dr. Richard Büttner ist, nach dem „Kolonialblatt", am 21. Juni d. J. in Klein-Popo eingetroffen und, nachdem er am 26. bezw. 30. Juni 40 bezw. 50 Träger vorausgesandt hat, am 4. Juli d. J. mit einer aus 36 Köpfen bestehenden Karawane nach Bismarcksburg auf dem Wege über Do Koffi und Atakpame aufgebrochen

— (Marschall-Inseln.) Der erste Jahresbericht der Jaluit-Gesellschaft schließt bei einem Aktienkapital von 1 200 000 Mark mit einem Verlust von 17 491 Mark ab. Auf den Marschall-Inseln hat bekanntlich das Reich selbst die Regierungsgewalt gegen eine Vergütung der entstehenden Kosten seitens der Jaluit-Gesellschaft übernommen. Der Geschäftsbericht betont, daß die Regierungsbeamten nicht unerhebliche Reisekosten veranlaßt hätten, und daß die Kosten der Verwaltung in diesem ersten Jahre ausnahmsweise hoch gewesen seien. Die Einführung der deutschen Reichswährung an Stelle der kursirenden chilenischen und bolivianischen Dollars werde künftighin vorteilhaft sein; der Übergang aber habe bedeutende Opfer gefordert. Die Kauffähigkeit der Eingebornen hat aber ganz bedeutend zugenommen, was nicht zum wenigsten in direkter Weise dem Verbot der Waffeneinfuhr und des Verkaufes von Spirituosen an die Eingebornen zuzuschreiben sei, denn mangels Munition haben die Kämpfe der Eingebornen aufgehört, bei denen regelmäßig eine große Anzahl von Kokospalmen zerstört zu werden pflegte, und mangels Spirituosen seien die ausschweifenden Gelage verschwunden, durch welche die Koprabereitung und jegliche Thätigkeit der Eingebornen häufig wochenlang unterbrochen wurden.

— (Der Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Dresden) für das Jahr 1889 kommt mehrfach auf die Kolonialpolitik zu sprechen, besonders im Hinblick auf die allgemeine Wirtschaftslage. So heißt es nach einem Überblick über das Ausfuhrgeschäft: „Wenn man nun auch hoffen darf, daß es dem deutschen Industriellen und Kaufmann gelingen wird, den im Ausland verlorenen Boden wieder zu gewinnen, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß es dazu unter den bestehenden und aller Wahrscheinlichkeit nach in der nächsten Zukunft sich noch verschärfenden Schutzzollmaßregeln fast aller Staaten, in denen deutsche Ware Abnehmer findet, noch unermüdlicherer Thätigkeit und noch größerer Opferwilligkeit bedürfen wird wie bisher. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber halten wir es für unsere Pflicht, auch an dieser Stelle auf die außerordentliche Bedeutung hinzuweisen, welche der Besitz eigener Kolonien für Deutschlands Handel und Industrie hat, und gegen die Auffassung Verwahrung einzulegen, daß, weil zur Zeit unsere jungen Kolonien nicht nur dem Mutterlande reichen Ertrag noch nicht gewähren, sondern teilweise auch zu ihrer Sicherung und Aufschließung für längere Zeit noch große Aufwendungen verlangen werden, das deutsche Reich sich mit den im Berichtsjahre errungenen Erfolgen begnügen und die weitere Entwickelung ausschließlich der Privatunternehmung überlassen solle. Wie unter den obwaltenden Verhältnissen die Sicherung des europäischen Friedens und damit des Volkswohlstandes von jedem größeren Staate dieses Kontinents die ungeschwächte Erhaltung seiner Wehrkraft auch unter den schwersten Opfern erfordert, so verlangt nicht minder der Erwerb und die Sicherung von eigenen Absatzgebieten für den Überschuß der einheimischen Produktion das fortgesetzte Eintreten des Staates und Weitergewährung der von ihm zu diesem Zwecke der Gesamtheit aufzuerlegenden Leistungen und wir sind überzeugt, im Sinne der von uns vertretenen Kreise zu sprechen, wenn wir die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches als ebenso maßvoll wie zielbewußt dankbar anerkennen."

— (Hirsebier.) Mit Bezug auf die Notiz in Nr. 13 der „Kolonial-Zeitung" wird uns von Hermann Barth, Hélouan (Ägypten), folgendes geschrieben: Schon vor zwei Jahren braute ich bei Alexandrien für meinen und eines meiner Freunde Hausgebrauch Hirse-, Mais- und Reisbier. Zuerst versuchte ich Bier aus Mais untergährig zu brauen und erzielte ein glanzvolles kräftiges Getränk, welches dem Pilsener Bier nicht unähnlich war. Das Reisbier dagegen konnte bei Untergährung absolut nicht meinen Beifall finden, ebensowenig das untergährige Hirsebier. Ganz anders gestaltete sich die Sache, als ich letzteres nach meiner eigenen Methode mit Obergährung machte. Ich erzielte bei einer Temperatur der äußeren Luft von 35 bis 38 Grad Celsius im Schatten, ohne Eis ein Getränk, das dem Berliner Weißbier an Wohlgeschmack und Mousseux vollständig gleichkam. Wenn man nun noch bedenkt, daß mein Sudhaus, meinen Gähr- und Lagerkeller, meine Mälzerei, kurzum — meine ganze Brauerei eine kleine Waschküche bildete, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß bei einer billigen Einrichtung mit kleiner Eismaschine ein Bier hergestellt werden kann, das allseitige Anerkennung finden wird. Eine Schwierigkeit für den Brauer in den Tropen bildet die Hefe. Während meiner Thätigkeit als Braumeister in der französischen Brauerei in Kairo fand ich unter vier Sendungen Satz gewöhnlich eine zur Not brauchbare. Dies brachte mich auf den Gedanken, die Hefe in von mir konstruirten Konservebüchsen zu versenden, was vollständig gelang. Was den Kostenpunkt einer Brauereieinrichtung für Hirsebier anbelangt, so kenne ich Fracht- und Zollsätze für Deutsch-Ostafrika zu wenig und mache deshalb den Voranschlag für ägyptische Verhältnisse. Eine kleine Einrichtung nach meinem System nebst kleiner Eismaschine, Geschirr ꝛc. kommt montirt in Kairo auf ca. 15 000 Mark. Das Gebäude dazu nebst Wohnung für den Brauer würde in Ägypten für 10 000 Mark hergestellt werden können.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Juli.

Beckenhaupt, L. Der Kampf ums Dasein in der Hopfenkultur. Den deutschen Produzenten eine Mahnung zur Einigkeit und zielbewußter, thatkräftiger Aktion. 8°. 63. Druck bei Ackermann in Weißenburg i. Els. 1890. (Vom Verfasser.)

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von L. Falkenhorst. I. Emin Paschas Vorläufer im Sudan. Lief. 2. u. 3. Emin Pascha. Lief. 4—6 (Schluß). 8°. IV. 188. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Bolle, G. Unsere Kolonien. Roman in drei Büchern. 8°. 355. F. Fontane, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Brougier, Adolf. Der Kaffee, dessen Kultur und Handel. Vortrag, gehalten am 26. Oktober 1886 im kaufmännischen Verein zu München. Mit einem Anhang über Terminhandel und Kaffeegeschäft. kl. 8°. 11. 72. Druck von L. Oldenbourg, München 1889. (Vom Verleger.)

Catalogue of Parliamentary Papers 1889. 8°. 111. P. S. King & Son London 1890.

Condrateanu, D. P., Dictionar Geografic al Indetului Dâmbooita. Societatea Geografica Româna. J. V. Socecu, Bucuresti 1890. (Von der betr. Gesellschaft.)

Deldeu-Laërue, K. F. van Brazilie en Java. Verslag over de Koffiecultuur in America, Azië en Africa. gr. 8°. XVIII. 625 M. 2 Kart. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1885.

Emigrants' Information Office Handbooks 1890. Consisting of the following 12 Haudbooks: 1. Canada. 2. New S.-Wales. 3. Victoria. 4. S.-Austral. 5. Queensland. 6. West-Austral. 7. Tasmania. 8. New-Zealand. 9. Cape Colony and Br. Bechuanaland. 10. Natal (each w. a. Map.). 11. Professioual Handbook. 12. Emigratiou Statutes and geu. Haudb. 8°. Eyre & Spottiswoode, Loudon 1890.

Fabri, Friedr. Der deutsch-englische Vertrag. Rede auf der am 1. Juli 1890 zu Köln veranstalteten Volks-Versammlung mit Wißmannfeier. gr. 8°. 29. Du Mont-Schauberg, Köln 1890. (Vom Verleger.)

Füller, Arthur. Süd-Afrika als klimatischer Kuraufenthalt. 8°. IX. 126. W. B. Wittingham & Co., London 1889. (Von der Union Steam Ship Company.)

Gonzenbach, C. v. Nilfahrt. 4°. 212. Mit 40 Lichtdruckbildern, 203 Illustr. und vielen Randvignetten von R. Mainella. Deutsch. Verlag. Amt. Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Her Maj. Col. Poss, N 96 St. Lucia, 97 Br. Bechuana, 98 Jamaica, 99 Gambia, 100 Straits Settlemeuts, 101 St. Kitts Newis, 102 Basutolaud. London.

Kärger, Dr. jur., K. Die Sachseugängerei. Auf Grund persönlicher Ermitteluugeu nnd statistischer Erhebuugeu dargestellt. gr. 8°. VIII. 284. P. Parey, Berlin 1890 (Vom Verfasser.)

— Für Kaiser und Reich. 2. Auflage. 8°. 22. H. Scholtz, Breslau 1890. (Vom Verfasser.)

Kyffhäuser, Die deutschnationale Rundschau. 4. Jahrgang Heft 1—6. gr. 8°. Salzburg 1890. (Als Tauschexemplar.)

Lage in Afrika, Die, unmittelbar vor und nach dem deutsch-englischen Vertrage vom politischen Standpunkt aus betrachtet. gr. 8°. 55. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blokade. In 83 photogr. Orig.-Aufnahmen von J. Sturtz, Marinezahlmeister a. D, nach den Schilderungen von J. Wangemann, Marinepfarrer, Querfol. Vl. 88. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Mitteilungen des deutsch-wissenschaftlichen Vereins zu Mexiko. Bd. 1, Heft 1. gr. fol. 28. Mexiko 1890. (Von dem betr. Verein. Tauschexemplar.)

Offizieller Katalog der Handels-Ausstellung in Bremen. 8°. 159. Nößlers Buchdruckerei, Bremen 1890. (Vom Vorstand der Ausstellung.)

Rosengarten, J. G. Der deutsche Soldat in den Kriegen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Übers. von Große. 8°. IV. 97. Th. Kay, Kassel 1890. (Vom Verleger.)

Sechzigster Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft vom Jahre 1889. 8°. 67. Barmen 1890. (Von d. betr. Gesellschaft.)

Seehäfen, Die, des Weltverkehrs. Lfg. 15. Malta, Palermo, Messina. Neapel, Livorno, Genua, Marseille, Cette. Volkswirt. Verlg. A. Dorn, Wien 1890. (Vom Verleger.)

Stanley, H. M. Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Aquatorialprovinz. Autor. deutsche Ausgabe aus dem Engl. von H. v. Wobeser. 2 Bände mit 150 Abb. und 3 Karten. gr. 8°. VIII. 515 und VIII. 480. F. A. Brockhaus, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Statistica della Emigrazioue Italiaua Avvenuta uell' auuo 1889. Minist. di agricul. e comm. Roma 1890. (Von dem Direkt.)

Trollhättan-Fahrt, Die, der Geogr. Gesell. zu Greifswald zu Pfingsten 1890. (Von der betr. Gesellschaft.)

Vohsen, Ernst, Konsul a. D. und Direktor der Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Zum Deutsch-Englischen Vertrag. Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung der Deutsch. Kol.-Gesellsch. in Köln am 1. Juli 1890. gr. 8°. 26. F. Fontane, Berlin 1890.

Zülow, Rud. v. Ein Lehrbuch der franz. Sprache für Post- und Telegraphenbeamte. Kl. 8° VIII. 246. A. Hartlebens Verlag, Wien 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Dr. R. Lüddecke Afrika in 6 Blättern im Maßstabe von 1 : 10 000 000. Mit 18 Nebenkarten und einem Namensverzeichniß, enthaltend 16 000 Namen. Verlag von Julius Perthes in Gotha.

Hachette & Cie., Atlas de Géographie Moderne, Liv. 16: Planisphère Physique, Russie d'Enrope, Peru-Afghauistan-Belouchistau. Hachette & Cie., Paris. (Vom Verleger.)

Kiepert, R. Spezialkarte der deutschen und brittischen Schutzgebiet-Interessensphären in Aquarial-Ostafrika. Nach den Vereinbarungen vom Juni 1890. 1 : 3 000 000. D. Reimer Berlin 1890.

Bekanntmachungen.

Aufruf zur Zeichnung für eine Carl Peters-Stiftung.

Wenn das Charakterbild von Dr. Carl Peters noch vor nicht langer Zeit, von der Parteien Gunst und Haß entstellt, sich schwankend zeigte, wenn seine Lobredner selten geworden waren und schüch-

tern, kühn aber der Tadel, der Spott und der Hohn, so findet sich wohl jetzt kaum Jemand, der seine Thaten kennt und nicht, gleichgiltig, ob er ein Freund oder ein Feind deutscher Ansiedlungen sei, dem seltenen Manne Anerkennung und Bewunderung zollte.

Dr. Carl Peters verdanken wir unsere große Kolonie „Deutsch-Ostafrika", die Belebung des Interesses in Deutschland für überseeische Ansiedlung, die Gründung der Deutsch-Ostafrikanischen und der Plantagen-Gesellschaft, die ersten Einrichtungen in Deutsch-Ostafrika und jetzt wiederum den Ruhm, den unser Volk durch seinen kühnen und bewundernswerten Zug gewonnen.

In unserer Zeit haben sich viele Deutsche in Afrika bleibenden Anspruch auf den Dank ihrer Nation erworben und Einzelne ewigen Ruhm. Aber keiner hat wie Peters gegen ein noch nie dagewesenes Zusammentreffen physischer und moralischer Hindernisse sein Ziel verfolgt und Keinem ist trotz alledem so viel bitteres Unrecht von Freund und Feind widerfahren.

Er ist ein Vorbild treuester Pflichterfüllung. So lange Mut und Standhaftigkeit, so lange noch Pflicht, Ehre und Gewissen etwas gelten, wird sein Name den Deutschen stets teuer bleiben. Das deutsche Volk schuldet es sich selbst, auch ihm für seine hervorragende patriotische Wirksamkeit ein äußeres Zeichen des Dankes und der Anerkennung darzubringen.

Zu diesem Zwecke soll eine Sammlung von Beiträgen veranstaltet werden, und es soll das sich aus derselben ergebende Kapital als

„Carl Peters-Stiftung"

Verwendung finden zu einem die kolonialen Interessen in Deutsch-Ostafrika fördernden Unternehmen von bleibendem Werthe. Die Wahl des Unternehmens soll Herrn Dr. Carl Peters überlassen werden.

Wir fordern hierdurch alle Freunde der deutschen kolonialen Sache auf, sich durch Beiträge an dieser Stiftung zu beteiligen. Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich bereit erklärt

1. Deutsche Bank, Depositenkasse, Berlin W., Mauerstraße 29.
2. Herr Carl Grunert, Kunstverlag, Berlin SW., Charlottenstraße 22.

Berlin, im August 1890.

Das Komitee der „Carl Peters-Stiftung".

Se. Durchlaucht Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg. Dr. P. Albrecht, Geheimer Regierungsrat und Oberschulrat, Straßburg i. Elsaß. Angerer-Potsdam, Regierungsassessor. Graf von Arnim-Muskau (Oberlausitz). Freiherr von und zu Aufseß-Berlin, Ober-Regierungsrat. von Balan-Schlawe, Landrat. Dr. med. Adolf Barth-Berlin. Otto Baschin-Berlin. F. Graf Behr-Bandelin, Königl. Kammerherr. Boeckmann-Berlin, Baurat. Arnold Borsig-Berlin. Major z. D. von Bredow-Schröttersdorf bei Bromberg. Lamprecht von Bülow-Braubach a. Rh., Amtsrichter. Professor Dr. Credner in Greifswald. Prof. Dr. von Cuny Berlin, Geh. Justizrat, Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses. Dilthey-Aachen, Amtsgerichtsrat. Domann-Belgard (Pommern), Amtsgerichtsrat. von Drigalsky-Pascha-Berlin, Generalleutnant a. D. Düring-Breslau, Regierungsrat. Duttenhofer-Rottweil, Geh. Kommerzienrat. Dr. Ebert-Friedenau, Bezirksgeologe. Professor Dr. Eheberg-Erlangen. Eigenbrodt-Rügenwaldermünde, Amtsgerichtsrat. Professor Dr. Eimer-Tübingen. Professor Dr. med. Eversbusch-Erlangen. Professor Dr. Fabri-Godesberg. Dr. med. Falkenstein-Großlichterfelde, Stabsarzt. Dr. med. Adolf Fick-Zürich. Professor Dr. Theobald Fischer-Marburg. Rudolf Franke-Berlin, Bildhauer. Curt von Frankenberg und Proschlitz-Berlin, Major a. D. Albert Giesau-Magdeburg, Kaufmann. Dr. Grimm-Karlsruhe, Ministerialpräsident a. D. Grünewald-Darmstadt, Rechtsanwalt. Carl Grunert-Berlin, Kunstverlagshändler. von Hake-Berlin, Hauptmann a. D. Hamm-Köln, Oberstaatsanwalt. Dr. med. Oscar Hauchecorne-Berlin. Rudolf Hellgrewe-Berlin, Landschaftsmaler. Dr. phil. Hoepfner-Gießen, Ingenieur. Paul Hoepke-Bärwalde, Amtsrichter. Friedrich Hoffmann-Berlin, Königlicher Baurat. Kurt Hoffmann-Berlin, Königlicher Regierungsbaumeister. Dr. Jacobi-Stettin, Regierungsassessor. Dr. Wilhelm Joest-Berlin. Dr. Irmer-Hannover, Archivar. Jühlke-Potsdam-Sanssouci, Kaiserlicher Hofgartendirektor. Dr. Wilhelm Junker-Wien. von Knebel-Doeberitz-Berlin, Regierungsrat. Direktor der Gußstahlwerke Krupp L. Klüpfel-Essen. Friedrich Krupp-Essen, Geheimer Kommerzienrat. C. J. Lange-Berlin, Generalbevollmächtigter der Badischen Schiffahrts-Assekuranz-Gesellschaft. Eugen Langen-Köln, Geheimer Kommerzienrat. Professor Dr. Maenß-Magdeburg. Bürgermeister Menge-Lauenburg a. Elbe. Professor Dr. Meitzen-Berlin, Geheimer Regierungsrat. Graf Mirbach-Sorquitten, Mitglied des Herrenhauses und Reichstags. Walther Münch-Ferber-Hof i. B., Kommerzienrat. Dr. Paul Neubauer-Berlin. Oberlehrer Dr. Netzker-Forst i. L. Gymnasiallehrer Dr. Nicolai-Eisenach. Landgerichtsrat und Landtagsabgeordneter Olzem-Saarbrücken. Karl Perrot-Wiesbaden, Deutsch-Ostafrikanische Seehandlung. Professor Dr. Petersilie-Friedenau. O. Pilet-Magdeburg, Kaufmann. Graf von Ranzow-Berlin, Korvettenkapitän a. D. Paul Reichard-Berlin. Stadtrat Reitz-Chemnitz. Professor Dr. Richter-Eisleben, Gymnasialdirektor. Dr. Rohlfs-Godesberg, Generalkonsul Wilhelm Rose, Oberingenieur von Lauchhammer. J. Runge-Berlin, Bahnmeister. Dr. Scheuckel-Karlsruhe, Ministerialdirektor. Schück-Berlin, Regierungsrat. Professor Dr. Schüller-Berlin. Schultz-Naumburg a. S., Rechtsanwalt. Professor Dr. Georg Schweinfurth-Berlin. von Steun-Berlin, Major a. D. Stolte-Berlin, Referendar. Storck-Berlin, Königlicher Regierungs-Baumeister. von St. Paul-Illaire-Berlin, Hofmarschall und Korvettenkapitän z. D. Karl Strauß-Schoeneberg, Direktor der Deutschen Pflanzer-Gesellschaft. Rittergutsbesitzer C. von Streber-Würzburg. Dr. Struckmann-Köln, Wirklicher Geheimer Ober-Justizrat und Oberlandesgerichts-Präsident. von Teichman-Logischen-Berlin, Generalleutnant z. D. Professor Dr. von Treitschke-Berlin, Geheimer Regierungsrat. Freiherr von Thüngen-Roßbach. S. Ullmann-Fürth i. B., Königlicher Kommerzienrat. Dr. Vormeng-Berlin, Stabsarzt a. D. Professor Dr. Hermann Wagner-Göttingen. Karl Weber-Berlin, Vizekonsul und Landtagsabgeordneter. Dr. Eduard Weber-Kottbus, Gymnasiallehrer. Wiskow-Berlin, Königlicher Regierungs-Baumeister. Dr. med. F. Wulffert-Berlin. Zaun-Minden, Handelskammerpräsident.

Programm für den Besuch der Bremer Ausstellung.

Das vorläufig aufgestellte Programm, welches den Abteilungsvorständen am 14. August zugesandt wurde, lautet folgendermaßen:

Donnerstag, den 4. September.

Eintreffen der Mitglieder und Empfang auf dem Bahnhof durch den Empfangs-Ausschuß.

Abends 8 Uhr gemütliches Zusammensein im Bremer Ratskeller.

Freitag, den 5. September.

Morgens von 9 Uhr an Besichtigung der Ausstellung.

Mittags 4 Uhr gemeinschaftliches Diner im Parkhause, danach Konzertmusik und elektrische Beleuchtung des gesamten Platzes.

Sonnabend, den 6. September.

Morgens 9 Uhr Besuch der Ausstellung. Mittagessen nach Belieben im Alt-Bremer-Hause, im Architektenhause oder Parkhause von 2.50 Mark an.

Abends 8 Uhr großer Kommers im Parkhause.

Sonntag, den 7. September.

Morgens 8 Uhr Besichtigung der Freihafenanlagen.

Morgens 9 Uhr Abfahrt mittelst Sonderzuges II. Kl. nach Bremerhaven; daselbst Besichtigung der Hafenanlagen und des Schnelldampfers „Trave" des Norddeutschen Lloyd.

Mittags 12 Uhr Abfahrt mittelst Extradampfers nach Helgoland. Rückfahrt am Montag Mittag 3 Uhr.
Gesamtfahrpreis 7.50 Mark.

Es wird den Mitgliedern empfohlen, sich zu Gesellschaften von mindestens 30 Personen zu vereinigen, da ihnen dann von jeder Bahnverwaltung auf dahingehenden Antrag die Rückfahrtkarten für 5 resp. 8 Tage zum Preise der einfachen Fahrkarten gegeben werden, was einer Ermäßigung von 30 Prozent gleichkommt.

Für die Mitglieder werden zum Besuche der Ausstellung Dauerkarten, gültig vom 4. bis 10. September inkl., zum Preise von 3 Mark ausgegeben; dieselben sind schon am Bahnhofe und im Büreau des Empfangsausschusses zu haben. Für gutes Nachtquartier ist mit 3000 Betten gesorgt, wozu inkl. Frühstück zu 2, 2.50, 3, 4, 5 Mark Billette ebenfalls an der Bahn zu haben sind.

Der Preis des Diners ist auf 4.50 Mark festgesetzt, zahlbar ebenfalls im Büreau des Ausschusses.

Um das ganze Programm vollinhaltlich durchzuführen, sind den Einladungen Anmeldebogen beigegeben, welche spätestens bis zum 24. August an den Schriftführer des Empfangsausschusses, Herrn Hermann Hillger, Bremen, Ausstellung, ausgefüllt einzusenden, das endgültige Programm soll den Vorständen dann sofort zugehen.

Zu allen Auskünften, sowie Mitteilungen jeder Art, Vermittelung der Anträge bei den Eisenbahnverwaltungen u. s. w. steht Herr Hillger jederzeit gern zur Verfügung.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zum Bau des Krankenhauses dortselbst bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Weddigen Herford, kleiner Nachtrag für den Krankenhausbau 12,03 M.; Buderussche Eisenwerke in Lolar am Rhein 100 M.; Mansfeldsche Kupferschieferbauende Gewerkschaft in Eisleben 300 M.; durch Pfarrer Diestelkamp 1321,72 M.; Missionsinspektor Beyer 2782,50 M.; Pastor Berlin 130,80 M, Zusammen 4 635,02 Mark.

Berlin, den 10. August 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. Königlicher Baurat Hoffmann.
J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 19. Berlin, 6. September 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Eisenbahn nach dem Kilimandscharo. — Nochmals das Witugebiet und der deutsch-englische Vertrag. Von Conrad Bornhak. — Die Lage in Kaiser-Wilhelms-Land. Von Dr. R. Hindorf. — Zur Geschichte und Ethnographie der Marschall-Inseln. Von H. Seidel. — Das koloniale Budget der Niederlande. (Schluß.) Von Dr. Bokemeyer. — Die Wanjamuesi. Von Paul Reichard. — Zur Rückkehr des Herrn Dr. Peters. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Die Eisenbahn nach dem Kilimandscharo.

Das „Reutersche Büreau" hat uns aus Sansibar eine Nachricht übermittelt, welche von folgenschwerer Bedeutung für die Entwickelung des Handels im nördlichen Teil unseres Schutzgebietes werden dürfte, daß nämlich am 26. August in Mombas in Anwesenheit des Generalkonsuls Evan Smith, der auswärtigen Konsuln, des Admirals Fremantle und zahlreicher Europäer und Eingeborener der erste Spatenstich für die nach dem Viktoria Nyanza zu erbauende Eisenbahn geschehen sei. Bald darauf hieß es, daß man die Strecke der Linie, welche angeblich vorerst nach Taweta geführt werden soll, in etwa zehn Monaten fertig zu stellen gedenke, und wenn diese Bemerkung auch nur den Zweck einer Reklame für das Unternehmen haben sollte, so giebt allein die Thatsache vom Beginn des Baues der Eisenbahn doch sehr zu denken. Denn die Engländer verfolgen, auf ausreichendes Kapital gestützt, ihr Ziel, den ganzen Handel vom Viktoria Nyanza und weiter von Uganda nach ihren Häfen zu lenken, mit bewunderungswerter Ausdauer, und wenn wir Deutschen nicht bald größere Anstrengungen machen, uns unseren Anteil an dem dortigen Handel zu sichern, so werden unsere Bemühungen später ungleich schwieriger und weniger Erfolg versprechend sein. Seit Jahr und Tag ist von deutscher Seite der Bau einer Eisenbahn nach dem Kilimandscharo diskutirt worden; eines der ersten Projekte der Erschließung des Hinterlandes beschäftigte sich mit dieser Frage, es wurden Vorschläge gemacht, auf welche Weise eine Zinsgarantie des Staates zu erreichen sei, es wurden Berechnungen über Berechnungen aufgestellt, bis der Aufstand diese Pläne über den Haufen warf und für den Augenblick wichtigere Sachen zu erledigen waren. Bald nach Beendigung des Aufstandes hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wieder eine Expedition nach Ostafrika geschickt, um die Frage ganz genau zu studiren und eine passende Trace zu finden, und es schien nun, daß endlich der Bann gebrochen werden sollte, welcher auf diesem großen Projekte lag, nachdem auch sonst durch Kenner des Landes, — wir verweisen auf die in dieser Zeitung erschienenen Arbeiten des Herrn Hauptmann Weiß, — das Für und Wider einer solchen Eisenbahnverbindung eingehend erörtert und alles sogar bis ins einzelne ausgearbeitet worden war. Aber die Engländer redeten nicht lange, sondern führten ihr Projekt aus, schafften das Material zum Eisenbahnbau nach Mombas, versicherten sich genügender Arbeitskräfte und werden nun, wenn nicht alles trügt, in kurzer Zeit die Linie bis in die Nähe des Kilimandscharo vorgeschoben haben.

Die Arbeit wird aber eine ungleich schwierigere sein, als die einer Linie von Tanga nach dem Kilimandscharo, da das Hinterland von Mombas eine in der längsten Zeit des Jahres trostlose, dürre Steppe ist, während das Hinterland von Tanga und das Usambaragebirge ziemlich dicht, wenigstens für ostafrikanische Verhältnisse, bewohnt, also fruchtbar ist. Dagegen hat nun wieder die englische Linie den Vorzug, nach dem Kilimandscharo die kürzeste zu sein, während eine auf deutschem Gebiet anzulegende das Usambaragebirge zu umgehen hat. Auf beiden Seiten bestehen Vor- und Nachteile, aber wir stehen nicht an, zu erklären, daß die letzteren für die englische Linie überwiegen.

Der Elfenbeinhandel am Kilimandscharo selbst, mit dem man oft rechnet, ist bis jetzt nicht sehr bedeutend gewesen, es wurde von deutscher Seite eher, wenn die Bahn nach dem Kilimandscharo besprochen wurde, das Hauptgewicht darauf gelegt, eine gute und schnelle Verbindung mit den hoch gelegenen und gesunden Gegenden zu haben, in denen der Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit länger als sonst in den Tropen leben kann. Dafür aber, daß uns infolge der englischen Eisenbahn der Handel dieses Gebietes, solange wir nicht eine ebenso gute Verbindung nach dort haben, nicht verloren gehe, werden einmal Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müssen. Man braucht nicht gleich daran zu denken, im afrikanischen Busch einen Zollkordon zu errichten, aber es ist wohl selbstverständlich, daß, wenn die Engländer ihren ersten Terminus so nahe an unsere Grenze verlegen wollen, wir ein Recht haben, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß unser Gebiet nicht handelspolitisch ganz in ihre Gewalt fällt. Man muß allerdings zugeben, daß die Engländer, wenn sie wirklich eine Eisenbahn nach dem Viktoria-Nyanza bauen wollen, in der Zwangslage sind, dieselbe dicht an unserer Grenze entlang zu führen, denn, wie gesagt, steht ihnen von Mombas aus nur diese eine Route zu Gebote.

Ob sie von Taweta aus nach dem Innern gelangen werden, ist eine Frage, die heute noch nicht beantwortet werden kann, da hier ganz unberechenbare Faktoren ins Spiel kommen. Wenn die kolonialfeindliche Presse aber immer und immer wieder betont, und zwar zu dem Zwecke, um die Kapitalisten abzuschrecken, daß ein Eisenbahnbau in Ostafrika einem Sprunge ins Dunkle zu vergleichen sei, da alle Vorbedingungen für eine Berechnung fehlen, so irrt sie sehr, wenn sie diese Behauptung ganz allgemein auf die Routen bis zum Kilimandscharo anwenden will. Die Saharabahn, die transkontinentale Bahn, welche die portugiesischen Besitzungen West- und Ostafrikas verbinden soll, sind gewagte Spekulationen, aber das Risiko für die Strecke nach dem Kilimandscharo kann nicht entfernt mit dem, welches der Kapitalist bei den andern Bahnen laufen wird, verglichen werden. Wir gehen nicht soweit bis auf Heller und Pfennig alles berechnen zu wollen, aber es wirkt geradezu komisch, wenn in der kolonialfeindlichen Presse immer noch von einem „phantastischen Projekte" geredet wird, jetzt da die Engländer, welche in bewundernswerter Weise Indien mit einem Netz von Eisenbahnen überzogen haben, in Ostafrika daran gehen, das Land zu erschließen. Die Gegner sind heute dieselben Leute wie früher, die den Plan der Eisenbahnen nach Zentralasien oder über den nordamerikanischen Kontinent, welche durch Wüsten oder wenigstens wasserlose Steppen führen, verlachten, bis das unmöglich Scheinende möglich gemacht wurde. Wer sich durch solche Angriffe von der Überzeugung der Notwendigkeit des Bahnbaues in Ostafrika abbringen läßt muß wahrlich der Sache geringes Verständnis entgegen bringen.

Wir halten die Eisenbahn nach dem Kilimandscharo für noch wichtiger als die von Wißmann empfohlene Küstenlinie von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam. Denn Bagamoyo wird und muß, und wir wagen hier eine von vielen vielleicht anfänglich ungläubig aufgenommene Prophezeiung, auf Kosten von Dar-es-Salaam, dem Anlaufeplatz der Dampfer, der Zentralzollbehörde der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche nur in den Plätzen mit guten Häfen Haupt-Zollstationen errichten wird, gewaltig verlieren. Bei Entwickelung der Küstendampfschiffahrt wird außerdem die Küsteneisenbahn in den Hintergrund gedrängt werden, und was die Karawanen anbetrifft, so

liegt es durchaus in deutschem Interesse, dieselben von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam zu lenken.

Die Gewinnung der Küste und die Konkurrenz der Engländer stellt uns vor neue Aufgaben, welche noch nicht überall klar zu erkennen sind. Soviel ist klar, daß die Eisenbahnfrage eine der wichtigsten ist und die kolonialfeindliche Presse hat Recht, wenn sie annimmt, daß die Anstrengungen der Engländer uns zu neuen Versuchen anspornen werden. Es wäre wahrhaftig besser, wenn es auch ohne das englische Vorbild ginge, aber die Geschichte des Kilimandscharo-Bahnprojektes zeigt ja wieder auf das deutlichste, mit welchen Schwierigkeiten es für uns verknüpft ist, einem Gedanken Geltung zu verschaffen, dessen Ausführbarkeit und praktische Vorteile von Anfang an klar auf der Hand lagen.

*

Nochmals das Witugebiet und der deutsch-englische Vertrag.

Gegen die auf Seite 203 der Kolonialzeitung enthaltenen Bemerkungen über obigen Gegenstand richten sich folgende Ausführungen der Weserzeitung:

„Richtig ist, daß der Verkauf der 25 Quadratmeilen am 7. April 1885 erfolgte, während erst am 27. Mai jenes Jahres das deutsche Protektorat über Witu auf das Gesuch des Sultans hin ausgesprochen wurde. Aber jener Verkaufsakt war nur die Voraussetzung für die Erteilung des Protektorats. Nach den vom Fürsten Bismarck vertretenen Grundsätzen übernahm nämlich das deutsche Reich die Schutzherrschaft nur über Gebiete, wo deutsche Interessen vorhanden waren. In Witu fehlten solche aber vollständig und die Denhardts konnten daher einen Erfolg für ihr Vorgehen nur dann erhoffen, wenn es ihnen gelang, solche zu schaffen. Wie sie wiederholt ausgesprochen haben, entschlossen sie sich aus diesem Grunde hauptsächlich zu dem Vorschlage des Landkaufsgeschäftes dem Sultan gegenüber. Sultan Achmed andererseits erkannte die Richtigkeit ihrer Argumentation vollständig an und überließ nur darum das wertvolle große Gebiet an die deutschen Reisenden, weil er darin das einzige Mittel sah, den Schutz Deutschlands gegen die Gewaltthaten der Araber zu erlangen. Was aber das Wichtigste ist, die Gebrüder Denhardt selbst, die Erwerber des Gebietes, haben von Anfang an dasselbe als ebenfalls dem Schutze des deutschen Reiches unterstellt betrachtet. War ja doch der Zweck ihres Vorgehens nur der, das deutsche Protektorat zu gewinnen und unter deutschem Schutze die reichen natürlichen Hülfsquellen des Sultanats zu entwickeln! Auf ihre verschiedenen Anfragen hin ist ihnen auch stets der Beistand des Reiches zugesichert worden. Und dieselbe Auffassung wie sie hat die Witugesellschaft gehegt, welche sich jederzeit als unter dem Schutze des deutschen Reiches stehend betrachtet hat. Wie oft sie denselben angerufen und gewährt erhalten hat, und wie sie mit Hülfe desselben sowohl gegen die Gebrüder Denhardt als gegen den Sultan von Witu zu Felde gezogen ist, ist noch in frischer Erinnerung. Es ist auch kein Zweifel, daß das Auswärtige Amt stets dieselbe Auffassung von der Sachlage gehabt hat und höchlichst erstaunt gewesen sein würde, wenn sich die Gesellschaft je als eine Art Souverain in jenen Gebieten gebärdet hätte. Je mehr England darauf Wert legt, in den Tanagebieten freie Hand zu erhalten und die Umtriebe der Witugesellschaft daselbst los zu werden, um so weniger wird man deutscherseits den jetzt auftauchenden Anspruch der ostafrikanischen Gesellschaft unterstützen können. Man hat aus Rücksicht auf das mit Recht hochgeschätzte Einvernehmen mit England das Protektorat von Witu zurückgezogen und damit durch Preisgabe des guten Hafens und der Flußverbindung ins Innere ein schweres Opfer gebracht. Wollte man jetzt auf Grund spitzfindiger juristischer Argumente der ostafrikanischen Gesellschaft Souveränität über jene 25 Quadratmeilen zuerkennen, innerhalb deren seitens der Witugesellschaft irgend welche wirtschaftliche Anlage oder Maßregel nie geschehen ist, so würde das mit Recht England verstimmen. Die Ostafrikaner werden sich daher wohl begnügen müssen, als Privatleute ihr Gebiet in Witu zu bewirtschaften."

Sämtliche in jenem Artikel der Kolonialzeitung behaupteten Thatsachen, insbesondere, daß das Protektorat über das Sultanat Witu das Gebiet der Witugesellschaft nicht mit umfaßt, daß für letzteres Gebiet niemals ein Schutzbrief erteilt und die Übernahme der Souveränetät seitens des Reichs erfolgt ist, werden also zugegeben. Die Weserzeitung bestreitet nur die aus jenen Thatsachen gezogenen Folgerungen.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob wirklich der Verkaufsakt die Voraussetzung für die Erteilung des Protektorats war, da die Schutzherrschaft nur für Gebiete übernommen werden sollte, wo deutsche Interessen vorhanden waren. Dies ist vollständig gleichgiltig. Denn thatsächlich ist eine Schutzherrschaft nur begründet worden über das Sultanat Witu, ausschließlich des Gebietes der Witugesellschaft. Es ist auch garnicht richtig, daß Schutzherrschaften nur begründet worden sind, wo deutsche Interessen vorhanden waren. So existirten bekanntlich solche auf dem Festlande von Afrika (Usagara ꝛc.) zur Zeit der ersten deutschen Besitzergreifungen noch nicht.

Die Reichsregierung ist jedenfalls andrer Ansicht als die Weserzeitung über ihre Dispositionsbefugnis bezüglich des Gebietes der Witugesellschaft und der völkerrechtlichen Stellung des Gebietes. Die deutsche Denkschrift, welche zur Zeit, als jener Artikel über das Witugebiet für die Kolonialzeitung geschrieben wurde, noch nicht erschienen war, und auf welche deshalb auch nicht Bezug genommen werden konnte, sagt nämlich wörtlich: „Diesem Unternehmen (d. h. dem jetzt von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übernommenen der Gebr. Denhardt und der Witugesellschaft) dient als Grundlage ein von dem Sultan von Witu laut Vertrages vom 8. April 1885 an Clemens Denhardt mit allen Hoheitsrechten abgetreteuer Landstrich bei Kipini an der Küste im angeblichen Umfange von 25 Quadratmeilen. Daß das Übereinkommen mit der großbritannischen Regierung die erworbenen Rechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft vollkommen unberührt läßt, bedarf als selbstverständlich hier nur der Erwähnung". Die kontrahirenden Mächte haben es also für selbstverständlich gehalten, daß sie über Rechte eines dritten nicht verfügen können, und daß die Hoheitsrechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft über das Witugebiet unberührt bleiben. Die Weserzeitung hält damit das englische Interesse nicht für hinreichend gewahrt und meint, die Afrikaner müßten als Privatleute ihr Gebiet in Witu bewirtschaften. Bei diesem Widerspruche darf man doch wohl darüber, was die Kontrahenten gewollt haben, der amtlichen Denkschrift mehr Glauben schenken als der Weserzeitung.

Daß die Begründung einer dauernden souveränen Herrschaft seitens einer deutschen Gesellschaft von Anfang an nicht beabsichtigt gewesen ist, leidet wohl keinen Zweifel. Die ursprüngliche Absicht war jedenfalls, die Souveränetät dem Reiche anzutragen und auf diese Weise eine deutsche Kolonie zu begründen, wie dies in Usagara ꝛc. geschehen war. Um dies zu beweisen, hätte die Weserzeitung gar keine weiteren Deduktionen nötig gehabt. Jene ursprüngliche Absicht ist aber nicht verwirklicht worden, und damit die volle Souveränetät der deutschen Gesellschaft verblieben.

Wenn endlich noch die Befähigung von Privatpersonen und Gesellschaften zum Erwerbe und zum Besitze von Souveränetätsrechten in Zweifel gezogen werden sollte, so ist darauf hinzuweisen, daß diese Befugnis gelegentlich der Erteilung eines Freibriefes an die Nord-Borneo-Kompanie im Jahre 1882 sowohl von der englischen Regierung wie von allen Parteien des Unterhauses anerkannt worden ist. Ebenso haben die meisten Staaten einschließlich Englands die staatliche Gründung der Association internationale am Kongo anerkannt. Die englische Regierung würde sich also mit ihren eigenen früheren Handlungen und Erklärungen in Widerspruch setzen, wollte sie jetzt die Souveränetätsrechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft über das Gebiet der ehemaligen Witugesellschaft in Anspruch nehmen. Nach dem Inhalte der deutschen Denkschrift ist auch anzunehmen, daß der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Unterstützung der deutschen Regierung nicht fehlen wird, wenn gleichwohl wider Erwarten jene Rechte von England bestritten werden sollten.

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat somit die freie Wahl, ihre Souveränetät über das Witugebiet auszuüben und unter eigener Souveränetät, nicht „als Privatleute" das Gebiet wirtschaftlich auszubeuten oder das Gebiet durch besonderen völkerrechtlichen Vertrag gegen eine entsprechende Kompensation, die selbstverständlich in Land gewährt werden müßte, an England abzutreten.

Conrad Bornhak.

Die Lage in Kaiser-Wilhelms-Land.

Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Köln am 30. Juni 1890.

Von Dr. R. Hindorf.

Wer mit den Verhältnissen der Neu-Guinea-Kompanie und ihres Schutzgebietes näher bekannt ist, und auch die in neuerer Zeit stattgehabten Ereignisse und vollzogenen Veränderungen verfolgt und beobachtet hat, wird mit mir darin übereinstimmen, daß das Neu-Guinea-Unternehmen in ein neues Stadium der Entwickelung getreten ist, und daß die Bedingungen für das Gelingen des Kolonisationswerkes dortselbst jetzt in viel reicherem Maße vorhanden sind, als bisher.

Der einschneidenden und folgenreichen Veränderungen, die in neuerer Zeit stattgehabt haben, sind zunächst zwei zu nennen: erstens der Übergang der staatlichen Verwaltung des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompanie auf das Reich, und dann die Schaffung der Schiffsverbindung Neu-Guinea-Surabaya anstatt der früheren Linie Finschhafen-Cooktown.

Die Ausübung obrigkeitlicher Befugnisse in Neu-Guinea durch die oberen Beamten der Neu-Guinea-Kompanie hatte viele Schwierigkeiten und unhaltbare Zustände im Gefolge, und benachteiligte im hohen Grade die Nutzbarmachung des Landes, und es wurde daher von der Neu-Guinea-Kompanie angestrebt, die staatliche Verwaltung ihres Schutzgebietes auf Reichsbeamte zu übertragen, um so die gesamten Kräfte der eigenen Beamten auf die Erreichung wirtschaftlicher Ziele verwenden zu können. Nachdem eine dazu nötige Statutenänderung durch Allerhöchsten Erlaß vom 17. Mai 1889 genehmigt worden war, hat die Direktion der Neu-Guinea-Kompanie bald darauf mit dem auswärtigen Amt ein Übereinkommen getroffen des Inhalts, daß die Landesverwaltung einschließlich der Rechtspflege und der Einziehung von Steuern und Zöllen durch einen kaiserlichen Kommissar, dem andere Beamte zur Seite stehen, wahrgenommen werden soll. Die Kosten für diese staatliche Verwaltung trägt die Neu-Guinea-Kompanie. Die Leitung der Geschäfte der Gesellschaft

im Schutzgebiet wird ein Beamter der letzteren, der den Titel Generaldirektor führt, übernehmen.

Diese Änderung, welche inzwischen zur Ausführung gekommen ist, ist von großer Tragweite für das Aufblühen der Kolonie, und zwar um so mehr, als die Neu-Guinea-Kompanie ihre eigenen wirtschaftlichen Unternehmungen mehr und mehr ausdehnt. Da der Generaldirektor infolge der Arbeitstrennung nichts mit Verwaltungsgeschäften zu thun hat, so wird er in um so ausgedehnterem Maße der Erreichung rein praktischer Ziele seine Kräfte widmen können; außerdem wird die Kompanie bei der Besetzung des Postens, wie sie es letzthin gethan hat, den veränderten Anforderungen Rechnung tragen können, und Leute für denselben wählen, die draußen in Tropenkolonien mitten im praktischen Leben gestanden und hier Erfahrungen gesammelt haben, die sie in Neu-Guinea zu nutztragender Anwendung bringen können.

Auch die Stellung der Stationsvorsteher ist jetzt eine andere geworden; der größte Teil der Verwaltungsgeschäfte und der polizeilichen Befugnisse ist ihnen abgenommen worden, dafür werden aber von der Kompanie um so mehr Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiete verlangt. Anstatt der Verwaltungsstationen will man Betriebsstationen haben, wirtschaftliche Erfolge sind das vornehmste Ziel, das jeder Stationsvorsteher zu erstreben hat. Daß dies jetzt so scharf betont wird, ist ein wesentlicher Fortschritt, und wird zu manchen Ersparnissen, sowie dazu führen, daß die Neu-Guinea-Kompanie in kurzer Zeit namhafte Erträge ihrer Stationen auf den Markt bringen kann.

Augenblicklich ist aber von noch größerer Bedeutung für die Entwickelung der Kolonie die Änderung, daß die Verbindung von Neu-Guinea mit der übrigen Welt anstatt wie bisher über Queensland, nunmehr durch die Dampferlinie Finschhafen-Surabaya erfolgt. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob dies eine unwesentliche Änderung sei; aber mit allen ihren Folgen muß sie umgestaltend auf die gesamten Verhältnisse in Neu-Guinea einwirken. Früher war meines Erachtens eine schnelle Entwickelung von Neu-Guinea kaum zu erwarten; jetzt, nach der Verbindung mit Java, wird es einen lebhaften Aufschwung nehmen. Allerdings läßt ja auch der jetzige Zustand noch manches zu wünschen übrig, aber es ist doch die Grundlage geschaffen, und man darf hoffen, daß Verbesserungen nicht zu lange auf sich warten lassen. Jetzt ist die Einrichtung so getroffen, daß die beiden Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie abwechselnd alle 6 Wochen den Weg von Finschhafen nach Surabaya und zurück zu machen haben. Dies kann natürlich auf die Dauer nicht genügen, denn es sind nicht nur die Stationen der Neu-Guinea-Kompanie anzulaufen und mit allem Bedarf zu versehen, sondern auch die Ansiedler, bezw. Plantagen-Unternehmungen, sowie die Missionare sind bei allen ihren Bezügen beziehungsweise Versendungen auf die Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie angewiesen. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist dies ein Mißstand, der notwendigerweise von Unternehmungen irgend welcher Art in Neu-Guinea abhalten muß. Einmal wird eine 6 wöchentliche Verbindung von den meisten Unternehmern als nicht genügend erachtet werden, das andere Mal, und dies ist viel schwerwiegender, haben sie keine Gewähr, daß die Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie genügenden Raum für alle Sendungen haben, oder daß die Dampfer überhaupt regelmäßig fahren. Ich setzte voraus, daß die Neu-Guinea-Kompanie den besten Willen hat; aber sie könnte trotzdem in die Lage kommen, ihre Dampfer nicht mehr laufen zu lassen, oder eintretende Unglücksfälle könnten den Verkehr stören. Und was dann? Dann sitzen plötzlich die Unternehmer da in Neu-Guinea ohne Verbindung mit der Welt, und es ist ihnen in gleicher Weise unmöglich, irgend welche notwendigen Bezüge zu machen, wie die vielleicht versandtfertige und dem Verderben ausgesetzte Ernte zu verschicken.

Vor solchen Möglichkeiten müssen die Unternehmungen in Neu-Guinea geschützt werden. Mich auf das Wie näher einzulassen, liegt nicht in dem Rahmen meiner heutigen Aufgabe. Ich will nur dies andeuten: wahrscheinlich läßt sich dadurch, daß die eingeborenen, die arabischen oder chinesischen Händler und Schiffer der Sunda-Inseln und Molukken ermutigt werden, ihre Segelfahrten auch nach Deutsch-Neu-Guinea auszudehnen, nach vielen Richtungen hin eine Abhülfe schaffen. Überhaupt scheint es mir sehr empfehlenswert, die dortigen farbigen Schiffer mit ihren guten Segelböten nach Neu-Guinea hinzuziehen, um so für Erzeugnisse von geringerem Wert billigere Frachten zu erzielen, und um mit Hülfe der farbigen Händler alle verwertbaren Erzeugnisse jener Gebiete aufkaufen und zu niedrigen Preisen nach den größeren Stapelplätzen hinbringen zu lassen. Außerdem aber müssen wir eine gesicherte, regelmäßige, vielleicht vierwöchentliche Dampferverbindung zwischen Neu-Guinea und Java oder auch Singapore haben, wenn wir auf eine Anzahl von Pflanzungen in Neu-Guinea rechnen und ihnen ein gutes Gedeihen sichern wollen. Hoffentlich aber gelingt es uns, nicht nur dies, sondern besser noch eine direkte Dampferlinie Deutschland-Java-Neu-Guinea zu erreichen zu der einen entsprechenden Zuschuß zu geben die Neu-Guinea-Kompanie sicherlich gern bereit wäre.

Die Verbindung von Neu-Guinea mit Cooktown in Queensland hatte den einzigen Vorteil, daß sie die kürzeste war, um Neu-Guinea an den Weltverkehr anzugliedern, brachte dafür aber viele Schwierigkeiten und Nachteile mit sich, die jetzt bei der Verbindung mit Java fortfallen. Der Lage nach, in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Klima, auf die Möglichkeit der Pflanzen- und Tierproduktion hat das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie vieles mit den Sunda-Inseln, mit Queensland wenig gemein, und die natürlichen Verhältnisse drängen daher schon dazu, daß wir uns mit Neu-Guinea an die Sunda-Inseln anschließen. Java muß uns in vielen Beziehungen für Neu-Guinea als Vorbild dienen; dieses wird wie jenes eine reine Plantagenkolonie werden. In Java finden wir in bester Beschaffenheit das Saat- und Pflanzmaterial für unsere Plantagen in Neu-Guinea, sowie die Tiere zur Züchtung und zur Arbeit; in Java können unsere Pflanzer alle Fortschritte auf dem Gebiete tropischer Landwirtschaft eingehend kennen lernen, und es ist daher für Neu-Guinea von hohem Wert, mit der am weitesten vorgeschrittenen Tropenkolonie in leichter Verbindung zu sein.

Der größte Vorteil aber, den uns die Verbindung mit Java gebracht hat, liegt in der nunmehr viel leichteren Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte für das Schutzgebiet. Mit mir sind wohl alle, die die Verhältnisse in Neu-Guinea kennen, der Überzeugung, daß ein Plantagenbetrieb im Großen in Neu-Guinea nur mit Hülfe eingeführter Arbeiter möglich ist, da die Zahl der Eingeborenen hierfür lange nicht ausreicht. Während es nun früher mit großen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft war, über Cooktown farbige Arbeiter nach Neu-Guinea zu bringen, ist es uns jetzt, bei der direkten Verbindung von Neu-Guinea mit Java, bedeutend billiger und leichter geworden, Farbige für die schwere Arbeit zu bekommen, seien dies nun Leute malayischen Stammes, Chinesen oder Indier. Und dadurch wird auch der Anglisirung unserer deutschen Besitzungen wirksam vorgebeugt; das sogenannte Pigeon-English hat, weil viele der Arbeiter aus dem Bismarck-Archipel und von den Salomonsinseln früher in Samoa und an anderen Orten gewesen sind und dort etwas Englisch gelernt haben, eine leider recht große Ausdehnung in unserem Schutzgebiet erreicht. Dasselbe wird am wirksamsten bekämpft durch recht zahlreiche Einführung von malayisch sprechenden Arbeitern, denn bis jetzt hat das Malayische noch überall, wo es durch Arbeiter hingebracht wurde, als Verkehrssprache der Farbigen den Sieg davongetragen; und ich meine, es muß uns doch vor allem am Herzen liegen, das Englische so viel wie möglich aus unseren Kolonien fern zu halten.

Übrigens hat auch die Anwerbung von Arbeitern im Schutzgebiet selbst erfreuliche Fortschritte gemacht. Während früher die Eingeborenen von Neu-Guinea sich zu regelmäßiger Arbeitsleistung nicht herbeilassen wollten und nur Bewohner des Bismarck-Archipels und der Salomonsinseln in ein festes Dienstverhältnis zu den Europäern traten, ist es in neuerer Zeit mehrfach geglückt, Leute aus der Umgegend von Finschhafen in größerer Zahl und für längere Zeit in den Dienst der Neu-Guinea-Kompanie zu stellen. Sie werden nach anderen Stationen gebracht, weil sie erfahrungsmäßig nur fern von der Heimat gute und immer willige Arbeiter werden, und sie sind nach Ablauf der Dienstzeit bisher stets befriedigt nach Hause zurückgekehrt. Auch im Bismarck-Archipel und auf den Salomonsinseln sind erfreulicher Weise innerhalb ganz kurzer Zeit wieder mehrere Hundert Arbeiter auf 3 Jahre in den Dienst der Kompanie getreten, so daß dieselbe ihren Kulturarbeiten jetzt weitere Ausdehnung zu geben vermag. Nach den eingegangenen Berichten werden auch fernerhin noch neue Arbeiter zu haben sein; die Kompanie hat mit der Arbeiteranwerbung den Vorsteher der Station im Bismarck-Archipel beauftragt, und beabsichtigt, dort ein Arbeiterdepot anzulegen. Dieser Beamte hat sich durch jahrelangen Aufenthalt in den dortigen Inselgebieten eine große Vertrautheit mit den Eingeborenen und mit allen Verhältnissen erworben; und da die Kompanie jetzt in Sydney einen neuen Segelschuner hat bauen lassen, der ausschließlich für die Zwecke der Arbeiter-Anwerbung und -Beförderung bestimmt und eingerichtet ist, so wird in Zukunft die Anwerbung um so eifriger und erfolgreicher betrieben werden können, und es ist auf eine beträchtliche Anzahl guter und billiger Arbeiter, auf einen regelmäßigen Ersatz der nach Ablauf der Dienstzeit ausscheidenden Leute, sowie auf ein allmähliches Anwachsen der festen Arbeiterzahl mit Sicherheit zu rechnen: ein Erfolg, der in der That außerordentlich hoch angeschlagen werden muß. Trotzdem wird man nicht umhin können, von auswärts andere farbige Arbeiter herbeizuziehen, sobald wie einige größere Plantagen begonnen werden; aber dafür sind ja jetzt durch die Verbindung mit Java die Wege gebahnt.

Die Ergebnisse der bisherigen Anbauversuche in Neu-Guinea sind so außerordentlich günstige gewesen, daß nicht nur die Neu-Guinea-Kompanie schon in nächster Zukunft ihre Pflanzungen erheblich vergrößern wird, sondern daß auch von andrer Seite umfangreiche Plantagen geplant werden. Der Tabak und die Baumwolle aus Neu-Guinea haben auf dem Bremer Markt eine vorzügliche Beurteilung und gute Preise gefunden, und da auch nach andrer Richtung hin die Ernten befriedigend ausgefallen sind, so wird die Neu-Guinea-Kompanie zunächst ihren Tabakspflanzungen in Hatzfeldthafen und Stephansort, sowie den Baumwollenpflanzungen in Finschhafen, Constantinhafen und Butaueng eine weit größere Zahl von Arbeitern zum Anbau von Tabak und Baumwolle überweisen als bisher.

Mit großer Freude ist dann auch die kürzlich erfolgte Bildung einer Neu-Guinea-Kakao-Kompanie zu begrüßen. Diese Gesellschaft, mit dem Sitze in Hamburg, wird mit einem Kapital von 900 000 Mark zunächst Kakao, später auch Kaffee bauen; die Vorbereitungen sind bereits in weitem Umfange getroffen, so daß gegen Ende des Jahres bereits mit der Anlage der ersten Pflanzung begonnen sein wird. Eine zweite Gesellschaft für Tabakbau soll demnächst ins Leben gerufen werden. Die Neu-Guinea-Kompanie beteiligt sich an diesen Unternehmungen, indem sie für eine Anzahl Anteilscheine das Land kostenlos abgiebt.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß an der Vermessung und Kartirung des Landes, zunächst in der Nähe der Stationen, eifrig weitergearbeitet wird, und daß mit der Anlage von Grundbüchern und mit den Eintragungen in dieselben begonnen worden ist.

Der große Wert von Neu-Guinea liegt allein in der Möglichkeit eines ausgedehnten tropischen Pflanzungsbetriebes, und der Schwerpunkt seiner Entwicklung darin, diese Möglichkeit auszunutzen. Es ist schon mehrfach, und gerade in letzter Zeit, wiederholt ausgesprochen worden, daß Afrika nicht durch den Handel allein, sondern noch viel mehr durch den Ackerbau für uns gewonnen und dauernd nutzbar erhalten werden müsse. Wenn nun auch unsere afrikanischen Besitzungen durch diese beiden Mittel gemeinsam, Neu-Guinea zunächst nur durch den Ackerbau uns erschlossen werden können, so hat doch dafür Neu-Guinea den anderen Vorzug, daß es, was Bodenbeschaffenheit, Höhengliederung, Regenverteilung und überhaupt Wetterverhältnisse betrifft, für den Pflanzungsbetrieb günstigere Bedingungen hat als irgend eine unserer anderen Kolonien; und da jetzt auch die Arbeiterverhältnisse bedeutend besser geworden sind, so glaube ich, steht ein schnelles Aufblühen der Kolonie bevor.

Auf den einzelnen Stationen haben die laufenden Arbeiten, so z. B. das Fällen und Roden von Wald, die Bestellung der Felder, Anlage von Wegen, Bau von Häusern, Scheunen 2c. guten Fortgang genommen. Über den Anbau

und die Ernten von Nahrungsmitteln für die farbigen Arbeiter lauten die Berichte mit wenigen Ausnahmen günstig, so daß die Ernährung derselben immer billiger wird. Der Verbrauch an Konserven aller Art läßt allmälig nach, ein Beweis, daß die Stationen ihren Bedarf an Lebensmitteln mehr und mehr dem Lande selbst entnehmen. Die Viehzucht wird allenthalben mit bestem Erfolge betrieben.

Das Verhältnis der Stationen zu den Eingeborenen ist überall ein sehr gutes, mit Ausnahme von Hatzfeldthafen, wo die früher schon entstandenen Reibungen und Feindseligkeiten von neuem zum Ausbruch gekommen sind. Im Bismarck-Archipel, besonders auf Neu-Mecklenburg, sind, wie wohl bekannt ist, schon häufiger ernstere Streitfälle zwischen weißen Händlern, welche sich dort niedergelassen haben, und den Eingeborenen vorgekommen. Neuerdings mußte dieserhalb die Kreuzerkorvette Alexandrine einschreiten, um die Übelthäter bezw. die betreffenden Dörfer zu strafen. Sie unternahm auch eine Rundfahrt durch das ganze Schutzgebiet, und besuchte alle Stationen. Auch ein holländisches Kriegsschiff hat Finschhafen besucht, auf Anordnung des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien. Man sieht, daß auch unsere dortigen Nachbarn immer mehr Interesse an unserer Arbeit in Neu-Guinea nehmen; und ich glaube, daß auch insofern die Verbindung mit Surabaya günstig wirkt, als nunmehr Neu-Guinea mehr in den Gesichtskreis von Leuten gerückt ist, die in dem indischen Inselreich ihr Kapital angelegt haben, so daß bei neuen derartigen Unternehmungen in den dortigen Gebieten Neu-Guinea mehr Berücksichtigung finden wird, als es früher der Fall war bei der Verbindung über Cooktown.

Fortgesetzt wird daran gearbeitet, das Land mehr und mehr zu erschließen; von mehreren Stationen aus sind größere oder kleinere Züge unternommen worden, zur weiteren Erforschung des umliegenden Landes; und zwar besonders um das Land auf seine Brauchbarkeit zur Anlage von Pflanzungen zu untersuchen, sowie um mit den weiter entfernt wohnenden Eingeborenen in engere Beziehung zu treten. Wundern muß man sich übrigens darüber, daß es erst so wenig gelungen ist, in das Hochgebirge einzudringen, und daß man nicht eifriger auf die Anlage von Gesundheitsstationen oben im Gebirge hinarbeitet, und nach geeigneten Plätzen für solche suchen läßt.

Die Salomonsinseln sind in neuerer Zeit mehrfach von den Schiffen der Kompanie besucht worden, sowohl um diese Gruppe näher kennen zu lernen, als auch besonders um unter den kräftigen und geistig recht entwickelten Eingeborenen Arbeiteranwerbungen vorzunehmen. Auf den Salomonsinseln beabsichtigt auch die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen, welche bereits zwei Missionsstationen in Kaiser-Wilhelmsland besitzt, eine weitere Station anzulegen. Zu den verschiedenen Missionsstationen im Bismarck-Archipel ist eine neue Niederlassung von katholischen Salzburger Sendlingen hinzugekommen.

Das Bild, welches ich Ihnen hier von der Entwickelung der Verhältnisse in Neu-Guinea entworfen habe, ist ja ein recht erfreuliches; denn überall sehen wir rege Thätigkeit, überall Fortschritt, überall Aussichten auf eine gedeihliche Weiterentwickelung. Daß aber auch manches nicht so ist, wie es sein sollte, ist ja natürlich. Der Entwickelungsgang ist bisher ein äußerst langsamer gewesen, trotzdem die Kompanie schwere Opfer gebracht hat, um die Kolonie schnell zur Blüte zu bringen. Manche Unternehmungen und Versuche, welche mithelfen sollten, die Kolonie zu entwickeln, sind fehlgeschlagen; die Kompanie hat viele Verluste erlitten, manche Enttäuschung erfahren, und auch wohl manchen Fehler gemacht. Aber dennoch wird jeder gern die Sorgfalt und die Gründlichkeit anerkennen, mit der die Neu-Guinea-Kompanie alle ihre Unternehmungen vorbereitet und ausführt, und sie verdient daher die kräftigste Unterstützung des ganzen Volkes, damit die Schwierigkeiten, die dem Erblühen der Kolonie noch entgegenstehen, um so eher gehoben werden. — Den großen Opfern, die die Neu-Guinea-Kompanie bereits gebracht hat, scheinen aber nun auch allmählich die verdienten Segnungen folgen zu wollen. Es macht sich deutlich ein Wendepunkt in der Geschichte der Neu-Guinea-Kompanie bemerkbar, und auf die Zeit der Aussaat scheint jetzt langsam die Zeit folgen zu wollen, wo das Unternehmen Früchte trägt. Stetig sind unsere schönen Besitzungen in der Südsee trotz vieler Schwierigkeiten vorwärts geschritten. Die Arbeit, die die Kompanie dort geleistet hat, ist nicht leicht gewesen. Um so mehr verdient das Geleistete unsere Anerkennung.

Es ist mir, der ich diese Kolonie genau kenne, und der ich sie lieben gelernt habe, eine große Freude, Ihnen, hochgeehrte Herren, berichten, und meine Worte dahin zusammenfassen zu können, daß die Entwickelnng der Verhältnisse im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie auch in neuerer Zeit eine glückliche gewesen ist, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Zur Geschichte und Ethnographie der Marschall-Inseln.

Von H. Seidel.

Seit der Einverleibung des Kaiser-Wilhelms-Landes, der Bismarck-, Salomons- und Marschall-Inseln in den deutschen Kolonialbesitz zeigt sich bei uns allerorten eine rege Teilnahme für die Erschließung jener fernen ozeanischen Reiche. Am eifrigsten ward bisher unter der jetzigen Herrschaft die Forschung auf Neu-Guinea und dem benachbarten Bismarck-Archipel gefördert, wo in früherer Zeit außer den mehr oder minder eiligen Küstenfahrten und etwelchen Landungen exploratorisch so gut wie garnichts geschehen war. Für die Korallenbauten der Marschall-Gruppe bedarf es solcher Arbeit nicht mehr, da deren bescheidene Inselgebilde größtenteils längst bekannt sind, die unbekannten aber bei ihrer Kleinheit leicht aufgesucht und erforscht werden können. Die Litteratur über den Archipel zeigt bereits einen ansehnlichen Umfang: zu den alten Schiffsbüchern der spanischen Entdecker sind die Schilderungen eines Chamisso, Kotzebue, Krusenstern, Duperrey und Dana gekommen; auf diese folgten die Beobachtungen der Missionare, Faktoreivorsteher, wissenschaftlicher Sammler und Konsuln, zuletzt die Reiseberichte der deutschen Kriegsdampfer, die neuerdings oft vor den Riffkränzen ankern. Trotzdem verweilt man immer noch gern bei den anziehenden Urkunden aus dem Beginn der Entdeckungsgeschichte. Die Erzählung von dem frühesten Zusammentreffen der Weißen mit dem Volke der Marschall-Atolle bewahrt ihren Reiz von Geschlecht zu Geschlecht und kettet sich innig an die Wiederkehr der damals berühmt gewordenen Tage.

Vielleicht bis 1526 zurück geht die Nachricht von dem Erscheinen eines europäischen Schiffes im Marschall-Archipel. Um die Zeit berührte der Spanier Salazar unter 15 Grad nördl. Br. das weitab vom Hauptschwarme gelegene Atoll Gaspar Rico, dem er den Namen San Bartoloméo beilegte. Gaspar Rico heißt das mit acht unbewohnten Inselchen besetzte Riff nach einem Kapitän späterer Jahre.

Der eigentliche Entdeckungstag der Marschallinseln ist der 1. Oktober 1529, als der spanische Seefahrer Alvaro de Saavedra bei einem Atoll der südlichen Reihe vor Anker ging und den ersten Verkehr mit den Eingeborenen eröffnete. Kapitän Saavedra befand sich dermalen auf der Rückreise von den Molukken nach Mexiko. Es war der zweite erfolglose Vorstoß, den er in östlicher Richtung und gegen den Zug der Passate unternahm. Mühsam arbeitete er sich zunächst an der Küste Neuguineas hin, ließ dann gegen NO. steuern und gelangte so im 7. Grad n. Br. zu einer Gruppe flacher Riffeilande, deren eines vier spanische Meilen im Umfang hatte. Vier andere, die auch gesehen wurden, schienen nicht mehr als je eine spanische Meile Uferlänge zu besitzen. Die Inseln waren bewohnt. Ein Kanu mit vier oder fünf Mann stieß vom Strande ab und näherte sich dem Schiffe. Die schön gewachsenen, dunkelhäutigen Fremden trugen Bärte und waren reich tättowirt, weshalb Saavedra die Inseln „Los Pintados", „die Bemalten", nannte. Aus der Anrede der Eingeborenen glaubten die Spanier eine Drohung zu entnehmen, der sie indes wenig Gewicht beilegten. Ihr Gleichmut verdroß die Insulaner, und einer der Männer schlenderte im Zorn einen Stein gegen das Schiff. Der Stein traf mit solcher Gewalt, daß er aus einem Brett in der Schanzkleidung Splitter riß. Zur Antwort feuerten die Spanier ein Gewehr ab, aber obwohl der Schuß nicht gegen die Wilden gerichtet war, gerieten diese über den Krach derart in Schreck, daß sie schleunigst davon ruderten und sich nicht wieder sehen ließen.

Aus der für die Pintados verzeichneten Breite ergiebt sich, daß Saavedra hier einen Inselkranz aus der südlicheren oder der Ralick-Reihe des Marschall-Archipels gefunden hatte. Mit der nördlichen Schnur oder den Ratack-Atollen sollte er bald darauf gleichfalls bekannt werden.

Etwa 80 spanische Meilen von den Pintados entfernt tauchte vor dem nordöstlich steuernden Schiff ein zweiter Schwarm niedriger Inseln auf. Von ihrem Ankerplatz sahen die Spanier, wie sich die Eingeborenen in Schaaren an dem Ufer versammelten, um das fremde Fahrzeug zu betrachten. Laut tönte ihr Rufen über das Wasser; einige schwangen Flaggen, bis endlich sieben Kanus abstießen und zum Schiffe heranruderten. Saavedra ließ einen Mantel und einen Kamm hinabwerfen, worauf zwanzig Männer und eine Frau zutraulich das Schiff bestiegen. Die Frau schien der Besatzung eine Zauberin zu sein, die zur Auskundschaftung der rätselhaften Fremdlinge abgesandt war, denn sie berührte jeden der Weißen prüfend mit den Händen. Saavedra behandelte die Eingeborenen sehr freundlich, gab ihnen Geschenke und schickte, als sie heimfuhren, einen seiner Begleiter mit an's Land. Der Spanier wurde von den Insulanern jubelnd aufgenommen und zu einem großen, mit Palmblättern gedeckten Hause geleitet, worin der Häuptling wohnte.

Die Eingeborenen hier waren etwas heller gefärbt, als die Leute auf den Pintados, jedoch ebenso bunt tättowirt, wie jene. Die vielfach recht hübschen Frauen trugen langes, schwarzes Haar und fein gearbeitete Mattenkleider, welche von der Mitte des Körpers bis fast zu den Füßen reichten. Die Männer besaßen den gewöhnlichen Hüftgürtel und führten Speere und Keulen als Waffen. Die Kanus waren sämtlich aus Treibholz (einer Fichtenart) erbaut, das die Strömungen zu gewissen Zeiten im Jahre reichlich anschwemmten. Die Ratack-Insulaner fertigen noch heute ihre Böte zum Teil aus demselben Material.

Da Saavedra die Eingeborenen so friedlich gesinnt fand, landete er mit etlicher Mannschaft, um dem Häuptling einen Besuch abzustatten. Unter Trommeln und Singen führte man ihn zum Sitze des Häuptlings, an dessen Seite er sich niederließ. Aller Aufmerksamkeit wandte sich sofort den Feuergewehren der Spanier zu, und der Häuptling fragte, wie diese Waffen zu handhaben seien. Als ihm dies, so gut es ging, auseinandergesetzt war, wünschte er, eine Flinte abgefeuert zu sehen. Man that ihm den Willen, — aber Pulverblitz und Krach setzten die Insulaner derart in Angst, daß sie wie besessen davonliefen, in die Kanus sprangen und ohne Aufenthalt zu dem

nächsten, drei spanische Meilen entfernten Eilande hinüberruderten. Nur der Häuptling und einige wenige, die mehr Mut hatten, blieben bei Saavedra zurück. Es dauerte lange, ehe sich die Entflohenen beruhigten und soviel Sicherheit gewannen, um sich wieder in die Nähe der furchtbaren Fremden zu wagen.

Weil Saavedra schon geraume Zeit leidend war — er starb noch auf der Reise —, blieb er mit seinem Schiff eine volle Woche vor der Insel. Die Eingeborenen versorgten die Spanier mit 2000 Kokosnüssen, wofür sich jene durch allerlei Gegengaben erkenntlich bewiesen. Auch frisches Wasser wurde beschafft.

Saavedra nannte die lieblichen Inseln mit ihrem sanften Volke recht zutreffend „Los Buenos Jardines", ein Name, der dreihundert Jahre später in Chamissos „Gärten der (Wol)-Lust" wiederklingt. Denn beide, den ersten Entdecker wie den wissenschaftlichen Forscher der Neuzeit, bestach der äußere Schliff, das harmlos-gutartige Wesen der Marschall-Insulaner, deren leichte Bewaffnung selbst den Kriegen das Fürchterliche zu nehmen schien. Auch traten bei ihnen jene Laster, welche die Bewohner so vieler Inselgruppen Ozeaniens entstellten, nicht im mindesten hervor. Saavedra erwähnt nichts von der unbezwinglichen Lust am Diebstahl, von der schamlosen Unzucht, die auf den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln so allgemein verbreitet waren, nichts von der Rohheit und dem tierischen Sinn, der die Eingeborenen Neukaledoniens und der Markesas zur Menschenfresserei geführt hat. Aber trotz all' jener Vorzüge wucherte unter den Marschall-Insulanern manche geheime Unsitte, dem Fremden verborgen, schädigend im Volksleben fort. Dahin gehörte der barbarische Brauch, in den Familien alle Kinder über drei zu ermorden, nach Chamisso sogar lebendig zu begraben, oder wo dies nicht der Fall war, durch die Anwendung anderer verwerflicher Mittel die Erhöhung des Kindersegens unmöglich zu machen. Eigentümlich war und ist ferner der Bevölkerung die Sucht, umherzuziehen und den Aufenthalt zwischen den verschiedenen Gruppen beständig zu wechseln, eine Sucht, die für das Aufkommen des Ackerbaues und der gewerblichen Beschäftigungen einen schweren Hemmschuh bildet. Die Leute auf den Ralick-Inseln „sind meistens faul und hungern lieber, als daß sie arbeiten", heißt es noch 1881 in einem deutschen Bericht

Spanien ergriff von Saavedras Entdeckung niemals Besitz. Ja, die Marschall-Atolle gerieten bei den spanischen Seefahrern je länger, je mehr in Vergessenheit, besonders, als seit dem Jahre 1565 der Augustiner-Mönch und frühere Molukkenfahrer Andres de Urdanete den viel gesuchten östlichen Seeweg über das stille Meer gefunden hatte. Dieser Weg ging gleich von den Philippinen in nordöstlicher Richtung bis zum 35. Breitengrade hinauf und dann in dieser Polhöhe quer durch den inselosen Ozean bis in Sicht des kalifornischen Gestades. So erklärt sich das Rätsel, daß die Spanier, abhängig von der Ordnung der Winde, mehr denn zwei Jahrhunderte über das Nordbecken der Südsee fuhren und den großen Expeditionen der Engländer, Franzosen und Russen das Hauptverdienst an der Entschleierung der pazifischen Inselwolken überließen. Nach Saavedras Reise wissen auch die spanischen Logbücher wenig mehr von den Marschall-Inseln zu melden. Von Alvaro Mendana, dem letzten kastilischen Kapitän, der 1568 laut verbürgter Nachrichten Glieder unseres Archipels gestreift hat, vergingen volle 200 Jahre, ehe ein europäischer Seemann die Lagunenkränze zwischen dem 5 und 12. Parallel wieder zu Gesicht bekam. Man schrieb bereits 1767, als der englische Befehlshaber Samuel Wallis, Cooks tüchtiger Vorgänger in der Südsee, am 3. September auf zwei der nördlichsten Gruppen in der Ratackreihe stieß. Es waren die Atolle Rongerick und Rongelab, deren letzteres noch dadurch merkwürdig ist, weil Wallis den Namen der zweifelhaften „Pescadores" der alten Karten auf dasselbe übertragen hat. Doch erst 13 Jahre später, im Sommer 1788, sollten die Marschall-Inseln, zugleich mit dem benachbarten Gilbert-Archipel, zum erstenmale im größeren Umfange und zuverlässiger durchforscht werden. Dies geschah durch die englischen Handelskapitäne Gilbert und Marshall[1]) auf den Schiffen „Scarborough" und „Charlotte". Beide Kapitäne standen derzeit im Dienste der ostindischen Kompagnie, hatten Sträflinge nach Port Jackson gebracht und waren jetzt unterwegs nach Kanton, um dort Thee zu laden. Sie wählten dazu von Australien eine Route quer durch den Ozean nach Norden, die sie mitten in die jetzt nach ihnen heißenden Atoll-Schwärme leitete. Sie besuchten nach und nach den nördlichen Teil der Gilbert-Gruppen und die Mehrzahl der Riffkränze aus der Ratackkette. Ich nenne von SO. nach SW. gerechnet: Milli-Atoll, von Gilbert und Marshall „Mullgrave" getauft, Majuro oder „Arrowsmith", Arnho oder „Pedder und Daniel", Aur oder „Ibbetson", Maloelab oder „Calvert", Erikub oder „Chatham", Wotje, Likieb und Jemo. Einschließlich der durch S. Wallis erkundeten Atolle Rongerick und Rongelab war also, nach den Fahrten von Gilbert und Marshall, vor jetzt etwas über 100 Jahren die größere nördliche Reihe des Archipels in der Hauptsache entdeckt. Zwar sind die Karten, welche Gilbert und Marshall von ihren Findlingen entwarfen, noch unsicher und mangelhaft; die Längen gehen bis auf zwei Grade auseinander, und die Tagebücher bieten mehrfach nur die dürftigsten Anhaltspunkte. Aber dankbar hat die Geschichte der Erdkunde die Namen beider Kapitäne für immer an jene mikronesischen Riffkränze geheftet.

Wenige Jahre später hören wir öfter von Schiffen, welche durch die Marschall-Atolle gesegelt sind. So werden von 1792 – 1804 nicht nur sämtliche Entdeckungen von Gilbert und Marshall wiedergesehen, sondern noch neue Funde gemacht, welche neben der Ratack-Reihe das Bestehen einer zweiten südlicheren Schnur andeuteten. Wissenschaftlich gebildete Forscher betraten den Archipel am ehesten auf der russischen Expedition, die Otto von Kotzebue, ein Sohn des Dichters August von Kotzebue, von 1815—1818 auf dem „Rurik" um die Erde führte. Unter den Teilnehmern dieser Reise leuchtet der Name Chamissos in unvergänglichem Glanze hervor Seine Schilderungen der Natur und Bewohner des Marschall-Archipels schätzen wir als köstliche Perlen des deutschen Schrifttums. Sein beredtes Wort machte die stillen Eilande schnell bekannt, und empfindsame Gemüter schwärmten fortan für das Inselvolk, welches glücklich noch das Urbild unseres Geschlechtes bewahrt haben sollte.

Leider stimmten die Nachrichten, welche in den nächsten dreißig Jahren über die Marschall-Gruppen laut wurden, schlecht zu dem früheren Lobe. Der Verkehr mit den unsagbar rohen Mannschaften der Handelsschiffe und Walfischfänger hatte die einst so friedlichen Insulaner durchaus entsittlicht. Unverdiente Mißhandlungen waren die Ursache blutiger Racheakte geworden. Jeder Weiße galt von nun an den Gequälten als Feind; Überfälle, Plünderungen, Kämpfe kamen immer häufiger vor, so daß der Archipel bald als die Wohnstätte der treulosesten und hinterlistigsten Barbaren gefürchtet wurde. Eine Besserung dieser unseligen Zustände begann mit der Anlegung fester Faktoreien, deren Vorsteher sich mit den Eingeborenen auf freundlicheren Fuß zu stellen wußten. Noch mehr trug die Arbeit der Mission zur Sittigung des verwilderten Volkes bei. Die Glaubensboten Gulick und Pierson haben über ihre Thätigkeit auf den Marschall-Atollen, sowie über Leben und Sitten ihrer Pfleglinge in englischen Zeitschriften mehrfach ausführliche Kunde gegeben, die in Deutschland von dem verewigten Geographen des Stillen Ozeans, von Professor Dr Meinicke, in seiner Monographie über die Gilbert- und Marschall-Riffe des Weiteren verwertet wurde. Meinicke's grundlegende Arbeit, die so ziemlich alle bis dahin erschienenen Quellen heranzieht, trat 1863 im 15. Bande der Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" ans Licht und darf auch heute von keinem, der über denselben Gegenstand schreiben will, außer Acht gelassen werden. Den Fortschritt der Erkenntnis in den nächsten zwölf Jahren zeigt dann das betreffende Kapitel in Meinickes zweibändigem Werke über die „Inseln der Südsee". Seit dieser Zeit hat sich das kartographische wie litterarische Material, sofern es unsere Atolle anlangt, zusehends gehäuft, namentlich seit 1879, als die „Verträge und Übereinkünfte des Deutschen Reiches mit den Samoainseln und anderen unabhängigen Inselgruppen der Südsee" veröffentlicht wurden. Diesen Aktenstücken liegt eine von L. Friedrichsen in Hamburg nach Kubarys Erhebungen gezeichnete Karte bei, die indes schon zwei Jahre darauf durch die Deutsche Admiralitätskarte Nr. 77[1]) antiquirt wurde. Letztere gründet sich in der Hauptsache auf die Beobachtungen und Aufnahmen des Kapitäns Jakob Witt und bietet in manchen Fällen ein anderes Bild jener Lagunen-Eilande dar, als die sonst gebrauchten britischen Admiralitätskarten und die Spezialkarten des amerikanischen Schiffes „Narragansett". Ich kam zu einem genaueren Studium der deutschen Karte erst im Mai 1882, gerade um die Sterbezeit Darwins, dessen Theorie der Korallenbauten trotz verschiedener Anfechtungen noch heute zu Rechte besteht. Was lag da näher, als einen Vergleich zu ziehen zwischen den neuesten Gemälden der Marschall-Atolle nach Kapitän Witts Mappirung und den älteren, von Darwin gegebenen Beschreibungen! Dieser Vergleich führte zu einigen nicht uninteressanten Resultaten, die ich bald darauf zu einem kleinen Aufsatze verarbeitete, der in der Zeitschrift „Natur" publizirt ist.[2])

Vor allem darf ich nicht vergessen, hier der Männer zu gedenken,

---

[1]) Entgegen dem früheren Brauche habe ich die englische Bezeichnung des Lautwertes „sch" durch „sh" nur in dem Namen des Kapitäns Marshall beibehalten, für die Inseln selbst aber durchweg unser deutsches „sch" angewandt, zumal diese Schreibung neuerdings vielfach gesehen wird.

[1]) Maßstab der Übersichtskarte 1 : 4.500.000, während die 17 Pläne in 1 : 600.000 gezeichnet sind; außerdem enthalten die Jahrgänge 1879, 1881, 1882 und 1887 der „Annalen der Hydrographie ꝛc." weiteres kartographisches Material, oft von sehr eingehender Ausführung. Der A. K. Nr. 77 bin ich auch in bezug auf die Schreibung der einheimischen Namen gefolgt, namentlich aber in der Anwendung der Bezeichnungen „Ralick" und „Ratack", die in der älteren Litteratur häufig vertauscht sind.

[2]) Vergl. H. Seidel, Bemerkenswerte Atolle der Marschall-Gruppe. Natur, 1882. Nr. 35 S. 420—22,

die in jüngster Periode unser Wissen von den Marschall-Inseln erheblich gefördert haben. Der Name des Polen Kubary ist bereits erwähnt worden; es erübrigt jedoch des Zusatzes, daß Kubary im Jahre 1870 als Reisender für das Museum Godeffroy mehrere Monate auf den Eilanden des Ebon-Riffes zubrachte und dies seit Kotzebues Besuche zum ersten Male wieder ausführlich schilderte. Seine brieflichen Mitteilungen gab Dr. E. Graeffe-Hamburg im „Journale des Museums Godeffroy" 1873 gesammelt heraus. Über ein halbes Dezennium später (1880) erschien der in jeder Beziehung wertvolle „Beitrag zur Sprache der Marschall-Inseln"[1]) von dem deutschen Konsul Franz Hernsheim in Jaluit; dieser Schrift, die sich besonders durch ihre reiche Beigabe an Abbildungen auszeichnet, ist nicht lange darauf ein zweites, größeres Buch von Hernsheim gefolgt, die vielgelesenen „Südsee-Erinnerungen" aus den Jahren 1875—80. Nebenher enthalten fast sämtliche Bände der von unserer Admiralität edirten „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" schätzenswerte Nachrichten über die geophysikalischen wie ethnographischen und sozialen Verhältnisse auf den Marschall-Inseln. Der Verfasser der neuen, ziemlich umfangreichen Kompilation über den Archipel, Herr Hager, fand also Stoff genug vor, um eine breiter angelegte Schilderung entwerfen zu können.[2])

Eine höchst anziehende Kunde brachte unlängst der kaiserliche Kommissar für das Schutzgebiet der Marschall-Inseln von seiner Reise nach dem Wotje oder Otdia-Atoll aus der Ratack-Kette zurück. Dies Atoll, das von seinem Entdecker Otto von Kotzebue mit dem Namen des Grafen Romanzoff belegt wurde, ist uns um so wichtiger, weil Chamisso hier einige Wochen verweilt hat. Der kaiserl. Kommissar erfuhr, daß auf der Insel noch Leute lebten, die sich der Anwesenheit des „Ruuit" zu erinnern wußten. Es lag ihm natürlich daran, diesen Leuten nachzuspüren, und er hatte die Freude, daß ihm ein solcher Zeuge in Gestalt eines sehr alten, aber noch rüstigen Mannes, der Taborno hieß, vorgeführt ward. Auf Befragen durch den Dolmetscher erklärte Taborno etwa folgendes: „Ich bin der einzige noch lebende Mensch in Wotje, welcher das erste Schiff der weißen Männer gesehen hat. Ich erinnere mich desselben noch sehr deutlich, denn ich war schon kein Kind mehr, sondern ein junger Bursche, als es kam, und es blieb längere Zeit in der Lagune. Über das Aussehen des Schiffes vermag ich nur zu sagen, daß es uns sehr groß vorkam . . . Ich entsinne mich noch der Namen einiger weißen Männer. Der Häuptling hieß Tottebo, ferner waren Leute namens Bödon, Bötto, Tedjmaro, Tamito und Taboka an Bord. Alle waren sehr gut und schenkten uns zwar keinen Tabak, aber Aexte, Messer und andere nützliche Dinge. Tottebo hat ferner hier vierfüßige Tiere gelandet, von welchen einige „wau-wau" und andere „mä-mä" machten, sie wurden aber später von dem großen Häuptling Boliet, welcher damals alle Ratack-Inseln beherrschte, nach der Insel Malvelab fortgebracht. Was die weißen Männer hier wollten, weiß ich nicht; ebensowenig erinnere ich mich, daß einer derselben Pflanzen gesammelt hätte. Ich sowohl, als einige andere ältere der hier anwesenden Leute erinnern uns dann eines andern ähnlichen Schiffes, welches längere Zeit nach dem ersten, aber lange vor dem häufigeren Besuch der Schiffe aus Jaluit hier war, und dessen Häuptling Dekaben — (vielleicht verderbt aus dem Englischen the captain?) — hieß."

Unter den obengenannten Namen sind Kotzebue, Chamisso und Tschischmareff mit Leichtigkeit zu erkennen, und schon Kotzebue erzählt, daß die betreffenden Namen von den Eingeborenen der Otdia-Insel „Tottabu", „Tamiso" und „Timaro" ausgesprochen seien. Daß sich diese Erinnerung so viele Jahre erhalten hat, erklärt sich wohl aus der von Chamisso berichteten Sitte der Ratack-Insulaner, die Namen zum Zeichen der Freundschaft auszutauschen. Der Bericht über die Landung von Hunden und Ziegen und deren Wegnahme durch den Häuptling Boliet oder, wie Chamisso schreibt: Labeuliet, entspricht gleichfalls der Wahrheit. Das später erschienene Schiff wird vermutlich die Fregatte „Predpriatie" gewesen sein, auf welcher der inzwischen zum Kapitän beförderte Herr von Kotzebue bei seiner zweiten Reise um die Welt im April 1824 die Otdia-Insel wiederum besuchte, wo er unter seinem Namen „Tottabu" lebhaft begrüßt und nach dem Befinden seiner Freunde „Timaro" und „Tamiso" befragt wurde.[3])

Über dieser freundlichen Erinnerung sei jedoch nicht vergessen, daß sich die Marschall-Insulaner, noch in naher Vergangenheit, gegen die Weißen als beutegierige Piraten gezeigt haben. Selbst so lange unsere deutschen Landsleute auf dem Archipel ansässig sind, hat es nicht an gelegentlichen Wiederholungen früherer Unthaten gefehlt. Die Leute von Rongerick stehen in dem nicht unbegründeten Verdacht, 1869 den Hamburger Schoner „Franz" überfallen und seine Besatzung niedergemacht zu haben. Vor einer der Durchfahrten auf den Jaluit- oder Bonham-Inseln lagen 1881 noch sichtbar die Trümmer eines englischen Schiffes, das hier gekapert wurde. Selbst die unglücklichen Irrfahrer von der Insel Gnap, die vor Jahren ein Weststurm nach Jaluit verschlug, fielen Mördern zur Beute, und „es leben heute noch einige der Sieger, die von der Katastrophe erzählen". Mit der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft wird es indes mit derartigen Seeräuberthaten wohl für immer zu Ende sein. Die großen Handelshäuser breiten ihren Einfluß durch Landankäufe und Anlegung von Stationen zusehends auf den Inseln aus. Der Schiffsverkehr hebt sich von Jahr zu Jahr, und gleichzeitig wächst auch die Zahl der weißen Ansiedler im schnelleren Tempo. Unsere Kriegsfahrzeuge sind beinahe ständig im Archipel vertreten, stets beobachtend, messend, zeichnend, um das korallenreiche Meer mit seinen wunderbaren Atollen zuverlässiger für Handel und Wissenschaft zu erschließen.

[1]) Verlag von Fr. Thiel in Leipzig (8°. und 49 Seiten mit 25 Figurentafeln.)

[2]) G. Hager, Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Leipzig, G. Lingke, 1886. Die kommerziellen Verhältnisse erfahren bei Hager eine besonders gute Darlegung.

[3]) Vergl. „Globus" Bd. 55 S. 176.

Das koloniale Budget der Niederlande.

(Schluß.)

In einem Artikel der vorigen Nummer sind die belangreichen Einnahmen behandelt worden, welche die Niederländische Kolonialverwaltung aus dem Verkauf von Produkten gewinnt; von minderer Bedeutung sind die Einnahmen in Beziehung zu Marine und Heer. Dieser Posten stellt eine reine Vergütung für Leistungen und Lieferungen der Kolonien an die Reichsmarine oder das Reichsheer dar. Die Höhe desselben bleibt ziemlich konstant; in den letzten 5 Jahren kamen, wie auch diesmal, gegen 2 Millionen Gulden zur Verrechnung. Damit können wir diesen Posten verlassen und schenken eine eingehendere Beachtung dem dritten und letzten Einnahmeposten, den Erträgen aus Steuern, Pachten und dergleichen.

Die unter diesem Titel zusammengefaßten Einnahmen, für 1890 im Betrage von 84 568 680 Gulden, kommen mit Ausnahme von einigen Zins- und Ratenzahlungen für Eisenbahnen, welche im Mutterlande geleistet werden, sämtlich in Indien zur Erhebung. Sie gewähren einen orientirenden Einblick in das Wesen der Niederländischen Kolonialverwaltung und geben mehr als alles andere eine Anschauung von dem Werte jener reichen Inselgebiete. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß die Niederländer von dem umfangreichen Besitz thatsächlich nur etwa ein Fünftel regelrecht verwalten, dagegen vier Fünftel vermittelst Einzelbeamter und kleiner Besatzungen als toten Besitz nur festhalten, um eine konkurrirende Macht von der Inbesitznahme abzuwehren. Das zuletzt Gesagte trifft auch auf viele große und reiche Inselgruppen zu, die zwischen Java und Neu-Guinea gelegen und unter dem Namen „Molukkischer Archipel" bekannt sind. Diese Inseln dürften in der Folge von deutschen Händlern mehr besucht werden, da erwartet werden kann, daß die Beziehungen Deutsch-Neu-Guineas mit Java mit der Zeit im Nutzen beider Teile sich lebhafter gestalten werden.

Für die Gliederung der Einnahmen aus Steuern, Pachten und dergleichen geben die nachfolgenden Beispiele ein deutliches Bild. Unter den Hauptgruppen der Steuern, wie sie für das Jahr 1890 in Ansatz gebracht sind, beträgt die Kopfsteuer von Inländern 4 474 000 Gulden. Diese Steuer ist vielfach da eingeführt, wo die Leistung an unbezahlten Herrendiensten beschränkt wurde. Europäer und mit diesen gleichgestellte Fremdlinge bezahlen Personensteuer; dieser Betrag beziffert sich für 1890 auf 833 000 Gulden. Für Stempelgebühren sind 1 445 000 Gulden angesetzt und für Abgaben von Patenten 780 000 Gulden. Diese beiden letzteren Beträge, wozu noch die Gebühren für Verkäufe mit 615 000 Gulden treten, lassen erkennen, daß Handel und Wandel im Kolonialgebiete selbst sich bereits sehr rege entwickelt haben. Sehr beträchtlich ist die Einnahme aus der Grundsteuer (landrente), welche die ansehnliche Summe von 17 062 000 Gulden erreicht und wozu noch weitere 1 138 000 Gulden hinzukommen aus ähnlichen Abgaben für Grundstücke, die von der Regierung an die Inhaber in Eigentum, Pacht oder Erbpacht überlassen sind. In einigen Bezirken auf der Insel Celebes hat die Regierung noch die altüberlieferte Zehntenabgabe von der Ernte beibehalten, die dort für 1890 die Summe von 232 000 Gulden abwirft, während eine gleiche Abgabe von Süd- und Ostborneo 179 000 Gulden einbringt.

Die gewerblichen Steuern werden meistens durch Verpachtung des Gewerbebetriebes gewonnen. Die Schlächtereigerechtsame ist mit 1 462 000 Gulden verpachtet; die berüchtigten Spielbuden der Chinesen mit Pho- und Tophospielen bringen 1 043 000 Gulden auf; die Pfandhäuser, gleichfalls im Besitze der Chinesen, 1 174 000 Gulden. Der Kleinhandel mit Spirituosen, soweit er verpachtet ist, wirft 536 000 Gulden, der mit Tabak 231 600 Gulden ab.

Ferner sind verpachtet: der Forstbetrieb, Pacht und Abschlag

bringen 318 700 Gulden; die Fischereigerechtsame mit 321 000 Gulden; die Vogelnesterklippen, in welchen die eßbaren Schwalbennester[1]) gewonnen werden, mit 246 000 Gulden; ferner die Schleusenbenutzung mit 171 000 Gulden.

Der kleine Handwerksbetrieb für Inländer ist mit 2 940 000 Gulden belastet.

Die Einnahmen aus dem Verkehrswesen betragen für Eisenbahnen und Trambahnen 5 312 000 Gulden; für Briefpost 860 000 Gulden und für Telegraphie 537 000 Gulden.

An Schulgeld kommen 337 600 Gulden ein.

Außer den angeführten Belastungen giebt es noch eine ganze Reihe kleinerer Abgaben, welche wir übergehen können; dagegen müssen wir den Monopolbetrieb zweier bedeutender Artikel, Opium und Salz, etwas näher besprechen.

Das Opiummonopol.

Der Handel mit diesem gefährlichen Genußmittel, über dessen traurige Folgen Nr. 12 dieser Zeitung aus der Feder des leider inzwischen verstorbenen Dr. E. Metzger eine sehr sachverständige Abhandlung gebracht hat, ist gewöhnlich für den Umfang einer Residentie gegen eine meistens sehr hohe Pachtrate an chinesische Kaufleute übertragen, die das Opium von der Regierung zu bestimmten Preisen kaufen müssen. Der Monopolpächter hat an den ihm vorgeschriebenen Plätzen in der Residentie seine Verkaufsstellen, wo das Opium im Kleinhandel vertrieben wird und mit denen auch gewöhnlich Probirstuben verbunden sind. Hier wird dem Laster an der Quelle reichlich gefröhnt und wir können hinsichtlich der in der Bevölkerung dadurch bewirkten moralischen und physischen Zerrüttung auf den oben zitirten Aufsatz Metzgers verweisen. Wir wollen nur etwas näher das Pachtsystem und das finanzielle Ergebnis ins Auge fassen.

Mit der Opiumverpachtung hat die indische Regierung in der Gesetzgebung der letzten 25 Jahre vielfach experimentirt. In den Jahren 1863—65 war sie bestrebt, den Opiumverbrauch zu vermindern; es wurden Maxima festgestellt, über deren Höhe hinaus die Pächter kein Opium erhalten konnten. Mit dieser Beschränkung wuchs bei der Schwierigkeit, die weiten Küstenstrecken gehörig zu überwachen, naturgemäß die Einfuhr von Schmuggelware. Im Jahre 1870 kehrte man zu dem alten sogenannten Siramsystem zurück. Danach mußten die Pächter eine gewisse Quantität Opium, den Katti ($1^1/_4$ Amsterdamer Pfund) zu 125 Gulden für levantinisches und zu 115 Gulden für bengalisches Produkt, abnehmen. Diese Verstreckung ward „tiban“ genannt. Den übrigen Bedarf erhielten sie unter der Bezeichnung „siram“ zum Handelspreise und zwar in unbeschränktem Umfange. Im Jahre 1873 wurde auch dieses System wieder verändert. Von dieser Zeit ab wird alles Opium zum festen Preise von 30 Gulden für den Katti verabfolgt, wobei die Regierung je nach den Marktpreisen in der Levante und in Bengalen etwa 10 bis 15 Gulden vom Katti gewinnt. Die Maxima, welche die Regierung an den Pächter liefert, lehnen sich jetzt an den wirklichen Bedarf an. Die jährlichen Einkünfte aus der Pacht und aus dem Gewinn am Verkaufspreise des Opiums betrugen in den sechziger und siebziger Jahren im Jahresdurchschnitt etwa 8 Millonen Gulden; sie sind dann gestiegen und beziffern sich seit dem Jahre 1884 auf mehr als 15 Millionen. Für den Zeitraum der letzten 30 Jahre kann man die Einnahmen der Regierung aus der Opiumpacht auf über 300 Millionen Gulden oder 500 Millionen Mark veranschlagen.

In den Besitzungen außerhalb Java haben die Einkünfte lange Zeit sich auf etwa 10 bis 15 Prozent von dem Betrage der Pacht auf Java beziffert; in neuerer Zeit ist auch außerhalb Java das Opiummonopol mehr und mehr ausgebreitet. Es wird zwar behauptet, daß da, wo das Monopol an die Stelle der freien Einfuhr träte, der Verbrauch sich vermindern müsse; thatsächlich ist das aber nicht richtig. Es ist das auch nicht der Grund, weshalb die Regierung von dem Monopol da Gebrauch macht, wo sie irgend in der Lage ist, das Geschäft überwachen zu können, das finanzielle Moment ist der alleinige Beweggrund. Wäre dies nicht der Fall, so brauchte sie nicht das Monopol zu dem Zwecke der Einschränkung der freien Einfuhr zu handhaben, sondern könnte sich in vielen Gebieten aus rein menschlichen Beweggründen reellerer, wenn auch etwas kostspieligerer Mittel dazu bedienen. Wie sehr die Außenbesitzungen finanziell sich nutzbar für das Monopol erweisen, zeigt die Thatsache, daß das frühere Verhältniß von 1 : 10 gegenüber Java heute sich beinahe in 1 : 2 verwandelt hat. Während Java an Pachtgeldern 9 700 000 Gulden in 1890 aufbrachte, ist der für die Außenbesitzungen angesetzte Betrag 4 606 000 Gulden.

Für das Jahr 1890 ist die Gesamteinnahme aus der Pacht und aus dem Gewinn am Preise auf 17 566 000 Gulden beziffert, nachdem im Vorjahre 20 411 000 berechnet waren. Der Rückgang, der vermutlich bald durch neue Verpachtungen in den Außenbesitzungen ausgeglichen werden dürfte, erklärt sich dadurch, daß einzelne Pächter die ihnen aufgelegten Pachtraten nicht haben erschwingen können. Dieselben sind stellenweise so hoch, daß dem Pächter der Katti Opium auf über 200 Gulden zu stehen kommt, ein Preis, der bei ehrlichem Geschäftsbetrieb im Kleinhandel keinen Nutzen übrig läßt.

Infolge des hohen Monopolpreises steht natürlich der Schmuggel in voller Blüte. Die Mengen abgefangener Schmuggelware betragen jährlich mehr als 8000 Katti; mehr als dreimal soviel wird aber gut und gerne von den Schmugglern unter Dach gebracht, so daß für etwa 5 Millionen Gulden Schmuggelware außer den gesetzlichen Mengen an die unglückliche Bevölkerung verschachert wird. Dieses schmähliche Geschäft kann man nicht hart genug verurteilen; es ist gleich wie das christliche Schnapsgeschäft in Afrika viel schlimmer und grausamer als die heidnische Sklaverei, diese zeigt an vielen Orten sehr milde, einem ertragbaren Dienstverhältnis gleichkommende Formen, während Opium und Schnaps den Eingebornen sittlich und körperlich zu Grunde richten.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen wird in Niederländisch-Indien erschwert, da der koloniale Wirtschaftsbetrieb sich wesentlich auf die Verwendung chinesischer Kulis stützt, die das Laster, von dem der Chinese nun einmal nicht lassen kann, auf die Eingebornen übertragen. Wie sehr der Chinese des Opiums bedarf, haben uns Beispiele in Deutsch-Neu-Guinea gezeigt, wo chinesische Kulis, die in Niederländisch-Indien angeworben waren, gestorben sind, weil sie das Opium entbehren mußten. So lange also die vielen Tausende von Chinesen[1]) als Kaufleute, Handwerker und Arbeiter Verwendung finden, wird man ihnen auch das Opium zugestehen müssen. Eine Beschränkung des Lasters aber durch strengere Maßregeln und Vorschriften setzt voraus, daß die Regierung auf 20 Millionen Gulden jährlicher Einkünfte verzichten und diese Einnahmen etwa zur besseren Überwachung verwenden wollte, damit dem mehr oder minder beschränkten Verbote des Opiums auch nachgelebt würde. Vorläufig ist von solcher Beschränkung aber noch nicht die Rede; wie schon erwähnt wurde, dürften sogar im laufenden Jahre neue Pachtbezirke außerhalb Java abgegrenzt und das einträgliche Geschäft dadurch noch erweitert werden.

Das Salzmonopol.

Das Salzmonopol, früher eine Gerechtsame der inländischen Fürsten, wird heute als Rechtsnachfolgerin von der Kolonialregierung betrieben. Es handelt sich dabei um die Gewinnung und den Vertrieb von Seesalz. Auf der Insel Madura, östlich von Java, sind besonders vorteilhafte Stranddistrikte, wo von Alters her ein sehr beliebtes schönes Seesalz durch Ebbe und Flut ohne viel Zuthun menschlicher Hilfe gewonnen wird. Das Salz, das von Beauftragten der Regierung gesammelt wird, zeichnet sich durch Reinheit und guten Geschmack aus. Außer den Distrikten auf Madura, welche sämtlich von der Regierung bewirtschaftet werden, sind auch einige gute Strecken im Norden Javas, in der Residentie Samarang, vorhanden, die ebenfalls von der Regierung in Anspruch genommen sind, deren Ausbeute aber, weil unbedeutender, gegen ca. 7000 Gulden jährlich an einzelne Stranddörfer verpachtet ist.

Die Mengen Salz, welche jährlich auf Madura gewonnen werden, wechseln nach dem Ausfall des Wetters; trockene Jahre sind der Salzgewinnung besonders günstig. Die jährliche Produktion schwankt zwischen 1 und $1^1/_2$ Millionen Pikols. Zum Vertriebe des Salzes bestanden auf Java und Madura im Jahre 1888 169 Verkaufsstellen. In den Außenbesitzungen ist das Monopol überall da eingeführt, wo man Salz von außerhalb kaufen muß und die Verwaltungsorgane für die Wahrnehmung solcher Geschäfte ausreichen. Dies trifft für die Inseln Sumatra, Banka und Borneo zu, wo zusammen 40 Verkaufsstellen vorhanden sind.

Das Monopol wirkt in der Weise, daß an den offiziellen Verkaufsstellen das Salz nach Maß verkauft wird, gewöhnlich an Zwischenhändler, die es an die Konsumenten weiter vermitteln. Bei diesem Geschäft wird nicht selten der Zwischenhändler vom Packhausmeister, dem Verwalter der Verkaufsstelle, und der Konsument mit genauer Regelmäßigkeit von dem Zwischenhändler betrogen. Infolge dieser oft schamlosen Betrügereien wird gegenwärtig von den Behörden erwogen,

[1]) Aus den Schwalbennestern, die in schwer zugänglichen Felsenklüften gefunden werden, wird eine schleimige Suppe bereitet, die besonders von den vornehmen Chinesen als eine angenehme Delikatesse geschätzt wird. Die Schwalbennester werden nach Pikol gehandelt; ein Pikol = 125 Pfund erreicht den ansehnlichen Preis von ca. 4000 Gulden. Etwa 60 Nester gehen auf ein Pfund.

[1]) Ende 1887 betrug die Zahl der Chinesen auf Java 232 683, in den Außenbesitzungen 183 817, also im Archipel gegen 416 500. Zu dem gleichen Zeitpunkt waren im Indischen Archipel dagegen nur 52 536 Europäer anwesend. Diese Zahlen lassen Marine und Heer unberücksichtigt.

an den Konsumenten für die Folge das Salz in bestimmter Verpackung zu verabfolgen, wodurch der Konsument allerdings mehr gegen Betrug geschützt sein würde.

Die Gewinnung des Salzes wird die Regierung sich auch ferner vorbehalten und schwerlich den Stranddistrikten überweisen, da das Monopol finanziell trotz der großen, von der Regierung selbst beklagten Mängel in der Administration gute Erträge ausliefert. Für das Jahr 1890 ist die Einnahme auf 7 600 000 Gulden veranschlagt, davon entfallen gegen 20 Prozent auf die oben genannten Außenbesitzungen. Damit können wir die Besprechung der Einnahmen schließen und wenden uns nur noch mit einigen Worten zu dem

Etat im Ganzen.

Wir haben früher gesehen, daß der Voranschlag für 1890 mit einem Defizit von 12 375 389 Gulden abschließt. Diese Summe wird zu hoch gegriffen sein, da die Berechnung der Einnahme, besonders in Bezug auf die ungünstigen Verkaufspreise der Produkte im Vorjahre, die bei der Aufstellung des Etats zu Grunde gelegt sind, als zu niedrig angesehen werden kann. Sollte aber die Schlußrechnung das Defizit in vollem Umfange befestigen, so ist dasselbe durch die belangreichen Überschüsse des Jahres 1887 im Voraus schon gedeckt. Erst seitdem der langdauernde Atjehkrieg fortgesetzt große Summen verschlingt, ist es vereinzelt vorgekommen, daß in Jahren stellenweiser Mißernten oder besonders schlechter Verkaufspreise der Produkte das Mutterland nicht einen ansehnlichen Überschuß, den man in den Niederlanden „bating slot“ zu nennen pflegt, aus den ostindischen Kolonien[1]) gezogen hat, sondern ein Fehlbetrag sich herausstellte. Mit der zunehmenden Ausbreitung der Verwaltung über weitere Gebiete des Archipels sind die Einnahmen und Ausgaben ständig gewachsen. Im Jahre 1850 betrugen die Ausgaben beispielsweise 71,8 Millionen Gulden, 1860 97,6 Millionen, 1870 105 Millionen, 1880 146,9 Millionen. In denselben Jahren bezifferten die Einnahmen sich auf 87,2, — 126,5, — 123,4 und 146,8 Millionen Gulden. Bis zum Jahre 1877 ist kein Jahr ohne nennenswerten Überschuß gewesen; derselbe[2]) betrug in den Jahren:

1851—60	267	Millionen	oder	im Jahresdurchschnitt	26,7,
1861—70	224	=	=	=	22,4,
1871—80	108	=	=	=	10,8.

In den achtziger Jahren sind meistens Fehlbeträge zu verzeichnen, wobei die Jahre von 1888 ab bei dem endgiltigen Abschluß durch die etwas langsam arbeitende koloniale Rechenkammer sich günstiger als angenommen stellen dürften.[3]) Für diesen Zeitraum gelten die folgenden Zahlen hinsichtlich der Jahresabschlüsse:

	Überschuß:		Fehlbetrag:	
1881	—	Gulden	13 430 305	Gulden
1882	—	=	19 407 796	=
1883	—	=	6 701 723	=
1884	—	=	1 307 373	=
1885	2 109 295	=	—	=
1886	1 929 284	=	—	=
1887	25 099 819	=	—	=
1888	—	=	7 249 698	=
1889	—	=	8 798 663	=
1890	—	=	12 375 389	=
	29 138 398	Gulden	69 270 947	Gulden.

Für den Zeitraum dieser Dekade stellt sich also ein Fehlbetrag heraus, von 40 132 549 Gulden. Ziehen wir diesen Betrag von den berechneten drei Dekaden ab, so kommen wir für die letzten 40 Jahre auf eine Gesamtsumme des Überschusses von 559 Millionen Gulden oder im Jahresdurchschnitt auf ca. 14 Millionen Gulden.

Diese Summen hat das Mutterland bar aus den Kolonien gezogen und im eigenen Nutzen verwendet. Unendlich viel größer sind aber, wie wir bereits gesehen haben, die indirekten Vorteile, welche Handel und Industrie der Niederlande durch den Kolonialbesitz erfahren. Selbst der Atjehkrieg, den die Kolonie an das Mutterland bezahlen muß, kommt den heimischen Erwerbskreisen, von denen die Kriegsmaterialien geliefert werden, zu gute.

In Bezug auf die staatsrechtliche Anschauung des Verhältnisses zwischen Kolonie und Mutterland, wie sie in der Mehrheit der Niederländischen Kammern zum Ausdruck kommt, gilt das Niederländische Volk als die rechtmäßigen Regierer über Niederländisch-Indien. Das Recht der Herrschaft wird durch Verträge mit den eingeborenen Fürsten zwar beschränkt, aber außerhalb dieser Beschränkung hat das Niederländische Volk volle Suprematie als Gebieter. Die aus diesem Verhältnisse sich ergebende Machtvollkommenheit findet Nutzanwendung auf die indischen Finanzen.

Dieser Grundsatz ist von liberaler Seite besonders in den letzten zwanzig Jahren angefochten und es als recht und billig bezeichnet worden, daß die Überschüsse aus Indien auch für die Kolonie Verwendung finden müssen; es wird aber noch eine geraume Zeit mit der Durchführung solcher Änderungen dauern, da die Interessenkreise in Indien selbst noch lange nicht mächtig genug sind, um für die Kolonie größere Selbständigkeit dem Mutterlande gegenüber zu erringen. Auch kann man, so lange von diesem die Verwaltung mit allen Rechten und Pflichten geführt wird, gegen den bestehenden Zustand, der historisch und politisch durchaus gerechtfertigt ist, begründeter Weise Einwendungen nicht erheben. Eine andere Frage ist dagegen die, ob das Niederländische Volk von seiner Macht, entsprechend den Forderungen der Billigkeit und Sittlichkeit, einen edlen Gebrauch gemacht hat. Nach deutschen Begriffen dürften die Opiumfrage, die Regelung der Herrenrechte und der Sklavenfrage, die Beschränkung der Zwangskulturen und endlich auch die Kulturfrage in religiöser Beziehung zu sehr unter der finanziellen Plusmacherei vernachlässigt sein. Auch macht man mit Recht gegen die niederländische Kolonialwirtschaft geltend, daß sie die Chinesen, welche eine wahre Geißel für die Eingeborenen sind, zu sehr aus ebendemselben Grunde begünstige, statt durch wohleingerichtete Anstalten die Inländer selbst auf eine höhere Stufe der Leistungsfähigkeit und Bildung zu bringen Das darf uns aber nicht abhalten, die Niederländer andererseits als tüchtige Kolonisatoren anzuerkennen, die es verstanden haben, für das Mutterland großen Nutzen aus den Kolonien zu ziehen, und in der Großstaatenära durch ihren Kolonialbesitz das Recht auf Selbständigkeit als Volk sich zu bewahren wußten.

Dr. H. Bokemeyer.

---

[1]) Die beiden westindischen Kolonien Surinam und Curaçao, die nur einen geringen Effekt auf den Etat haben, lassen wir außer Betracht

[2]) Bis 1877 sind die Überschüsse zuzüglich der sogenannten Beiträge berechnet, die von der Kolonie zu den Kosten der Reichsverwaltung geleistet sind.

[3]) Für das Jahr 1889 wird infolge der besser gewordenen Verkaufspreise der Kaffee anstatt des Fehlbetrags von ca. 9 Millionen Gulden nach Voranschlag bei der endgültigen Feststellung des Abschlusses einen Überschuß wahrscheinlich ergeben.

Die Wanjamuesi.

Von Paul Reichard.

Nach den Abschließungen des englisch-deutschen Vertrages, nach welchem die Grenzen unsrer Kolonie in Ostafrika, vorläufig wenigstens, festgelegt sind, muß unsere erste und vornehmste Aufgabe die sein, das Land auf seine Hülfsquellen zu prüfen, um es nach Möglichkeit auszunutzen. Zunächst interessiren uns hierbei die Bewohner Ostafrikas, da wir auf dieselben angewiesen sind und auch bleiben werden. Der Verfasser kann sich nicht mit dem Gedanken befreunden, Chinesen nach Afrika als Arbeiter zu senden. Wir haben in den Afrikanern genügende Arbeitskräfte, welche sich ganz entschieden verwenden lassen werden, wenn diese Aufgabe in richtiger Weise in Angriff genommen wird. Doch dies sei hier nicht erörtert, sondern es soll ein Volk beschrieben werden, auf dessen Wichtigkeit für Ostafrika der Verfasser schon wiederholt aufmerksam gemacht hat, in jüngster Zeit auch Wißmann, nämlich die Wanjamuesi, ein Stamm, welcher unser höchstes Interesse verdient.

Stämme, Sprache.

Die Wanjamuesi (sing. Mjamuesi) unter denen der Verfasser dieses zwei Jahre gelebt hat und welche er während fünf Jahre als Reisebegleiter um sich gehabt hatte, bilden in Ostafrika einen großen Stamm, welcher sich östlich vom Tanganyika über ein Ländergebiet von der ungefähren Größe Bayerns ausbreitet. Der Tanganyika bildet die Westgrenze. Nach Osten dehnt er sich bis zur Westgrenze Uhähäs (die Schreibart Uhehe ist falsch) und Ugogos aus. Nach Norden reicht er bis zu den Stämmen der Wawinga und Wassukuma. Man zählt diese letzteren allgemein auch zu den Wanjamuesi, allein mit Unrecht, sie gehören ganz entschieden nur sprachlich zu diesen. Ihrer Abstammung, ihrem Körperbau, Gesichtsform und Ausdruck, Hautfarbe, ihrem Charakter und ihrer Staatsverfassung nach sind sie ganz zweifellos den Wagago- und Usagaravölkern zuzurechnen. Im Süden schließen sich an die Wanjamuesi die Wafipa an.

Zu den Wanjamuesi gehören die Wakumbu in der Mgunda-mkali, nach Norden an die Watatura grenzend. Weiter nach Norden an die Wassukuma und Wawinga stoßen die Wajui und Wasumboa. Letztere waren seit Mirambos Auftreten fast ganz von diesem verdrängt worden und wanderten zum größten Teil nach dem Luapula und nach Katanga aus. Am Tanganyika entlang die Wawende. Die Wakononga sitzen nördlich von den Wafipa und westlich von den Wahähä. Von da nach Norden, ebenfalls westlich von den Wahähä bis zu den Wakimbu hinauf die Wanguru. Eingeschlossen von den obengenannten Wanjamuesistämmen sind die Wanjanjembe, Waguuda und Wagalla. Dies sind

die Hauptstämme der Wanjamuesi. Man findet noch eine Menge kleinere, welche aber ohne Bedeutung sind und sich bald diesem bald jenem Unterstamme zurechnen. Die Wanjamuesi nennen sich auch oft alle zusammen und immer mit einem gewissen Stolz Wagallaganga. Ein Stamm, welcher diesen Namen führt, existirt nicht mehr, es scheint vielmehr, daß früher ein solcher an der Spitze eines großen längst in Trümmer zerfallenen Reiches gestanden hat.

Die in Mjanjambe eingewanderten Watusi stammen aus Urundi im Norden des Tanganyika und gehören dem merkwürdigen Volke der Wahuma an, welche abessinischer Abkunft sind. Die Watuta oder Wangoni sind eingewanderte Zulu. In Mdaburu an der Westgrenze Ugogos sitzen Wikimbu; dieser Ort gehört nicht mehr zu Ugogo. Die Wakimbu in Mdaburu haben Sitten, Sprache und Waffen der Wagogo angenommen und seit dem Jahre 1880 erinnern sie sich mit der damals beginnenden allmählichen Wiederbesetzung der Mgundamkali durch Wanjamuesi, ihrer alten Abstammung und verwandeln sich wieder in Wanjamuesi. Es ist nämlich in Afrika eine ganz allgemeine Erscheinung, daß schwächere oder unterjochte Stämme Sitten, Gebräuche und Sprache Mächtigerer annehmen.

Die Sprache der Wanjamuesi, das Kimmjamuesi oder richtiger Kinjamuesi ist eine dem Kisuaheli verwandte Bantusprache, also eine Präfixsprache. Sie ist aber viel begriff- und wortärmer als das eigentliche Kisuaheli und zeichnet sich durch den Mangel der Formen für die dritte Person aus, indem für die zweite und dritte Person dieselben Bezeichnungen gebraucht werden. Die Ortsbezeichnung und Konjugation ist im Kinjamuesi sehr genau präzisirt und die Sprache selbst für die Küstenneger schwer zu erlernen. Wie bei allen Bantusprachen muß ihrer Begriffsarmut wegen alles nicht Beschreibende, also z. B. politische Themata, drei- bis viermal erörtert werden, ehe ein genaues, allen Zweifel ausschließendes Verständnis herbeigeführt wird und dies ist auch der Grund der unendlich langen und umständlichen Unterhandlungen und Durchsprechungen desselben Themas und erweckt bei Reden für denjenigen, welcher die Sprache nicht versteht, immer hohes Erstaunen wegen der Redegewandtheit. In fließender Sprache, mit großem Pathos und lebhaften Gesten kann ein Mjamuesi stundenlang sprechen, worüber sich ein Europäer in 4—5 Sätzen vollkommen verständlich zu machen vermöchte.

Gestalt.

Die Wanjamuesi sind echte Bantuneger und der reine typische Mjamuesi läßt sich trotz der vielfachen Vermischung mit andern Stämmen durch importirte Sklaven noch sehr scharf unterscheiden. Die Gestalt ist schlank, eher groß als klein mit feinem Knochenbau und feinen Gelenken. Die für Neger so charakteristische Stellung des Beckens tritt bei den Wanjamuesi nicht so auffällig hervor. Es ist nicht so sehr wie bei andern Negerstämmen nach vorne geneigt, so daß der Oberkörper äußerst wenig oder fast gar nicht vor die Oberschenkel tritt und die Gesäßteile, wenigstens beim Mann, kaum mehr ausgeladen sind wie bei uns. Beim Weib tritt das Gesäß allerdings mehr hervor. Sehr eigentümlich ist das häufige Vorkommen ungleich langer oder zu kurzer Arme bei den Wanjamuesistämmen und zwar dem Augenscheine nach mehr wie bei andern Stämmen. Sehr selten ist das Vorkommen von Krüppeln. Dieselben werden nicht etwa getötet, sondern bemitleidet, indem man annimmt, daß die Betreffenden durch Zauberer verunstaltet wurden.

Das Gesicht ist schmal, ebenso Nase und Lippen. Die Muskulatur ist nicht stark entwickelt, aber sehr trocken und macht so den Eindruck von Zähigkeit und Ausdauer. Die Muskelkraft dagegen ist wenig entwickelt. Der Neger ist überhaupt nicht im stande, seine Kräfte in einem gegebenen Momente plötzlich zu konzentriren; daher mag es auch kommen, daß ein selbst verhältnismäßig schwächerer Europäer leicht einen sehr muskulös aussehenden Neger überwältigt. Der Europäer ist im allgemeinen weit kräftiger als der Neger. Handelt es sich aber um andauernde Kraftleistung, wie Lasttragen und Feldarbeit, so ist der Mjamuesi unübertrefflich in Leistung und Ausdauer und unbegreiflich erscheint es oft, wie eine so schmächtige Gestalt, welche scheinbar nur aus Knochen und Haut mit einigen untergelegten Muskelpolstern besteht, so schwere Lasten andauernd zu schleppen, meist in großer Sonnenhitze, oder den ganzen Tag über während 12 Stunden mit nur einer kleinen Ruhepause das Feld durch Handarbeit zu bestellen vermag. Diese Eigenschaft ist es auch, welche den Mjamuesi so wertvoll für unsere Kulturbestrebungen in Ostafrika macht. Man kann sich übrigens die außergewöhnliche Ausdauer bei den obengenannten Beschäftigungen, welche gar nicht im Verhältnis zu seiner Kraft und zu seinem Aussehen zu stehen scheint, nur dadurch erklären, daß neben der Muskelzähigkeit eine Art Geistesabwesenheit die Leistung ermöglicht. Nimmt man dem Neger diese sonderbare Eigenschaft jedoch, bei der Arbeitsleistung geistesabwesend zu sein, so ist er zur Arbeit untauglich, wenigstens zu derjenigen, welche man ohne Zwang andauernd von ihm verlangt. Neger von der Küste, welche schon geistesgeweckter sind, vermögen Arbeiten, wie Lasttragen und Feldbau viel weniger ausdauernd zu verrichten.

Kinder.

Es giebt bei den Wanjamuesiweibern fast keine Mutter, welche ihr Kind nicht selbst säugt, und zwar sogar oft drei Jahre lang, so daß manchmal das ältere Kind noch mit dem jüngsten säugt und die Mutter inzwischen fortwährend Milch hatte. Trotz ihrer Sinnlichkeit enthalten sich Wanjamuesi- wie auch andere Negerweiber häufig während eines ganzen Jahres und länger allen Umganges mit Männern, und dies mag auch ein Grund für die Vielweiberei sein. Eine Eigenschaft zeichnet die Negerkinder ganz besonders vorteilhaft vor unseren Kindern aus, sie schreien fast nie.

Die Erziehung der Kinder ist die geringste Sorge des Mjamuesi. Der Vater bekümmert sich gar nicht darum und die Mutter nur so weit, als es die Natur erfordert, d. h bis das Kind laufen kann und nicht mehr der Brust bedarf. Die Kinder erfreuen sich in der Jugend einer beneidenswerten Freiheit, indem sie, sich ganz überlassen, thun und treiben können, was ihnen beliebt. Die Kinder zeichnen sich daher auch, wie alle Negerkinder, gegen unsere Kinder durch eine erstaunliche Frühreife und lächerliche Blasirtheit aus. Sie haben, sobald sie über das allerfrüheste Kindesalter hinaus sind, nichts mehr von der anmutenden, schönen Kindlichkeit. Sie wissen alles, was die Erwachsenen wissen, und besitzen nach unsern Begriffen gar keine Naivetät. Dagegen bleibt der Neger bis in sein spätestes Alter kindisch. Man könnte glauben, daß bei dem gänzlichen Mangel an Erziehung und Beaufsichtigung seitens der Eltern die Kinder sehr unartig werden müßten. Dies ist aber keineswegs der Fall. Der Verfasser hat nie Handlungen bei ihnen bemerkt, welche besonders strafwürdig erschienen. Die Freiheit, welche sie in so ausgedehntem Maße genießen, scheint geradezu beruhigend auf das Gemüt zu wirken. Nicht einmal das bei uns so beliebte Necken kennen sie. Sie sind schon mit dem siebenten und achten Jahre geistig fast reif. Diese Frühreife ist es, welche bei der Zivilisirung des Negers so große Schwierigkeiten bereitet, ein Moment, dem noch gar keine Beachtung geschenkt wurde. Sie ist erblich geworden, weil der Neger schon seit vielen Jahrtausenden in dieser selben Weise aufgewachsen ist. Es wird vieler Generationen bedürfen, bis das Negerhirn auf so lange Zeit hin während der Jugend wie bei uns bildsam bleibt. Die Negerkinder spielen auch nie so wie unsere Kinder, sie sind nicht im Stande sich derart ins Spiel zu vertiefen, daß für sie stundenlang die übrige Welt nicht existirt. Sie haben keine Anregung dazu und zuviel Zeit.

Erst am Abend beim Mondschein erwacht die Vergnügungssucht der Kinder mit der der Erwachsenen. Sie nehmen entweder an den Tänzen der Erwachsenen teil oder tanzen allein, wobei sich gerade die Kinder durch die allergrößte geradezu oft für den Europäer empörende Frivolität auszeichnen. Nie aber werden sich Kinder früher als die Erwachsenen zur Ruhe begeben.

Die Jugend beider Geschlechter wird schon zur Arbeit herangezogen, aber immer ohne Zwang und soweit die Kräfte reichen. Knaben und Mädchen bebauen das Feld mit den Eltern, und die Mädchen sind der Mutter bei der Speisebereitung behülflich.

Die Mädchen beginnen schon mit dem achten und neunten, Knaben mit dem zwölften und dreizehnten Jahr geschlechtlichen Umgang. Dies frühe Beginnen einer tief eingreifenden Lebensäußerung ist entschieden die Hauptursache des frühen Alterns beider Geschlechter.

Kleidung und Schmuck.

Der echte Mjamuesi macht, was sein Äußeres angeht, d. h. seine Kleidung, den Eindruck eines „Wilden". Diese Kleidung besteht beim Mann aus zwei kleinen Fellen wilder Katzen oder Antilopen und Ziegenfellen, welche nur notdürftig zur Deckung der Blößen hinten und vorne über einem dünnen Riemen aus Haut oder Bast hängen. Beim Niedersetzen auf die Erde wird das vordere Fell zwischen den Beinen hindurch unter das Gesäß geschoben, während das andere nach hinten ausgebreitet wird.

Löwen- und Pantherfelle zu tragen, ist als Vorrecht nur dem Häuptling (mtemmi) und dem Adlichen (mgaue) gestattet. Zur Erlangung von Fellen bedarf es aber schon fast zu vieler Arbeit für den faulen Mjamuesi. Er zieht es daher bei weitem vor, Baumbaststoffe (sani pl. masani) zu tragen, welche aus der Rinde verschiedener Waldbäume und von Ficus indicus durch Klopfen nach Entfernung der Borke hergestellt werden. Die so erzeugten Stoffe haben eine schöne rotbraune Naturfarbe oder sie werden in schwarzem Schieferthonschlamm dunkelgrau gefärbt. Sie werden als Hüftentuch getragen und dienen während der Nacht als Decken. Bei Männern reicht das Hüftentuch vom Gürtel bis zum Knie, bei den Weibern etwas weiter hinab. Der Oberkörper bleibt bei beiden Geschlechtern von der Hüfte aufwärts nackt.

Auf sehr primitiven Handwebestühlen verstehen die Wanjamuesi

sehr gut einen groben shawlartigen Baumwollstoff zu weben, Mseketo genannt. Zur weiblichen Toilette gehört noch ein höchst sonderbares Mieder, welches durch ganz Afrika getragen wird. Es besteht aus einer einfachen Schnur, welche unter den Armen hindurch, etwas oberhalb der ursprünglichen Lage der Brustwarze fest um den Körper gelegt wird. Auf den ersten Anblick verkennt man immer den Zweck dieses primitiven Korsetts, indem man glaubt, es habe den Zweck, die Brüste nach unten zu drücken, während es im Gegenteil dazu dient, dieselben zu heben.

(Schluß folgt.)

Die Rückkehr des Herrn Dr. Peters.

Herr Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann sind am Montag den 25. August glücklich in Berlin eingetroffen, herzlichst empfangen von den Freunden der kolonialen Sache. Herr Dr. Peters war schon in Mailand von Herrn O. Borchert, dem unseren Lesern bekannten Mitgliede der Expedition im Namen des Emin Pascha-Komitee's begrüßt worden. Auch unterwegs, namentlich in Wildbad und in Nürnberg, empfingen Herrn Dr. Peters die Beweise herzlichster Teilnahme. So ist ihm von dem z. Z. in Tölz weilenden Geh. Legationsrat Kaiser das folgende Telegramm zugegangen: „Namens der Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amtes begrüße ich Sie nach Ihrer ersten Rast auf vaterländischem Boden mit dem Wunsche, daß Ihre reichen Erfahrungen der Ostafrikanischen Gesellschaft und dem Gesamtbesitze Deutschlands in Ostafrika zugute kommen. Sie bald zu sehen, würde mir außerordentlich erfreulich sein." Es ist dies ein bemerkenswertes Anzeichen daß die Haltung der Reichsregierung dem Dr. Peters gegenüber eine freundlichere geworden ist. Der Vorsitzende und mehrere Mitglieder des Emin Pascha-Komitees sowie eine Abordnung der Berliner Abtheilung der deutschen Kolonialgesellschaft waren den Ankommenden bis Jüterbogk entgegengefahren. — Am Nachmittag fand in den Räumen des Kaiserhofes die Sitzung des Emin Pascha-Komitees statt, um den mündlichen Bericht über den Verlauf der Expedition entgegenzunehmen. Staatsminister v. Hofmann, neben dem die Herren der Expedition Platz genommen hatten, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache, in welcher er kurz die Geschichte des Emin Pascha-Komitees seit der Abreise des Herrn Dr. Peters beleuchtete und Herrn Peters und seinen Begleitern den Dank des Komitees für die energische Durchführung des Unternehmens zollte. Dr. Peters gab dann in großen Zügen ein Bild des Marsches der Expedition den Tana hinauf, am Kenia vorbei, nach dem Baringosee, und weiter nach Uganda, viele neue Gesichtspunkte entwickelnd, und besonders bei denjenigen Gegenden verweilend, welche in den Berichten nur kurz erwähnt sind. Es war keine kleine Leistung, nach aufregender Fahrt noch fast zwei Stunden in ununterbrochener Rede ein großartiges Bild des Marsches der Expedition zu entrollen. Peters ist etwas schmäler geworden infolge der ausgestandenen Strapazen, sieht aber sonst recht wohl aus, während Leutnant v. Tiedemann, welcher längere Zeit während der Expedition an Dysenterie litt, noch etwas unter den Nachwirkungen des afrikanischen Klimas zu leiden scheint. Es wurde dann einstimmig folgende Resolution angenommen:

> „Das Deutsche Emin Pascha-Komitee spricht Herrn Dr. Peters seinen wärmsten Dank aus für die treue Hingebung, die unermüdliche Ausdauer, den kühnen Mut und die große Umsicht, welche derselbe bei der Leitung der Deutschen Emin Pascha Expedition bewiesen hat; das Komitee erkennt an, daß Herr Dr. Peters die ihm als Leiter der Expedition gestellte Aufgabe, so viel an ihm lag, erfüllt und das in ihn gesetzte Vertrauen vollständig gerechtfertigt hat."

Das Festdiner im großen hübsch dekorirten Saale des Kaiserhofes verlief in der animirtesten Stimmung. Neben dem Vorsitzenden des Emin Pascha-Komitees, Staatsminister v. Hofmann, saßen rechts Dr. Peters, links Leutnant v. Tiedemann. Unter den Festteilnehmern sind noch zu erwähnen: Professor Schweinfurth, Oskar Borchert, Kapitänleutnant Rust, Reg.-Präsident v. Tiedemann, v. d. Heydt, Graf Arnim-Muskau, Geh. Legationsrat Rettich, Paul Reichard, die Direktoren Bohsen und Bourjan, Vizeadmiral a. D. Livonius, Dryalski Pascha und eine Reihe von Herren, welche früher in den Diensten der afrikanischen Gesellschaft oder der Schutztruppe gewesen waren. Auch die Abteilungen der deutschen Kolonialgesellschaft waren zahlreich vertreten. Staatsminister v. Hofmann ergriff zuerst das Wort, um an die Beweggründe zu dem deutschen Emin Pascha-Unternehmen zu erinnern, welches von Vaterlandsliebe und edelster Menschenliebe getragen gewesen sei. Denn es habe sich darum gehandelt, unserm Landsmann Hilfe zu bringen, der im Herzen Afrikas die Sklavenjagden unterdrückt und tapfer gegen den heranrückenden Mahdismus Stand gehalten habe. Der eigentliche Zweck der Expedition sei gewesen, Emin Pascha das Verharren auf seinem für das Civilisationswerk in Afrika äußerst wichtigen Posten möglich zu machen. Die Expedition habe in dieser Richtung geleistet, was menschliche Macht vermocht habe, denn Dr. Peters habe unter gewaltigen Schwierigkeiten einen Punkt erreicht, von dem es nur noch wenige Tagereisen nach Emin Paschas entferntesten Außenposten gewesen wäre, so daß der Zweck erreicht worden wäre, wenn Emin Pascha noch in seiner Stellung sich befunden hätte. Aber nur einige Tagereisen von Wadelai entfernt, erhielt Peters Kenntnis von der gewaltsamen Entfernung Emins durch Stanley und die weitere Durchführung der Expedition war infolge dessen vereitelt. Aber die Expedition war trotzdem nicht ohne Nutzen; sie hat uns ein vorher nur wenig oder fast garnicht bekanntes Gebiet erschlossen und hat gezeigt, was deutscher Mut und deutsche Ausdauer zu leisten vermag, selbst in einem Privatunternehmen, welches ohne offizielle Unterstützung durchgeführt worden ist. Von Anfang an habe der Kaiser, wie er bestimmt versichern könne, dem Emin Pascha-Unternehmen und den kühnen Männern, welche dasselbe jetzt durchgeführt hätten, seine Sympathien entgegengebracht und teile sicherlich auch unsre Freude an der glücklichen Rückkehr der lange Zeit verloren Geglaubten. Mit höchster Verehrung blicken wir zu unserm Kaiserlichen Herrn auf, mit vollem Vertrauen sehen wir die Wahrung der Ehre und der Interessen Deutschlands in seiner Hand. Dem Kaiserlichen Schirmherrn galt das Hoch, in das die Versammlung begeistert einstimmte.

Darauf erhob sich Prof. Dr. Schweinfurth als „ältester Afrikareisender" zur eigentlichen Festrede auf die als Ehrengäste anwesenden Mitglieder der Expedition. In diesen Räumen, wo schon so mancher glücklich wieder Heimgekehrte festlich begrüßt worden sei, erwecke die heutige Veranlassung Betrachtungen ganz eigener Art. Viele sahen wir hinausziehen und manche wiederkehren, aber noch keinen unter Verhältnissen wie unseren Karl Peters, den oft Totgesagten, bereits Beklagten, den überall Gebinderten und doch stets Siegreichen, den viel Bestrittenen, stets Bewunderten, ihn, der durch Willenskraft, Ausdauer und Zuversicht sich das weichende Glück so oft gefügig zu machen verstand, allen Naturgewalten zum Trotz und dem boshaften Hemmschuh der Menschheit zum Hohn. Wie ein Phönix hervorgegangen aus der Asche tritt er in unsere Mitte, mit unverbrannten Federn, frisch und ungeschwächt. So begrüßen wir ihn in jedem Sinne als redivivus. Um uns aber seiner erst recht zu erfreuen und uns an seinem Anblick zu erheben, haben wir in ihm zunächst den edlen, selbstlosen Patrioten zu feiern, dessen Vorbild immerhin leuchten wird, so lange die Geschichte der großen Reisen im Gedächtnisse der Menschheit eine Stätte findet; Peters führte die Idee des Wettbewerbes mit England um Ostafrika aus, er gab Veranlassung dazu, daß unser materieller Einfluß auch in Sansibar selbst für einige Zeit den der Engländer überwog, und schuf so unbewußt den Gegenwert im Austausch für Helgoland. Redner schildert dann die Gefahren der Afrikareisen, den glühenden Sonnenbrand in wasserloser Steppe, den Buschwald mit seinen Dornen, die Sümpfe, die Regengüsse, die Plage der Insekten, die Kämpfe mit kriegerischen Eingeborenen, das ganze Register der Mühen und Beschwerden, das schon Virgil mit den Worten ausführt:

> Durum iter —
> — — serpens, sitis, ardor, avenae,
> Dulcia virtuti: gaudet patientia duris,
> Tantus amor patriae!

Karl Peters hat das alles freudig über sich ergehen lassen, da es zu des Vaterlandes höherem Ruhme geschah und die Anstrengungen doch irgendwie dem Vaterlande zu gute kommen mußten. Dr. Peters betrachtete übrigens auch von Hause aus die Expedition als einen nützlichen Seitenflügel der Reichsaktion in Ostafrika. Hat er doch auch thatsächlich auf seinem Rückzuge von Uganda auch innerhalb unserer neuen Grenzen den Namen Wadutschi (deutsch) zur Anerkennung gebracht. Den eigentlichen Zweck seiner Reise hat er nicht erreicht, aber er hat u. a. durch seinen Marsch die völlige Verkehrtheit des Stanley'schen Reiseplanes durch die Probe auf das Exempel bewiesen. Wäre Afrika noch das, was es nie hätte aufhören sollen zu sein, das freie Gebiet für den Wettbewerb der europäischen Gesittung, der Grund, auf welchem nur derjenige Besitzestitel erwirbt, der zuerst kommt, um sie zu ergreifen, dann lägen die Dinge heute anders. Aber die leidige Politik, dieses notwendige Übel, die schreckliche Göttin der Neuzeit streckt ihre knöcherne Arme nach Afrika aus, verwirtschaftet dort die Zukunft der Völker, schwarzer wie weißer, lähmt den Unternehmungsgeist, und fällt schließlich als verderblicher Mehltau auf den zarten Veilchenflor unserer bescheidenen Zukunftsträume! Hieran schloß der Redner noch einige Worte über die Bereicherungen, welche die Erdkunde der Peters'schen Expedition zu verdanken haben wird. Da viele wichtige Berichte des Reisenden unterwegs vorläufig verloren gingen, so ließ sich die ganze Tragweite seiner Entdeckungen bisher nur ahnen, und erst heute haben wir in der Komiteesitzung aus dem Munde unseres Ehrengastes selbst die ersten Enthüllungen vernommen. Der Gesamtlauf des Tanaflusses, die östlichen und südlichen Gehänge des Kenia werden zum erstenmal richtig in die Karte eingetragen werden können, ebenso eine Strecke am Ende seiner Reise zwischen dem Viktoriasee und Ugogo. An völlig Neuem wird sich genug ergeben, um an und für sich die Reise als einen Gewinn für die Wissenschaft erscheinen zu lassen. In Verbindung mit den Aufnahmen von Höhnel am Kenia gewinnen Peters' Errungenschaften erhöhten Wert. Auf einer Strecke von mehr als tausend Kilometern bildet seine Route den Einschußfaden, der das Gewebe der bisherigen Itinerarlinien zusammenhält, und die Kettenfäden, welche Thompson und Graf Teleki von Süd nach Nord mit ihren Wegen gezogen, nicht nur unter einander in Verbindung setzt, sondern auch zum erstenmale ihren beiderseitigen Ausschlag an den Indischen Ozean und an die bereits erforschten Gegenden im Norden des Viktoriasees bewerkstelligt. Zur Kenntnis der Völker dürfen wir von dieser Seite die wichtigsten Beiträge erwarten. Dr. Peters und seinen tapferen Gefährten galt sein Hoch.

Nachdem der brausende Jubel, mit welchem dies Hoch von der Versammlung aufgenommen wurde, sich gelegt hatte, ergriff Dr. Peters das Wort zu kurzer, eindringlicher Erwiderung.

„Meine Herren! Wir sind überrascht gewesen, daß unsere Expedition soviel Teilnahme gefunden hat in Deutschland, wie ich hier erfahren. Ich habe vor allem dem Emin Pascha-Komitee, meinem Komitee, wie ich in Afrika sagte, den wärmsten Dank auszusprechen. Wir haben ja eigentlich nichts weiter gethan, als versucht, unsere Pflicht zu thun. Wenn wir anormale Anstrengungen zu machen hatten, so lag dies daran, daß wir anormale Schwierigkeiten fanden. Ich weiß ganz genau, daß ein großer Teil des Widerstandes, den die Deutsche Emin Pascha-Expedition gefunden, an meiner Person lag, und ich habe von Anfang an die Pflicht empfunden, alles gerade deshalb einzusetzen, sozusagen ein Plus von Energie meinerseits aufzubieten, um die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen um meiner Person willen entgegentraten, auszugleichen. Ich bin durchdrungen von Dank gegen die Männer, die mir vor 1½ Jahren das Kommando des Unternehmens übertrugen, trotzdem sie ganz genau wußten,

daß zahlreiche individuelle Feindschaften weggefallen wären, wenn sie einem Anderen die Führung übertragen hätten. Wir haben nur unsere Pflicht zu thun gesucht, mit Einsetzung unserer Kräfte, und unser Leben nicht geschont. Aber was uns den moralischen Mut gab und die Entschlossenheit nicht zurückzuweichen vor den Schwierigkeiten und Gefahren, das war das Bewußtsein, die Träger eines nationalen Gedankens in Afrika zu sein. Diese Verantwortlichkeit haben wir niemals vergessen, sie wog uns schwerer als die Verantwortlichkeit für unser und die 70 Menschenleben, welche mit unserer Expedition verbunden waren. Ich habe bereits neulich einmal Stellung genommen zu den politischen Resultaten unserer Expedition. Wir hatten nur unseren Auftrag auszuführen. Wie nun die Dinge von der hohen Warte der Zentralentscheidung sich ausnehmen, damit haben wir nichts zu thun. Wir sind draußen gar nicht in der Lage gewesen, beurteilen zu können, was politisch notwendig ist. Der entscheidende Gedanke für mich ist stets gewesen, daß Deutschland im Auslande eine Stellung haben solle, wie es seiner hohen Bedeutung unter den Nationen entspricht. Nach 1870 war es die Aufgabe, über die Grenzen hinauszugehen, aber der koloniale Gedanke fällt unter den nationalen, er ist nur ein Teil desselben, dessen sind wir uns bewußt geblieben jederzeit, hier wie auf der schrecklichen Ebene Leikipia. Es war unser Stolz, uns hierin eins zu wissen mit den Besten unseres Volkes, die so zahlreich im Deutschen Emin Pascha-Komitee sich zusammengefunden. Dieses Bewußtsein gab uns die Kraft, auszuharren und allen Gefahren und Hindernissen zu trotzen." Redner gab nunmehr seinem Dankgefühl insbesondere gegen den Vorsitzenden des Emin Pascha-Komitees lebhaften Ausdruck. Seine Exzellenz der Herr Staatsminister von Hofmann sei niemals zweifelhaft geworden an ihrer Hingebung und Treue gegen den nationalen Gedanken. Was habe geschehen können von dieser Seite, sei ihnen zu Teil geworden. Aber der höchste Dank gebühre der Vorsehung, denn oft habe er empfunden in manchen Lagen, daß hier nichts anderes als Gottes Schutz sie hindurchführen kann. Und Gottes Schutz sei ihnen treu zur Seite geblieben wie das Wohlwollen der Freunde. Dem Deutschen Emin Pascha-Komitee, verkörpert in seinem Vorsitzenden, gelte sein Hoch.

Herr Regierungspräsident v. Tiedemann gab zunächst seiner väterlichen Freude darüber Ausdruck, daß sein einziger Sohn glücklich heimgekehrt sei, und fuhr dann fort: „Lassen Sie uns am heutigen Tage noch zweier Männer gedenken, deren Namen mit der geschichtlichen Entwickelung Ostafrikas unlöslich verknüpft sind. Als der erste Plan zur Entsendung der Emin Pascha-Expedition gefaßt wurde, da erfüllte alle, die für das große nationale Unternehmen ein warmes Herz besaßen, lebhafte Freude darüber, daß ein Mann, der als Afrikareisender unvergleichliche Proben kühner Energie und unerschütterlicher Besonnenheit geliefert hatte, mit seinen reichen Gaben und Erfahrungen für die Expedition gewonnen sei. Die Namen Peters und Wißmann waren in aller Munde. Das Schicksal fügte es anders. Seine Majestät der Kaiser übertrug Wißmann die Aufgabe, als Reichskommissar die Ruhe in den aufständischen Gebieten Ostafrikas wiederherzustellen. Wie Wißmann diese Aufgabe gelöst, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Mit einem seltenen Organisationstalent begabt, hat er es verstanden, in wunderbar kurzer Frist eine Schutztruppe zu bilden und zu disziplinieren, deren militärische Erfolge allseitige Bewunderung erregt haben. Ein genauer Kenner afrikanischer Verhältnisse, wußte er am rechten Orte und mit den rechten Mitteln das deutsche Prestige nicht nur wiederherzustellen, sondern in eminentem Maße zu stärken. Heute dürfen wir sagen, daß der afrikanische Aufstand ein Glück für Deutschland war. Ohne diesen Aufstand und ohne seine Niederwerfung würde die schwarz-weiß-rote Flagge in Afrika nicht so stolz flattern, wie heute, wo ihr allgemeine Ehrfurcht entgegengebracht wird. Man hat Respekt vor Deutschland, Respekt vor deutschen Hieben bekommen, und das ist das wichtigste Erfordernis unkultivirten Völkerstämmen gegenüber. Schon jetzt hat das schändliche Gewerbe der Araber, der Sklavenhandel, einen tötlichen Schlag erhalten. Der Umsicht und Thatkraft Wißmanns wird es gelingen, den militärischen Erfolgen noch weitere friedliche hinzuzufügen und unsere Kolonien mit dem Segen deutscher Gesittung und Intelligenz zu befruchten. Es wird ihm dies um so mehr gelingen, als ihm jetzt ein Helfer zur Seite steht, der, wie kein anderer, dazu geschaffen ist, der Kultur in Afrika neue Wege zu bahnen. Ich komme damit auf den zweiten Deutschen, dessen wir am heutigen Tage nicht vergessen dürfen, zu dem Manne, welcher unserer Expedition den Namen gegeben. Als Gordon in Chartum gefallen war, als es den Anschein gewann, als ob die Schreckensherrschaft des Mahdi ganz Zentralafrika überfluten würde, da richtete sich das allgemeine Interesse auf den wunderbaren Mann mit dem deutschen Herzen und dem arabischen Namen, der als ägyptischer Gouverneur der Äquatorial-Provinz das letzte Bollwerk der Kultur mannhaft behauptete. Dem großen Publikum war er damals eine gewissermaßen mythische Person, umgeben von dem Schimmer abenteuerlicher Romantik. Jetzt ist er uns menschlich näher gerückt. Wir kennen ihn aus seinen Briefen, wir kennen ihn aus den Schilderungen deutscher Landsleute, wir haben aber auch durch Stanley ein sprechendes Bild von ihm erhalten. Niemand wird behaupten wollen, daß aus Stanleys Berichten ein besonderes Wohlwollen für Emin hervorleuchtet. Und dennoch werfen gerade diese von einem Gegner herrührenden, mit Gehässigkeit aller Art durchflochtenen Skizzen in ihrer widerwilligen Bewunderung helles Licht auf die eigenartige Persönlichkeit Emins. Ich sehe ihn vor mir, den ernsten, stillen Mann, der langsam seine Entschlüsse faßt, aber an den gefaßten mit zäher Beharrlichkeit festhält, ich sehe ihn vor mir, wie er mit staunenswerter Geduld endlose Schauris abhält, aber nie mürbe zu machen ist und schließlich doch immer seinen Willen durchsetzt, wie er in den zerfahrenen Verhältnissen seiner ägyptischen Provinz Ordnung und Wandel schafft, wie er seine Leute lehrt, Baumwollenstoffe zu weben, Kleider und Schuhwerk anzufertigen, Pulver zu fabriziren, Häuser und Wege zu bauen, für jeden einzelnen väterlich besorgt, das kleinste wie das größte gleichmäßig im Auge behaltend, ein Soldat, ein Staatsmann, ein Administrator und daneben ein deutscher Gelehrter! Daß ein solcher Mann der deutschen Sache gewonnen worden, ist nicht das kleinste Verdienst Wißmanns. Seien wir stolz darauf, ihn jetzt ganz den unsrigen nennen zu können, ihn, der von einem schweren Unglücksfall kaum wiederhergestellt, von patriotischem Pflichtgefühl beseelt, sofort nach dem Westen wieder aufgebrochen ist, diesmal unter deutscher Flagge. Wünschen wir Wißmann eine baldige, völlige Genesung und Rückkehr auf den Schauplatz seiner Siege, wünschen wir Emin einen durchschlagenden Erfolg seiner ersten deutschen Expedition, wünschen wir beiden, daß sie das glücklich begonnene Werk der Zivilisation Ostafrikas Hand in Hand glorreich zu Ende führen."

Vizeadmiral a. D. Livonius gedachte des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, des Kolonialpolitikers aus innerstem Herzen, einer treibenden Kraft in unserer Kolonialpolitik, welcher stets das regste Interesse an dem Emin Pascha-Unternehmen genommen habe, während Dr. Peters auf den Altmeister der Afrikaforschung, Professor Schweinfurth, toastete. Nachdem noch Herr Stabsarzt Dr. Falkenstein, das Mitglied der deutschen Loangoexpedition, sein Glas dem durch Peters geschulten Leutnant von Tiedemann gebracht hatte, verlas Herr von der Heydt die zahlreichen von Privatpersonen und Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft eingelaufenen Telegramme, aus denen wir nur folgendes hervorheben wollen: „Wien. Gruß und Handschlag zu seinem Fest dem opfermutigen und ruhmgekrönten Sieger über afrikanische Misere und über kleinlich fühlenden europäischen Parteigeist. Ein Gast Muangas." (Dr. Junker. D. R.)[1]) Nachdem Prof. Schweinfurth dem Dr. Peters gedankt hatte, trank Assessor Jacobi (Stettin) auf die in Peters Forschungsreise glänzend bethätigte deutsch-nationale Idee. Ein Mitglied vom Verein deutscher Studenten brachte noch ein Hoch auf Peters, als den Feind aller Philisterei, namentlich in großen nationalen Fragen. Hiermit schloß die Feier.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Abteilung Blankenburg a. H. Am Mittwoch, den 27. August, hatte unsre Abteilung die hohe Freude und Ehre, den Herrn Major von Wißmann in ihrer Mitte zu sehen. Derselbe hatte auf Veranlassung des Herrn Bahndirektor Schneider die Harz-Zahnradbahn Blankenburg-Tanne besichtigt und traf auf dem festlich geschmückten Bahnhof, von der zahlreichen Menge jubelnd begrüßt und von Mitgliedern unsrer hiesigen Abteilung herzlich willkommen geheißen, um 1 Uhr ein. Bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Festessen, an welchem ungefähr 80 Personen, Damen und Herren teilnahmen, darunter auch Dr. Bumiller, die Mutter und Schwestern des Ehrengastes, betonte der Herr Reichskommissar, daß es nicht an der Zeit sei, die Hände in den Schoß zu legen, daß die Aufgaben der Kolonialgesellschaft immer noch große und mannigfaltige seien, und forderte zu zahlreichem Eintritte in dieselbe auf. In einer zweiten Rede gedachte er gerührt seiner Schutztruppe und ihrer Treue bis zum Tode. Der Herr Major, der einen außerordentlich frischen Eindruck machte und mit seinem liebenswürdigen Wesen sich aller Herzen im Sturm eroberte, scheint nunmehr die Folgen seiner Krankheit völlig überstanden zu haben. Uns allen werden die Stunden des Zusammenseins unvergeßlich sein.

Abteilung Bromberg. Leutnant von Tiedemann ist in Bromberg eingetroffen, wo ihm von der Abteilung ein festlicher Empfang bereitet wurde.

Kleine Mitteilungen.

— (Der Herr Reichskommissar v. Wißmann) hatte bekanntlich in einer vor Wochen bekannt gewordenen Auslassung den katholischen Missionen in Ostafrika vor den protestantischen sehr wesentliche Vorzüge nachgerühmt. Er hatte insbesondere ihre erfolgreichere Methode bei Behandlung der Eingeborenen gelobt, ihre erziehliche Kraft anerkannt, die nicht nur durch religiöse Übungen, sondern namentlich durch geregelte Beschäftigung auf den Neger zu wirken suche, und er hatte ihnen gegenüber die protestantischen Missionen, die durch ihre politischen Einmischungen mehr Unheil als Nutzen stiften, tief in den Schatten gestellt. Dies Urteil hatte ihm offene Erwiderungen von Seiten der protestantischen Missionsinteressenten zugezogen, die er in der jetzt erschienenen Schrift zu widerlegen sucht. Herr Warneck hatte dem Reichskommissar entgegengehalten, daß die katholischen Missionare in Ostafrika „französisch" gesinnt seien, während gegen die protestantischen der Vorwurf politischer Einmischung mit Unrecht erhoben sei. Herr v. Wißmann bringt jetzt seinerseits in einer Broschüre die Beweise für seine Behauptungen. Sein Vorwurf gegen die protestantischen Missionen richte sich nicht gegen die deutschen, sondern gegen die englischen Niederlassungen, in Bezug auf welche er in seiner neuen Schrift eine Reihe von Thatsachen anführt, die deren politische Agitation außer Zweifel setzen. Er weist nach, daß gerade dem Einfluß der schottischen Mission am Nyassa und den „ganz von ihr abhängigen Unternehmungen der afrikanischen Seenkompanie" die Ausdehung Englands dort zuzuschreiben ist, und daß der vor kurzem verstorbene Mr. Mackay, unter welchem die englische Ugandamission lange Zeit gestanden, veranlaßt werden sollte, auch südlich des Nyanzasees Verträge mit Häuptlingen abzuschließen, um Deutschland wo möglich von diesem See abzubringen. Auch vom englischen Missionar Horn berichtet Wißmann, daß er in Udjiji fast umgebracht worden wäre, weil er die englische Flagge gehißt habe. Die Universitätsmission in Ostafrika habe ihr Verhalten zu Deutschland anders gestaltet, seit sie wisse, daß Ostafrika deutsch ist. Von der katholisch-französischen Mission sagt v. Wißmann, daß die Missionare keine Franzosen, sondern Deutsche sind und von jetzt ab auf höheren Befehl auch nur Deutsche sein dürfen. Gegenüber der Behauptung Merenskys, daß die katholische Mission bei der Erwerbung von Negerkindern zur Erziehung „Gewalt" anwende und „Sklavenhalterei" treibe,

[1]) In diesem Zusammenhange wollen wir noch erwähnen, daß auch die Herren Graf Teleki und Höhnel aus Saromberke den aus Afrika zurückgekehrten Herren Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann telegraphisch Ausdrücke der Bewunderung über deren großartigen Reise-Erfolg sandten.

weist Herr v. Wißmann diesen Vorwurf als „ungerecht" zurück und erzählt, wie er selber Zeuge gewesen, daß ein Missionskind, welches von einem Neger aus dem Innern als ihm verwandt zurückgefordert wurde, diesem ohne Weigern übergeben worden sei. „Das Aufkaufen von Sklavenkindern durch die Missionen mit der Thätigkeit der Sklavenhändler auf eine Linie zu stellen, sei hinfällig, denn die Mission thue in solchem Falle mit ihren Mitteln nichts anderes, als was die den Sklavenhandel überwachenden Kriegsschiffe oder Truppen auf ihre Weise thun, wenn sie die befreiten Sklaven den Missionsanstalten übergeben." „Ich weiß," — so schreibt er weiter — „daß die evangelische Mission langjährige Erfahrungen hat; aber man wird mir Recht geben, daß die einheitliche Leitung und große Disziplin der römischen Kirche mehr dazu angethan sind, ihre natürlich noch weit älteren Erfahrungen besser auszubeuten, als dies bei der evangelischen Mission, der die allgemeine Leitung fehlt, bei der dem einzelnen Missionar weit größere Freiheit gelassen ist, bei der viel zu große Detachirungen mit schwacher Verbindung eine Oberleitung erschweren, möglich ist." Den Vorwurf, daß die evangelischen Missionen teurer arbeiten, als die katholischen, bezieht Wißmann auch nur auf die englischen Missionen und bemerkt darüber: „Während in englischen Missionen man fast nur von Konserven teuer und nicht gesundheitszuträglich lebt, nähren die katholischen Missionen sich und ihre Zöglinge selbst gut und billig. Als ich auf meiner ersten Reise vom Westen kommend auf englischen Missionen gewaltige Niederlagen von Konserven, eine auf die Zeit wenig schmackhafte und gesunde Nahrung fand, war ich überrascht, auf der katholischen Mission in Tabora Brot, Butter, Milch, europäische Gemüse und Früchte zu finden, alles Genüsse, die den Feldern, Gärten und Heerden der Mission entstammten. Auch Häuserbauten, Herstellung der Verbindung untereinander, Warentransporte, sogar im Notfalle die Verteidigung der Mission gegen räuberische Überfälle übernehmen bei römischen Missionen die Zöglinge, während hierzu englische für hohe Löhne und dann oft noch mit großen Schwierigkeiten Arbeiter, Träger und Soldaten werben müssen. . . . Ich gestehe, ohne daß ich mir als Protestant etwas zu vergeben glaube, zu, daß der Ritus der katholischen Kirche dem Bantuneger mehr Eindruck macht, als der unsrige." Zum Schluß kommt er auf seine Behauptung zurück, daß man wenigstens in Mittelafrika bei den Bantunegern das labora dem ora voranstellen müsse. Erst durch die Arbeit werde der Neger für die Aufnahme des Christentums vorbereitet; von Natur sei er zu oberflächlich und gleichgiltig, als daß man mit dem Christentum Eindruck auf ihn machen könnte. Über die Einzelheiten, namentlich über die Missionsmethoden stellt v. Wißmann sich seinen Gegnern für die Zeit vom 15. bis 30. September in Berlin zur Diskussion bereit. Das Schriftchen enthält als Anhang den Wortlaut der Erklärungen von D. Warneck, Zahn und Merensky.

— (Dr. Peters) hat in den ersten Tagen nach seiner Ankunft Besprechungen mit dem Vertreter des Vorstandes der Kolonialabteilung, Wirkl. Legationsrat Rettich, sowie mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Freiherrn v. Marschall, gehabt und ist dann auch von dem Herrn Reichskanzler empfangen worden. Sonntag Abend, 31. August, war Peters zu Sr. Majestät dem Kaiser nach Potsdam befohlen und hatte die Ehre, Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin Vortrag zu halten. Am 1. September begab sich Peters nach München und nach Tölz, wo er mit dem Vorstand der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, Herrn Geh. Legationsrat Kayser, auf dessen Wunsch Rücksprache nehmen wird. Von Seiner Majestät ist Herrn Dr. Peters der Kronenorden III. Klasse verliehen worden.

— (Zur Ermordung des Bischofs Hannington) giebt Dr. Peters in einem im Deutschen Wochenblatt erschienenen Artikel, welcher aus Bubaghas-Uganda vom 13. März datirt ist, einige Beiträge. Der Bischof Hannington wurde bekanntlich bei dem Versuche, von Osten her, nördlich vom Viktoria-Njansa, in das Land zu dringen, auf Befehl des Königs Muanga ermordet. Als Hannington auf seinem Vormarsch nach Westen an der Grenze Usogas anlangte, erklärte ihm der dortige, Uganda unterworfene Usoga-Sultan, daß er ihm den Weitermarsch verbieten müsse, bis er über seine Sache an den Hof zu Mengo berichtet und eine Entscheidung von dort erhalten habe. Über dieses Verbot setzte sich der Bischof völlig hinweg und marschirte unbekümmert ins Land hinein. Das ging so lange, bis er im Gebiet des Sultans Luba, im Westen Usogas, auf stärkere Streitkräfte und auf eine zufällig anwesende Wagandatruppe stieß, von denen er verhaftet und, als der Hof von Mengo das Todesurteil ausgesprochen, mit allen seinen Leuten bis auf zwei ermordet wurde. Der Sultan Luba hatte sich beim Anmarsch seiner Expedition geflüchtet und Peters bemerkt dazu, daß es ihm sicherlich eine besondere Genugthuung bereitet haben würde, seinerseits den Henker Hanningtons entsprechend zu bestrafen. Im November dieses Jahres wurden die Knochen Hanningtons nach Kavirondo getragen, und am 18. Februar 1890 zog Peters mit seiner Expedition als der erste Weiße über den Nil von Osten her in Uganda ein. Als Grund der Ermordung Hanningtons giebt Peters übereinstimmend mit Ashe in dessen Two kings of Uganda an, daß in Uganda eine uralte Prophezeiung herrsche, daß von Osten her durch Usoga eine Expedition herankommen werde, welche der Dynastie Wakintu ein Ende machen und Uganda „essen" werde. Demgemäß war die Straße von Osten her in dieses Land von jeher geschlossen gewesen. Ashe giebt in seinem Buche noch den Rest der Tagebücher des Bischofs wieder, welche bis zum 29. Oktober, wenige Tage vor seiner Ermordung, reichen.

— (Über die Station Mpwapwa) schreibt der bekannte Pater Schynse in einem vom 14. Juni datirten Briefe: „Der Karawanenverkehr ist wieder hergestellt. Wir begegnen großen Massen von Elfenbein und Tausenden von Trägern, welche zur Küste sich begeben, um von dort Lasten nach dem Innern zu bringen. Hier in Mpwapwa wird rüstig am Fort und Haus gebaut und inmitten des Forts an einem Brunnen gegraben, welcher jetzt bereits 7½ Meter tief durch hartes Gestein eingehauen ist. Bei dem hier stets herrschenden Wind ist ein kleiner Windmotor gut an der Stelle, um das Wasser in die Höhe zu befördern, so daß die zur Berieselung wie geschaffene sanfte Anhöhe des Forts in einen schönen Garten verwandelt werden könnte. Indessen ist dem Bedarf nach frischem Gemüse bereits Rechnung getragen; man findet im Garten der Station im Thale eine ganze Anzahl europäischer Gemüse einschließlich Kartoffeln. Ist erst durch den Brunnen die Wasserfrage gelöst — das Wasser des Baches verursacht Dysenterie — so wird Mpwapwa ein wenn nicht angenehmer, so doch erträglicher Aufenthalt."

— (Die Expedition des Dr. Schmidt) gegen die Masiti ist neuen Meldungen zufolge sehr unblutig verlaufen; kein Feind ist gesehen worden und ist wohl vieles von der Annäherung desselben leeres Gerücht gewesen. Dr. Schmidt marschirte mit dem Expeditionskorps bis an den Rufidschi, von da kehrte er allein zurück, während das Korps unter Befehl des Chefs Ramsay weiter nach Kilwa marschirte. Von dort war bis zum 3. August in Sansibar noch keine Nachricht eingetroffen.

— (Kamerun.) Der Afrikareisende Dr. E. Zintgraff befindet sich in Berlin, mit ihm zugleich ist der Leutnant v. Spangenberg hier eingetroffen, welcher seiner Expedition zugeteilt ist. Außerdem nimmt er noch einen Herrn Huwe von Hamburg aus mit, welcher die unmittelbare Leitung der Karawane bei dem Zuge nach dem Adamaua-Gebiet übernehmen soll. In Handelskreisen setzt man auf die Zintgraff'sche Expedition in das Adamaua-Gebiet mancherlei Hoffnungen; es liegen gewisse Anzeichen dafür vor, daß sich in jenen Landstrichen, die von Europäern bisher gar nicht berührt waren, nicht nur ein lohnender Anbau von Handelsgewächsen betreiben lassen wird, sondern daß auch der Handel seine Rechnung finden wird.

— (Deutsch-Südwestafrika.) Das Reichs-Gesetzblatt bringt die kaiserliche Verordnung vom 10. August 1890, gegeben auf Helgoland, betreffend die Rechtsverhältnisse in dem südwestafrikanischen Schutzgebiet. — Das Kolonialblatt vom 15. August brachte den Schluß einer Artikelserie über „Das Namaqualand, dessen Bewohner und wirtschaftliche Verhältnisse" von dem auch unsern Lesern wohlbekannten Herrn Hermann, welcher jetzt wieder nach Südwestafrika abgereist ist. In derselben wird in ruhiger Weise die Möglichkeit der ausgedehnten Viehzucht und eines, wenn auch beschränkten, Ackerbaues nachgewiesen, so daß unternehmenden Leuten die Lektüre dieser Ausführungen nur angeraten werden kann. — Dr. Goering war Anfang Mai in Okahandja, wo Maharero eine größere Festlichkeit veranstaltete. Die Stimmung unter den Hereros ist die denkbar günstigste. Mit der Anwesenheit der Truppe im Lande haben sie sich vollständig ausgesöhnt und werden sich auch mit der Ansiedlung eines Teiles derselben auf Windhoek für einverstanden erklären.

— (Das erste Verzeichnis der aus den deutschen Schutzgebieten eingegangenen wissenschaftlichen Sendungen) wird als Beilage zu Nr. 16 des Deutschen Kolonialblattes veröffentlicht. Die Sammlungen sind meistenteils ethnographischen und zoologischen Inhalts, nur aus Kamerun sind wertvolle botanische Proben eingegangen. Von den lebend übersandten Pflanzen haben sich bis jetzt an 139 Arten in Kultur erhalten. Die Anzahl der Herbarpflanzen u. s. w. beträgt 146. Die botanische Erforschung unserer Kolonien, besonders nach der praktischen Seite hin, liegt noch sehr im Argen und man kann nur die Klage wiederholen, welcher bereits Prof. Schweinfurth in der Deutschen Kol.-Ztg. (Jahrgang 1885, Seite 476) Ausdruck gab: „Unter den Sendboten, die man zu dem bisher eingeleiteten Forschungsunternehmen im äquatorialen Afrika verwandte, sehe ich Mineralogen, Ethnologen und andere Spezialforscher, nur nicht die einzig maßgebenden Pflanzenkenner, die nach einiger Vorbereitung, wie sie der gegenwärtige Stand unserer Florakenntnis von Afrika gestattet (und zu welchem Zweck die in Deutschland dargebotenen Hilfsmittel trotz aller Mangelhaftigkeit ausreichend), sich allein zu orientiren wüßten in einer verwirrenden Fülle sehr mühelos zu hebender Reichtümer, die allein auf dasjenige aufmerksam zu machen in der Lage wären, was in erster Linie bei der kommerziellen Ausbeutung jungfräulicher Gebiete in Betracht kommt."

— (Der Kongostaat und Portugal.) Wie die „Indépedance" mitteilt, hätte der Brüsseler portugiesische Gesandte bei der Regierung des Kongostaates in einer Note Protest eingelegt gegen die Schaffung eines Ost-Kuango-Distrikts, das heißt gleichzeitig gegen Einverleibung der Territorien von Lunda und des Muata Yamvo in das Freistaat-Gebiet.

„Carl Peters-Stiftung."

Es zahlten: Herr Major von Steun 25 M.; Stammtisch bei Knaebel 30 M.; Herr Laas 5 M.; Herr Reg.-Baumstr. Koenen 5 M.; Herr Dreher M. 1,50; Herr Reg.-Baumstr. Fichtner M. 5; Herr Spohn 3 M.; Herr Ingenieur Rennert 10 M.; Herr Croll 5 M.; Herr Roenick 5 M.; Herr Günther 5 M.; Herr Professor Dr. Schweinfurth 200 M.; Herr Dr. Hauchecorne 20 M.; Herr Referendar Stolte 10 M.; Herr Derge 10 M.; Herr Dr. Schwetschke 20 M.; Abteilung Höxter der D. Kolon.-Ges. 8 M.; Herr Dr. Müller, Leipheim 4 M.; Herr Hofgartendirektor Jühlke, Sanssouci 200 M.; Herr Rose 30 M.; Herr General-Lieutenant von Drigalski-Pascha, Excellenz 20 M.; Herr Professor Dr. Schüller 10 M.; Herr Professor Dr. von Cuny 200 M.; Herr Königl. Baurat Böckmann 200 M.; Herr Graf Arnim-Muskau 5000 M.; Herr Weber 50 M.; Herr Matz 3 M.; Herr Oberpostdir.-Sekretär Cumme 5 M.; Herr Assessor Falcke 30 M.; Herr Dr. Bähr 20 M.; Herr Dr. Proebsting 10 M.; Herr Rentier Oehlmann 30 M.; Herr R. Schulenburg 5 M.; Herr Prem.-Lieut. Hellwig 10 M.; ein Kolonial-Freund M. 1,50; Herr Oberstabsarzt von Falckenstein 40 M.; Herr Landrat Pachtmann 3 M.; Herr General von Ribbentropp 3 M.; Herr Reallehrer Jäger 5 M.; Herr Hauptmann von Wiedburg 3 M.; Herr Dr. Nonnig 3 M.; Herr Dr. med. Friedrich 30 M.; Herr Doderitz 20 M.; Herr Joh. Clever 20 M.; Herr Geh. Rat von Spinola 20 M.; Herr H. Wilmanu 10 M.; Herr R. Dilthey 50 M.; Herr und Frau Rohlfs 50 M.; Herr Dr. Ad. Fick 200 M.; Herr Dr. Wilhelm Junker 100 M.; Ungenannt 20 M.; Herr Dr. Max Jahns 10 M.; Herr Rich. Horstmann 20 M.; Herr W. Sorge 10 M.; Herr H. Wiebe 3 M.; Herr Major z. D. Czygan-Mülhausen i./Els. 3 M.; Herr Ehrich Hauber-Altjauer 3 M.

Ferner haben gezeichnet: Herr Kurt Hoffmann, Königl. Reg.-Baumeister 100 M.; Herr J. Runge 10 M.; Herr Königl. Reg.-Baumeister Storck 20 M.; Herr Alb. Giesau, Magdeburg 50 M.; Herr Rud. Hellgrewe 10 M.; Herr Dr. Barth 10 M.; Herr Dr. Vormeng 10 M.; Herr Königl. Reg.-Baumeister Wiskow 10 M.; Herr Dr. med. Wulffert 10 M.; Herr F. Graf Behr-Bandelin 20 M.; Herr C. J. Lange, Berlin 10 M.; Herr O. Baschin 10 M.; Herr Rud. Franke, Bildhauer 10 M.; Herr Geheimer Kommerzienrat F. A. Krupp, Essen 10 000 M.; Herr Wilh. Jordan, Berlin 20 M.; Herr Wilh. Puppe, Warschau 10 M.; Summa 17 134 M.

Berlin, den 30. August 1890.

Der geschäftsführende Ausschuß der „Carl Peters-Stiftung".
Carl Grunert, Schatzmeister.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 20. Berlin, 20. September 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Der Dampfer auf dem Viktoria-Nyanza. — Kamerun I. (Mit Karte.) — Die Nordwest-deutsche Gewerbe- und Industrie Ausstellung in Bremen II. Von Dr. M. Lindemann — Die Wanjamuesi. Von Paul Reichard. (Fortsetzung.) — Das orientalische Seminar zu Berlin. Von Hans Altona. — Korrespondenz. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Quittungen. — Aufruf.

Der Dampfer auf dem Viktoria-Nyanza.

Herr Major Liebert hat, wie erinnerlich, auf der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Köln einem Wunsche des Herrn Major von Wißmann Ausdruck gegeben, dahin gehend, daß seitens der Stadt Köln oder seitens der Kolonialgesellschaft oder der Großindustriellen Rheinlands und Westfalens in irgend welcher Form Mittel für die Schaffung eines Dampfers auf dem Viktoria-Nyanza bereit gestellt werden möchten. Der Appell ist nicht spurlos verklungen, in Köln ist unter der Hand für diesen Zweck gesammelt worden, und Wißmann hat Gelegenheit genommen, sowohl in Blankenburg als auch in Bremen und Hamburg die Notwendigkeit des Baues eines solchen Dampfers persönlich zu betonen, mit solchem Erfolge, daß wohl jetzt bereits der größere Teil der Kosten für den auf 150—200 000 Mark veranschlagten Dampfer aufgebracht ist und wie wir hören, schon die Bestellung des Dampfers bei einer Hamburger Schiffsbaufirma erfolgt ist.

Die Pläne des Majors v. Wißmann beschränken sich indessen nicht darauf, den Einfluß Deutschlands im Bereiche des Viktoria Nyanza durch Schaffung eines bewaffneten Dampfers zu befestigen, auch für den Tanganyikasee und auf dem Nyassasee, die zum Teil in den deutschen Machtbereich gefallen sind, will Wißmann Dampfer bauen lassen. Sehr erfreulich ist es, daß die Ideen des Reichskommissars bei der Bürgerschaft der Hansestädte solche Förderung gefunden haben und daß auch im übrigen Deutschland Sammlungen eingeleitet sind, welche die Pläne für Ostafrikas Erschließung fördern werden. Auch die zu Ehren des Dr. Peters gesammelte Stiftung wird voraussichtlich einem solchen Zwecke zu gute kommen, da, wie der geschäftsführende Ausschuß für die Karl Peters-Stiftung bestätigt, Dr. Peters erklärt hat, die Beschaffung eines Dampfers für den Viktoriasee würde seinen Wünschen entsprechen. An reger Teilnahme für diese koloniale Sache fehlt es sonach in Deutschland glücklicherweise nicht, es bleibt nicht bei Worten, sondern man handelt auch. Die Depression der Gemüter, welche das Bekanntwerden des deutsch-englischen Abkommens hervorgerufen hatte, ist augenscheinlich im Verschwinden begriffen und man blickt wieder mit frohem Mute in die Zukunft.

Aus der Rede des Herrn Major v. Wißmann in Bremen wollen wir nur den einen Punkt hervorheben, welcher sich auf den Dampfer für den Viktoria-Nyanza bezog. Er sagte der Weser-Zeitung zufolge:

Jetzt, meine Herren, bitte ich Sie, mit mir einen Blick auf die Karte zu werfen. Unser Deutsch-Ostafrika hat nicht nur eine Küste — und Sie wissen, daß für uns die Küste zunächst die wichtigsten Punkte unserer Besitzung bietet —, sondern es hat zwei Küsten, eine östliche und eine westliche, welch' letztere gebildet wird von dem Strand der drei Seen, des Viktoria-Nyanza, des Tanganyikasees und Nyassasees, eine Küste, die uns trennt von immensen Gebieten, die zum Teil dem Kongostaat, zum Teil England unterstellt sind. Meine Herren! Nach Freimachung und Sicherung der Meeresküste ist der nächstwichtigste Punkt die Sicherung der westlichen Küste, denn sie vermittelt zugleich den Verkehr mit den weiter innen liegenden Ländern, sowie den Sklavenhandel, der, aus dem Innern kommend, in unser Gebiet hereingeführt wird. Der wichtigste dieser uns begrenzenden Seen ist der nördliche große Viktoria-Nyanza, der, nebenbei bemerkt, auch die reichsten Länder unseres Gebietes bespült. — Sie haben vielleicht alle gelesen, daß England Anstrengungen macht, ein Dampfboot auf diesen See zu bringen, um uns in Beherrschung der Gestade dieses Sees und in Gewinnung des Einflusses auf diesem See voraus zu sein. Meine Herren, ich, der ich seit 11 Jahren die Verhältnisse kenne und jedenfalls die dortigen Verhältnisse recht beurteile, ich bin der festen Überzeugung, daß wir Anstrengungen machen müssen, zuvorzukommen, oder, wenn dieses nicht möglich sein sollte, was ich durchaus nicht glaube, wenigstens eine gleiche Stellung einzunehmen. Es wird dann zweifellos redressirt, vieles wieder ins Geleise gebracht werden, was, wie viele Leute glauben, durch unsere letzten Verträge geschädigt worden ist. Es ist mein sehnlichster Wunsch, für die Arbeiten, welche vor uns liegen, ein Dampfboot zu besitzen auf dem Viktoriasee, womöglich vor dem englischen Dampfboot, welches dort hinaufgebracht wird. Und ich möchte wohl versichern, daß es kein Sprung ins Dunkle von uns ist, wenn wir es unternehmen, ein Dampfboot dort hinzuschaffen, da es wohl möglich ist gegen die Annahme der Zeitungen aus den letzten Wochen.

Die Betonung der Handelsinteressen durfte sicher sein, in Bremen, welches stolz auf seine hanseatische Vergangenheit ist, ein gutes Gehör zu finden. Wenn aber heute in den Hansestädten mit Bezug auf das Interesse für deutsche koloniale Angelegenheiten noch nicht alles so ist, wie es sein sollte, so wird die allem Anscheine nach wachsende Erkenntnis von dem Werte unserer deutschen Kolonien für Ausbeutung durch den Handel sicher bald einen Umschwung herbeiführen. Bisher hatte die kolonialfeindliche Presse eine gewisse Unterstützung für ihre Ansichten darin finden können, daß eine große Anzahl von Hanseaten sich um nationale deutsche Kolonialpolitik wenig kümmerte, sondern ihre alten und wohl bekannten Pfade in aller Herren Ländern weiter verfolgte. Wenn sie aber weiter argumentirt, daß die Hanseaten, welche an der Westküste Afrikas oder in der Südsee etablirt sind, das deutsche Protektorat als etwas ganz Nebensächliches betrachten, so begeht sie einen großen Irrtum, wenn nicht eine bewußte Fälschung. Man braucht nur daran zu erinnern, welche Schwierigkeiten den Hanseaten auf den französisch gewordenen Gesellschaftsinseln bereitet wurden, wie der Kampf um die Herrschaft im Handel schließlich zu Gunsten der nationalen Flagge ausfiel, und wie die Engländer die Annexion von Fidschi auf eine ganz unerhörte Weise ausgebeutet haben, um, unter dem Vorgeben des Schutzes der Eingeborenen, die deutschen Handelsinteressen zu schädigen. Das Beispiel von Samoa ist ebenfalls sehr lehrreich, denn es wird kaum Jemand zu bestreiten wagen, daß eine Annexion Samoas seitens der Deutschen im Jahre 1880 unsren Handelsinteressen dort einen gewaltigen Impuls gegeben haben würde, der uns zu unbestrittenen Herrschern der Inselgruppe gemacht hätte. Die Handelsfirmen, welche allmählich ihre Geschäfte nach dem westlichen Teile des Stillen Ozeans ausdehnten, sahen ganz deutlich den Zeitpunkt herannahen, wo sie infolge der Konkurrenz der durch die Flagge gedeckten Engländer und Franzosen aus dem östlichen Teile sich hätten zurückziehen müssen, und die weitblickenden Kaufleute gingen demgemäß weiter. Wenn aber solche Verhältnisse infolge nationaler Rivalitäten noch vor Beginn der deutschen Kolonialpolitik in der Südsee sich entwickeln konnten, so war der Kaufmann in Westafrika, mochte er ein Deutscher sein oder einer anderen Nation angehören, in den Küstenländern, wo eingeborene Häuptlinge herrschten, auf Gnade oder Ungnade von ihren Launen abhängig. Was war denn der hanseatische Kaufmann in Kamerun vor der Besitzergreifung durch das Deutsche Reich? Gegenüber den oft unverschämten Häuptlingen spielte er keine beneidenswerte Rolle, von einem direkten Handel mit dem Hinterlande war keine Rede, er hielt sich nur durch ein geschicktes Schaukelsystem,

welches aber wahrhaftig nichts weniger als erhebend war. Die jetzt gewonnene Sicherheit bürdet ihm sicherlich große Lasten auf, aber die Vorteile liegen heute schon so klar zu Tage und werden sich noch so vermehren, daß niemand den früheren Zustand herbeisehnt. Es ist geradezu lächerlich, wenn die Kolonialfeinde noch immer aus der an und für sich ganz richtigen Behauptung, daß auf den Faktoreien der Hanseaten in Westafrika sich die dortige deutsche Kolonialpolitik aufgebaut habe, die Folgerung ziehen wollen, daß die Kolonialbewegung überflüssig sei. Wenn das Deutsche Reich nicht Hunderttausende für die Erforschung des Hinterlandes ausgegeben, nicht eine Regierung eingesetzt und die unbotmäßigen Häuptlinge gezüchtigt hätte, so säßen die Hamburger Kaufleute noch heute auf ihren Hulks im Kamerunfluß und keiner von ihnen würde es wagen, ein paar Meilen den Mungo in Handelsgeschäften hinaufzugehen, aus wohl begründeter Furcht, ermordet zu werden. Wenn die Hanseaten heute den Zügen der Forschungsreisenden in das Innere folgen und den Ring der Zwischenhändler durchbrechen, so bestätigt dies eben wieder die Wahrheit des so oft angegriffenen Wortes, daß der Handel der Flagge folgt. Ursprünglich auf den Handel zur See angewendet, hat der Satz aber auch eine tiefe Bedeutung für das afrikanische Festland. Man kann die Karawanen mit einem Schiff vergleichen, die fast undurchdringlichen Urwälder und wasserlosen Wüsten mit unbekannten und gefahrvollen Meeren, die Völkerstämme des Innern mit Insulanern, und wird dann bald einsehen, daß der Flagge der Karawane eine ganz eigene Bedeutung innewohnt. Nicht das Bestreben, die politische Macht auszudehnen, nicht der Trieb in unbekannte in der Phantasie golden erglänzende Fernen führte zur Kolonialpolitik, sondern die Erkenntnis, daß Deutschland bei dem Wettkampfe anderer Völker, ihre Handesgebiete zu erweitern und die Kolonisation von äußeren Einflüssen unabhängig zu machen, nicht mehr müßig zusehen dürfe. Wenn ein Teil der Hanseaten heute noch in den alten Bahnen ruhig weiter arbeitet, welche ihren Reichtum und Stolz begründen halfen, so ist es begreiflich, ja sogar selbstverständlich, aber man soll von kolonialfeindlicher Seite doch endlich aufhören, der jüngern Generation, welche neue Felder und andere Triften aufsuchen will, vorzureden, daß alle Bestrebungen für unsere Kolonien über soliden kaufmännischen Wagemut hinausgingen und in abenteuerliche Projektenmacherei hinausliefen.

Wir möchten aber nicht das alleinige Gewicht auf die Vorteile legen, die dem Handel aus dem Bestehen eines Dampfers auf dem Viktoria-Nyanza erwachsen, da die Größe des Handels, welcher den direkten Weg vorziehen würde und die Kosten des Dampfertransports tragen könnte, nicht annähernd anzugeben ist. Denn eine erste Vorbedingung für eine großartige Handelsentwicklung im Innern ist eine gute Verbindung mit der Küste; so lange dieselbe nicht hergestellt, sondern der Transport von allerlei Zufälligkeiten abhängig ist, wird das Schwergewicht auf anderer Seite zu suchen sein — auf der allgemein zivilisatorischen. An den Ufern des Sees wohnen über eine Million Menschen, welche von Jahr zu Jahr mehr in Berührung mit den Europäern kommen und von uns noch für die Kultur zu gewinnen sind. Das Feld für unsere Thätigkeit ist so groß, die Barbarei der dort wohnenden Völkerschaften so entsetzlich, daß es wie eine rettende zivilisatorische That erscheint, mit Hilfe eines Dampfers überall an den Küsten neue Keime der Kultur pflanzen zu können und unruhige Völkerstämme im Zaume zu halten. Aus diesen letzten politischen Gründen halten wir es gerade für wichtig, daß nicht Segelschiffe, wie von verschiedenen Seiten vorgeschlagen wird, sondern Dampfer gebaut werden, welche unabhängig von Wind und Wetter und den Sklavenschiffen durch ihre Größe und Schnelligkeit überlegen sind.

Die Gegner haben natürlich allerlei Bedenken im Hinblick auf das besondere Projekt des Herrn Major v. Wißmann; sie nennen es einen Sprung ins Dunkle, obwohl die Engländer auf dem Nyassa und Tanganyika bereits Dampfschiffe besitzen und obwohl der Kongostaat und die Missionen mehrere Dampfschiffe über das schwierige Terrain zwischen Matadi und Stanley Pool nach dem oberen Kongo hinaufgebracht haben. Der deutsche Dampfer würde größer als die vorher genannten werden müssen und demgemäß würden sich auch die Schwierigkeiten des Transportes vermehren. Der Schreiber dieses hat aber in einer längeren Unterredung mit dem Herrn Major v. Wißmann die Überzeugung gewonnen, daß unter heutigen Verhältnissen die Gefahren des Transports nicht unüberwindlich sind, daß die Technik der Zerlegbarkeit der Dampfschiffe einen so hohen Grad erreicht hat, um eine Fortbewegung der einzelnen Teile selbst auf afrikanischen Pfaden zu ermöglichen. Man kann diese Sache vertrauensvoll dem Major v. Wißmann und seinem Stabe von geschulten und erfahrenen Leuten überlassen.

Es handelt sich für uns jetzt darum, das moralische, politische und Handelsübergewicht an den großen Seen zu gewinnen; möge das kolonialfreundliche Deutschland sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen!

*

Kamerun.

I.

Die Forschungsreisen in Kamerun haben in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß es wohl angebracht ist, einen Blick auf das bisher geleistete an Hand der Karte zu werfen und die agrikulturellen, sozialen und politischen Bedingungen für die Entwickelung der Kolonie im Anschlusse daran zu behandeln.

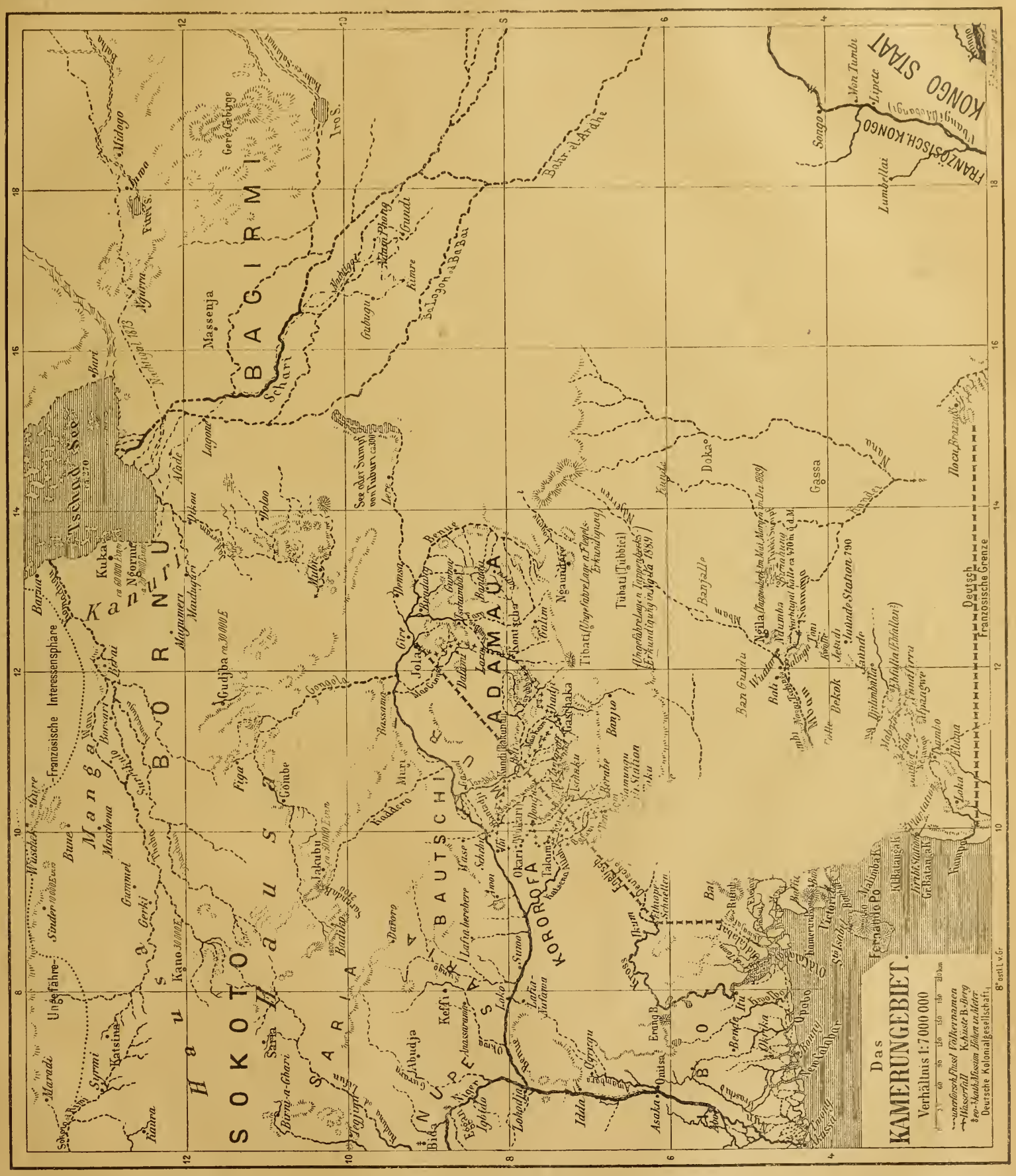
Als die Deutschen in das Land kamen, war nur ein schmaler Küstenstreifen bekannt, einige Forscher hatten zwar den Kamerunberg bestiegen und waren auf den Flüssen bis zu den ersten Fällen vorgedrungen, aber die Eifersucht der Zwischenhandel treibenden Stämme erwies sich als eine unübersteigbare Schranke. Dazu kam noch, daß die Beschaffung von Trägern eine sehr schwierige und kostspielige war, die Sansibariten, mit deren Hülfe Stanley Afrika durchquerte, und welche noch immer die weitaus besten Träger und Soldaten liefern, hier nicht vorhanden waren, und die feige Küstenbevölkerung vor den kräftigeren Stämmen des Innern trotz des Hohnes, mit welchem sie die Buschneger behandelten, doch eine gewaltige Scheu hatte. Abgesehen von diesen Hemmnissen bot aber das Eindringen in das Land mancherlei natürliche Schwierigkeiten dar. Die Flußläufe sind nur für kurze Strecken befahrbar, an den Ufern erhebt sich dichter, fast undurchdringlicher Urwald, der Kamerungebirgsstock ist schwer zu umgehen und im Süden erstreckt sich bis zum Rio Campo ein Urwaldsgürtel, welcher fast an 25 deutsche Meilen breit und nur in einigen wenigen Lichtungen schwach besiedelt ist.

Es boten sich daher, als im Jahre 1886 das Auswärtige Amt für die Erforschung des Hinterlandes einige Mittel zur Verfügung stellte, ganz von selbst zwei Forschungsgebiete dar, ein nördliches und ein südliches. Das erstere war ferner gegeben durch die Notwendigkeit, mit dem Benuë in Verbindung zu treten, von wo aus Flegel schon nach Kamerun zu dringen versucht hatte. Der Versuch des Dr. Schwarz, von Kamerun aus das Hinterland zu erreichen, war mißglückt, es bedurfte, wie aus den Mitteilungen desselben hervorging, umfassender und langwieriger Vorarbeiten, ehe diese Forschungsarbeit wieder unternommen werden konnte.

Als Führer der Expedition im nördlichen Gebiet wurde Herr Dr. Zintgraff ausersehen (geboren am 16. Januar 1858 zu Düsseldorf), welcher bereits im Jahre 1884 mit Dr. Chavanne den unteren Kongo bereist hatte. Er legte die Barombistation am Elefantensee an, auf welcher neben wissenschaftlichen auch kulturelle Versuche gemacht werden sollten. Die Station besteht aus einem Wohnhaus für die Europäer mit darüber befindlichem Lagerraum und der Werkstatt für den Zimmermann, einem Haus für 80 Arbeiter, einem Dolmetscherhaus für 8 Mann, einer Küche, Geflügelhaus und einem meteorologischen Observatorium. Das Wohnhaus ist 9,5 Meter lang, 6 Meter breit und steht auf 2 Meter hohen Pfählen, die Zimmerhöhe vom Fußboden bis zum Dachfirst beträgt 6,5 Meter. Von dieser Station, welche bald der Aufenthaltsort für mehrere wissenschaftliche Reisende wurde, versuchte Zintgraff bereits im Mai 1888 einen Vorstoß nach Norden zu machen, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren; ein neuer Zug im Juli führte ihn in das Land der Banyang, aber diese Völkerstämme zeigten sich feindlich, so daß Zintgraff nichts weiter übrig blieb, als nach der Station zurückzukehren und die Kräfte für eine neue Expedition zu sammeln. Bereits im Januar 1889 erschien er aber wieder bei den Banyang, diesmal von einer starken Karawane besonders tüchtiger westafrikanischer Neger begleitet, die den Dorfhäuptlingen Respekt einflößen mußten. Zintgraff hatte seinen Weg trotzdem zu erkämpfen, gelangte aber dann in das Grasland des Sudans. Die Bali, in deren Gebiet er sich jetzt befand gehörten aber noch nicht zu den eigentlichen Adamauastämmen, sondern sind als ihnen in Gebräuchen und äußerer Erscheinung ähnliche Grenzstämme zu bezeichnen. Dr. Zintgraff hatte zwar mit Fo Bessori, dem unermüdlich Palmwein zechenden Oberhäuptling von Na Taku, Blutsfreundschaft geschlossen, aber der Häuptling Garega konnte doch die Expedition mehrere Monate lang aufhalten, die Zintgraff zur Anlage einer Station benutzte. Ende April konnte Zintgraff aufbrechen und gelangte über Bandeng, ein 4000 Einwohner zählendes Dorf, nach Bafut, dessen Häuptling Knalem die Straße nach Bagnio beherrschte. Die Einwohner, welche große Wegegelder zu erpressen suchten, schienen verräterischer Natur zu sein, sodaß der Reisende sich selbst einen Weg suchte, welcher die Karawane durch unwirtliche Gegenden führte, bis sie zu Siedelungen mit fremdartiger Bauart der Häuser (rund mit rundem Spitzdach) gelangte. Es waren dies nach der Erklärung des Haussa-Dolmetschers Pflanzdörfer, wie solche in Adamaua stets zu den größeren Dörfern gehören. Die Eingeborenen trugen bereits die langen Haussagewänder, Hosen und Turbane, waren mit langen Schwertern und Spießen bewaffnet, ließen aber, obwohl sonst freundlich, die Expedition nicht in ihre mit Lehmmauern umgebenen Dörfer. Leere Schnapsflaschen, welche gleich Thurmknäufen die spitzen

Dächer der Häuser zierten, verrieten, daß nicht fern sich Weiße aufhalten mußten. Von Takum erreichte Dr. Zintgraff am 28. Mai Donga am Wukarifluß, einem Nebenfluß des Benuë, und hatte somit den Anschluß an Flegels Reisen im südlichsten Teile von Adamaua

bereits eine Faktorei der Royal Niger Company etablirt war. Dort traf er mit einem der ehemaligen Begleiter Flegels, der mit diesem in Berlin gewesen, Madugu Gaschimbaki, zusammen, welchen er in seinen Dienst nahm. Gaschka war das erste Dorf, das er in dem zur



gefunden. Dann ging es nach Okagri (dem Wukari Flegels), wo der Reisende von Mr. McIntosh, dem Agenten der europäischen Niger-Kompanie am Benuë, in freundlicher Weise Proviant zugeschickt erhielt. Auch in Ibi fand er in der dortigen Faktorei der Kompanie gastfreundliche Aufnahme und konnte sich mit den nötigen Tauschartikeln ausrüsten. Von dort brach Zintgraff nach kurzer Zeit nach dem am Tarabba liegenden Kundi (Flegels Bakundi) auf, wo

deutschen Interessensphäre gehörigen Teil von Südadamaua betrat. Da der dortige Häuptling Sambo erklärte, er dürfte die Expedition ohne Erlaubnis des Oberhäuptlings von Jola am Benuë nicht nach Bagnio ziehen lassen, so ging der Reisende selbst nach Jola, wo er gut aufgenommen wurde. Der Oberhäuptling konnte ihm aber keine Führer nach Bagnio mitgeben, da er selbst nicht gut bekannt sei, so daß Zintgraff nach Gaschka zu dem gastfreien und klugen Sambo

zurückkehrte. Derselbe gab ihm Führer, die ihn nach Takum brachten, das er vor fünf Monaten verlassen hatte. Auf dem Wege nach Bafut überfiel die Expedition ein schlimmes Unwetter, infolgedessen 16 Leute umkamen. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kam Zintgraff wieder bei Garega auf der Balistation an, und nachdem sich alle erholt hatten, in Barombi und am 5. Januar 1890 in Kamerun.

Diese bemerkenswerte, in ihren Folgen noch nicht zu übersehende Expedition ruft uns, soweit sie auf Adamaua Bezug hat, wieder die Bestrebungen ins Gedächtnis, welche Robert Flegel, der mutige deutsche Pionier auf dem Benuë, auch in diesen Ländern verfolgte. Es liegt vor uns eine Reihe vergilbter, mit Bleistift beschriebener Blätter aus seinem Nachlaß, welche die letzte Kunde über diese Gegenden, wie sie R. Flegel gesammelt hat, enthalten. Das Schriftstück ist nicht vollständig, es fehlt der Schluß, auch ist weder Ort noch Datum angegeben, da wahrscheinlich Flegel vom Fieber zur Zeit der Abfassung des Berichts befallen wurde. Wir glauben, nicht fehlzugehen, wenn wir in demselben Sinne wie sein Bruder E. Flegel dies als die letzte größere kolonialpolitische Mitteilung des Reisenden ansehen.

Der letzte Bericht Robert Flegels.

„Kein Staat kann ohne Beleidigung oder Verletzung einen anderen Staat von der Verkehrskonkurrenz mit einem dritten Staat ausschließen, wenn dieser nicht selbst die Ausschließung will oder geltend macht."

Internationales Völkerrecht.

In einer Zeit, wo aller Völker Blicke auf die in den Atlantischen Ozean mündenden Riesenströme Afrikas und die von denselben durchströmten, vor kurzem noch fast gänzlich unbekannten Gebiete des westlichen Sudan in so hervorragender Weise gerichtet sind, wird dieser Satz des internationalen Völkerrechts auch besondere Anwendung finden müssen auf Staaten mit Halbzivilisation und selbst Gebiete wilder Völkerschaften. Es ist nicht zu leugnen, daß solche praktische Anwendung ihre besonderen Schwierigkeiten haben wird, aber die Existenzbedürfnisse der meisten Völker des zivilisirten Europa haben sich in letzter Zeit so stark vermehrt, daß es eine Pflicht der Selbsterhaltung für viele und vor allem für uns Deutsche ist, uns von dem Mitbewerb um die großen materiellen wie ideellen Vorteile, die der lebhafte Verkehr gerade mit solchen Völkern bietet, nicht ausschließen zu lassen. Dr. Hübbe-Schleiden hat uns diese Vorteile so überzeugungswahr geschildert, daß wohl kaum jemand ihn gegenwärtig hierin erreichen, am allerwenigsten übertreffen wird. Es genügt, alle Zweifler auf seine Zahlenbilder zu verweisen und für wen diese nicht Überzeugungskraft haben, dessen Anschauung ist ein unheilbarer Staar in sozialpolitischer Hinsicht. England hat seit langer Zeit schon die Vorteile dieses Verkehrs fast ausschließlich genossen und verdankt diesem Umstande seinen Reichtum, sein Ansehen und seine Machtstellung. Es ist begreiflicherweise besorgt, sich dieselben für die Zukunft zu erhalten und bestrebt, den Eintritt voraussichtlicher Verluste durch Sicherung neuer Gebiete zu decken. Daher die Anerkennung der Rechte Portugals auf dem Kongo, wogegen mit Recht und mit Erfolg die mitbewerbende Welt ihr Veto einlegte unter Führung des Fürsten Bismarck, daher allein das Intriguenspiel zur Monopolisirung des ganzen Niger-Benuë-Gebietes, wo es scheint, daß England den Sieg behalten solle. Es ist dies in vieler Beziehung eine Parallele zur Anerkennung der Macht Portugals auf dem Kongo und ebenso sehr unrecht gegen die mitbewerbende zivilisirte Welt als gegen die Rechte und den entschieden ausgesprochenen Willen der Bevölkerung wie der Machthaber im Sokoto-Gandu-Reiche

Die offizielle, mir gemachte Anzeige des Mr James A. Malcolm, datirt Bakundu, den 1. Oktober 1888, lautet: I beg to inform you that the National African Company has concluded treaties with the kings of the following countries: Bubundjidda, Jola, Murilane, Nassarawa, Keffi, also with the kings and chiefs and people of the tributary rivers, Tarabba, Donga, Kitschena (soll heißen Katrena. Anm. Flegels.) and with the various tribes of natives on the river Benuë as far as Lokodja. — Diese Anzeige ist in Bezug auf Jola — mithin ganz Adamaua — also gerade das für uns und für den Elfenbeinhandel wichtigste Gebiet — unwahr, in Bezug auf Bubundjidda sehr fraglich, in Bezug auf das Tarabba-Gebiet, Kundi, Beli, durch unsere früheren Rechte wenigstens anfechtbar und wird in Bezug auf viele andere Gebiete bestritten von den Landesherren, steht also im gleichen Fall mit Kundi.

Seit ich meinen letzten Bericht an die Gesellschaft abschickte, dem ich ein Schreiben für das Auswärtige Amt beizufügen hatte, änderten sich die Verhältnisse verhältnismäßig zu meinen Gunsten. König Burba, der meine verschiedenen Gesuche wegen Fortsetzung des Hausbaues nicht direkt beantwortete, zwang ich zur Antwort, indem ich ihn schriftlich aufforderte, die Rechtsgelehrten und seine Großen zu berufen, um mir entweder zu sagen, weshalb er die mir früher gemachte Zusage rückgängig gemacht habe, oder aber, wenn ich mir diese Behandlung seinerseits nicht durch meine Schuld zugezogen, mir die gewährten Rechte wieder zu bestätigen und nicht von der Entscheidung der Engländer abhängig zu machen. Der Brief wurde öffentlich verlesen und ihm übersetzt; er gab mir sofort vollständig Recht und hieß mich den Bau der Station wieder aufnehmen. Als ich die zur Vollendung des Baues in Kundi nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, machte ich mich zur Reise nach Jola bereit. Der Weg nach Gaschka war durch Wegelagerer verlegt und erst kürzlich eine große Karawane völlig ausgeplündert, der Führer Madugu Matsugo und viele andere getötet worden. Burba versprach mir bewaffnete Begleitung, die aber lange ausblieb, da seine Unterthanen wenig Gehorsam zeigen; ich wartete in Beli 14 Tage auf deren Ankunft und sandte Boten nach Gaschka. In Beli gelang es mir, fast die alten Rechte wieder zu erringen, und es ist kein Zweifel, daß es mir gelingen wird. — Diesesmal wurde ich in dieser Bemühung gestört durch die Ankunft des Mr. N. Thomas, Agent der Kompanie von Kundi, der sein Geschäft geschlossen hatte und mit Lasten nach Beli gekommen war, die er „an seine Freunde" verteilte. Von Gaschka wurden mir 9 Reiter und 30 Mann entgegen geschickt und ich konnte abreisen, ohne die Bedeckung von Burba abwarten zu müssen, die uns, 10 Mann stark, am andern Tage folgte.

In Gaschka erfuhr ich, daß die Engländer bei ihrem Besuch dem Landesherrn einen Vertrag vorgelegt hätten, der nur für die Sicherung der Handelswege und für das Versprechen: Keinem Europäer den Aufenthalt in seinem Gebiete zu gestatten, der nicht von ihnen, der Company, empfohlen wäre — einen jährlichen Lohn von 20 Gewehren, 20 Fäßchen Pulver und Zeuge gewährleistete. Der Landesherr Zambo, der mir besonders gewogen ist, hat geantwortet: Ich (Abdurahamani) bin sein Freund, hätte überdies Sachen bei ihm zurückgelassen und müßte eine Ausnahme machen. Mir kam eine Ordre zu Gesicht, ausgestellt auf Gewehre und Pulver und zurückgelassen von den Herren der Company in Gaschka, die zur Einlösung nach Kundi geschickt wurde. Für mich steht es trotzdem außer jeden Zweifel, daß Zambo nicht auf jenen Vertrag eingegangen ist. Zambo empfing mich sehr freundlich, schickte Bote nach Jola, um sich in meiner Angelegenheit zu verwenden. Dieselben blieben sehr lange aus (35 Tage statt 12), der eine Bote wurde unterwegs krank. In Gontscha, wo Djammo Bakari, der Stadthalter, meine früheren Boten und Briefe (aus Furcht vor seinem Lehnsherrn) zurückgehalten, erhielten jetzt die Boten von Gaschka die Briefe zur Mitnahme ausgehändigt. Der Herrscher von Jola beschenkte beide (meine sowohl wie Zambos Gesandten) mit Feierkleidern und sagte, ich sollte kommen, antwortete aber nicht auf einem Schreiben auf das meinige. Zambo hatte ein Schreiben erwartet und war enttäuscht, ja besorgt, er hätte, indem er sich für mich verwendet, nicht recht gehandelt und befürchtete, sein Lehnsherr könnte ihm deshalb zürnen. Ich war lahm an Händen und Füßen durch Erkältung seit meiner Ankunft und sollte warten, bis ein zweiter Bote die Ursache dieses Verhaltens der Jola-Herren erkundet hätte . . . .

Die Nordwest-deutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Bremen.

Von Dr. M. Lindemann.

II.

Der in den Tagen des 6. und 7. September stattgehabte Besuch einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Kolonialgesellschaft aus einer Reihe von deutschen Städten[1]) hat das hier noch bisher so schwache Interesse für unsere Kolonialsache merklich belebt. Das zeigte sich deutlich beim Kommers im Parkhause der Ausstellung am 6. abends, dem leider nicht, wie gehofft wurde, der Reichskommissar Major von Wißmann beiwohnen konnte. Durch seinen Besuch in Belgien bei König Leopold zurückgehalten, traf er erst am 7. in der Frühe hier ein. Wenn auch das Bedauern, daß Wißmann nicht beim Kommers anwesend sein konnte, selbstverständlich bei allen Teilnehmern des letzteren — an 300, unter ihnen Männer aus allen Berufskreisen unserer Stadt — ein allgemeines war, so bekundete sich doch in den zündenden Ansprachen, welche von verschiedenen Seiten gehalten wurden, in dem ungeteilten Beifall, wie in den warmen Erwiderungen, welche sie fanden, das lebhafte Interesse, welches in einem großen Teil unserer Bevölkerung für die Bestrebungen der Deutschen Kolonialgesellschaft erwacht ist. Neben der Rede des Senators Stadtländer-Bremen, welcher in kurzen treffenden Zügen die Verdienste würdigte, welche sich der Reichskommissar Major v. Wißmann durch seine so erfolgreiche Teilnahme an der deutschen Afrikaforschung und neuerdings durch seine rasche gründliche Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika erworben hat, war besonders die Rede des Dr. Schaefer, eines geborenen Bremers, gegenwärtig Professor der

*) Es waren von auswärts 70 Herren aus 30 deutschen Städten angemeldet.

Geschichte an der Universität Tübingen, bemerkenswert. Er bekannte sich als ein entschiedener Anhänger der deutschen Kolonialbestrebungen, indem er dieselben besonders durch historische Thatsachen rechtfertigte. Er erinnerte daran, daß bald nach der Entdeckung Amerikas nicht blos, wie bekannt, die Augsburger Welser, sondern auch die Hansestädte, unter ihnen wahrscheinlich auch die Bremer, es nicht an den größten Anstrengungen fehlen ließen, um an dem durch die neu entdeckten Seewege nach Ost- und Westindien eröffneten direkten Welthandel, sowie an der Kolonisation der erschlossenen fernen Länder teil zu nehmen und wie nur die Ohnmacht Deutschlands zur See diese Bestrebungen in derselben Weise scheitern ließ, wie es geschehen konnte, daß die Königin Elisabeth von England durch die wohlerworbenen Handelsprivilegien deutscher Kaufleute einen dicken Strich zog und daß die Ostseefahrt nach der Newa vertragswidrig der deutschen Flagge verschlossen wurde. So knüpfen sich die deutsch-kolonialen Bestrebungen der Gegenwart an die Ziele an, welche dereinst auch die hansischen Kaufleute erstrebten, aber infolge des Mangels an einer einigenden, die mancherlei Einzelinteressen ausgleichenden, nach außen kraftvoll und gefürchtet dastehenden Macht nicht erreichen konnten. Diese Macht ist jetzt in Kaiser und Reich lebensvoll und wirksam geschaffen, sie verbürgt die endliche Erfüllung auch der kolonialen Aufgaben, zu denen Deutschland berufen. Lebhaftester Beifall folgte diesen treffenden Worten. —

Die zahlreichen Ovationen, welche am 7. September dem inzwischen eingetroffenen Reichskommissar von Wißmann, nicht allein von den Festteilnehmern, sondern von der gesamten Bevölkerung in überraschender, wahrhaft großartiger Weise bei seinem Besuch der Ausstellung und der Stadt dargebracht wurden, galten natürlich zunächst dem kühnen Forscher und tapfern Mann, der, wie der Präsident der Ausstellung, Herr Papendieck sagte, Ruhe und Ordnung in den vom Deutschen Reich erworbenen Gebieten Ostafrikas geschaffen und so dem Handel neue Wege gewiesen. Allein ein, wenn auch immerhin noch unbewußtes Interesse für die Sache selbst, für das Gedeihen und die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Kolonien, namentlich in Ostafrika waltete doch auch bei allen diesen Kundgebungen, wenn auch zur Zeit in Bremen bezüglich Ostafrikas jenes Interesse nur ein allgemeines patriotisches sein kann, da die Bremischen Handels- und Faktorei-Interessen in Afrika sich zur Zeit fast allein auf West-Afrika, auf Togoland, beschränken. Auch der Präsident des Senats, Bürgermeister Buff, würdigte die Bestrebungen der Deutschen Kolonialgesellschaft in seiner Tischrede mit warmen Worten, während Herr J. F. Wessels den Toast auf den Kaiser ausbrachte. Sehr treffend knüpfte bei diesem Festmahl im Parkhause Major v. Wißmann seine Bitte an die Bremer Kaufleute, den deutschen Kolonialunternehmungen Hülfe zu leisten und insbesondere sich zur Erhaltung und Kräftigung des deutschen Einflusses auf dem Viktoria-Nyanza, für die Beschaffung eines Dampfers thätig zu interessiren, an das an, was er auf der Handelsausstellung gesehen. Die dort ausgestellten Erzeugnisse der Plantagen, welche von Bremer Kaufleuten in tropischen Ländern angelegt worden, bewiesen glänzend, daß diese das Kolonisiren wohl verstehen und somit giebt Wißmann mit Recht die Hoffnung nicht auf, daß die so erworbenen Kenntnisse, Erfahrungen und Beziehungen demnächst mit Hülfe der bedeutenden Geldmittel, über welche Bremen, — dies zeigt u. a. auch der von Wißmann und den Herren der Kolonialgesellschaft besuchte neue großartige Freihafen bei der Stadt, — verfügt, demnächst von den Bremer Kaufleuten und Reedern zum Besten des Handels und der Schifffahrt nach unseren Kolonien, wie der Bewirtschaftung der letzteren nutzbar gemacht werden. Herr Senator Stadtländer toastete dann auf die anwesenden Ehrengäste, Herr Direktor Bruhn (Lübeck) auf Herrn Dr. Finsch. Nach der Herrn Dr. Finsch bereiteten Ovation nahm noch einmal Herr Senator Stadtländer das Wort. Als er vor einer Reihe von Jahren, da es sich um den siebzigsten Geburtstag des Fürsten Reichskanzler gehandelt habe, in der Kolonialgesellschaft zu Berlin dem Auftrage gemäß den Antrag seitens der Gesellschaft, an den Fürsten Bismarck eine Adresse abzusenden, begründet hätte, habe er dies mit dem kurzen, damals Beifall findenden Wort gethan: Bismarck hat zu allen seinen unsagbaren Verdiensten um das Vaterland auch das gefügt, daß er unser Vaterland zum Mutterlande gemacht hat. Es bedürfe wohl keines weiteren Wortes, um dies zu begründen. Alle würden sich gern zu einem Hoch auf den Fürsten Bismarck vereinen. „Der Begründer unserer Einheit lebe hoch." Nachdem der jubelnde Beifall verklungen, wurde ebenso begeistert die Zustimmung erteilt zur Absendung des folgenden Telegramms an Fürst Bismarck nach Varzin: „Die festliche Versammlung Bremischer Bürger und zahlreicher Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Ehren des Herrn Reichskommissars Majors v. Wißmann, sendet Ew. Durchlaucht ihre ehrerbietigsten dankbaren Grüße." — Der Redner führte dann weiter aus, daß es wohl keiner mehr als Fürst Hohenlohe-Langenburg, der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, bedauere, der Versammlung nicht beiwohnen zu können. Er habe geschrieben, daß ihm der Arzt wegen einer unlängst überstandenen Augenentzündung die Reise untersagt habe. Mit lautem Bravo wurde dann der Vorschlag aufgenommen, dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg folgende Depesche zu übermitteln: „Die Festversammlung bremischer Bürger und Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft und Major von Wißmann senden Ew. Durchlaucht ihre ehrerbietigsten Grüße und aufrichtigen Wünsche." Es toastete dann noch Herr Dr. Timotheus Fabri aus Köln auf Herrn Dr. Carl Peters, Herr Bürgermeister Menge (Lauenburg) auf den Festausschuß und Herr Dr. Engels (Ruhrort) richtete die Bitte an die hiesige Abteilung der Kolonialgesellschaft, die Sache leitend in die Hand zu nehmen und schnell zu fördern.

Das Interesse der Herren von der Kolonialgesellschaft an der Ausstellung konzentrirte sich natürlich auf die Handelsausstellung, durch welche unter kundiger Führung ein mehrstündiger Rundgang gemacht wurde. Über diese möchten wir, anknüpfend an das in Nr. 16 der Deutschen Kolonialzeitung gesagte, nun noch eine Reihe von Bemerkungen in der Richtung machen, daß wir besonders eine Anzahl Artikel hervorheben, welche über See, roh- oder halbverarbeitet eingeführt, von der deutschen Industrie zu gewinnbringenden Fabrikaten weiter verarbeitet werden.

Wir besprechen zunächst die Elfenbein- oder Steinnuß, welche uns in der Abteilung Kolumbien in einer äußerst lehrreichen Weise als Rohstoff, Halb- oder Ganz-Fabrikat vorgeführt wird. Die Früchte des Taguabaumes (Phytelephas macrocarpa) enthalten bekanntlich tauben- oder hühnereigroße Samenkörner, welche, vollständig ausgereift, die Eigenschaft des Elfenbeines besitzen und unter dem Namen Elfenbeinnüsse, Stein- oder Korozosnüsse, vegetabilisches Elfenbein, hauptsächlich zu Knöpfen verarbeitet werden. Diese Industrie begann in Deutschland erst vor 25—30 Jahren und hat sich seitdem in verschiedenen Städten, namentlich in Schmölln, bedeutend entwickelt; der Haupteinfuhrhafen ist Hamburg. Ich gebe weiter unten eine noch etwas vollständigere Statistik, als sie der Katalog der vorjährigen Hamburger Handelsausstellung bietet, die Bedeutung des Artikels ergiebt sich daraus zur Genüge. Die Heimat des Tagua oder Nuez de Corozos sind die heißen, feuchten, niedrig gelegenen Flußthäler Kolumbiens und Ekuadors, die günstigsten Terrains sind solche, welche in der Regenzeit beständig überschwemmt sind und dann 3—4 Monate trocken liegen. Über das Wachstum der Pflanze ist folgendes zu bemerken. Die Pflanze wächst ohne gemeinsamen Stiel oder Stamm, sie läßt ihre palmartigen Blätter aus dem Boden sprießen und zwar Jahre lang aus derselben Wurzel. Die Frucht bildet sich an der Wurzel, eben unter der Erdoberfläche, sie wird erkennbar durch Anschwellen des betreffenden Teils der Wurzel. Die Frucht erreicht die Größe einer Melone, ihr Fleisch ist weich, saftig und schmeckt nicht unangenehm, es umschließt die Taguas (etwa 6—10). Die Taguasucher werfen die Frucht mit einem Spatenstich aus ihrem Bett heraus, das Vertrocknen der Frucht, beziehungsweise das Abfaulen von den Fleischteilen wird durch die Witterung bewirkt. Viele Taguas werden von den großen Heerden wilder Schweine — peccaris-sahinos — aufgewühlt, ihnen dient das Fleisch zur Nahrung, während sie die Samenkörner (Taguas) verschmähen. Die letzteren werden dann aufgesammelt und während der trockenen Jahreszeit an den Wasserläufen aufgestapelt. Die ersten Regen lassen die Waldbäche anschwellen und ermöglichen deren Befahrung durch Flösse (balsas) und Kanus; mittelst dieser Vehikel werden die Taguas dann an die Ufer der größeren Flüsse zum Transport an die Küste gebracht. Zweimal im Jahre ist Taguaernte, die Zeit richtet sich nach der zweimaligen Jahres-Regen- und Trockenperiode. Die Frucht (der Samen) ist übrigens, wenn vom Fruchtfleisch umhüllt, eßbar und dient den Taguasuchern, wenn ihnen die Rationen knapp werden, wochenlang als alleinige Nahrung. Wenn die Pflanze von dem Fleisch getrennt ist, erhärtet die Tagua rasch. Die sumpfigen Niederungen, in welchen die Taguas gedeihen, sind begreiflicher Weise sehr ungesund, daher nicht besiedelt; das Loos der Taguasucher — tagueros — ist durchaus nicht beneidenswert. Außer den Beschwerden, welche das Leben im Urwald mit sich bringt, haben die Tagueros auf ihren Expeditionen, die jährlich zwei Mal auf je 3 Monate ausgerüstet werden, oft mit harten Entbehrungen zu kämpfen, in der ersten Zeit, da sie mit Allem wohl versehen sind, wird flott gelebt, später ist Schmalhaus Küchenmeister. Häufig bringen die armen Teufel von ihren Expeditionen den am Leben zehrenden Keim der Malaria mit. Was Menge und Wert der nach Deutschland eingeführten Steinnüsse betrifft, so bemerkt der vorjährige Handelsausstellungskatalog, daß Hamburg den Handel mit Steinnüssen fast ganz an sich gezogen habe, nur kleinere Dampferabladungen gingen nach Havre, Liverpool und London. Hier folgt nun ein statistischer Überblick über Mengen und Wert der Zufuhren von Steinnüssen in Hamburg.

Zufuhren an Steinnüssen laut Statistik.

	1881. Zentner	1882. Zentner	1883. Zentner	1884. Zentner
Von Guayaquil-Mauta .	196 000	156 300	110 000	64 500
und Esmeralda . .	—	16 500	11 300	
" Tumaco und Lorenzo	13 500	21 000	30 000	34 500
" Savanilla	6 500	7 400	11 400	13 500
" Carthagena . . .	8 500	6 600	21 000	43 700
" Corrientes	—	—	—	—
" Panama und Colon .	1 200	—	600	2 700
	225 700	207 800	191 300	158 400
	Mark	Mark	Mark	Mark
Preise für Ecuador-Nüsse Ende des Jahres . .	$11\frac{1}{2}$	$13\frac{1}{2}$	20—21	$19\frac{1}{2}$—20
Ladungen angekommen . .	24	22	20	9

	1885. Zentner	1886. Zentner	1887. Zentner
Von Guayaquil-Mauta und Esmeralda . .	93 500	150 200	235 500
" Tumaco und Lorenzo	33 100	45 300	43 700
" Savanilla	6 700	20 800	26 500
" Carthagena . . .	26 000	34 600	32 100
" Corrientes	—	—	8 000
" Panama und Colon .	3 500	1 100	5 200
	163 100	252 000	351 000
	Mark	Mark	Mark
Preise für Ecuador-Nüsse Ende des Jahres . .	19—$19\frac{1}{4}$	19—20	$12\frac{3}{4}$—13
Ladungen angekommen . .	11	19	22

Die in der Abteilung Kolumbien in einer großen Anzahl Objekten, die in einem großen Glasschrank vereinigt, vorgeführte Bearbeitung der Steinnuß ist außerordentlich instruktiv; sie zeigt die in den verschiedenen Fabriken angewendete verschiedene Bearbeitungsweise.

Nicht minder wichtig ist das Stuhlrohr seit einer Reihe von Jahren für die deutsche, insbesondere die bremische Industrie geworden durch die Herstellung von Fabrikaten verschiedener Art aus dem Stamm des Rotang oder der Schilfpalme und einiger anderer ostindischer Palmen. Wie uns einer der besten Kenner der Tier- und Pflanzenwelt Sumatras, der Dr. Hagen, welcher lange Zeit in den Tabakbaubezirken Ostsumatras lebte, in einer trefflichen Abhandlung erzählt, ist der Rottan — so ist die Bezeichnung Hagens — schon in seiner Heimat eine der nützlichsten Pflanzen. Die Gewinnung des Rohres, von welchem die Malaien 12 Arten unterscheiden, ist eine schwierige und mühevolle. Die Rottanpalme trägt nämlich keine Blätterkrone, die ästigen Stämme sind der Länge nach mit rankenden Blättern besetzt, mittelst deren die langen dünnen Stämme andere Bäume umschlingen und an ihnen emporklettern, indem sie zugleich scharfstachliche Blätter aussenden, welche die so besetzten Wälder zu schwer durchdringlichen Dickichten machen. Die Anwendung des Rottan ist, wie uns auch auf der Handelsausstellung die so reichen Abteilungen Borneo und Sumatra zeigen, eine außerordentlich vielfache: Nägel, Stricke, Draht, Angeln für Läden und Thüren, Körbe und Stühle, Schlingen für die Jagd, Saiten für Musikinstrumente werden aus Rottan gefertigt. Der als Bindematerial von den Malaien benutzte Rottan wird dadurch biegsam und geschmeidig gemacht, daß er für 8 14 Tage in Wasser eingeweicht oder in Sumpf vergraben wird. Der feinste und gesuchteste Rottan ist der Rottan segah (Calamus heteroideus), etwa kleinfingerdick, der stärkste der daumendicke Rottan semambu, aus dem die Spazierstücke hergestellt werden. Es giebt, wenn auch nicht häufig, Stöcke von 4 Fuß Länge, die nur aus einem einzigen Glied ohne Knoten bestehen. Durch Ölen und Räuchern geben die Malaien den Stöcken eine schöne goldbraune Farbe. Der Drachenblutrottan gehört zu den gröberen Sorten, er liefert ebenfalls sehr gute Spazierstöcke. In der Haupthalle der Ausstellung sind die Erzeugnisse zweier bedeutender Bremer Stuhlrohrfabriken: Halb- und Ganzfabrikate, in geschmackvoller Weise ausgestellt. Diese beiden, eine große Anzahl Arbeiter beschäftigende Fabriken, wurden die eine 1872, die andere 8 Jahre früher errichtet. Das in Bündeln, teils in den regelmäßigen Dampfern, teils als Nebenfracht in den Reisschiffen von Ostindien ankommende Stuhlrohr wird zunächst in der Fabrik weiter gereinigt, geschwefelt, gebleicht und sortirt, sodann zu den verschiedenen Halbfabrikaten verarbeitet, wie sie die Korb- und Stuhlmachereien und auch die Stock- und Peitschenfabriken bedürfen. Bremen führt jährlich etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Kilogramm Stuhlrohr ein.

Ein weiteres, außerordentlich vielseitig verwertetes Material liefern bekanntlich die Kokospalmen. Ursprünglich wohl in Ostindien heimisch, sind sie jetzt in den Küstengebieten fast aller tropischer Länder verbreitet, wie dies auch die Ausstellung z. B. in den Abteilungen: Südsee und Westindien, zeigt. Die faserige Hülle der Kokosnuß liefert bekanntlich das Material zu Tauwerk, Säcken, Bürsten und Matten. Die harte Steinschale wird zu mannigfachen Geräten verarbeitet, der Kern endlich, geschnitten und getrocknet, als Koprah in den Handel kommend, liefert Speise- und Brennöl, sowie das Material zur Fabrikation von Seifen und Kerzen.

Die Jute ist ein weiterer Artikel, der, aus Indien eingeführt, nach dem Vorgange des deutschen Inlandes und von Schottland hier in der Stadt Bremen und in dem nahe gelegenen oldenburgischen Städtchen Delmenhorst größere Fabriketablissements zur Verarbeitung durch Spinnen und Weben hervorgerufen hat. Der Katalog der Handelsausstellung giebt darüber einige bemerkenswerte Erläuterungen. Das Hauptanbauland der Jute, des bekannten Faserstoffs, ist, wie jeder weiß, Indien, namentlich Bengalen, wo man die beiden Arten der Jutepflanze seit alten Zeiten kultivirt, nicht allein des Faserstoffs, sondern auch der Blätter wegen, welche in frischem Zustande als Gemüse, in getrocknetem Zustande als Heilmittel verwendet werden Der Anbau und die Ausfuhr sind in Bengalen, entsprechend der Nachfrage, in riesigem Maßstabe gewachsen. Im Jahre 1829 betrug nämlich die Ausfuhr nur 364 Zentner; im Jahre 1873 war sie auf $7{,}2$ Millionen Zentner gestiegen und die Anbaufläche bezifferte sich auf 921 000 Acres. Zehn Jahre später belief sich der Export auf $10{,}3$ Millionen Zentner roher Jute und $60{,}7$ Millionen Jutesäcke, was einem Werthe von 120 Millionen Mark entspricht. Seitdem ist wieder eine beträchtliche Steigerung eingetreten, derart, daß die Ausfuhr 1888/89 einen Wert von 152 Millionen Mark repräsentirte. Die Zahl der Jutefabriken in Nieder-Bengalen und in der Umgegend von Kalkutta war nach einem mir vorliegenden amtlichen Bericht 24 mit 149 937 Spindeln und 7 681 Webstühlen. Die Hauptausfuhr fabrizirter Jute aus Indien geht nach China, Japan und England. Die hier in Bremen bestehende Jutefabrik ist sehr bedeutend; sie hat 1200 Pferdekraft und ist für 6000 Spindeln, sowie 320 Webstühle eingerichtet. Die Fabrikate dieses großartigen Etablissements finden wir in den verschiedenen Stadien der Verarbeitung zugleich mit imitirten Jutepflanzen in einer schönen Gruppe der Hauptausstellungshalle vereinigt. In der Handelshalle führt uns das Modell einer Juteplantage den ganzen Prozeß der Jutebehandlung bis zu ihrem seewärtigen Versandt vor. Letzterer geschieht in Ballen verschiedener Sorten zu je 180 kg Gewicht.

Unter weiteren indischen Produkten, welche uns die Handelsausstellung in der betreffenden Abteilung zeigt, ist noch der Schellack hervorzuheben. Im Modelle sehen wir die ganze Behandlung dieses durch den Stich eines Insektes an dem zu den Euphorbiaceen gehörenden Baume Croton lacciferus, sowie an einigen Ficus-Arten entstehenden Harzes, das mit den Zweigen des zu Grunde gehenden Baumes den Namen Stocklack führt. Aus diesem wird der Schellack durch Einschmelzen erzeugt. Schellack ist der Hauptrohstoff für Siegellack, dient aber auch zur Herstellung von Firnissen, zur Politur für Tischlerarbeiten, zu Kitten, Hutmachersteife u. a. Der Katalog der vorjährigen Hamburger Ausstellung gab die jährliche Produktion von Schellack auf 75 000 Kisten an.

Auf andere gruppenweise ausgestellte Handelsartikel Bremens, die, wenn auch immerhin von Bedeutung, doch nicht in erster Linie stehen, wie z. B. Kaffee, Getreide, Hölzer, möchten wir hier nur verweisen; um uns schließlich noch zu einigen geographischen Gruppen zu wenden, die uns kolonialwirtschaftlich von besonderer Bedeutung zu sein scheinen. Da ist z. B. eine kleine Ausstellung von Ceylon und von der Malabarküste, welche in beiden Gebieten etablirten Bremer Kaufleuten zu danken ist, teils von ethnographischem, teils von kolonialwirtschaftlichem Interesse, durch die mancherlei Erzeugnisse und Bodenprodukte, welche Gegenstand des Handels bilden.

Zu einer sehr ansprechenden und reichen Gruppe sind Spanien und Portugal vereinigt. Neben den Erzen spielt das Korkholz unter den hier ausgestellten Produkten die erste Rolle. Die Korkeiche wächst und gedeiht bis jetzt nur im Litorale des Mittelmeeres, Versuche, welche mit Anpflanzung des Baumes in Amerika gemacht wurden, sind, vielleicht weil man bei der Auswahl des Bodens nicht die gehörige Sorgfalt beobachtet hat, mißlungen. In den Ländern des Mittelmeeres wächst die Korkeiche sowohl in den Niederungen an der Küste und den Flüssen, wie auf den Bergen. In den Niederungen scheint sie rascher zu wachsen, denn die Jahresringe der Borke liegen weiter auseinander. Korkholz mit weiten Jahresringen ist in der Regel weicher, als dasjenige mit engen Ringen.

Die Farbe des in den Niederungen gewachsenen Holzes spielt in das grau-weißliche, diejenige des Höhenholzes in das gelb-rötliche. Die Qualität und Stärke der Korkrinde ist sehr verschieden, ebenso wie die Verwendung derselben von den kleinsten Medizinstöpseln bis zu den großen Champagnerkorken. Verhältnismäßig am besten kultivirt ist die Ausbeute der Korkrinde in Spanien und Portugal. Um die Pflege des Baumes und Anpflanzung junger Bäume kümmert man sich freilich wenig, man läßt eben alles wachsen, wie es die Natur hervorbringt. Je öfter indessen und je sorgfältiger ein Baum geschält wird, um so besser erweist sich die gewonnene Qualität. Die erste

Schälung eines Baumes wird Jungfernholz genannt; weil es zu uneben und rissig ist, eignet es sich nicht zur Korkfabrikation. In neuerer Zeit wird dieses sogenannte Jungfernholz zu einer Art Mehl gerapelt, und gleich den Abfällen der Korkfabriken für Herstellung von Linoleum, des bekannten Korkteppichstoffes, verwendet. Außer in Spanien und Portugal finden sich in Algerien und Marokko große Korkwaldungen. Die Franzosen haben es sich Mühe und Geld kosten lassen, die Korkholzzungen zu erweitern, sind aber dabei häufig durch die Kabylen gestört worden, welche ganze Strecken durch Feuer wieder vernichteten.

Die Ausbeute Algeriens reicht ungefähr aus, den Verbrauch Frankreichs zu decken. Die Korkhülle des algerischen Baumes ist von recht guter Qualität; die Sortirung dagegen sehr mangelhaft im Vergleich zu den spanischen und portugiesischen Erzeugnissen. Die Ausfuhr von Korkrinde aus Marokko ist verboten; würde sie nun freigegeben, so würde damit für die nächsten 10—12 Jahre noch keine Bereicherung des Korkholzmarktes verbunden sein, weil die Bäume nicht geschält sind und die Borke zu rissig ist; nur ein regelmäßig geschälter Baum liefert verwendbare Borke. In Italien giebt es nicht viel Korkeichen und dieselben dienen nur für den Konsum des Landes. Im Litoral des adriatischen Meeres soll auch eine Korkulme wachsen, ohne daß jedoch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, ob die Borke derselben so stark wird, daß Korke daraus gefertigt werden können. In Griechenland und den Ländern der Levante sollen in den letzten Jahren Korkeichen in größerer Zahl gepflanzt sein.

Für jetzt sind also die meisten Kulturländer, unter ihnen auch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, für ihren Bedarf an Korkholz nur auf Spanien und Portugal angewiesen. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn die Korkeiche auch in anderen Weltgegenden kultivirt werden könnte.

Ist doch auch die Kultur des Chinabaumes schließlich in Java gelungen, nachdem in den verschiedensten Gegenden Amerikas und Afrikas mißlungene Versuche damit gemacht wurden. Der Baum wächst ursprünglich sporadisch, innerhalb großer Waldungen, an gewissen Stellen Süd-Amerikas und die Gewinnung der Chinarinde war eine sehr mühsame, darum auch der Preis enorm hoch. Auf Java wird der Baum in Plantagen gezogen, gedeiht prächtig und liefert den Eignern große Einnahmen. Der Korkbaum ist nun freilich mit dem Chinabaum nicht zu vergleichen, denn der Wert der Korkrinde ist jetzt schon ein verhältnismäßig geringer; es ist aber für sämtliche Kulturländer von Nutzen, wenn dieselben bei dem Bezug der nötigen Rohstoffe auf verschiedene Ursprungsländer zurückgreifen können.

Seit alter Zeit besteht in Delmenhorst bei Bremen eine bedeutende Korkindustrie teilweise noch als Hausgewerbe, ferner verarbeitet die dortige sehr bedeutende Linoleumfabrik Korkholz und Abfälle der Korkfabrikation. Diese Fabriken haben in der Haupthalle ihre Erzeugnisse ausgestellt.

Die so überaus reiche und instruktive Abteilung Mexiko enthält noch einige andere Faserstoffe, die wir hier, wegen ihrer industriellen Verwendbarkeit, etwas näher besprechen: Henequen, auch Sisal oder Aloëhanf, ein gelblich weißer Faserstoff, aus den Blättern mehrerer Aloë- und Agavearten. Die Faser des Henequen ist hart und außerordentlich teilbar, sie wird zu groben Geweben, Packtüchern, Teppichen, als Einschlag für damastartige Möbelstoffe, ferner zu Papier, Seilen — wie solche auch aus Kuba ausgestellt — und Tauen verarbeitet. Diese namentlich im Bergwerksbetrieb verwendeten Taue sollen weniger schwer, dagegen fester und elastischer als Hanftaue, zugleich durchaus widerstandsfähig gegen die Einwirkungen des Wassers sein. Die jährliche Ausfuhr Mexikos von Henequen beträgt an 3—4 Millionen Dollar. Auf der Ausstellung finden wir zahlreiche Proben von Henequen. — Istle (Mexican fibre) ist ein ebenfalls Agavearten entstammender Faserstoff, der besonders im westlichen Mexiko teils wild wächst, teils als Kulturpflanze angebaut wird. Die Blätter werden in grünem Zustande geerntet, sodann abgeschabt, gewaschen, an der Sonne getrocknet und mit Holzkämmen ausgekämmt. Das Produkt wird sodann in Strähnen gebunden, die ballenweise besonders nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden. In der Ausstellung sehen wir Striegel, Säcke, Halfter, Tauwerk, Bürsten, Matten aus Istle.

In der Abteilung Brasilien tritt die industrielle Verwertung von Rohstoffen aus dem Pflanzenreich weniger hervor; allenfalls sind hier die aus Früchten verschiedener Bäume gefertigten Gefäße zu nennen.

Endlich heben wir als wichtigen Flechtstoff die Ramië, eine Böhmeria-Art aus der Familie der Nesselgewächse, hervor. Proben der seidenweichen, glänzenden Faser dieser Pflanze sind in den Abteilungen Japan und Westindien, wo sie als Kulturpflanze gebaut wird, zu sehen. Wie man hört, hat eine thüringische Spinnerei, welche sich auf die Verspinnung der Ramië gelegt hat, bedeutende Ergebnisse erzielt, in unserem Klima gedeiht die Pflanze, wie wiederholte Versuche gelehrt haben, nicht.

Aus der reichen Ausstellung von Jamaika möchte ich der Kuriosität wegen einen Artikel herausgreifen; es ist Annatto ein Farbstoff, der aus dem Marke des Annattostrauchs (Bixa orellana, Familie der Bixaceen) gewonnen und hauptsächlich bei der Fabrikation von Kunstbutter verwendet wird. Die Ausfuhr von Annatto aus Jamaika betrug im Jahre 1888 eine halbe Million Pfund.

Bei vorstehenden Mitteilungen kam es hauptsächlich darauf an, auf Grund des durch die Ausstellung zusammengebrachten Materials auf einige bisher von unserer Industrie aus irgend welchen uns unbekannten Gründen weniger beachtete gewerbliche Rohstoffe die Aufmerksamkeit zu lenken. Vielfach ist von den Besuchern der Handelsausstellung die Frage aufgeworfen worden, welches Schicksal ihr nach Schluß der Ausstellung im Oktober bevorsteht. Darauf kann ich bestimmt erwidern, daß sie erhalten bleiben wird, wenn auch noch eine Zeit lang vergehen dürfte, ehe eine definitive Organisation mit Gebäude, Verwaltungspersonal ꝛc. geschaffen werden kann.

Nachschrift. Bei Drucklegung dieses Artikels geht die Nachricht ein, daß der Vorstand der Bremer Handelsausstellung beschlossen hat, die Ausstellung für zwei Jahre noch in dem bisherigen Gebäude zu erhalten. In dieser Zeit wird, so hofft man, der Bremer Staat für seine bisher ungenügend untergebrachten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen ein eigenes Gebäude herstellen und in diesem soll dann die inzwischen noch zu bereichernde und zu vervollständigendere Handelsausstellung dauernd ihren Platz finden. Für die Verwaltung und Pflege dieser dem Publikum während der zwei Jahre zugänglich zu erhaltenden Ausstellung werden von der Kaufmannschaft die erforderlichen Mittel zusammengebracht und wird der bisherige Vorstand in Thätigkeit bleiben.

Bremen, im September 1890.

Die Wanjamuesi.

Von Paul Reichard.

(Fortsetzung.)

In den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren haben die durch den Handel eingeführten Stoffe eine sehr große Verbreitung gefunden und die einheimischen Gewebe fast vollständig verdrängt, während die Rindenstoffe nach wie vor getragen werden, besonders an abseits der Karawanenstraße liegenden Orten.

Der Mjamuesi entbehrt auch des Schmuckes nicht und steht geradeso unter dem Zwang der Mode wie der raffinirteste Kulturmensch, ja er leidet noch mehr wie dieser unter den unerbittlichen Gesetzen derselben und steht Qualen um ihrer Willen aus, gegen welche die zu engen Lackschuhe eines Modegecken oder das Schnürleibchen eitler Weiber angenehme Empfindungen erzeugen mögen. So beobachtete der Verfasser einst, wie sich ein Mädchen von etwa 16 Jahren Sambo-ringe anlegen ließ, welche aus Büffelschwanzhaaren mit feinem Draht übersponnen hergestellt werden. Diese Ringe werden zu 2—300 Stück von Männern und Weibern über dem Knöchel getragen. Um ein Abgleiten derselben vom Fuß zu verhindern, werden sie so eng hergestellt, daß sie nur schwer über den Spann zu bringen sind. Das betreffende Mädchen, welches gesonnen war, der Göttin Mode zu opfern und den Neid der andern Weiber erregen wollte, unterzog sich nun einer Prozedur, welche man füglich eine Operation nennen konnte. Ein Mann, welcher mit derselben betraut war, begann gewaltsam einen der weichen Ringe nach dem andern über den Fuß zu ziehen, wobei mehrere aufrissen. Nach dem fünfzehnten Ring etwa begann der Fuß zu schmerzen. Derselbe mußte nun bei jedem folgenden Ringe mit Wasser genetzt werden. Bei dem fünfzigsten war der Fuß derart angeschwollen, die Schmerzen so heftig, daß auf Bitten der eitlen Schönen von weiterem Aufziehen vorläufig Abstand genommen werden mußte. Am nächsten Tage wurden weitere 50 Ringe aufgezogen unter dem Schmerzensgejammer des Mädchens. Die nächsten acht Tage wurden der Heilung der entstandenen Blasen, welche aufgeplatzt waren, gewidmet und dann wurden innerhalb weiterer acht Tage mit einigen Pausen im ganzen dreihundert Ringe auf dem einen Fuß zu dickem Wulste vereint. Aus Stroh werden ähnliche Ringe hergestellt. Der Jäger trägt Ringe aus Elefanten- und Giraffenschwanzhaaren mit sehr künstlichem Knoten geknüpft um Knöchel, Hals und Arme. Das Weib schmückt sich den Arm mit Eisen-, Kupfer- oder Messingringen, welche immer offen bleibend, ganz flach den Arm umspannen und mit geraden Linien und Dreieckornamenten geziert sind. Ähnliche werden aus warmgedrehten Vierkanteisen hergestellt, so wie sie in den Gräbern aus germanischer Vorzeit gefunden werden. Eine andere Art Ringe, in den letzten zehn Jahren sehr in Mode, bestehen in glatten fingerdicken Messing- und Kupferringen von je 250 bis 300 Gramm Gewicht, deren manchmal 6 bis 7 Stück an jedem Arm — also bis zu 7 und 9 Pfund — getragen werden. Gewiß kein geringes Gewicht, besonders wenn man bedenkt, daß diese Art Ringe fest auf dem Arm getragen werden und nicht abgelegt werden können, es sei denn, um sie nicht mehr zu tragen. Mit

diesen Lasten müssen dann die eitlen Weiber klirrend alle Arbeiten verrichten.

Die Ohrläppchen werden bei Weibern alle beide durchbohrt und streichholzdicke Stäbchen bis zu über fünfmarkstückgroße kreisrunde Platten in den alsdann allmählig erweiterten Löchern getragen. Manchmal sieht man Blumen in den Ohrläppchen, meist eine leuchtend orangerote Komposite, welche sehr hübsch aussieht. Männer pflegen meist ein Ohrläppchen nur zu durchbohren und das andre allein übermäßig auszuweiten.

Federn finden auf alle mögliche Art als Schmuck Verwendung, einzelne, als Kronen zu Büscheln vereint, als kurzgeschorene, fast ganz geschlossene runde Ballen getragen. Als Spezialität kann ein fingerlang und bürstenartig auf einem runden Netze aufgesetztes Bündel feiner Strohhalme gelten, welches auf dem Kopf getragen wird. Sonst schmücken sich Krieger und Tänzer mit langhaarigen Fellstreifen aus Ziegenhaut geschnitten. An importirtem Schmuck tragen die Weiber nur feine, weiße und rote Perlen. Andersfarbige werden nie angelegt. Falsche Schmuckgegenstände werden nicht genommen und auch nicht einmal als Geschenke getragen. Ebensowenig die früher beliebten Kaurimuscheln und stabförmigen Perlen. Erscheint aus einem entlegenen Dorfe ein mit solch altmodischem Schmucke Behangener, so sagt der Hauptstadtbewohner mit mitleidigem Lächeln: „mtu hojo wa päroni", jener Mann kommt von der Grenze, d. h. er ist ein Provinzler. Selbst unter den Wilden giebt es schon Großstadtdünkel.

Die Frisur wird im allgemeinen vom Mjamuesi, wie von allen östlich vom Tanganyika wohnenden Stämmen vernachlässigt. Die vielgestaltigen Formen wechseln seit uralten Zeiten in denselben Grenzen. Die einfachste und zugleich reinlichste Form ist die, den Kopf mittels haarscharfer Messer glatt zu rasiren. Man rasirt die Haare ab, wenn sie infolge zu langen Stehenlassens derart verfilzt sind, daß die zur Vertilgung des darin lebenden Ungeziefers angewandte Reinigungsprozedur nicht mehr wirksam ist. Diese besteht darin, das die Haare mit Lehm und Wasser vollständig eingerieben werden und man alsdann den getrockneten Lehm noch drei bis vier Tage darin läßt. Alles lebende Ungeziefer wird dadurch getötet und die aus den Eiern geschlüpften Jungen gehen ebenfalls zu Grunde, während die Eier selbst nicht zerstört werden. Es tritt so trotz der momentan erfolgreichen Vernichtung der lebenden Insekten stets wieder eine Neubesiedelung des Kopfes ein, deren Überhandnehmen man zunächst dadurch vorbeugt, daß man sich gegenseitig ganz ungenirt Liebesdienste erweist, welchen Affen mit so großer Vorliebe und Geschick an jedem sich darbietenden Haarwuchs vornehmen.

Aus den nach dem Rasiren wieder wachsenden Haaren werden oft alle möglichen Figuren herausrasirt, Kreuze, Bogen, Dreiecke, Spiralen, konzentrische Kreise; oder man rasirt die Haare zu beiden Seiten des Kopfes weg, um in der Mitte einen dicken Wulst stehen zu lassen, welcher, allmählich wachsend, genau die Form der alten bayrischen Helmraupe annimmt.

Die richtige Wanjamuesi-Frisur ist die msinsi pl. masinsi. Man läßt die Haare einfach stehen; die sich alsdann strähnig verfilzenden Haarlocken wachsen oft bis zur Schulter und haben das Ansehen und Dicke von Pudellocken, den ganzen Kopf in dichtem Wuste umgebend. Die Haare werden dann ganz und gar mit Öl getränkt, mit Ruß und Lehm eingeschmiert, sodaß sich fettgetränkte Knollen bilden.

Die Weiber rasiren entweder die Haare ebenso wie die Männer ganz ab oder tragen Masinsi. Die charakteristischste Frisur, welche ihnen sehr gut steht, besteht darin, daß die Haare von einem Ohr zum andern über den Scheitel, oft bis zum Wirbel wegrasirt werden und der stehengebliebene Haarwuchs allmählich nach dem Nacken kürzer werdend verläuft.

Die Hautfarbe der Wanjamuesi ist im allgemeinen eine dunkelbraune, doch kommen Abstufungen bis zum hellen Kaffeebraun vor, jedoch selten und dann meist bei Weibern. Anderseits findet man ein tiefes dunkelbraun, nie aber schwarz. Die innere Handfläche und die Fußsohle ist gelblich weiß bis bräunlich, die Nägel bräunlich rosa. Die Lippen dagegen sind meist um ein geringeres heller als die Haut, niemals aber rot. Achselhöhle und Kniegelenk sind ebenfalls etwas heller. Sehr selten findet man Individuen, welche ganz dunkelbraune Fußsohlen, Handflächen, Nägel und dunkel pigmentirtes Zahnfleisch von derselben Farbe wie die Haut haben. Dies gilt alsdann, wie überhaupt eine sehr dunkle Hautfarbe, als häßlich; er ist schwarz wie Ruß oder Kohle, sagt man dann höhnisch von einem solchen Menschen. Ein derartiger Ausspruch klingt aus Negermund sehr komisch für den Europäer. Die Haut ist, trotzdem sie völlig der Luft preisgegeben, sehr zart, sammtartig, und nimmt in der Kälte eine gräulich-fahle Farbe an, ebenso wie im Tode, sodaß die Haut alsdann wie mit Asche fein gepudert erscheint, ohne den braunen Grundton zu verlieren. Ein Negerleichnam hat lange nicht das abschreckend grauenhafte eines weißen Leichnams.

Den so oft zitirten üblen Geruch des Negers konnte der Verfasser als spezifischen niemals nachweisen. Es gibt Wanjamuesi, und dies in überwiegender Mehrzahl, welche garnicht riechen, und andere, besonders mit Plattfüßen behaftete, was übrigens verhältnismäßig seltener wie bei uns der Fall ist, welche sehr stark und übel riechen, und man kann bei uns z. B. in Fabriken derartige die Nase beleidigende Ausdünstungen ebenso, vielleicht in noch höherem Grade unangenehm, beobachten wie beim Neger Der Mjamuesi ist im allgemeinen sehr reinlich und versäumt keine Gelegenheit, sich zu waschen und zu baden

Das Haar ist das bekannte dicht-krause, wie bei allen Negern. Der spärliche Bart wird fast immer wegrasirt, ebenso aus der Achselhöhle und an den Geschlechtsteilen, und dort aus Reinlichkeitsrücksichten

Der Mann hat eine schöne ebenmäßige Gestalt, und kommt ihm dabei seine dunkle Hautfarbe sehr zu statten, welche große unschöne Flächen nicht so sehr hervortreten läßt, wie bei einer weißen Haut, und welche dunkle Haut durch viele Reflexe mehr Wärme in die Gestalt bringt, vor allem das Gefühl der schutzlosen Nacktheit nicht aufkommen läßt.

Das Weib ist etwas kleiner als der Mann und hat denselben feinen Knochenbau, zarte, oft elegante Formen, immer aber ein breites Gesicht und sehr selten eine scharf gebogene Nase. Als unschön gilt eine eingeschnürte Taille, der Hals muß lang und die Ohren müssen abstehend sein, um als schön zu gelten.

Ein Mjamuesi gab dem Verfasser einst eine sehr komische Beschreibung einer englischen Dame, welche er in Sansibar gesehen hatte: „Ich habe in Sansibar eine weiße Frau gesehen; sie hatte um den Bauch eine Menge Stoffe befestigt, wie ein Mrua (Stamm vom oberen Kongo), jedoch trug sie die meisten Stofffstücke hinten zusammengerafft, während sie der Mrua vorn trägt. Hände und Füße hatte sie in schwarzen und gelben Säcken verborgen, ebenso wie sie den ganzen Körper in Stoffe versenkte. Der Leib war das häßlichste an ihr, um den Bauch so dünn wie ein Insekt, sodaß man ihn ohne große Kraftanstrengung würde haben abbrechen können. Die Brüste hatte sie in die Höhe gebunden, daß sie wie ein junges Mädchen aussah; aber das war nur Lüge, sie war eine Alte, durchaus alt, trotz ihrer Länge habe ich es gesehen. Ihr Gesicht war sehr weiß. Auf dem Kopf trug sie einen Ngalla (Kopfputz der Krieger) aus Straußenfedern, sehr hoch aus schönen Federn. (Dies schien den Mjamuesi am meisten zu interessiren und am merkwürdigsten vorzukommen, denn er schüttelte sich vor Lachen.) Die Ohrringe trug sie wie unsere Frauen und ihr Schritt war wie der eines Mannes. — J — sch! Wasungu! Aber ich möchte kein so häßliches Weib haben, mit einem Gürtel wie ein Insekt."

Stammes-Abzeichen.

Die Stammesabzeichen der Wanjamuesi werden eintättowirt und die Zähne verstümmelt. Mittels eines kleinen Bündels Nadeln oder Dornen wird ein Streifen, bei den Stirnhaaren beginnend, über die Stirne bis zur Nasenspitze und zwei oder auch nur ein Streifen senkrecht über die Schläfen bis zur Höhe des Gehörganges gestochen, die Wunden wurden früher mit einem Kräuterabsud, jetzt mit Schießpulver eingerieben, sodaß dort schwarze, zwei bis vier Millimeter breite Streifen entstehen.

Die Zahnverstümmelung besteht darin, daß von den oberen mittleren Schneidezähnen die inneren Ecken abgeschlagen werden, nicht aber gefeilt, wie man überall angegeben findet. Man setzt bei dieser Operation einen kleinen fingerlangen Eisenmeißel, eine Miniaturform des Wanjamuesibeiles, an und sprengt durch Schläge mit einem kleinen Holz nach und nach Splitter ab. Die Prozedur soll in sofern sehr schmerzhaft sein, als äußerst heftige Kopfschmerzen am Hinterkopf hervorgerufen werden. Die Zähne werden übrigens späterhin niemals dadurch karös, wie denn die Zähne aller Schwarzen meist ausgezeichnet sind, was seinen Grund in der sorgfältigen Pflege derselben hat. Sie spülen vor und nach jeder Malzeit den Mund und bürsten die Zähne oft stundenlang mit einem pinselartig zerkauten fingerdicken zähen Holze.

Weiber.

Aus Zweckmäßigkeitsgründen treiben die Wanjamuesi Vielweiberei, um dadurch mehr Arbeitskräfte zum Feldbau zu gewinnen Die meisten haben nur ein Weib. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut oder deren Verwandten eine vereinbarte Summe, welche entweder in gangbaren Tauschwaren oder Rindern, Kleinvieh und eisernen Hacken besteht. Die Braut wird dadurch jedoch nicht Eigentum des Mannes. Es kann immer, wenn genügende Gründe vorhanden sind, Scheidung ausgesprochen werden, z. B. wenn die Frau keine Kinder bekommt, wegen Ehebruchs, wegen Syphilis, oder wenn sich beide nicht vertragen können. Immer muß dann das Brautgeld zurückerstattet werden.

Die Wanjamuesiweiber sind nicht sehr fruchtbar und gebären 2, höchstens 3—4 Kinder. Die Neugeborenen sind nicht schwarz, sondern

rot, etwa wie unsere Kinder, aber mit einem leichten bräunlichen Hauch, rot-rosa oder gelb-rosa. Die Sohle und innere Handfläche ist immer ganz weiß, wie bei uns, die Geschlechtsteile eines männlichen Neugeborenen, die Lippen, der Nabel und die Brustwarzen beider Geschlechter sind braun. Die Haut beginnt dann nach einigen Tagen schon fleckenweise dunkler zu werden, und erst nach sechs bis acht Wochen ist das Kind ganz gebräunt. Kinder, welche mit Zähnen auf die Welt kommen, werden fast immer sofort getötet, da sie sonst nach dem Aberglauben der Wanjamuesi Unglück und Unheil bringen.

Zwei bis drei Tage nach der Geburt, um welche Zeit die Mutter sich wieder erhebt, beginnt sie schon den Säugling mit einem dünnen Mehlbrei zu füttern. Die Mutter legt das Kind auf den Schoß, hält die hohle linke Hand an den Mund und gießt dieselbe mit der andern Hand mittels eines aus Flaschenkürbis hergestellten Schöpfers ganz voll Brei, sodaß Mund und Nasenlöcher ganz überschwemmt werden und das Kind, wenn es nicht ersticken will, schlucken muß.

Lebensweise.

Die Lebensweise der Wanjamuesi unterscheidet sich kaum von der anderer Neger, die Arbeitslast fällt fast ausschließlich dem Weibe zu. Ist der Feldbau beendet, so ergiebt sich der Mann dem Müßiggang und läßt sich höchstens dazu herbei, Abends Brennholz zu holen oder für den Fall es notwendig ist, eine neue Hütte zu errichten und das dazu notwendige Material herbeizuschleppen. Der Mjamuesi liebt es außerordentlich im Walde umherzuschweifen und nach allerlei Dingen zu suchen. Fragt man ihn aber, wonach er sucht, so ist er meist um die Antwort verlegen, er weiß es selbst nicht. Vielleicht legt er Schlingen für wildes Geflügel, oder er versucht es, wenn er irgendwo einen Schuß Pulver erlangt hat, diesen auf ein Stück Wild zu verknallen um unter hundertmal neun und neunzigmal vorbeizuschießen; oder er sucht Honig. Im Dorfe raucht er den ganzen Tag Hanf oder Tabak. Wenn er irgend ein Handwerk versteht, so übt er dieses aus, wie Weben, Schmieden, Holzschnitzerei, Mattenflechten. Andere schnitzen Lanzen und Pfeilschäfte, hier und da einen Bogen. Etwa ein Viertel der männlichen Bevölkerung zieht alljährlich im April nach Beendigung des Feldbaues nach der Küste, um sich dort als Träger anwerben zu lassen. Erst Ende Oktober und im November kehren alsdann die Leute zurück.

In der Heimat werden die Abende durch Tanz und Gesang ausgefüllt oder durch Unterhaltung, während welcher schon tausendmal wiederholte Geschichten erzählt werden. Meist spielen die Weiber und der Magen eine Hauptrolle bei den Gesprächen und der Klatsch steht bei den Wanjamuesi in höchster Blüte.

Arbeit des Weibes.

Eine Arbeit, welche das Weib mit unerbittlicher Notwendigkeit Tag für Tag verrichten muß, ist die Zubereitung der Lebensmittel zu Speisen, deren Hauptbestandteil das Mehl bildet, welches durch Reiben und Stampfen hergestellt wird. Mit der mühsamen Mehlbereitung ist der größte Teil der Arbeit verrichtet. Nach dieser Arbeit ziehen Mädchen, Frauen zu den 1 bis 2 Meter tief in den Boden gegrabenen Brunnen, um Wasser zu schöpfen und dann zu Hause das Ugalli zu kochen.

Nahrungsmittel.

Das Ugalli ist ein dicker, steifer, knetbarer Brei, welcher ohne alle Gewürze, auch ohne Salz zubereitet, äußerst nahrhaft und wohlschmeckend aus Sorghum, dem Hauptgetreide der Wanjamuesi, bereitet wird. Als Zuspeise werden Gemüse, süße Kartoffeln, Hülsenfrüchte, und unreif gekochte Bananen genossen.

Am meisten ist der Mjamuesi auf Fleischnahrung versessen, „wie eine Hyäne" sagt er selbst von sich. Vielleicht ist er auch deshalb so gierig darauf, weil er es nicht immer verlangen kann. Um des Fleisches willen arbeitet er, läßt sich prügeln, verwunden, schlägt er sogar seinen Nächsten tot; er ist eigentlich mit einem ewigen Fleischhunger behaftet. Dennoch verwendet man in Unjamuesi so gut wie gar keine Sorgfalt auf Viehzucht. Man hält wohl Ziegen, Schafe, Hühner, Tauben, hier und da Enten, aber gewissermaßen nur gelegentlich. Dem Weib ist der Genuß des Hühnerfleisches ganz untersagt. Eier jeder Art betrachtet der Mjamuesi als Exkremente, also als etwas ekelhaftes. Da wo Wanjamuesi Vieh halten, sind sie nur Herdenbesitzer, während sie das Hüten derselben und die Aufzucht immer den in Unjamuesi eingewanderten Watusi oder den Wasukuma überlassen. Ganz falsch wäre es, wenn man die Wanjamuesi zu den Viehzucht treibenden Stämmen zählen wollte.

Das Fleisch aller wilden Tiere, welche gejagt oder in Gruben gefangen werden, genießen die Wanjamuesi mit alleiniger Ausnahme desjenigen der Geschirrantilope (Tragelaphus scriptus Gray), bei den Wanjamuesi Mpongo genannt. Die Leute behaupten, daß der Genuß dieses Fleisches Geschwüre und heftigen Hautausschlag veranlasse, was aber auf reiner Einbildung beruht. Bei dem Genusse des Fleisches kommt es dem Mjamuesi keineswegs darauf an, ob dasselbe frisch oder schon in solchen Zustand übergegangen ist, daß man es stinkendes Aas nennen kann. Alles Fleisch wird entweder gekocht, geröstet, oder nach dem Rösten gekocht gegessen, während Schmoren und Braten ganz unbekannt ist. Der Mjamuesi ißt dabei alles, das Muskelfleisch, die Eingeweide, ohne irgend etwas derselben, mit Ausnahme der Urinblase, zu verschmähen. Sogar die Haut, selbst die der Büffel und Elefanten wird, wenn nicht gerade Überfluß herrscht, über offnem Feuer auf Holzrosten wie das übrige Fleisch geröstet, dann gekocht gegessen, wozu allerdings die ausgezeichneten Zähne der Schwarzen unerläßlich sind.

Neben den obenaufgeführten Nahrungsmitteln wird auch das Pombe, das ist Bier, als solches betrachtet, welches aus Mehl von Mais, Sorghum oder Reis obergährig hergestellt und mit dem Bodensatz genossen wird. Das Pombe, malua genannt, ist stark kohlensäurehaltig und leicht berauschend. Es ist Lieblingsgetränk und Nahrungsmittel zugleich und wird in ungeheuren Quantitäten genossen. Doch ist es in seiner Wirkung, wenn es nicht, wie dies zuweilen vorkommt, als alleiniges Nahrungsmittel genossen wird, nicht schädlich. Gewaltthätigkeiten in der Trunkenheit sind recht selten, schon deswegen, weil die löbliche Gepflogenheit bei den Wanjamuesi herrscht, bei eingetretenem Rausche sich entweder selbst in die Hütte zurückzuziehen oder von den Zechgenossen dorthin geleiten zu lassen. Doch kommt Delirium tremens zuweilen vor, häufiger bei Häuptlingen, welche sich in vielen Fällen derart an den Genuß des Pombe gewöhnen, daß sie gar keine andere Speise mehr zu sich nehmen.

Bienenzucht.

Zu den Nahrungsmitteln rechnet der Mjamuesi noch den Honig, von dem er wie alle Schwarzen ein sehr großer Verehrer ist. Er treibt daher auch gerne Bienenzucht, wo die staatlichen Verhältnisse derart geordnet sind, daß er einige Garantien hat, den gezüchteten Honig auch selbst genießen zu können.

Ein etwa meterlanger Abschnitt eines Baumstammes von 40 cm Durchmesser wird in der Mitte gespalten und die beiden Hälften dünnwandig ausgehöhlt, so daß nach Zusammenfügung derselben durch Bastumwickeln eine Röhre entsteht, deren beide seitliche Oeffnungen durch strohgeflochtene Teller geschlossen werden. In der Mitte dieser Teller ist je ein ganz kleines Flugloch ausgespart, während sonst alle Ritzen und Öffnungen gut mit Lehm verschmiert werden. Im Innern einer solchen Röhre, welche nun den Bienenkorb darstellt, wird etwas Honig angebracht, dieselbe sodann in den Ästen eines hohen Baumes, im Dorfe oder im Felde befestigt. In den meisten Fällen bezieht ein Bienenschwarm schon sehr schnell eine solche Röhre. Durch Ausräuchern werden die Bienen, wenn sie die Röhre mit Honig gefüllt haben, entfernt. Ist der Honig herausgenommen und die Röhre wieder an dem alten Platze befestigt, so kehren die Bienen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das orientalische Seminar zu Berlin.

Als die deutsche Reichsregierung eine energische Kolonialpolitik in die Hand nahm und ausgedehnte Länderstrecken unter ihren Schutz stellte, da machte sich auch alsbald das Bedürfnis geltend, sich mit der Sprache und Sitte der neuen Unterthanen bekannt zu machen. Allerdings waren deutsche Kaufleute und Industrielle schon vorher in fernen Ländern des Ostens und Westens ansässig gewesen. Aber erst seit der Erwerbung eigener überseeischer Besitzungen war der Wunsch, namentlich morgenländische Sprachen zu studiren, in weiteren Kreisen lebhaft geworden. Hervorragende Staatsmänner und Gelehrte fingen an, sich für die Sache zu erwärmen. Die Frucht ihrer Bemühungen war die Gründung des orientalischen Seminars zu Berlin.

Schon vor dieser Zeit hatte man das Studium der orientalischen Sprachen in Deutschland eifrig betrieben. Wilhelm von Humboldt, Bopp, Pott, Benfey u. a. hatten durch ihre überraschenden Sprachvergleichungen, zu denen sie auch besonders die morgenländischen Sprachen (Sanskrit) heranzogen, die Wege zu diesen Forschungen geebnet. Fast jede deutsche Universität besitzt einen oder mehrere Lehrstühle für orientalische Sprachen. Aber es wird dort mehr die wissenschaftlich-kritische Seite dieser Studien hervorgehoben. Man beschränkt sich auf Sprachvergleichung, Inschriftenentzifferung und das Lesen der alten Litteraturwerke. Die praktische Seite, d. h. das Lesen und Sprechen der lebenden Sprachen, wurde wenig oder gar nicht berücksichtigt. Diesem Bedürfnis abzuhelfen, wurde die neue Anstalt ins Leben gerufen.

Der deutschen Regierung gebührt nicht der Ruhm, ein solches Seminar mit praktischen Übungen der lebenden morgenländischen Sprachen zuerst gegründet zu haben. Schon in der Revolutionszeit hatte man in Frankreich die „Ecole pour les langues orientales vivantes" errichtet, ein Institut, welches wegen seiner mustergiltigen Einrichtungen dem deutschen vielfach als Vorbild gedient hat. — Rußland, obwohl kein eigenes Seminar besitzend, hat doch die Pflege der orientalischen Wissenschaft stets hoch zu schätzen gewußt. Die kaiserliche Akademie zu Petersburg besitzt einen Lehrstuhl für fast jede orientalische Sprache. — Auch Österreich hat diesem Studium stets große Aufmerksamkeit zugewandt. Die orientalische Handschriftensammlung in Wien ist eine der reichhaltigsten Europas. — England, obwohl von allen europäischen Staaten

bei weitem die meisten morgenländischen Völker beherrschend, hatte merkwürdiger Weise bis vor kurzem noch kein orientalisches Seminar aufzuweisen. Erst im Januar dieses Jahres ist auf Betreiben des Oxforder Professors Max Müller eine solche Anstalt in London gegründet worden.

Nachdem die Reichsregierung einmal die Sache in die Hand genommen hatte, ging die Ausführung des neuen Planes auch rasch von statten. Bereits im Oktober 1887 wurde die Anstalt in Gegenwart des Kultusministers von Goßler feierlich eröffnet. Man hatte keine Mühe und Kosten gescheut, um von allen Seiten die tüchtigsten Kräfte heranzuziehen. An die Spitze des Seminars trat der verdiente Gelehrte Dr. Eduard Sachau, Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sein Hauptwerk, die Ausgabe und Übersetzung des Albiruni[1]), hatte ihm schon vorher in der europäischen Gelehrtenwelt einen namhaften Ruf bereitet. Außer ihm wirken noch: drei Dozenten für Chinesisch, zwei für Japanisch, drei für Arabisch, zwei für Suaheli (die wichtigste Sprache in Ostafrika), einer für Hindustani (Indisch) und Persisch. Unter den Lehrern besteht über die Hälfte aus Eingeborenen, so daß den Zuhörern Gelegenheit geboten wird, sich den mündlichen und schriftlichen Gebrauch einer seiner Sprachen vollkommen anzueignen[2]). Am meisten bevorzugt werden das Chinesische und das Arabische. Die Vorlesungen über Hindostani und Persisch werden dagegen sehr schwach besucht. Der Grund ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß diese Sprachen für die Deutschen wenig praktischen Wert haben. In Indien und den angrenzenden Bezirken kommt man überall mit Englisch durch.

Daß die deutsche Regierung mit der Gründung des orientalischen Seminars einem thatsächlichen Bedürfnisse abgeholfen hatte, geht schon aus der Frequenz hervor, deren sich dieses Institut im letzten Winter zu erfreuen hatte. Nach dem amtlichen Bericht betrug die Anzahl der Studirenden im ganzen 115. Unter diesen waren 56 Juristen, d. h. solche, welche sich der Konsularlaufbahn widmen wollen; 15 gehörten der philosophisch-medizinischen Fakultät an; 4 der theologischen (Missionare); 23 waren Kaufleute, 3 Ingenieure, 5 Offiziere. Die übrigen gehörten verschiedenen Berufszweigen an.

Natürlich ist auch ein Lehrplan entworfen, nach welchem gearbeitet werden soll. Als Ziele des Unterrichts gelten:

1. Kenntnis der Grammatik und desjenigen Teils des Wortschatzes, welcher im täglichen, mündlichen und schriftlichen Brauch am meisten zur Geltung kommt;
2. Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Schriftstücken öffentlichen und privaten Charakters;
3. Lehre von der Religion, den Sitten und Gebräuchen des betreffenden Landes.

Das orientalische Seminar ist in erster Linie dazu bestimmt, Dolmetscher für den diplomatischen Dienst heranzubilden. Aber wie wir bereits oben bemerkten, nehmen auch besonders aus dem Kaufmannsstande viele junge Leute an diesen Übungen Teil. Bei dem im vorigen August abgehaltenen Examen haben drei Bankbeamte mit Erfolg das Examen für das Chinesische bestanden und sind dann in den Dienst der deutschen ostasiatischen Bank in China getreten. Besonders aus den Industriegegenden Rheinlands und Westphalens, sowie aus den Hansastädten, kommen jetzt viele junge Kaufleute nach Berlin, um an den Übungen des Seminars teilzunehmen. Natürlich wird mit dem stärkeren Zudrange allmählich auch eine Erweiterung des Instituts eintreten müssen. Schon hat man, wie das neuerschienene Programm aufweist, Übungen im Neugriechischen und im Spanischen hinzutreten lassen. Namentlich das Letztere ist für den Kaufmannsstand in jüngster Zeit von hervorragender Bedeutung geworden. Der Zudrang der Deutschen nach den mittleren und südlichen Staaten Amerikas hat sich, wie die Statistik aufweist, in den letzteren Jahren ganz erheblich gehoben. Eine Folge davon ist naturgemäß die Vermehrung der Berufskonsulate in diesen Ländern,

Mit Neid und Bewunderung blicken, wie man aus den Blättern ersehen kann, andere europäische Staaten auf das junge aufblühende Institut. Hervorragende fremde Gelehrte können der Regierung die Förderung derartiger Anstalten nicht warm genug an das Herz legen. Und in der That ist die Kenntnis der lebenden orientalischen Sprachen für die Diplomatie, den Handel und die Industrie von ganz hervorragender Bedeutung. Der Wettkampf, welcher heute auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet ausgefochten wird, ist kein leichter. Ein wichtiges Mittel bildet aber die Kenntnis der Sprache und Sitte derjenigen Länder, mit welchen man in Berührung kommt. Das selbst gesprochene Wort wirkt denn doch ganz anders, als wenn man sich erst der Vermittlung eines Dritten als Dolmetscher bedienen muß, ganz abgesehen davon, daß man nicht einmal immer der Treue und Zuverlässigkeit eines solchen Dolmetschers sicher ist.

Hans Altona.

Korrespondenzen.

Deli, Sumatra, 5. August 1890.

Ich lese soeben in Nr. 13 vom 21. Juni Ihrer geehrten Zeitung eine Korrespondenz aus Deutsch-Neu-Guinea, welche einiger Berichtigung bedarf.

Erstens ist die mir zugemutete Absicht, in der Nähe von Siar mit sechs großen Tabakplantagen und mit 600 bis 1000 chinesischen Arbeitern „den Anfang" zu machen, aus der Luft genommen.

Zweitens habe ich nirgends eine vierzehntägige Verbindung mit Java gefordert, so dienlich auch dieselbe für Deutsch-Neu-Guinea sein könnte.

Drittens, was das Entgegenkommen der Neu-Guinea-Kompanie anbelangt, so hat sich der Berichterstatter geirrt. Es muß demselben ganz unbekannt gewesen sein, daß ich die große Reise nicht nur im Auftrage unseres Vorstandes in Bremen, sondern auch speziell auf Wunsch der Neu-Guinea-Kompanie unternommen habe.

Gerne schließe ich mich jedoch dem weiteren Berichte an und denke mit Vergnügen an die vielen Expeditionen, welche ich nicht nur in der Gegend von Siar, sondern auch an der ganzen übrigen Küste von Kaiser Wilhelmsland unternommen. Den größten Anteil am Zustandekommen der meist schwierigen Expeditionen verdanke ich Herrn Missionär Scheit, mit welchem ich die Beschwerden des Buschlebens, aber auch manch interessantes Erlebnis teilte.

Was die Verhältnisse für Tabakkultur und die Einführung eines umfangreicheren Tabakbaues auf Deutsch-Neu-Guinea anbelangt, so wird die Zukunft lehren, ob die Auffassung des Korrespondenten richtig ist.[1])

H. C. Bluntschli.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Zu Ehren des Herrn Dr. Peters) veranstaltete die Münchener Abteilung einen Festabend im Saale des Arzberger Kellers am 4. September, welcher sehr zahlreich besucht war. In Vertretung des verhinderten ersten Vorsitzenden des Vereins, Professor Dr. v. Kupffer, eröffnete der Kassenwart Herr v. Pfister die Reihe der Reden; Herr Dr. Götz entrollte in längerer Ausführung ein Bild der Petersschen Expeditionen, welche mit kleinen Mitteln Großes geleistet haben. Die Erwiderung des letzteren gab zunächst dem warm empfundenen Danke Ausdruck für die sympathische Aufnahme; dann folgten interessante Mitteilungen über seine Fahrten und Erlebnisse; schließlich sprach er sich in begeisterten und begeisternden Worten über die idealen, sittlichen, nationalen und humanen Beweggründe aus, denen er selbst bei seiner großen, selbstgewählten Aufgabe gefolgt ist, und von denen er die gesamte deutsche Kulturmission in Afrika getragen, bedingt und beherrscht sehen will. Nicht das sei der Hauptzweck, auf möglichst großen Strecken afrikanischen Bodens die schwarz-weiß-rote Fahne aufzuhissen; die Hauptsache, um die es sich für das Herz Europas bei seinem hohen christlichen Bildungsstande dort im Lande der in der Kultur so tiefstehenden Negervölker handle, sei, jenen Völkern die Wege der Arbeit, der Bildung, der Gesittung zu erschließen, sie der Segnungen einer höheren Kultur teilhaftig zu machen. Zum deutsch-englischen Abkommen äußerte Dr. Peters sich ungefähr folgendermaßen: Nach dem Vertrage haben Deutschland und England in Uganda und dem gesamten Viktoria-Nyanza-Gebiet völlig gleiche Rechte in Bezug auf Handelsfreiheit und Niederlassung. Er selbst (Peters) sei sich von vornherein darüber klar gewesen, daß er mit Uganda keinen Protektoratsvertrag abschließen könne, der einerseits in Deutschland nicht genehmigt werden würde, andererseits Deutschland eine unermeßliche Summe politischer und wirtschaftlicher Pflichten auferlegt hätte. Es konnte daher nur darauf ankommen, Deutschland in Uganda diejenigen Rechte zu sichern, deren der deutsche Handel dort bedarf. Dies sei erreicht. Er habe den König bewogen, die Kongo-Akte zu unterzeichnen. Wenn England in Zukunft das Protektorat erklären werde, woran ja nicht zu zweifeln sei, so werde es stets mit der Abneigung des Ugandakönigs zu rechnen haben, der ihm (Peters) gesagt und dies auch in öffentlicher Ratssitzung erklärt habe, daß er bereit sei, allen Weißen Handels- und Niederlassungsfreiheit einzuräumen, aber niemandes Protektorat wolle, am wenigsten das der Engländer. Stanley sei an ihm vorübergezogen, ohne ihm Hülfe zu bringen. Jackson habe drei Monate mit seiner großen Expedition in seiner Nähe gelegen, ohne eine Hand für ihn zu rühren, die Deutschen hätten ihm Hülfe gebracht. Wenn überhaupt ein Protektorat, dann würde er ein deutsches annehmen. Peters führte weiter aus, daß der Handel dort seit alter Zeit den Weg nach Süden über den Viktoria-Nyanza nehme und daß daher stets diejenige Nation im Vorteil sein werde, welche das Süduser des Sees beherrsche. Das deutsch-englische Abkommen habe für Deutschland die von Peters angestrebte Stellung in Uganda gesichert, das sei bisher in Deutschland zu wenig bekannt und zu wenig beachtet; er hoffe durch diese Erklärung dazu beizutragen, daß wenigstens dieser Teil des Vertrages günstiger beurteilt werde. Wenn Stanley den Deutschland verbliebenen Anteil an Ostafrika mit einem Hosenknopf im Verhältnis zu einem neuen Anzug verglichen habe, so seien ihm, Peters, Verhältnisse denkbar, unter denen der Hosenknopf wünschenswerter und nötiger sei, als der neue Anzug. — Dr. Peters hielt sich einige Zeit in Wildbad auf

[1]) Albiruni, ein persischer Muselmann im 11. Jahrhundert, hatte den Sultan Muhamed auf seinem Eroberungszuge nach Indien begleitet. Er giebt uns wichtige Aufschlüsse über Geschichte, Religion und Litteratur der dortigen Bewohner.

[2]) Aus dem Vorstand des Seminars sind nach Ablauf des Kontraktes ausgeschieden: Der Lektor des Nordchinesischen und Mandarindialektes Herr Knei Ling, der Lektor des Südchinesischen Herr Pan Fei Sching, der Lektor des Japanischen Herr Inouyé und der bisherige Vertreter der türkischen Sprache Herr Manissadjian. Dem Eintreffen zwei chinesischer Lektoren wird während der Herbstmonate entgegengesehen. Außerdem ist zum Lektor des Japanischen Herr J. Sango und zum Lehrer des Türkischen Herr Dr. Karl Foy aus Ludwigslust in Mecklenburg ernannt, der bereits in den Kreisen der türkischen Botschaft in Konstantinopel als Lehrer des Türkischen mit Erfolg thätig gewesen ist.

[1]) Die Nordaustralische Zeitung aus Brisbane brachte jüngst eine Korrespondenz aus Neu-Guinea, welche in den Schlußsätzen lautet: „Die beste Empfehlung, die das Schutzgebiet erhalten hat, ist wohl die, daß die Deutsch-Schweizerische Plantagengesellschaft, eine der bedeutendsten Tabakspflanzungen Sumatras, ihren Vertreter hierher zur Besichtigung des Landes gesandt hat, und daß infolge der außerordentlich günstigen Berichte desselben sich in Deutschland eine neue Kompanie für Tabakskultur in Kaiser Wilhelmsland bildet. Hoffen wir, daß die vorsichtigen deutschen Kapitalisten endlich einmal ihr Mißtrauen besiegen und ihr Geld auch in deutsche Unternehmungen stecken werden. Hier ist alle Aussicht auf Erfolg vorhanden, und sogar auf baldigen Erfolg, aber man kennt in Deutschland wenig von Neu-Guinea, der Lärm in den anderen Kolonien zieht alle Augen auf sich und läßt die Leute das hiesige Schutzgebiet übersehen. Aber natürlich gehört zur Anlage einer profitablen Plantage, wie überall in tropischen Kolonien, wo der Weiße nicht selbst arbeiten kann, und wo das Klima ein ungesundes ist, Geld, Geld und nochmals Geld. —

und ist dann nach Frankfurt gereist. In der ersteren Stadt wurde er von den städtischen Behörden, in der letzteren von der Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft und der Geographischen Gesellschaft gefeiert.

— (Der Vorstand der Abteilung Lübeck) hat sich endgültig konstituirt und besteht aus folgenden Herren: Vorsitzender Direktor Bruhn, Stellvertreter A. Brehmer, Schriftführer Major z. D. v. Koschitzky, Stellvertreter Oberlehrer Dr. Hausberg, Schatzmeister Kaufmann C. Reuter, ferner Konsul Grupe und Major v. Schirach.

Kleine Mitteilungen.

— (Se. Majestät der Kaiser) hat für den Bau eines Dampfers auf dem Viktoria Nyanza die Summe von 3000 Mark zur Verfügung gestellt.

— (Major von Wißmann) reiste von Bremen nach Hamburg, wo ihm zu Ehren ein Festmahl veranstaltet war. Auch dort forderte Wißmann die Versammlten auf, die Bestrebungen für Ostafrika durch Stiftung eines Dampfers auf dem Viktoria-Nyanza zu unterstützen. Wißmann, Hauptmann von Gravenreuth und Dr. Bumiller sind von dort nach Berlin zurückgekehrt, wo er sich dem Auswärtigen Amt wieder zur Verfügung gestellt hat.

— (Deutsch-Ostafrika). Der Dampfer der deutsch-ostafrikanischen Linie „Reichstag", welcher im Hafen von Dar-es-Salaam im innern Hafen, wo das Fahrwasser sehr eng ist, aufgelaufen war, ist unbeschädigt wieder abgekommen, und wird seine Reise nach Mozambique weiter fortsetzen. — Da die Ansichten über die Güte des Hafens von Dar-es-Salaam auseinander gehen, ist es wohl angebracht, auf das offizielle Material hinzuweisen, wie es in den Annalen der Hydrographie und im Africa Pilot vorliegt. Die Annalen schreiben im Jahre 1886: „Der Hafen ist geräumig und außerordentlich geschützt, allein die gewundene Einfahrt ist sehr eng und wird die Einsegelung durch starken Strom noch besonders erschwert. Bei gehöriger Betonnung oder mit guten Richtbaken würde es indessen Dampfern auch mit 6 m Tiefgang und darüber möglich sein, bei Hochwasser in den Hafen zu gelangen, Schiffe bis zu 5 m bei jedem Wasserstand, und zwar ist die Zeit des Niedrigwassers die günstigste, weil sich die Riffe dann ziemlich scharf markiren. Bei Hochwasser sind letztere nicht zu sehen und für diesen Fall sind für ungünstige Beleuchtung Tonnen und Baken unerläßlich, da eine Orientirung auf der Karte während des Einlaufens ausgeschlossen ist" Im Jahre 1889 wurden nach den Berichten S. M. S. „Olga" genaue Anweisungen für die Einfahrt gegeben und bemerkt: „Ehe das Schiff den engen Einfahrtskanal passirte, waren auf der Südspitze von North Sand Head, auf der westlich von der 3 Faden (5,5 m) sich in das Fahrwasser hineinziehenden Sandspitze, sowie auf den bei East und West-Ferry Point ausspringenden Bänken, Markirungsböte ausgelegt. Mit diesen Hülfsmitteln, und da sich bei Niedrigwasser das Riff und die Bänke gut erkennen ließen, bot die Einsegelung keine Schwierigkeit." Zwischen diesen beiden Punkten ist bekanntlich die Strandung erfolgt. Diese gefährliche Passage wird im Africa Pilot folgendermaßen geschildert: Die enge Einfahrt in den engen Hafen von Dar-es-Salaam ist nicht leicht zu finden, sogar nicht von dem Ankerplatz in der Bai. Sie liegt zwischen den roten Klippen von Ras Rongoni und Chokir, durch einen steilen Bruch in dem Korallengriff, welches das Ufer umsäumt. Der Bruch in dem Riff am Eingang ist ungefähr 1¾ Kabellänge breit und verengt sich bei niedrigem Wasser auf 1 Kabellänge. Ein felsiger Streifen ragt von North Sand Head in südwestlicher Richtung in den Kanal und bietet die größte Schwierigkeit beim Einlaufen, da der Kanal an der Stelle, wo gewendet werden muß, sich auf 120 Yards verengert; von da geht der Kanal gerade aus bis East Ferry Point und hat eine Tiefe von 21 Fuß, mit Ausnahme einer Stelle, wo in der Tiefe von 16 Fuß bei Ebbe eine Sandbank, welche etwa 4 Kabel Länge von East Ferry Point liegt. Diese Bank kann auf beiden Seiten umfahren werden, ist aber für den Fremden, so lange sie nicht mit einer Boje versehen ist, schwer zu vermeiden." Von allgemeinem Interesse sind auch noch die Bemerkungen des Africa Pilot über den inneren Hafen, dessen Wasser nach demselben von genügender Tiefe zum Ankern ist. „Die Ufer sind steil. Es ist Raum für eine große Anzahl von Schiffen und dennoch nicht Raum genug, um bei Sturm einen Seegang hervorzurufen, so daß sogar der Bootsverkehr völlig unbehindert ist. Dar-es-Salaam ist der naturgemäße große Handelsplatz der Ostküste und war als solcher bereits vom verstorbenen Sultan von Sansibar, Seyid Majid, erkannt, der hier großartige Bauten unternahm und beabsichtigte, den Bagamoyohandel hierher zu lenken. Sein Tod machte diesen Plänen ein Ende." Der Ankergrund bei der Stadt ist etwa ¾ Meilen lang. Der Plan, den Handel von Bagamoyo abzulenken, welcher heute wieder aufgenommen werden dürfte, ist also schon ein sehr alter. — Die telegraphische Verbindung von Sansibar nach Bagamoyo und Dar-es-Salaam ist hergestellt und dadurch eine wichtige Vorbedingung für die geschäftliche Entwickelung an der Küste erfüllt. — Von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist der „Nat.-Ztg." ein Bericht des Herrn Dr. Oskar Baumann aus Kwamgumi (Korogwe) über dessen Reise im Paregebirge zur Verfügung gestellt worden. Das Paregebirge stellt sich demnach als ein aufsteigender Bergwall mit geringer Breitenentwickelung dar. Am Fuße des Gebirges ist die Steppenvegetation vorherrschend, darüber findet man das Kulturgebiet mit Feldern und Weilern der Eingebornen, mit zahlreichen Wasserläufen und künstlichen Bewässerungsgräben, offenes, fruchtbares Dschagga gleichendes und ebenbürtiges Land. Das letzte höchste Drittel der Gehänge nimmt Hochweidegebiet ein, bezeichnet durch niedriges, weiches Gras, Erika und Farne, sowie durch eingestreute Bergparzellen. Hier gedeiht die untersetzte, kurzgehörnte Rasse der Pare-Rinder. Die Eingebornen, die Wapare, leben in verstreuten Hütten. Besonders merkwürdig ist das System kleiner Bewässerungskanäle, deren Wasser geschickt von den Bächen abgedämmt und — öfters sogar mit leichter Steigung — den Hängen entlang geleitet wird. Wo letztere steil sind, da werden die Felder durch gute Treckenmauern abgestuft. Die Viehzucht hat durch die Raubzüge umwohnender Negerstämme, besonders der Massai, sehr gelitten. Schutz vor diesen ist es in erster Linie, was die Wapare von uns Deutschen hoffen. Was das Paregebirge im allgemeinen anbetrifft, so bildet dasselbe ein wichtiges Mittelglied zwischen Usambara und dem Kilimandscharo. Die Vorbedingungen für eine günstige Entwickelung sind gegeben. Baumann zog dann nach Usegua und Nord-Nguru. Das nördliche Usegua stellt sich als ein leicht gewelltes, von breiten Thalwäldern durchzogenes Land von hoher Fruchtbarkeit dar. Der Reisende wanderte stundenlang durch Sorghum- (Mtama-) Felder. Die Viehzucht leidet aber auch hier unter den Einfällen der Massais, es wäre wirklich an der Zeit, wenn diesem Unwesen gründlich gesteuert werde. — Die ostafrikanische Schutztruppe ist dem Auswärtigen Amte unterstellt und ihr hiesiger Vertreter, Premierleutnant Berthold, der Kolonialabteilung beigegeben worden. — Emin Pascha ist in Unyanyembe angekommen.

— (Peters und Jackson.) In weiten Kreisen wird, so schreibt die „Münchner Allgemeine Zeitung", die Thatsache interessiren, daß Mr. Jackson sich in Ostafrika mit nichts Geringerem als mit der Verhaftung des Dr. Peters getragen, einer Absicht, deren Durchführung wohl so einfach nicht gewesen sein, sondern voraussichtlich zu einem blutigen Zusammenstoß geführt haben würde. In einem vom 6. März d. J. datirten, am 19. März beim König von Uganda eingetroffenen Schreiben zeigte Jackson dem König an, daß er mit der Verhaftung von Peters beauftragt sei; da er selbst diese nicht vornehmen könne, fordere er den König dazu auf. (Jackson verfügte über 500 Snidergewehre.) Der König brachte diesen Brief in Gegenwart von Peters im öffentlichen Rat zur Verlesung, spie auf das Schreiben und warf es hinter sich, indem er erklärte, von Jackson und den Engländern nichts wissen, im Gegenteil Peters schützen zu wollen, welchem er 2000 Ugandakrieger zum Angriff auf Jackson zur Verfügung stellte. Mr. Jackson hätte mithin sein fürwitziges Vorhaben leicht tener büßen können. Von englischer Seite wurden nun Gerüchte ausgesprengt, um Peters bis zur Ankunft von Jackson in Uganda festzuhalten, daß feindliche Heere im Anzuge seien. Peters erklärte dem Könige, mit ihm gegen diese kämpfen, falls aber die Gerüchte unbegründet seien, sofort weiterziehen zu wollen. Es war dies am Montag den 24. März. Nachdem Peters' Kundschafter festgestellt, daß die Gerüchte grundlos seien, trat die Expedition am 26. März den Weitermarsch an

— Mit Bezug auf unsere Notiz in Nr. 16 der Deutschen Kolonialzeitung sind wir in der Lage, mitzuteilen, daß Heir Direktor im Reichspostamt Sachse durch Erlaß des Herrn Reichskanzlers schon Mitte Juli nebenamtlich zum Mitglied des Verwaltungsrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ernannt worden ist.

— (Die Franzosen im Hinterland von Kamerun.) Wir haben bereits mehrfach auf die Versuche der Franzosen hingewiesen, vom Ubanghi aus ihr Gebiet nach Norden und Westen auszudehnen und auf diese Weise die Ausdehnung unseres Hinterlandes von Kamerun nach Westen einzuschränken. Die Franzosen möchten hier gerne den Deutschen gegenüber dieselbe Rolle spielen wie die Engländer am Schire gegenüber den Portugiesen, aber wenn sie etwa Verträge von Reisenden mit bisherigen Völkerstämmen des Innern als genügende Besitztitel ansehen, so wird niemand darauf viel geben. Aber es ist charakteristisch für die Anstrengungen der Franzosen, daß sie, vorausgesetzt die Angaben sind richtig, bereits auf das Gebiet übergreifen, über welches zwischen Deutschland und Frankreich bereits eine Grenzabmachung stattgefunden hat. So hat Cholet, ein Kolonialkommissar, den Sanga, einem rechten Nebenfluß des Kongo, erforscht und ist dabei bis zum 4. Grad n. B. und 13. Grad ö. L. vorgedrungen, also über den 15. Grad ö. L. hinaus, welcher von den Franzosen, wenn auch fälschlicher Weise, als die Ostgrenze unseres Kamerungebietes angegeben wird. An diesem Flusse ist er in die Region des Graslandes des Sudan vorgedrungen, welches durch die Gebiete von Kund und Tappenbeck genauer bekannt geworden ist, wahrscheinlich bis zur Wasserscheide der Zuflüsse des Kongo, und der nach Kamerun fließenden Ströme Sannaga und Njong. Der Forschungsreisende hat ein reiches, von Europäern noch nicht berührtes Land gefunden, und die französischen Zeitungen scheinen große Lust zu haben, auf diese Angaben hin Ansprüche geltend zu machen. Es wird immer notwendiger, auch von deutscher Seite über die Jaunde-Station im Hinterland von Groß-Batanga hinaus nach Osten vorzustoßen, um so allen französischen Gelüsten nach unserem Hinterland endgültig einen Riegel vorzuschieben.

— (Eisenbahn in den Tropen.) Die Unternehmungen zum Zwecke der Herstellung der Kongoeisenbahn, welche bekanntlich von einer eigenen Kompanie betrieben wird, sind für spätere Zeit, wenn man an den Eisenbahnbau von Deutsch-Ostafrika gehen wird, sehr beachtenswert. Die Eisenbahn hat bekanntlich den Zweck, die Mündung des Kongo mit Stanley-Pool zu verbinden, wo die im unteren Lauf durch die Wasserfülle behinderte Schiffahrt wieder einsetzen kann, es ist also ein verhältnismäßig begrenztes Unternehmen. Die Aufnahmen der Trace machten keine Schwierigkeiten, die Expedition ging einfach am linken Ufer des Kongo hinauf, Bergrücken waren nicht zu überschreiten, dagegen mußten die vielen Wasserläufe überbrückt werden. Am schlimmsten war eine kurze gebirgige Strecke dicht bei dem Ausgangspunkte der Bahn, wo ein Strom und Gebirge in engen Schlangenlinien zu überschreiten sind; aber nachdem man noch einmal die Trace studirt hat, hat man einen vorteilhafteren Weg entdeckt oder glaubt, ihn wenigstens gefunden zu haben. Augenblicklich ist man bereits in voller Thätigkeit bei Matadi begriffen, es sind allein 86 Europäer und 1200 Schwarze, die letzteren Sansibariten, Senegalesier, Kruboys und Accras, dort beschäftigt, welche zuerst den Bahnhof Matadi zum größten Teil aus Eisen erbaut und die Magazine, Landungsplätze 2c. errichtet hatten. In Turbi waren bereits einige Kilometer Erdarbeiten aufgeführt und man konnte schon ungefähr berechnen, was die Ausführung der verschiedenen Arbeiten kosten und wie die Thätigkeit der Schwarzen sein würde. Obwohl nun genaue Ziffern noch nicht gegeben werden konnten, so ging doch aus den Angaben der Beamten hervor, daß der Neger ein tüchtiger Erdarbeiter ist. Die Kosten für die 4000 Quadratmeter aufgeworfene Erde waren sogar noch geringer, als im Voranschlag vorgesehen war, obwohl

die Schwarzen mit dieser Arbeit anfänglich sehr wenig vertraut waren. Die Erfahrungen, welche man mit den westafrikanischen Negern in den Handwerken machte, waren dagegen nicht so günstig; als Maurer sind sie mit den Europäern gar nicht zu vergleichen, und als Schmiede und Zimmerleute leisten sie wenig, doch kommen letztere Handwerker weniger in Betracht gegenüber den Erdarbeitern. — Die Franzosen verfolgen das Projekt der Transsahara-Bahn mit großem Eifer. Die Regierung hat Spezialisten nach Rußland geschickt, welche sich dort über die Methode des Eisenbahnbaues informiren sollen, die General Annenkoff angewandt hat. Zugleich sollen sie die Schutzmaßregeln, welche man auf der transkaspischen Bahn gegen den Flugsand angewandt hat, studiren. Die deutschen Bahnprojekte in Ostafrika basiren ebenfalls alle mehr oder weniger auf dem russischen System, welches den Vorzug großer Billigkeit hat und augenblicklich das beste Beispiel einer Pionierbahn darbietet.

— (Erfolge der italienischen Kolonialpolitik.) Im italienischen Parlament ist jüngst der Zustand der italienischen Kolonien in Afrika folgendermaßen skizzirt worden. „Italien erkannte als Kaiser von Äthiopien den König von Shoaan, der seinerseits die Thatsache der italienischen Okkupationen anerkannte, die die fruchtbarsten Provinzen des Tigre umfaßten. Am 2. Mai 1889 wurde zu Utschalli ein Vertrag zwischen Italien und dem neuen Kaiser stipulirt, demzufolge das italienische Protektorat auf das ganze äthiopische Kaiserreich, einschließlich von Harrar und Kaffa, ausgedehnt wurde. Durch Vertrag mit dem Sultan von Harar wurde für eine gute Straße von Assab nach Schoa Sorge getragen. Dies alles wurde innerhalb eines Jahres erreicht und zeigt, daß Italien, wenn es auch spät nach Afrika kam, dort den richtigen Weg einzuschlagen wußte. Der Sultan der Midschertin hat das Gebiet vom Kap Beduin (nördlich von der Mündung der Nogal) bis zum Kap Anad unter italienischen Schutz gestellt, und sich verpflichtet, wegen der übrigen Teile seines Gebietes, das am 49. Grad östlicher Länge von Greenwich am Golf von Aden endigt, keinerlei Verträge mit anderen Mächten zu schließen. Der Sultan von Obbia hat sein Gebiet, das von Kap Anad bis nach Meseghh, 32,30 Grad nördlicher Breite reicht, gleichfalls unter italienischen Schutz gestellt. Die Küste von Benadir, begrenzt im Norden vom Sultanat Obbia, im Süden von der Mündung des Dschub, wurde als unter italienischem Protektorat stehend erklärt (vermittelst Notifizirung der Signatarmächte des Berliner Vertrags), mit Ausnahme der in diesem Gebiet liegenden, dem Sultan von Sansibar unterstehenden Stationen; es sind Verhandlungen im Gange zum Zwecke, die Verwaltung derselben in italienische Hände zu bringen. Diese Gebiete zusammengenommen sind etwa fünfmal so groß als Italien, die unterbrochene Küstenlinie beträgt 1900 Kilometer. Es sind darunter die reichen Thäler auf dem linken Ufer des Dschub bis zu den Äthiopien tributären Ländern hin, und die Gegenden von Ogaden und Wadi-Nogal, die durch die Flüsse Webi und Nogal sehr fruchtbar sind. Dies Werk, unter Zustimmung der am meisten dabei interessirten Nationen vollführt, verhindert einerseits, daß sich vom indischen Ozean her fremde Einflüsse in den reichsten und weniger überwachten Gebieten Äthiopiens geltend machen können, andererseits versichert es die Italiener eines ausgedehnten Feldes der Thätigkeit auf welchem der italienische Handel und der kräftige Arm und der geduldige Fleiß des Landmannes reiche Ernte finden können."

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im August.

Annali di Statistica. Stat. Industr. Notize sulle condizioni industr. della prov di Verona. 8° 751 cart. Minist. d. agr. industr. e. com. Roma 1890 (Von dem betr. Minist.).

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Lfrg. 6—8. III. H. M. Stanley's Forschungen am Kongo und Nil. Union, deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Bijblad op het Staatsblad van Nederlandsch-Indië. Deel I—XXIV. 1 Registerband Nr. 1—2570. Deel I—XXII. Leiden A. W. Sythoff. 1855–1885. Deel XXIII—IV. Ogilvie & Co. Batavia 1886 u. 87.

Bluebook Nr. 5315 (Africa Nr. 1. 1888) Further Correspondence rel. to Zanzibar. London 1888.

Bulletin de la Société Royale de Géogr. d'Anvers. Bd. I—IX. Anvers 1877–84.

Christaller u. Bohner, Übungen in der Akra- oder Ga-Sprache. Erster Teil. Kurze Sprachlehre von Christaller. Zweiter Teil. Sätze aus der Umgangssprache des täglichen Lebens. 8°. 105. Missions Buchhdl. Basel 1890. (Vom Verleger.)

Deutsche Ueberseeische Meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der Deutschen Seewarte. Heft I. u. III. Hamburg 1887 u. 89.

Giraud, Vict.: Les Lacs de l'Afrique Equatoriale, Voyage d'exploration exécuté de 1883 85 gr. 8°. 604. Avec 16. Gravures et 2 carts. Hachette & Cie. Paris 1890. (Vom Verleger.)

Hamburger Handel und Schifffahrt 1889. gr. 4°. Handelsstatistisches Bureau. Hamburg 1890. (Von dem betr. Bur.)

Her Maj. Col Poss. No. 103 British New Guinea. London.

Märcker, Georg. Lieut. a. D. Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und die Wissmannsche Schutztruppe. Vortrag gehalten zu Karlsruhe den 13. 12. 89. Abthl. Karlsruhe 1890. (Von der Abth. Karlsruhe).

Recueil des délibérations du Congrès Colonial National Paris 1889—90. 2 vols. gr 8°. XIV. 429 u. 345. Société d'éditious scientifiques. Librairie des Annales Economiques, Paris 1890. (Von der betr. Gesellsch.)

Schellong, Dr. O. Die Jabim-Sprache der Finschhafener Gegend (N. O. Guinea, Kaiser Wilhelmsland). Durchgesehen von Dr. K. Schnorr von Carolsfeld. 8°. II. 128. Wilhelm Friedrich, Leipzig. (Vom Verleger.)

Seehäfen, Die, des Weltverkehrs, Lfg. 18—20 (Heft 14—16 des I. Bd.) Algier, Barcelona, Valencia, Malaga, Gibraltar, Cadiz, Sevilla. Volkswirtschaftlicher Verlag A. Dorn. Wien 1890. (Vom Verleger.)

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausg. vom Kaiserl. Statistischen Amt. IX. Jahrgang 1890. Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin 1890. (Vom K. Stat. Amt.)

Warneck, Dr. G. Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major Wißmann, Kgl. Reichskommissar. Ein Wort der Erwiderung auf sein Urteil über die Missionen beider christlichen Konfessionen. 8°. 48. L. Bertelsmann in Gütersloh. 1890 (Vom Verleger.)

Zöller, Hugo. Untersuchungen über 24 Sprachen aus dem Schutzgebiete der Neuguinea-Kompagnie. Sep.-Abdr. aus Petm. Mittl. 1890. Heft V u. VI. gr. 4°. 14. Gotha 1890.

Karten.

Admiralitätskarte Nr. 112 Blatt 1 u. 2. Kaiser Wilhelmsland. Herausg. vom Hydrogr Amt des Reichs-Marine-Amts. Berlin 1890. (Vom Reichs-Marine-Amt.)

Hachette et Cie. Atlas de Géographie Moderne. Liv. 17—20. Planisphère Politique, Bassin de la Méditerranée. Asie Politique, Péninsule des Balkans. Caucasie, Inde, Afrique (3 feuilles), Planisphère Physique, Empire Chinois, Chine Orientale-Corée-Japon. Hachette et Cie Paris. (Vom Verleger.)

Für den Bau der von Herrn Major v. Wißmann geplanten Dampfer auf dem Viktoria Nyanza-, Tanganyika- und Nyassa-See werden auf Wunsch des Herrn Reichskommissars Beiträge auch von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, entgegengenommen. Wir richten an alle Freunde der kolonialen Sache die dringende Bitte, dieses hochwichtige patriotische Unternehmen nach besten Kräften zu unterstützen.

Bekanntmachungen.

Peters-Kommers.

Zu Ehren des Herrn **Dr. Carl Peters** veranstaltet die Abteilung Berlin an dessen Geburtstage, Sonnabend, den 27. September, abends 8½ Uhr in den Räumen der **Philharmonie** einen

Kommers

und ladet die verehrlichen Abteilungs-Mitglieder zu recht zahlreicher Beteiligung ergebenst ein.

Die Mitglieder erhalten zum Preise von 1 Mark je eine Eintrittskarte für den Saal und auf Wunsch — und **soweit der Raum es gestattet** — bis zu zwei Logen-Karten für ihre Damen; Preis ebenfalls à 1 Mark.

Für eingeführte Gäste — Damen wie Herren — sind Eintrittskarten zum Preise von à 2 Mark — **soweit Plätze vorhanden** — ebenfalls zu haben.

Der Verkauf findet statt vom Montag, den 22. d. M. ab täglich von 10—½6 Uhr in der Kunsthandlung von **Carl Grunert, SW., Charlottenstr. 22;** am 25. u. 26. d. M. auch abends von 6—8 Uhr im Abteilungszimmer des Architektenhauses.

Ohne Karte ist der Eintritt nicht gestattet.

Berlin, im September 1890.

Der Vorstand der Abteilung Berlin.

„Carl Peters-Stiftung."

Es zahlten: Herr Hauptmann von Zobeltitz, Guhrau 3 M.; Herr Fabrikant Roesener Berlin 5 M.; Herr Fabrikbesitzer Heinrich Hartmann (i. Firma Oestreich & Hartmann), Berlin 50 M.; Herr Fr. Lippold, Zerbst 10 M.; Herr Rat A. Loew, Giebichenstein 10 M.; Herr Redakteur Jul. Becker 10 M.; Herr Walter Becker 5 M.; Herr Dr. Bokemeyer 40 M.; Herr Dr. Ruzenberg 100 M.; Herr R. Lamberts 20 M.; Herr Reg.-Präsident von Bitter 20 M.; Herr Opel 5 M.; Herr Reg.-Assessor Dr. Lantz, Köln 20 M.; Herr Th. Rehorst 20 M.; Herr Fr. Eilers 1.55 M.; Herr F. F. A. Schulze 10 M.; Herr Senatspräsident Frech 20 M.; Sammlung aus Langenburg 200 M.; Sammlung aus Urach 10 M.; Dioerje laut Liste der Deutschen Bank 8 M.; Herr T. von Bunsen 50 M.; Seine Durchlaucht der Prinz von Arenberg 40 M.; Herr H. May 2 M.; Herr A. Ey 3 M.; Herren Carl Perrot & Ko 20 M.; Herr Otto Möhlau 50 M.; Herr Direktor L. Klüpfel 100 M.; Herr Ed. Arnhold 100 M.; Fürstl. Wiedsche General-Kasse 100 M.; Herr Ed. Müller 3 M.; Deutsche Kolonial-Gesellschaft, Abt. Schlawe 50 M.; P. 20 M.; Herr C. Höpfner 30 M.; Herr Geh. Regier.-Rat W. von Siemens 100 M.; Herr von Zalerzew 20 M.; Herr Neumann 2 M.; Herr Nadeborn 5 M.; Herr Direktor Jüttner 5 M.; Herr Perniee 10 M.; Herr Gust. Siegle 100 M.; Herr R. Bock 20 M.; Herr Hamm 10 M.; Herr Baron Dr. Landau 20 M.; Herr Dr. Stechow 200 M.; Frau Caroline Arnons 10 M.; Herr Aug. Jung 100 M.; Herr Hansemann 200 M.; Herr Reg.-Rat Schulz 10 M.; Herr von Rakowsky 10 M.; Herr Dr. Carl Meier 3 M.; Herr H. Jungck 5 M.; Frl. Kortüm, Parlow 5 M.; Herr G. Blanchard, Sammlung der Lehrer der Groß. Stadtschule, Rostock 5 M.; Herr Rechtsanwalt Meyer, Tilsit 5 M.; Herr Wm. Anfermann Lüdenscheid 20 M.; Herr Direktor Rosenberg, Berlin 100 M.; Herr Pfarrer Wehner, Lachsendorf 3 M.; Herr Schulvorsteher Schubert 5 M.; Herr Dr. Allihn, Berlin 3 M.; Herr Direktor Krähahn Berlin 5 M.; Herr und Frau Albert Voigt, Chemnitz 100 M.; Herr Landgerichtsrat Dr. Under, Plauen i. V. 10 M.; Sammlung im Restaurant Niemitz, Berlin, Mittenwalderstr. 47 30 M.; Herr Emil Selberg, Berlin 20 M., Herr von Schulenburg, Berlin 5 M.; Herr Amtsrichter Lücke, Bergen a. Rügen 3 M.; Herr Dr. A. Bender, Kupferdreh 30 M.; Herr Major von Mollard auf Gora 20 M.; Herr Geheimrat Schwartzkopff, Berlin 100 M.; Herr H. Roß, London 30 M.; Herr Pastor Schorn, Teichwolframsdorf 3 M.; Herr Eugen Haehnle, Crailsheim i. Württ. 40 M. Herr Assessor Naumann, Nordhausen 3 M.; Herr Referendar Rößling, Berlin 3 M.; Summa 2523 55 M.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zum Bau des Krankenhauses dortselbst bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Kolonialverein Abteilung Hildesheim, Ertrag des Vortrages des Herrn Marinepfarrer Wangemann und einiger anderen Sammlungen 480,75 M.; Herr Pfarrvikar O. Funk in Zackerzin 48 M.; Herr Derge in Berlin für das deutsche Hospital in Sansibar 10 M.; durch die Herren Pfarrer Diestelkamp 1084,54 M.; Missionsinspektor Beyer 2660,35 M.; Pastor Berlin 160,55 M. Zusammen 4788,57 Mark.

Berlin, den 5. September 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.

Der Schatzmeister: Königlicher Baurat Hoffmann.

J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 21. **Berlin,** 4. Oktober 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Dem Andenken Carl Claus von der Deckens. Von Dr. Otto Kersten. — Der Fall Küntzel. — Landwirtschaftliche Versuchsstationen in unseren Kolonien. Von Dr. Richard Hindorf. — Verhandlung der 25. Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 63. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bremen. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur.

Die Sammlungen für die von Herrn Major v. Wißmann projektirten Dampfer auf den zentralafrikanischen Seen nehmen einen guten Fortgang, aber noch reichen die bis jetzt eingegangenen Summen nicht aus, um in zweckentsprechender Weise dieses wichtige patriotische Unternehmen vollständig in Gang zu setzen. Wir richten deshalb an unsere Freunde die wiederholte Bitte, in ihren Kreisen dahin zu wirken, damit sobald als möglich die deutsche Macht auf den großen Seen festen Fuß fasse: zur Unterdrückung des Sklavenhandels, zum Nutzen für den deutschen Handel, zur Sicherung unseres politischen Ansehens in Ostafrika. Beiträge werden von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, entgegengenommen.

Dem Andenken Carl Claus von der Deckens.

(† 2. Oktober 1865 zu Berdera.)

Von seinem vormaligen Begleiter Dr. Otto Kersten.

Vor nahezu 25 Jahren verbreitete sich in Europa die Kunde von der Ermordung des Forschungsreisenden Carl von der Decken. Alle Welt war von innigster Teilnahme erfüllt, denn seit Dr. Vogels Expedition nach den Saharaländern hatte keine der damals so zahlreichen Entdeckungsreisen nach Afrika das allgemeine Interesse in Deutschland derart in Anspruch genommen, und von keiner hatte man größere Erfolge erwartet, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Ehre des deutschen Namens und für die Erweiterung unseres Wirtschaftsgebietes. Es waren bisher noch nie von einem Privatmanne so bedeutende Mittel auf eine afrikanische Forschungsreise verwendet und noch niemals waren praktische Ziele in so bestimmter Weise ins Auge gefaßt worden. Was hätte man von diesem Manne mit unbeugsamer Energie nicht alles noch erwarten können, wenn das Glück ihn nur ein wenig begünstigt und der unerbittliche Tod seinem Wirken nicht so schnell ein Ziel gesetzt hätte!

Obwohl im allgemeinen trotz der dazwischen liegenden langen Zeit die Reisen von der Deckens noch nicht vergessen sind, so wird es den meisten, namentlich den jüngeren Freunden der deutschen Kolonialpolitik nicht unwillkommen sein, durch nachstehende Angaben einen kurzen Überblick[1]) seines Wirkens in Ostafrika zu erhalten.

1860: Ankunft in Sansibar (28. Juli); Reise über Kiloa nach Mefule (auf der Straße nach dem Nyassasee) behufs Nachforschung nach dem am 19. März 1860 am Nyassasee ermordeten Dr. Albrecht Roscher (30. September bis Ende d. J.).

1861: Ausflug nach Mombas und dem Panganifluß (22. Februar bis 3. März); erste Dschaggareise mit dem englischen Geologen Richard Thornton über Mombas, den Kadiaroberg, Kisuani, Taveta, Kilema, (mit Besteigung des Kilimandscharo bis 8000 Fuß Höhe), Madschame und Wanga (28. Mai bis 11. Oktober); Ausflüge von Mombas nach Takaungu und Malindi (Anfang November).

1862: Ausflug nach Bagamoyo und Magagoni (Januar); Besuch der Westküste von Madagaskar (bei Minterano und Kanatzi, Februar und März); zweite Dschaggareise mit Dr. O. Kersten über Mombas, Wanga, Pare- und Usangagebiet, Aruscha, Uru, Kilema (mit Besteigung des Kilimandscharo bis 14 000 Fuß Höhe), Bura- und Ndaragebiet (19. August bis 26. Dezember).

1863: Besuch von Lamu (?) Ibo und der Komoroinsel Anjuani (Johanna, im März); Reise nach der Insel Réunion (Bourbon, mit Besteigung des Vulkans und des Piton des Neiges ꝛc.) über die Seschellen und Mauritius (11. April bis 12. August) und Heimkehr nach Europa von den Seschellen aus, während Dr. Kersten nach Sansibar zurückkehrt und von dort aus mit Alfred Grandidier Wanga, Muoa und den Kinganifluß besucht (Oktober und November).

1864: Von der Deckens Thätigkeit in Europa zur Beschaffung eines Dampfers und Vorbereitung einer neuen Expedition; Wiederankunft in Sansibar durch den Suezkanal mit dem österreichischen Marinekapitän von Schickh (1. September); Ankunft der neuen Expeditionsmitglieder (Dr. Linck, Maler Trenn, Forstmann Brenner u. a.) auf dem O'Swald'schen Segelschiff „New-Orleans", welches auch die gesamte Ausrüstung mitbrachte, einschließlich eines großen und eines kleinen Flußdampfers (30. November); Beginn des Aufbaus des größeren Dampfers „Welf" (18. Dezember).

Während von der Deckens Abwesenheit: Dr. Kerstens Ausflug nach Nossibé und den Komoren mit Aufenthalt auf Nossibé, Murunsanga (Nordwest-Madagaskar), den Komoroinseln Moali (Mohilla) und Angasija (Großkomoro, mit Besteigung des Vulkans), in Mnasi (an der Ruvuma-Mündung) und auf den Inseln Schole und Mafia (20. Februar bis 4. Juni 1864).

1865: Mit dem Zusammennieten des „Welf" begonnen nach Beendigung der vorläufigen Aufstellung (3. Januar); Besuch der Formosabai auf dem französischen Kriegsschiff „Loiret" und Befahrung des Osiflusses bis Kau (Entdeckung des Beledsonikanals) sowie des Tanaflusses mittelst des kleinen von der Deckenschen Dampfers „Passepartout" in Begleitung von Dr. Linck und R. Brenner (8.—20. Februar); Dr. Kerstens Heimkehr nach Europa (26. Februar, wegen Erkrankung).

Fahrt nach Norden auf dem „Welf" im Geleit des englischen Kriegsdampfers „Lyra" bis Lamu (15. bis 17. Juni 1865); Untersuchung des Tula- und Schambaflusses (Cholera an Bord vom 8. bis 18. Juli), Besuch der Insel Kiama und des Hafens Kismaio (Kap Bissel, 19. Juni bis 28. Juli); erster Besuch der Djubamündung (27. und 28. Juli).

Einfahrt des „Welf" (120 Fuß lang und über den Radkästen mehr als 30 Fuß breit!) in den Djubafluß, wobei auf der Barre der kleine Dampfer „Passepartout" verloren geht und der Maschinist Hitzmann ertrinkt (29. Juli 1865); Aufnahme der Flußmündung und Ausflüge in die Umgegend von Jumbo (1. bis 13. August); Fahrt stromaufwärts an Hindi und den Wabunidörfern vorbei (15. bis 26. August); zum ersten Male festgesessen (4 Fuß Tiefgang!) bei Wegere (27. bis 30. August); Weiterfahrt an Anole vorbei bis Bardera (31. August bis 19. September) und Aufenthalt dort (20. bis 24. Septeber); Ankunft vor den Stromschnellen (25. September), wo der „Welf" am folgenden Tage festfuhr, ohne wieder loskommen zu können; Überfall des Lagers am rechten Flußufer durch Somalihorden und

[1]) Nach dem „Datumanzeiger" in dem von mir herausgegebenen von der Deckenschen Reisewerke (Band II S. 396 ff.; ein „Lebensbild" des Verstorbenen befindet sich ebendaselbst (S. 378 ff.).

Ermordung von Trenn und Kanter (Maschinenmeister von der österreichischen Marine, am 1. Oktober) während von der Decken mit Dr. Link in seiner Gig nach Barbera zurückgefahren ist, wo er und Dr. Link (am 2. beziehungsweise 4. Oktober) von den Somalis ermordet wurden, wie nachmals festgestellt worden ist.

Rückfahrt der Übriggebliebenen (5 Europäer und 8 Neger), welche den Baron bereits ermordet glaubten) auf dem Großboot unter Führung v. Schickh's bis zur Flußmündung und Wanderung bis Kismaio (1. bis 6. Oktober 1865); Rückfahrt nach Sansibar auf einem Küstenschiffe über Tula, Lamu und Mombas (6. bis 22. Oktober); vergebliche Nachforschungen v. Schickhs und seiner Gefährten in Lamu, Tula u. s. w. unter Beihilfe des Somali-Abbaus Aweft, der endlich zu schleuniger Rückkehr riet, weil die Aufregung überall sehr groß sei (29. Oktober bis Mitte November); Heimkehr der Geretteten nach Europa (13. Dezember 1865 bis 4. April 1866). —

Dies war ein erschütternder Abschluß der an Größe stets gewachsenen Unternehmungen Carl Claus von der Deckens und seiner hochherzigen Bestrebungen für Erschließung neuer Wirtschaftsgebiete zu einer Zeit, da Deutschland noch von Parteiungen zerrissen war und kaum irgend Jemand den Wert solchen Vorgehens zu schätzen wußte! Da noch keine volle Gewißheit über das Schicksal des Verschollenen erlangt war, so that seine Familie sofort alle Schritte, die erforderlich erschienen, um den Reisenden und seinen letzten Begleiter (Dr. Link), wenn irgend möglich, noch zu retten. Zunächst sandte die Mutter von der Deckens, Fürstin Adelheid von Pleß, den ihr von Dr. Brugsch aus Kairo empfohlenen vormaligen Konsulatsbeamten Theodor Kinzelbach aus, der am 25. September 1865 in Aden ankam, wo genau einen Monat später der vom Bruder des Reisenden, Baron Julius von der Decken, beauftragte Richard Brenner mit ihm zusammentraf. Die Entwicklung dieser beiden selbständigen Unternehmungen ergiebt sich aus der folgenden Zusammenstellung:

1866: Ankunft von Brenner und Kinzelbach in Brawa an Bord des englischen Kriegsschiffs Highflyer (20. November), wo Brenner behufs Einziehung von Erkundigungen und Untersuchung des Wobbiflusses blieb, während Kinzelbach auf Umwegen (über die Seschellen) mit dem Highflyer nach Sansibar fuhr (Ankunft am 28. Dezember).

1867: Brenners Abreise von Brawa (14. Januar), Aufenthalt in Kismaio mit Erforschung des Wubuschiflusses (Durnford, 15. Januar bis 19. Februar) und Ankunft in Sansibar (26. Februar), wo Kinzelbach noch mit Verhören der beim Überfall entkommenen Neger beschäftigt ist. Hieran schließen sich Brenners Reisen im Lande der südlichen Galla (12. März 1867 bis Anfang 1868).

Kinzelbach kommt inzwischen in Brawa an (26. April); nach vergeblichen Bemühungen, von dort und von Merka aus nach Barbera selbst zu gelangen, reist er landeinwärts nach Geledi, von dessen Sultan er Förderung erhofft (15. Dezember?) und stirbt bald darauf in Sigala; Kinzelbachs Beerdigung erfolgt am Strande von Makdischu! —

Aus den Berichten der beiden Beauftragten ging wenigstens soviel hervor (s. v. d. Deckens Reisen II. S. 356 ff.), daß der Tod Carl Claus von der Deckens sowie des Dr. Hermann Link vernünftigerweise nicht mehr bezweifelt werden konnte. Es hatte nunmehr die Familie des so früh Dahingerafften nur noch die Pflicht, ihm ein Denkmal zu setzen, das seines Strebens würdig war; sie erfüllte dieselbe, indem sie dem Verfasser dieser Zeilen ohne irgend welche Einschränkung die Mittel gewährte zur Herausgabe eines Buches, in welchem nicht nur über die Wanderungen und Fahrten des Verstorbenen eingehend berichtet wurde, sondern auch seine und seiner Begleiter Sammlungen und Beobachtungen in ausgiebigster Weise verwertet wurden zu einer grundlegenden Darstellung der Gesamtheit unserer damaligen Kenntnisse von dem mittleren Ostafrika. Auf diese Weise entstand das von der Decken'sche Reisewerk, von welchem nur die beiden ersten Bände, der erzählende Teil, eine weitere Verbreitung gefunden haben, während die vier Bände der wissenschaftlichen Abteilung[1]) mehr in den betreffenden Fachkreisen sehr anerkennend aufgenommen wurden.

Es war somit, da auf die Herausgabe dieses Werkes gegen 70000 Mark verwendet wurden, in glänzender Weise für Sicherung des Andenkens von der Deckens gesorgt worden, allein für die Hauptsache, für Fortsetzung seiner Erforschungen und Weiterführung seiner Pläne, war noch nichts geschehen. Von der Familie des unglücklichen Reisenden konnte nicht mehr erwartet werden, als was sie bereits gethan hatte, zumal die Verhältnisse im Somalilande zu jener Zeit nicht besonders günstig für Reiseunternehmungen waren; außerdem schien es mehr Sache der wissenschaftlichen Gesellschaften zu sein, die Arbeit von der Deckens wieder aufzunehmen. Von dieser Seite her geschah aber nicht das Geringste, und die denselben zur Verfügung stehenden Mittel wurden für die verschiedensten anderen Gebiete verwendet, nur nicht für Erforschung des Somalilandes, wo von der Deckens Arbeiten so jäh unterbrochen worden waren! Daß hier eine Ehrenschuld zu tilgen war, gestand man allerdings vielfach zu, allein man fand es, weil damals das Nationalgefühl noch nicht hinreichend entwickelt war, interessanter und bequemer, die von berühmten Ausländern, namentlich Livingstone und Stanley, erschlossenen Gebiete weiter erforschen zu helfen.

Selbstverständlich fühlte ich als überlebender Begleiter von der Deckens mich lebhaft verpflichtet, unentwegt für Erfüllung seines geistigen Testamentes einzutreten, doch erst nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es mir, zwei junge Männer, die Gebrüder Clemens und Gustav Denhardt, zu finden, welche die Decken'schen Ideen wieder aufnahmen und sie trotz ihrer sehr geringen Mittel mit Eifer und Zähigkeit weiterführten. Ihnen hatte sich ein junger Militärarzt, Dr. G. A. Fischer, angeschlossen, der sich später von ihnen trennte und dann, nachdem er an der Hand des von der Deckenschen Reisewerkes die Vogelwelt der Insel Sansibar während eines mehrjährigen Aufenthaltes als praktischer Arzt dort gründlich studirt hatte, eine berühmt gewordene Reise durch Massailand unternahm. Die Gebrüder Denhardt hatten ihren ursprünglichen Plan, den Djubafluß von Bardera bis an die Grenzen von Abessinien hin weiter zu erforschen, leider aufgeben müssen, weil sie nicht genug Geld zur Beschaffung des hierzu erforderlichen Dampfers besaßen; allein sie führten eine erfolgreiche Reise auf dem ebenfalls durch Deckens Fahrten bekannt gewordenen Tanaflusse durch und verstanden es auch, nach mancherlei Sorgen und Enttäuschungen die Mittel zu einer zweiten Expedition nach derselben Gegend aufzubringen, deren günstige Lage und Reichtum sie hatten schätzen lernen.

In der Zwischenzeit hatte sich das Nationalgefühl in Deutschland soweit gekräftigt, daß an eine Wiederaufnahme der wichtigsten Idee von der Deckens, der Landerwerbung zum Zwecke der Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes, mit Aussicht auf Erfolg gedacht werden konnte. Schon bald nach meiner Rückkehr hatte ich, angeregt durch vielfache Gespräche mit von der Decken hierüber, mit gleichgesinnten Freunden[1]) mich bemüht, die Ausführbarkeit einer preußischen bezw. deutschen Kolonialpolitik in Wort und Schrift darzuthun. Der Krieg des Jahres 1866 setzte indessen diesen Bestrebungen ein Ende, und erst nach dem deutsch-französischen Kriege fand sich eine kleine Zahl patriotisch gesinnter Freunde (E. Braß, R. Gellert, Dr. Jannasch u. a.) zusammen zur Begründung eines Vereins, welcher sich die Aufgabe stellte, den kolonialen Gedanken zu fördern und zu pflegen und namentlich auch durch Leitung der damals sehr starken Auswanderung eine nutzbringende Verwertung des Überschusses unserer Bevölkerung anzustreben. Dieser ältesten kolonialen Gesellschaft, dem Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, folgte nach mehreren Jahren der Frankfurter Kolonialverein, welcher später seinen Sitz nach Berlin verlegte und es, unter der verdienstvollen Leitung des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, in sehr glücklicher Weise verstand, eine der damals einflußreichsten politischen Parteien für die Kolonialpolitik zu interessiren. Auf dem Arbeitsfelde von der Deckens jedoch konnte von keinem dieser beiden Vereine etwas geschehen, obwohl beide auf anderen Gebieten sich große Verdienste erwarben, der eine, indem er erfolgreich für die Entwickelung unserer wirtschaftlichen Interessen in Australien eintrat und gleichzeitig immer von neuem auf Südbrasilien als eines der wichtigsten Ansiedelungsgebiete hinwies sowie auch die erste Anregung zur Begründung des nachmals so mächtig entwickelten „deutschen Schulvereins" gab, der Kolonialverein aber, indem er seine Ideen in immer weitere Kreise trug, welche unternehmend, reich und opferwillig genug waren, um die von allen Seiten mit größter Begeisterung aufgenommene erste koloniale Erwerbung Deutschlands in gesicherte Bahnen zu lenken, nachdem ihr thatkräftiger Begründer, Herr August Lüderitz, dieselbe nicht mehr aus eigenen Mitteln fortzuführen vermochte.

So überaus erfreulich diese Erfolge auch waren, zumal für denjenigen, welcher Jahrzehnte lang vergeblich auf Verwirklichung seiner patriotischen Träume gehofft hatte, so erschienen sie doch vielen noch durchaus nicht befriedigend, und es bildete sich auf Anregung von Dr. Karl Peters eine „Partei der That", welche kräftige Förderung von Seiten einer anderen politischen Richtung fand. Durch von der Deckens Berichte angeregt, begab sich Dr. Peters bald nach Begründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation mit Joachim

[1]) Band III, I. Zoologie, bearbeitet von W. Peters, J. Cabanis, E. von Martens, F. Hilgendorf und C. Semper; III, II. Gliedertiere, bearbeitet von A. Gerstäcker; III, III. Geologie, (Al. Sadebeck), Beiträge zur Botanik W. Sonder, P. G. Lorentz, M. Kuhn, Boeckeler, und F. W. Klatt), Meteorologie, Martens; astronomische, geodätische und Höhenmessungen (O. Kersten), Magnetische Beobachtungen (O. Kersten u. C. Börgen), Übersicht der Geschichte Ostafrikas (O. Kersten), Literatur und Appendices (B. Hassenstein); Band IV., die Vögel Ostafrikas, bearbeitet von O. Finsch u. G. Hartlaub.

[1]) Dem verstorbenen Redakteur Franz Maurer und dem jetzigen Stadtrat Ernst Friedel.

Graf Pfeil und einigen anderen unternehmenden jungen Männern nach Ostafrika, und nach ganz kurzer Zeit verbreitete sich durch ganz Europa die anfangs ungläubig, von vielen auch spöttisch aufgenommene Nachricht, daß dort große Gebietserwerbungen für Deutschland gemacht worden seien. Glücklicherweise trat Fürst Bismarck mit Entschiedenheit für die Peters'schen Verträge ein; er opferte um ihretwillen sogar wertvolle Anerbietungen aus dem in mancher Beziehung besser gelegenen südlichen Afrika, und so wurde der Grund gelegt zu unseren jetzt wichtigsten überseeischen Besitzungen, welche Dr. Peters und seine Genossen durch neue Verträge immer weiter nach Norden hin auszudehnen versuchten.

Um dieselbe Zeit hatte auch Clemens Denhardt, der ältere der beiden Brüder, den Sultan von Witu vermocht, sein Land unter deutschen Schutz zu stellen und etwa 25 Quadratmeilen davon zur Begründung einer deutschen Niederlassung abzutreten. Fürst Bismarck nahm auch dieses Anerbieten an und dehnte später, wie allgemein bekannt, die deutsche Schutzherrschaft sogar bis zum Djubaflusse aus, sodaß die Hoffnung nahe lag, es möchten die patriotischen Pläne von der Deckens, trotz der langen Zeit, die seit dem Tode des Reisenden verstrichen, in ungeahnt glänzender Weise zur Verwirklichung gelangen. Wie bitter die Enttäuschung war, als alles dies mit einem Federstrich vernichtet wurde, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung an dieser Stelle. Es wird indessen lehrreich sein, mit kurzen Worten darauf hinzuweisen, wie gar mancher, welcher durch den verhängnisvollen deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 auf das schmerzlichste berührt wurde, durch unselige Eifersüchteleien selbst sein bestes mit dazu beigetragen hat, dieses Ergebnis herbeizuführen, und wie England ohne einige Fehler des deutschen Volkscharakters, welche in der kurzen Geschichte unserer nördlichen ostafrikanischen Besitzungen in so garstiger Weise sich bemerkbar machten, wohl schwerlich in die Lage gekommen wäre, seine begehrlichen Blicke auf das so mühsam errungene, eigentliche Forschungsgebiet von der Deckens zu richten.

Schon bald nach Denhardts glücklicher Erwerbung des Witugebietes entstanden Schwierigkeiten durch den Mitbewerb, oder besser gesagt die Eifersucht anderer Pioniere der deutschen Kolonisation in Ostafrika, welche es ganz und gar vergaßen, daß Witu bereits deutsch geworden war, und dann erhebliche Summen an Kraft und Geld verschwendeten, um den Sultan von Witu, der indessen mit bemerkenswerter Treue an dem einmal gegebenen Worte festhielt, für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu gewinnen. War es schon bedauerlich, daß so reiche Mittel nicht für einen besseren Zweck verwendet wurden, so muß es als geradezu beklagenswert bezeichnet werden, daß zwei Gruppen von Deutschen, deren jede doch dem Vaterlande zu dienen vermeinte, den Arabern und Eingeborenen das widerliche Schauspiel der Uneinigkeit und des Gegeneinanderarbeitens gaben.

Die Folge hiervon war, daß bei Gelegenheit der Abgrenzung des Küstengebietes dem Sultan von Witu die seinem Gebiete vorliegenden Inseln Manda, Kwein und Pata, letztere das Stammland seiner Vorfahren, nicht gegönnt wurden und demgemäß, da der Sultan von Sansibar keinerlei Anspruch darauf hatte, das Recht auf den Besitz derselben offen blieb; das Endergebnis war, daß schließlich ganz Wituland an England abgegeben wurde, weil es ohne die vorliegenden Inseln, welche früher so leicht hätten gesichert werden können, doch ohne großen Wert für uns gewesen wäre! Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wer bei diesen jämmerlichen Streitigkeiten am meisten Unrecht gethan, doch erschien es mir notwendig, darauf hinzuweisen, daß das alte Sprichwort vom verzehrenden Unfrieden auch bei kolonialen oder überseeischen Unternehmungen von furchtbarer Wahrheit ist, und daß unsere Landsleute im Auslande, sofern ihnen überhaupt ihr Vaterland lieb ist, doch unter allen Umständen treu zusammenstehen und alle Eifersüchteleien bei Seite lassen sollten, wo patriotische Interessen in Frage stehen.

Ohne ähnliches Verschulden von Seiten unserer Pioniere ging uns der nördliche Teil des Forschungsgebietes von der Deckens verloren, was noch in Aller Erinnerung lebt, und leider ist keinerlei Hoffnung vorhanden, daß jemals von dem reichen Djubaland, welches der Reisende mit so großartigen Opfern erschloß, auch nur der kleinste Teil für Deutschland wiedererlangt werden könne. Wenn nun das jetzt uns noch verbliebene Stück ostafrikanischen Landes immerhin noch ansehnlich genug ist und Spielraum für mancherlei nützliche Unternehmungen bietet, so wird doch für alle Zeiten ein jeder Vaterlandsfreund, der die Geschichte der Entdeckung jener Gebiete auch nur einigermaßen kennt, stets tief betrübt sein, wenn er daran denkt, in welch pietätloser Weise dieselben aufgegeben wurden. —

Erfreulicher ist ein Rückblick auf die Entwickelung der gesamten Verhältnisse Ostafrikas seit den Zeiten von der Deckens. Als der unternehmende Reisende zu Anfang der sechziger Jahre nach Sansibar kam, da standen für den damals schon sehr entwickelten Verkehr mit dieser reichen Insel nur Segelschiffe zur Verfügung, welche auf nahezu hunderttägiger Fahrt um das Kap der guten Hoffnung ihr Ziel erreichten. Erst später wurde der Suezkanal eröffnet, und auch dann gab es lange Jahre hindurch noch keine direkte Dampferverbindung nach Sansibar, und wer nicht von Bombay aus zur Zeit des günstigen Monsums auf einer Dau nach Sansibar segeln wollte, mußte vorerst nach der ungefähr 1000 Seemeilen ostwärts gelegenen Gruppe der Seschellen-Inseln fahren, von wo aus sich öfters Gelegenheit bot, mit einem kleinen englischen Dampfer nach Sansibar zu gelangen. Nach und nach hat aber der Dampferverkehr durch den Suezkanal, sowie auch um das Kap der guten Hoffnung und über Mosambik in ganz großartiger Weise sich entwickelt; auch für den direkten deutschen Verkehr sorgte später ein (Oswaldscher) Dampfer, und endlich wurde die subventionirte deutsche Dampferlinie eingerichtet, welche schon binnen wenigen Monaten ihren vollen Dienst aufgenommen haben wird.

In fast ebenso erfreulicher Weise hat sich seit jener Zeit der binnenländische Verkehr entwickelt. Schon bald nach von der Deckens Tode wurden zahlreiche, oft sehr starke Karawanen ausgerüstet, um das damals noch wenig bekannte Innere genauer zu erforschen oder neuerrichtete Beobachtungs- und Missionsstationen dort mit dem Nötigen zu versehen. Jetzt sind an mehreren Stellen bereits leidlich gute Straßen zur Verbindung einiger wichtigen Punkte hergestellt, und binnen kurzem wird Wahrheit geworden sein, was man als eine Phantasie des ehrwürdigen Dr. Krapf so vielfach verlacht hat: der Bau von Eisenbahnen nach dem Kilimandscharo und nach dem Seen-Gebiet! Ebenso wird es nicht lange dauern, daß trotz der jetzt noch sehr beträchtlichen Schwierigkeit der Beförderung auch auf dem Ukerewe- und Tanganjika-See Dampfer schwimmen werden, wie solche schon längst den Nyassasee durchfurchen, und zwar wird, dank den energischen Bemühungen des Majors v. Wißmann, auch die deutsche Flagge dabei nicht unvertreten sein. Wer auf diese Art die alten Zustände zu von der Deckens Zeit mit der fröhlichen Entwickelung jetzt vergleichen kann, der wird, trotz allen Schmerzes, daß manche schöne Hoffnung vernichtet ist, voll froher Erwartung den Blick in die Zukunft richten und wenigstens mit einiger Befriedigung sagen können, daß die Anregungen, welche unser Forscher durch sein opfermutiges Vorgehen gegeben hat, nicht ganz verloren gewesen sind.

Auch die wissenschaftlichen Anregungen, welche durch von der Deckens Reisen und durch Veröffentlichung der von ihm und seinen Gefährten gemachten Sammlungen und Beobachtungen veranlaßt worden sind, können als recht erfreuliche betrachtet werden. Den größten Gewinn hat die Ornithologie Ostafrikas zu verzeichnen, welche durch deutsche Forscher auf Grund des verdienstvollen Hartlaub-Finsch'schen Werkes „die Vögel Ostafrikas" außerordentlich gefördert wurde, und von den wissenschaftlichen Instituten Deutschlands hat die meisten Beiträge aus den reichen Sammlungen von Reisenden, wie Dr. Böhm, Dr. Fischer und anderen, das Berliner Zoologische Museum erhalten, sodaß dasselbe jetzt als das in dieser Hinsicht am besten ausgestattete betrachtet werden kann. In anderen wissenschaftlichen Fächern hätte allerdings etwas mehr geleistet werden können, und deshalb darf wohl erwartet werden, daß nach Eintritt der ruhigen Entwickelung unserer ostafrikanischen Kolonie auch solche Forschungen mit Eifer wieder aufgenommen werden, die bisher etwas vernachlässigt wurden, wie z. B. Vermessungen und meteorologische Beobachtungen.

Zur Vervollständigung des Rückblicks auf das Wirken von der Deckens sei es uns noch gestattet, auf einige Charakterzüge hinzuweisen, die ich schon vor nahezu zwanzig Jahren rühmend hervorgehoben. Der Schluß meiner damaligen Schilderung (vergl. Band II. S. 385) lautet wörtlich:

Vor vielen anderen Entdeckungsreisenden zeichnete sich unser Baron durch seinen klaren, auf das Praktische gerichteten Sinn aus. So erbot er sich unter anderem, eine Handels- und Missionsstation in dem trefflich gelegenen Dschaggalande zu errichten, von welcher aus dann weitere Unternehmungen bis zum Gebiete der Seen hin vorbereitet werden könnten; und deshalb auch legte er der Erforschung des Djubaflusses so viel Wichtigkeit bei. Es kam ihm bei seinen Reisen weniger darauf an, ungeheure Länderstrecken zu durchmessen, als das nutzbar zu machen und festzuhalten, was einmal erforscht war. Seinem Vaterlande, vor allem deutschem Handel und Gewerbefleiße wollte er durch seine Bemühungen Vorteile verschaffen. Vor 1866 jedoch mußte dieses sein Streben in den maßgebenden Kreisen unverstanden bleiben, sodaß er blos das Verdienst erringen konnte, sein Alles für einen edlen Zweck geopfert zu haben; wäre es ihm vergönnt gewesen, Deutschlands nationale Wiedergeburt mitzuerleben, so hätte er ohne Zweifel das Begonnene auch vollendet, seine großen Ideen auch verwirklicht.

Charakteristisch ist auch von der Deckens fast sprichwörtlich gewordenes Unglück, das ihn überall hemmte und sein Schicksal zu einem so tragischen machte. Dieses „getreue Unglück" hat ihn auch

nach seinem Tode noch verfolgt, denn, kann es für einen so patriotischen und opferwilligen Mann etwas Tragischeres geben als den geradezu großartigen Undank[1]) seines Vaterlandes, für welches er ohne Murren sein Bestes geopfert hatte? Volle 25 Jahre sind seit dem Tode dieses großen Bahnbrechers der deutschen Kolonisation in Ostafrika verstrichen, ohne daß ein Schritt geschehen wäre, sein Werk wieder aufzunehmen und zum Abschluß zu führen! Wer soll da künftig noch Lust verspüren, dem leuchtenden Beispiel eines von der Decken zu folgen? Was er erstrebt und errungen, ist jetzt dahingegeben an eine Nation, die unseren kolonialen Bestrebungen am meisten Abbruch gethan hat, und nur noch eine Hoffnung bleibt den trauernden Gefährten des Dahingeschiedenen, daß wenigstens England, welches seine hervorragenden Söhne so trefflich zu ehren weiß, sich veranlaßt fühlen möge, dem wackern deutschen Forscher die wohlverdiente Ehre zu bereiten,[2]) die sein Vaterland ihm versagte.

Der Fall Küntzel.

Die Schreckenskunde von der Ermordung des Pflanzers Andreas Küntzel und sieben oder acht seiner deutschen Begleiter in Witu, jener von Küntzel seiner Zeit in diesen Blättern[3]) geschilderten Stadt, inmitten einer Bevölkerung, für die er schon vor Jahren Sympathien in Deutschland zu erwecken suchte, trifft uns wie ein harter Schlag, denn man hatte nicht erwartet, daß es in diesem Gebiete jemals zu Streitigkeiten zwischen Europäern und den Suahelis kommen würde.

Andreas Küntzel war, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, eine Persönlichkeit, mit der wir in den letzten Jahren nicht gerne zu thun hatten, da manches in der Thätigkeit des Mannes uns nicht nur nicht gefiel, sondern geradezu zur Kritik herausforderte. Er war ein geborner Bayer, aus Eppenreuth, von Beruf erst Lehrer, dann Land- und Forstwirt, war Fremdenlegionär in Algier und Sumatra gewesen, hatte sich in Aden dem Herrn Dr. Peters, später den Gebrüdern Denhardt angeschlossen und wollte im Laufe der Zeit in Witu Landstriche erworben haben, für deren Bewirtschaftung er Geldmittel aufzubringen suchte. Im Jahre 1886 hielt er, der später noch mehrfach von Afrika nach Europa zurückgekehrt war, für den damaligen deutschen Kolonialverein mehrere Vorträge in Süddeutschland, aber der Verein brach im Frühjahr 1887 mit ihm jede Verbindung ab, warnte sogar die Abteilungen und Private vor ihm, sodaß Küntzel die Kapitalisten, deren er zu seinen Unternehmungen bedurfte, auf andere Weise als in den Kreisen unserer Gesellschaft suchen mußte. Ende 1889 war er wieder nach Deutschland gekommen und machte Propaganda für eine Dampfsägemühle, mit welcher er entweder in dem Urwald um die Stadt Witu — dem einzigen Orte der Wituküste, wo wirklich noch wertvolles Nutzholz stecken mag, welches die Kosten des Transports lohnt — oder auf einer der Inseln Manda oder Patta zu arbeiten beginnen wollte. Er trat aber mit so gefährlichen Reklamen auf, daß es von Seiten der Gesellschaft, zumal da Aussagen durch Küntzel in Afrika kurz zuvor geschädigter Leute vorlagen, für eine Pflicht erachtet wurde, dem gegenüber eine Anzahl Redaktionen darauf hinzuweisen, daß die Angaben Küntzels auf Unwahrheit beruhten,[4]) um so vielleicht einen größeren Schaden zu verhüten. Aber es gab immer noch Leute, welche den Angaben Küntzels trauten, so daß derselbe von Hamburg mit dem ersten Reichspostdampfer im Juli eine starke Expedition, der sich in Antwerpen auch noch einige deutsche Handwerker und in Aden der Somali-Dolmetsch Jamah hin Jussuf anschlossen, nach Lamu hinausführen konnte. Die Teilhaber der Expedition waren außer dem Führer folgende:

August Meuschel, Ingenieur, aus Kitzingen, Fritz Häßler, Arzt, aus Augsburg, Friedrich Stauff aus Siegen, Johannes Clauß, Zimmermann, aus Nijmwegen in Holland, Joseph Jazwicki, Zimmermann, aus Szarley, Reg.-Bez. Bromberg, Joseph Drotleff aus Hermannstadt in Siebenbürgen, Karl Horn, Bäcker, aus Neustadt a. d. Haardt, Fritz Horn, Schlosser, ebendaher, Joseph Urban, Holzschläger, aus München.

Sie landeten in Lamu mit vielen Gepäck. Küntzel setzte sich bald mit dem Sultan Fumo Bakari in Verbindung, als dessen Armee-Inspektor er sich hier wohl zu bezeichnen pflegte, und begab sich am 27. August nach Witu Stadt, einer Einladung des Sultans folgend.

In einem letzten, am 26. August abgeschickten Briefe schrieb er, daß seinen Leuten das vorzügliche Benehmen und Verhalten der Eingebornen ihnen gegenüber auffiele, der englische Konsul in Lamu, Simons, ihm jede nur mögliche Hilfe und Unterstützung zugesagt habe — „eine angenehme Thatsache gegenüber den früheren Plackereien der Deutschen Reichsregierung[1])" — und daß Fumo Bakari angesichts des deutsch-englischen Abkommens zwar auf die Europäer nicht gut zu sprechen sei, aber ihm jedoch die Bitte übermittelt habe, bald nach Witu zu kommen. Am 15. September wurde er mit seinen deutschen Begleitern ermordet. Nach englischen Nachrichten, auf welche wir allein hier angewiesen sind, drangen Küntzel und seine Begleiter nach einem Streit mit den Eingeborenen gewaltsam in die Stadt. Als die Deutschen später den Ort verlassen wollten, und die Eingebornen dies zu verhindern suchten, feuerten sie auf die Letzteren, welche alsdann die Deutschen angriffen und acht töteten. Spätere Meldungen stellten dann fest, daß der Streit wegen des Rechtes des Holzfällens im Wituwalde entstanden war Es heißt, daß der Gerettete der Arzt ist.

Dies sind in Kürze die Umrisse der traurigen Geschichte, die vielleicht nicht stattgehabt hätte, wenn unsere Warnungen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen wären. Aber wir wollen Niemand deswegen einen Vorwurf machen, denn über wirtschaftliche Grundlagen für koloniale Unternehmungen kann man verschiedener Meinung sein und unsere Warnungen bewegten sich vornehmlich nach dieser Richtung. Küntzel besaß manche Eigenschaften, die ihn in den Augen derer, welche sich nicht tiefer mit den Anforderungen an die Kolonisatoren befaßt haben, gerade als den geeigneten Mann für Durchführung solcher schwierigen Unternehmungen erscheinen ließen. Mit der nötigen Energie begabt, hätte er sicher auch hier etwas leisten können, wenn er nur in der Wahl seiner Mittel vorsichtiger gewesen wäre.[1])

Wir sehen hier ganz von der möglichen Schuld oder Unschuld der Expeditionsmitglieder oder der Neger ab, bis genaue Nachrichten vorliegen, wir wollen nur darauf hinweisen, daß es im Interesse der in Ostafrika thätigen Europäer liegen muß, daß sobald als möglich Licht über diese dunkle Affäre verbreitet und eventuell die Schuldigen bestraft werden. Nichts würde für das Ansehen der Europäer bedenklicher sein, als wenn die Engländer aus Animosität gegen die Deutschen oder aus politischen Gründen, um den Sultan von Witu sich geneigt zu machen, die Sache versumpfen lassen würden. Es sind ja neuerdings seltsame Geschichten, an die wir vorläufig noch nicht glauben, aus dem Witugebiete zu uns gekommen, wonach der mit der Übernahme des Witulandes betraute Beamte der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft das deutsche Nationalgefühl in empfindlicher Weise gekränkt haben soll. Sollten sich diese Nachrichten aber doch bestätigen, so würden auch endlich wohl den harmlosen Leuten, welche noch immer nicht von ihrer Anglomanie geheilt sind, die Augen aufgehen und das deutsche Nationalgefühl würde sicher dabei nicht zu kurz kommen. Man soll aber nicht allein der englischen Regierung — am allerwenigsten der englischen Gesellschaft — die Aufhellung dieser traurigen Verhältnisse überlassen, auch das Deutsche Reich muß energisch Schritte thun, damit diese dunkle That, der grause Abschluß der neuesten deutschen Expedition im Witulande, auch vollkommen unparteiisch aufgeklärt und nachdrücklich geahndet werde. Unsere Regierung hat umsomehr Veranlassung, in dieser Sache England gegenüber mit aller Entschiedenheit aufzutreten, als die Vermutung nahe liegt, daß das Schicksal Küntzels und seiner Genossen mit der durch das deutsch-englische Abkommen herbeigeführten Änderung in der Schutzherrschaft über Witu zusammenhängt. Mit dem Protektorat über Witu hat England nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten übernommen. Die englische Regierung muß dafür verantwortlich gemacht werden, daß deutschen Reichsangehörigen in Witu kein Unrecht widerfährt oder daß wenigstens für geschehenes Unrecht volle Strafe und Entschädigung eintritt. In dieser Beziehung sind die Ausstellungen, zu welchen Küntzels Vorgehen in Deutschland Ursache gegeben hatte und die wir oben erwähnten, selbstverständlich ohne allen Belang.

Landwirtschaftliche Versuchsstationen in unseren Kolonien.

Von Dr. Richard Hindorf.

Schon mehrfach ist an dieser Stelle[2]) als auch an anderen Orten[3]) die Schaffung landwirtschaftlicher Versuchsstationen in unseren Kolonien besprochen und empfohlen worden. Wenn trotzdem die betreffenden

[1]) Vergl. „Uebersicht der Ergebnisse" hinter dem Vorwort zu Band III (auch als Sonderabzug zu erhalten) S. 2 u. 8.

[2]) Etwa durch Benennung des ersten Djubadampfers nach dem Erforscher dieser zukunftsreichen Wasserstraße, falls nicht sein ganzes Forschungsgebiet, das den Engländern so unverdient zugefallen ist, „Von der Decken-Land" genannt werden soll.

[3]) Die Expedition von S. M. Kreuzerfregatte „Gneisenau" zu Achmed, dem Sultan der Suaheli. Von Andreas Küntzel. Deutsche Kolonialzeitung Heft 16, Jahrgang 1886.

[4]) Die Deutsche Kolonialzeitung nahm davon Notiz in Nr. 1 vom 4. Januar 1890.

[1]) Küntzel hatte sich durch seine Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten die Gunst einflußreicher Persönlichkeiten vielfach zu verscherzen gewußt.

[2]) Deutsche Kolonialzeitung 1885 S. 387 ff. (Soyaux.)

Kreise sich bisher im großen und ganzen ablehnend gegenüber dieser Angelegenheit verhielten, wenn die wiederholt gegebene Anregung bis jetzt nur geringen Erfolg gehabt hat, so liegt der Grund hierfür sicherlich nicht in der Sache selbst, sondern zum Teil an den mancherlei Schwierigkeiten, die der praktischen Durchführung der gemachten Vorschläge entgegenzustehen scheinen, ganz besonders aber an der leider recht geringen thätigen Anteilnahme weiter und einflußreicher Kreise an kolonialen und damit zusammenhängenden Angelegenheiten. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „thätige Anteilnahme"; vielleicht darf man das, was unter dem landläufigen Worte „Interesse" verstanden wird, den betreffenden Kreisen nicht absprechen. Man liest „mit Interesse" diese oder jene Mitteilung über Vorgänge in unseren Kolonien, auch über Vorschläge und Maßnahmen zu ihrer Nutzbarmachung, dann legt man die Zeitung beiseite, und denkt nicht mehr an das Gelesene. Aber das Gewissen ist beruhigt, hat man doch „Interesse" an unseren Kolonien gezeigt. Hiermit jedoch ist unserer kolonialen Sache nicht genugsam gedient, und ich richte an alle Kolonialfreunde den Ruf, mehr noch als bislang einzutreten in eine thätige Mitwirkung bei Lösung kolonialer Aufgaben. Schon oft, schon hunderte von Malen ist diese Mahnung an das deutsche Volk ergangen, und es ist erfreulich, zu sehen, daß sie angefangen hat, Eindruck zu machen; aber es ist notwendig, immer und immer wieder das Wort erschallen zu lassen für unsere kolonialen Bestrebungen, und aufzuklären über das, was uns not thut, denn nur so werden dem deutschen Volke seine Pflichten auf kolonialem Gebiet bald zum vollen Bewußtsein kommen.

Was uns bisher vielfach gefehlt hat, das ist die Initiative, welche von breiteren Schichten der Bevölkerung ausgeht. Die Kaufmannschaft, die Industriellen, die Gelehrtenwelt, sie alle sollten mehr als bisher die Bestrebungen fördern, welche darauf gerichtet sind, unsere Kolonien allseitig zu entwickeln. Und wenn diese einflußreichen Kreise eintreten für ein thatkräftiges Vorgehen auf kolonialem Gebiet, so wird auch das Großkapital, so wird vor allem die Regierung viel mehr als bisher in der Lage sein, etwas zu thun für die schnelle wirtschaftliche Nutzbarmachung und Erschließung unserer überseeischen Besitzungen.

Was nützt die vielfache Anregung von seiten einzelner, was vermag all ihr bestes Wollen und ihre Anstrengung, wenn die Leute, welche berufen wären, die Anregung aufzunehmen und zu verbreiten, die gemachten Vorschläge zu prüfen und nach Gutbefund zu unterstützen, stets gleichgültig bleiben und ihre Mithülfe versagen? Ich kann dem größten Teil unserer kolonialfreundlichen Tagespresse und vielen gleichgesinnten Leuten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie viel zu wenig die Vorschläge auf dem Gebiet des Kolonialwesens beachten, die hier und dort in Fachblättern, in Vorträgen, oder an anderen Orten gegeben werden. Wichtige koloniale Fragen müssen ebenso wie andere Angelegenheiten von allgemeiner wirtschaftlicher Bedeutung in möglichst weiten Kreisen erörtert werden, damit sich die Ansichten hierüber klären, und damit alsdann mit Nachdruck von großen Teilen der Bevölkerung das für gut Befundene erstrebt werden kann.

Aber wie mit so vielen anderen kolonialen Angelegenheiten, so ist es auch mit den Vorschlägen zur Einrichtung staatlicher tropischer Versuchsstationen gegangen: sie haben zwar in den nächstbeteiligten Kreisen ein gewisses Interesse erregt, aber eine Weiterentwickelung der Idee und eine Verfolgung derselben bis zur praktischen Ausführung hat nicht stattgefunden. Das darf uns aber nicht abhalten, immer wieder auf derartige Fragen zurückzukommen, denn schließlich, das hat sich ja auf kolonialem Gebiete schon mehrfach gezeigt, führt solche nie erlahmende Beharrlichkeit doch dazu, der guten Sache zum Siege zu verhelfen. Und so unternehme ich es denn, hier wieder auf die große Bedeutung von Versuchsstationen für unsere Kolonien, besonders für eine gedeihliche Entwickelung des dortigen tropischen Landbaues hinzuweisen, nochmals zu erinnern an die Dienste, die solche Stationen der Wissenschaft leisten werden, und zugleich auch in großen Zügen den Plan für solche Stationen zu entwerfen.

Daß wir in unseren überseeischen Gebieten, deren größter Wert und deren ganze Zukunft, wie allseitig anerkannt wird, in der Entwickelung eines ausgedehnten tropischen Landbaues beruht, landwirtschaftlicher Versuchsstationen bedürfen, das könnte doch nur der bestreiten, der weder mit den Bedürfnissen der Landwirtschaft im allgemeinen, noch mit denen des tropischen Landbaues und mit seiner noch sehr mangelhaften Ausbildung bekannt ist. Aber mehr noch als alle theoretischen Erörterungen wird wohl die Thatsache für landwirtschaftliche Versuchsstationen sprechen, daß z. B. die Engländer und Holländer in ihren Kolonien zahlreiche derartige Institute und botanische Gärten haben, und daß dieselben dort allenthalben in segensreichster Weise wirken.[1]) Und wenn diese erfahrenen Kolonialvölker solche Einrichtungen in ihren überseeischen Besitzungen haben, und sie noch fortwährend erweitern und vermehren, so dürfen wir wohl annehmen, daß dieselben zweckmäßig sind und sich bewährt haben. Diesen Versuchsstationen verdankt Englisch- und Holländisch-Indien die Einführung des Theestrauches und des Fieberrindenbaumes; zur Zeit ist ihr Streben zum Teil auf die allgemeinere Einführung des Liberiakaffees, sowie darauf gerichtet, die Bedingungen für den lohnenden Anbau kautschukliefernder Pflanzen festzustellen. Die Erforschung der Laubkrankheit des Kaffees, der Sereh-Krankheit des Zuckerrohres, und das Suchen nach wirksamen Bekämpfungsmitteln bildet jetzt einen wichtigen Teil der Thätigkeit vieler Versuchsstationen; und welchen Wert der erfahrene tropische Pflanzer anderer Kolonien auf solche Arbeiten legt, und wie sicher er von ihnen Hülfe erwartet, beweist der Umstand, daß vielerorten in englischen und holländischen Kolonien auf Betreiben und zum großen Teil auf Kosten der Pflanzer neue derartige Institute ins Leben gerufen werden, um so möglichst bald jener verderblichen Pflanzenkrankheiten Herr zu werden. Hebung des Reisbaues, die Einführung neuer Faserpflanzen und die Erzielung feiner und wertvoller Fasern, höhere Ausnutzung und zugleich Schonung der Waldbestände, Aufforstungen mit wertvollen Hölzern, dies sind z. B. einige weitere Gebiete, auf denen viele Versuchsstationen sich große Verdienste erworben haben.

Es würde zu weit führen, näher auf die vielseitige, überaus fruchtbare Thätigkeit der vielen tropischen Versuchsstationen, botanischen Gärten ꝛc. einzugehen Übrigens haben wir ja im eigenen Vaterlande bewährte Einrichtungen solcher Art, und ebenso wie unsere heimischen landwirtschaftlichen Versuchsstationen umgestaltend auf unseren ganzen Landwirtschaftsbetrieb eingewirkt haben, wie sie befruchtend, anregend und schützend nach vielen Richtungen hin thätig gewesen sind, und so dem ganzen Vaterlande zum Segen gereichen, ebenso und vielleicht in noch höherem Maße werden auch die Versuchsstationen in unseren Kolonien berufen und in der Lage sein, den tropischen Landbau dortselbst zu entwickeln und zu heben, ihn zu unterstützen, wenn Fährlichkeiten über ihn hereinbrechen, ihm neue Wege zu weisen, und so nicht nur der Entwickelung der Kolonien allein, sondern rückwirkend auch dem Mutterlande dienstbar und förderlich zu sein. Aber darüber könnten vielleicht die Ansichten auseinander gehen, wann und in welcher Weise solche Versuchsstationen einzurichten wären, wie und nach welchen Richtungen hin sie zu arbeiten hätten, und besonders, wer die Schaffung solcher Stationen in die Hand nehmen und die Kosten tragen soll.

Im folgenden will ich diese einzelnen Punkte etwas näher besprechen. Die Zwecke, die wir mit diesen Versuchsstationen verfolgen, sind zunächst rein praktischer Natur, ihre erste Aufgabe muß sein, den Interessen der Landwirtschaft nach allen Richtungen hin zu dienen; sie sollen einerseits also den Pflanzern Wege zeigen, durch die Landwirtschaft möglichst hohe wirtschaftliche Erträge zu erzielen, andererseits sie vor Fehlschlägen möglichst schützen.

Diese Hauptaufgabe müssen wir stets im Auge behalten, und sie muß bestimmend sein bei der Auswahl der Persönlichkeiten für die Leitung solcher Versuchsstationen, denn von der Tüchtigkeit des Leiters hängt natürlich in erster Linie der Erfolg solcher Einrichtungen ab. Die Anforderungen, die an ihn zu stellen sind, sind groß und vielseitig; denn er muß nicht nur ein Mann sein mit großen wissenschaftlichen und praktischen landwirtschaftlichen Kenntnissen, sowie mit langjähriger Tropenerfahrung, sondern er muß auch die landwirtschaftlichen und Absatz-Verhältnisse der wichtigsten Tropenkolonien kennen, muß Verbindung und Fühlung haben mit den dortigen landwirtschaftlichen Kreisen und mit dort bestehenden Versuchsstationen, muß besonders auch vielseitige kaufmännische Kenntnisse besitzen, damit er immer unterrichtet bleibt über die Bedürfnisse des Weltmarktes, und diesen Bedürfnissen durch Anregung oder auch durch Abraten Rechnung tragen kann. In Deutschland wird es schwer sein, viele solche Leute zu finden; aber eine nicht geringe Zahl unserer Landsleute haben im Auslande in ähnlichen oder verwandten Stellungen so Tüchtiges geleistet und sich so bewährt, daß wir hierdurch eine starke Bürgschaft dafür haben, daß sie auch als Leiter unserer Versuchsstationen den gestellten Anforderungen gewachsen sein

---

Ebenda, 1887, S. 168 (Semler.)
" " S. 298 ff. (Soyaux).
" " S. 337 (von Philippovich.)
" " S. 481 (Hübbe-Schleiden.)
" 1890 S. 1.

[3]) Soyaux, Deutsche Arbeit in Afrika S. 78 ff. Siehe auch Referat über Vortrag von Prof. Engler, D. Kolonialzeitung 1885, S. 695 f.

[1]) Vergleiche: Warburg, Dr. O. Die öffentlichen Gärten (speziell die botanischen) in Britisch-Indien, Botanische Zeitung 1886, Nr. 46—49; ferner: „The Botanical Enterprise of the Empire", in den Proceedings of the Royal Colonial Institute, Band 11.

würden; und mancher von ihnen wäre wohl für eine Thätigkeit in deutschen Besitzungen zu gewinnen.

Was den Zeitpunkt für die Anlage solcher Stationen betrifft, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß wir je eher je besser damit vorgehen müssen. Denn gerade jetzt im Anfange, wo wir mit der Einrichtung landwirtschaftlicher Betriebe in unseren Kolonien vorgehen, harren so viele Fragen in Bezug auf Auswahl der Kulturen, auf die den örtlichen Verhältnissen anzupassende Art der Bebauung und des Betriebes, auf Bodenbeschaffenheit, Klima u. s. w. der Lösung, gerade im Anfang bedürfen die ersten Pflanzer so sehr des Rates, welcher sich auf örtliche Erfahrungen stützt, gerade in der ersten Zeit ist der Bezug guten Samens so schwierig, überhaupt jetzt bei der Inangriffnahme können gut geleitete Versuchsstationen vorbeugend so viele Mißerfolge verhüten und ratend und helfend das gute Gedeihen der Unternehmungen sichern, daß wir keinen Augenblick länger mit der Einrichtung solcher Stationen zögern sollten. Daß wir dieselben in unseren Kolonien bekommen werden, ist zweifellos, denn die Landwirtschaft kann nicht bei uns, noch viel weniger in den Tropen, wo sie viel weiter zurück ist, der Versuchsstationen und der Hülfe der Wissenschaft entbehren. Warum also, wenn wir doch über kurz oder lang derartige Einrichtungen treffen werden, die beste Zeit vorübergehen lassen, die Zeit, wo sie unendlich viel nützen und unseren Kolonien und die dortigen Pflanzer vor schweren Verlusten bewahren können? Haben wir doch mehrere Jahre verstreichen lassen, in denen, wenn man frühzeitig dem Ruf nach landwirtschaftlichen Versuchsstationen Folge gegeben hätte, diese letzteren sich schon so weit hätten entwickeln können, daß jetzt bereits ihre ersprießliche Thätigkeit den Neuanlagen von Pflanzungen zu gute kommen würde. So haben bis jetzt und auch in nächster Zeit noch diese ersten Pflanzungen in unseren Kolonien ein recht großes Risiko zu tragen; jede einzelne ist ja vorläufig noch bis zu gewissem Grade ein Versuch, dessen Ergebnis unsicher ist, und es ist erklärlich, daß nicht leicht jemand diese Versuche auf eigene Kosten und Gefahr machen will, daß also anfangs das Privatkapital zaghaft ist, sich an Pflanzungen stark zu beteiligen. Unter den jetzigen Verhältnissen ist daher die Schaffung von landwirtschaftlichen Versuchsstationen eines der wirksamsten Mittel, deutsche Kapitalisten zur Anlage von Pflanzungen in unseren Kolonien immer zahlreicher zu veranlassen. Und da die Landwirtschaft es ist, die vor allem unsere Kolonien heben und wertvoll machen muß, so müssen wir mit allen Mitteln auf die baldige Schaffung landwirtschaftlicher Versuchsstationen hinwirken.

Natürlich wird es nicht möglich sein, im Handumdrehen große, voll ausgerüstete, mit dem ganzen nötigen Hülfsapparat versehene Versuchsstationen entstehen zu lassen; viele Einrichtungen werden erst, wenn sich ein Bedürfnis für dieselben einstellt, im Laufe der Zeit getroffen werden können, und erst mit der Zeit wird eine solche Station, indem sich eine Einrichtung an die andere angliedert, voll ausgebaut werden können. Aber der Entwurf für solche Stationen soll von Anfang an möglichst umfassend angelegt werden, damit im Bedürfnisfalle die weitere Ausdehnung leicht ist, und damit Fehlanlagen und unnütze Kosten vermieden werden.

Die Auswahl des geeigneten Platzes für die Versuchsstation muß mit vieler Umsicht geschehen; dieselbe soll natürlich in einem Gebiet liegen, das sich gut für verschiedene tropische Kulturen eignet, die Verbindung soll von dort aus nach allen Richtungen hin leicht sein, und es sollen die gegebenen Verhältnisse in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Höhenlage, Klima ꝛc. möglichst vielseitig sein, damit Versuche nach verschiedenen Richtungen hin möglich sind. Es sind umfangreiche Anbauversuche mit den wichtigsten und für die örtlichen Verhältnisse passendsten tropischen Kulturpflanzen anzustellen, denn es wird sich ja häufig, zumal jetzt im Anfang, zunächst darum handeln, durch solche ausgedehnten Probepflanzungen nachzuweisen, ob überhaupt die betreffenden Gewächse dort den Anbau lohnen. Des weiteren würden dann alle anderen tropischen Kulturpflanzen von einiger Bedeutung anzupflanzen sein, sowohl um zu erproben, wie weit sie sich für die betr. Örtlichkeit zum Anbau eignen, als auch um Samen und Stecklinge bei Bedarf an die Pflanzer abgeben zu können. Überhaupt wird die Beschaffung und Abgabe von Samen, Pflänzlingen, Stecklingen, Knollen ꝛc., soweit sie nicht leicht durch den Handel bezogen werden können, eine wichtige Aufgabe der Versuchsstationen sein. In den Tropen ist die Beschaffung guten, frischen Saatgutes, unter Garantie der Echtheit, viel schwieriger als bei uns, und die Versuchsstationen dürfen sich dieser Aufgabe der Samenbeschaffung, wenigstens bei sonst schwer erhältlichem Saatgut, nicht entziehen. Besonders wichtig ist dies, wenn es sich um Einführung ganz neuer Kulturpflanzen und neuer Spielarten handelt; dieselben sind zu prüfen in Bezug auf ihre Anbaufähigkeit und ihre Vorzüge, und bei günstigem Ergebnis wird es Sache der Versuchsstation sein, die Pflanzer auf Verlangen mit Samen zu versorgen.

Ein wichtiger Teil der Landbauversuche wird die Prüfung neuer Kulturmethoden sein. Gerade in dieser Beziehung ist der tropische Landbau noch sehr zurück, und es giebt noch viele dankenswerte Aufgaben zu lösen. Vielfach wird ohne Nachdenken in der Weise weiter gearbeitet, wie man es früher gethan hat, oder wie es frühere Geschlechter von den Eingeborenen gelernt haben, und häufig wäre die angewandte Methode durch eine bessere zu ersetzen. Die Versuchsstationen können und müssen auf diesem Gebiete thätig vorgehen und Wandlung zum Bessern schaffen; durch ihre Anregung und ihr Beispiel kann die Ernteerzeugung sehr gehoben werden. Es ist also bei den verschiedensten Kulturpflanzen der Einfluß der Pflanzweite, Bearbeitung und Haltung, Düngung, Be- und Entwässerung, Beschattung, des Alters der Pflanzen, des Erntezeitpunktes, der Erntebereitung u. s. f. auf Menge, Güte und Wert der Ernte festzustellen; ferner ist dabei zu ergründen, inwiefern Boden, Klima, Höhenlage, Feuchtigkeitsverhältnisse u. a. m. auf das Wachstum der Pflanzen und den Ausfall der Ernte einwirken. Zu solchen Beobachtungen bedarf man natürlich einiger Nebenstationen, die in leicht erreichbarer Nähe der Hauptstation liegen; letztere würde man am besten in einer Seehöhe von etwa 200 Meter anlegen, wo alle Palmen und rein tropischen Gewächse ein vorzügliches Gedeihen finden; eine Nebenstation wäre vielleicht in 600 bis 800 Meter Höhe anzulegen, und eine zweite Station in einer Erhebung von 1300 bis 1600 Metern, um hier Bergkulturen mit tropischen und halbtropischen Gewächsen vorzunehmen, sowie um europäisches Gemüse, Kartoffeln, europäisches Obst u. a. m. so weit als thunlich einzubürgern.

Sehr im Argen liegt in den Tropen der Futtergewächsbau; wenn derselbe dort auch nicht die Bedeutung haben kann wie bei uns, so ist doch anderseits auf diesem Gebiete noch vieles zu verbessern. Daß man hier noch so weit zurück ist, liegt wohl daran, daß früher der Europäer sich selten in den Tropen mit Viehzucht beschäftigte. Zunächst haben wir unser Augenmerk auf die Auffindung guter tropischer Weidepflanzen zu richten, an denen wir bis jetzt sehr arm sind; um bald zum Ziele zu kommen, möchte sich vielleicht der Wagnersche Futterbau sehr empfehlen, d. h. man sucht an Ort und Stelle heimische Gräser und Futterkräuter auf, welche vom Vieh gern gefressen werden, und die sich nach Art ihres Vorkommens und Wachstums zu Weidepflanzen eignen, sammelt deren Samen und sät ihn aus, um so ein den örtlichen Verhältnissen angepaßtes Weideland zu erzielen. Übrigens hat man in anderen tropischen Kolonien, besonders in Queensland, sich mit vielem Eifer und auch mit Erfolg an die Aufgabe gemacht, bessere tropische Futterpflanzen und besonders Weidegräser aufzusuchen, und es werden Samen von solchen auf den Markt gebracht; aber doch bleibt hier immer noch ein weites Arbeitsfeld für unsere Versuchsstationen offen.

Den Pflanzenbauversuchen haben sich nun Versuche der Tierzucht und -Haltung anzuschließen. Wir werden unser Augenmerk zunächst auf die einheimischen Haustiere zu richten haben, und müssen versuchen, durch zielbewußte Züchtung und gute Haltung die vorhandenen Rassen zu veredeln und leistungsfähiger zu machen; daneben wird es sich in der Regel empfehlen, Einführungsversuche mit anderen bewährten Rassen zu machen und ferner diese mit den einheimischen Tieren zu kreuzen, um so durch Vereinigung beziehungsweise Potenzirung guter Eigenschaften möglichst brauchbare Tiere zu bekommen. Ganz besonders möchte ich dann noch Fütterungsversuche empfehlen; in der Regel überläßt man es allerdings in den Tropen den Tieren, sich ihr Futter unter allen Umständen selbst zu suchen, und man hört oft die Ansicht aussprechen, daß in den Tropen die Viehzucht nicht lohne, wenn man die Tiere noch besonders füttere; ich weiß aber aus eigener umfangreicher Erfahrung, daß nicht nur bei Reitpferden und anderen Arbeitstieren, sondern auch bei Milch- und Masttieren, sowie bei der Aufzucht eine zweckentsprechende und reiche Ernährung sich sehr wohl bezahlt macht und oftmals beinahe Wunder thut. Schließlich hätten die Versuchsstationen sich unter Umständen mit der Einführung neuer Zweige der Viehhaltung zu befassen, z. B. mit der Straußenzucht.

Neben solcher praktischen Thätigkeit der Stationen ist nun die wissenschaftliche beziehungsweise wissenschaftlich-praktische Hilfsarbeit von der größten Bedeutung für die Entwickelung und Hebung des Landwirtschaftsbetriebes in unseren Kolonien; wir bedürfen in ausgedehntem Maße der Hilfe der Wissenschaft, die sich hier voll und ganz in den Dienst der Praxis stellen muß. Ich nenne hier zunächst die Anstellung umfassender meteorologischer Beobachtungen. Zwar haben wir ja schon höchst wertvolle Aufzeichnungen solcher Art aus unseren Kolonien, und sie werden ja auch wohl von verschiedener Seite fortgesetzt werden; denn nur durch sehr zahlreiche und regelmäßige Beobachtungen durch lange Jahre hindurch vermögen wir ein Bild zu bekommen von den Witterungsverhältnissen unserer Kolonien, das sowohl den regelmäßigen Verlauf, als auch außergewöhnliche Schwankungen klar erkennen läßt. Aber wir werden ständiger und wohl organisirter Beobachtungsstationen nicht entbehren können; und da einerseits die Feststellung der Witterungsverhältnisse für die Landwirtschaft im allgemeinen und

für die Versuchsstationen selbst von größter Wichtigkeit ist, und anderseits gerade an solchen Instituten die Möglichkeit zu genauester und regelmäßigster Arbeit gegeben ist, so müssen sorgfältigste meteorologische Beobachtungen eine der Hauptaufgaben der Versuchsstationen sein.

Rat und Hilfe von seiten der Wissenschaft ist übrigens nicht nur dem Pflanzer, sondern überhaupt für alle wirtschaftlichen Unternehmungen in unseren Kolonien höchst willkommen; aber wir sind bis jetzt noch gezwungen, auf solche Unterstützung zu verzichten oder dieselbe in Deutschland zu suchen. Jedoch bringt auch der letztere Weg so vielerlei Unzuträglichkeiten mit sich, und besonders ist der große Zeitverlust so störend, daß eine Unterstützung der Praxis durch die Wissenschaft von Europa aus als durchaus unzureichend bezeichnet werden muß. Wenn es schon unthunlich ist, auf die Dauer alle Untersuchungen und Beurteilungen von Boden, Dünger, Ernteerzeugnissen, Busch- und Bergbauprodukten u. s. w. in Deutschland vornehmen zu lassen, so ist z. B. die sehr nötige Samenkontrole und besonders die Beobachtung und Untersuchung der vielen sehr schädlichen Pflanzenkrankheiten, gegebenenfalls auch von Tierkrankheiten, sowie die Auffindung wirksamer Bekämpfungsmittel nur an Ort und Stelle in befriedigender Weise durchführbar. Für vergleichende Beurteilung und zur allgemeinen Belehrung würden, wie dies auch allenthalben durch derartige Institute in anderen Kolonien geschieht, Mustersammlungen von allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, von Hölzern und sogenannten Buschprodukten, teils roh, teils marktfertig, anzulegen sein.

Die durch die Versuchsstationen gewonnenen Forschungsergebnisse müssen nun unseren Kolonien im weitesten Umfange nutzbar gemacht werden. Zu dem Zwecke müssen häufige und gute Veröffentlichungen in Tageszeitungen, Fachblättern oder auch in besonderen Schriften stattfinden, welche die gemachten Erfahrungen unseren Ansiedlern zugänglich machen, damit auf diese Weise bessere Kulturmethoden und Spielarten Eingang finden, damit der Pflanzer lernt, wie er sich gegen Schädlinge schützen kann, damit er auf neue Absatzgebiete aufmerksam wird, oder Anregung zum Versuche neuer Wirtschaftszweige erhält. Diesen Gesichtspunkt muß die Versuchsstation besonders beobachten, daß sie berufen ist, überall auf landwirtschaftlichem Gebiet die Initiative zu ergreifen; der einzelne Pflanzer ist selten in der Lage, kostspielige und noch nicht erprobte Neuerungen zu versuchen. Das wird Sache der Versuchsstationen sein; aber es ist dann auch ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß man nicht bei bloßen Versuchen stehen bleibt, sondern daß auch das Erprobte in der Praxis zu nutzbringender Anwendung kommen kann.

Ein Gebiet möchte ich hier noch kurz erwähnen, auf dem die Versuchsstationen in den Tropen besonders viel Nützliches schaffen können durch Anregung und Beispiel, das ist die möglichst ausgedehnte Anwendung von arbeitsparenden Geräten und Maschinen im Landwirtschaftsbetriebe. Der Gebrauch derselben ist bis jetzt in anderen Kolonien ein auffällig beschränkter. Da wir aber den Wettbewerb gegen schon weit entwickelte Tropenländer mit billigen menschlichen Arbeitskräften aufnehmen müssen, und da wir in unseren Besitzungen nicht gerade Überfluß an Menschenhänden haben, so werden gerade die deutschen Kolonien in kurzer Zeit zu ausgedehntester Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen übergehen müssen, und dadurch zugleich dem heimischen Gewerbefleiß ein neues Arbeitsfeld eröffnen; und die Versuchsstationen müssen dazu mitwirken, daß dies leicht und in großem Maßstabe geschehe.

Die verschiedenen Versuchsstationen in unseren Kolonien werden nun unter einander, als auch mit gleichartigen Einrichtungen in Deutschland und mit botanischen Gärten in rege Verbindung treten, und einen lebhaften Austausch der Erfahrungen, sowie des Beobachtungs- und Arbeitsmaterials einrichten müssen.

In Bezug auf eine solche Organisation können wir viel lernen von den Engländern. Die zahlreichen botanischen Gärten und verwandten Einrichtungen in allen britischen Besitzungen stehen in naher Verbindung mit dem großen botanischen Garten in Kew bei London. Hier ist der Sammelpunkt für alle Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Botanik, des Pflanzenbaues und der Verwertung pflanzlicher Produkte; hier ist das Clearinghouse, die große Börse, wo alle diese Erfahrungen ausgetauscht werden, von wo sie in alle englischen Besitzungen hinausgehen.[1]) Von dort aus findet alles Pflanzenmaterial die schnellste und weiteste Verbreitung, um überall, wo der Anbau lohnen kann, versucht zu werden. Und so dienen diese Royal gardens in Kew, in Verbindung mit den zahlreichen botanischen Gärten, die es überall in dem weiten englischen Reiche giebt, in großartigstem Maße der Förderung der landwirtschaftlichen Interessen aller englischen Besitzungen. Aber außer diesen praktischen Zwecken verfolgen diese botanischen Gärten in Kew und in den Kolonien natürlich auch wissenschaftliche Ziele. Und wenn wir auch zunächst den größten Nachdruck auf die praktische Seite unserer Versuchsstationen in den Kolonien legen, so schließt doch dies nicht aus, daß dieselben auch zugleich der reinen Wissenschaft dienen können. Diese Stationen werden ein Laboratorium haben für chemische Analysen, für pflanzen- und tierphysiologische Untersuchungen, für mikroskopische Arbeiten u. a. m., es werden wissenschaftliche Instrumente und eine Bibliothek vorhanden sein, und hier wird daher auch der Botaniker, der Zoologe, sowie andere Forscher einen Hülfsapparat finden, wie sie ihn in solcher Vollständigkeit nie zur Verfügung haben, wenn sie allein und ohne Anlehnung an solche Stationen in jenen noch unerschlossenen Gegenden Forschungen anstellen. Deutschland hat so viel gethan für die Erforschung noch unbekannter Wissenschaftsgebiete, wir haben mit Freuden solch große Opfer gebracht für ideale wissenschaftliche Zwecke, daß es wohl als selbstverständlich gelten kann, daß wir nun auch in gleicher Weise bereit sind, alles zu thun für die wissenschaftliche Erforschung unserer eigenen überseeischen Gebiete. Haben wir doch für die Zwecke der Wissenschaft und zur Ehre des deutschen Namens jene weltbekannte zoologische Station in Neapel eingerichtet! Um so mehr wird das deutsche Volk bereit sein, weitere Mittel zu ähnlichen wissenschaftlichen Forschungen zur Verfügung zu stellen, wenn diese Arbeiten dazu beitragen sollen, unsere eigenen Gebiete mehr und mehr zu erschließen.

Damit also die Versuchsstationen auch der Wissenschaft möglichst dienstbar werden, müssen an denselben Arbeitsstellen eingerichtet werden für Botanik, Zoologie und für andere wissenschaftliche Gebiete, wo unsern Forschern Gelegenheit gegeben wird, für kürzere oder längere Zeit in Ruhe, und unterstützt durch alle Hülfsmittel der Wissenschaft, ihren Studien obzuliegen. Bis jetzt waren die deutschen Forscher, welche Spezialstudien an Ort und Stelle in den Tropen machen wollten, auf sich selbst, oder darauf angewiesen, die Gastfreundschaft anderer Nationen in Anspruch zu nehmen. Alle diese und überhaupt die ganze wissenschaftliche Welt wird es mit hoher Freude begrüßen, wenn Einrichtungen auch in unseren Kolonien getroffen werden, welche dazu dienen, die wissenschaftliche Erforschung derselben zu erleichtern und zu befördern; und ich hoffe, und trete mit der Bitte an alle deutschen Wissenschaftsfreunde und besonders an die Fachgelehrten heran, daß man die hier dargelegten Bestrebungen mit Wort und Schrift und mit der That eifrigst unterstützen möge.

Wenn die in unseren Kolonien anzulegenden Versuchsstationen so weitgehenden und so vielseitigen Interessen dienen, und wenn sie dauernd wirksam und erfolgreich arbeiten sollen, so ist erforderlich, daß der Staat die Einrichtung und Erhaltung derselben in die Hand nimmt. In höchst anerkennenswerter Weise haben ja Gesellschaften und einzelne Privatleute, so die ostafrikanische Gesellschaft, so Woermann in Westafrika, so vor allem die Neu-Guinea-Kompanie Versuchspflanzungen und Beobachtungsstationen angelegt, bezw. überhaupt beträchtliche Mittel für die wissenschaftliche Erforschung der betreffenden Gebiete aufgewandt; aber natürlich können solche Unternehmungen nicht so weit ausgedehnt und nicht nach so verschiedenen Seiten hin nützlich werden, wie dies bei staatlichen Einrichtungen solcher Art der Fall ist. Versuchsstationen, die von privater Seite geschaffen werden, können auch nicht so sehr der Allgemeinheit zu gute kommen; und doch ist dies gerade anfangs von besonderem Wert, sie müssen jedem zugänglich sein und von jedem in Anspruch genommen werden können. Und weil die Versuchsstationen berufen sind, ganz allgemein die Entwickelung unserer Kolonien zu fördern, und weil sie somit schließlich auch dem Mutterlande dienstbar werden, so wird sich meines Erachtens der Staat auf die Dauer der Verpflichtung zur Schaffung solcher Versuchsstationen nicht wohl entziehen können. Es wird dann die Aufgabe späterer Jahre sein, die Kosten für diese Stationen, wie ja überhaupt für alle staatlichen Einrichtungen in den Kolonien, diesen letzteren selbst aufzuerlegen. Aber so lange diese zu solchen Lasten noch nicht imstande sind, muß das Mutterland helfend zur Seite stehen. Wenn wir die Einrichtung von Versuchsstationen privater Initiative überlassen, wird aus denselben nicht viel werden. Nur der Staat vermag auf eine längere Reihe von Jahren hinaus die nötigen, immerhin nicht unbedeutenden Mittel zu gewährleisten, und nur staatliche Versuchsstationen werden in sich und unter einander in solcher Weise organisirt werden können, daß sie wirklich den Nutzen bringen, den man von ihnen erwarten muß. Später, wenn wir erst einen ausgedehnten Landbau in unseren Kolonien haben, wird man auch die landwirtschaftlichen Kreise zu der Tragung der Unterhaltungskosten für Versuchsstationen heranziehen können; und mit der Zeit werden ja auch steigende Einnahmen für chemische Analysen und Untersuchungen anderer Art, und für Saat- und Pflanzmaterial erzielt werden, so daß durch diese ein Teil der Kosten gedeckt wird. Mit der fortschreitenden Ausdehnung der Landwirtschaft in den Kolonien werden dann auch die Anforderungen derselben an die Versuchsstationen steigen, und eine Vermehrung der letzteren wird erforderlich sein; aber alsdann

[1]) The Botanical Enterprise of the Empire, a. a. O. S. 278.

wird es angehen, die Gründung neuer Stationen den beteiligten Kreisen selbst zu überlassen; solche mehr lokalen Versuchsstationen vermögen natürlich auch besser sich den besonderen örtlichen Bedürfnissen anzupassen, ihr Arbeitsfeld wird kein so ausgedehntes sein, und sie werden daher um so größere Sorgfalt auf die Lösung solcher Fragen verwenden können, die für den betreffenden Landstrich von besonderer Bedeutung sind.

Was wir jetzt zunächst anstreben, ist die Schaffung je einer oder mehrerer landwirtschaftlicher Versuchsstationen, verbunden mit Arbeitsstellen für wissenschaftliche Forschungen verschiedener Art, in unseren tropischen Kolonien, in Ost- und Westafrika, und in Neu-Guinea, und zwar durch die Regierung. Wenn auch früher wenig Aussicht auf baldige Verwirklichung solcher Hoffnungen bestand, so scheint es doch, als wenn der Gedanke staatlicher Versuchsstationen in einflußreichen Kolonialkreisen allmählich weite Verbreitung gefunden hätte, und es erschien mir daher an der Zeit, nochmals auf diese Angelegenheit hinzuweisen, um sie etwas mehr in Fluß zu bringen, damit je eher je besser die Hoffnung auf staatliche Versuchsstationen in unseren Kolonien zur Wirklichkeit werde.

Verhandlung der 25. Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 63. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bremen.

Einführender Vorsitzender Dr. Oppel-Bremen,
Schriftführer Dr. A. Beyer-Bremen.

Die erste konstituirende Versammlung fand am 15. September, Montag Nachmittag um 4 Uhr unter Leitung des Vorsitzenden Herrn Dr. Oppel statt. Es wurde beschlossen, daß am folgenden Tage, Dienstag, den 16., morgens um 9 Uhr, eine vereinigte Sitzung stattfinden sollte, zusammen mit der 23. Abteilung für Hygiene und Medizinal-Polizei. Herr Dr. Oppel berichtete über die angemeldeten Vorträge und die zu erwartenden Antworten auf die von der vorjährigen Tropen-Hygiene-Sektion beschlossenen, durch gütige Vermittelung der Deutschen Kolonialgesellschaft ausgesandten Fragebogen.

In der zweiten Sitzung, welche unter Leitung des Vorsitzenden Herrn Dr. Oppel in Gemeinschaft mit der 23. Abteilung abgehalten wurde, am Dienstag Morgen um 9 Uhr, sprach Dr. Tisch, aus Aburi an der Goldküste, über den prophylaktischen Gebrauch von Chinin und Arsen gegen Malaria. Dieser interessante Vortrag, welcher ausführlich im Druck erscheinen wird in den Verhandlungen der 63. Versammlung, brachte Eingehendes über besondere biliöse Fieberformen und ging therapeutisch auf prophylaktische Gesundheitsmaßregeln ein, wie Fieber durch zweckmäßig angelegten Bau der Wohnhäuser in den Tropen zu vermeiden sei. Die Diskussion war eine sehr eingehende. An ihr beteiligten sich die Herren Professoren Dr. Gärtner-Jena, Fränkel-Königsberg, Löffler-Greifswald.

Die dritte Sitzung brachte den Vortrag des Dr. E. Below-Mexiko über „Seuchenabwendung, nur zu erzielen durch internationale hygienische Maßnahmen (Welt-Hygiene)."

Anknüpfend an die von der italienischen Regierung ganz neuerdings an die österreichische Regierung ergangene Aufforderung zur Bildung eines internationalen Sanitätsverbandes wurde ausgeführt, wie sehr es angesichts dieser ernsten und energischen Schritte der Regierungen auch Sache der Männer der Wissenschaft sein müsse, sich dieser hohen Verpflichtung gegenüber nicht länger zu verschließen und den interationalen Zielen der Hygiene Rechnung zu tragen, welche in nichts Geringerem beständen, als in der hygienischen Oberleitung in Medizinalreform und Volksgesundheitsschutz zum Zwecke leiblicher wie geistiger Veredelung der Völker und zum Schutz dem gemeinsamen Feinde, der Mikrobenwelt gegenüber mit all ihren Schädlichkeiten.

Gegenwärtig besteht unser internationaler Seuchenschutz in einem sehr primitiven internationalen Sanitätsrat, bestehend aus ein paar Ärzten in Kairo, Alexandrien und Konstantinopel, die von den dortigen Hafenbehörden besoldet werden und hauptsächlich Quarantäne-Maßregeln zu überwachen haben.

Um der so wichtigen Angelegenheit eines energischen, durchgreifenden Seuchenschutzes im internationalen Sinne die ihr zukommende Würdigung zu verleihen, ist es nötig, daß auf einem der internationalen medizinischen Kongresse, welche jetzt so zahlreich von den ersten Gelehrten aller Nationen besucht zu werden anfangen, ein Welt-Hygiene-Verband ins Leben gerufen werde.

Vortragender giebt Näheres über Statutarisches, Geschäftsordentliches des zu bildenden Vereins, der, wenn er nicht von dem nächsten internationalen Kongreß statutengemäß gegründet werden könnte, von einer Privatversammlung der Ärzte und Teilnehmer, die sich dafür interessiren, ins Leben zu rufen wäre. Ein motivirter schriftlicher Antrag von Dr. Below, der auf dem internationalen Kongreß in Berlin von Geheimrat Virchow verlesen wurde, liegt schon vor und es hätte in Rom 1893 nur noch die Beschlußfassung darüber stattzufinden.

Zum Schluß wird auf die weittragenden Folgen eines solchen die Volkserziehung, die Volkswohlfahrt und die Volksveredelung beeinflussenden Welt-Hygiene-Verbandes hingewiesen.

Die vierte Sitzung am Donnerstag den 18. September morgens um 9 Uhr brachte den Bericht über die bis dahin eingelaufenen Antworten auf die tropenhygienischen Fragebogen, über welche von Herrn Dr. Below wie folgt referirt wurde:

Meine Herren! Vom Herrn Vorsitzenden dieser Sektion ist mir der Auftrag geworden, der 25. Abteilung über medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene Bericht zu erstatten über das Resultat der auf die tropenhygienischen Fragebogen eingelaufenen Beantwortungen. Das Aktenmaterial, welches in 5 stattlichen Bänden vor uns liegt, umfaßt in dem einen Band die Fertigstellung der in englischer, deutscher und französischer Sprache abgefaßten gedruckten Formulare nebst den dazu gehörigen Korrespondenzen; in den drei dünneren Bänden befinden sich die Adressen der Ärzte und Konsulate in den verschiedenen Zonen, zu deren Zusammenstellung die Reichsregierung auf Ersuchen der Deutschen Kolonialgesellschaft zum guten Teil behilflich war, und der fünfte umfangreichste Band enthält die 23 bis jetzt eingelaufenen und ausgefüllten Fragebogenformulare nebst den beigefügten Anlagen, britischen und niederländischen Jahresberichten der verschiedensten Gesundheitsämter jener Regierungen in ihren respektiven Kolonien, die eine sehr wertvolle Sanitätsstatistik der letzten Jahre bringen.

Zur Orientirung über das Zustandekommen dieser Arbeiten, die, wie eine kurze Durchsicht ergiebt, so überreiches Material von hoher Bedeutung bringen, bin ich genötigt, folgendes vorauszuschicken:

Die erste Anregung zu dem Gedanken, durch regelmäßige Sammlung von ärztlichen Beobachtungen aus den verschiedensten, besonders aus den tropischen Breitegraden eine Basis für gemeinsames internationales Vorgehen in hygienischer Beziehung zu gewinnen, gab das 1886 von Virchow veranlaßte Rundschreiben an die Ärzte der Tropen und das darauf von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene Spezialheft mit den Berichten aus den verschiedensten Teilen der Erde über ärztliche und hygienische Verhältnisse, über Akklimatisation des Europäers daselbst. Diese Arbeiten sind im Jahre 1889 wiederaufgenommen und weitergeführt worden in Form von wissenschaftlichen Fragebogen, deren Vermittlung an in Tropenländern lebende Ärzte von der Deutschen Kolonialgesellschaft übernommen worden ist. Der Ausschuß des Vorstandes dieser Gesellschaft setzte eine Kommission nieder, bestehend aus den Herren Professor Dr. Schüller (Berlin), Dr. Bokemeyer, Generalsekretär der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, und dem Referenten, welche sich über eine Siebenteilung der Abschnitte der Fragen einigte; der erste Abschnitt behandelte die Lokalisation, der zweite die Topographie nebst Fauna, Flora und Geologie, sowie geographischen Eigentümlichkeiten, der dritte Abschnitt befaßte sich mit den meteorologischen, der vierte mit den physiologischen, der fünfte mit den pathologischen sowie etwa bakteriologischen Ermittelungen. Der sechste befaßte sich mit therapeutischen, der letzte, siebente, mit sanitätspolizeilichen und statistischen Daten. Alle Fragen waren möglichst so gestellt, daß nur zahlenmäßige Antworten, nur Namen, Ziffern und Daten gegeben werden mußten. Nachdem die Herren Professoren Virchow, Koch und Hirsch die große Güte gehabt, besagte, in drei Sprachen verfaßten Formulare einer Durchsicht zu unterziehen, und hier und da korrigirend und amendirend ihr Gutachten abzugeben, wurden diese so verbesserten Formulare in 2000 Exemplaren an die verschiedensten Adressen in den Tropen geschickt unter gütiger Beihülfe der Reichsregierung, welche auf diese Weise ihr hohes Interesse in dieser Sache bethätigte.

Es war beabsichtigt, daß bis spätestens Juli das eingelaufene Material gesichtet, systematisch geordnet und veröffentlicht werden sollte, damit es wieder, wie im Jahre 1886, in Separatheften von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft den Ärzten auf den beiden Kongressen vorgelegt werden könne. Die Zwischenzeit war aber etwas zu kurz geworden, da die Antworten nur langsam einlaufen können. In vielen Gegenden wird das Material, wie sich jetzt annehmen läßt, für die Beantwortung erst von den zur Berichterstattung aufgeforderten Ärzten gesammelt werden müssen. Wir werden daher noch viel Beantwortungen erwarten dürfen.

Redner geht nun näher auf die Besprechung der bis jetzt eingelaufenen Beantwortungen ein, die sich auf alle Erdteile beziehen und bereits ein wertvolles Material für die Bearbeitung darbieten. Wir können diese Ausführungen heute übergehen, da später über das gesamte Material ein eingehender Bericht gegeben werden soll, sobald die darauf gerichteten Arbeiten ihren Abschluß gefunden haben werden.

Herr Dr. Oppel, als Vorsitzender der Sektion, dankte dem Referenten für seinen Bericht, und wurde auf seinen Antrag ferner beschlossen, Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg im Namen der Sektion ein Dankschreiben zu richten für die von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft im Nutzen der tropenhygienischen Forschung geleistete reiche Mitarbeit.

In Bezug auf die Fortsetzung der Arbeiten beschloß die Sektion auf Vorschlag des Herrn Dr. Bokemeyer, den Herrn Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft zu bitten, daß durch ein Erinnerungsschreiben die säumigen Empfänger des Fragebogens nochmals um baldthunlichste Beantwortung gebeten werden, daß ferner bis zum Frühjahr des nächsten Jahres der Termin hinausgeschoben werde, um alsdann in geeigneter Weise das eingelaufene Material zur Bearbeitung an geeignete Kräfte zu überweisen. Die Wahl dieser Kräfte und die Bestimmung über die für die Bearbeitung aufzustellenden Regeln bleiben dem Herrn Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft im Verein mit dem Vorstande der Naturforscherversammlung vorbehalten, welcher das bearbeitete Material für die nächstjährigen Verhandlungen zu überweisen ist.

Damit endigten die Beratungen über diesen für die kolonialen Kreise so wichtigen Gegenstand, die in der Hauptsache das Ergebnis hatten, daß die Kolonialgesellschaft noch zunächst für ein weiteres Jahr die im Interesse der tropenhygienischen Wissenschaft eingeleiteten Arbeiten fortsetzen wird.

Es folgte sodann noch ein Vortrag des Herrn A. Krebs aus Hamburg, der an der Hand von reichem Zahlenmaterial nachzuweisen suchte, wie in der Periodizität, Ausdehnung und Wanderung der tropischen und subtropischen Dürren eine gewisse Regelmäßigkeit beobachtet werde, und daß diese Dürren die Ausfuhr gewisser Länder stark beeinflußten, womit die Sektion ihre diesjährigen Verhandlungen abschloß.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonial-Gesellschaft hielt die erste Sitzung nach den Ferien unter Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher in den Vereins-Räumen am 16. September ab. Der Herr Vorsitzende gab in seiner Begrüßung der Versammelten der Hoffnung Ausdruck, daß die Arbeiten des Ausschusses bei ihrer Wiederaufnahme nach abgelaufener Ferienzeit von bestem Erfolge begleitet sein möchten, und gedachte der glücklichen Zurückkunft des Herrn Dr. Peters, den der Ausschuß demnächst hoffe in seiner Mitte begrüßen zu können. Aus der Behandlung der geschäftlichen Vorlagen ist hervorzuheben, daß der Ausschuß im Prinzip nach den Vorschlägen des Herrn Präsidenten genehmigte:

> Zur Erkundung der Kolonie Südwestafrika an einzelnen Stellen Techniker zu stationiren. Der Anfang soll gemacht werden mit dem Gebiete nördlich des Oranjeflusses, und zwar zunächst auf der Besitzung Stolzenfels und Umgegend, deren Besitzer sich bereit erklärt hat, den Beauftragten der Kolonialgesellschaft unentgeltlich auf längere Zeit zu beherbergen und zu beköstigen.

— Se. Durchlaucht Fürst Hohenlohe hat für den ihm gelegentlich des zu Ehren Wißmanns in Bremen gegebenen Diners entsandten Gruß seinen Dank telegraphisch ausgesprochen. Fürst Bismarck hat am 10. September aus Varzin folgendes Schreiben an Herrn Senator Stadtländer gerichtet: „Für die mir telegraphisch übersandte freundliche Begrüßung bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegen zu nehmen und den Herren der Kolonialgesellschaft aussprechen zu wollen. (Gez.) von Bismarck.“ Auch Herr Major von Wißmann hat in verschiedenen Schreiben seinen wärmsten Dank für den ihm seitens des Vorstandes der Ausstellung und der bremischen Bevölkerung bereiteten ehrenvollen Empfang sowie seiner besonderen Anerkennung der wohlgelungenen Nordwestdeutschen Ausstellung Ausdruck gegeben.

— Dr. Peters. Das am 21. September zu Ehren von Dr. Karl Peters in Hannover stattgehabte Festmahl war von 200 Teilnehmern besucht. Nachdem der Stadtdirektor einer begeistert aufgenommenes Hoch auf den Kaiser ausgebracht hatte, feierte der Oberpräsident von Bennigsen Dr. Peters in einem Trinkspruche, den dieser nach einer sehr interessanten Rede über den Verlauf der Expedition mit einem Hoch auf Herrn von Bennigsen erwiderte. Geh. Regierungsrat Launhard toastete auf die Reisegefährten von Dr. Peters, Leutnant von Tiedemann und Borchert; Leutnant von Tiedemann dankte mit einem Hoch auf die Stadt Hannover. Geh. Kommerzienrat Jänecke feierte den Staatsminister a. D. von Hofmann. Letzterer brachte allen Förderern des Petersschen Unternehmens ein Hoch. — Die Abteilung Berlin hatte Herrn Dr. Peters am 27. September in der Philharmonie einen Kommers veranstaltet. Professor von Euny als Vorsitzender der Abteilung hatte das Präsidium in Händen, da der Ehrenpräsident Fürst zu Hohenlohe-Langenburg durch eine notwendige Reise am Kommen verhindert war. Er begrüßte die Anwesenden und erinnerte daran, daß zu gleicher Zeit in Köln die deutsche Abteilung der Kolonialgesellschaft Herrn Major von Wißmann feiere. Staatsminister von Hofmann erinnerte daran, daß Se. Majestät vor zwei Jahren dem deutschen provisorischen Emin Pascha-Komitee seine wärmsten Sympathien habe ausdrücken lassen. Diese Sympathien seien ihm auch bis in die letzte Zeit treu geblieben und die dem Dr. Peters verliehene Auszeichnung beweise, daß Se. Majestät dessen Schneidigkeit nicht mißfallen habe. Wir schauen alle mit Treue und Hingebung auf den Kaiser und wissen, daß er Wille und Kraft besitzt, das Erbe seiner Vorfahren zu erhalten und zu bewahren. Dazu gehöre auch die Kolonialpolitik. Wir könnten fest darauf vertrauen, daß er, wie in den innern Fragen auch in denen der Kolonialpolitik den richtigen Kurs einhalten werde. Dem Kaiser galt sein Hoch, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Nach Absingung des Usagaraliedes ergriff Professor von Euny das Wort zur eigentlichen Festrede auf Peters; er pries die mannhafte, pflichttreue und todesmutige Vertretung der deutschen Sache durch Carl Peters in der Kolonialpolitik. Über dem was Wißmann in herrlicher Weise geleistet, behielten die Thaten des Dr. Peters ihre volle nationale Bedeutung. Dr. Peters habe den Vorwurf widerlegt, daß die deutsche Kolonialbewegung ohne den Schutz des Reiches nichts vermöge. Redner kam auf die Schwierigkeiten Peters mit den Engländern zu sprechen, lobte seine Haltung, die den Rechtsboden nicht verlassen, während die Engländer das Recht schnöde verletzt hätten. Wir sind England in der Kolonialpolitik einander zum Dank verpflichtet gewesen, wir brauchten nur an dem Worte des Dr. Peters festzuhalten, welches er dem Admiral Fremantle entgegnete: I only want my right! Dr. Peters gab den Gefühlen herzlicher Freude Ausdruck, daß es ihm vergönnt sei, an seinem 41. Geburtstage sich unter seinen Freunden zu befinden. Vor einem Jahre sei er in Oda Borruruwa gewesen, als gerade das geheimnisvolle Bergland der Massailänder zum erstenmale vor ihm aufgetaucht sei. Er habe damals nicht geglaubt, daß er seinen nächsten Geburtstag im Kreise seiner Freunde verleben werde, und sei es die göttliche Vorsehung, die ihn glücklich durch alle Gefahren geführt habe. Es sei viel die Rede gewesen von dem Mißerfolge der deutschen Emin Pascha-Expedition. Wir haben uns zwar größere Hoffnungen gemacht, aber abgesehen davon, daß es schon an und für sich ein Erfolg war, daß die Expedition nicht niedergetrampelt wurde, so sei das in Uganda Erreichte immerhin von Bedeutung, da wir dort einige Rechte erworben hätten, die vielleicht, wenn wir uns treu blieben, benutzt werden könnten. Er habe stets das Gefühl gehabt, im Zusammenhang zu stehen mit den großen Gesichtspunkten der deutschen nationalen Bewegung, das Gefühl des Bewußtseins eines stetigen Fortganges deutscher Nationalität und deutscher Art. Er schloß mit einem Hoch auf die Deutsche Kolonialgesellschaft, insbesondere auf die Abteilung Berlin. Es wurde sodann eine Adresse der Abteilung an Peters verlesen, in welcher Peters als Erwerber der deutsch-ostafrikanischen Kolonie und als Forscher gefeiert wird. Zahlreiche Telegramme waren eingelaufen, vom Fürsten Hohenlohe, Grafen Arnim-Muskau (Miquel und Bennigsen haben sich entschuldigt) und vielen Abteilungen der Gesellschaft und Privaten. Dr. Peters dankte in bewegten Worten mit dem hiermit vor Deutschland, ja vor der ganzen Welt abgelegten Gelöbnis unentwegter Weiterförderung des deutsch-nationalen Gedankens. Major Liebert brachte den Gefährten Dr. Peters (von denen Leutnant v. Tiedemann nicht anwesend war) ein Hoch, die Afrikafahrten der Emin Pascha-Expedition mit denen des Odysseus vergleichend, während Professor Schweinfurth Emin Pascha feierte. Dr. Peters rühmte, unter allerlei Hieben auf Stanley, Prof. Schweinfurth als den würdigsten Afrikaforscher, dessen Schüler zu heißen er stolz sei. Es erfolgte dann noch manche launige Rede und Gegenrede, Begrüßungs-Telegramme wurden verlesen und hin und wieder wurden Dr. Peters rauschende Ovationen gebracht. — Die Rede des Herrn Prof. Dr. Schweinfurth lautete:

Indem wir heute den kühnen Bahnbrecher in Afrika feiern, dem das Vaterland auf dem Felde der historischen Reisen neuen unvergänglichen Ruhm verdankt und der durch ein Beispiel von ewig dauerndem Wert die Leistungsfähigkeit unserer Rasse im Kampfe gegen die afrikanische Natur erprobte, können wir des Mannes nicht vergessen, dessen Vorhandensein allein im tiefsten Innern von Afrika schon ausreichte, um Dr. C. Peters mit derjenigen Begeisterung zu erfüllen, durch die wir ihn so Großes vollbringen sahen. Dr. Peters war hinausgezogen, um diesem Manne Unterstützung zu bringen, dem Manne, der am oberen Nil die letzten Keime europäischer Gesittung, welche nach der Preisgabe des ägyptischen Sudans in diesem ungeheuren Gebiete allein noch übrig geblieben waren, unter seine Obhut genommen hatte. Dieser Mann war ein Deutscher, und deshalb mußte ihm geholfen werden. Dieser Mann hatte für die Zivilisirung Afrikas Bewunderungswürdiges geleistet, also mußte sein Werk aufrechterhalten werden. Dies waren die Gründe, die für Dr. Peters ausreichten, um allen Hindernissen zum Trotz das Wagstück zu unternehmen. Emin Pascha war der Mann, der unserem Carl Peters den Vorwurf zu seinem heroischen Thun geliefert. Auch ihn bei uns zu begrüßen, war uns nicht vergönnt. Statt froher Feste ist und bleibt sein Teil die afrikanische Wanderstraße mit all ihren unzähligen Mühen und den stets die Gesundheit bedrohenden Gefahren. Emin Pascha achtet ihrer nicht. Ihm ist rastlose Arbeit Freude und Genuß, und gering dünkt ihn der eigene Einsatz, wenn nur dem Vaterland Gewinn daraus erwächst.

Und das muß uns zu großem Troste gereichen, wenn wir solchem Übermaße von Entsagung und Selbstverleugnung für einen Augenblick ratlos gegenüberstehen. Dieser Mann mit dem historisch gewordenen Arabernamen und mit seinem wohlverdienten ägyptischen Ehrentitel ist nicht mehr der deutsche Weltbürger, der seine Kräfte, gleichviel zu wessen Nutz und Frommen, für allgemein menschliche Gesittung einsetzt. Jetzt ist Emin Pascha nicht mehr blos einer der unseren, er ist unser allein; nicht blos unser Stolz und unser Ruhm ist er, sein Wirken ist unser Gewinn, sein Leben ein Stück vom Leben des deutschen Volks!

„Der Bau,“ so schreibt Emin Pascha an einen Freund (30. März 1890), „den ich in langen Jahren unverdrossen errichtet, ist zusammengefallen. Das einfachste ist nun, von neuem zu beginnen, sich aber solidere Grundlagen auszusuchen. Und das bin ich im Begriff zu thun. Habe ich bisher für Fremde gearbeitet und geschaffen, so will ich jetzt die Spanne Zeit, die mir geblieben, zum Besten meines eigenen Vaterlandes verwerten.“

Einem Charakter von so heldenmütiger Gesinnung stehen Vorzüge persönlicher Liebenswürdigkeit zur Seite, die uns den seltenen Mann nur um so bewundernswerter erscheinen lassen. Darüber herrscht unter denen, welchen es vergönnt war, mit Emin Pascha zusammen zu sein, nur eine Stimme. Vieles ist zur Verherrlichung dieses Mannes gesagt und geschrieben worden, aber niemand hat wohl so tief aus den Quellen menschlicher Empfindung geschöpft wie unser verehrter Carl Peters, als er bei der Schilderung seiner endlichen Begegnung mit Emin Pascha mit den Worten schloß: es war der schönste Tag meines Lebens und ich muß befürchten, daß einen schöneren zu erleben mir nicht vergönnt sein wird. Hochverehrte Festgenossen, ich bin Ihrer aller Zustimmung gewiß, wenn ich Sie auffordere, ihr Glas zu leeren und es zu weihen dem stillen Wanderer in afrikanischer Wildnis, dem Pfadfinder für deutsche Kultur, dem treuen Diener Sr. Majestät unseres Allergnädigsten Herrn und Kaisers, Emin Pascha, er lebe hoch!

— (Wißmann-Kommers.) Im großen Saale des Gürzenich fand am 27. d. M. ein Kommers zu Ehren des Reichskommissars Majors v. Wißmann statt. Geh. Rat Langen eröffnete denselben mit einer Begrüßung des Reichskommissars und des Chefs in der ostafrikanischen Schutztruppe Frhrn. v. Gravenreuth. Sodann brachte der Gouverneur von Köln den Toast auf Se. Majestät den Kaiser aus. Oberlandesgerichts-Präsident Struckmann toastete auf den Reichskommissar, dieser auf die Stadt Köln, Oberlehrer Domherr Hespers auf den Frhrn. von Gravenreuth und letzterer auf die deutsche Einigkeit und das deutsche Nationalgefühl. Wißmann teilte mit, daß nicht nur der Bau des Dampfers für den Viktoria Nyanza gesichert, sondern daß auch für den Transport von der Küste bis zum See schon alle Vorbereitungen getroffen seien. Der Dampfer, der etwa 70- bis 80 000 Mark kosten wird, soll in Lasten bis zu 60 Pfund verpackt in das Innere befördert werden. Mit dem Irländer Stokes ist ein Vertrag geschlossen worden, nach welchem dieser am 1. Juni 1891 mit 6000 Negern aus Wanyamwesi in Saadani sein muß, um die Beförderung des Dampfers zu übernehmen. Herr v. Wißmann ist der Überzeugung, daß Deutschland sicher England zuvorkommen werde, wenn bis zum 1. Juni k. J. alles in Saadani sei. Einen Hafen für den Dampfer soll Emin Pascha am Viktoria Nyanza-See anlegen. Vom Südende des Sees würden die Teile des Dampfers auf Böten nach diesem Hafen gebracht und dort durch europäische Zimmerleute und Schiffsbauleute zusammengesetzt werden. Diese Leute sind jetzt bereits beim Bau des Dampfers zugegen und haben sich verpflichtet, an den Viktoria-See mitzugehen.

Als Brennmaterial für den Dampfer wird Holz verwendet werden, wie auch die Dampfer auf dem Kongo auf dies Heizmaterial eingerichtet sind. Das harte, knorrige Holz der Savannenbäume sei dazu äußerst geeignet. Die Dampfer für den Nyassa und den Tanganyika müßten über fremdes Gebiet auf dem Wasserwege befördert werden. Zum Nyassa-See sind nur zwei Tagereisen zu Land, zum Tanganyika zweiundzwanzig Tagereisen zu machen. Den Vorschlag des Herrn v. d. Heydt in Elberfeld, an Stelle des Dampfers große Segelschiffe (Galeeren) für die Binnenseen zu bauen, wies Herr v. Wißmann mit dem Bemerken ab, daß Segelschiffe nicht die erforderliche Geschwindigkeit besitzen, um die arabischen Dhaus zu überholen. Die Dampfer müßten seetüchtig sein, da sie schweren Seegang zu überwinden haben. Eine Geschwindigkeit von acht Knoten sei mindestens erforderlich. Die auf dem Festmahl in Köln zu gunsten der Dampfer veranstaltete Sammlung ergab 30 000 Mark.

— Abteilung Bromberg. Zu Ehren des Herrn Leutnant v. Tiedemann hatte die Abteilung ein von etwa 100 Herren besuchtes Festessen im Kasinosaale veranstaltet. Herr Major v. Bredow-Schröttersdorf, der Vorsitzende der Abteilung, brachte das Hoch auf den Kaiser. Herr Gymnasiallehrer Dr. Schmidt auf Leutnant von Tiedemann aus. Der Gefeierte dankte in warmen, herzlichen Worten über den ihn in Berlin und Bromberg bereiteten Empfang, Herr Regierungspräsident von Tiedemann verlieh, anknüpfend an die Worte seines Sohnes, dem Danke für die Teilnahme herzlich Ausdruck, die anläßlich der Kunde von der angeblichen Ermordung seines Sohnes von allen Seiten ihm entgegengebracht worden sei, und für den festlichen Empfang, der diesem bei seiner Rückkehr geworden.

— Abteilung Wesel. Der Ausschuß hat in seiner letzten Sitzung Kenntnis von der in Wesel mit 50 Mitgliedern ins Leben gerufenen Abteilung genommen, deren Vorstand aus folgenden Herren besteht: I. Vorsitzender: Gescher, Königl. Landrat des Kreises Rees, II. Vorsitzender: Bauer, Bürgermeister zu Wesel, Schriftführer: Meewes, Prem.-Leut. b. Feld-Art.-Reg. Nr. 7, Schatzmeister Schmiedthals, Buchhändler. Diesen Herren, welche sich um das Zustandekommen der Abteilung besonders verdient gemacht haben, votirte der Ausschuß seinen Dank.

— Gruppe Schwarzwald. In Schwenningen tagte am 24. August in den Kellereien der Brauerei zum „Bären" die diesjährige stark besuchte Hauptversammlung der Gruppe „Schwarzwald" der Deutschen Kolonialgesellschaft. Herr Dr. Neubaur hielt einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über den wirtschaftlichen Wert unseres ostafrikanischen Schutzgebietes. Unter Mitwirkung der Kapelle des Infanterieregiments Nr. 110 und des Gesangvereins „Liederkranz" verlief die Feier in würdigster Weise, und schlang ein neues festes Band um die zahlreichen Freunde der kolonialen Sache, die auch aus den umliegenden Orten hier sich zusammengefunden hatten.

— Herr Stadtrath Spielberg, das frühere Mitglied des Ausschusses unserer Gesellschaft, welcher sich besonders die Behandlung brasilianischer Sachen angelegen sein ließ, (auch in der deutschen Kolonialzeitung), ist gestorben. Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Kleine Mitteilungen.

— (Über die zukünftige Organisation des ostafrikanischen Küstengebiets) wird, nach Meldung des „Reichsanz.", innerhalb der Reichsverwaltung das erforderliche Material vorbereitet, damit dem Reichstage sofort bei seinem Zusammentritt ein vollständiger Plan in allen Einzelnheiten vorgelegt werden kann. Der kaiserliche Gouverneur in Kamerun, Freiherr von Soden, begiebt sich in diesen Tagen nach Ostafrika, um über die künftige Gestaltung der inneren Verwaltung und die Regelung der Jurisdiktionsverhältnisse an der Küste Ermittelungen anzustellen und darüber zu berichten.

— (Die deutsche Regierung und der Sklavenhandel in Ostafrika.) Die Times, deren Korrespondent in Sansibar bereits viele kolonialpolitische Enten ausgebrütet hat, welche mit unglaublicher Harmlosigkeit immer wieder von unserer kolonialfeindlichen Presse als wahr hingenommen worden, läßt sich aus Sansibar melden, daß der stellvertretende deutsche Reichskommissar in Bagamoyo eine Kundgebung erlassen hat, welche daselbst wie in der Nachbarschaft den ungehinderten Verkauf und Ankauf von Sklaven gestattet. Nur die Sklavenausfuhr über das Meer sei verboten. Die Araber dürften auch entlaufene Sklaven wieder einfangen. Unter den Arabern in Bagamoyo herrsche darüber große Freude. Die Sklaven eines jüngst verstorbenen arabischen Sklavenhändlers seien in Bagamoyo unter Aufsicht von deutschen Beamten öffentlich versteigert worden und die Araber glaubten fest, die deutsche Verwaltung habe gegen den Sklavenhandel und die Sklavenhaltung nichts einzuwenden. — Diese Nachricht, von der Times in der heftigsten, für uns Deutschen verletzendsten Weise kommentirt, wurde mit Drohungen verknüpft, welche nicht unwidersprochen blieben, so daß eine Preßfehde bestand, wie zu den Zeiten vor Abschluß des deutsch-englischen Vertrages. Am unangenehmsten berührte hier der sussisante Ton, mit dem sich England in Verhältnisse mischen wollte, welche es eigentlich wenig berührten, zumal von Engländern anstatt das Sklavereidekret des Sultans vom 1. August nun auch wirklich in Sansibar und im Gebiete der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft durchzuführen, selbst massenhaft Sklaven zur Verwendung in Ostafrika kamen. Der Bericht der Times über angebliche Freigebung des Sklavenhandels in Deutsch-Ostafrika beruhte auf böswilligem Schwindel. Der „Reichsanzeiger" brachte kurz darauf folgende Note: „Sofort nach dem Erscheinen des „Times"-Artikels vom 15. d. M., demzufolge der stellvertretende Reichskommissar für Ostafrika mittels einer Proklamation den Sklavenhandel für erlaubt erklärt und unter amtlicher Mitwirkung eine öffentliche Auktion von Sklaven in Bagamoyo stattgefunden habe, hat das Auswärtige Amt einen telegraphischen Bericht des gedachten Beamten über das Sachverhältnis eingefordert. In einem heute eingegangenen Telegramm berichtet der stellvertretende Reichs-Kommissar aus Sansibar, daß er eine solche Proklamation nicht erlassen habe, und daß wahrscheinlich der Unfug eines Arabers der Nachricht der englischen Blätter zu Grunde liege; eine Untersuchung werde sofort eingeleitet. Daß in Bagamoyo eine Sklavenauktion unter amtlicher Mitwirkung abgehalten worden, sei undenkbar. Herr Dr. Schmidt wird sich ungesäumt nach Bagamoyo begeben und von dort weiter berichten." Der Standpunkt der Reichsregierung zu der Frage wurde bald darauf im Reichsanzeiger durch folgende Ausführungen klar gelegt, die alle billig denkenden befriedigen werde, wenn man erwägt, daß selbst Kardinal Laviguerie noch jüngst nur die allmähliche Abschaffung der Sklaverei für möglich erklärt hat:. „Seit Sultan Seyyid Bargasch ist auf dem Gebiete des Sultanats Sansibar der gewerbsmäßige Handel mit Sklaven unter Androhung einer Gefängnisstrafe von 6 Monaten und darauf folgender Verbannung verboten; dagegen blieb es erlaubt, daß ein Sklave aus dem Eigentume seines Herrn in dasjenige eines anderen durch Kauf, Schenkung, Tausch, desgleichen durch letzwillige Verfügung oder im Wege der Intestaterbfolge überging. An diesem Rechtszustand ist bislang seitens der deutschen Verwaltung im Küstengebiete nichts geändert worden; dagegen hat Sultan Seyyid Ali durch Dekret vom 1. August d. J. bestimmt, daß fernerhin jede Veräußerung eines Sklaven bei Strafe verboten sei und nur noch durch Vererbung an Deszendenten das Eigentum an einem Sklaven übertragen werden könne. Wie tief diese Verfügung bei wirklicher Durchführung in die Lebensverhältnisse der ganzen Bevölkerung einschneiden würde, mag daraus entnommen werden, daß die Sklaven zum großen Teil auch selbst wieder Sklaven besitzen, denen gegenüber sie dieselben Rechte haben, wie ein freier Mann über seine Sklaven. Ferner ist es sowohl in Sansibar, wie an der Küste üblich, daß die auf einem ländlichen Grundstück beschäftigten Sklaven als zu demselben gehörig betrachtet und mit ihm zusammen verkauft werden; das Verbot des Sklavenverkaufs würde daher mit der plötzlichen Entwertung des Grundeigentums auf der Insel um etwa 50 Prozent gleichbedeutend sein, und die Inder, welche gegen Verpfändung der Sklaven Vorschüsse gegeben haben, gingen der Sicherheit für ihre Schuldforderungen verlustig. Diese neuerlichen Bestimmungen haben denn auch auf der Insel Sansibar eine so große Aufregung hervorgerufen, daß sie bis jetzt nicht zur Durchführung gelangen konnten, der Sultan sich vielmehr genötigt gesehen hat, durch Dekret vom 9. August dieses Jahres seine frühere Anordnung in einzelnen Punkten zu modifiziren. Dekrete des Sultans von Sansibar erlangen für das unter deutscher Gewalt stehende Küstengebiet keine Geltung; die deutsche Regierung nahm jedoch ihrerseits in Erwägung, ob es angezeigt sei, auch für jenes Gebiet schon jetzt bezüglich der häuslichen Sklaverei ähnliche Bestimmungen zu treffen, wie sie das Dekret des Sultans vom 1. August enthält. In Übereinstimmung mit den Vorschlägen des Generalkonsuls in Sansibar und des stellvertretenden Reichskommissars ist diese Frage aus dem Grunde verneint worden, weil es bedenklich erschien, nachdem eben Ruhe und Ordnung wiederhergestellt war und die Bewohner sich an die neuen Zustände zu gewöhnen anfingen, unvermittelt mit Maßregeln vorzugehen, welche in die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung tief eingreifen und darum die Gefahr neuer Aufregungen und Beunruhigungen in sich bergen. Entschlossen, wie bisher nicht nur den Sklavenjagden, sondern auch dem gewerbsmäßigen Sklavenhandel unnachsichtlich und mit allen Mitteln entgegenzutreten, behält sich die deutsche Regierung in voller Übereinstimmung mit den auf der Brüsseler Konferenz übernommenen Verpflichtungen vor, den Moment selbst zu wählen, der ihr für weitere Beschränkungen der herrschenden Sklaverei geeignet erscheint; sie wird, wenn der Zeitpunkt dazu gekommen, die bezüglichen Maßregeln nicht nur anordnen, sondern auch für die strikte Durchführung derselben Sorge tragen."

— (Ostafrika.) Der stellvertretende Reichskommissar hat unter dem 5. August einen Kommandanturbefehl, betreffend die Einfuhr und den Verkauf von Spirituosen, erlassen. Nach demselben ist die Einfuhr von Schnaps in dem gesamten besetzten Küstengebiet nur mit jedesmaliger besonderer Erlaubnis der Kommandantur gestattet. Der Verkauf und Ausschank von Schnaps durch dritte Personen an der Küste ist absolut zu unterdrücken. Alle etwa erteilten Erlaubnisscheine sind demgemäß durch die Stationschefs als zu Unrecht bestehend zurückzuziehen. An geistigen Getränken darf öffentlich nur verkauft werden: Wein, Bier und Wermuth. — Betreffend die Abgrenzung der verschiedenen Stationsbezirke ist die Bestimmung getroffen, wonach das ganze Küstengebiet in zwei Provinzen, eine nördliche bis zum Rufidji und eine südliche von dort bis zum Rovuma eingeteilt ist. Die Provinzen zerfallen in einzelne Stationsbezirke Tanga, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Stationsbezirke an der Rufidjimündung. Für die südlichen Stationsbezirke sind noch keine Abgrenzungen erfolgt. — Nach einer im Kolonialblatt erschienenen Zusammenstellung waren die in der deutschen Schutztruppe angestellten Offiziere seit Mitte August auf folgenden Stationen verteilt: Sansibar. a) Kommandantur: Stellvertretender Reichskommissar Chef Dr. Schmidt; Adjutant: Leutnant Heymons. b) Verwaltungsabteilung: Büreauvorstand: Premierleutnant Donarsky. c) Seeabteilung: Vorstand: Premierleutnant v. Sivers. d) Medizinalabteilung: Chefarzt Dr. Becker. — I. Norddistrikt. Hauptstationen. 1. Tanga. Stationschef: Chef Krenzler. Stationsoffizier: Sekondeleutnant Hogrefe. 2. Pangani. Stationschef: Chef Johannes. Stationsoffizier: Sekondeleutnant Frhr. v. Varnbüler. Assistenzarzt. Dr. Steuber. 3. Saadani. Stationschef: Sekondeleutnant Albrecht. Stationsoffizier Sekondeleutnant Podlech. 4. Bagamoyo. Stationschef: Chef Ramsay. Stationsoffiziere: Sekondeleutnants Fischer, Bronsart v. Schellendorff. Chefarzt: Gärtner. 5. Dar-es-Salaam. Stationschef: Chef Leue. Stationsoffizier: Sekondeleutnant Wolfrum. Nebenstationen. 1. Muoa. Stationschef: Premierleutnant v. Perbandt. 2. Masinde. Stationschef: Sekondeleutnant Stenzler. 3. Station Kilima Ndscharo. Stationschef: Sekondeleutnant v. Elz. 4. Mkwadja. Verweser: Deckoffizier 2. Kl. Bluhm. 5. Mpuapua. Stationschef: Chef Frhr. v. Bülow. Stationsoffiziere: Sekondeleutnants de la Frémoire, Janke (wird abgelöst). — Verschiedene Kommandos. Mtoni-Fähre: Deckoffizier 1. Kl. Behndorff. Bueni: Vizefeldwebel Busch. Tununguu: Sergeant Erttel. Bei der Karawane des Mr. Stokes: Sekondeleutnant Sigl. Bei der Emin Pascha-Expe-

dilion: Sekondeleutnants Langheld und Dr. Stuhlmann. — II. Süddistrikt. 1. Kilwa. Stationschef: Chef v. Zelewski. Stationsoffiziere: Sekondeleutnants Herrmann, v. Elpons. Assistenzarzt: Dr. Buschow. 2. Lindi. Stationschef: Chef Schmidt II. Stationsoffizier: Sekondeleutnant Jörs. Assistenzarl Dr. Brehme. 3. Mikindani, Stationschef: Chef End. Stationsoffizier: Sekondeleutnant Scherer. — III. Expeditionskorps. 1. Kompanie in Lindi. Führer: Sekondeleutnant v. Zitzewitz. 2. Kompanie zur Besetzung Muoas und Masindes verwandt (vergl. unter Norddistrikt, Nebenstationen 1 und 2). 3. Kompanie in Mikindani. Führer: Sekondeleutnant Prince. 4. Kompanie in Bagamoyo. Führer: Sekondeleutnant von dem Knesebeck. — Beurlaubt. Reichskommissar Major v. Wißmann. Chefs: Frhr. v. Gravenreuth, Frhr. v. Eberstein, Premierleutnant Dr. Bumiller.

— (Der Reichskommissar Herr Major v. Wißmann) hat in Hamburg mit der Werft von Janssen u. Schmilinsky A.-G. auf Steinwärder den Bau zweier zerlegbarer flachgehender Expeditionsböte abgeschlossen, deren Fertigstellung so schnell wie möglich erfolgen soll. Der Bau der beiden für die Erforschung der afrikanischen Gewässer bestimmten Fahrzeuge ist bereits mit verstärkter Arbeitskraft in Angriff genommen. Das große Boot, dessen Länge 50 Fuß und Breite 10 Fuß beträgt, steht schon in Spanten: mit dem Aufsetzen des kleineren 40' langen, 6' 6" breiten und nur 3 Fuß tiefgehenden Schiffes wird in den nächsten Tagen begonnen. Zum Bau der Fahrzeuge wird verzinkter deutscher Stahl verwendet. 23 Teile bilden das große Boot, während das kleinere nur aus 13 Sektionen besteht. Das Gewichtsmaximum der Sektionen ist auf etwa 200 Pfund festgesetzt, da der Transport der Schiffe, wenn jeder Teil nicht von zwei Leuten getragen werden könnte, der Expedition zu viel Trägerpersonal entziehen würde. Die Zusammensetzung des Bootes ist eine sehr einfache und selbst mit den primitivsten Werkzeugen ausführbar, die Sektionen werden, nachdem eine Gummipackung dazwischen gelegt ist, so zusammengesetzt, daß die doppelwinkeligen Spanten genau auf die zum Einsetzen der Schrauben dienenden Löcher passen; das feste Anziehen der Schraubenmutlern erzielt eine vollkommene Dichtung. Major v. Wißmann hat sich den Erbauern gegenüber für die bereits bei der vor zwei Jahren erfolgten Ausrüstung der Expedition gelieferten drei gleichartigen Böte in anerkennendster Weise ausgesprochen. Trotz der fast täglichen Benutzung ist eine größere Reparatur bis jetzt nicht nötig gewesen, bei Verlust der zum Abdichten erforderlichen Gummizwischenlagen hat man, ohne daß viel Wasser in das Boot gedrungen ist, alte Leinensetzen, Faserstoffe 2c. verwendet, selbst das Aufgrundstoßen konnten die mit 50—80 Personen gefüllten Böte gut aushalten. Die Fortbewegung der mit zwei Masten versehenen Fahrzeuge kann mittelst Segel und Ruder erfolgen; von letzterem hat jedes Boot 12 Paar.

— (Emin Pascha) hat in Tabora die deutsche Flagge gehißt und seinen Marsch nach Ufukuma fortgesetzt. Die Aktion der Deutschen an der Küste hat nicht verfehlt, die sehr unabhängigen Araber des Innern friedlicher zu stimmen, so daß Emin Pascha in Frieden mit ihnen die Besetzung von Tabora vornehmen konnte. Dieser wichtige arabische Handelsmittelpunkt, welchen sowohl die Expedition von Stanley als Peters umging, ist nun definitiv zu einem Stützpunkt der deutschen Macht umgeschaffen worden, nachdem der Häuptlinz Sike, der Herrscher von Unyanyembe, gedemütigt worden ist. Dieser Häuptling, welcher sich ganz in den Händen der Araber befand, war gleichwohl eine sehr wichtige Person, da er über mehrere hundert Krieger verfügte und in einem leidlich festen Gebäude, in einem Quikuru, wohnt. Um diese etwa 4—500 Menschen fassende Ansiedelungen laufen nämlich etwa 3—4 Meter breite aus Lehm und Scheiten errichtete Mauern, welche für afrikanische Verhältnisse die Ansiedelungen genügend sichern. Solche Quikurus giebt es in Unyanyembe eine ganze Anzahl, so daß ihre Erstürmung einige Schwierigkeiten gemacht haben würde. Daß es dazu nicht gekommen zu sein scheint, ist wohl aus dem Telegramm anzunehmen, in welchem gemeldet wird, daß Sike gezwungen wurde, seine Gewehre, Elfenbein und 400 Rinder auszuliefern. Dieser Häuptling Sike ist vielfach mit den Europäern in Berührung gekommen, so daß man ihn recht gut kennt. Wißmann nennt ihn fast stets betrunken und schlaff, Reichard bezeichnet ihn noch außerdem als verräterisch und grausam, so daß es notwendig erschien, mit ihm definitiv abzurechnen. Wie sehr er von den Arabern abhängig war, beweist sein Verhalten gegen Giesecke und Toeppen, die in Tabora vollkommen isolirt wurden, sodaß sie sich zurückziehen mußten. Der arabische Mörder Gieseckes ist jetzt bekanntlich hingerichtet; wenn man mit Sike glimpflicher verfahren ist, so hat er dies seinem verhältnismäßigen Wohlwollen gegen die Missionen zu verdanken und seiner heute geringeren Macht, welche noch durch eine Niederlage seitens des weiblichen Häuptlings von Ugunda im Jahre 1888 einen heftigen Stoß erhielt. Tippu Tip wurde in Tabora zur Zeit als Emin Pascha dort einzog, erwartet. Wenn der arabische Gouverneur der Falls-Station des Kongostaates klug ist, so hat er mit Emin Pascha die Chancen des Prozesses, welchen Stanley gegen ihn anhängig gemacht hat, durchgesprochen.

— (Herr Fritz Bley), welcher früher in Diensten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft als Chef der Abteilung für Ackerbau stand, ist am 17. September zum Direktor der Deutschen Pflanzer-Gesellschaft gewählt worden, welche bekanntlich bei Tanga thätig ist. Die Arbeiten auf der Tabak-Pflanzung Amboni prosperiren, täglich werden etwa 300 Arbeiter beschäftigt und die Gesellschaft hofft bestimmt, eine beträchtliche und gute Tabakernte zu erhalten. Die Büreaus der Gesellschaft befinden sich vom 1. Oktober an Bülowstraße 40.

— (Togogebiet.) Über die Gesundheitsverhältnisse an der Sklavenküste veröffentlicht Dr. Wicke, der Regierungsarzt für Togo, einige Mitteilungen, aus denen hervorgeht, daß das dortige Klima doch nicht so schlimm ist, wie vielfach angenommen wird. Die Erkrankungsziffer der 30 Europäer betrug im Jahre 1888: 17 = 50,7 Prozent, im Jahre 1889: 26 = 86,7 Prozent; darunter Malaria mit 23,6, resp. 34,7 Prozent. Von den 17 Erkrankten des Jahres 1888 starb keiner, von den 26 Erkrankten 1, 5 Erkrankte wurden im vergangenen Jahre zur Erholung auf Reisen zur See geschickt. Klein-Popo hat sowohl in Bezug auf die Genesung der Kranken, als in hygienischer Hinsicht ziemlich günstige Verhältnisse. Gegen den Gebrauch geistiger Getränke kann, so wird bemerkt, nichts eingewendet werden, so lange dieselben, wie dies im allgemeinen in Togo der Fall ist, in mäßigen Grenzen genossen werden. Für Kranke und Rekonvaleszenten, sowie für Personen, die, wie z. B. auf Reisen, schwere körperliche Anstrengungen zu bestehen haben, sind die alkoholischen Getränke durchaus notwendig. — Dr. Büttner ist am 4. Juli von Klein-Popo nach Voraussendung zweier zusammen 90 Träger starken Karawanen mit einer 36 Köpfe zählenden Expedition über Do Koffi nach Bismarckburg aufgebrochen.

Leutnant Herold hat von seiner Station Misahöhe bei Agome Tongbe bereits verschiedene Reisen in die Gebiete von Kpandu und Kneja Go unternommen.

— (Südwestafrika.) Eine Dienstanweisung, betreffend die Ausübung der Gerichtsbarkeit in dem südwestafrikanischen Schutzgebiet, welche sich an die Verordnungen für die anderen Kolonien anlehnt, ist im Kolonialblatt veröffentlicht worden. — Hauptmann von François ist am 1. Juli d. J. mit der Schutztruppe in Wilhelmsfeste (Tsaobis) eingetroffen. — Bergassessor Frielinghaus benutzte einen zweimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach den Goldfeldern Transvaals. — Der Kaiserliche Konsul Dr. Goering hat am 29. Juni Rehoboth verlassen, um den südlichen Teil des Schutzgebietes zu bereisen. — Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika. Der Geschäftsbericht der Gesellschaft über das fünfte Geschäftsjahr vom 1. April 1889 bis 31. März 1890 teilt mit, daß die Verwaltung des Bergwesens in die Hand der kaiserlichen Regierung übergegangen sei und jetzt durch eine von dieser ernannte Bergbehörde, unter der Oberaufsicht des kaiserlichen Kommissars, ausgeübt werde. Dagegen sei in der neuen Verordnung anerkannt, daß die Gesellschaft diejenigen Bergwerksgerechtsame, welche sie von eingebornen Häuptlingen oder deren Rechtsnachfolgern erworben hat, ungehindert für sich verwerten, auch in den ihr eigentümlich gehörenden Gebietsteilen selbst oder durch andere betreiben lassen kann. Auch ist der Gesellschaft die Hälfte des etwaigen Überschusses der Bergverwaltung behufs Verwendung im Interesse des Schutzgebietes zugesichert. Die wirtschaftliche Lage im Schutzgebiet hat sich im Berichtsjahr nicht wesentlich geändert. Es hat bis jetzt noch nicht festgestellt werden können, ob Gold in abbauwürdiger Weise vorhanden ist. Das Goldsyndikat hat seine Arbeiten eingestellt, die Deutsch-Afrikanische Minengesellschaft hat ihre Arbeiten nach kurzer Unterbrechung wieder aufgenommen. Es sei nicht unmöglich, daß bei weiteren Nachforschungen reichere Goldlager entdeckt werden Sollte sich diese Hoffnung verwirklichen, so werden zur Betreibung eines lohnenden Bergbaues sehr bedeutende Summen aufzuwenden sein, wie es denn überhaupt die natürliche Beschaffenheit des Landes mit sich bringt, daß dessen volle wirtschaftliche Entwicklung durch äußerst kostspielige Einrichtungen und Anlagen zur Verbesserung der Transportverhältnisse, der Wasserversorgung 2c. bedingt ist. Die hierzu erforderlichen Summen übersteigen weit die der Gesellschaft zu Gebote stehenden Mittel und bei der Unsicherheit eines baldigen Ertrages läßt sich, nach allen bisher gemachten Erfahrungen, nicht erwarten, daß es in absehbarer Zeit gelingen werde, deutsches Kapital in genügendem Maße zur Verwendung für wirtschaftliche Zwecke innerhalb unserer südwestafrikanischen Besitzungen heranzuziehen. Unter solchen Umständen konnte es der Gesellschaft nur willkommen sein, daß sich im Frühjahr 1889 die Gelegenheit ergab, in Verhandlungen über den Verkauf eines Teiles ihrer Besitzungen an ein holländisch-englisches Konsortium einzutreten. Die Bedingungen, die der Gesellschaft angeboten wurden, eröffneten die Aussicht auf eine mit großen Kapitalien unternommene wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes und gaben ihr die Möglichkeit, durch Verwendung des Kauferlöses auf den nicht veräußerten Teil ihres Besitzes hier eine nutzbringende Thätigkeit zu entfalten. Mit Zustimmung des Verwaltungsrates wurde deshalb ein entsprechender Vertrag abgeschlossen. Derselbe gelangte jedoch nicht zur Ausführung, weil die gesetzlich erforderliche Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht erfolgte. Der verfügbare Vermögensstand der Gesellschaft betrug am Schlusse des Geschäftsjahres 83 986,73 Mark.

— (Über die Bauthätigkeit in Kamerun) über welche bereits in dem Artikel „Wanderungen in Kamerun", einiges mitgeteilt worden war, veröffentlicht das Kolonialblatt einen sehr interessanten Artikel nebst Karte des Bauinspektor F. A. Schran, aus dem hervorgeht, daß hier in den letzten Jahren wirklich Bedeutendes geleistet worden ist. Das Regierungs-Gebäude ist aus Ziegelsteinen erbaut und ruht auf einem 1 m hohen Sockel. Die Fußböden sind aus Mettlacher Platten hergestellt, die Decke aus Wellblech gemacht und mit einer Zementbetonschicht überdeckt. Das Dach besteht aus Holz mit Dachpappe. Die Palaver-Halle war aus ausgekochtem Buchenholz erbaut, welches sich als so wenig haltbar erwies, daß das ganze Bauwerk nach Jahresfrist einstürzte und nicht erneuert worden ist. Die anderen Häuser sind ebenfalls durchaus praktisch erbaut mit Material der Firma F. H. Schmidt in Altona, Wege und Pfade angelegt und mit Kies bestreut, und das ganze Gouvernementsterrain von einem schönen und freundlichen Park umgeben. Es ist auch der Anfang mit der Ziegelfabrikation gemacht worden. In Viktoria ist für den dortigen Bezirksamtmann auf dem Gipfel eines kleinen Berges, der Viktoria und die Ambasbucht beherrscht, ein zweistöckiges Haus errichtet worden, zugleich sind Wege nach der Kakaoplantage und der Kriegsschiffsbucht und nach B.bundi gebaut. Sowohl für Viktoria wie auch für Kamerun sind weitere Umbauten und Anlagen beabsichtigt und dringend nötig, vor allem die Anlage einer Villenkolonie für Kranke und Genesende auf dem Vorsprunge zwischen Kriegsschiffbucht und Bimbia, wo Quellen ein sehr gutes Mineralwasser für Kranke liefern. In Kamerun selbst sind eine feste Landungsbrücke, ein guter Strandweg, ein größeres Gefängnis, sowie vor allem eine neue geräumige Kanzlei ein unabweisbares Bedürfnis geworden. — Herr Leutnant Morgen hat in Begleitung einer 120 Mann starken Handelskarawane im Mai von Kribi aus seinen Rückmarsch nach der Jaundestation angetreten. Er beabsichtigt von dort aus einen neuen Vorstoß nach NO., in das Quellgebiet des Benuë nach Ngaundere zu unternehmen und hofft Ende des Jahres nach der Küste zurückzukehren. Im Hinblick auf die Eingriffe der Franzosen in unser

Hinterland würde es sich eher empfohlen haben von der Jaunde-Station in östlicher Richtung vorzudringen, um hier vollendete Thatsachen zu schaffen. — Über die Vogelwelt in Kamerun hat Dr. Ant. Reichenow in dem 3. Heft (III. Band) der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten eine längere Arbeit veröffentlicht. — Vor längerer Zeit brachte bekanntlich die „Nordd. Allg. Ztg." die späterhin nicht bestätigte, aber auch nicht dementirte Nachricht von einer Ausdehnung unseres Kamerungebietes über Jola und den Benuë hinaus nach dem Tschadsee. Es wurde darauf erwidert, daß die Engländer auf dieses Gebiet bereits Ansprüche erhoben hätten, und die Royal Niger-Company — deren Vergehen gegen den Kaufmann Hönigsberg übrigens immer noch nicht gesühnt ist — dort Verträge abgeschlossen hätte. Aus neueren englischen Mitteilungen geht jedenfalls hervor, daß sie bestrebt gewesen ist, das nördliche Adamaua-Gebiet uns zu entreißen, und zu diesem Zwecke mehrere Expeditionen nach dort geschickt hat. Von einer derselben liegt bereits ein Bericht vor. Die Expedition ging einen bei Ribago in den Benuë mündenden Fluß hinauf und machte hier eine sehr interessante, geographische Entdeckung. Es wird nämlich oft behauptet, daß zu gewissen Jahreszeiten eine Verbindung zwischen den Tschadsee und dem Benuë hergestellt werden könnte und zwar mit Vermittlung eines Nebenflusses des Schari. Der Tuburisumpf war gewissermaßen das Zentrum dieses Wassersystems, wie es sich auf allen neueren Karten darstellt. Die englische Expedition nun fuhr diesen Kebbi genannten rechten Nebenfluß des Benuë hinauf, bis derselbe so schmal wurde, daß das kleine Dampfboot nicht mehr wenden konnte. Da die Quelle in der Nähe liegen mußte, der Tuburisumpf aber noch viele Meilen entfernt war, so geht hieraus hervor, daß eine Verbindung nicht existirt. Die Eingeborenen waren den Muhamedanern feindlich. Die Gegend wird als eine reiche und fruchtbare Alpenlandschaft von den Engländern geschildert.

— (Die Streitfrage zwischen dem Kongostaat und Portugal) über Muata Jamwo dürfte noch einige Zeit in der Schwebe bleiben. Da das portugiesische Kabinett sich schon seit geraumer Zeit im Zustande der Auflösung befand, hatte es keine bestimmte Stellung zu dem Vorschlage der Kongoregierung genommen, die Frage dem schweizerischen Bundesrat zu unterbreiten.

— (Der Pariser Antisklaverei-Kongreß) ist am 20. d. M. in Paris unter dem Vorsitz des Kardinal Laviguerie eröffnet worden. Wie man sich erinnern wird, war der Luzerner Kongreß des vorigen Jahres deshalb aufgegeben, weil die Deutschen die Majorität hatten. Die deutschen Katholiken haben aber im Interesse der Sache die nicht unberechtigte Verstimmung zurückgedrängt und sich an dem Pariser, wo natürlich die Franzosen die Majorität haben, beteiligt. Es sind eine Anzahl Resolutionen gefaßt worden. Eine derselben betont, daß der Kongreß vor allem auf die friedlichen Mittel, besonders die moralische Thätigkeit der Missionare zur Aufrichtung der Schwarzen rechne, und daß, falls dies noch nicht geschehen sei, Maßregeln getroffen werden möchten, um die Mißbräuche bei der Anwerbung freier Arbeiter zu beseitigen und die Freiheit der Schwarzen und die Erfüllung der mit ihnen geschlossenen Verträge zu sichern. Der Kongreß sprach ferner den Wunsch aus, die Unterstützungen ihrer Missionen möchten Zollfreiheit genießen. Originell ist eine Resolution, nach welcher der Kongreß sämtliche Mächte, auch die muselmanischen, auf die Gefahr aufmerksam macht, welche die Entwicklung gewisser afrikanischer Sekten für die Freiheit der Schwarzen mit sich bringt! Die muhamedanischen Mächte würden sich um den Fortschritt der Sennussiten oder ihnen verwandter Sekten, wenn es nur auf den Sklavenhandel dabei ankäme, wenig kümmern. Denn so weit der Koranglaube reicht, gilt die Sklaverei als ein vollkommen legitimes Rechtsinstitut. Der Kongreß hat auch an die Signatarmächte der Generalakte der Brüsseler Konferenz den Ausdruck seiner tiefen Erkenntlichkeit für das von ihr Vollendete gerichtet und den Wunsch ausgesprochen, daß die letzten noch zu erfüllenden Bedingungen ohne Verzug erfüllt werden, um den Empfindungen der ganzen zivilisirten Welt gerecht zu werden. Die niederländische Regierung hat bekanntlich die Antisklavereiakte nicht unterzeichnet, veranlaßt durch jene Zusatzbestimmung zu dem Brüsseler Vertrag, welche dem Kongostaat die Erhebung von Eingangszöllen zugestehe. Infolge des Nichtbeitritts der Niederlande können aber auch die auf den Sklavenhandel bezüglichen Abmachungen nicht in Kraft treten.

— (Das Budget Niederländisch-Indiens) für 1891 weist an Ausgaben 136 800 000 Fl., an Einnahmen 116 400 000 Fl., und somit ein Defizit von 20 400 000 Fl. auf, das durch die Rechnungsüberschüsse aus früheren Finanzjahren gedeckt werden soll. Der Verkauf von Kaffee wird auf 190 000 Pikols zu 52 Cents per Halbkilo angeschlagen, das Erträgnis an Kaffee um 15½ Millionen Fl. niedriger als im Jahre 1890 angenommen.

— (Von Matabeleland.) Von der Expedition der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft sind weitere Nachrichten eingegangen. Sie hat vom Flusse Umfuli, den 40 Meilen davon gelegenen Berg Hampden, wo sie stationirt werden soll, glücklich erreicht. Überall herrschte Ruhe und der Handel war lebhaft. Die Missionare und Kaufleute kehrten nach dem Lande zurück. Die von der Expedition bereiste Gegend ist merkwürdig fruchbar und wohlbewässert. Die Eingeborenen behaupten, daß das Fieber unbekannt sei. Der den Pionieren in der volkreichen Region von den Maschona und Makalaka bereitete Empfang war ein ausgezeichneter und allgemein wird die Ansicht gehegt, daß das Land rasch in eine gedeihliche Ackerbau treibende Kolonie verwandelt werden könnte, wenn nicht Einfälle der Matabeles befürchtet würden, was stets eine Gefahr sein müßte, so lange das Militärsystem der Matabeles andauert. Den neuesten Nachrichten zufolge herrschte einige Agitation unter den Eingeborenen infolge der Rückkehr des Abgesandten der Matabeles, der in Kapstadt den Gouverneur besuchte, nach dem Königskraal in Umschete. (Ganz sicher sind die Engländer ihrer Sache in Matabeleland noch nicht, denn hin und wieder tauchen in englischen Blättern Befürchtungen auf, daß der König der Matabele die Engländer nur soweit in das Land lasse, bis die Chancen bei einem Überfall mehr auf seiner Seite wären als jetzt, wo die Engländer noch Verbindung nach Süden haben.)

Litteratur.

The Australian Handbook (Incorporating New Zealand, Fiji and New Guinea) Shippers' and Importers Directory & Business Guide for 1890. (21. Jahrgang.) Herausgegeben von Gordon & Gotsch, London, Melbourne, Sydney, Brisbane. Preis 10 sh. 6 d.

Die Herausgeber leiteten den ersten Jahrgang dieses vorzüglichen Nachschlagewerkes, welches im Jahre 1870 erschien, mit den Worten ein: Die zahlreichen und mannichfaltigen Beziehungen zwischen Großbritannien und den australischen Kolonien haben, vereint mit dem längst empfundenen Bedürfnis nach einem verläßlichen Nachschlagebuch über Australien im allgemeinen, in kompendiöser Form und zu mäßigem Preise, zur Veröffentlichung dieses kleinen Werkchens geführt. Damals hatte das Handbook einen Umfang von 164 Seiten, jetzt ist es auf 571 angewachsen und mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Karten und Plänen versehen, ungerechnet die ca. 280 Seiten Anzeigen, welche für die Handelswelt von nicht geringem Wert sind. Das Buch giebt über alle Teile Australiens eingehendste, verläßliche Auskunft nach jeder Richtung hin. Greifen wir z. B. den Abschnitt über Queensland heraus, der die Seiten 361—408 einnimmt. Die Einleitung bildet eine gute Karte des Landes und eine straff geschriebene genau datirte historische Skizze der Erwerbung und allmäligen Inverwaltungnahme der Kolonie. Hierauf folgt eine genaue Fixirung der Grenzen, eine Schilderung der Bodenverhältnisse, der administrativen Einteilung, des Klimas, der Flora und Fauna, besonders mit Bezug auf industrielle Verwendung und kommerzielle Wichtigkeit, der geologischen, Bevölkerungs- u. Unterrichtsverhältnisse. Ferner folgen Artikel über Landwirtschaft, Zuckerindustrie, Bergbau, Post- und Telegraphenwesen (dazu eine Eisenbahnkarte), Pferdebahnen, Wegeverhältnisse, Leuchttürme, Truppenmacht, Fabrikindustrie, Patentwesen, Brauereien, Sparbanken, Bankwesen überhaupt, Im- und Export, Einwanderung ꝛc. ꝛc. Weiterhin folgt ein Verzeichnis der Regierungsbeamten, der Versicherungsgesellschaften, der Banken, der Konsule, der Zeitungen, eine Übersicht der Zoll- und Stempelverhältnisse. Das Ganze wird geschlossen durch ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Städte in Queensland. Bei jedem Namen findet sich eine Menge der wissenswertesten Angaben. Diesem Teile sind ferner beigegeben ein großer Plan von Brisbane eine Ansicht von Brisbane aus der Vogelperspektive, eine Abbildung des Parlamentsgebäudes, des National-Bankgebäudes, des Zollhauses, der Viktoriabrücke, des Palastes der Australian United Steam Navigation Company, der Queen Street. Aus dieser Mannichfaltigkeit möge man auf das geradezu staunenswerte Material schließen, das in dem Buche verarbeitet ist. Fügen wir noch hinzu, daß der Druck, wenn auch sehr klein, doch bewundernswürdig scharf und die übrige Ausstattung musterhaft ist. A. Seidel.

W. J. Schmidt, Export-Hand-Adreßbuch von Deutschland 1890. Erster Jahrgang. Berlin, W. J. Schmidt u. Gelbrecht. 56. XXXII, 256, 329, 64.

Der verdienstvolle Begründer der Export-Zeitschrift „Union" und des Deutschen Exportvereins zu Berlin bietet hier der deutschen Exporthandelswelt ein äußerst wertvolles Nachschlagebuch. Der zweite Teil des recht handlichen Bandes enthält ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der deutschen Exportfirmen mit Angabe der Exportspezialitäten, der Exportziele, der Agenturen der betr. Firmen u. s. f. Dieses Verzeichnis umfaßt 329 Seiten und dient zugleich als Grundlage für einen reichhaltigen, 88 Seiten umfassenden „Bezugsquellen-Nachweis" in deutscher, französischer, englischer, spanischer, portugiesischer, italienischer, holländischer, schwedischer, dänischer, russischer und japanischer Sprache, welcher an die Spitze des Buches gestellt ist. Diesem Nachweis schließt sich ein Verzeichnis der deutschen Konsulate im Auslande mit den schätzbarsten statistischen Mitteilungen über folgende zehn Punkte an: 1. Rechtsanwälte, 2. Banken für Inkasso, und 3. Buchhändler auf allen bedeutenden Plätzen, 4. Importeure, 5. Zeitungen, die im Auslande besonders von Importeuren gelesen werden, 6. Exportartikel aller Länder mit Ausfuhrziffer, 7. Importartikel aller Länder mit Importziffer, 8. Gewichte, Längen-, Flächen- und Hohlmaße aller Länder, 9. Wechselstempel der Handelsländer, 10. fernere Mitteilungen für Exporteure, die von besonderem Wert sind, da sie sich, wie die übrigen Mitteilungen, auf Angaben der betr. Konsulate stützen. Ein Export-Kursbuch giebt ferner die Eisenbahn-, Dampf- und Segelschiffsverbindungen, Fahrpreise, Reisedauer, Abgangs- und Ankunftszeiten zwischen bedeutenderen Städten und Küstenplätzen der Erde mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Industrieplätze. Dazu kommt ferner ein reichhaltiger Generalzolltarif, ein Post- und Depeschentarif, wie endlich ein Verzeichnis der fremden Konsulate in Deutschland, der Kommissionsfirmen, Agenturen und Spediteure. Der vielseitige Inhalt und die offenbare Sorgfalt, die der Verfasser darauf verwendet hat, verläßliche Daten zu bieten, machen das Buch für unsere exporttreibenden Industriellen sehr wertvoll. A. Seidel.

Gonzenbach, L. von. Nilfahrt. Mit 40 Lichtdruckbildern, 203 Illustrationen im Text und vielen Rand-Vignetten von Rafaelo Mainella. 4o. 212. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1890.

In dem vorliegenden Prachtwerk nimmt der Leser an der interessanten Reise des Verfassers und des Malers durch das alte Wunderland der Pharaonen mühelos teil. Beim aufmerksamen Durchlesen der Tagebuchblätter tritt dem Leser das Volksleben mit seinem historischen Hintergrund in seiner natürlichen Einfachheit entgegen. Die „Nilfahrt" auf dem „Sesostris", einer komfortabel eingerichteten Dahabie, von Kairo bis Philae und zurück ist jedem Freunde einer anregend geschriebenen Reisebeschreibung bestens zu empfehlen, und die vorzüglichen Illustrationen u. s. w. machen das Werk, welches in gediegener Ausstattung erschienen, um so wertvoller. Br.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 6 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden vom Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 22. Berlin, 18. Oktober 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Die Umwandlung der „Gesellschaftskolonien" in „Kronkolonien". — Die Swasiland-Konvention. — Die Mc Kinley Bill. — Die Wanjamuesi. Von Paul Reichard. — Aus Südwestafrika. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Quittungen.

Die Sammlungen für die von Herrn Major v. Wißmann projektirten Dampfer auf den zentralafrikanischen Seen nehmen einen guten Fortgang, aber noch reichen die bis jetzt eingegangenen Summen nicht aus, um in zweckentsprechender Weise dieses wichtige patriotische Unternehmen vollständig in Gang zu setzen. Wir richten deshalb an unsere Freunde die wiederholte Bitte, in ihren Kreisen dahin zu wirken, damit sobald als möglich die deutsche Macht auf den großen Seen festen Fuß fasse: zur Unterdrückung des Sklavenhandels, zum Nutzen für den deutschen Handel, zur Sicherung unseres politischen Ansehens in Ostafrika. Beiträge werden von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, entgegengenommen.

Die Umwandlung der „Gesellschaftskolonien" in „Kronkolonien".

St. Als das Deutsche Reich vor etwa sechs Jahren die Bahn einer aktiven Kolonialpolitik betrat, hatte die Reichsregierung nach dem Programm, das der Reichskanzler Fürst Bismarck sowohl im Reichstage, wie auch in den verschiedenen an Vertreter des Reichs im Auslande gerichteten Instruktionen wiederholt entwickelte, die Absicht, eine Inanspruchnahme der Kräfte und Mittel des Reichs für koloniale Unternehmungen nur im bescheidensten Maße eintreten zu lassen. Wie von Anfang an die Erwerbung und Anlage der Kolonien privater Rührigkeit und Thätigkeit anheim gegeben war, so sollte auch die Regierung und Verwaltung der „unter den Schutz des Reiches gestellten" Gebiete den durch die beteiligten Kapitalisten und Handlungshäuser gebildeten Kolonialgesellschaften überlassen bleiben, die auf Grund erteilter Kaiserlicher Schutzbriefe unter Oberhoheit des Reichs in ihren Gebieten nach Analogie der englisch-ostindischen Gesellschaft Hoheitsrechte ausüben sollten.

Es zeigte sich jedoch bald, daß das Reich selbst in viel ausgedehnterem Maße die Verwaltung der kolonialen Angelegenheiten in die Hand nehmen müsse als ursprünglich beabsichtigt war und daß eine Entwickelung der deutschen Kolonien nach dem Vorbilde der von der englisch-ostindischen und der holländisch-ostindischen Handelskompanie erworbenen und regierten Gebiete nicht möglich war, da gegenwärtig ganz andere wirtschaftlich-politische Verhältnisse bestehen und andere staatsrechtliche Anschauungen in Geltung sind, als zu der Zeit, in der diese beiden Gesellschaften mit ihren Kolonien entstanden und blühten. Abgesehen nämlich davon, daß die Bedeutung und Macht der genannten Handelskompanien hauptsächlich auf eifersüchtig aufrecht erhaltenen, gegenwärtig aber nicht mehr möglichen Handelsmonopolen beruhte, wurde vor etwa zwei Jahrhunderten vom Staate viel weniger verlangt und erwartet wie heutzutage. Insbesondere wurde der Schutz der Staatsangehörigen und ihres Besitzes im Auslande nicht in dem Maße als eine Aufgabe der Staatsverwaltung betrachtet, wie es gegenwärtig der Fall ist. Im Zusammenhange damit widersprach früher die Gewährung dieses Schutzes und die Ausübung staatlicher Hoheitsrechte in Kolonien durch Handelskompanien weniger der Auffassung von den Aufgaben des Staates.

In Kamerun und Togo gelang es überhaupt nicht, die dort beteiligten Handelshäuser zur Bildung einer mit der lokalen Verwaltung zu betrauenden Kolonialgesellschaft zu bewegen, die Reichsregierung mußte vielmehr von Anfang an die Verwaltung durch kaiserliche Beamte besorgen lassen. Für Südwestafrika bildete sich zwar eine Kolonialgesellschaft, die auch Hoheitsrechte über einzelne der in diesem Gebiete befindlichen Völkerschaften von den eingeborenen Häuptlingen erwarb, zu einer Überlassung der Verwaltung der Kolonie an die Gesellschaft kam es aber schon deshalb nicht, weil diese einen Schutzbrief niemals nachgesucht hat.

Günstiger für die Ausführung des Programms der Reichsregierung schienen die Dinge in Ostafrika und Neu-Guinea zu liegen. Namentlich konnte man glauben, daß es möglich sein werde, der mit kaiserlichem Schutzbriefe versehenen Neu-Guinea-Kompanie die gesamte Regierung und Verwaltung ihres Gebietes dauernd zu übertragen.

Nachdem jedoch die Neu-Guinea-Kompanie die Landesverwaltung, soweit dies bei den unentwickelten Verhältnissen der Kolonie möglich war, eingerichtet und geführt hatte, ergaben sich solche Schwierigkeiten für die Führung der Verwaltung durch die Gesellschaftsorgane, daß die Kompanie auf Grund einer am 30. April beschlossenen und am 17. Mai 1889 allerhöchst genehmigten Statutenänderung mit der Reichsregierung ein Übereinkommen abschloß, auf Grund dessen vom 1. Oktober 1889 ab die Landesverwaltung, einschließlich der Rechtspflege und Einziehung der auf der Landeshoheit beruhenden Steuern, Zölle u. s. w. vorerst auf zwei Jahre auf kaiserliche Beamte überging, während die Kosten der Verwaltung der Neu-Guinea-Kompanie zur Last blieben.

In Ostafrika sollte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die durch kaiserlichen Schutzbrief vom 27. Februar 1885 zunächst für einen Teil des von ihr erworbenen Gebietes Hoheitsrechte übertragen erhalten hatte, die Verwaltung führen. Sie begann auch verschiedene Stationen in ihrem Gebiete anzulegen, die sowohl als Stützpunkte für die wirtschaftliche Erschließung des Landes dienen, wie auch als Grundlage für die Verwaltungsorganisation gebraucht werden konnten. Nachdem ferner die Gesellschaft bereits durch Vertrag vom 20. Oktober 1885 vom Sultan von Sansibar die Zollverwaltung und das Mitbenutzungsrecht der Häfen von Pangani und Dar-es-Salaam gegen eine gewisse Pachtsumme erlangt hatte, gelang es ihr, den Sultan zur Abschließung eines Vertrages vom 28. April 1888 zu bewegen, inhaltlich dessen er die gesamte Verwaltung des vor den deutschen Erwerbungen liegenden, zehn Seemeilen breiten Küstenstreifens unter Wahrung der ihm über dieses Gebiet zustehenden Hoheitsrechte der Gesellschaft pachtweise auf fünfzig Jahre überließ. Dieses Übereinkommen schien in jeder Hinsicht geeignet, die wirtschaftliche wie politische Stellung der Gesellschaft zu fördern. Als jedoch in Ausführung dieses Übereinkommens die Verwaltung des Gebiets durch die Beamten der Gesellschaft übernommen werden sollte, entstand ein allgemeiner Aufstand der einheimischen, namentlich arabischen Bevölkerung, infolgedessen die Deutschen aus fast allen von ihnen besetzten Plätzen vertrieben wurden. Dieser Aufstand konnte nur durch das Eingreifen des Reichs bewältigt werden, da der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die hierzu nötige Macht fehlte. Es war damit ein recht

schlagender Beweis geliefert, daß in kritischen Momenten die Kolonialgesellschaften auf die Hülfe des Reichs angewiesen sind.

Nachdem nunmehr nach Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika dasselbst wieder die Möglichkeit ruhiger Kulturarbeit gegeben ist, gleichzeitig aber durch das deutsch-englische Übereinkommen vom 1. Juli 1890 die koloniale Entwickelung Deutschlands insofern einen gewissen Abschluß erreicht hat, als die Erwerbung weiterer Kolonien nicht mehr angestrebt wird, handelt es sich für die Zukunft um die innere Organisation und Entwickelung der erworbenen Schutzgebiete. In dieser Hinsicht ist nun vor allem die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht angezeigt erscheine, die sog. Gesellschaftskolonien in sog. Kronkolonien umzuwandeln, und alle Schutzgebiete in die unmittelbare Verwaltung des Reichs zu übernehmen. Für die Bejahung der Frage haben sich verschiedene Stimmen aus allerlei wirtschaftlichen und politischen Gründen sehr lebhaft ausgesprochen. Auf diese Gründe soll und kann hier nicht eingegangen, wohl aber soll untersucht werden, ob Bedenken staatsrechtlicher Natur vorhanden sind, welche gegen die Umwandlung der Gesellschaftskolonien in Kronkolonien sprechen und auf welche Weise diese Umwandlung angebahnt und in die richtigen Wege geleitet werden kann.

Ehe nun auf die Beantwortung dieser beiden Fragen eingegangen wird, erscheint es angezeigt zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse, einige Bemerkungen bezüglich der Bedeutung der Ausdrücke „Kronkolonien" und „Gesellschaftskolonien" vorauszuschicken.

Die Ausdrücke „Kronkolonien" und „Gesellschaftskolonien" sind offenbar in Nachahmung der in England gebräuchlichen Terminologie geschaffen worden. In England werden nun gegenwärtig die Kronkolonien den Repräsentativkolonien entgegengesetzt, welch letztere selbst wieder in Repräsentativkolonien mit Responsible Government und solche ohne Responsible Government zerfallen. Der Unterschied der drei Arten von Kolonien beruht lediglich auf dem größeren oder geringeren Grade von Selbständigkeit, welche sie gegenüber dem Mutterlande einnehmen. Die größte Selbständigkeit besitzen die Repräsentativkolonien mit Responsible Government, da bei ihnen nicht blos die kolonialen Gesetze durch eine koloniale Volksvertretung unter Zustimmung des Gouverneurs auf Grund der von der Krone ihm ertheilten Ermächtigung erlassen werden, sondern auch die Regierungsgeschäfte von einem der kolonialen Volksvertretung politisch verantwortlichen nicht unter der Kontrole des Ministeriums des Mutterlandes stehenden kolonialen Ministerium geführt werden, während in Kronkolonien die Regierung und Verwaltung in den Händen des an die Weisung des mutterländischen Ministeriums gebundenen Gouverneurs und der ihm beigegebenen höheren Beamten liegt.

Der Unterschied zwischen den Kronkolonien und den Repräsentativkolonien ist kein zufälliger, sondern ein durch die Natur der Verhältnisse gegebener. Die Stellung von Repräsentativkolonien haben nämlich nur solche Kolonien erlangt, welche eine ausschließliche oder doch überwiegende weiße Bevölkerung haben, während Kronkolonien solche sind, in denen die Bevölkerung europäischer Abstammung nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung bildet. Es ist begreiflich, daß diesen Kolonien nicht eine so große politische Selbständigkeit eingeräumt werden konnte wie jenen.

Der Ausdruck „Kronkolonien" wurde aber im älteren englischen Kolonialrecht noch in einem anderen Sinne, nämlich im Gegensatz zu den „Eigentümerkolonien" und den „Freibriefs-" oder „Charterkolonien" gebraucht. Unter „Eigentümerkolonien" verstand man diejenigen, welche von den Eigentümern des dieselben bildenden Gebiets auf Grund königlichen Privilegs regiert und verwaltet wurden; so war z. B. Maryland Eigentum des Grafen von Baltimore, der in derselben auch die Regierungsgewalt ausübte. Derartige Kolonien giebt es heute nicht mehr. Dagegen bestehen noch Freibriefs- oder Charterkolonien, d. h. Kolonien, die von Gesellschaften verwaltet werden, denen durch königliche Charter Korporationsrechte und gleichzeitig Regierungsgewalten über das von ihnen erworbene Gebiet verliehen sind. Derartige Kolonien sind z. B. das Nigerprotektorat, das Gebiet der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, Nordborneo u. s. w.

Im Gegensatze zu den Eigentümerkolonien und den Freibriefskolonien hießen früher in England Kronkolonien solche, welche unmittelbar durch königliche Beamte regiert und verwaltet wurden. Gegenwärtig wird aber der Ausdruck „Kronkolonien" (crown-colonies) lediglich in dem oben erörterten Sinne im Gegensatze zu den Repräsentativkolonien gebraucht.

In Deutschland, wo es Repräsentativkolonien nicht giebt, hat man sich bei der Gegenüberstellung von „Kronkolonien" und „Gesellschaftskolonien" lediglich an den Sprachgebrauch des älteren englischen Rechts gehalten, und bezeichnet als Kronkolonien diejenigen, welche unmittelbar durch kaiserliche Beamte verwaltet werden, während zu den Gesellschaftskolonien diejenigen gerechnet werden, in denen Kolonialgesellschaften auf Grund kaiserlicher Schutzbriefe einen Teil der dem Reiche über die betreffenden Gebiete zustehenden Hoheitsrechte („Schutzgewalt") ausüben. Zur Vermeidung aller möglichen Mißverständnisse dürfte es sich aber empfehlen, die Ausdrücke „Kronkolonien" und „Gesellschaftskolonien" überhaupt zu vermeiden und dafür unmitelbare und mittelbare Schutzgebiete zu sagen.

Übergehend zur Beantwortung der Frage, ob Bedenken staatsrechtlicher Art gegen die Umwandlung der mittelbaren Schutzgebiete (Gesellschaftskolonien) in unmittelbare Schutzgebiete (Kronkolonien) bestehen, so ist vor allem festzustellen, daß die deutschen Schutzgebiete nicht blos in einem völkerrechtlichen Protektoratsverhältnisse zum Deutschen Reiche stehen, sondern seiner Souveränität unterworfen sind, so daß das Reich befugt ist, in den Schutzgebieten die Staatsgewalt in ihrem gesamten Umfange (Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung) auszuüben.[1]) Infolgedessen kann die Verfassung und Verwaltung der Schutzgebiete durch Reichsgesetz in jeder beliebigen Weise geregelt werden. Es gilt dies von den Gesellschaftskolonien ebenso gut, wie von den Kronkolonien.

Wenn nun hiernach auch sämtliche Schutzgebiete der Souveränität des Reiches gleichmäßig unterworfen sind,[2]) so teilen sie sich doch, wie schon angedeutet, insofern in zwei Gruppen, als in den sogenannten unmittelbaren Schutzgebieten die sämtlichen Hoheitsrechte durch kaiserliche Beamte, in den mittelbaren Schutzgebieten dagegen diese Hoheitsrechte zum großen Teile durch die Organe der mit kaiserlichen Schutzbriefen versehenen Kolonialgesellschaften ausgeübt werden. In dem Reichsgesetz vom 17. April 1886, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, ist allerdings die Unterscheidung der Schutzgebiete in diese zwei Gruppen nicht ausdrücklich erwähnt, in der Novelle zu diesem Gesetze vom 15. März 1888, Artikel II § 8 ist aber die Übertragung der Ausübung von Hoheitsrechten durch kaiserliche Schutzbriefe für zulässig erklärt; damit ist auch die bereits früher vorhandene Unterscheidung gebilligt und stillschweigend anerkannt.

Von den verschiedenen Kolonialgesellschaften haben bisher nur zwei kaiserliche Schutzbriefe erhalten. 1. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft den Schutzbrief vom 17. Februar 1885 für ihre bis zu diesem Zeitpunkte gemachten Erwerbungen, 2. die Neu-Guinea-Kompanie den Schutzbrief vom 17. Mai 1885 mit der Ergänzung vom 13. Dezember 1886 (betr. die unter deutschem Schutze stehenden Inseln der Salomonsgruppe) für ihr ganzes Gebiet. Es bestehen sonach nur zwei mittelbare Schutzgebiete.

In dem Schutzbriefe vom 27. Februar 1885 heißt es: „Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation . . . . . Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika nachgesucht und Uns die . . . . abgeschlossenen Verträge, durch welche diese Gebiete für die Deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen wir hiermit, daß wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete unter Unseren Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte."

Ebenso heißt es in dem Schutzbriefe der Neu-Guinea-Kompanie: „In gleichen verleihen wir der besagten Kompanie . . . . hiermit die entsprechenden Rechte der Landeshoheit zugleich mit dem ausschließlichen Rechte in dem Schutzgebiete herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen" u. s. w.

Es ist nun behauptet worden (Joël, Pann),[3]) diese Schutzbriefe hätten die Bedeutung von zwischen dem Reiche und den Kolonialgesellschaften abgeschlossenen Protektoratsverträgen. Diese Ansicht ist aber schon um deswillen nicht haltbar, weil die beiden Kolonialgesellschaften zur Zeit der Erteilung der Schutzbriefe aus ihren Gebieten noch keineswegs staatliche Gemeinwesen gebildet hatten, mit denen das Reich hätte Protektoratsverträge schließen können.

Ebenso kann auch der Auffassung Labands[4]) nicht beigepflichtet werden, daß durch diese Schutzbriefe die Kolonialgesellschaften mit ihren Gebieten zu staatlichen unter der „Oberstaatsgewalt" des Reiches stehenden Gemeinwesen gemacht worden seien, da gar nicht abzusehen ist, welchen Zweck das Reich mit einer solchen Schöpfung hätte verfolgen sollen und auch bezweifelt werden muß, daß das Reich auf dem Wege der Erlassung von Schutzbriefen einen derartigen Zweck hätte erreichen können.

Die staatsrechtliche Bedeutung der Schutzbriefe ist vielmehr lediglich

---

[1]) Vgl. Stengel, Die Deutschen Schutzgebiete S. 58 ff.

[2]) In den weiten Gebieten, die durch verschiedene internationale Abmachungen der deutschen Interessensphäre überlassen sind, ist das Reich allerdings noch nicht überall in der Lage, seine Souveränität thatsächlich zur Geltung zu bringen.

[3]) Stengel, die Schutzgebiete S. 105.

[4]) Laband, das Staatsrecht des Deutschen Reiches, II. Aufl Bd. I. S. 787 ff.

die, daß durch sie den betreffenden Kolonialgesellschaften von der Reichsgewalt auf dem Wege einseitiger Verleihung eine Anzahl dem Reiche über die Schutzgebiete und ihre Bewohner zustehender Hoheitsrechte, — die sog. Landeshoheit — zur Ausübung übertragen worden sind. Die Übertragung ist nur der Ausübung nach, nicht der Substanz nach erfolgt, da das moderne Staatsrecht nicht gestattet, daß Rechte, welche einen integrirenden Bestandteil der Staatsgewalt bilden, an Private oder Privatgesellschaften veräußert werden. Daraus ergiebt sich auch als selbstverständlich, daß die Ausübung im Namen des Reichs erfolgt, das diese Rechte „verliehen" hat. Dies gilt nicht blos von den Hoheitsrechten über die Europäer, welche die Gesellschaften von den Häuptlingen gar nicht erwerben konnten, weil diese solche Rechte gar nicht besaßen, sondern auch von den Hoheitsrechten über die Eingeborenen, soweit solche vertragsmäßig auf die Gesellschaften übergegangen waren, da diese Rechte dadurch, daß die Gesellschaften sich „unter den Schutz des Reiches stellten" auf das Reich übertragen wurden.

Anlangend den Umfang der den Gesellschaften übertragenen Rechte, so ist das Recht die Schutzgebiete im völkerrechtlichen Verkehre zu vertreten, und überhaupt die auswärtige Verwaltung der Schutzgebiete den Gesellschaften nicht übertragen worden und konnte ihnen gar nicht übertragen werden, da die Schutzgebiete völkerrechtlich Bestandteile des Reiches sind und daher von der Reichsgewalt im völkerrechtlichen Verkehre vertreten werden müssen, ganz abgesehen davon, daß es auch politisch nicht angegangen wäre, den Organen von Kolonialgesellschaften die auswärtige Verwaltung der Schutzgebiete zu überlassen. Allerdings ist nur in dem Schutzbriefe der Neu-Guinea-Kompanie die Leitung der auswärtigen Beziehungen des Schutzgebietes zu fremden Staaten ausdrücklich der Reichsregierung vorbehalten worden, es ist dieser Vorbehalt aber auch für die ostafrikanische Gesellschaft selbstverständlich. In der That hat denn auch bisher die Reichsregierung das Gebiet der ostafrikanischen Gesellschaft im völkerrechtlichen Verkehre vertreten.

In unmittelbarem Zusammenhange mit der völkerrechtlichen Vertretung der Schutzgebiete steht der militärische Schutz derselben gegen kriegerische Angriffe von Außen. Dieser Schutz obliegt dem Reiche und kann schon aus allgemeinen politischen Gründen den Kolonialgesellschaften nicht übertragen werden. Eine Überlassung der Militärhoheit an die Kolonialgesellschaften ist nur soweit möglich und auch insoweit als erfolgt anzunehmen, als es sich um die Aufstellung einer bewaffneten Macht zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit im Innern der mittelbaren Schutzgebiete handelt. Aber auch zu diesem Zwecke wird das Reich dann eingreifen müssen, wenn die Kräfte der betreffenden Kolonialgesellschaft nicht ausreichen, wie dies ja auch in Ostafrika geschehen ist.

Während die Übertragung der auswärtigen Verwaltung und der Militärhoheit aus völkerrechtlichen Gründen und aus allgemeinen politischen Erwägungen nicht möglich war, steht der Ausübung der Gerichtsbarkeit über die in den Schutzgebieten sich aufhaltenden Reichsangehörigen und Schutzgenossen die Vorschrift des § 2 des Schutzgebietsgesetzes entgegen, wonach sich für diese Personen das bürgerliche Recht, das Strafrecht, und das gerichtliche Verfahren einschließlich der Gerichtsverfassung nach den Vorschriften des Reichsgesetzes vom 10. Juli 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit bestimmen. Es kann also die Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten, soweit die erwähnten Personen in Frage stehen, nur durch Kaiserliche Beamte ausgeübt werden. Soll Organen der Gesellschaften die Gerichtsbarkeit übertragen werden, so kann dies nur durch ausdrückliche Ermächtigung des Reichskanzlers geschehen; es hat dies aber dann die Folge, daß die Organe der Gesellschaft nicht mehr in dieser Eigenschaft, sondern als Kaiserliche Beamte handeln.

Demgemäß konnte den Kolonialgesellschaften die Gerichtshoheit nur über die Eingeborenen und die nicht zu den Reichsangehörigen und Schutzgenossen zu rechnenden Europäer und sonstigen Personen überlassen werden. Es ist dies in allgemeiner Weise im Schutzbriefe der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft geschehen, ohne daß übrigens bisher eine Regelung dieser Rechtspflege erfolgt wäre. Im Schutzbriefe der Neu-Guinea-Kompanie ist die Ordnung der Rechtspflege ausdrücklich der Reichsregierung vorbehalten. Durch kaiserliche Verordnung vom 7. Juli 1888 ist jedoch der Neu-Guinea-Kompanie die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ihres Gebiets bis zum Ablauf des Jahres 1897 übertragen worden.

Die den Kolonialgesellschaften verliehene Landeshoheit umfaßt sonach im wesentlichen die Verwaltung des Innern einschließlich der Polizeihoheit und die Finanzverwaltung einschließlich der Steuerhoheit.

Da der Charakter der mittelbaren Schutzgebiete darauf beruht, daß in diesen Gebieten die fraglichen Hoheitsrechte nicht durch kaiserliche Beamte, sondern durch Organe der Kolonialgesellschaften ausgeübt werden, so kann eine Umwandlung der mittelbaren Schutzgebiete in unmittelbare nur in der Weise erfolgen, daß den Gesellschaften die ihnen verliehenen Hoheitsrechte wieder entzogen werden.

Würden die Schutzbriefe die Bedeutung von zwischen dem Reiche und den Kolonialgesellschaften abgeschlossenen Verträgen haben, so wäre es selbstverständlich, daß die den Gesellschaften verliehenen Hoheitsrechte ihnen wider ihren Willen nur aus den Gründen von der Reichsregierung wieder entzogen werden könnten, aus denen ein Vertrag von einem Vertragsteil einseitig wieder aufgehoben werden kann. Nun beruht aber die Überlassung von Hoheitsrechten an die Kolonialgesellschaften auf einseitiger Verleihung seitens des Kaisers. Trotzdem wird auch von diesem Gesichtspunkte aus anzunehmen sein, daß den Gesellschaften die ihnen verliehenen Rechte an und für sich nicht einseitig wieder entzogen werden können. Mag man die Schutzbriefe als Privilegien oder als Konzessionen betrachten, so erwarben die Gesellschaften in jedem Falle auf die Ausübung der fraglichen Hoheitsrechte ein subjektives Recht.[1]) Allerdings kann dieses Recht natürlich wie jedes andere Recht durch reichsgesetzliche Bestimmung wieder beseitigt werden und es steht daher der Umwandlung der mittelbaren Schutzgebiete in unmittelbare durch Reichsgesetz ein rechtliches Hindernis nicht entgegen.

Anders steht dagegen die Sache, wenn die Umwandlung auf dem Verwaltungswege erfolgen soll. In diesem Falle kann die Entziehung der verliehenen Befugnisse nur aus den aus dem Inhalte der Schutzbriefe selbst und der Natur dieser Befugnisse sich ergebenden Gründen erfolgen. Hier ist nun vor allem darauf aufmerksam zu machen, daß nach Inhalt der beiden Schutzbriefe die Hoheitsrechte den Gesellschaften unter gewissen von ihnen zu erfüllenden Bedingungen verliehen wurden. So heißt es in dem Schutzbriefe der ostafrikanischen Gesellschaft, daß die fraglichen Rechte unter der Bedingung verliehen werden, daß die Gesellschaft eine deutsche bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder der sonst mit der Leitung der Gesellschaft betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind. Ebenso ist der Neu-Guinea-Kompanie der Schutzbrief unter der Bedingung erteilt, daß sie bis spätestens ein Jahr vom Erlasse des Schutzbriefs an ihre rechtlichen Verhältnisse nach Maßgabe der deutschen Gesetze ordnete und daß die Mitglieder ihres Vorstandes oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind. Als weitere Bedingung findet sich in diesem Schutzbriefe die Bedingung, daß die Kompanie die von ihr eingegangene Verpflichtung, die übernommenen staatlichen Einrichtungen zu treffen, erfüllt und die Kosten für eine ausreichende Rechtspflege bestreitet.

Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die durch die Schutzbriefe verliehenen Hoheitsrechte wieder entzogen werden können, wenn die in den Schutzbriefen enthaltenen ausdrücklichen Bedingungen nicht erfüllt werden. Die Entziehung kann aber auch aus anderen Gründen gerechtfertigt sein.

Da nämlich die Kolonialgesellschaften auf Grund der Schutzbriefe in dem Schutzgebiete Hoheitsrechte ausüben, die Ausübung obrigkeitlicher Gewalten durch andere als staatliche Organe aber nur unter Oberaufsicht des Staates erfolgen kann, damit eine ungesetzliche und mißbräuchliche Anwendung der verliehenen Gewalten vermieden und eine Schädigung der öffentlichen Interessen hintangehalten wird, ist in den Schutzbriefen die Aufsicht der Reichsregierung über die Kolonialgesellschaften hinsichtlich der Ausübung der ihnen verliehenen Hoheitsrechte ausdrücklich vorbehalten. In welcher Weise diese Oberaufsicht gehandhabt werden soll, ist in den Schutzbriefen nicht genauer bestimmt; es hat deshalb die Reichsregierung in dieser Hinsicht freie Hand. Dem entsprechend heißt es am Schlusse des Schutzbriefes der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, daß der Gesellschaft die Ausübung der fraglichen Hoheitsrechte „unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes" verliehen werden. Genauer und bestimmter drückt sich der Schutzbrief der Neu-Guinea-Kompanie aus, indem daselbst gesagt ist: „Unter dem Vorbehalt späterer Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes und der von Unserer Regierung zu seiner Ausführung zu erlassenden Bestimmungen sowie der in Ausübung Unserer Oberhoheit über das Schutzgebiet ferner zu treffenden Anordnungen, zu deren Befolgung die Kompanie bei Verlust des Anspruchs auf Unsern Schutz verpflichtet ist." In dieser letzteren Bestimmung ist gleichzeitig dasjenige Zwangsmittel angegeben, welches äußersten Falles gegen eine Gesellschaft angewendet werden kann. Im Schutzbriefe der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist allerdings von diesem Zwangsmittel keine Rede, es muß aber als durchaus selbstverständlich betrachtet werden, daß die Reichsregierung das Recht hat, einer Kolonialgesellschaft, welche ihren Aufsichtsverfügungen Ungehorsam und Widerstand entgegensetzt, die verliehenen Hoheitsrechte mißbraucht, die Interessen des Reiches schädigt, oder sich

[1]) Vgl. die Artikel „Konzessionen" und „Privilegium" im Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts.

unfähig erweist, die verliehenen Rechte auszuüben, ihren Schutz zu entziehen, d. h. diese Hoheitsrechte wieder an sich zu nehmen und das Gebiet zu einem unmittelbaren zu machen.

Abgesehen von diesen beiden Fällen der Entziehung der Hoheitsrechte von Oberaufsichtswegen oder wegen Nichterfüllung der in den Schutzbriefen enthaltenen Bedingungen, erscheint die Entziehung auf dem Verwaltungswege nicht statthaft. Vielmehr ist stets ein Verzicht der Gesellschaft auf die Ausübung der ihr verliehenen Rechte notwendig. Von diesem Standpunkte ist offenbar auch die Reichsregierung bei dem Abkommen ausgegangen, das sie mit der Neu-Guinea-Kompanie traf und inhaltlich dessen vom 1. Oktober 1889 ab die Landesverwaltung im Gebiete der Kompanie einschließlich der Rechtspflege und der Einziehung der auf der Landeshoheit beruhenden Steuern und Zölle u. s. w. vorläufig auf zwei Jahre durch kaiserliche Beamte geführt wird. Indem nämlich die Reichsregierung eine derartige Vereinbarung schloß, erkannte sie stillschweigend damit an, daß die Kompanie ein Recht auf die Ausübung der Landeshoheit habe.

Zu bemerken ist dabei, daß in diesem Übereinkommen vom 23. Mai 1889 das ausschließliche Recht der Kompanie auf Grund und Boden in dem im kaiserlichen Schutzbriefe bestimmten Umfange neben den ihr durch die bisherige Gesetzgebung gesicherten gewerblichen Privilegien gewahrt blieb. Dies wird auch bei völliger Umwandlung des Gebietes der Neu-Guinea-Kompanie in ein unmittelbares Schutzgebiet geschehen können, da es sich bei dieser Umwandlung nur um die Übernahme der Ausübung der wesentlichen Hoheitsrechte durch das Reich handelt, während die erwähnten nicht zu diesen Rechten gehörigen Befugnisse der Kompanie ohne Bedenken gelassen werden können und aus einer Reihe von Gründen auch gelassen werden müssen.

Nach den vorstehenden Ausführungen steht der Umwandlung der beiden Gesellschaftskolonien, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Neu-Guinea-Kompanie, in unmittelbare Schutzgebiete im Verwaltungswege allerdings insofern ein staatsrechtliches Bedenken entgegen, als die Gesellschaften auf Ausübung der ihnen verliehenen Hoheitsrechte ein Recht haben, das ihnen nur unter gewissen Voraussetzungen entzogen werden kann. Dagegen steht der Umwandlung durch Reichsgesetz ein rechtliches Hindernis nicht im Wege. Ob eine derartige Umwandlung durch politische Gründe gerechtfertigt ist, ist hier nicht zu untersuchen. Nur die eine Bemerkung mag gestattet sein, daß im Falle der Umwandlung für die entzogenen Hoheitsrechte keine Entschädigung an die Gesellschaften zu gewähren sein wird, da es sich nicht um nutzbare Rechte handelt, sondern um Befugnisse, deren Ausübung den Gesellschaften zunächst nur Kosten verursacht. Andererseits wird es aber auch der Billigkeit entsprechen, den Gesellschaften die Verpflichtung zur Aufbringung der Kosten der staatlichen Einrichtungen wieder abzunehmen.

Als mittelbare Schutzgebiete sind im vorstehenden betrachtet worden: 1. das Gebiet der Neu-Guinea-Kompanie, 2. derjenige Teil des Gebiets der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, auf welchen sich der Schutzbrief vom 27. Februar 1885 bezieht. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat aber durch die von ihr mit verschiedenen Sultanen und Häuptlingen abgeschlossenen Verträge ein viel größeres Gebiet erworben, als das im Schutzbrief erwähnte. Von diesen Erwerbungen kommen aber nur in Betracht diejenigen, welche in die durch die beiden deutsch-englischen Übereinkommen vom Oktober / November 1886 und 1. Juli 1890 festgesetzte deutsche Interessensphäre fallen. Alle übrigen Erwerbungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hat entweder das Reich nicht anerkannt, oder wie die Küste von der Nordgrenze von Witu bis Kismayu, wieder aufgegeben.

Was das Wituland selbst anlangt, so sind die Rechte, welche der Witugesellschaft in Bezug auf dieses Gebiet zustanden, auf die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als Rechtsnachfolgerin der Witugesellschaft übergegangen. Da aber das Reich in dem Übereinkommen vom 1. Juli 1890 zu gunsten Englands auf seine Befugnisse in bezug auf Witu verzichtet hat, so kommt das Wituland hier auch nicht weiter in Betracht. Ebenso kann hier nicht weiter untersucht werden, wie sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft der englischen Regierung gegenüber hinsichtlich der von der Witugesellschaft erworbenen Hoheitsrechte wie Privatrechte stellen wird.

Wenn nun auch das von der Reichsregierung in der angegebenen Weise stillschweigend anerkannte Gebiet der ostafrikanischen Gesellschaft viel bedeutender ist als dasjenige, auf welches sich der Schutzbrief vom 27. Februar 1885 bezieht, so ist doch eine Ausdehnung dieses Schutzbriefes auf die späteren Erwerbungen der Gesellschaft bisher nicht erfolgt. Dies hat zur Folge, daß die Gesellschaft zwar im Besitze derjenigen Hoheitsrechte über die Eingeborenen ist, welche ihr durch die Erwerbsverträge übertragen wurden, daß sie aber über die Deutschen Reichsangehörigen und auch über sonstige Europäer keine Hoheitsrechte ausüben kann, da nach völkerrechtlichen Grundsätzen den Häuptlingen und Sultanen unzivilisirter Stämme derartige Hoheitsrechte nicht zustehen. Die Deutsche Reichsregierung hat es daher in der Hand, ob sie der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft durch einen Schutzbrief Hoheitsrechte über die fraglichen Gebiete und die in denselben befindlichen Europäer verleihen will. Thut sie es nicht, und sie hat wohl keinen genügenden Anlaß es zu thun, so bleiben diese Gebiete unmittelbare Schutzgebiete, in welcher die Reichsregierung die Staatsgewalt durch kaiserliche Beamte ausüben läßt. Daß auf diese Weise verwickelte Verhältnisse entstehen würden, liegt auf der Hand. Vielleicht giebt dies umsomehr Anlaß, das ostafrikanische Schutzgebiet überhaupt in eine „Kronkolonie“ umzuwandeln.

Was die zweite Frage anlangt, auf welche Weise eine Umwandlung der Gesellschaftskolonien in Kronkolonien angebahnt und in die richtigen Wege geleitet werden kann, so ist diese Frage im wesentlichen bereits im Vorstehenden beantwortet. Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Umwandlung erfolgen kann: 1. durch Reichsgesetz; 2. im Verwaltungswege; 3. durch Vereinbarung zwischen der Reichsregierung und den betreffenden Gesellschaften. Da ein Reichsgesetz zu diesem Zwecke wohl kaum erlassen werden wird, und die Entziehung der Hoheitsrechte im Verwaltungswege nur unter besonderen Voraussetzungen zulässig ist, wird die Umwandlung im Wege der Vereinbarung vorzunehmen seien, wie ja schon mit der Neu-Guinea-Kompanie ein Anfang gemacht wurde. Daß bei der Neu-Guinea-Kompanie die Neigung vorhanden ist, auf die Ausübung der ihr verliehenen Hoheitsrechte dauernd zu verzichten, dürfte durch die Vereinbarung vom 23. Mai 1889 bewiesen sein. Auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft dürfte wohl mit Rücksicht auf die Ereignisse, welche sich im Laufe der letzten zwei Jahre in Ostafrika abgespielt haben, dahin zu bringen sein, auf die Ausübung der ihr durch den Schutzbrief verliehenen Hoheitsrechte zu verzichten, da diese Ausübung mit großen Kosten und mit Schwierigkeiten verbunden ist, zu deren Überwindung die Kräfte von Kolonialgesellschaften im allgemeinen ungenügend sind.

Wenn die Umwandlung der mittelbaren Schutzgebiete in unmittelbare auf dem einen oder anderen Wege erfolgt, so handelt es sich, wie bereits mehrfach hervorgehoben, darum, daß die Ausübung der Hoheitsrechte, welche den Kolonialgesellschaften übertragen, wieder auf das Reich übergeht, welches dann diese Rechte durch Kaiserliche Beamte ausüben läßt. Dabei kann es sich, wie ebenfalls schon angedeutet, nur um die wesentlichen Hoheitsrechte, wie Polizei-, Finanzgewalt u. s. w. handeln, während ein Bedenken nicht besteht, daß den Gesellschaften sonstige Rechte wie z. B. das Grunderwerbungs-Monopol der Neu-Guinea-Kompanie, belassen werden.

Bei Umwandlung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wird sich insofern eine Schwierigkeit ergeben, als die Gesellschaft durch Vertrag vom 28. April 1888 vom Sultan von Sansibar die Verwaltung der unter der Hoheit des Sultans stehenden, auf dem Festlande befindlichen Besitzungen auf fünfzig Jahre gepachtet hat. Die Gesellschaft erlangt infolge dieses Vertrages das Recht, die dem Sultan über diese Territorien zustehende öffentliche Gewalt in dessen Namen und unter dessen Flagge, sowie unter Wahrung seiner Souveränitätsrechte auszuüben. Bekanntlich soll nun nach dem deutsch-englischen Übereinkommen vom 1. Juli 1890 der Sultan von Sansibar durch Vermittelung Englands veranlaßt werden, die sämtlichen Hoheitsrechte über seine Besitzungen auf dem Festlande an das deutsche Reich gegen Entschädigung abzutreten. Wenn, wie nicht zu bezweifeln, diese Abtretung erfolgt, so erscheint das Reich in Bezug auf den Vertrag vom 28. April 1888 als Rechtsnachfolger des Sultans von Sansibar gegenüber der Deutsch Ostafrikanischen Gesellschaft. Es ist selbstverständlich, daß das Reich die Rechte, welche die Gesellschaft aus dem Vertrage erworben hat, respektiren wird, zumal es sich für die Gesellschaft bei Abschluß des Vertrages hauptsächlich darum handelte, aus den Zöllen, auf deren Erhebung im wesentlichen sich die Verwaltung des betreffenden Gebiets beschränkte, finanzielle Vorteile zu erlangen. Andererseits liegt es in der Natur der Dinge, daß der Übergang der Souveränitätsrechte des Sultans auf das Reich die Sachlage ganz wesentlich umgestalten wird, und daß, wenn Ostafrika in eine Kronkolonie umgewandelt wird, am allerwenigsten im Küstengebiete der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Ausübung der öffentlichen Gewalt überlassen werden kann.

Unter diesen Umständen bietet sich vielleicht ein sowohl den Interessen der Gesellschaft, wie des Reiches Rechnung tragender Ausweg in der Weise dar, daß der Gesellschaft die Erhebung der bisher gebräuchlichen Zölle auf eigene Rechnung überlassen bleibt, dagegen die übrigen Hoheitsrechte durch das Reich ausgeübt werden. Dieser Ausweg würde namentlich auch um deswillen ohne Bedenken betreten werden können, weil die Zollverwaltung unter den Verhältnissen, wie sie in Ostafrika bestehen, nicht als ein wesentliches Hoheitsrecht betrachtet werden muß. Dagegen wird die Gesellschaft zur Zahlung der an den Sultan von Sansibar zu entrichtenden Entschädigung und wenigstens zur teilweisen Tragung der Verwaltungskosten der fraglichen Strecke beizuziehen sein.

Die Swasiland-Konvention.

Kurze Zeit nach Abschluß des deutsch-englischen Abkommens haben sich auch die Geschicke Transvaals erfüllt, hat die Diplomatie der Engländer über die der Buren einen Sieg davongetragen, welcher in der ganzen transvaalschen Republik schmerzlich empfunden wird.

Bekanntlich waren nach dem Tode des Königs von Swasiland dort Streitigkeiten zwischen Buren und Engländern ausgebrochen, da die ersteren behaupteten, den nächsten rechtlichen Anspruch auf das Land zu haben. Denn nicht die Engländer, sondern die Transvaaler hatten einst Dingaan, den Feind Swasis und den Würger ganzer Volksstämme, überwunden und dafür das Versprechen der Swasis erhalten, daß sie die Nächstberechtigten auf ihr Land sein sollten. Aber trotzdem hatten die Engländer im Laufe der Jahre hier so viel Einfluß gewonnen, daß die Buren das Land nicht einfach annektiren konnten, wie ihnen erst geraten war, wollten sie nicht mit England in einen schlimmen Streit geraten. Dafür schien aber der augenblickliche Zeitpunkt wenig günstig.

Die politischen Verhältnisse in Südafrika haben sich nämlich in den letzten Jahren ganz eigentümlich entwickelt, besonders infolge des durch die Goldentdeckungen herbeigeführten Aufblühens der südafrikanischen Republik und des Hereinströmens vieler Tausende englischer Abenteurer. Es lassen sich in Südafrika ungefähr drei Richtungen politischer Natur unterscheiden, welche sich jetzt ziemlich schroff gegenüber stehen. Die burenfeindlichen Engländer, und die engländerfeindlichen Buren bilden augenblicklich die Minderheit, die Anhänger des den Engländern immer freundlicher werdenden „Afrikanderbundes" die Mehrheit. Der Afrikanderbund zeigte schon seit längerer Zeit ein doppeltes Gesicht. Geleitet wurde er von dem Kapländer J. H. Hofmeyr, einem sehr angesehenen Manne, der bislang als „oprechter Afrikaander" galt, aber in seiner Auffassung der Ziele dieses Bundes sich doch sehr von seinen Freunden jenseits des Vaal unterschied. Während die radikalen Afrikander dahin arbeiteten, sich von England unabhängig zu machen, hatten die bedeutenden Leute an der Spitze, unter andern du Toit und Joubert, das Programm einer neuen südafrikanischen Politik ausgegeben, welche als eine Art Versöhnungspolitik betrachtet werden kann, und auch die Leute an sich heranzog, die, von englischer Abstammung, doch nicht mehr in enger Beziehung mit dem Mutterlande standen. Dieses Programm gipfelt vor allem in dem Streben, eine engere Verbindung zwischen den einzelnen Staaten Südafrikas herbeizuführen, welcher durch Freiheit des Handels, Gemeinsamkeit der Eisenbahnen und Einheit der Zollgrenzen erreicht werden soll. Politische Verschmelzung unter einer Flagge ist vorläufig ausgeschlossen und muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Die aufrechten Afrikander des Afrikanderbundes steuern auf die „Vereinigten Staaten Südafrikas" unter der Vorherrschaft der Buren los, die gemäßigten denken dabei aber „unter englischer Flagge", wie sich erst ganz kürzlich gezeigt hat. Bekleidet mit der Würde eines außerordentlichen Oberkommissars der englischen Krone ging Hofmeyr nach Praetoria, um mit den Transvaalern zu verhandeln, um sie mit ihrem Lande in Abhängigkeit von England zu erhalten und obendrein in solche vom Kaplande zu bringen! Die radikalen Buren waren empört über die Zumutungen, welche ihnen England stellte, aber selbst der alte Präsident Krüger konnte sich der Ansicht nicht verschließen, daß im Falle einer Ablehnung der Vorschläge ein Krieg mit England nicht zu den Unmöglichkeiten gehört haben würde. Der Volksraad der Republik trug lange Bedenken, ehe er dem Vertrag seine Zustimmung gab; als der Staatssekretär den Wortlaut desselben verlas, sprangen verschiedene Buren, empört über die darin gestellten Forderungen, von ihren Sitzen auf und der alte Ruf „England ist mächtig, aber Gott ist allmächtig" wurde wieder gehört, aber das schließliche Resultat war doch die Annahme des Vertrages mit 20 gegen 10 Stimmen. Die südafrikanische Republik mochte sich nach allen Richtungen umsehen, sie hatte keinen Freund, auf den sie zählen konnte. Transvaal hat die Zeit verpaßt und es muß gesagt werden, auch durch eigene Schuld; es hat niemals mit vollem Herzen sich nach Hülfe umgeschaut, es beharrte stets in der Isolirtheit, und wenn es wirklich einmal Anlehnung an eine andere Macht suchte, so konnte man sicher sein, daß nur eine Minorität der Buren dafür energisch eintrat. So schrieb die „Volksstem" in Praetoria Ende Juli in leider zu später Erkenntnis unter der Überschrift „Deutschland und Transvaal":

„Das deutsche Element entwickelt namentlich in den letzten Wochen und Monaten eine kräftige Thätigkeit über ganz Ostafrika, welche nicht nachgelassen hat, auch in England Aufmerksamkeit, ja sogar Besorgnis zu erregen. Immer mehr und mehr zeigt es sich, daß es den maßgebenden Kreisen in Berlin Ernst wird mit ihrem Streben, Großbritanniens Alleinherrschaft in Kolonisation und Handel zu bestreiten und den germanischen Einfluß neben, vielleicht auch über dem britischen in einigen Teilen unseres Weltteils zu befestigen. Man erinnert sich der Berichte, aus denen zu ersehen war, wie das rasche Auftreten der deutschen Befehlshaber, sowohl in der Umgebung des Sultans von Sansibar, wie auf dem ostafrikanischen Festlande, das Ansehen des Deutschen Reichs wesentlich förderte. Berücksichtigt man weiter, daß Deutschland außer auf politischem auch auf dem Handelsgebiet durch Thatsachen beweist, daß es kräftig mit England konkurriren will — die Errichtung der Deutsch-Ostafrikanischen Dampfergesellschaft, welche ihre Schiffe bis zur Delagoabai senden wird —, so wird man von selbst einsehen, wie wichtig diese Ausdehnung des germanischen Stammes für uns Bewohner der südafrikanischen Republik werden kann. In letzter Zeit tritt in offiziellen und anderen Zeitungen eine Erscheinung hervor, die hierlands nicht unbemerkt bleiben soll. Es ist kein Geheimnis, daß seinerzeit in deutschen Regierungskreisen das Interesse für die junge südafrikanische Republik nicht sehr groß war. Selbst ein Besuch, den Präsident Krüger am Berliner Hofe machte, hat für unsern Staat nur sehr magere Resultate ergeben, so daß von seiten unserer Regierung die Lust, mit Deutschland in nähere Beziehungen zu treten, nur äußerst gering war. Doch scheint in diesem Zustand allmählich eine Veränderung eintreten zu sollen, und zwar gerade von deutscher Seite; man scheint da mit Recht einzusehen, daß die Südafrikanische Republik eigentlich nicht die quantité négligeable ist, wofür man sie lange Zeit gehalten hat; es wird in der Bank-, Handels- und industriellen Welt des Deutschen Reiches allmählich klar, daß es nordwärts des Vaalflusses ein ausgebreitetes Feld von Thätigkeit giebt, wo außer dem Engländer auch noch ein Platz für andere Menschen ist. Und gerade in den deutschen Regierungskreisen scheint die Überzeugung durchzudringen, daß die seinerzeit so gering geachtete Burenrepublik wert ist, etwas näher betrachtet zu werden. Bereits kann man — und das ist die Erscheinung, auf welche wir hinweisen wollten — an dem Ton deutscher Blätter deutlich bemerken, daß die Versuche einer Annäherung zwischen unserer Republik und Deutschland in letzterem Lande nicht mehr mit Gleichgültigkeit behandelt werden, und wir erinnern uns, vor einiger Zeit sogar einen versteckten Verweis gelesen zu haben, als hätte unsere Regierung bereits zu lange mit dem ersten Schritt einer solchen Annäherung gezaudert. Wo solche Worte uns zugerufen werden, darf man nicht taub sein, um so weniger, als die Worte von sicherlich wichtiger Seite in Berlin kommen. Schon suchen wir zu begreifen, wie wenig die „Freundschaft" von England uns gebracht hat und bringen wird. Sollte zuweilen die Freundschaft des Deutschen Reichs für unsern Staat nicht etwas mehr als eitler Klang werden können?"

Hierzu bemerkte der „Zuid-Africaan", welcher die gemäßigte Richtung des Afrikander-Bundes vertritt:

„Briefe, die zu Anfang des verflossenen Jahres durch die Regierung zu Praetoria an den Oberkommissar gesandt worden sind, zeugen von einem Streben der Regierung, sich für die Haltung erkenntlich zu zeigen, die England der Republik gegenüber angenommen hat, und Sir H. Lochs Zusammenkunft mit Präsident Krüger scheint auf diesen einen günstigen Eindruck gemacht zu haben. — Demgegenüber können wir nicht anders sagen, als daß wir den Gedanken der „Volksstem", in Deutschland, nachdem es beginnt, sich mit afrikanischen Angelegenheiten zu befassen — eine Art Gegengewicht England gegenüber zu suchen, höchst verkehrt und selbst gefährlich finden. Deutschland ist in der Kolonialpolitik noch ein Neuling, und wenn es dazu gebracht wird, in gutem Einvernehmen mit Transvaal seinen Vorteil zu suchen und damit mehr oder weniger öffentlich Englands Plänen in der Herrschaft über unseren Weltteil entgegenzutreten, dann kann man doch sicher sein, daß es seine Bundesgenossenschaft preisgeben würde, sobald es hierdurch etwas anderes gewinnen kann. Direkten Einfluß außerhalb Südafrikas zu erhalten, ist eine für die Kapkolonie ebenso richtige Politik wie für die Republiken, aber im Widerspruch mit der Monroepolitik, die früher von der „Volksstem" vertreten wurde. Deutschland oder irgend eine andere europäische Macht in die Angelegenheiten unseres Weltteils hereinzuziehen, muß zu falschen Resultaten führen. Als in der alten Erzählung von Reinecke Fuchs der Löwe als König der Wälder mit Bär und Wolf Frieden machte, beschlossen sie, gemeinschaftlich den Widder aufzufressen, und wir behaupten nicht, daß ein Frieden auf solchen Grundlagen nicht auch in Südafrika bei Gelegenheit mit gutem Erfolg geschlossen werden könnte; aber der Südafrikarepublik wünschen wir wirklich nicht, bei einer Mahlzeit zwischen zwei europäischen Mächten die Hauptschüssel zu bilden."

Die „Volksstem" antwortete hierauf:

„Man weiß, daß mit der Monroepolitik die bekannte, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika verfolgte Staatskunde gemeint ist, nach welcher jede Einmischung in die Angelegenheiten nichtamerikanischer Staaten vermieden und andererseits irgend eine Einmischung nichtamerikanischer Staaten in die Angelegenheiten der amerikanischen nicht geduldet wird. Wir für uns fürchten nicht, unsere Meinung auszusprechen, daß dieser sog. Monroepolitik auch in Südafrika einmal wird gehuldigt werden müssen. Denn der Grundsatz, daß ein event. zukünftiger südafrikanischer Staatenbund am besten thun wird, jeder fremden Einmischung zu wehren und gleichzeitig sich selbst jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten zu enthalten, kann nicht anders als dieselben schönen Früchte tragen, die er bisher für Amerika abgeworfen hat. Doch — scheint uns der Zeitpunkt für die Verwirklichung dieses Gedankens noch zu fern zu liegen. So, wie sich gegenwärtig die südafrikanischen Verhältnisse zeigen, kann noch keine Rede von einem Verfolgen oder Nichtverfolgen der Monroepolitik sein; denn diese bedingt die vollständige Vernichtung des britischen Übergewichts auf unserer politischen Bühne. Daß diese Vernichtung einmal eintreten wird, bezweifeln wir nicht; damit ist aber nicht wegzuleugnen, daß jenes Übergewicht jetzt noch auf unseren Weltteil drückt. Um schließlich auf unsere deutschgesinnten Neigungen, selbst in Verbindung mit der Monroepolitik zurückzukommen, erinnern wir, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika — deren Streben nach Selbständigkeit doch wohl nicht wird bezweifelt werden können —, als sie in ihrem Freiheitskriege gegen England der Unterstützung bedurften, nicht gezögert haben, die Hülfe einer fremden Macht anzurufen. Bekannt ist die Sendung Benjamin Franklins nach Frankreich und der durch ein Bündnis mit diesem Lande erzielte Erfolg. Nun, was Frankreich in den ersten Tagen der nordamerikanischen Republik für diese war, kann z. B.

Deutschland für die südafrikanische Republik werden. Wir glauben sogar, daß Deutschland mehr dauernde Vorteile seiner Hülfeleistung würde genießen können, als damals Frankreich zu teil wurden. In jedem Falle scheint die von uns verteidigte Politik das zukünftige Vorhaben einer kritisch angewendeten Monroepolitik des Vereinigten Südafrika nicht stören zu können."

Das deutsch-englische Abkommen, und besonders der nachgiebige Geist, welcher aus ihm sprach, hat aber diese Hoffnungen auf eine Hülfe seitens Deutschlands zu nichte gemacht; mehr als ein südafrikanisches Blatt spricht es offen als seine Überzeugung aus, daß jetzt, da Salisbury und Caprivi Arm in Arm gehen, jeder Rückhalt der Republik von deutscher Seite verschwunden sei. Die von den Niederlanden dargebotene Hand, welche die Republik nur zögernd ergriffen hat, was in Holland sehr übel vermerkt wurde, ist ebenfalls nicht stark genug, das Unheil abzuwenden, und Portugal liegt am Boden.

Was den Vertrag selbst anbetrifft, so genügt die in Nr. 18 der „Deutschen Kolonialzeitung" mitgeteilte Inhaltangabe der wichtigsten Artikel vollkommen. Die Republik darf zwar eine Eisenbahn durch Swasiland bis an die Kosibai legen und hat dadurch die längst ersehnte Verbindung mit der Meeresküste, aber Artikel 10 des Vertrages giebt England das Recht, auf derselben nach Belieben Truppen zu transportiren, und nicht nur mußte sich die Republik verpflichten, niemals mit den Eingeborenen im Norden und Nordwesten ihres Gebiets Verträge zu schließen, d. h. Matabele- und Betschuanaland, in welchem sich bereits zahlreiche Buren niedergelassen haben, ohne weiteres England zu überlassen, sondern die gemischte, d. h. aus einem Vertreter der Republik und der Kapkolonie bestehende Regierung von Swasiland bleibt bestehen und der Streifen Landes, den erstere für ihre Eisenbahn erhält, ist nur drei Meilen und an der Kosibai selbst 10 Meilen breit. Noch weit verhängnisvoller für die Zukunft des Transvaal ist aber die demselben auferlegte Pflicht, innerhalb dreier Jahre mit dem Kapland, mit Natal und dem Oranjefreistaat einen Zollverein zu bilden. Der englische Handel am Kap, der die Delagoabahn mit scheelen Augen ihrer Verwirklichung entgegengehen sah, kann sich jetzt beruhigen, die Einfuhrzölle können an der Delagoa- oder Kosibai nicht mehr niedriger sein als am Kap, das jetzt mehr denn je der große und ausschließliche Hafen für Südafrika werden wird. Weigert sich die Republik, diesem Zollverein beizutreten, dann sind auch die Abmachungen hinsichtlich der Kosibai hinfällig und Swasi- sowie Amatongaland werden alsdann über kurz oder lang englische Kronkolonien, sodaß dann nach dieser Richtung hin der Zugang zur Küste für immer vermauert ist.

Was wird nun die Folge dieser Konvention sein? Einmal ist es wahrscheinlich, daß der Afrikanderbund gesprengt werden wird, denn es ist kaum anzunehmen, daß alle engländerfeindlichen Buren diese Politik noch länger mitmachen werden, welche sie über kurz oder lang der Gnade Englands überantworten muß, zumal wenn, wie es jetzt den Anschein hat, eine starke englische Einwanderung nach dem Matabele- und Maschonaland einsetzt. Wir fürchten, daß die Verengländerung der Südafrikanischen Republik jetzt mit Riesenschritten vor sich gehen und daß ihre politische Lage nach dieser Niederlage sich von Jahr zu Jahr verschlechtern, daß anstatt des Transvaal das Kapland die Führung der südafrikanischen Interessen im engländerfreundlichen Sinne in die Hand nehmen wird. Der vom Premierminister Rhodes hingeworfene Köder der Grundlage einer südafrikanischen Union ist, wenn auch mit Widerwillen, verschluckt worden, die Aussicht auf ein noch größeres wirtschaftliches Gedeihen als bisher hat vielen Buren den Kopf verdreht. Die politische Selbständigkeit Transvaals ist so gut wie tot. Die Engländer haben auf der ganzen Linie gesiegt. *

Die Mc Kinley Bill.

Wie allgemein bekannt, ist am 6. Oktober in den Vereinigten Staaten von Amerika die sogenannte Mc Kinley Bill in Kraft getreten, durch welche das von Nordamerika schon seit langem befolgte schutzzöllnerische System auf die Spitze getrieben worden ist. Obwohl die nordamerikanische Industrie sich keineswegs in notleidender Lage befindet, vielmehr sich kräftig entwickelt, ist doch eine extreme Schutzzollpolitik beliebt worden, einmal um Europa zu zwingen, die Einfuhr amerikanischer landwirtschaftlicher Produkte, welche zum Teil verboten ist, zu gestatten, dann aber auch, um auf Südamerika einen Druck auszuüben, nachdem der panamerikanische Kongreß[1]) sang- und klanglos zu Grabe getragen worden ist. Das Gesetz hat in den europäischen Industriestaaten große Bestürzung erregt, da manche Industrien nur durch den Export nach Nordamerika lebensfähig blieben, und nur diejenigen Produkte exportfähig bleiben dürften, welche eine besondere künstlerische Behandlung oder technische Fertigkeiten zu ihrer Herstellung verlangen, die nur durch langjährige Ausbildung erreicht werden können. Wie hoch der Schaden zu bemessen ist, welchen die Zollpolitik der Vereinigten Staaten der europäischen Industrie zufügt, läßt sich infolge dessen noch nicht übersehen, doch nach der Entmutigung zu schließen, welche in vielen industriellen Kreisen eingerissen ist, macht man sich auf das Schlimmste gefaßt; denn die Vereinigten Staaten waren eins der vornehmsten Absatzgebiete Europas, wie folgende Tabelle beweist, welche die Beteiligung der einzelnen Staaten an der Einfuhr und Ausfuhr der Union im Fiskaljahre 1888/89 darstellt:

Länder	Einfuhr Doll.	Prozente der Gesamt-Einfuhr	Ausfuhr Doll.	Prozente der Gesamt-Ausfuhr
Großbritannien mit	178 269 067	23,93	379 990 131	52,03
Deutschland =	81 742 546	10,97	66 568 695	9,12
Frankreich =	69 566 618	9,34	45 110 922	6,18
Italien =	17 992 149	2,41	12 543 928	1,72
Schweiz =	13 343 704	1,79	—	—
Niederlande =	10 950 843	1,47	14 800 780	2,03
Belgien =	9 816 435	1,32	22 603 406	3,08
Österreich-Ungarn =	7 642 297	1,03	720 825	0,10

Von dem 81 742 546 Dollars betragenden Export Deutschlands entfielen in dem am 30. Juni beendigten Fiskaljahr 1888/89 auf die meistbeteiligten Industrien folgende Beträge:

Wollenprodukte . .	10 763 980 Dollars	Leder- und Lederfabrikate	3 375 586 Dollars
darunter:		darunter:	
fertige Kleider .	1 069 358 =	Handschuhe und Handschuhleder	1 988 878 =
Garne	1 019 080 =	Flachs, Hanf, Jute und Fabrikate daraus	2 174 004 =
Kleiderstoffe für Frauen und Kinder	3 560 891 =	Glas und Glaswaren	2 030 856 =
Strumpfwaren	639 966 =	darunter:	
Tuche	2 649 907 =	Spiegelglas . .	1 229 083 =
Seidenwaren . . .	8 803 109 =	Papier und Papierfabrikate	1 644 100 =
darunter:		Puppen und Spielwaren	1 551 065 =
Kleiderstoffe . .	1 785 999 =	Chemikalien, Droguen	1 441 856 =
Baumwollenfabrikate	6 917 438 =	Metalle	1 410 359 =
darunter:		Theerfarben	1 286 717 =
Strumpfwaren, Unterzeug, Hemden, Stickereien . .	4 869 490 =	Musikalische Instrumente	1 225 533 =
Rohzucker	6 035 646 =	Porzellan	1 087 156 =
Eisen und Stahl und -Fabrikate .	4 703 438 =	Pelzwerk	1 006 950 =
darunter:			
Messerwaren . .	1 157 473 =		
Draht u. Drahtstäbe	1 083 659 =		

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz, ebensowenig wollen wir über die etwa zu ergreifenden Gegenmaßregeln gegen diesen harten Schlag sprechen, zumal die Repressalien, welche mehrfach angeraten worden sind, uns ohne die Mithülfe Englands sehr illusorisch erscheinen. Aber es ist notwendig, wieder auf die Schwierigkeiten, für unsere hochentwickelte Industrie gesicherte Absatzländer zu finden, zurückzukommen.

Schon seit Jahren sucht das deutsche Ausfuhrgeschäft nach neuen Märkten, die Vorschläge von berufener und unberufener Seite sind zahlreich, aber, wie z. B. die Idee der schwimmenden Ausstellung gezeigt hat, so wenig geklärt, daß die Industrie nicht rechtes Vertrauen zu den kostspieligen und riskanten Versuchen zeigt. Sie hat augenblicklich noch Südamerika als ein großes Absatzgebiet, aber ob der Export einer großen Steigerung fähig sein wird, ist eine offene Frage. Denn die Hoffnung, die durch die Preissteigerungen in ihrer Konkurrenzfähigkeit geschwächten amerikanischen Waren dort zu verdrängen, ist doch recht fraglich. Die nordamerikanischen Fabrikanten werden es schon verstehen, die nordamerikanischen Konsumenten höhere Preise zahlen zu lassen, um auf ausländischen Absatzgebieten leichter konkurriren zu können. Was Südafrika anbetrifft, so steht hier die südafrikanische Zollunion in naher Aussicht, in Australien beherrscht der Engländer noch den Markt und eine Änderung der Verhältnisse zu unseren Gunsten erfordert ein vollständig neues Handelssystem,[1]) die asiatischen Staaten sind zum Teil noch aufnahmefähig, aber die deutschen Handelsbeziehungen leiden unter der Konkurrenz der Engländer, und in manche Staaten, wie z. B. Siam, kann sich das deutsche Kapital nur allmählich hineinwagen.

Wohin wir blicken, sehen wir entweder die Staaten sich gegen die europäischen Erzeugnisse abschließen oder sie wenigstens so hoch taxiren,

[1]) Siehe Nr. 35 der Deutschen Kolonialzeitung 1889.

[1]) Siehe „der Deutsche Geschäftsverkehr mit Australien". Von M. F. Bahse auf Veranlassung der Leipziger Handelskammer herausgegeben.

daß nur die Konkurrenz von Staaten mit besonderen billigen Arbeitslöhnen oder ausnahmsweise günstigen Produktionsbedingungen, zu dem Deutschland nicht gehört, möglich sein wird. Das Auge muß sich da unwillkürlich nach unseren Kolonien wenden, die allerdings, was die Verbrauchsfähigkeit ihrer Eingeborenen an europäischen Artikeln betrifft, heute noch nicht mitzählen. Aber dies liegt eben einfach daran, daß der deutsche Unternehmungsgeist es vorgezogen hat, zuerst sich den Gebieten zuzuwenden, deren Ausbeutung geringere Schwierigkeiten machte und weniger mit Gefahr für Leib und Leben verbunden war. Je mehr aber dieser Kreis sich einschränkt, desto mehr werden unsere Kolonien Anziehungskraft gewinnen und wird unsere Industrie den Arbeiten der Erschließung dieser Länder ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen. So kann die Mc Kinley Bill für unsere Kolonialbewegung von großem Einfluß werden.

*

Die Wanjamuesi.

Von Paul Reichard.

(Fortsetzung.)

Sehr viel Honig wird im Walde von wilden Bienen gesammelt. Der Mjamuesi folgt dabei dem weisenden Ruf des Honigkukuks, welcher den im Walde Umherschweifenden durch sein Schreien und Zwitschern aufmerksam macht und ihn dann zu einem Bienenstock führt, welcher in irgend einem hohlen Baume angelegt ist.

Aus Honig bereiten die Wanjamuesi einen ganz wohlschmeckenden Meth. Zu sieben Teilen Wasser und einem Teil Honig wird etwas Mehl von rotem Sorghum gesetzt und das Ganze über Nacht in der Nähe des Feuers stehen gelassen. Am Morgen ist ein stark kohlensäurehaltiges moussirendes Getränk entstanden von angenehm säuerlich-süßem Geschmack.

Das Rauchen.

Der Mjamuesi ist ein leidenschaftlicher Raucher von Tabak und Hanf. Tabak gedeiht in Unjamuesi überall in einer schweren, nicht angenehm riechenden Qualität. Die Leute sind jedoch zu faul, um ihn ausgiebig anzubauen, trotzdem lebhafte Nachfrage nach Tabak in Unjamuesi und dem benachbarten Ugogo ist, wo man für 10—20 Pfund Tabak eine Ziege, selbst ein Rind eintauschen kann.

Die Behandlung des Tabaks ist eine sehr eigentümliche. Die grünen Blätter werden in Holzmörsern zerstampft. Dann werden große runde und flache Brode von drei Fingerdicke und einem Spann im Durchmesser geformt, welche man in der Sonne trocknen und zugleich leicht fermentiren läßt; oder aus den Blättern werden Zöpfe geflochten und zu einer flachen Rolle zusammengewickelt und durch eingesteckte Stäbchen gehalten.

Die Männer rauchen den Tabak aus Wasserpfeifen, welche aus Flaschenkürbissen mit aufgestecktem thönernen Kopfe hergestellt sind. Der Rauch wird in die Lunge eingesogen. Nach drei bis vier tiefen Zügen stößt der Raucher einen häßlichen, tierisch klingenden Husten in der Fistel aus und reicht dann die Pfeife dem Nachbar, welcher ebenso verfährt. Man legt immer nur soviel Tabak ein, daß der große Pfeifenkopf nach 17—18 Zügen ausgeraucht ist. Da der Tabak sehr schlecht brennt, muß immer eine glühende Kohle aufgelegt werden.

Die Weiber rauchen ebenso leidenschaftlich wie die Männer, bedienen sich jedoch nur selten der Wasserpfeife, sondern einer Rohrpfeife mit einem Thonkopfe, welcher einige Ähnlichkeit mit türkischen Pfeifen hat. Die Weiber rauchen viel mehr als die Männer und schleppen fast immer ihre Pfeifen mit sich herum. Sie beginnen schon als Mädchen von 6 bis 8 Jahren regelmäßig zu rauchen, und ich habe oft gesehen, daß Mütter ihrem fünf-, selbst vierjährigen Kinde gestatteten, einzelne Züge aus der Pfeife zu thun. Knaben beginnen in der Regel erst mit dem 11. oder 12. Jahre.

Auch als Schnupftabak wird Tabak sehr stark konsumirt. Das Schnupfen geschieht immer mit einer komischen Grandezza. Der Schnupftabak wird bereitet, indem die in einer Topfscherbe getrockneten Blätter oder der zubereitete Tabak über Feuer geröstet werden, so daß ein ganz feines Mehl entsteht, welches der Uneingeweihte dem Geruch und Aussehen nach für alles andere eher wie für Tabak halten würde.

In demselben Grade wie Tabak raucht der Mjamuesi Hanf, dort njemu genannt, und zwar die Blätter und den unreifen Samen des gewöhnlichen Hanfes. Derselbe wird einfach an der Sonne getrocknet und in Wasserpfeifen mit sehr großen Köpfen geraucht. Der sehr übelriechende Rauch wird ebenso wie beim Tabak in die Lunge gesogen und nach einigen Zügen beginnt der Raucher in der Fistel die sonderbarsten Töne auszustoßen. Im Anfang der Reise sprang ich mehrmals auf, um den Hanfraucher in der vermuteten Verzückung oder Betäubung zu beobachten, fand aber zu meinem Erstaunen immer nur einen ruhig dahockenden Menschen, der auf einer Matte oder einem Holzklotze kauerte, die Kniee mit den Armen umfangend und mit höchst gleichgültigem Gesicht seine Umgebung beobachtend. Der Eindruck war dann immer ein höchst lächerlicher. Der Hanf hatte momentan gar keinerlei Wirkung hervorgebracht. Ich frug nach der Ursache des Geschreies und antwortete man mir jedesmal, daß dies so Sitte sei. Dennoch ist der Genuß ein sehr schädlicher. Das Nervensystem wird vollständig zerrüttet, doch tritt die Wirkung erst nach langjährigem Gebrauche in auffallender Weise zu Tage und endet dann mit Wutanfällen und Irrsinn. Wenn jemand fortgesetzt thörichte Handlungen begeht, sagen die Mjamuesi gleich „Njemu“ (Hanf), ohne aber dies Wort für Wahnsinn zu gebrauchen. Wahnsinn heißt dort Usassi. Das beim Tabakrauchen gebräuchliche Einatmen des Rauches wirkt augenblicklich viel heftiger wie Hanf und verhältnismäßig häufig kommt es vor, daß in der Nacht Raucher, welche sich einsam in ihrer Hütte dem Genuß des Tabakrauchens hingeben, vollständig betäubt in die Glut ihres Feuers fallen, besinnungslos bleiben sie darin liegen und ziehen sich häufig derartige Brandwunden zu, daß die Folge Verlust von Gliedmaßen und sogar hier und da der Tod ist.

Wohnungen.

Die Mjamuesi bewohnen sogenannte „Msongä“, d. h. Hütten von kreisförmigem Grundriß mit aufgesetztem konischem Strohdache. Die $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Meter hohe kreisrunde Wand wird aus Stäben oder Scheiten hergestellt, welche dicht nebeneinander in einen schmalen Graben eingestellt und dann mittels der ausgeworfenen Erde festgestampft und durch in je ein Drittel der Höhe von einander entfernt festgebundenen Rutenbündeln sehr gut zusammengehalten werden. Die Wand wird innen und außen mit Lehm beworfen, welcher sorgfältig mit der Hand geglättet wird, ebenso der tennenartig hergestellte Boden. Das Dach wird aus Stangen und Ruten zusammengesetzt, entweder an Ort und Stelle oder neben der Hütte auf dem Boden und dann das Gerüst aufgestülpt; immer aber ohne Stütze im Innern. Mit sorgfältig von unten nach oben aufgelegtem Stroh eingedeckt, bietet das Dach vollkommen Schutz gegen Regen. Der Durchmesser solcher Hütten variirt zwischen 4 und selbst 10 Metern, die Höhe des Konusdaches zwischen 5 und 10 Metern. Fensteröffnungen werden nirgends angebracht, ebenso wenig Öffnungen für Abzug des Rauches, welcher seinen Abzug durch das Strohdach finden mag. Nur eine Thür gestattet den Eintritt in das Innere der Hütte. Diese Thür ist entweder aus dicht zusammengebundenen Durrastengeln hergestellt und erhält Festigkeit durch zwei querlaufende Stangen, auf welche die Stengel aufgebunden werden, oder es sind große Baststücke vom Miombobaum. Die Thüren bewegen sich nie wie Flügel in Angeln, sondern werden seitwärts geschoben und durch zwei innen angebrachte Pfähle aufrecht gehalten. Das Schloß besteht in einem quer an einem Baststricke oder Hautriemen hängenden armdicken Holzknüppel; oft verwendet man auch den Holzstößer, welcher zum Mehlstampfen dient, hierzu.

Dorfanlagen, Tembe und Ipuri.

Die Wanjamuesi wohnen in Dörfern oder Flecken vereint oder auch zuweilen in einzelnen Hütten. Die Dörfer aus ganz unregelmäßigen Hüttenkomplexen bestehend, sind in den meisten Fällen mit einer sogenannten Boma umgeben. Diese Boma besteht aus 3—5 Meter hohen, schenkel- bis armdicken Stämmen, welche bei dem Mangel an gerade gewachsenem Holz immer ziemlich krumm und schief verwendet werden müssen. Diese Stämme werden, 2—3 hintereinander in einen fußbreiten, mit der Hacke ausgehobenen Graben gestellt, welcher rings um den zu befestigenden Ort gezogen wird, und durch die wieder eingeschüttete und festgestampfte Erde werden die Stämme sehr fest gehalten. In Abständen von 3—4 Metern werden Stämme eingefügt, welche in der Höhe von 2 Metern an weit gabeln, so daß der eine Arm nach außen, der andere nach innen vorragt, und in diese vorragenden Arme legt man innen sowohl wie außen möglichst lange Stangen in der Dicke eines Unterarmes in fünf- bis sechsfacher Zahl aufeinander, und diese Stangen geben den Pallisaden ein äußerst festes Gefüge, ohne daß irgend welche Verzapfung oder sonstige Verbindungen, wie durch Baststricke oder Holznägel Verwendung finden. Außen hebt man dann noch einen 1—2 Meter tiefen Graben aus, dessen Aushub man als Wall an die Pallisaden wirft. Ausgesparte armdicke Löcher stellen Schießscharten dar. Wird ein derart befestigtes Dorf in Mitte eines Buschdickichtes angelegt oder ein solches künstlich hergestellt, so ist das Dorf, ohne Zuhülfenahme von Kanonen, so gut wie uneinnehmbar, wenn nicht, wie es in den meisten Fällen geschieht, der Brunnen außerhalb der Befestigung gegraben wird, so daß sich die Einwohner bei etwaiger Belagerung der Gefahr aussetzen, zu verdursten.

In neuerer Zeit findet das sogenannte „Tembe“ immer größere Aufnahme in Unjamuesi. Das Tembe ist eine in Uhähä und Ugogo heimische, höchst unpraktische Bauart, deren einziger Vorteil darin besteht, daß sie für Verteidigungszwecke gut geeignet ist. Das Tembe

besteht aus zwei parallel laufenden, ebenfalls aus Stangen und Scheiten errichteten Wänden, von 1½—3 Meter Höhe, welche mit einem sehr flachen, fast horizontalen Dache gedeckt, einen langgestreckten finstern Wohnraum darstellen, ebenfalls nur mit Thüröffnungen versehen. Das Dach ruht auf drei runden Längsbalken, deren mittlerer höchstens einen Fuß höher wie die Seitenbalken durch schenkeldicke, von Rinde und meist auch von Splint befreite Stämme getragen wird, auf gabliger Ausweitung aufliegend. Die Dachsparren bilden aufgelegte nicht befestigte Scheite, auf welche Durrahhalme oder Stroh gelegt sind. Als Deckmaterial dient lehmige Lateriterde. Bei jedem heftigen Regenguß wird natürlich das Erdreich des Daches teilweise hinweggeschwemmt und das Wasser dringt ins Innere ein. Diese Tembe sind als menschliche Wohnungen sehr mangelhaft, finden aber, wie schon gesagt, immer mehr Verbreitung in Ostafrika, weil sie nach Anbringung einiger Schießscharten sehr leicht verteidigt werden können. Zum Zwecke der Befestigung führt man das Tembe ununterbrochen fortlaufend rings um die Ortschaften, man nennt es alsdann in Unjamuesi Ipuri. Das Ipuri wird übrigens abgeteilt ebenso von einzelnen Familien bewohnt, wie einzeln im Dorf errichtete Tembe von verschiedener Länge.

Waffen.

Die Wanjamuesi sind ein ziemlich kriegerisches Volk, welches immer gleich zum Losschlagen bereit ist, womit aber nicht gesagt werden soll, daß sie besonders tapfer sind. Jedenfalls stehen sie in dieser Beziehung hinter den Wahähä, besonders aber den Massai weit zurück. Ihre ursprünglichen Waffen, Bogen und Pfeil, werden immer mehr von den importirten Schußwaffen verdrängt, während sie die Wurflanze als ihre Lieblingswaffe noch alle führen. Die Bogen werden aus sogenanntem Koma oder dem Mkuwwaholze geschnitzt und sind einfach gebogen und nicht ganz mannshoch. Die Sehne ist aus zwei feinen Hautstreifen gedreht, welche, nachdem sie in der Sonne getrocknet ist, zwischen zwei Steinen glatt gerieben und in solcher Länge auf das Bogenholz gewickelt wird, daß der Bogenschütze immer eine Reservesehne zur Hand hat. Die Wanjamuesi fertigen drei Arten von Pfeilen an, solche mit Rohrschäften und Holzspitzen und solche mit geschnitzten Holzschäften und Eisenspitzen. Alle sind aber mit dreifacher Federfahne versehen, um den Flug des Pfeiles zu reguliren. Die Holzspitzen sind entweder vorn mit einer runden Basis versehen, vom Durchmesser eines Zweimarkstückes, und diese dienen zum Vogelschießen, nicht etwa um den Vogel nicht zu verletzen, sondern damit der Pfeil infolge seiner stumpfen Spitze nicht im Holz und Astwerk der Bäume bei Fehlschüssen haften bleiben kann. Die Holzspitzen für Jagd- und Kriegszwecke sind ein und einhalbe Spanne lang, aus schwarzem Ebenholz geschnitzt und werden mehr gefürchtet als die mit zahlreichen eingehauenen Widerhaken versehenen myrtenblattförmigen Eisenspitzen, da dieselben sehr tief eindringen und auf Knochen vollständig zersplittern. Die Pfeile fliegen nicht weiter wie 160—170 Schritte und treffen auf 40—50 Schritte ziemlich sicher. Die Wanjamuesi sind wenig geübte Bogenschützen, doch leisten sie darin bedeutend mehr, als alle westlich vom Tanganyika wohnenden Stämme. Sie üben sich merkwürdiger Weise fast nie, auch als Knaben kaum jemals. Die Lanzen der Wanjamuesi haben eine zwei bis drei Finger breite myrtenblattförmige Klinge, deren Spitze immer leicht abgerundet ist. Die Länge der Klinge variirt zwischen 1—2 Spanne, der Schaft ist nie dicker wie ein Daumen und die ganze Lanze schwankt zwischen 1½ bis 1¾ Meter. Sie dienen fast nur zum Werfen, die etwas stärkeren auch zum Stoßen.

Die Wawende führen auch schwere Lanzen mit breiteren Klingen, deren Blatt eine starke Rippe aufweist, ein Meisterstück der Schmiedekunst. Weiter wie auf 30—40 Schritte werden Lanzen nicht geschleudert. Sie sind eine sehr gefährliche Waffe. Schilde führen die Wanjamuesi nicht mehr. Am längsten bedienten sich die Wagalla der Holzschilde. Ihre Messer mit myrtenblattförmigen kleinen Klingen können eigentlich nicht zu den Waffen gerechnet werden, sie dienen nur zum Schneiden. Sehr beliebt sind auch Keulen mit kurzem ½ Meter langen Stil und geschnitztem eiförmig zugespitzten, aus einem Wurzelknollen gearbeiteten Kopfe.

Kriegsführung.

Wenn die Wanjamuesi, wie schon gesagt, auch nicht zu den tapfersten Negervölkern zu zählen sind, so sind sie doch sehr kriegslustig. In ihrem Lande und an dessen Grenzen ist immer irgendwo Krieg oder es werden zum mindesten Raubzüge ausgeführt. Den meisten Kriegen geht eine Kriegserklärung voraus. Irgend ein starker Häuptling sendet eine Botschaft an denjenigen, von welchem er Tribut erpressen zu können glaubt. Diese Botschaft überbringt einen Pfeil oder eine Flintenkugel und eine eiserne Hacke. Unter diesen Gegenständen hat alsdann der Empfänger zu wählen. Nimmt er die eiserne Hacke, so deutet er seine Unterwerfung an, indem er damit sagen will, daß er vorzieht, Feld zu bauen und den geforderten Tribut zahlen will. Wählt er aber den Pfeil oder die Kugel, so wird die Entscheidung den Waffen überlassen.

In äußerst anstrengenden Märschen zieht der Kriegshaufen nach dem feindlichen Dorfe, wobei es die Krieger so einrichten, daß sie es kurz vor Sonnenaufgang umzingelt haben und sogleich einen Sturmangriff machen. Dringen die Angreifer ein, so werden die wehrfähigen Männer, deren man habhaft werden kann, nieder gemacht, Frauen, Knaben, Mädchen führt man als Beute mit, das Dorf wird geplündert und dann angezündet. Findet man aber Widerstand, so schreitet der Feind zur Belagerung. Ringsum werden mit Pallisaden befestigte Lager errichtet, in Schußweite von einander entfernt, so daß die Belagerten von der Außenwelt abgeschlossen sind. An geeigneten Punkten bauen sodann die Wanjamuesi Schießtürme, in einer Höhe von 10 bis 15 m aus Stangen und dicken Stämmen, in mehreren Etagen. Die darin weilenden sind gegen Kugeln gesichert. Von diesen Schießtürmen, welche unter Umständen bis auf 20 m an die feindliche Befestigung herangebaut werden, können gute Schützen den Belagerten erhebliche Verluste beibringen, durch Wegschießen von Menschen, welche sich dem Schützen zeigen. Zuweilen werden dann Sturmangriffe unternommen, meist aber fällt die feindliche Festung durch Aushungern.

Sehr beliebt, geradezu populär ist der kleine Raubzug in Unjamuesi. Größere oder kleinere Banden von Ruga Ruga lauern am Wege einzelnen Personen, besonders Karawanenzügen auf, um dieselben zu plündern. Sind Karawanen nicht gut bewaffnet, so werden sie von allen Seiten angefallen; sonst aber begnügen sich die Räuber damit, zurückbleibende, ermüdete Krieger auszurauben; wenn dieselben die Flucht ergreifen, bemächtigen sie sich ihrer Lasten, setzen sie sich aber zur Wehr, so stoßen sie dieselben nieder.

Offene Feldschlachten kommen nur sehr selten vor. Gewöhnlich werden größere Gebiete von starken Häuptlingen tyrannisirt, wie seiner Zeit Mirambo das ganze Land Unjamuesi in Schrecken hielt. Er wohnte im Nordosten von Tabora und heimste dort aus allen Gebieten Tribut ein. Weigerten sich die Häuptlinge, so überzog er sie ohne weiteres mit Krieg und stand in den meisten Fällen selbst an der Spitze seiner Krieger. Dieser Umstand sicherte ihm auch, neben seinen hervorragenden geistigen Eigenschaften, zum großen Teil seine Erfolge.

Da er seine eigene Unterthanen beschützte, so bevölkerte sich sein Land immer mehr und war bis zu seinem Tode, 1884, in blühendem Zustande. Neben Mirambo lebte ein anderer Häuptling Simba südlich von Tabora. Dieser erhielt sich mehr von Straßenraub und von hohen Tributzahlungen, welche ihm durchziehende arabische Händler und auch hie und da europäische Reisende zahlen mußten, bis er von Mirambo besiegt und vertrieben wurde. Ein dritter ebenfalls sehr gefürchteter Häuptling Namens Njungu haust noch heute in Ukonongo an der Grenze von Uhähä. Auch er lebt von Tributerpressungen und Krieg.

Um aber selbst nicht in Gefahr zu geraten, belagert zu werden, duldet er in weitem Umkreise auf 8 bis 10 Tagereisen um seine einzige Stadt, welche sehr gut befestigt ist, keine menschliche Ansiedlung und sei sie noch so klein. Ein Belagerungsheer müßte daher dort verhungern. Außerdem ist sie an einer Stelle angelegt, wo nur sehr wenig Wasser vorhanden ist.

Alle Häuptlinge beziehen ihre Pulver- und Waffenvorräte von den Arabern, bei welchen sie dieselben gegen Elfenbein eintauschen.

Jagd und Fischfang.

Das Land Unjamuesi ist seiner großen Ausdehnung nach sehr wildreich. Dennoch sind die Wanjamuesi nur schlechte Jäger und treiben Jagd nicht etwa als Sport, sondern mehr als Arbeit zur Erlangung von Fleisch. Sie schießen hie und da ein Stück Wild mit dem Pfeil, doch dürfte ein solches Gelingen mehr Zufall sein. Häufiger erlegen sie es jetzt mit Gewehren. Der professionirte Jäger bedient sich immer der langen Flinten und vor allem der alten Feuersteingewehre, weil bei diesen die Feuersteine leichter zu erlangen sind als die teueren Zündhütchen und weil sie ein größeres Kaliber haben, bei welchem die allgemein gebräuchlichen, selbst hergestellten Eisenkugeln Verwendung finden können, und zwar für jeden Schuß 2–4 Stück mit ungeheurer Pulverladung. Der Jäger schleicht sich sehr nahe bis auf 10–15 Schritte an, besonders auf Elephanten, welche aber jetzt ziemlich selten in Unjamuesi sind. Diesen Tieren sucht man mit gutem Erfolg einen Beinknochen zu zerschmettern, worauf der Elephant als Paßgänger und wegen seiner Schwere nicht mehr weiter kann. Die Jagd mit Wurfspeeren auf diese Tiere wird nicht mehr in Unjamuesi betrieben. Die Wawende jagen den Büffel noch mit Speeren zu sechs oder sieben. Das meiste Wild wird in Gruben gefangen, welche 2 bis 2½ Meter tief sich nach unten verengen und in gewissen Abständen den in langer Flucht im Walde angelegten Wildzaun unterbrechen, so daß das Wild durch erzwungene Wechsel von beiden Seiten an die sehr gut maskirten Gruben herantreten kann. Außer Elephanten,

Rhinozeros, Büffel und Giraffe wird alles große Wild, wie Zebra, eine Menge Antilopenarten und Schweine auch zuweilen durch eingestelltes Jagen in Netzen gefangen und dann getötet, doch ist diese Jagdmethode wegen der großen damit verbundenen Mühe wenig gebräuchlich!

Nilpferde, welche sich in allen einigermaßen ausgedehnten Teichen und Wasserbecken aufhalten, werden ebenso hie und da geschossen oder in kreisrunden Gruben gefangen. Das sehr zahlreich vorkommende Federwild, Enten, Frankoline und Perlhühner, wird in Schlingen und kunstreich ersonnenen Schlagfallen gefangen. Letztere dienen auch vielfach zum Einfangen der massenhaft in Herden vorkommenden Affen, Meerkatzen und Paviane, welche in den Feldern enormen Schaden anrichten. Die Wakonongo sind der einzige Stamm der Wanjamuesi, welche das widerlich riechende Fleisch der Affen und die Hausratte genießen.

Niederes Wild wie Hasen, Springratten, zahlreiche Feldratten, werden auch in Schlingen gefangen oder mit Hunden gehetzt.

Fische essen nicht alle Stämme der Wanjamuesi, so sind sie z. B. den Wasumboa höchst ekelhaft. Die Fische werden entweder mit Pfeilen geschossen oder in Reusen und Netzen gefangen oder aber durch giftige, ins Wasser geworfene Früchte betäubt und dann aufgefangen. Die Fische werden alle auf Holzrosten am Feuer getrocknet und geräuchert. Das Abkochen der Fische ist den Wanjamuesi ganz unbekannt.

Ackerbau.

Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Wanjamuesi. Mit einer Art Passion beginnen sie nach den ersten heftigen Regen Ende Oktober oder Anfang November, welche die Regenzeit einleiten, den Feldbau. Männer und Weiber ziehen täglich am frühen Morgen bei Sonnenaufgang um 6 Uhr hinaus und arbeiten angestrengt bis zum Abend, mit nur einer Ruhepause von 1—1½ Stunden, welche zum Essen benützt wird. Mit ihren herzförmigen eisernen Hacken werfen sie Reihen von 40—50 Zentimeter Höhe auf, deren Scheitel 1 Meter von einander entfernt sind. Dann werden mit den Fingern oder den Zehen Löcher in die aufgelockerte Erde der Reihenscheitel gemacht und in diese je einige Durrah- und Maiskörner zusammengeworfen und die Erde wieder darüber gescharrt. In dieser Weise werden oft bedeutende Flächen bearbeitet, und zwar von Männern und Weibern gemeinsam. Sind aber die Felder Ende Dezember alle bestellt, so ergeben sich die Männer dem Müßiggang und überlassen die Arbeit bis zum Einbringen der Ernte den Weibern allein, wie z. B. das Ausjäten des Unkrautes, das Bewachen der Felder, um Vögel, Wild und Affen fern zu halten, welche leichte Beschäftigung auch die Knaben und Mädchen übernehmen. Ende Januar oder Februar, zwei Monate nach erfolgter Aussaat, ist der Mais schon reif und die Weiber und Kinder brechen die Kolben ab, die Maisstauden werden dann ausgerissen und nach dem Trocknen verbrannt. Gleichzeitig mit dem Mais ist die Durrah, das Kaffernkorn, zu derselben Höhe herangewachsen, dies aber hat nun, nachdem die Maisstauden ausgerissen worden sind, mehr Platz zum Wachstum und erreicht nach 6—7, selbst nach 8 Monaten die respektable Höhe von 5—6 Metern. Die Ährenrispen werden im August eingeerntet, indem die langen, oft über daumdicken Halme umgeknickt und die Ähren einzeln mit dem Messer abgeschnitten werden. Auf Tennen im freien Felde drischt man sie dann mit langen Stangen aus und speichert das Korn in Schobern auf, welche dieselbe Gestalt wie die Hütten haben, nur etwas langgestreckter und auf einem ½ Meter hohen Pfahlrost stehend zum Schutz gegen Insekten und Feuchtigkeit. Der Mais wird entweder in den Kolben zu Bündeln vereint an Stangen im Freien aufgehängt, oder im Innern der Hütten in großen faßartigen Rindenschachteln, Lindo, aufbewahrt.

Neben den eben genannten Getreidearten pflanzen die Wanjamuesi süße Kartoffeln, Yamwurzeln, verschiedene Hülsenfrüchte, Arachis oder Erdnüsse, aus denen sie Öl bereiten, und eine Menge Gemüse.

Wenn die gesamte Ernte spätestens Mitte September eingebracht wird, so feiern die Dorfbewohner die nun folgende angenehme Zeit durch allabendliche Chorgesänge oder in Tänzen, und die Weiber bereiten bei gutem Ernteausfall eine Menge Pombe.

Träger.

Wenn Anfang März, spätestens Mitte April die Felder vollständig bestellt, die Maisernte schon eingebracht und die Regenzeit zu Ende ist, ziehen die meisten Männer zur Küste. Zunächst nach Tabora, wo sich ein Teil schon als Elfenbeinträger anwerben läßt, und so auf dem Wege neben einem sehr geringen Entgelt Nahrung für die ganze Reise erhält. Ein anderer Teil aber zieht ohne Lasten nach den Küstenplätzen, nur mit eisernen Hacken versehen, zum Einkauf von Lebensmitteln unterwegs.

An der Küste werden die Leute sodann von Indern in Empfang genommen, welche sie sich durch Verabreichung von Kupfergeld für den täglichen Unterhalt derart verpflichten, daß sie nicht mehr von denselben loskommen können und dann von „ihrem Juder“ an Araber vermietet werden. Die Wanjamuesiträger erhalten für eine Last von 60 bis 80 englische Pfund und mehr, Stoffe, weiße und bunte Baumwollzeuge, Pulver und Gewehre, sowie einige Kleinigkeiten im Werte von ungefähr 8 bis 12 Dollar, 1 Dollar gleich 1 Maria Theresiathaler gleich 3,30 bis 3,50 Mark. Der Araber aber oder Europäer muß je nach der Anzahl der vorhandenen Träger 20 bis 30 und selbst 35 Dollar pro Mann von der Küste bis Tabora zahlen; von dort müssen immer neue für weitere Reisen gemietet werden. Die Wanjamuesiträger mieten gewöhnlich zu dreien selbst einen Träger zum Transport ihres Lohnes.

Nicht ein einziger Mjamuesi jedoch bringt seinen Lohn nach Hause, alles wird in Ugogo „aufgegessen“ bis auf 8 bis 16, höchstens 24 Unterarmlängen Stoffe. Nur das Gewehr wird nicht veräußert, es sei denn in höchster Not. Der einzige, welcher Stoffe in die Heimat bringt, ist der Mdäwa oder Karawanenführer.

Die Mühen und Strapazen auf der Reise sind unendliche; das Lasttragen, Hunger, Kälte, Durst, Krankheit und Epidemien, wie Blattern und Dysenterie, dezimiren alljährlich die Wanjamuesiträger, so daß es eigentlich kaum verständlich ist, weshalb sich die Leute immer wieder solchen Mühen unterziehen, ohne einen Lohn heimzubringen. Diese Erscheinung erklärt sich aus zwei Ursachen. Einmal wohnt den Wanjamuesi ein ganz außerordentlicher Wandertrieb inne, in einem Grade ausgeprägt, wie bei keinem zweiten Negerstamme Afrikas. Das Reisen mit seiner Lust und seinem Leide, die ewige Abwechslung, das hohe Maß persönlicher Freiheit gegenüber dem gesellschaftlichen Zwange zu Hause, wenn man so sagen darf, das Vergnügen an Abenteuern, die Weiber, die Sorglosigkeit in Bezug auf Ernährung und hundert andere Dinge lassen das Reisen dem Wanjamuesi so verlockend erscheinen, daß er die Mühe des Lasttragens und andere Unannehmlichkeiten sehr gering achtet. Die ausgeprägte Wanderlust ist jedoch nicht der alleinige Grund der Küstenzüge der Wanjamuesi. Ein Hauptbeweggrund für diese alljährlichen Massenwanderungen ist die Gelegenheit zu gutem Leben in Ugogo, wo Überfluß an allem herrscht, was der — Magen der guten Wanjamuesi begehrt. Da giebt es Pombe und Milch, Fleisch von Rindern, Schafen, Ziegen und Hühnern, Honig, Durrah und Erdnüsse, Hülsenfrüchte und wohlschmeckende Gemüse, wie Gurken, Kürbisse, Wassermelonen, alles im höchsten Überflusse. Wenn der Wanjamuesiträger nach ein bis eineinhalb Monat Aufenthalt in Ugogo, welchen alle Karawanen für die kurze Strecke notwendig haben, wegen des Tributzahlens dort, das Land passirt hat, so ist er dick und fett geworden, besitzt aber auch kaum noch so viel von seinem Lohne, um sich kleiden zu können.

(Schluß folgt.)

Aus Südwestafrika.

Je peinlicher uns die Nachricht von der Niedermetzelung der Küntzelschen Expedition in Witu, unmittelbar nach dem Übergang des Protektorats von Deutschland auf England, berühren mußte, um so erfreulicher ist es, zu sehen, wie in Südwestafrika die Befestigung der deutschen Herrschaft langsam aber sicher fortschreitet.

Herr Dr. Göring, welcher sich im Frühjahr 1890 wieder nach dem Schutzgebiet begeben hatte, erließ dort, alsbald nach seiner Ankunft, wichtige Verordnungen, durch welche die Einfuhr und der Handel mit Waffen und Munition, sowie der Handel mit Spirituosen geregelt wurde. Eine dritte Bekanntmachung bezog sich auf die Erteilung von Minenkonzessionen durch die eingeborenen Häuptlinge. Schon im Jahre 1886 war durch Verfügung des Kaiserlichen Kommissars bestimmt worden, daß die Häuptlinge im südwestafrikanischen Schutzgebiet nur mit Zustimmung der Bergbehörde Konzessionen verleihen oder die etwa schon vorhandenen modifiziren dürfen. Diese Verfügung wurde nunmehr auf die ganze deutsche Interessensphäre in Südwestafrika ausgedehnt.

Schon vor der Ankunft des Reichskommissars hatte sich der Führer der Schutztruppe, Hauptmann v. François, auf eine Rekognoszirungsreise in das Innere des Landes begeben, während sein Bruder, Leutnant v. François, mit 40 Mann der Schutztruppe (10 Mann blieben in Tsaobis zurück) nach Otyimbingue und Okahandja zog. An beiden Orten wurde Leutnant v. François von den Hereros, an dem letztgenannten Orte — dem Sitze des Oberhäuptlings Maharero — auch von diesem freundlich empfangen. Ende März brach die Truppe von Okahandja nach Rehoboth auf. Noch bevor letzterer Ort erreicht wurde, traf Hauptmann v. François, vom Ngamisee zurückkehrend, mit der Truppe zusammen und rückte am 6. April in Rehoboth ein. Er wurde hier von der gesamten Bevölkerung feierlich begrüßt. Inzwischen hatte sich Herr Dr. Göring, einer Einladung Mahareros folgend, nach Okahandja begeben. Dort fand im Mai eine

feierliche Versammlung statt, an welcher etwa 50 Hereros teil nahmen. Im Auftrage Mahareros erklärte der Häuptling Manasse von Omaruru namens der ganzen Herero-Nation, daß dieselbe an dem mit Deutschland abgeschlossenen Schutzvertrage festhalte und die Deutschen als ihre Brüder betrachte. Hauptmann von François, welcher ebenfalls der Versammlung in Okahandja beigewohnt hatte, traf am 6. Juni in Otjikango wieder mit der Schutztruppe zusammen. Er gedachte bis zum 12. Juni in Otjikango zu bleiben und sodann nochmals nach Rehoboth zu marschiren. Am 1. Juli ist Hauptmann von François mit der Schutztruppe in Wilhelmsfeste (Tsaobis) wieder eingetroffen, während Dr. Göring sich über Rehoboth nach dem südlichen Teil des Schutzgebiets begab. Neueren Nachrichten zufolge ist es demselben gelungen, mit dem Kapitän der Bondelzwaarts, Willem Christian in Warmbad, welcher sich früher wiederholt geweigert hatte, in ein Schutzverhältnis zu Deutschland zu treten, einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Dadurch ist die deutsche Schutzgewalt im Süden des Namaqualandes bis zur Grenze der deutschen Interessensphäre d. h. bis zum Oranjefluß und dem 20. Grad östlicher Länge ausgedehnt und es haben nunmehr auch die am Oranjefluß bereits bestehenden beiden deutschen Niederlassungen von Petersen in Außenkehr und Dominicus in Stolzenfels sich des deutschen Schutzes zu erfreuen. Es wird nunmehr die Aufgabe der kaiserlichen Regierung sein, den Häuptling von Gibeon, Hendrik Witboy, welcher durch fortwährende Raubzüge sowohl Großnama- als Damaraland beunruhigt, unschädlich zu machen und damit den Eingeborenen sowohl, wie den etwaigen Einwanderern die Sicherheit zu geben, daß sie die Früchte ihrer Arbeit ungestört genießen können. Ohne diese Sicherheit wird es weder gelingen, die Eingeborenen zu größeren Anstrengungen behufs Wiedergewinnung ihres früheren Wohlstandes zu ermutigen, noch die Unternehmungslust von Auswärtigen für die Besiedelung des Landes in erheblichem Maße rege zu machen.

Nach Abschluß des Schutzvertrags mit den Bondelzwaarts begab sich Herr Dr. Göring nach Kapstadt, um von dort nach Europa zurückzukehren. Über jenen Vertragsabschluß und über eine Besprechung mit Herrn Dr. Göring bringt die in Kapstadt erscheinende „Südafrikanische Zeitung" in ihrer Nummer vom 11. September nachstehende Berichte, die wir unseren Lesern mitteilen, ohne für den Inhalt, namentlich was die dem Reichskommissar in den Mund gelegten Äußerungen betrifft, irgend eine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Die „Südafrikanische Zeitung" schreibt:

Aus dem deutschen Schutzgebiet.

Am 21. August wurde durch unseren überall im Schutzgebiet hoch geehrten Herrn Reichskommissar, Dr. H. Göring, auf Warmbad im Bondelzwaartgebiet die deutsche Flagge an hoher Stange gehißt und fand damit die angestrengte Arbeit des Herrn Reichskommissars in unserer südwestafrikanischen Kolonie für immer — wir wollen hoffen — einen erfreulichen Abschluß.

Es war ein friedlicher Akt, der dort vollzogen wurde, und werden die günstigen Folgen desselben schon binnen kurzem sich zu zeigen anfangen.

Sowohl von weit her als aus der Nähe waren die im Lande wohnenden Weißen zur Begrüßung des Herrn Reichskommissars und der deutschen Fahne herbeigeeilt, und es war für Warmbad die ansehnlichste Zahl von Weißen, die jemals dort zusammen war. Außerdem war auch der Namastamm der Veldschoedräger eingetroffen und stellte auch dieser, ebenso wie Willem Christian und die Bondelzwaarts sich unter die deutsche Schutzherrschaft.

Bei der allgemeinen Freude, die die Hissung der deutschen Fahne bei den Bondelzwaarts, des für uns in Folge ihres nahen Wohnsitzes bei der Kapkolonie so wichtigen Namastammes, hervorrief, konnte leider doch nicht alles froh und zufrieden ausfallen und wurde der allgemeine Jubel dadurch gestört, daß die Nachricht ankam, der Räuberhauptmann Hendrik Wittboi sei, mit einer ganz unmäßigen Menge von Schießbedarf versehen (Gewehre, 70 000 Patronen, 800 Pfund Pulver, dazu viel Blei 2c.), zu neuen Raubzügen und diesmal nach dem Süden gegen die friedlichen und friedliebenden Bondelzwaarts im Anzuge. Diese so große Menge von Munition wurde Wittboy durch den Händler Duncan von Keetmannshoop und mit Zustimmung der Kapregierung, allen Gegenvorstellungen unseres Reichskommissars zuwider handelnd, und alle die schönen Versprechen ihrerseits mißachtend, vor wenigen Monaten ausgeliefert. Das ist der Dank, den wir Deutsche für unser freundliches Entgegenkommen von den Engländern ernten. Es ist wirklich schändlich, daß die Auslieferung jener Munition, welche von Wittboy nicht allein zur Schädigung deutscher Interessen, sondern zu Raub und Mord unter im tiefsten Frieden lebenden Nachbarn benutzt wird, stattgefunden hat. Wir hoffen indeß, daß die Schädigung, welche dadurch uns allen widerfahren ist, entsprechend gesühnt wird. —

Es ist sehr zu wünschen, daß unsere deutsche Reichsregierung sich endlich ermannt, und sich die so wertvollen im Lande und im Leben mit den Eingeborenen erworbenen Erfahrungen des Herrn Reichskommissars zu Nutzen macht — und zwar sofort — und danach handelt mit aller Energie.

Geschieht das, wird den Raubzügen des Wittboy ein Ende gemacht, wird ferner eine geregelte Verwaltung in dem Bondelzwaartgebiet eingesetzt, so werden auch Friede und Ruhe zurückkehren, der Wohlstand des Landes und seiner Bewohner sich heben, und deutsche wie englische Kraft werden das Möglichste thun, die vielen Interessen, die beide in unserer Kolonie gemeinsam haben, zum Besten weiter zu führen.

Ein Interview mit Reichskommissar Dr. Göring.

Am Freitag, den 5. d. M., verbreitete sich die Nachricht, daß unser Reichskommissar Herr Dr. Göring, über Land aus dem Schutzgebiete kommend, in Kapstadt eingetroffen sei. Unser Berichterstatter benutzte daher sofort die Gelegenheit, den hohen Würdenträger um eine Unterredung zu ersuchen, welche ihm auch mit größter Liebenswürdigkeit gewährt wurde.

Das Gespräch wandte sich zunächst den neuerworbenen Gebieten der Bondelzwaarts und Veldschoeträger zu, deren Länderstrecken, obwohl innerhalb der deutschen Interessensphäre liegend, bisher noch nicht vertragsmäßig vom Deutschen Reiche erworben waren. Dr. Göring hatte die Sache soeben endgültig mit dem Häuptling geregelt und den Schlußakt der Annexion durch Hissung der deutschen Flagge vollzogen.

„Halten Sie diese Gebiete für besonders wertvoll?" war die Frage unseres Berichterstatters. „Entschieden," lautete die Antwort. „Diese Länderstriche verdienen besondere Achtung wegen ihrer Nähe zur Kolonie, ihrer großen Grasflächen und ihres verhältnismäßigen Wasserreichtums, welcher unter der Erde liegt und durch Brunnen überall leicht erschlossen werden kann."

„Dann würden diese Gebiete also die kapkolonialen Flußbereiche diesseits des Oranje an Wert übertreffen?"

„Gewiß ist dies der Fall; und ein Beweis hierfür zeigt sich in dem Umstande, daß so viele Kapburen den Wunsch hegen, über den Strom in das deutsche Gebiet hinüberzusiedeln."

„Somit hätte ja Deutschland das erreicht, wonach das ganze Volk so eifrig strebt, nämlich Kolonien, welche geeignet sind, größere Ackerbau treibende Massen aufzunehmen," warf unser Berichterstatter ein.

„Nicht in dem Sinne, wie man dieses wünscht," entgegnete der Reichskommissar. „Ackerbau im weiten Maße ist nicht möglich, wo der Regen fehlt und Bewässerung nur auf künstlichem Wege möglich ist. Hingegen wäre das Land wie geschaffen für Viehzucht und Landwirtschaft nach Beispiel der Burenfarmen. Deshalb könnten wir auch nichts besseres thun, als eine möglichst große Menge von Buren und die vielen, bereits in Südafrika lebenden deutschen Landsleute in unseren Schutzgebieten anzusiedeln."

„Könnten wir nicht das Gleiche erreichen, wenn wir statt der holländischen Buren deutsche Bauern herbeizögen?"

„O gewiß," war die Antwort; „doch hat dies seine Schwierigkeiten."

Hier folgte eine genauere Angabe der Kosten und Spesen, mit welchen die Übersiedelung aus Deutschland, Anschaffung der Geräte, lokale Ausgaben 2c. für den einwandernden Landmann verknüpft sind, mit der Endbetrachtung, daß, wenn ein auswanderungslustiger deutscher Bauer über solche Kapitalien verfügt, er sich dann lieber nach Amerika wendet.

„Kann aber die deutsche Regierung hier nicht helfend eingreifen? Wie erklärt es sich denn, daß von Berlin aus überhaupt so wenig geschieht und daß das Land nicht einmal eine hinreichende Verwaltung aufweist?" — Unser Berichterstatter hatte etwas zögernd gesprochen, denn es galt den Kern der Unterredung.

„Was Ihre erste Frage anbetrifft, so ist diese ja von der Regierung selbst bereits beantwortet worden, als sie erklärte, daß sie das Land nur dem Privatunternehmen erschließen wolle. Eine Verwaltung des Schutzgebietes ist ja aber in Otimbingue vorhanden; daß dieselbe indessen bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen und den weiten Entfernungen, besonders für die südlichen Teile nicht genügt, habe ich bereits oft hervorgehoben."

„So darf man denn hoffen, daß in dieser Hinsicht nach Ihren Berichten in Berlin ein Umschwung zum Bessern eintreten wird?" Der Reichskommissar schwieg einen Augenblick. Dann entgegnete er ohne Zögern:

„So viel ich hierfür wirken kann, wird geschehen; im übrigen haben wir jetzt auch das neue Kolonialamt in Berlin, und so kann man denn immerhin das Beste hoffen."

Hiermit hatte eigentlich unser Berichterstatter den Schluß seiner Aufgabe erreicht. Das Gespräch nahm auch jetzt eine anderere Wendung und kehrte sich den nördlichen Teilen unseres Schutzgebietes, besonders der Walfischbai zu.

„Wie halten Sie die Lösung der Hafenfrage am besten für möglich?" fragte unser Berichterstatter.

„Das Einfachste wäre, wenn wir Landungsvorrichtungen an der Mündung des Tswachaubflusses anbrächten. Die Sache ist vollkommen möglich, wie der Kapitän eines Wörmanndampfers versicherte. Wir hätten hiermit nicht allein den Vorteil, die weitaus beste Verbindungsstraße ins Innere zu besitzen, sondern das Vorhandensein von genügendem Süßwasser in genanntem Flußbett würde auch die Anlage einer Ansiedelung an der Küste begünstigen und Walfischbai müßte in kürzester Zeit wieder das werden, was es von Natur aus ist: ein ödes, wasserloses Sandloch ohne jede Bedeutung."

„Und halten Sie es für wert, solche Anstrengungen zu machen, um den Zugang nach Damaraland freizulegen?"

„O gewiß. Damaraland ist der beste Teil unseres Schutzgebietes; vor allem sehr gesund." . . . .

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Eine Ausschußsitzung der Gesellschaft fand am 7. Oktober unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsrat Simon in den Räumen der Gesellschaft statt. Die Kommission, welche zur Untersuchung der Frage, betreffend Einrichtung von Versuchsstationen in Südwestafrika, niedergesetzt ist, erstattete Bericht. Herr Bergrat Dr. Busse, welcher als Gast anwesend war, nahm an den Verhandlungen des Ausschusses teil. Aus den geschäftlichen Mitteilungen sei noch erwähnt, daß sich in Koblenz eine Abteilung gebildet hat; den Herren welche sich um das Zustandekommen der Abteilung verdient gemacht haben, wurde der Dank des Ausschusses votirt.

— Abteilung Koblenz. Am 3. Oktober hatten sich im Hotel Maiwald eine größere Anzahl Herren versammelt, um über die Gründung einer Abteilung zu beraten. Herr Bergrat Dr. Busse eröffnete die Versammlung

und gab einen Überblick über das Wesen und die Ziele der Deutschen Kolonialgesellschaft. Für die weitere Entwickelung der Gesellschaft und die energische Verfolgung ihrer Zwecke sei es notwendig, daß sich Ortsgruppen und Abteilungen in allen deutschen Städten bildeten. Dieselben hätten die Zentralleitung zu unterstützen und dazu beizutragen, daß letztere in wichtigen Fragen ein gewichtiges Wort mitreden könne. Redner beleuchtete sodann die Kolonialbewegung, die nichts anderes sei als eine Äußerung des Nationalbewußtseins. — Wenn der deutsch-englische Vertrag unangenehme Empfindungen erregt habe, so habe er andererseits das Gute bewirkt, daß er eine starke Nationalbewegung angeregt habe; jemehr die Engländer dieselbe zu hemmen suchten, um so lebhafter würde sie aufflackern, und wir könnten der englischen Anmaßung nicht besser begegnen, als daß wir den Engländern zeigten, daß sie eine große nationale Bewegung in Deutschland hervorgerufen hätten. Nach Vorlesung des Statutenentwurfs wurde derselbe einstimmig en bloc angenommen. In den Vorstand wurden gewählt: Bezirkskommandeur Oberst Behm, Landrat Graf Brühl, Bergrat Dr. Busse, Erster Staatsanwalt Fischer, Hofbuchhändler Kindt, Regierungsrat Middendorf, Divisionspfarrer Montag, Oberbürgermeister Schüller, Kommerzienrat Spaeter, Gerichtsassessor Trapet, Oberregierungsrat a. D. Freiherr v. Vincke, Kommerzienrat Wegeler. Herr Kommerzienrat Wegeler sprach Herrn Bergrat Dr. Busse unter lebhafter allseitiger Zustimmung den Dank der Versammlung und gleichzeitig seine Freude darüber aus, daß für die Bewegung, die er selbst vor Jahren schon einmal angeregt habe, eine so energische Kraft gewonnen sei.

Kleine Mitteilungen.

— (Über die Niedermetzlung der Deutschen in Witu) liegen jetzt zwei Berichte vor, der eine von Herrn Fritz Häßler, einem der beiden Überlebenden der Küntzelschen Expedition, der andere von Herrn Weiß, dem Beamten der Witu-Gesellschaft. Danach ist die Geschichte des Dramas etwa folgende, obwohl einige Punkte immer dunkel bleiben werden. Die Mitglieder der Expedition landeten in Mkonumbi (siehe die Karte „Deutsch-Wituland" in Nr. 49, Jahrgang 1888 der „Deutschen Kolonialzeitung"), wo eine Hütte erbaut wurde. Die Arbeiten der Sägemühle sollten bei Utuani beginnen. Am 31. August erhielt Küntzel die Erlaubnis, zum Sultan zu kommen, er brach in Begleitung Häßlers nach dort auf und wurde freundschaftlich vom Sultan empfangen, der sich aber bitter über das deutsch-englische Abkommen beschwerte und keinem anderen Europäer mehr gestatten wollte, in seinem Lande zu arbeiten. Er hatte bis jetzt (2. September) noch keine offizielle Mitteilung der Thatsache von seiten des Deutschen Reiches erhalten, dagegen war der englische Konsularagent in Lamu, Simons, bei ihm gewesen und hatte ihm von der Veränderung des Protektorates benachrichtigt. Die Herren gingen dann nach Mkonumbi zurück und beschäftigten sich mit dem Hausbau, doch wurden sie dabei durch die Mkonumbi-Leute gehindert, welche angeblich durch einen Brief des Sultans dazu aufgefordert sein wollten, so daß die Lage eine recht bedrohte war. Am 11. September kam aber Bana Homari vom Sultan, um Ruhe zu schaffen, und alles wurde wieder friedlich. Am 13. September gingen die Arbeiter nach Utuani, um dort die nötigen Fällungen für das Fundament der Säge vorzunehmen und Küntzel ging noch einmal mit Bana Homari nach Witu, um dem Sultan einen Besuch abzustatten. Dort traf er bereits seine Arbeiter. Als nämlich Meuschel und seine Begleiter eben mit dem Aufrichten der Häuser beschäftigt waren, waren ca. 300 Soldaten gekomuen und hatten ihnen befohlen, die Arbeit einzustellen und umzukehren. Sie gingen, sämtlich gut bewaffnet, mit den Askaris nach Witu, bekamen dort ein Schaf vom Sultan, durften frei herumgehen, wurden aber durch eine List ihrer Waffen beraubt. Als Küntzel ankam, befahl der Sultan, auch ihm die Waffen wegzunehmen, aber Homari verbürgte sich für ihn. Als Küntzel das Thor der Stadt verlassen wollte, suchten ihn die Thorwächter daran zu verhindern. Es entspann sich ein Kampf, in dem Küntzel der Übermacht unterlag nachdem er seine Patronen verschossen. Die anderen unbewaffneten Deutschen waren durchs Thor gedrungen, wurden aber alle, mit Ausnahme des Meuschel, der in dem hohen Grase entkam, niedergemacht. Der 16jährige F. Horn, welcher Küntzel die Patronen gereicht hatte, wand sich nach dessen Fall durch die Soldaten, wurde aber in der Bara von Wagalla niedergestoßen. Die Mörder wandten sich dann nach Mkonumbi, lockten dort den ahnungslosen R. Horn aus dem Hause und schossen ihn nieder. Als Häßler und Weiß abgereist waren, wurde alles von den Wituleuten vernichtet. K. Toeppen besuchte am nächsten Tage den Sultan, der die Leichen der Ermordeten noch nicht hatte begraben lassen und die Beerdigung derselben verweigerte. Die britischen und deutschen Missionare gingen auf die Nachricht von diesen Vorgängen an die Küste, der finnische Missionar Hedenström rettete mit knapper Not sein Leben. Es scheint also in Witu jetzt vollständige Anarchie zu herrschen, die den Europäern feindliche Partei hat die Oberhand, und es tritt die ernste Pflicht an England heran, die Ermordung der Deutschen zu rächen und hier Ordnung zu schaffen. Aus dem Mitgeteilten geht jedenfalls soviel hervor, daß der Sultan von Witu ein falsches Spiel spielte. Die Ermordung der unbewaffneten Deutschen macht die Sache noch schlimmer; sie war eine barbarische That, die an dem Sultan und den Mördern hart geahndet werden muß. Wir haben den Engländern gezeigt, wie man mit aufsässigen und grausamen Arabern und Suahelis umgehen muß, jetzt kommt die Reihe an sie, auch ihrerseits das europäische Übergewicht geltend zu machen, wenn nicht das Deutsche Reich die Ausübung der Vergeltung in die eigene Hand nehmen soll.

— (Die Engländer) fühlen sich jetzt schon, nachdem kaum das deutsch-englische Abkommen getroffen, in ihrem handelspolitischen Übergewicht auf Sansibar bedroht. Der „Standard" läßt sich aus Sansibar berichten, daß die dortige Zukunft sehr trübe sei. Dadurch, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihr Hauptquartier nach Dar-es-Salaam an die Küste verlegt und eine deutsche Dampferlinie den Verkehr zwischen den an der Küste gelegenen „sehr reichen Städten" mit „Europa und der Welt" direkt vermittele, wird der Handel, welcher bislang nach Sansibar ging, von dort abgelenkt werden. Auch F. Moir, der Direktor der African-Lakes-Company, welcher sich in Europa aufhielt, sprach sich, wie wir der „Pall Mall Gazette" entnehmen, dahin aus, daß die Deutschen, im Besitze der Küste, nun wohl versuchen würden, Sansibar tot zu machen. — Mit einem gewissen Neid sehen sie auch den Arbeiten der Deutschen in Kaiser Wilhelmsland zu, da ihr Gebiet durchaus keine Fortschritte macht. Der Gouverneur Mc Gregor, der beste Kenner des Landes, hat erklärt, daß der anbaufähige Boden nur für die Bedürfnisse der Eingebornen ausreiche, und legt dem Eindringen der Europäer, deren Grausamkeit den Eingebornen gegenüber er kennt, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. In den drei nördlichen Provinzen Australiens, welche für den Gouverneur auf Port Moresby Gelder aufzubringen haben, da nur unter dieser Bedingung die Annexion vorgenommen worden ist, herrscht deswegen eine sehr lebhafte Mißstimmung.

— (Über die angebliche Beschimpfung der deutschen Flagge) durch den Engländer Thomson ist Folgendes amtlich festgestellt: Thomson, Agent der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, hat vor einiger Zeit irrtümlich in dem der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehörigen Gebiet bei Witu eine von deren Beamten aufgezogene deutsche Flagge eingezogen. Der Gouverneur der englischen Gesellschaft, Sir Francis de Winton, hat hierauf die Bestrafung des Thomson eintreten lassen; sowohl er selbst als auch der englische Generalkonsul in Sansibar haben über diesen Vorfall amtlich ihr Bedauern ausgesprochen. Seitens des deutschen Generalkonsuls ist darauf im Einverständnis mit der Vertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar der Zwischenfall als beigelegt erachtet worden.

— (Deutsch-Ostafrika.) Die Forderung, welche der Sultan von Sansibar für Abtretung des Küstenstreifens stellt, beträgt 4 Millionen Mark; es heißt, daß diese Summe von deutscher Seite als den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend angenommen wird. Über die Art der Aufbringung der Summe schweben noch Verhandlungen. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ist, wie verlautet, bereit, den genannten Betrag zu zahlen, fordert aber die Anerkennung der im Zollabkommen eingeräumten und der sonstigen ihr vom Sultan zugestandenen Rechte. Der Aufsichtsrat, in den auch Herr Direktor im Reichspostamt Sachse gewählt worden ist, hat sich bereits eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Der Sitzung desselben wohnte auch Dr. Peters bei, der auf die Gesellschaft verschiedene von ihm in Afrika erworbene privatrechtliche Konzessionen übertrug. — Über die spätere Verwendung des Majors v. Wißmann, welcher Ende des Monats nach Ostafrika zurückzukehren beabsichtigt, verlautet noch nichts genaues, doch dürfte er im Gebiete der großen Seen noch ein großes Thätigkeitsgebiet besitzen. Er ist jetzt eifrig mit Abfassung seines Werkes, die zweite Durchquerung Afrikas betreffend, beschäftigt, welches bald bei Trowitzsch in Frankfurt erscheinen soll. — Dr. Peters beschäftigt sich augenblicklich mit der Herausgabe eines Werkes über die Emin-Pascha-Expedition. Er hielt am 4. Oktober in der Gesellschaft für Erdkunde eine Rede über die Geographie des Tana-Gebietes.

— (Die Aufgaben des Kaufmannes in den deutschen Kolonien) hat der Lehrer am Orientalischen Seminar Dr. Büttner in einem Vortrage behandelt, welchen er in einer öffentlichen Versammlung der kaufmännischen Abteilung des Christlichen Vereins junger Männer hielt. Einem Referat der Kreuzzeitung entnehmen wir darüber folgendes: Unter den leitenden Gedanken der Kolonialbewegung war von Anfang an der, ein Wirkungsfeld zu schaffen, so wie der, einen Warenaustausch zwischen den Kolonien und dem Mutterlande zu beiderseitigem Vorteil anzubahnen, um Deutschland von der Tributpflichtigkeit an die andern dadurch reich gewordenen Kolonialmächte, namentlich Holland und England zu befreien. Der Redner skizzirte den deutschen Kolonialbesitz, dabei die jetzt durch die diplomatische Schlußregulirung eingetretenen Verluste bedauernd, und ging darauf zu der Beleuchtung der betrübenden Thatsache über, daß, nachdem deutsche Kolonien aller Art, darunter fruchtbare und gesunde, erworben sind, sich in Deutschland so wenig Lust zeigt, dieselben auszunützen. Das Großkapital zeige viel mehr Neigung zu Spekulationen in der Türkei, Rumänien, Argentinien und andern unsicheren Ländern, als in den deutschen Kolonien, wohin noch wenig Intelligenz und noch weniger Großkapital geht. Die Deutschen leiden vielfach an dem Irrtum, daß man, um in Afrika durchzukommen, daselbst „Wild-Amerika" spielen müsse, und die das gethan, haben dabei ja auch viele Menschenleben geopfert. Dem gegenüber kann aber sowohl der Missionar, als der Pflanzer, der Kaufmann, als der Arbeiter in durchaus friedlicher Arbeit in Afrika wirken. Und namentlich der Kaufmann kann sowohl sich als sein Vaterland durch seine Arbeit drüben bereichern. Er braucht keine Waffen. Er darf nicht auftreten wie ein Räuberhauptmann, sondern er muß in friedlichen, vertrauensvollen Verkehr mit den Eingebornen treten, ausgerüstet mit Bildung, Schneidigkeit und Sprachkenntnis. Dort wäre ein reiches fruchtbringendes Feld für den Thätigkeitstrieb unserer gebildeten Jugend, der jetzt vielfach in halsbrechendem Sport vergeudet wird. Nicht jeder Kaufmann braucht mit eigenem Gelde anzufangen; aber die nötige Vorbildung muß jeder mitbringen, um drüben in Afrika, namentlich in Ostafrika, als tüchtiges Mittelglied zwischen Produzenten und Konsumenten aufzutreten. Der Kaufmann muß vor allen Dingen die Rohstoffe studiren, die aus jenen Ländern kommen. Jetzt werden dieselben aus allen Weltteilen in irgend eine europäische, natürlich nicht deutsche Handelsstadt gebracht, um von dort aus wieder in alle Welt verschickt zu werden. Für Straußenfedern ist z. B. ein Markt in Antwerpen, ebenso für Elfenbein. Andere Rohstoffe gehen nach London, um dort verauktionirt zu werden, und wenn sie zu uns kommen, sind sie natürlich mit dem Zoll jener Länder, die das Handelsmonopol haben, belastet. Der Kaufmann muß seinen Kautschuk und Gummi am Produktionsort zu kaufen suchen und muß neue Produktionsländer auffinden. Er muß die Nützlichkeit und Handelsfähigkeit bisher unbenutzter Stoffe entdecken und sie in den Handel bringen können. Früher bezog man sämtlichen Gummi-arabicum aus dem östlichen Sudan. Jetzt ist man dahinter gekommen, daß dieser Gummi in ganz Afrika wild

produzirt wird, und so liegen noch viele Rohstoffe herum, die nur auf das Auge des kaufmännisch gebildeten Entdeckers warten; denn der Gelehrte, der Missionar, der Forscher sieht zwar die Dinge, er sieht sie aber nie oder nur selten im Hinblick auf ihre Verwertbarkeit im Handel an. Wenn die Nachfrage nach einem solchen Rohstoff erwacht, dann wird er auch von den Negern gesammelt und später angebaut. Die Schwarzen arbeiten überhaupt ebenso gern, wie unsere Bauernknechte und Arbeiter. Sie arbeiten nicht, wenn sie sehen, daß nichts dabei herauskommt. Sie arbeiten, wenn sie in Ruhe und Sicherheit ihren Lohn verzehren können. Vor allem betont der Redner die Notwendigkeit ausreichender Sprachkenntnisse für den Kaufmann, sowohl für den, der etwa selbständig die Länder bereist, als auch für den Angestellten. Er verurteilt an der Hand der Thatsachen das Experiment: durch die Verleitung des Negers zum Schnapstrinken den Handel zu beleben. Wo man dies versucht habe, seien die Folgen nicht nur für den Neger, sondern auch für den Kaufmann und für den ganzen Handel ungünstige gewesen. Wo der Alkohol eingeführt wurde und eine Rolle spielte, blieb eine Kluft zwischen den Europäern und den Eingeborenen. Die Grenzstämme bemächtigten sich dann dort des Handels und verteuerten die Waren. Das beste Beispiel, wie der Handel mit den Eingeborenen Afrikas betrieben werden muß, bieten die Araber, die ohne viel Rumor und wenigstens zum Teil ohne Gewaltthätigkeit Afrika viel früher durchquert haben, als die Europäer. Die Leute, die geschäftsmäßig in Afrika reisen, schreiben keine Bücher darüber; denn sie haben kein Interesse daran, sich die Konkurrenz groß zu ziehen. Wer aber bis an die Zähne bewaffnet die Eingeborenen in Schrecken versetzt und sie dann durch Waffengewalt zur Lieferung von Nahrungsmitteln zwingen muß, der berichtet in großen Büchern über seine Heldenthaten. Dem friedlichen Kaufmann, der ohne Waffen kommt, thut kein Eingeborener etwas. Er braucht ihn, er weiß, daß er ihm nützlich ist. Bisher wurden in Ostafrika nur die Araber und Indier reich durch die Handelsvermittlung. Um so mehr haben aber auch die ihnen an Intelligenz und Kenntnissen überlegenen europäischen Kaufleute Aussicht, es dort zu etwas zu bringen. Das Seminar für orientalische Sprachen bietet eine gute Gelegenheit, sich die nötigen Sprachkenntnisse schon hier anzueignen. Mehrere Handelskammern haben Stipendien gegründet, durch welche die Studirenden reichlich unterstützt werden. Zuletzt empfiehlt der Vortragende noch als notwendige Vorbedingung für einen gedeihlichen Verkehr mit den Eingeborenen absolute Ehrlichkeit im Handel und schloß unter lebhaftem Beifall.

Litteratur.

Les Colonies Françaises. Notices illustrées, publiées par ordre du sous-sécrétaire d'état des colonies sous la direction de Mr. Louis Henrique II—IV. Paris, Maison Quantin.

In den vorliegenden drei Bänden haben wir die Fortsetzung des in Nr. 5 unserer Zeitung von diesem Jahr besprochenen ersten Bandes der französischen Kolonien. Der zweite Band bringt die französischen Kolonien Amerikas, der dritte die indochinesischen Kolonien und Protektorate, der vierte diejenigen des stillen Ozeans. In derselben vortrefflichen Weise wie im ersten Bande werden die übrigen Kolonien des französischen Reiches behandelt; beigegeben sind sauber ausgeführte Karten und Illustrationen. Am Schlusse einer jeden Kolonie findet sich eine Bibliographie derselben, wodurch sich der Wert dieses Werkes noch erhöht. Im fünften Bande, der uns noch nicht zugegangen, werden die afrikanischen Besitzungen Frankreichs vorgeführt und wir machen schon jetzt alle Freunde kolonialer Litteratur auf diesen Band aufmerksam.

Br.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Oktober.

Baumgarten, Dr. J. L'Afrique pittoresque et merveilleuse. Peinte par les explorateurs: Baker, Barth, Bnrton, Cameron, Du Chailln, Compiègne, Giraud, Livingstoue, Nachtigal, Speke, Schweinfurth, Stanley, Wissmann etc. 8°. XIII. 229 avec 1 carte. Th. Kay, lib. d. l. cour, Cassel 1890. (Vom Verleger.)

Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft für 1863. 8°. 356, Barmen 1863.

Burmann, Dr. K. Im Herzen von Afrika. Erlebnisse und Abenteuer zweier Freunde in dem dunklen Weltteil. 8° 151. Rob. Bardtenschläger, Reutlingen 1890. (Vom Verleger.)

Castillo, Dr. Raf. del, Gran Diccionario geografico, estadistico é historico de España y sus provincias de Cuba, Puerto Rico, Filipinas y posesiones in Africa. Gr. fol. tom I. A–D. 752. Impreuta de Henrich & Compañia en comandita sucesores de N. Ramirez y Compañia, Barcelona 1889. (Vom Verleger).

Cölln v., Oberpfarrer. Bilder aus Ostafrika. Kl. 8°. H. G. Wallmann, Leipzig 1890. (Vom Verleger).

Haarhoff, Dr. B. J. Die Bantu-Stämme Süd-Afrikas. Eine ethnologisch-mythologische Studie 8°. 126. Gustav Fock, Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte. Jahrgang 87 u. 88. 8°. 168, XV. 196, XVI. Duncker u. Humblot, Leipzig 1889 u. 90.

Her Maj. Col. Poss. No. 104 Natal, 105 Malta, 106 Br. Guiana, London.

Jahresbericht von dem Missionswerk der Brüdergemeinde vom Juli 1889 bis Juli 1890 nebst der Rechnung der Missionsdiakonie vom Jahre 1889 gr. 8°. 59. Hernhut. (Von der Br.-Gemeinde.)

Dr. W. Junkers Reisen in Afrika. Lfg. 29—35. Fr. Hölzel, Wien 1890. (Vom Verleger.)

Michaelsen, Dr. W. Beschreibung der von Herrn Dr. F. Stuhlmann im Mündungsgebiet des Sambesi gesammelten Terricolen. Aus dem Jahrbuch der Hamburger Wissenschaft. Anstalten VII. gr. 8° 30. Mit Tafl. u. Abbildg. In Commission L. Gräfe, Hamburg 1890 (Vom Verleger).

Rang- und Quartir-Liste der Kgl. Preuß. Armee für 1890 XX 1038. E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1890.

Royal Colonial Institute, Proceedings, vol. XXI 1889–90 London 1890. (Von Sr. Durchl. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg).

Seehäfen des Weltverkehrs, die. Lfg. 21–23 (Heft 17–19 des I. Bd.). Sevilla, Lissabon, Porto, Bilbao, Bordeaux, Nantes, Havre. A. Dorn, volkswirthschaftl. Verlag, Wien 1890 (Vom Verleger).

Weinstein, Carl. Von Süd-Afrika und seinen Goldfeldern. 8°. 77. Rosenbaum und Hart, Berlin 1890 (Vom Verleger).

Wißmann, H. v. Antwort auf den offenen Brief des Herrn Dr. Warneck über die Thätigkeit der Mission beider christlicher Confessionen. 2. Aufl. 8°. 52. Walter & Apolant, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Carta de Ilha de Santo Antão 1887 1:100 000.
„ de Sal 1887 1:100 000.
„ das Ilhas S. Vincente e Sta. Luzia 188 . 1:100 000.
„ de Ilha da Bona Vista 1888. 1: .00 000.
„ „ de S. Nicolao 1887. 1:100 000.
„ „ de S. Thiago 1890. 1:100 000
„ „ Brava, plano hydrgr. do Fajão d'Agna 1890. 1:5000.
„ „ de S. Thiago, pl. hydr. do Porto da Praia 1886. 1:8000.
„ „ „ „ do Bah. do Tarrafal 1890. 1:500.
„ da Guiné Portugueza 18 0. 1:500 000.
„ da Ilha do Principe 1886. 1:100 000.
„ „ de S. Thomé 1885. 1:150 000.
„ de Angola 1885. 1:3 000 000.
„ dos territorios de Cabinda, Molembo e Massabi 1886. 1:750 000.
„ de Emboccadura do Zaire 1887. 1:750 000.
„ da Euseada do Quicembo, pl. hydr. 1888. 1:1 000.
„ da Bahia das Salinas 1885.
„ de Mozambique 1889. 1:3 000 000.
„ do distr. de Manica e dos territ. circumvizimbos 1887. 1:2 000 000.
„ da Barra e rio Linde, reconhecimento hydrog. 1889.
„ da Bahia de Tungue parte Oeste, pl. hydr. 1889. 1:10 000
„ do Rio Tungue. pl. hydr. 1885.
„ de Foz do Tungue reconhecimento hydr. 1890.
Commissão de Cartographia, Lisboa. (Von der betr. Kommissicn.)

„Carl Peters-Stiftung."

(Dritte Liste.)

Es zahlten: Herr Prof. Dr. Barth, Marburg 10 M.; Herr Dr. med. Wulffert, Berlin 10 M.; Herr A. W. Schleicher, Berlin 100 M.; Herr Otto Baschin, Berlin 10 M.; einige Mitglieder der Dresdener Kol.-Abt., gesammelt durch Herrn Hofrat Credé 110 M.; Herr Dr. med. Schlesier, Hunteburg 3 M.; Herr Carl Elbers, Hagen i. W. 25 M.; Herr Dr. Wilh. Elbers, Hagen i. W. 10 M.; Kolonial-Abteilung, Nürnberg 50 M.; Herr Major Ziethen, Berlin 3 M.; Herr Kais. Reg. Rat Dr. Schrader, Berlin 10 M.; Herr Dr. H. Rentzel, Michelstadt 5 M.; Herr Heimanuz, Konstanz 10 M.; Herren Gebr. Richter, Berlin 25 M.; Herr Gymn. Lehrer Boche, Berlin 5 M.; Herr Freiherr von Thüngen, Roßbach 50 M.; Herr Dr. Hans Schinz, Zürich 100 M.; Herr Landgerichtsrat v. Oetzen, Zabern 20 M.; Herr Graf Dönhoff-Friedrichstein, Löwenhagen 30 M.; Herr Julius Heyermann, Braunschweig 5 M.; Herr Alb. Limbach in Braunschweig, Herr Dr. Knobloch in Kehl, Herr Fr. Kunze in Königsberg i. Pr., Herr Oberst z. D. Philippi in Berlin, Herr Dr. G. Matthäi in Gr. Lichterfelde, Herr Dr. Hilgers, Bad Reinerz, Herr B. Kistenmacher in Friedenau je 5 M; von N. Berlin, Herr Fritz Behrens in Halle a. S. je 3 M.; Herr Dr. Kummer in Wesselburen, Herr Prof. Dr. W. Herrmann in Marburg, Herr Dr. Hoepke in Bärwalde, Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Larisch in Naumlau je 10 M; Herr G. v. Meviffen in Cöln, Herr Geh. Reg. Rat. Koenigs in Berlin, Herr Hofmarschall von St. Paul in Fischbach, Herr Carl Röder in Soltau je 100 M.; Herr Dr. Windecker in Berlin, Herr Gust. Pauli in Berlin, Herr v. Roeder in Interlaken je 20 M.; Herr Oberförster Freitag in Crone 6 M.; Herr G. Frommhold, Bückeburg 9 M.; Sammlung durch Herrn General-Direktor Pfaehler 127 M.; Herr Oberst Jacobi, Berlin 3 M.; Herr C. Wiesen, Wüstewaltersdorf 30 M.; Herr Graf von Mirbach, Sorquitten, Herr Harry, Pringsheim je 50 M.; Herr Apotheker Fütterer, Hettstedt 2 M.; Herr Dr. Carl Michel, Hansaring 10 M.; Geograph. Gesellschaft in Lübeck 50 M.; Sammlung durch Herrn Dr. Pelkmann, Berlin 53 M.; Sammlung durch Herrn Dr. med. Wulffert, Berlin 18 M.; Sammlung durch Herrn Ref. Dr. M. Rhode 13 M.; Sammlung des Herrn Dr. Belger 15 M.; Herr Postverwalter von Ende, Mehlis 6 M.; Herr Theod. Stephani, Zwickau i. S. 30 M.; Herr W. Castendyck, Harzburg 20 M.; Herr Oldemeyer, London 500 M.; durch D. K.-Ges., Abt. Quedlinburg, erste Rate 150 M.; Sammlung durch Herrn Stadtrath A. Wichmann, Bernburg 81,70 M.; G. 60 M.; Herr Major Trüstedt 10 M.; Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. von Treitschke, Berlin 20 M.; Herr von Eckenbrecher, Berlin 20 M.; Herr Rechnungsrat Könneberg, Friedenau 10 M.; D. K.-Ges., Abt. Forst i. L. (durch Herrn Georg Ph. Rüdiger) 259,50 M.; Herr Geh. Kommerzienrat M. Duttenhofer, Rottweil 1000 M.; Herr Fritz Ed. von Eichel-Streiber, Eisenach 500 M.; D. K.-Ges., Abt. Bromberg (Ertrag einer Sammlung beim Festessen zu Ehren des Herrn Leutnant von Tiedemann) 230,70 M.; Sammlung des Herrn Jagow 50 M.; Herr Baltus Becker in Seesen, Herr Prof. Kayser in Marburg, Herr Pilling in Danzig, Herr Ref. Eversbusch in Erlangen, Herr Hofrat Westberg in Wiesbaden, Herr Dr. Karl Heidmann in Berlin, Herr Amtsrichter de Niem in Wiesbaden je 10 M.; Herr Puls in Charlottenburg, Herr Dr. Göz in Berlin, Herr Graf Frankenberg-Tillowitz je 50 M.; Herr Amtsrichter Klingelhöfer in Elberfeld, Herr Oberpräsident Graf Behr-Negendanck in Stettin je 30 M.; Herr Ref. Dr. Lehmann in Luckau, Herr Landrath Behtz in Drossen, Herr Braun in Lüben je 5 M.; Sammlung durch Herrn Prof. Seiler in Eisenberg 152 M.; D. K.-Ges., Abt. Blankenburg 38 M.; Herr Dr. Neubert in Dresden, Herr Schlichtenbahl in Barmen je 20 M.; Herr Stabsarzt Stechow, Berlin, Herr Gust. Soenigen in Düsseldorf, Herr P. C. Turcjon in Lüdenscheid je 200 M.; Herr Ref. Otto Hagen 4 M.; Herr Rudolf Schöller zur Falkenburg in Zürich 40 M.; Herr Schmitt in Erfurt, Herr Graf Harrach auf Groß Sägewitz je 100 M.; Herr Freiherr v. Duranz auf Barakowitz 15 M.; Herr Amtsgerichtsrat Eigenbrodt in Schlawe, Herr Dr. phil. Hölzer je 6 M.; Herr Freiherr von Stumm, Halberg 300 M.; Herr Ass. Rudolphi, Herr Ref. Langenstraß in Berlin je 3 M.; Herr Wilh. Jordan, Berlin 20 M.; Herr Amtsrichter von Bülow in Braubach, Frau von Wegner, Herr Dr. phil. Dehnecke in Berlin je 10 M.; Herr Dr. Belger, Berlin, zweite Sammlung 6 M.: Deutsche K.-Ges., Abt. Stettin 65 M., Abt. Burg bei Magdeburg 86 M., Abt. Bamberg 208 M.; Herr cand. med. Roeschke, Berlin 2 M.; Herr Oberlandesger.-Rat Zerger, Colmar i. E. 15 M.; Herr Geh. Justizrat Prof. Dr. Heinr. Brunner, Berlin 10 M.; aus einer Skatkasse 5 M.; H. R., London 50 M.; Se. Exzellenz Herr Feldmarschall Graf Moltke, Creisau 10 M.; Herr Graf von Ranzow, Berlin, Herr Hammer, Brandenburg, Herr Dr. Vormeng, Berlin je 10 M.; Herr Landrat von Balau in Schlawe, Herren Gebr. Stollwerck in Cöln (Rhein) je 30 M.; Schaubsche Buchh. in Düsseldorf, Herr G. Meyer in Berlin je 5 M.; D. K.-Ges., Abt. Karlsruhe 300 M., Abt. Saarbrücken 100 M.; Herr Graf Guido Henckel von Donnersmarck, Neudeck O.-S. 100 M.; Herr Förster, Göttingen 20 M.; Herr Geh. Reg.-Rat Dr. von Meyer, Custos der Universität Göttingen 300 M.; Herr Medizinalrat Prof. Dr. Henoch, Berlin 20 M.; zusammen 7 674,90 M.

Berlin den 10. Oktober 1890.

Der geschäftsführende Ausschuß der „Carl Peters-Stiftung."
Carl Grunert, Schatzmeister.

Abteilung Berlin.

Mit Montag, den 20. Oktober, beginnend, werden auch in diesem Winter wieder Herren-Abende stattfinden und, wofern nicht besondere Bekanntmachung oder Mitteilung anderes festsetzt, regelmäßig an jedem Montage, abends 8 Uhr im Saale C des Architektenhauses, Wilhelmstraße 93, abgehalten werden.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 23. **Berlin,** 1. November 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Aufruf. — Die Portugiesen und die Engländer. (Mit Karte.) — Zur Arbeiterfrage in Ostafrika. — Erwerbsaussichten für Deutsche in Ostafrika. Von Dr. F. Freiherr v. Nettelbladt. — Kamerun II. Von H. Seidel. — Die Wanjamuesi. (Schluß.) Von Paul Reichard. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Quittungen.

Aufruf!

Wißmann hat, unterstützt von unserer Marine, mit klarem Blick und fester Hand den Aufstand in Deutsch-Ostafrika niedergeschlagen und das Küstengebiet friedlicher Kulturarbeit zurückgegeben.

Jetzt heißt es, bis zu den großen innerafrikanischen Seen deutsche Macht zu entfalten, wo Emin im Verein mit Wißmann dem deutschen Erwerbsleben neue Hülfsquellen erschließen will. Als wichtigsten Schritt hierzu verlangt Wißmann deutsche Dampfer auf diesen Seen.

Die Dampfer sollen das Ansehen der deutschen Flagge, welches Wißmann, Peters und Emin bis in das Innerste des dunklen Erdteils getragen haben, stärken und den kräftig sich entwickelnden Niederlassungen der christlichen Missionen an den Seen Schutz und Rückhalt geben, um den ihnen drohenden Ansturm des Islam zu brechen.

Es gilt: in Erfüllung unsrer nationalen und christlichen Pflicht, den fluchwürdigen Menschenraub und Menschenhandel der Araber in Innerafrika ins Herz zu treffen und für immer zu vernichten.

Es gilt: die Entwickelung des deutschen Handels auf den Seen zu fördern, in deren Gebiet dem deutschen Kaufmann das Übergewicht gegen Eingeborene und Europäer zu schaffen und der vaterländischen Industrie neue Absatzwege zu eröffnen.

Danken wir dem Reichskommissar durch die That, indem wir seinen selbstlosen Wunsch erfüllen und es ihm ermöglichen, in dieser großen Aufgabe dem Vaterlande neue Erfolge zu erringen! Zeigen wir durch opferwillige Spenden für die zu beschaffenden Dampfer, daß es dem deutschen Volke Ernst ist mit seiner Kulturarbeit in Afrika! Dann wird auch dort der Väter Arbeit der Söhne Segen sein.

Beiträge nimmt die Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, entgegen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Die Portugiesen und die Engländer.

(Mit Karte.)

Die infolge der bekannten Vorgänge am Sambesi eingetretene Spannung zwischen Portugiesen und Engländern hat eine Höhe erreicht, welche eine Krisis voraussehen läßt, wenn es nicht im letzten Augenblick gelingen sollte, eine für beide Teile annehmbare Verständigung zu erlangen; denn von Tag zu Tag sehen sich die Portugiesen mehr aus den Gebieten zurückgedrängt, auf welche sie unzweifelhafte Rechte haben, und einer Vergewaltigung seitens Englands ausgesetzt, welches heute mehr als je im Zenithe seiner Macht steht und wie die Verhältnisse gezeigt haben, auch mit viel mächtigeren Gegnern als Portugal durch eine sehr geschickte Politik fertig zu werden versteht.

England hatte nach den kriegerischen Vorgängen am Schire, an welchen Serpa Pinto Anteil nahm, zwar noch nicht die Bahn der diplomatischen Verhandlungen verlassen (obwohl es durch eine Flottendemonstration seinen Wünschen besonderen Nachdruck gab), aber es durch rücksichtslose Ausbeutung der Schwäche Portugals dahin gebracht, daß eine Konvention vereinbart wurde, durch welche der Besitzstand dieses Landes in Ostafrika sehr erheblich beschränkt wurde. Großbritannien erkannte durch diese Konvention das portugiesische Gebiet südlich vom Rovuma an, wie dasselbe in dem deutsch-portugiesischen Vertrage von 1886 definirt ist. Die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika sind danach begrenzt im Norden von dem Flusse Rovuma bis zu seinem Zusammenfluß mit dem M'Sinje und von da westwärts durch dieselbe Breitenparallele bis zum Nyassasee. Die Grenze folgt dann dem Gestade des Sees südwärts bis zum 13½ Grade südlicher Breite und von da in einer direkten Linie südwärts nach dem Kilwasee. Dem östlichen Gestade dieses Sees bis zu seinem äußersten südöstlichen Punkte folgend, zieht die Grenze von da eine direkte Linie nach dem östlichen Nebenflusse des Ruo (etwa im 16. Längengrade), folgt dem Ruo westwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Schire und wendet sich in einer direkten Linie nach dem Sambesi, den sie an einem Punkte zwischen den Karoa Bassa-Stromschnellen und Tete berührt. Die südöstlichen und südlichen Gestade des Nyassasees, die Schire-Hochlande, Blantyre und das umliegende Gebiet sind mithin Großbritannien zugefallen. Die Grenze folgt sodann dem Sambesi bis zu einem Punkte 10 englische Meilen westlich von Sumbo. Dort verläßt sie den Sambesi und schlägt eine Linie direkt südlich nach dem 16. Breitengrade ein, folgt dieser Parallele ostwärts bis zum 31. Längengrade und läuft von da in einer geraden Linie nach dem Durchschnitt des Flusses Mazoe mit dem 33. Längengrade, dem sie südwärts bis 18½ Breitengrade folgt und dann letztere Parallele westwärts verfolgt, bis sie den Mashike[1]) an seinem Zusammenflusse mit dem Save erreicht. Die Grenze läuft alsdann entlang dem Laufe des letztgenannten Flusses südwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Lundi. Von diesem Punkte schlägt sie eine gerade Linie nach dem Südwesten bis zum nordöstlichen Winkel der Transvaalgrenze ein. Sie folgt der Grenze von Transvaal und Swasiland südwärts bis zum Flusse Maputa und von da der Breitenparallele des Zusammenflusses des Maputa mit dem Pongolo ostwärts bis zum Meere. Kraft einer besonderen Stipulation wird Portugal Gebiet auf eine Entfernung von 10 Meilen um Sumbo am nördlichen Ufer des Sambesi herum zugewiesen.

Was das westliche Afrika anbetrifft, so läuft die Grenze zwischen der portugiesischen und der britischen Einflußsphäre von den Katima-Stromschnellen am Sambesi längs dieses Flusses bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Kabompo und folgt dann letzterem Flusse nordwärts bis zur Grenze des Kongofreistaates. Es ist vereinbart, daß Großbritannien die Ausdehnung der portugiesischen Einflußsphäre ostwärts von der Grenze von Loanda nach der westlichen Grenze des Kongofreistaates, ein Flächenraum von 400 000 Quadratkilometern, nicht beanstandet, und als portugiesisches Gebiet das Hinterland von Angola von der Grenze, wo die Flüsse nördlich und südlich (etwa in der 11½ Breitenparallele) nach der nördlichen Grenze der deutschen Sphäre laufen, anerkennt. Großbritannien soll seinerseits einen freien Weg zwischen seiner nördlichen und seiner

[1]) Das beifolgende Kärtchen ist nach englischen und portugiesischen Quellen hergestellt. Die Hydrographie des Gebietes südlich von Sambesi ist im Innern so unklar, daß nur die ungefähre Lage der Flußläufe wiedergegeben werden konnte.

südlichen Einflußsphäre in Afrika haben. Thatsächlich alles, was westwärts vom Nyassasee liegt, ist britisches Gebiet. Portugal behält sich jedoch das Recht vor, eine Verbindung zwischen seinen östlichen und westlichen Territorien längs des Sambesi aufrecht zu halten. Zwecks dessen wird ihm das Recht gewährt, Straßen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien anzulegen, innerhalb einer 10 Meilen vom südlichen Ufer und 20 Meilen vom nördlichen Ufer des Sambesi gezogenen Linie, welche einen 30 Meilen breiten Landgürtel bildet. Andererseits behält Großbritannien sich das Recht vor, Eisenbahnen, Straßen u. s. w. zwischen dem nordöstlichen Winkel seiner Einflußsphäre südlich vom Sambesi bis zu einem Punkte zwischen dem Mazoe und den Karoa Bassastromschnellen am Sambesi in einem 10 Meilen breiten Landgürtel anzulegen. Der Sambesi und seine Nebenflüsse sollen den Flaggen aller Nationen frei offen stehen und alle Wasserwege in der britischen und portugiesischen Einflußsphäre in dem ganzen durch die gegenwärtige Konvention abgesteckten Gebiet sollen der Schifffahrt der Flaggen der beiden Länder frei offen stehen. Bei etwaigen Gebietsabtretungen, zu denen Portugal sich veranlaßt sehen könnte, wird der Regierung Großbritanniens ein Vorzugsrecht eingeräumt. Alle Differenzen, welche zwischen den beiden Regierungen in ihren beziehungsweisen Einflußsphären entstehen dürften, sollen auf schiedsrichterlichem Wege beglichen werden. Die Transitzölle, welche von Portugal auf portugiesisches Gebiet zwischen der britischen Einflußsphäre in Ostafrika und dem Meere passirende Waren auferlegt werden, sollen die von dem portugiesischen Tarif in 1877 festgesetzten Zölle, nämlich 3 Prozent ad valorem nicht übersteigen. Die Konvention umfaßte noch einige weitere Stipulationen in Betreff der Zölle, deren Aufzählung uns hier aber zu weit führen würde.

Das sind im großen und ganzen die Bedingungen der Konvention, welche uneingeschränkt den Kortes zur Annahme zu empfehlen noch kein portugiesischer Minister den Mut hatte. Denn, wie ein Blick auf die Karte lehrt, ist Portugal durch diese Konvention, was Ostafrika anbetrifft, von England vollständig abhängig geworden; England beherrscht das Hinterland, den Sambesi, und die Entfernung von dem englischen Lande südlich des Sambesi nach der Küste ist so gering, daß naturgemäß die Exporte und Importe ihren Weg über die südlichen Häfen des portugiesisch gebliebenen Gebietes, namentlich Sofala, nehmen müssen: daß also einst die südlichen Häfen von den kapitalkräftigen Engländern, nicht von den schwachen Portugiesen entwickelt werden. Die Folge dieser Vereinbarung wird sein, daß die Engländer die Portugiesen aus dem Lande südlich des Sambesi herausdrängen werden, da es ihnen nur zu leicht werden wird, nach einigen Jahren die alte Taktik wieder anzuwenden und zu verlangen, daß entweder der eine oder andere Hafen englisch werde oder daß ihnen erlaubt werde, neue Anlagen zu schaffen.

Während nördlich des Sambesi die African Lakes Company und die Missionen vorgeschickt wurden, das Werk für England zu thun, ist südlich des Flusses die South African Company in demselben Sinne thätig. Ihre Expedition hat, ohne von den Matabeles angegriffen zu werden, Mount Hampden erreicht, und in einer Gegend, welche als fruchtbar und goldreich geschildert wird, eine befestigte Station errichtet. Von dem Bechuanaland-Plateau bis zu diesem Punkte wird ein Weg angelegt und mit der Errichtung von befestigten Stationen vorgegangen werden, denn den Matabeles ist in keiner Weise zu trauen. Aber Lobengula hat es bis jetzt verstanden, seine beutelüsternen Krieger zurückzuhalten und von den Maschonas, welche früher oft eine leichte Beute der Matabele wurden, haben die Engländer nichts zu fürchten. Ob das Land zwischen Sambesi und Limpopo so goldreich[1]) ist, wie allgemein geglaubt wird, muß die Zukunft lehren, jedenfalls scheint es, nach den Berichten der Korrespondenten zu urteilen, fruchtbar und ein wünschenswertes Ziel für die Auswanderung unternehmungslustiger Engländer zu sein, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Ein Berichterstatter spricht ganz enthusiasmirt sogar von „unendlichen landwirtschaftlichen Hülfsquellen", aber ob mehr dahinter steckt als eine Reklame, um die Aktien der englischen Gesellschaft in die Höhe zu bringen, ist noch nicht zu entscheiden. Mögen nun die Verhältnisse liegen wie sie wollen, das Land hat sicher eine Zukunft und wird bald vom Süden leicht zu erreichen sein, da die Eisenbahn von Kimberley nach Mafeking im Bau begriffen ist. Aber es wird doch vor allem auf die Verbindung mit dem Norden und Osten angewiesen sein und in der Times wird auch schon darauf hingedeutet, daß Wege für Träger nach dem Sambesi oder der Ostküste eröffnet werden müßten, obwohl es in dem letzteren Falle notwendig sei, sich mit den Portugiesen auseinanderzusetzen, was seine Schwierigkeiten habe. Der kürzeste Weg ist natürlich der letztere und wenn er auch durch Steppen führt, so wird bei einer Entwickelung des Gebietes England sicher Mittel und Wege finden, sich hier einen passenden Ausgang zu schaffen. Man kann bei Betrachtung dieser Dinge noch weiter gehen und sogar sagen, daß die ganze Politik Südafrikas, besonders des jetzt vorherrschenden Kaplandes, durch die Besetzung des Matebelelandes umgestaltet werden wird. Denn der Eisenbahntransport von Kapstadt nach dem nördlichen Ufer des Limpopo und weiter wird die notwendigen Einfuhrprodukte so verteuern, die Ausfuhr so schwierig machen, daß die Bevölkerung des Matabelelandes einen Hafen an der Südküste suchen muß und damit das Übergewicht der Kapstadt brechen wird.[1])

Die Portugiesen, welche es versäumt hatten, am Sambesi den Engländern entgegenzuarbeiten, sahen die große Gefahr für ihre südlichen Besitzungen heranrücken und haben sich beeilt, nach dem Manicagebiete, einem schon seit dem Mittelalter berühmten goldreichen Lande, dessen Schätze über Sofala expedirt wurden, Truppen zu schicken. Ob dieselben dort angekommen sind, steht dahin, jedenfalls hat der Befehlshaber der englischen Gesellschaft einen neuen Streitfall dadurch hervorgerufen, daß er mit einem Häuptling Mutassa, dessen Wohnsitz innerhalb der durch das Abkommen den Portugiesen zuerkannten Zone liegt, Verträge abschloß. Der Premierminister der Kapkolonie, welcher zugleich der Präsident der Gesellschaft ist, motivirte das Vorgehen des Führers der Expeditionstruppe damit, daß die Konvention ja noch nicht abgeschlossen sei!

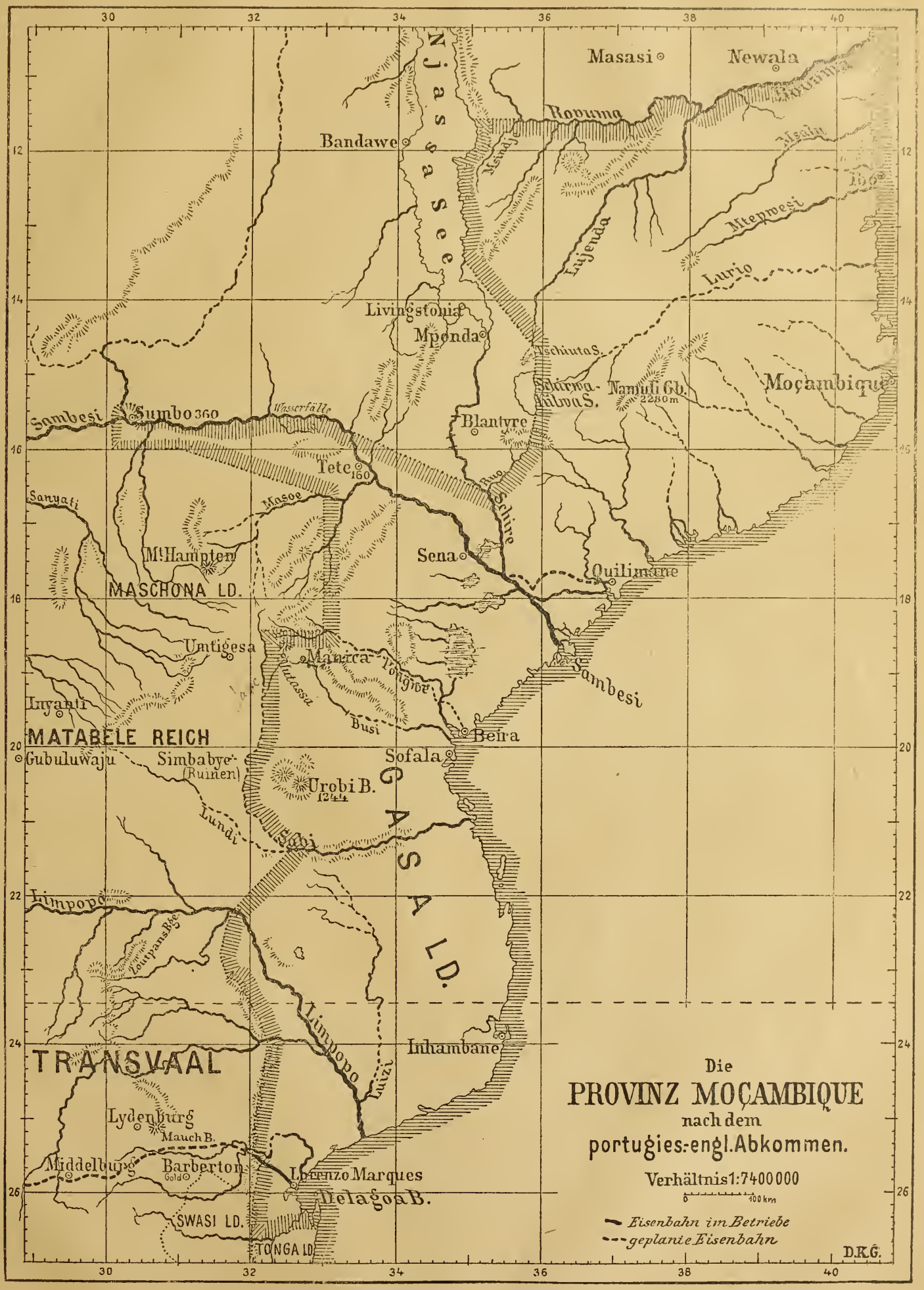
Während aber den Portugiesen eine ernstliche Gefahr für ihre südliche Küste erst bei der fortschreitenden Entwickelung des Matabelelandes droht, haben die Engländer, und diesmal die Konvention als bereits allseitig genehmigt betrachtend, die Einfahrt ihrer Kriegsschiffe in den Sambesi erzwungen. Englische Schiffe hatten bereits lange nach einer schiffbaren Mündung des Sambesi gesucht, um das Zollhaus von Quelimane zu umgehen, und Rankin war es gelungen, den schiffbaren Chindearm aufzufinden. Die Engländer ließen dann bei Yarrow die schon früher in der Kolonialzeitung beschriebenen Kanonenböte bauen, mit einem Hinterrad versehene Dampfer, welche in Teile zerlegt nach der Mündung des Sambesi gebracht wurden. Als dann die portugiesische Militärmacht in Mozambique sich anscheinend zu schwach erwies, den rebellischen Leutnant Coutinho zu unterwerfen, zögerten die Engländer nicht mehr; sie setzten die Dampfer zusammen und fuhren mit vielen beladenen Böten im Schlepptau (ohne natürlich Zölle zu bezahlen) trotz des Protestes der Portugiesen am 8. Oktober den Sambesi hinauf.

Dies war die größte Demütigung Portugals, möge sie nun auch die letzte sein. Denn die Engländer sollten bedenken, daß doch einmal ein Tag der Abrechnung kommen muß.

*

[1]) Von den berühmten Ruinen am Simbabye, welche unterwegs besucht wurden, wird in der Times folgende Schilderung gegeben: Die Ruinen liegen am Fuße eines in die Augen fallenden und steilen Granithügels, einer sogenannten „Kopje", und sind von einem Maschonastamm unter einem Häuptling Moghali bewohnt. Wenn man sich der Kopje nähert, so bemerkt man zuerst einen etwa vier Fuß hohen äußeren Wall, der augenscheinlich um die ganze Kopje herumläuft, aber wegen des hohen Grases und dichten, verwachsenen Unterholzes nicht weiter als eine halbe Meile verfolgt werden konnte. Dann kommen Anzeichen eines zweiten innern Walles, welchen zu verfolgen aus den genannten Gründen unmöglich war. Dann, unter einem vollkommenen Labyrinth von Überresten kleiner runder Gebäude — einer mächtigen Anhäufung, der aber augenscheinlich ein gewisser Plan zu Grunde liegt, südwestlich von der Kopje und 300 Yards von ihrem Fuße — stehen wir vor den überraschenden und charakteristischen Ruinen — einem 30 bis 35 Fuß hohen runden Wall, welcher einen Raum von 80 Yard im Durchmesser vollkommen umschließt. Dieser Wall (ungefähr 10 Fuß dick an der Basis und 7 oder 8 Fuß an der Krone) ist von kleinen Granitblöcken, welche etwa zweimal so groß wie ein gewöhnlicher Ziegelstein sind, erbaut. Die Steine sind schön behauen und hergerichtet, liegen sehr regelmäßig und sind ohne Mörtel und Zement auf einander geschichtet. Innerhalb dieses Baues (welcher nur sehr schwer untersucht werden kann wegen des dichten Unterholzes und einer üppigen Vegetation) und dicht an dem Eingang und äußeren Wall, der hier 30 Fuß hoch ist, steht ein konischer, 35 Fuß hoher Turm, der an der Basis 18 Fuß im Durchmesser hat, aus denselben Granitblöcken in solider Weise gebaut. Schließlich ist noch charakteristisch bei diesem Wall, daß etwa 20 Fuß von seiner Basis in südöstlicher Richtung eine doppelte Mauer im Zickzack um etwa ein Drittel seines Umfanges herumläuft. Auf der Kopje und dem Abhange des Hügels befinden sich zahlreiche Ruinen von ähnlichem Charakter, runde Gebäude, eingeklemmt zwischen Felsblöcken, und wenigstens neun mit Wällen versehene Terassen. Auf der Spitze aber liegt ein gewaltiger Haufe von Granitblöcken, augenscheinlich als Fort benutzt, welche, infolge der Abwesenheit atmosphärischer zerstörender Einflüsse in diesem Klima, sich in fast vollständigem Zustande der Erhaltung befinden. Der Ausblick von der Spitze der Kopje ist von einer Schönheit, die wohl nicht übertroffen wird in Südafrika. Ein Gegenstück kann vielleicht in dem Maricodistrikt in Transvaal gefunden werden, welchen man gewöhnlich als die Perle solcher Szenerien betrachtet. Das Geheimnis dieser Ruinen ist auch von den Mitgliedern der Expedition nicht gelöst worden, welche staunend die in ihrer Massenhaftigkeit großartigen Ueberreste einer vorgeschichtlichen Zeit betrachteten.

[1]) Die Portugiesen haben sogar die Absicht am Rio Pongwe entlang nach Manica eine Eisenbahn zu bauen. D. R.


Die
PROVINZ MOÇAMBIQUE
nach dem
portugies.-engl. Abkommen.
Verhältnis 1:7400000
0 100 km
Eisenbahn im Betriebe
geplante Eisenbahn
D.K.G.
Masasi
Newala
Ropuma
Bandawe
Njassa See
Msindje
Lujenda
Mtepwesi
Lurio
Livingstonia
Mponda
Tschiuta S.
Schirwa-Kilwa S.
Namuli Gb. 2280 m
Moçambique
Sambesi
Sumbo 360
Wasserfälle
Blantyre
Tete 160
Ruo
Schire
Sanyati
Masoe
Mt Hampton
Sena
Quilimane
MASCHONA LD.
Umtigesa
Manica
Longwe
Sambesi
Inyanti
Busi
Beira
MATABELE REICH
Gubuluwaju
Simbabye (Ruinen)
Sofala
Urobi B. 1244
GASA LD.
Lundi
Sabi
Limpopo
Zoutpans Bge.
Limpopo
Inhambane
TRANSVAAL
Lydenburg
Mauch B.
Middelburg
Barberton
Gold
Lorenzo Marques
Delagoa B.
SWASI LD.
TONGA LD.

Zur Arbeiter-Frage in Ostafrika.

Verschiedentlich ist die Frage aufgeworfen worden, wie es mit den Arbeiterverhältnissen in Deutsch-Ostafrika beschaffen, ob der Neger im Innern unseres Gebietes, ob der Küsten-Neger zu Handarbeiten im Plantagenbau dauernd zu verwenden sei. Die Ansichten sind darüber verschieden, ein Teil der Beobachter streitet dem Neger, speziell dem Bantuneger jede Ausdauer für Plantagenarbeit ab, ein anderer Teil nimmt dagegen an, daß der Neger im allgemeinen durch gutes Beispiel, gute Behandlung und entsprechende Zahlung wohl zur Arbeit angehalten werden kann, wie sich dies ja auch bereits in Deutsch-Ostafrika gezeigt habe. Neuerdings hat Herr Eugen Wolf, der frühere kaufmännische Berater Wißmanns, sich zu der Frage ausgelassen, die derselbe der Erörterung von „kompetenter" Seite gern unterbreiten möchte. Wir reproduziren, da es immerhin nützlich sein mag, die Frage schon jetzt anzuregen, seinen in der Kölnischen Volkszeitung erschienenen Artikel:

„Zum Instandhalten von Tabak-, Kaffee-, Indigo-, Vanille- u. s. w. Pflanzungen, also von Pflanzen und Sträuchern, die in gewissen regelmäßigen Abständen angebaut und durchschnittlich gleichmäßig behandelt werden, wird der Neger, einmal angelernt, seine Schuldigkeit unter der Oberaufsicht eines Weißen wohl thun.

Ich habe an der Westküste Afrikas Neger im Senegal, in deutschem Gebiete, in Liberia (Kaffeeplantagen von Woermann), in Dahome, Gabun, am Kongo u. s. w., ebenso an der Ostküste Madagassische, Komorenser und Mrima-Neger arbeiten sehen, sowohl auf größern Plantagen und kleinern Schambas als auch in großen Gärten, welche entweder katholischen Missionen oder Privaten gehörten. Überall sah man, wie gewissenhaft der einmal angelernte Neger (der verschiedensten Stämme wie oben angeführt) seine Arbeit verrichtete. Ich erinnere u. a. nur an die Anlage der katholischen Mission in Ague (Königreich Dahome) unter Leitung des Präfekten P. Menager, an die Gärten der katholischen Mission in Landana (Kongo) unter der Leitung des P. Carrière und an den herrlichen Obst- und Gemüsepark der katholischen Mission in Bagamoyo. Abgesehen von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Spinat, Sauerampfer, Lattich, Romaine, Rettich, Radieschen, Gurken, Rüben, Mohrrüben, abgesehen von den vielerlei Ostbäumen — alle von Negern angepflanzt und bewässert —, war die Fülle der Ziersträucher, Blumen und auch nutzbringender Stauden, wie z. B. der Vanille, beim erstmaligen Betreten dieser großen Anlage geradezu staunenswert. Jeder, der einmal in diesem Garten gewesen, wird es bestätigen: das ganze Jahr hindurch giebt es da frisches Gemüse und Obst. Und das in Bagamoyo, hart am Meeresstrande, in dem wegen seiner Hitze und seines Sandes so viel verschrieenen Bagamoyo.

Wenn der Neger arbeiten will, so kann er es, und hieran knüpft sich die wichtige Frage: Ist der Neger bei der ersten Anlage ausgedehnter Plantagen größerer Gesellschaften zu gebrauchen? Wird es nicht sehr lange dauern, bis man für größere Unternehmungen genügende Feldarbeiter zusammen hat, und wird der Neger nicht, bis er gute Beispiele vor sich gesehen hat, zu indolent sein, etwa, wenn er Weniges verdient, gerade im wichtigen Augenblick (z. B. während der Fermentation von Tabak) seinen Lohn nehmen und dem dolce far niente sich ergeben? Liegt hierin nicht eine Gefahr bei der Anlage von Plantagen? Diese wichtige Frage möchte ich gern von kompetenter Seite erörtert sehen; die Beantwortung derselben ist gerade jetzt, wo deutsches Kapital immer mehr ostafrikanischen Plantagenanlagen sich zuwendet, für den Kapitalisten im höchsten Grade wünschenswert. Meiner Ansicht nach sollte man, 1. um den Küstennegern gleich ein gutes Beispiel zu geben; 2. um denselben zu zeigen, daß man nicht absolut auf sie angewiesen ist; 3. der Sicherheit halber, in den ersten Jahren auf neuen Plantagen, ferner noch aus andern, aber nur wissenschaftlichen Gründen, gleich von Beginn der neuen Kolonisationsära an einmal einen Versuch mit Chinesen machen. Die Leistungen der chinesischen Kulis kenne ich aus meinen Reisen in Kalifornien, Kolorado, Texas, Mexiko u. s. w. im nördlichen Amerika; auch habe ich sie als Minenarbeiter auf meinen Reisen in Peru, Bolivien und teilweise in Chile angetroffen. Der Chinese hat folgende Vorteile: er trinkt niemals geistige Getränke, er ist mäßig in allen Dingen und anspruchslos. Er ist durchschnittlich sehr ehrlich, gewissenhaft und fleißig, arbeitet auch ohne Beaufsichtigung von früh bis spät unverdrossen fort. Er akklimatisiert sich überall sehr rasch. Zur Anlage von Plantagen giebt es wohl keinen bessern Arbeiter als den Chinesen. Seinen geringen leiblichen Bedürfnissen — Reis und nichts als Reis — kann er in unsern Kolonien durch Anbau sofort gerecht werden.

Der Chinese lebt stets abgeschlossen und nur mit seinen Landsleuten zusammen. Einen nachteiligen Einfluß — im Sinne der Moralität in seiner Häuslichkeit, soweit solche Vorwürfe überhaupt berechtigt sind — wird er daher auf den Eingeborenen nicht ausüben. Der chinesische Kuli ist verhältnismäßig leicht zu beschaffen. Man kann ihn jetzt ohne Umladung und mit deutschen Dampfern aus chinesischen Häfen direkt nach unsern ostafrikanischen Besitzungen bringen. Der Transport kommt bei einem Kontrakte, sagen wir für fünfhundert Chinesen auf einmal, nicht sehr hoch. Aus einer solchen Anzahl würde man auch eine Menge guter Zimmerleute, Bootsleute, Schmiede, Wäscher, Köche u. s. w. für die einzelnen Stationen rekrutiren. Auch als Hafen-, Zoll- und Plantagen-Polizei sind sie äußerst zuverlässig und stramm, auf einen erstmaligen Import von 500 Mann, auf fünf oder zehn Stationen bezw. Plantagen verteilt, zu beschränken. Es wird sich dann bald herausstellen, was der Chinese auf Tabak-, Baumwolle-, Kaffee-, Cacao-, Vanille-, Reis-, Indigo-Plantagen im Verhältnisse zu einem oder mehreren Eingeborenen leistet. Vom Opiumbau, aus welchem England von Indien jährlich enorme Summen zufließen, will ich gar nicht reden. Derselbe wäre wohl eine Quelle des Reichtums für uns; der Opiumbau hat aber auch seine großen moralischen Bedenken. Bei diesem einen Versuche müßte man es bewenden lassen, bis sich herausstellt, welches Äquivalent im Verhältnis zur Beschaffungs-, Reise-, Ansiedelungs- und Lohn-Auslage der Chinese in Ostafrika leisten wird, wie die Mortalitätsverhältnisse u. s. w. sich gestalten werden.

Auch sind mir Beispiele bekannt, wo Chinesen Negerinnen und umgekehrt geheiratet haben; die Frage der Rassenmischung würde mich indessen hier zu weit führen. Auch unsern Missionsanstalten wäre damit ein erweitertes Feld in Afrika eröffnet. Daß auch Chinesen gute Christen werden können, sehen wir bei uns, wo mehrere Bezopfte aus dem himmlischen Reiche zum Christentum übergetreten sind.

Unsere Nachbarn in Ostafrika, die Engländer, scheinen uns auch in der Arbeiterfrage zuvorkommen zu wollen. Als ich voriges Jahr im Auftrage des Majors v. Wißmann und als dessen kaufmännischer Beirat dienstlich von Sansibar nach Bombay gereist war, um dorten geschäftliche Angelegenheiten für unsere Schutztruppe zu erledigen, erfuhr ich aus zuverlässigster Quelle, daß die British Imperial East African Company große Trupps indischer Kulis für ihre Plantagen-, Hafen- und Eisenbahnbauten anwerbe. Dieselben sind auch in regelmäßigen Transporten von 50—150 Mann v. J. an nach Mombasa abgegangen, und mit diesen Leuten bauen sie ihre Eisenbahn, deren erster Spatenstich wohl uns Deutsche im allgemeinen, nicht aber die Eingeweihten überrascht hat.

Ich glaube, die ruhige, geordnete Arbeitsmethode des Chinesen, seine Ausdauer, sein Fleiß, seine Enthaltsamkeit können nur günstig bei der landwirtschaftlichen Entwickelung Ostafrikas mitwirken. Der deutsche Kapitalist aber, der sein Geld in fernen Gegenden fremden Händen anvertrauen wird, kommt damit namentlich schneller zum Ziele seiner und der ganzen deutschen Nation Wünsche: „Reiche Früchte aus unsern deutsch-ostafrikanischen Kolonien zu ziehen!"

C. Eug. Wolf.

Wir stellen dieser Auslassung folgende Korrespondenz gegenüber, welche uns aus Pretoria unter dem 8. August zugegangen ist, wobei wir nur bemerken wollen, daß eine eigentliche Arbeiterfrage in Transvaal nicht existirt:

Der Kampf gegen die Asiaten.

Nachdem schon des öfteren in Natal und auch in der Kapkolonie Klagen geführt wurden, um dem weiteren Zustrom von Kulis und Chinesen zu wehren, und auch der Oranjefreistaat sich unlängst veranlaßt sah, durch scharfe Gesetze das Überhandnehmen der Kulis zu beschränken, hatten in der letzten Woche mehrere Pretorianer ihrerseits versucht, dem Überhandnehmen der Chinesen und Kulis entgegenzutreten, und war zu diesem Behufe auf Samstag den 2. August abends eine Versammlung ausgeschrieben, in der beraten werden sollte, auf welche Weise man weiteren Zufluß am ehesten sistiren könne.

Nach verschiedenen Vorträgen, die alle mehr oder weniger besagten, daß nach englisch-transvaalscher Übereinkunft den Kulis, als englischen Unterthanen, die Einwanderung nicht könne verboten werden, wurde der Beschluß gefaßt, an allen größeren Plätzen Zweigvereine dieser Anti-Asiaten-Union zu gründen, und eine Adresse mit vielen Unterschriften an die Königin von England zu senden, mit dem Gesuche um Aufhebung jener Klausel.

Außerdem sollte die Transvaalregierung durch diesen Verein eine Unterstützung in Behandlung dieser Frage erhalten. Merkwürdigerweise waren es größtenteils englische Unterthanen, die dieser Versammlung anwohnten, und noch hervorhoben, daß Australien eine englische Kolonie sei und doch vermocht habe, trotz aller Widerrede Englands den Zustrom von Chinesen nach Australien zu hemmen, Transvaal aber sei eine freie Republik, erhalte daher das Bittgesuch an die Königin von England keine Genehmigung, so könne die freie Republik Transvaal das Gesetz ebensogut und noch besser in seine eigene Hand nehmen, als das von England abhängige Australien. Transvaal könne dann auf Grund seiner unabhängigen Stellung weiteren Zustrom selbst abschneiden. Diese allgemein südafrikanische Antiasiaten-Bewegung aber dürfte wohl auch von Deutschland in Bezug auf die deutschen Kolonien Beachtung finden, damit dem Grundübel von Anfang gesteuert wird, ehe Schwierigkeiten erwachsen, wie sie schon in ganz Südafrika erwachsen sind, Schwierigkeiten, die fast unübersteiglich wurden. Jedenfalls sollte in den deutschen Kolonien das angestrebt werden, was sie nun allenthalben auch in Südafrika anstreben, daß alle farbigen Nationen gleicherweise unter das Eingeborenengesetz gestellt werden. Ja, die Landeskinder sollten sogar eher einen Vorzug erhalten vor andern farbigen Leuten, die nur einwandern, um das Land auszusaugen, den Handel der Europäer schädigen und selbst Mittel gebrauchen, die keineswegs legal sind. Die von den Chinesen in den Kolonien gesammelten Reichtümer bleiben der Kolonie ja doch nicht erhalten. Man darf sich aber nicht durch humanitäre Grundsätze allein leiten lassen, wenn die Wohlfahrt des Landes in Frage kommt.

In Natal liegen die Verhältnisse so, daß die Kaffern, welche die überwiegende Majorität der Bevölkerung bilden, bei den Europäern nicht arbeiten und dieselben dadurch zur Einfuhr von fremden Arbeitern zwingen. Daß der Suaheli in derselben Abgeschlossenheit den Europäern gegenüber verbleibt wie der Zulu, ist bei seinem Mischlingscharakter nicht wohl anzunehmen, aber ob er regelmäßig arbeiten wird, ist eine offene Frage. Herr Wolf rät auch nur dazu, einen Versuch zu machen, um die Frage für Ostafrika klar zu stellen, eher etwas zu wagen, als in ängstlicher Rücksichtnahme zu verharren.

Erwerbsaussichten für Deutsche in Ostafrika.[1])

Von vornherein erscheint sattsam bekannt, daß eine Massenauswanderung in unsere östliche Kolonie zur Zeit, ja vielleicht für immer ausgeschlossen ist. Es ist wahr, daß auf den Stationen an der Küste (Tanga, Mquaja, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Mbueni, Dar-es-Salaam, Kiloa, Lindi und Mikindani) die klimatischen Verhältnisse kein Hindernis bei der Niederlassung von Europäern bilden. Aber auch hier können nur bestimmte Berufszweige dauernde und lohnende Arbeit finden. Wir können nicht leben wie die Wilden, welche zufrieden sind, wenn sie das, was wir Hundehütte nennen, als Wohnung, einen Lappen Leinstoff als Kleidung und für sich und die Ihren etwas Hirse, Bananen und ein paar Fische, zusammen im Werte von 10 Pf. als Nahrung besitzen. Eine Massenauswanderung in eine Kolonie setzt stets voraus: gesundes Klima, Billigkeit der Existenz, fruchtbaren Boden, gutes Wasser, ergiebige Verkehrsstraßen. Alles dies liegt dort nach im Argen. Eine deutsche Familie, welche jetzt mit einigen hundert Reichsmark nach Ostafrika auswanderte, müßte verhungern.

Es sind nur ganz bestimmte Berufszweige, welche ich im Auge habe, wenn ich ihnen schon jetzt eine günstige Perspektive für eine Thätigkeit in Ostafrika eröffnen möchte: vor allem Handwerker, in einiger Zeit auch Landwirte und — in gewissem Grade auch Kaufleute.

Über die Vorbedingungen ist im allgemeinen zu sagen, daß zu dem gesunden Leib und Charakter etwas bares Kapital hinzukommen muß. Die Reise hinaus ist schon kostspielig, der Erwachsene zahlt Zwischendeck ungefähr 300 Mark, abgesehen von Ausrüstung, Landreisen u. s. w. Dann bedarf der Auswanderer aber auch einer Summe, um sich die ersten Monate drüben über Wasser zu halten, sich einzurichten und einzuleben. Er macht sicher zuerst eine Menge schlechter Erfahrungen, der Verdienst kommt erst allmählich und alle Lebensmittel sind dort zwar reichlich, aber auch sehr teuer.

Nächst einem kleinen Kapital ist es aus naheliegenden Gründen zu wünschen, daß der Betreffende mit der Waffe gedient hat. Wenn auch z. Z. friedliche Zustände herrschen, so muß man doch immer im Auge behalten, daß die Kriegsjahre eben erst hinter uns liegen und daß wohl noch mancher Aufstand von innen oder außen der in ihrem Haupt-Erwerbszweige durch uns gestörten Sklavenjäger, der Araber, wie der wilden Stämme uns bevorsteht. Da ist es allezeit gut, ja notwendig, wenn man gegebenenfalls mitmachen resp. sich seiner Haut zu wehren versteht.

Endlich ist jedem, der hinausgeht, anzuraten, soviel praktische Kenntnisse wie möglich mitzunehmen. Es genügt nicht, daß man in einem einzelnen Fache gut beschlagen ist, ja in ihm sein Brot in der Heimat gewiß schnell und sicher finden würde, wenn die leidige Konkurrenz nicht wäre. Diese Konkurrenz fehlt drüben wohl, aber es sind auch nicht soviel Kunden für den einen Artikel vorhanden, daß man ohne Sorgen hiermit allein sich forthelfen kann. Vielmehr muß man drüben in möglichst vielen Sätteln gerecht sein, man kann nie vorher wissen, wo grade in der Zeit der Ankunft das Bedürfnis und die starke Nachfrage vorliegt. Es empfiehlt sich also z. B. neben der Gärtnerei auch Tischler zu sein, außer der Kunst, die Glätte des Gesichts und den guten Sitz der Haare bei seinem Nebenmenschen herzustellen, auch noch die weitere als Heilgehilfe, Wäscher oder Schuhmacher zu besitzen und dergl. Der genügsame und praktisch beanlagte Europäer ist drüben besonders glücklich daran, er kann nicht nur sich selbst bald eine gesicherte Existenz schaffen, sondern auch vielen andern unschätzbare Dienste leisten.

Die vorzugsweise in Ostafrika aussichtsvollen Berufszweige sind nun zur Zeit wohl: Mechaniker, Tischler, Schmiede, Schuhmacher, Gärtner resp. Plantagenbauer, Barbier, Wäscher.

Ich möchte dies an Beispielen erläutern.

Es hat mich jedesmal geärgert, wenn ich zum Zweck der Pflege des Haupthaares oder Bartes mich in die Hände eines der schmutzigen Inder begeben mußte. Man denkt unwillkürlich beim Rasiren daran, daß es solchen Hallunken (mit Verlaub zu sagen) ein besonderes Vergnügen bereiten müßte, einem statt des überflüssigen Bartwuchses gleich den Hals abzuschneiden. Nun, daran gewöhnt man sich, ist sogar glücklich, wenn man überhaupt jemand hat, aber es ist doch etwas viel Geld, selbst für orientalische Verhältnisse, wenn man für jedes Rasiren 75 Pf. und für jedes Haarschneiden 1 Mark 50 Pf., gemäß der üblichen Taxe erlegen muß! Und außerdem verstehen diese Herren Friseure vielleicht ihresgleichen zu behandeln, der Deutsche ist aber doch noch etwas anders gewöhnt. — Ebenso war es uns Deutschen in Sansibar eine wunderbare Sache, daß es in dieser Stadt von mehr als 90 000 Einwohnern weder Tischler noch Uhrmacher noch Schuhmacher giebt. Zwar erschien in der letzten Zeit meines Aufenthalts (zu Anfang dieses Jahres) ein Händler, welcher fertige Holzwaren führte und auch einige minderwerte Reparaturen auszuführen verstand, aber wer ein größeres Stück des Hausgeräts, einen Schrank, einen Lehnstuhl oder dergleichen begehrt, muß sich noch heute an einen der Kapitäne des Sultansdampfer wenden, um eine Bestellung nach Bombay, dem nächsten europäisirten Handelsplatz, mitzunehmen.

Was von Sansibar gesagt ist, gilt in noch viel höherem Grade von den deutschen Städten und Stationen der Küste, zumal den größeren, wie Bagamoyo, Pangani, Tanga, Dar-es-Salaam, Kiloa und Lindi. Jeder der vorgenannten Handwerker würde auf das wohlwollendste Entgegenkommen und die wirksamste Förderung sowohl seitens des Stationschefs, wie der Europäer überhaupt, rechnen können. Außerdem sind es doch bereits stattliche Niederlassungen, welche an 10 000, ja 15 000 Einwohner zählen, und welche grade in der Periode des Häuserbaues, der Gartenanlage, der Plantageneinrichtung, des Wachstums überhaupt begriffen sind.

An Arbeit fehlt es da wahrlich nicht und von Ostafrika gilt wenigstens das eine, daß die Arbeit gut bezahlt wird. Obige Beispiele könnte ich aus eigener Erfahrung noch sehr vermehren. Ein gewöhnlicher Reisekoffer war weder auf der Insel noch auf einer der Stationen zu erhalten, es blieb daher nichts übrig, als sich an das Hauptquartier der französischen Missionsniederlassung in Bagamoyo zu wenden. Und nur der stets gleichen und erprobten Freundlichkeit der Frères verdankte man es, wenn in deren Werkstätten bald ein sehr brauchbarer Koffer zu 10 Rupien (etwa 14 Mark) entstand, den man sich sonst aus Bombay für den doppelten oder dreifachen Preis hätte kommen lassen müssen. Am schlimmsten aber war man stets mit dem Wäscher dran. In Bagamoyo, einer Stadt von über 20 000 Bewohnern, existiert ein Wäscher (dobi), welcher natürlich ein Inder ist und deren gewöhnliche Unverschämtheit, Langsamkeit und Unordnung aufweist. Wenn wir unsere, in den Tropen oftmaligen Wechsels bedürfenden leinenen Gewänder und Kleidungsstücke diesem Herrn anvertrauten, so bekamen wir nach angemessener Wartezeit — die Wäsche ward häufig erst nach Sansibar herübergeschickt — entweder nur die Hälfte des eigenen und etliche Stücke fremden Zeuges oder doch wenigstens ein Drittel in einem Zustand zurück, daß unsere Hausfrauen bei diesem Anblicke einen gelinden Ohnmachtsanfall riskirten. Und dabei war nichts zu machen! Der Dobi war ein portugiesischer Unterthan — daher mit Glacéhandschuhen anzufassen; ich habe von einem Bekannten aber doch gehört, daß er dem Herrn Inder einmal unter vier Augen weidlich den Rücken gebläut hat, als er ihn mit seinem besten Rocke ganz harmlos herumlaufen sah.

Was den Schuhmacher betrifft, so sei nur angeführt, daß es in Ostafrika einen solchen Künstler, der europäisches Schuhzeug anfertigt, nicht giebt, wenn man in Bezug auf die Fußkleidung abgebrannt ist — was drüben sehr leicht passirt —, dann muß man entweder versuchen, einem Bekannten, der sich einen genügenden Vorrat aus Uleija (Europa) mitgenommen hat, eine so jammervolle Beschreibung der eigenen Misère zu geben, daß er ein Paar seiner Schätze mit saurer Miene hergiebt oder man muß so glücklich sein, gerade in dem Augenblick bei den Soupas (den indischen Hauptfirmen in Sansibar) zu erscheinen, wenn die Stiefelsendung aus Bombay angelangt ist. Die Preise sind enorm hoch und die Haltbarkeit ist enorm gering. Nicht zuletzt ist auch der Mechaniker, zumal wenn zugleich Uhrmacher am Platze.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zur Genüge, woran es in Ostafrika fehlt und wie weit rechtschaffenes deutsches Handwerk dort einen goldenen Boden hat. Es ist dem Verfasser ernst mit dem, was er hier ausführt. Schon im Interesse der Landsleute drüben wünschte ich, daß die große Kalamität in so vielen einfachen Dingen bald beendigt würde, und daß unserer überschüssigen Arbeitskraft ein neues, reelles und aussichtsvolles Feld entstehen möchte.

Der einfache Maurer, Arbeitsmann oder Tagelöhner ist drüben nicht so sehr von nöten, der Eingeborne ist ein vorzüglicher Arbeiter, wenn die Beaufsichtigung seitens der Weißen die nötige Disziplin und Gleichmäßigkeit in sich birgt. Über zwei Branchen ist aber noch nichts gesagt: den Kaufmann und den Wirt. Letzteres zu sein, ist aber auch drüben mehr oder weniger Spekulationssache, und so sehr zu wünschen ist, daß sich in Bagamoyo oder Dar-es-Salaam bald ein gutes, praktisches Hotel, wie es in Sansibar so schmerzlich entbehrt wird, aufthun möge, ebensowenig läßt sich doch im allgemeinen dem

[1]) Wir verweisen hier auf den Artikel des Herrn v. Hake, „Deutsche Stadtkolonisation" in Nr. 2, Jahrgang 1890, da sich die in diesem Artikel niedergelegte Auffassung mit der früher schon kundgegebenen in mancher Beziehung deckt. Die Auswanderung nach Ostafrika ist natürlich nur unter gewissen Umständen möglich, einmal gehört dazu eine besonders gute Körperkonstitution, dann aber muß der Betreffende Fühlung mit der Schutztruppe haben und über ein kleines Kapital verfügen, denn sonst fällt er dort dem Elende anheim. Wenn wir also diesem Artikel Aufnahme gewähren, so wollen wir gleichzeitig vor unüberlegter Auswanderung nach Ostafrika dringend gewarnt haben. Die Red.

Unternehmer vorher sagen, welchen Bedingungen er zur Prosperität seines Geschäfts genügen muß.

Eine andere Sache ist es mit dem Landwirt und Kaufmann. Es werden die Versuche mit Plantagenbau, welche vor dem Aufstand gemacht wurden, in erweitertem Maße mit Energie und anerkennenswertem Eifer wieder aufgenommen, und ebenso steht zu hoffen, daß die großen deutschen Firmen, welche in Sansibar bisher ihren Hauptsitz hatten, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen und auf Hebung des Handels in den deutschen Gebieten ihr Augenmerk richten werden. Vor allem aber ist auch zu wünschen, daß das vaterländische Großkapital sich mehr daran beteiligt, Handel und Plantagenbau in unserer ostafrikanischen Kolonie zu fördern, zu den Kosten der Anbahnung geeigneter und notwendiger Verkehrswege, wie z. B. zur Beschaffung von Dampfern auf den großen Binnenseen, zum Bau einer Eisenbahnlinie Bagamoyo—Dar-es-Salaam und ähnlichem noch mehr beizusteuern, mit einem Worte, opferwilliger zu sein.

Am wenigsten Aussichten und Hoffnungen hat zur Zeit der Kleinkaufmann, dem eine Konkurrenz mit den rührigen und bedürfnislosen Indern, welche die Detaillisten der Küstenstädte abgeben, wohl schwer werden würde, ich fragte gelegentlich einer Dhausahrt einmal einen der dürftigsten Repräsentanten dieser Rasse, wie viel Reingewinn von seinem kleinen Kramladen in Bagamoyo er monatlich erziele? Er antwortete: 50 Rupien (ca. 70 Mark), und ich habe keinen Grund, an der Richtigkeit der Antwort zu zweifeln, nachdem ich den Laden und den Betrieb selbst beobachtet habe. Freilich würde kein Europäer in so primitiven Wohn-, Ernährungs- und Kleidungsverhältnissen, wie jener Indier, existiren können. Auch ist das Absatzgebiet in Afrika nicht ein so einfaches, wie man denken möchte. Es ist doch erstaunlich, wenn — wie kürzlich im April d. J. — ein Konsortium deutscher Handelsleute in Sansibar erscheint, um von da sich an einem Platze der Küste zu etabliren mit — Spiegeln! Wenn der Ostafrikaner auch recht eitel ist, so ist doch auch diese Thatsache genugsam bekannt, um fast in jedem indischen Laden an der Küste einen ganzen Vorrat von Gläsern und Spiegeln zu geringen Preisen zu Tage zu fördern.

Die günstigsten Aussichten gewährt Ostafrika zur Zeit dem Grossisten, dem Plantagenbesitzer und dem tüchtigen deutschen Handwerker.

Dr. F. Frhr. v. Nettelbladt.

Kamerun.

II.

Da es Absicht dieser Artikelfolge ist, über die Forschungsreisen im Hinterlande von Kamerun zu berichten, so dürfen wir über den glänzenden Erfolgen aus jüngster Zeit keineswegs der älteren Arbeiten vergessen, auch wenn sie schon längere Jahre zurückliegen. Am wenigsten ist dabei eine Reise außer Acht zu lassen, die vor jetzt bald vier Dezennien von Norden, genauer von Kuka aus in das heute zum deutschen Machtbereich zählende Adamaua unternommen ward. Es ist die Expedition unsers berühmten Landsmannes Dr. Heinrich Barth, der im Frühling 1851 in der großen westsudanischen Senke um den abflußlosen Tschad-See weilte und diese Gebiete zu seinem besondern Studienfelde ersah.

Barth und ein zweiter deutscher Gelehrter, Dr. Overweg, waren als Begleiter des englischen Tagesschriftstellers Richardson nach Mittelafrika gekommen. Richardson hatte sich bereits 1845/46 durch seine Reisen nach Mursuk, Ghadames und Rhat einen Namen erworben. Gestützt auf seine damaligen Erfahrungen konnte er 1849 seiner Regierung den Plan einer neuen Expedition vorlegen, die durch die Wüste nach dem Sudan vordringen sollte, um Handelsbeziehungen mit den zentralätiopischen Staaten anzuknüpfen und den Sklavenhandel zu unterdrücken. Richardson starb, noch ehe er Kuka erreicht; daß trotzdem sein Unternehmen für die Wissenschaft so ungemein fruchtbar wurde, ist das Verdienst seiner deutschen Gefährten, vor allem Barths; denn auch Overweg sank kaum ein und ein halbes Jahr nach dem Führer ins Grab. Seitdem ruhte das Werk allein auf den Schultern unsers Barth, und dieser hat mit seltenem Geschick und nie ermüdender Ausdauer während seines Aufenthaltes im dunklen Erdteil Gebiete erschlossen, die vorher kaum dem Namen nach gekannt waren.

Die folgende Skizze[1]) der Expedition nach Jola, die zugleich zur Entdeckung des Benuë führte, wird uns kurz mit den Ergebnissen dieses denkwürdigen Zuges vertraut machen.

Nach mancherlei Vorarbeiten und Zurüstungen verließ Barths kleine Karawane am 29. Mai 1851 die Mauern Kukas, um den gefahrvollen Marsch gen Süden anzutreten. Dr. Overweg gab dem Landsmann eine Strecke das Geleite, während ein von Scheich Omar bestimmter Offizier, Billama geheißen, unserm Forscher als offizieller Begleiter für die Dauer der Reise beigegeben war. Die Straße nach Ngornu am Tschadsee zur Linken lassend, eilte Barths Truppe stracks südwärts. Die Gegend wurde bald hübscher, zeigte reichlichen Graswuchs mit einzelnen Tamarindenbäumen, bis später jene nur zur Trockenzeit bemerkbaren flachen, dunkelgrundigen Senken hervortraten, welche die Eingeborenen „firki", die Araber „ghadir" benennen. Diese Becken bilden während der Regenperiode große Teiche, enthalten aber, wenn sich nachher das Wasser vermindert, den ausgezeichnetsten Ackerboden, auf dem vorzügliche Ernten gedeihen. Sind die Früchte eingebracht, so liegen die Senken, welche oft von ansehnlichem Umfange sind, ganz „nackt und wüst da, ohne Kraut oder Strauch, und gewähren einen höchst unfreundlichen Anblick". Längs des Weges waren eingewanderte Araber angesiedelt, die in Bornu seit alters mit dem Gattungsnamen „Schua" belegt werden. Sie stammen ohne Frage aus dem Osten und sind vor etwa 300 Jahren als friedliche Rinderhirten langsam in diese ferne Zone vorgerückt. Sie sitzen meist in festen Dörfern, bauen in den Regenmonaten das Feld und ziehen während der Trocknis nomadisirend mit ihren Herden durch das Land.

Die Gegend war reich an jagdbaren Tieren, Giraffen, Wildschweinen und allerhand Vögeln. Baumwollenpflanzungen kamen zu Gesicht, und an beiden Seiten der Straße dehnten sich Kornschläge aus, die eben bestellt waren. Die Bevölkerung erwies sich sogar in manchen Gewerken nicht unerfahren. Der günstige Eindruck erhöhte sich noch, seit die Expedition den schönsten Distrikt Bornus, das Land Udsche, beschritt. Ortschaften, oft von bedeutender Ausdehnung, lagen rings im Gelände verstreut, und fast jeder Platz besaß seine eigene Marktgerechtigkeit. Die Zentralstelle schien jedoch in Udsche-Kasfukula zu sein, wo ein sehr reger Handelsverkehr herrschte. Der Boden umher verriet einen hohen Kulturwert; an den unbeackerten Stellen deckten Affenbrotbäume, Feigen und ein Heer kleinerer Hölzer das fruchtbare Erdreich. Ein im Sommer trockener Regenfluß oder Komádugu wand sich in deutlichem Bette durch das Gefilde, hin und wieder von mäßigen Steilufern eingerahmt, an denen einigemale kleine Indigoplantagen erschienen. Barth begleitete das Rinnsal bis zur Hauptstadt des Bezirks, nach deren Besuch er eine rein südliche Route durch die Grenzlandschaft der Marghi einschlug. Die gartengleichen Fluren gingen bald in eine öde Buschregion über, der wieder ein schmaler Ackerbaustreifen folgte, bis am 6. Juni der große Wald begann, der sich vier Tagereisen in mittäglicher Richtung fortsetzte. Noch in naher Vergangenheit war dies Dickicht verhältnismäßig stark bewohnt gewesen: Spuren früherer Kultur, Reste von Dörfern und Hütten boten sich öfter dem Auge dar und gaben Kunde von der Unterdrückung, der dies unglückliche Gebiet zum Opfer gefallen. Die spärlichen Insassen, zum Stamme der Marghi gehörig, überraschten durch Schönheit und Regelmäßigkeit der Gestalt. Sie waren in der Überzahl noch Heiden und verehrten ihre Götzen im Waldesdunkel unter heiligen Bäumen. Der Islam hatte zur Zeit erst wenig Proselyten gemacht. Trotz der ziemlich aufgeworfenen Lippen und des krausen Haares fehlte manchen Personen der ausgesprochene Negertypus fast gänzlich; obendrein wechselte auch die Hautfarbe in den verschiedensten Schattierungen, vom glänzenden Schwarz bis zum leichten Rhabarber- oder Kupferton. Wo Kleidung getragen wurde, durfte dies unbedenklich dem Einfluß des Mohammedanismus zugeschrieben werden. Völlige Nacktheit, namentlich beim weiblichen Geschlecht, kündigte stets das Heidentum an.

Mittlerweile hob sich das Terrain etwas mehr; von einer isolirten Granitkuppe bei Issege wurde nach Westen hin ein erster Blick auf das Grenzgebirge des kleinen Wandala-Distriktes möglich, dessen anfangs niedrige Gipfel gegen Süden merklich emporstrebten. Dr. Barth erkannte den Berg Mendefi oder Mendif, der, „seit er von Major Denham auf seiner abenteuerlichen Unternehmung gegen einige Fellata-Ansiedelungen zuerst gesehen, in Europa so berühmt geworden ist." Schon jetzt, sowie später bei der Rückkehr konnte Barth viele interessante Nachrichten über den Mendif und seine Nachbarkuppen sammeln, und er fand noch Zeit, von der Doppelspitze selber eine naturgetreue Skizze für sein Reisewerk zu vollenden.

In Kofa, das früher gänzlich zu Bornu gehört hatte, fand jetzt Scheich Omars Herrschaft bereits ein Ende. Die Einwohner standen unter dem Schutz der Fulbe und lebten in besseren Verhältnissen, als die vorher berührten, durch Sklavenjagden dezimirten Heiden. Von den östlichen Hügeln floß eine Anzahl kleiner Rinnen einem breiten Komádugu zu, der hier das Gelände teilt und schließlich in den Tschadsee mündet. Die Wasserscheide gegen den Benuë verlief etwas südlicher bei Uba und mochte hier nach Barths Ermittelungen an 600 Meter hoch liegen. Durch einen rauhen, mit Granitblöcken übersäten Paß, in dem ein zur Pfeilgiftbereitung dienender Baum wuchs, gelangte die Karawane zum Südabfall des Bergrückens und

[1]) Unserm Bericht liegt zu Grunde der zweite Band der „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentral-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrage der britischen Regierung unternommenen Reise". Gotha, Justus Perthes. 1857.

damit in eine neue breite Kulturzone. Im Hintergrunde derselben stieg etwa 800 Fuß über dem Thalboden ein vielgipfeliges Gebirge auf, während ganz in der Nähe die nördlichste städtische Ansiedelung der Fulbe auf dieser Seite, das gastliche Uba, seine Thore öffnete.

So hatte Barth die Grenze Adamauas glücklich gewonnen; er stand an den Pforten jenes eigenartigen „mohammedanischen Königreichs", das der kühne und fanatische Häuptling Adama kaum ein Menschenalter früher „auf eine mannigfaltige Reihe heidnischer Stämme aufgepfropft hatte." Im Westen erschien jetzt ungefähr parallel der Kette von Wándala eine andere bedeutende Aufschwellung, gekrönt von den Spitzen Kiria, Fingting, Ba und Jaurogudde. Ein munteres Flüßchen mit klarem Wasser begleitete die Reisenden bis Mubi, wo sie die beste Aufnahme fanden. Der Stadtherr kam selbst zu Pferde heraus, um Barth in sein Haus einzuladen. Das fette Weideland umher begünstigte eine ergiebige Viehzucht; das Dorf Bagma z. B. war von starken Rinderherden belebt, für die man zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters geräumige Stallungen erbaut hatte. Wie die Ortseinwohner behaupteten, war seit 15 Jahren kein Kameel ihre Straße gekommen; darum strömten jetzt alle von nah und fern herbei, um dies Wunder zu schauen, und mehr noch als den fremden weißen Mann bestaunten sie das seltsame Wüstentier. Die Bevölkerung des Distrikts benahm sich auch weiterhin zuvorkommend und freundlich; in der Szenerie ihres Gebietes aber wechselten die grünen Felder und Wiesen bald mit rauhen Felspartien und menschenleerer Wildnis ab. Bei Mbutndi sah Barth die erste Deleb-Palme und kostete ihre zur Zeit gerade reifen Früchte. Ähnlich der Dum-Palme ist dies Gewächs für die Eingeborenen von großer Wichtigkeit und gewährt ihnen eine beliebte Würze zu ihren einfachen Speisen.

Das unebene, bergige Terrain hielt noch längere Zeit an. Der Ackerbau lag streckenweis infolge kriegerischer Unruhen arg darnieder. Wenn aber Teuerung im Lande herrschte, so war einzig der Mensch, nicht die Natur an dem Mangel Schuld; denn in diesen Gegenden hat, wie Barth zutreffend bemerkt, die „Natur alles für den Menschen gethan: Schüsseln, Löffel und Flaschen wachsen an den Bäumen; im Walde wächst Reis; Korn und Erdmandeln gedeihen ohne Mühe; der Boden liefert neben dem Rohr des Waldes und Feldes das nötige Material für die Wohnung, und nur etwas Kleidung und Perlenschmuck — wer diese Ansprüche ans Leben macht — muß noch erhandelt werden."

Wo das Leben so leicht, der Nahrungserwerb so bequem gemacht ist, darf es nicht überraschen, daß der Neger im allgemeinen kaum mehr als das dringend Notwendigste thut. Desto erfreulicher sind Ausnahmen von dieser Regel. So erfahren wir im Verlauf der Expedition von Färbereianlagen und Indigokulturen, von Schmieden, Webern, fleißigen Viehzüchtern und rührigen Ackerwirten. Auch in der Technik des Hausbaues boten sich dem Reisenden mehrfach schöne Beispiele dar, am besten vielleicht in Sfarau, dessen Hütten besondere Aufmerksamkeit verdienen. Barth wurde hier in eine Wohnung gewiesen, die eigentlich aus „einer Gruppe von drei Hütten bestand, mit Lehmwänden und vortrefflich geflochtenem Rohrdach", und die rings von einer gemeinsamen Lehmmauer umzogen wurde, so daß das Ganze ein abgerundetes Dreieck darstellte. Die größte der drei Hütten von etwa 12 Fuß Durchmesser bildete die Eintrittshalle oder das Vorzimmer und war mit zwei Thüren versehen, deren eine nach außen, die andere nach dem inneren Hofraum führte. In der Hütte befand sich ein umfangreiches Ruhebett von 7 Fuß Länge und 5 Fuß Breite, hergestellt aus einem Gerüst starker Zweige, die dick mit Thon überzogen waren. Die Wände zeigten sich hellbraun getüncht und wiesen etliche rohe Malereien auf, deren Bedeutung jedoch in den meisten Fällen unklar blieb.

Um so deutlicher fielen ein paar hölzerne Schreibtafeln auf, wie sie dort die Schulknaben gebrauchen. Denn die Fulbe haben zum mindesten in den Hauptplätzen ihres Reiches Schulen eingerichtet, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen und Arabisch gelehrt wird. Für die Verbreitung geistiger Kultur spricht die Thatsache, daß mit Barths Karawane ein Bücherhändler nach Jola reiste. Schon in Udsche zählte gewöhnliches Papier — „tre lune" — zu den bekanntesten Marktartikeln. Dem Statthalter von Mubi konnte unser Forscher durch Überlassung von 10 Bogen Schreibpapier ein außerordentliches Vergnügen bereiten. Am meisten wunderten sich die Leute, welche lesen konnten, über den „so ungemein kleinen Druck" in Barths englischem Gebetbuch.

Doch jetzt zu den Häusern von Sfarau zurück! Die beiden anderen, etwas kleineren Hütten besaßen keine Außenthüren; sie waren nur vom Innenhofe zugänglich und galten so recht als Familienräume. Denn hier befand sich das behäbig hergerichtete Thonlager für die Frau, das durch eine Querwand vor neugierigen Blicken geschützt wurde. Hier prangte auf einer Thonstufe — wie auf einem Küchenbrett — der Vorrat an Töpfen und Kochgeschirr. Obgleich nach Landesbrauch die Fenster fehlten, und das Licht nur durch die Thür Zutritt hatte, waren die Wände doch hübsch bunt getüncht, so daß die Häuschen in ihrer gesamten Einrichtung ein sehr entwickeltes Gefühl des Volkes für bequeme Wohnlichkeit verrieten.

So weit Barth von seinem Standlager in Sfarau das Gelände inspizieren konnte, schien der Ort fast im Mittelpunkt eines geräumigen Höhenringes zu liegen, dessen malerische Kuppen und Spitzen namentlich im Osten, Süden und Westen recht stattlich emporstiegen. Der Abfall zum Benuë-Thal begann erst eine ziemliche Strecke jenseits des Ortes, weshalb auch die westliche Handelsstraße noch hier auf der Höhe mit dem Hauptwege von Kuka nach Jola zusammenläuft. Ein viel gesuchter Artikel waren damals die Gewürznelken; hauptsächlich trugen die Frauen Begehr nach der aromatischen Frucht. Ebenso wurden Scheeren, Arzneimittel und Papier mit Vorliebe verlangt. Seife ward nach einem einheimischen Rezept in jedem Haushalt bereitet und stellte in allen von den Fulbe bewohnten Gebieten einen wichtigen Verbrauchsgegenstand dar. Das Salz kam durch fremde Zufuhr ins Land.

Am 15. Juni begann der Abstieg ins Thal. Eine schöne grasige Ebene mit großen Komplexen angebauten Bodens dehnte sich freundlich vor den Reisenden aus. Gelegentlich schoben sich kleine Waldbestände dazwischen; dann kam ein Dorf oder ein Sklavenweiler in Sicht und erhöhte den Reiz des landschaftlichen Bildes. Die Wässer strömten direkt nach Süden durch den Majo — oder Mao — Tiel dem großen Flusse zu, dessen Nähe sich immer deutlicher ankündigte. An einem kleinen See entdeckte Barth die ersten Hippopotamusspuren; Büffel tummelten sich im Grase, und bei Sfulleri traten gewaltige Ameisenhügel auf, die, wie Barth anmerkt, stets in der Nachbarschaft von Flüssen getroffen werden. — Noch ein kurzer Marsch, und die Karawane hielt am Ufer des Benuë, gerade der Landspitze Taepe gegenüber, hinter welcher der Faro hervorbricht und die Hauptader verstärkt. In majestätischer Breite wogte der blaue Strom von Ost nach West; eine „große Bahn lag hier offen, ein Eingangsthor für die rüstigen, alles überwältigenden Kräfte des Nordens." Erst tief am Horizont schränkten Berge die Rundsicht ein. Ganz im Süden stand in beträchtlicher Entfernung gleich einer Wolke der lang gesuchte Alantika, in seiner Höhe allerdings von Barth um das Doppelte überschätzt. Wir wissen jetzt, daß die Erhebungen bei Jola nur 600 bis 900 Meter und etwas weiter gen Westen bis 1000 Meter aufragen. Der Berg Karin, mit dem das Hochland in scharfem Knie gegen das Faro-Thal zurückfällt, mißt 1200 Meter; dann folgen mehrere fast um die Hälfte niedrigere Kegel, bis endlich Alantika, Mogidi, Sulabe und andere mit 1500 Meter die Kulminationspunkte des ganzen Systems ausmachen. Barth glaubte vor 40 Jahren dem Alantika 9000 Fuß absoluter Erhebung zusprechen zu müssen.

Barths Hoffnung, die herrliche Wasserader des Benuë von europäischen Schiffen befahren zu sehen, sollte schneller, als er selbst geglaubt, sich erfüllen. Sein Bericht, den er nach der Rückkehr von Kuka aus an die englische Regierung sandte, erregte in Europa die allgemeinste Aufmerksamkeit. Lord Palmerston würdigte Barth des vollsten Zutrauens; in Deutschland wiesen Karl Ritter, Petermann und von Bunsen mit Nachdruck auf den Wert der neuen Entdeckung hin, durch die das Werk der Gebrüder Lander, welche ehedem von der Nigermündung den Schleier gelüftet, erst zur wahren Bedeutung erhoben ward. Schon 1854 ging eine Expedition unter W. Balfour Baikie mit dem Dampfer „Plejade" durch den Niger in den Benuë hinauf und befuhr letzteren bis $11^1/_2$ Grad östl. Länge von Grw., wo man nicht mehr als einen Grad vom Eintritt des Faro entfernt blieb. Den Spuren des deutschen Entdeckers folgten im Sudan schnell mehrere wissensdurstige Landsleute, wie Vogel und Rohlfs, die den Benuë verschiedentlich kreuzten und größere Strecken seines Laufes festlegen konnten, bis in der jüngsten Forschungsperiode der verdienstvolle Flegel die Gesamtbahn des Flusses von der Quelle zur Mündung auf oft wiederholten Zügen durchmaß. Ihm war es vergönnt, das Rätsel des Benuë ganz zu lösen, freilich mit einem etwas anderen Ergebnis, als man ursprünglich erwartet; denn nach dem Volumen des Flusses am Taepe, wo Barth ihn gesehen, durfte man mit Sicherheit auf einen längeren Oberlauf schließen. Wäre Barth jedoch — schreibt Flegel — „über Taepe hinaus nach Osten gekommen, bis an die Mündung des Mao Kebbi vielleicht, so hätte er eingesehen, daß neben dem bedeutenden Faro wesentlich der Mao Kebbi dem Benuë sein Ansehen bei Taepe und Jola verleiht. Oberhalb des Kebbi wird derselbe aus einem schiffbaren Strome zum Gebirgsbach, dem man sofort anmerkt, daß seine Quelle nicht weit entfernt ist."

Noch am Tage der Entdeckung bewerkstelligte Dr. Barth die Passage über Benuë und Faro, kreuzte die niedrige, sumpfige Inundationsebene und stieg dann zu dem Vorrande der südlichen Berglandschaften auf. Die Reiserichtung wurde jetzt rein östlich nach Jola hin und führte durch wohlangebaute Striche, in denen „Rindvieh,

Pferde, Esel, Ziegen und Schafe in bunter Mannigfaltigkeit der Farben und Gestalten den grünen Teppich belebten." Große Affenbrotbäume kamen in Menge vor, besonders in der Umgegend des Ortes Ribäo oder Ribago unfern des Berges Bagele, der sich hier gegen den Fluß hin vorschiebt. So kam der 20. Juni heran, an welchem Tage sich Barth am Ziele seiner Wünsche, in der Hauptstadt Jola, sah. Der Ort lag damals noch ein gutes Stück südlich vom Benuë und ist nicht zu verwechseln mit dem Jola von heute, das weit näher am Wasser vor der Mündung des Mao Beti, der Insel Donga gegenüber, seine Stelle hat. Nach Barths Schätzungen zählte das alte Jola etwa 12 000 Einwohner, hatte eine Moschee, einen geräumigen Marktplatz und ein kastellartiges Lehmgebäude, worin der Lámido oder Statthalter Mohammed Loël, der Sohn Mallem Adamas, residierte. Barth konnte erst nach längerem Warten Zutritt zu dem Gewalthaber erlangen. Doch schien dieser bei der Audienz unsern Forscher nicht ungern zu sehen, als plötzlich der bornuanische Begleiter Barths, der Offizier Billama, mit drei Briefen hervortrat, in welchen der Beherrscher Kukas seine Ansprüche auf das früher schon erwähnte Grenzgebiet von Kosa und Kobtschi geltend machte. Kaum waren die Briefe verlesen, so erhob sich ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen die Bornuaner; Mohammed Loël drohte mit Krieg und richtete in seiner Erregung selbst gegen Barth wütende Anklagen. Von einer friedlichen Mission des Weißen wollte niemand hören; der Fürst glaubte einen Kundschafter in ihm und befahl ihm, schleunigst das Land zu verlassen. Alle Gegenvorstellungen Barths, so geschickt und unter Anwendung jeglicher Kunstgriffe afrikanischer Diplomatie sie auch vorgebracht wurden, fruchteten nichts. Der „Sultan", wie sich sämtliche Statthalter in den Provinzen des Reiches Sokoto nennen, beharrte bei seinem Wort, und Barth mußte umkehren — angesichts der lockenden Nähe des Ozeans, den er von hier aus zu erreichen gedachte. Der Entschluß wurde ihm um so schwerer, als er in Jola einen Araber kennen gelernt, der viele Jahre lang an der ostafrikanischen Küste zwischen Mombas und Sofâla gereist war und „den berühmten See Nyassa" als Augenzeuge beschreiben konnte. Gerade hier an dem südlichsten Punkte seiner Reise erhielt Barth „den ersten klaren Blick in jene so überaus interessanten Gegenden," die beim Antritt der Expedition „den phantastischen Hintergrund" seiner Pläne gebildet hatten, — und gerade hier ward er zur Umkehr gezwungen!

Trotz des kurzen Aufenthaltes in Jola wurde es dem Reisenden möglich, eine Fülle der wichtigsten Nachrichten über Land und Leute einzuziehen. Viele dieser Berichte haben jetzt nur historischen Wert. Sie erzählen uns von der Gründung des islamitischen Reiches Adamaua, dessen wirkliche alte Bezeichnung Fumbina ist, durch den unternehmenden Fulbe-Fürsten Mallem Adama, der zur Zeit des Sultans Bello die kleinen heidnischen Nachbarkönige überwältigte. Nach der Volksrede soll auch die Frau des glücklichen Eroberers Adama geheißen haben, so daß demnach Adamaua so viel bedeuten würde wie „die beiden Adama". Jedenfalls begreift dieser von den Fulbe eingeführte Titel nicht alle Teile des einstigen Fumbina, sondern bezieht sich nur auf diejenigen Gebiete, die wirklich unterworfen und kolonisirt sind. Ebenso ist Jola eine ganz neue Schöpfung; die „frühere Hauptstadt, von welcher schon Denham hörte, war Gurin." Barth schildert uns nun das Jola vor 40 Jahren mit seinen ausgedehnten Gehöften, die zugleich die Kornfelder umschließen; er nennt uns die Schmiedekunst als das einzige ortsübliche Gewerbe; er zählt die Marktartikel auf, unter welchen schon damals englische Baumwollenzeuge eine bevorzugte Rolle einnahmen; er läßt uns einen tiefen Blick thun in die Greuel der Sklaverei, die in Adamaua in einem Umfange bestand, wie sonst nirgend in Zentralafrika.

Ins Gebiet der geschichtlichen Erdkunde gehört ferner ein gut Teil von Barths Exkursen über die Orohydrographie Adamauas; vor allem hat das Flußnetz eine andere Gestaltung gewonnen, als unser Forscher vorauszusehen glaubte. Für die Sorgfalt seiner Itineraraufnahmen und Ortsbestimmungen spricht am besten die Thatsache, daß Dr. R. Kiepert trotz des reichen kartographischen Materials der Neuzeit und der großen Dreiblattkarte zu Ed. W. Flegels Reisen für Jola „fast seine alte Barthsche Lage" wieder eingesetzt hat.[1])

Gar nicht genug zu schätzen sind endlich Barths Mitteilungen über das Klima, die Bodenverhältnisse und Naturprodukte von Adamaua, das wir als ein immerhin gesundes, für das Dasein des Europäers nicht verderbliches Land kennen lernen. Die Liste der Nutzpflanzen nebst Angaben über deren Standort ꝛc. füllt beinahe zwei Seiten des großen Reisewerkes aus; kürzer sind die Notizen über die Tierwelt, unter welchen uns das von Dr. Vogel bestätigte Vorkommen einer dem Manatus Senegalensis verwandten Art der Seekuh im Benuë ohne Frage am meisten interessirt. Dem Pferde, das höchst wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit eingeführt ist, scheinen die südlichen Bezirke nicht mehr zuzusagen; es bleibt klein und schwach, obschon es von der bekannten „Afrikakrankheit" wohl noch nicht zu leiden hat. „Die besten Pferde werden aus den nördlichen Distrikten gebracht, besonders von Uba."

Zu der Bevölkerung des Landes übergehend, schildert uns Barth der Reihe nach die von ihm besuchten Stämme, vorab die Fulbe, denen er im ganzen ein treffliches Zeugnis ausstellen muß. Er lobt ihre Einfachheit der Sitten, ihr patriarchalisches Familienleben und ihre Enthaltsamkeit in Tabak und geistigen Getränken, während die eingeborenen, halbnackten Heiden letzteren Genüssen leidenschaftlich fröhnen. Kurz, es findet sich kaum ein Punkt, den der aufmerksame Forscher übersehen hätte. Und seine Berichte sind um so wertvoller und erheischen jedermanns Beachtung, da sie völlig objektiv, so recht sine ira et studio, von einem ernsten Wissenschafter abgegeben sind, und zwar in einer Periode, da selbst der kühnste Träumer in Deutschland kaum an den Erwerb eigener Kolonien gedacht hätte. Der gelehrte Explorator des Sudan reiste ja nicht einmal im Auftrage einer deutschen Regierung; er stand im Solde Englands, und dieses hat nicht gezögert, aus der Arbeit des Fremden sofort praktische Erfolge zu ziehen. Kleinliche Begeiferung und philisterhafte Nörgeleien sind eben dem Briten, wenn es sich um die Mehrung heimischer Interessen handelt, durchaus fremd; ihm beliebt ein bewußtes, thatkräftiges Vorgehen, das sich keineswegs durch anfängliche Fehlschläge zurückschrecken läßt.

Welche trüben Erfahrungen hat dagegen Flegel an seinen Landsleuten gemacht! Wie kläglich würde hier ein Vergleich zwischen England und Deutschland für uns ausfallen! — —

Laut der Bestimmung des „Sultans" trat Barth schon am 24. Juni die Rücktour an. Im allgemeinen hielt er denselben Weg inne, den er auf der Hinreise gewählt; erst von Udsche-Kassukula ab nahm er die direkte Straße nach der Hauptstadt Bornus statt der früher etwas östlich gekrümmten Route. Während des Marsches wurde Barth mehrfach vom Fieber geschüttelt. Der böse Gast hatte sich seit dem Tage des Einzugs in Jola bei dem Reisenden eingestellt. So lange das Ziel noch vor ihm lag, so lange hielt ihn die geistige Anregung auch frisch; mit dem Augenblick aber, da diese Spannung nachließ, war pünktlich das Fieber da — eine Erscheinung, die sich im Leben eines Afrikaforschers nur zu oft wiederholt. Denselben Tag, fast dieselbe Stunde, als Barth Timbuktu betrat, den „Gegenstand seines eifrigsten, sorgenvollsten Strebens während eines ganzen Jahres", wurde er krank.

In der letzten Reisewoche fing in Bornu allgemach die Regenzeit an und bereitete Barth vielerlei neue Beschwerden und Kümmernisse. Am 24. Juli war er wieder in seiner „afrikanischen Heimat", in dem einförmigen Kuka. Er fand seine dortigen Freunde, den Scheich und seinen Vezier und vor allem Dr. Overweg, wohlauf und konnte sich, soweit es seine angegriffene Gesundheit erlaubte, für die nächsten Unternehmungen vorbereiten, die den noch unerforschten Ländern in der Umgebung des Tschadsees galten.

Wir nehmen damit Abschied von dem seltenen Mann, dem die Wissenschaft so unendlich viel verdankt, und der durch seine Reise nach Jola und die Entdeckung des Benuë und Faro einen vollwichtigen Beitrag zur Kenntnis unsers westafrikanischen Kolonialbesitzes geliefert hat.

H. Seidel.

[1]) S. die Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Bd. 5 S. 162.

Die Wanjamuesi.

Von Paul Reichard.

(Schluß.)

Gewerbe und Handel.

Ist der Mjamuesi wieder in seiner Heimat, so beginnt er unverzüglich mit dem Feldbau oder einzelne Meister üben ihr Handwerk aus. Von eigentlichen Handwerkern kann zwar nicht die Rede sein, da die erworbenen Fertigkeiten nicht als Broderwerb betrachtet werden, sondern nur gelegentlich, wie es die Umstände erlauben oder den betreffenden Lust dazu anwandelt, die erlangte Fertigkeit angewendet wird. Da sind vor allen die Schmiede, welche auch meistens die Bereitung des Eisens verstehen, welches durch mehrmaliges Aus- und Umschmelzen des Eisenerzes, Raseneisenstein, in Unjamuesi gleich als Schmiedeeisen gewonnen wird. Die Schmiede sind sehr geschickt und arbeiten Hacken, Beile, Lanzen, Pfeil- und Messerklingen, sowie eiserne Schmuckgegenstände. Auch Drahtziehen ist den Wanjamuesi wohl bekannt.

Andere weben grobe Baumwollstoffe. Rindenstoffe werden durch Klopfen von Baumbasten hergestellt. Ein anderer schnitzt niedere Schemel, Teller und Bretter zum Auftragen der Speisen oder große Holzmörser zum Mehlstampfen, Binsenmatten werden geflochten; Töpferarbeiten verstehen nur die Weiber auszuführen. Lindo, das

sind runde Schachteln aus Baumbast, sind sehr begehrt und finden immer guten Absatz, in allen Größen; solche von fingerlangem Durchmesser, um Fett, Schmuck, Medizin darin aufzubewahren; größere für Stoffe und ganz große, faßartige als Vorratbehälter für Feldfrüchte dienend.

Bei dem Verkauf dieser Gegenstände macht sich so recht die Vorliebe der Wanjamuesi für den Handel bemerkbar, den sie leidenschaftlich lieben und auch ausgeprägten Sinn dafür haben. Die Art des Handelsbetriebes jedoch kann den Europäer zur Verzweiflung bringen. Da geschieht alles mit einer ungeheuren Umständlichkeit und mit äußerstem Mißtrauen und ehe ein Geschäft zum Abschluß gebracht wird, kann es drei- ja viermal rückgängig gemacht worden sein. Was nicht niet und nagelfest ist, wie Grund und Boden oder Wald und Erzlager wird verhandelt. Die eigne Person als Sklave oder als Weib sowohl wie Rinder, Ziegen, Schafe und Geflügel, Elfenbein und Lebensmittel, eiserne Hacken, Waffen, Stoffe und europäische Tauschwaren von der Küste, nichts giebt es, was nicht käuflich wäre. Diesen Sinn für Handel haben die Wanjamuesi mit allen Negern zwar gemein, aber er ist ihnen in besonders hohem Grade eigen.

Der Häuptling.

Das ganze Land Mjamuesi zerfällt in eine Menge größerer und kleinerer Staaten, deren Ausdehnung im allgemeinen unabhängig von der Stammeszugehörigkeit der Unterstämme ist. Jeder solchen staatlichen Gemeinschaft steht ein Häuptling vor, den wir am besten als demokratischen patriarchalischen Autokraten bezeichnen können. Auch Weiber können bei den Wanjamuesi Häuptling werden. Seine auf den ersten Anblick hin absolut erscheinende Macht ist in Wirklichkeit eine nur sehr beschränkte. Sein Thun und Lassen wird genau und ängstlich kontrolirt durch seine Beiräte und Ältesten, ohne deren Zustimmung er nichts unternehmen kann, besonders wenn es sich um prinzipielle Entscheidungen handelt. Nur in persönlichen Angelegenheiten hat er selbstverständlich freiere Hand wie irgend jemand. Seine Macht stützt sich eigentlich nur, wie ich schon an anderer Stelle in der Deutschen Kolonial-Zeitung dargethan habe, auf die Hexenprozesse, welche ihm durch die Ausübung dieser gräulichen Art der Rechtspflege einen bedeutenden Einfluß verleihen. Eigentlich stellt die Ausübung dieser Rechtspflege ausnahmslos einen Mißbrauch seiner Gewalt dar, dennoch erscheint der Häuptling aber dabei immer im Lichte eines um das allgemeine Wohl besorgten Herrschers, weil die ganze hierauf bezügliche Rechtspflege auf Aberglauben basirt ist.

Die Häuptlingswürde ist erblich, nicht aber in direkter Linie, sondern sie geht immer auf Geschwister oder auf die Nachkommen derselben über, wenn die Eltern nicht selbst geherrscht haben. Ausnahmen kommen natürlich da vor, wo es sich um Machtfragen handelt.

Der Häuptling hat natürlich je nach seinem Reichtum und der Größe seines Landes eine größere oder geringere Anzahl von Weibern, wagori genannt, welche jedoch nicht in geschlossenen Räumen leben, sondern wie alle anderen vollständig freie Bewegung genießen.

Das Heer.

Die Militärmacht der Häuptlinge besteht aus den sogenannten Ruga Ruga, d. s. irreguläre Krieger, welche eine Menge Vorrechte genießen. Die Unterthanen müssen denselben überall unentgeltlich Unterhalt gewähren, und da sie sich sehr große Freiheiten herausnehmen, so werden beim Erscheinen eines größeren Trupps solcher Ruga Ruga immer zuerst die Weiber in Sicherheit gebracht. Bei ausbrechendem Kriege müssen alle waffenfähigen Männer Heerfolge leisten, wenn nicht ein Häuptling besonders kriegerisch gesinnt ist und wegen fortwährender Kämpfe ein genügend starkes Heer von Ruga Ruga hat, so daß er auf die allgemeine Heerfolge verzichten kann. Mit dieser allgemeinen Heerfolge hat es übrigens einen bedeutenden Haken. Die meisten ziehen allerdings unter großem Prahlen, Singen, Tanzen und geheuchelter Kampfeswut aus, je näher man jedoch dem Feinde entgegenrückt, desto mehr der grimmen Krieger verschwinden entweder gänzlich oder ein Teil taucht erst wieder auf, wenn ein Dorf gestürmt ist und es etwas zu plündern giebt. Da sich diese Erscheinung aber bei beiden feindlichen Parteien zeigt, so gleicht sich alles wieder aus.

Die Unterthanen.

Die Bevölkerung im Unjamuesistaate zerfällt in drei Klassen, welche nicht mit „Kaste" bezeichnet werden können, es sind nämlich die freien Unterthanen, die eingewanderten Freien und die Sklaven. Als Kasten aber giebt es ebenfalls drei Klassen: die Adligen, die Freien und die Sklaven. Die letzteren bilden die überwiegende Mehrzahl 70 bis 75 Prozent im Lande Unjamuesi. Die Stellung derselben ist mehr die eines Leibeigenen, wie ja jetzt allgemeiner bekannt ist, und keineswegs drückend.

Der Freie ist vielmehr in seinem Thun und Lassen eingeschränkt und eigentlich immer der mißtrauischen Kontrole des Häuptlings ausgesetzt. Er muß fortwährend Bedacht nehmen, dessen Zufriedenheit zu erlangen, und dafür immer Opfer bringen, vor allen Dingen darf er sich nicht zu großes Besitztum erwerben, wenn er nicht alles riskiren will, er lebt in fortwährender Sorge und Angst um sein Eigentum und sein Leben. Der eingewanderte Freie aber führt das am allerwenigsten beneidenswerte Leben. Er ist immer Flüchtling, welcher aus irgend einem Grunde seine eigentliche Heimat verlassen mußte. Er muß jeden Augenblick gewärtig sein, Landes verwiesen zu werden. Freizügigkeit existirt in ganz Afrika nicht.

Rechtspflege.

Die Rechtspflege liegt mit Ausnahme unbedeutender Fälle gänzlich in den Händen des Häuptlings als einzige und letzte Instanz. Es existiren althergebrachte Rechtsgrundsätze, welche durch mündliche Überlieferung weiter geführt werden. Nach diesen wird öffentlich unter Mitwirkung der Beiräte und Ältesten Recht gesprochen. Für den Uneingeweihten hat es dabei den Anschein, als ob der Häuptling allein entscheidende Stimme hätte. Das ist aber in der That nicht der Fall. Bei der Vorliebe für Rechtsgrübelei und Haarspalterei der Schwarzen, bei der Unzulänglichkeit der Sprache werden Unterhandlungen mit größter Umständlichkeit geführt, ehe überhaupt ein klares Verständnis der Sachlage erzielt werden kann. Ehe es aber zu einer Entscheidung kommt, können aus unzähligen Gründen Wochen, Monate, ja selbst Jahre vergehen, besonders wenn nicht durch Geschenke an den Häuptling und seine Räte eine Beschleunigung erzielt wird. Sind aber beide streitenden Parteien in der Lage, durch Geschenke auf die bestechlichen Richter wirken zu können, so kommt es vor, daß sich die Prozesse unendlich lange hinziehen.

Die Strafen bestehen niemals in Freiheitsstrafen, denn zum Einsperren giebt es keine Lokalitäten, ebensowenig in Prügelstrafen. Alle Strafen sind entweder Geld-, d. h. Entschädigungsstrafen, oder Todesstrafe. In den meisten Fällen werden alle Streitigkeiten durch Zahlung von Entschädigung erledigt. Natürlich erhält der Häuptling den Löwenanteil. Die Beiräte desselben beanspruchen ebenfalls eine Zahlung für ihre Mühewaltung und dann der Geschädigte. Eine öffentliche Anklage giebt es nicht, und wenn z. B. jemand einen Fremden erschlägt, so muß er an den Häuptling Blutgeld zahlen. Nicht wegen des Mordes als solchen, sondern weil er den Boden mit Blut besudelt hat. Der Fremde ist immer rechtlos. Ebenso muß der Herr, welcher seinen Sklaven erschlägt, aus demselben Grunde Blutgeld an den Häuptling zahlen, trotzdem er Recht über Leben und Tod seines Sklaven hat. Da aber ein solcher Luxus immer sehr teuer zu stehen kommt, so macht der Herr so gut wie gar keinen Gebrauch von seinem Rechte. Ein Mord an einem Stammesgenossen oder einem Landsmanne wird ebenfalls fast immer durch Geld an dessen Anverwandte gesühnt, obgleich dieselben das Recht haben, den Mörder zu fordern und ebenfalls zu töten. Die als Strafen festgesetzten Zahlungen können in Feldfrüchten, Hühnern, Ziegen, Schafen, Rindern, eisernen Hacken, Sklaven und hier und da Elfenbein bestehen. Für Schulden haftet der Betreffende in letzter Linie mit seiner eigenen Person, Eltern können ihre Kinder und diese ihre Eltern als Pfand versetzen.

Utani.

Hier sei noch einer sehr eigentümlichen Sitte gedacht, welche „Utani" genannt wird und welche allen Ostküstenegern gemein ist und überall mit demselben Namen belegt wird. An der Küste wird sie noch vielfach geübt, während sie im Innern immer mehr in Vergessenheit gerät. Das Wort „Utani" ist nicht übersetzbar. Es ist ein eigentümliches Rechtsverhältnis, in welchem gewisse Stämme zu einander stehen, wie z. B. die Leute aus der Mrima mit den Wanjamuesi oder die einzelnen Küstenstämme unter einander. Immer aber sind es nur ganz gewisse Stämme, und scheint es dabei gewissermaßen Bedingung, daß sie nicht aneinander grenzen dürfen, doch konnte ich mir keine Gewißheit darüber verschaffen, wie denn die ganze Sitte sehr unklar ist und nur schwer zu ergründen. Der Mtani, welcher immer ein Freier oder Freigeborener sein muß, kann vorübergehend die Stelle eines anderen einnehmen, dessen Besitzrechte betreffs beweglichen Eigentums er dann vollständig antritt, wenn dieser andere einem Stamme angehört, welcher mit dem seinen im Utaniverhältnis steht, aber nur auf die Dauer eines kurzen Besuches. Er kann sich in den Besitz seines Hauses, seines gesamten Eigentumes, selbst seiner Weiber setzen, und der andere muß sich widerstandslos fügen. Er kann ihm irgend einen Gegenstand unter dem Zuruf Utani nehmen, sei es auch der kostbarste, und denselben als Eigentum behalten. Ein Mtani kann ein Leichenbegängnis, die Einsetzung eines Häuptlings, eine Hochzeit, den Antritt einer Reise hindern, bis man ihm ein Geschenk verabreicht hat.

Da die Sitte aber auf Gegenseitigkeit beruht, so wird kaum jemals Mißbrauch getrieben. Wenn ein armer Mtani einem reichen zuviel

weggenommen hat und dieser Reiche sich gegebenen Falles nicht schadlos an demselben halten könnte, so tritt der ganze Stamm oder das ganze Dorf für ihn ein, um gelegentlich Utanigaben bei dem Stamme des Armen wegzunehmen. Auf diese Weise verbietet sich, der allgemeinen Kontrole wegen, Mißbrauch von selbst. Eigentlich dürfen sich Stämme, welche mit einander im Utaniverhältnis stehen, auch nicht bekriegen. Früher soll dies Gebot streng befolgt worden sein. Jetzt achtet man nur in einzelnen Fällen noch bei drohendem Kriege darauf. Widersetzt sich aber jemand den Ansprüchen eines Mtani, so wird von dem Dorfältesten oder sonst einem angerufenen Richter immer zu gunsten des Heischenden entschieden.

Es ist mir trotz jahrelanger Bemühungen nicht gelungen den Ursprung und die Bedeutung dieser höchst sonderbaren Sitte zu erforschen. Oft stehen räumlich weit von einander getrennte Stämme in Utaniverhältnis, dieselben haben vielleicht früher näher beisammen gewohnt und sind durch Wanderungen getrennt worden. Da man dennoch das gegenseitige Utaniverhältnis zäh festhält, wenn auch der Brauch immer mehr abkommt, so sind vielleicht ursprüngliche Bedeutung und Zweck ein Bündnis gewesen.

Religion.

Es ist ganz außerordentlich schwer, etwas über die Religion der Neger also auch der Wanjamuesi zu erfahren. Man würde aber nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen irren, wenn man glauben wollte, daß wir es hier mit einem in Vergessenheit geratenden Kultus zu thun haben. Nichts spricht für eine solche Annahme. Die Annahme von dem Niedergehen der Neger ist eine ebenso unhaltbare Theorie, ich habe im Gegenteil den Eindruck, daß wir es hier mit einer emporkommenden Rasse zu thun haben, nur dürfen wir die Fortschritte derselben nicht in demselben Verhältnisse wie die unsern annehmen. Eine sogenannte Blütezeit scheinen die Neger nicht gehabt zu haben. Sie entwickeln sich stetig, aber ungeheuer langsam.

Die religiösen Anschauungen der Neger haben etwas außerordentlich Verschwommenes. Der Grund, weshalb so sehr schwer etwas darüber zu erfahren ist, liegt hauptsächlich darin, daß die Leute selbst nichts genaues darüber wissen. Im allgemeinen erkennen die Wanjamuesi ein gutes Prinzip „mlungu“ an, einen Ausdruck, den man füglich mit „Gott“ übersetzen könnte. Dieser mlungu ist aber an und für sich so gut, daß er niemals etwas böses thun kann, niemanden irgend ein Unheil zufügen würde. Um ihn braucht man sich daher nicht zu kümmern. Etwas anderes ist es mit dem mssimu pl. missimu. Ein Mssimu ist eigentlich alles Überirdische, Unsichtbare, mit Ausnahme von Gott. Es ist ein Sammelbegriff von so dehnbarer Bedeutung, daß man das Wort nicht übersetzen kann. Je nach Umständen kann es bedeuten: Dämon, Zauber, Schutzgeist, Teufel, Schicksal und in gewisser Weise auch Fetisch, wobei man unter Fetisch jedoch hier nicht den landläufigen Begriff setzen darf. Der Mssimu kann sein ein Stein, ein Baum, ein Teich, ein See, ein Felsen, ein Wald, ein Tier oder ein Mensch. Am besten aber deutet man das Wort mit Naturkräfte in Verbindung mit dem Schicksal. Da die Naturkräfte sich aber am augenscheinlichsten in ihrer vernichtenden Wirkung offenbaren, so sucht man dieselben durch Opfer zu besänftigen, welche Opfer aber derart geringfügig sein dürfen, daß sie eigentlich nur eine Anerkennung der Naturkräfte, als böse Gewalten personifizirt, darstellen. Der Mssimu bewohnt eigentlich nur die oben angeführten Dinge, ist aber meistens an einen bestimmten Ort gebunden, welcher sich in vielen Fällen durch gar nichts von seiner Umgebung unterscheidet. Man baut solchem Mssimu Miniaturhütten, in welchem derselbe alsdann zu übernachten pflegt. Dort legt man die kaum nennenswerten Opfer an Mehl, Pombe, Tabak, Hanf, Stoffen, Perlen, Knochen u. s. w. nieder, hier und da aber selbst einen kleinen Elefantenzahn und zwar auf ein Miniaturbettgestell aus feinen Stäbchen. Ein Mssimu kann männlichen und weiblichen Geschlechtes sein. Es giebt Kriegs-, Wege-, Dorf-, Land-, Feld-Mssimu. Dieselben erteilen auch durch Vermittelung der Wafumu, d. s. die Medizinmänner oder -Weiber, auf Befragen Antwort, ob ein Unternehmen glückt oder nicht und ob man dementsprechend gut daran thut, es zu beginnen oder zu unterlassen, also eine Art Orakel. Den Medizinmännern, Wafumu, wird es sehr leicht sich bei Irrtümern und falschen Prophezeiungen herauszureden.

Sehr eigentümlich sind die Ansichten über ein Weiterleben nach dem Tode. Fragt man einen Mjamuesi danach, so antwortet er immer, daß es mit dem Tode vollständig vorüber sei, daß es kein Weiterleben gäbe.

Jedem Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansicht begegnet der Mjamuesi mit mitleidigem Lächeln. Auf der anderen Seite aber opfern sie den Manen, sie sagen mssimu wa baba, der Mssimu des Vaters oder mssimu wa majo, der Mssimu der Mutter und diesen wird geopfert. Macht man sie dann aber auf den Widerspruch aufmerksam, der mit ihrer Ansicht betreffs des Nichtweiterlebens nach dem Tode mit dieser Sitte besteht, so erwidern sie nur, es ist mit dem Tode zu Ende.

In der Ausübung ihres Aberglaubens, Kultus kann man es kaum nennen, werden kindische Handlungen vorgenommen und kindische Mittel verwendet: Stäbchen, Hölzchen, besondere Instrumente, bei denen weder Form noch die Art des Gebrauches in irgend welchem äußeren oder inneren Zusammenhang mit dem Wesen des grade vorliegenden Falles im Zusammenhang steht. Die thörichsten Handlungen werden zur Errichtung bestimmter Zwecke vorgenommen. So werfen die Wanjamuesi-Wafumu den Leichnam einer hingerichteten Zauberin in eine Pfütze, um Regen für die Regenzeit herbeizuziehen. Wenn jemand vom Blitze erschlagen wurde, so muß er ebenfalls ins Wasser geworfen werden, da sonst andere auch erschlagen werden. Dies gilt besonders bei Reisen.

Der große Python gilt bei den Wanjamuesi gewissermaßen als heilig, er darf nie erschlagen werden. Auch die so ungemein giftige aber sehr träge Puffotter wird von den Wanjamuesi nicht getötet, auch wenn sie, was häufig geschieht, in eine Hütte kriecht, um dort Ratten zu jagen! Man bewirft sie ganz vorsichtig mit Strohhalmen um sie zu vertreiben oder man läßt sie liegen. Auch an eine Art Währwolf glauben die Wanjamuesi, indem sie annehmen, daß sich Zauberer in Hyänen verwandeln können und Nachts Leichen fressen. Die Seelen von Zauberern fahren in den Leib von Leoparden. Hier finden wir den größten Widerspruch mit dem Glauben an eine vollständige Vernichtung nach dem Tode.

Es giebt in Unjamuesi eine eigentümliche Pilzart, welche als netzförmiges Gewächs von Faustgröße an feuchten Stellen hier und da im Walde vorkommt, wenn man dies zertritt, sagen die Wanjamuesi, so verirrt man sich im Walde. Auch den Wanjamuesi ist die sogenannte „Duplicität der Ereignisse“ bekannt, sie sagen, alle Wesen vom Menschen bis zum kleinsten Käfer, vom Baum bis zum Grashalm werden zweimal in genau demselben Aussehn geschaffen.

Schluß.

Ich habe in großen Zügen ein Bild von den Wanjamuesi entworfen, ohne näher auf ihre Charaktereigenschaften einzugehen. Wenn die Wanjamuesi auch in vieler Beziehung über die übrigen Negerstämme hervorragen, so sind sie doch ebenso treulos, diebisch und verlogen wie jene. Dennoch ist der Wanjamuesi zweifellos berufen, eine hervorragende Rolle in Ostafrika zu spielen. Ihre außerordentliche Regsamkeit, ihr ausgebildeter Sinn für Handel und ihre Auffassungsgabe machen sie uns zum wertvollen Bundesgenossen bei unseren kulturellen Bestrebungen in Ostafrika. Die Wanjamuesi haben eine große Neigung zu Staatenbildung, Sinn für Ordnung und Sicherheit und lieben es sehr, in Ruhe ihren Acker zu bestellen. Ihre Arbeitsfähigkeit ist ganz bedeutend, wie uns ihre enorm ausgedehnten Felder zeigen. Ihre Ausdauer als Träger ermöglichte bisher allein die weite Ausdehnung des Sansibarhandels. Überall wo ins Innere Wanjamuesi hingekommen sind, haben sie ohne weiteres die Herrschaft an sich gerissen, so in Itaua und Kaubire, westlich vom Tanganyika, im Quellgebiet des Kongo, in Katanga und in Westugogo. Es muß daher eine unserer Hauptaufgaben sein, diesen intelligenten Stamm, dessen Wohnsitze vollständig in der deutschen Interessensphäre einbegriffen sind, für uns zu gewinnen und nutzbar zu machen. Es dürfte keine allzuschwere Aufgabe sein. Es gehört ein besonnener, erfahrener Mann dazu und einen solchen haben wir in Emin Pascha. Allerdings wird es nicht gehen, ohne daß wir hier und da Gewaltmittel anwenden, aber sobald wir auf dem Punkte angelangt sein werden, den Wanjamuesi die Überzeugung beizubringen, daß wir sie nicht auspressen wollen, sondern ihnen Garantien schaffen, das selbst erworbene auch selbst genießen zu können, werden sie unsere bedeutendsten Produzenten und Konsumenten werden.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 21. Oktober unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Reg.-Rat Simon eine Sitzung ab, in welcher zuerst die Festsetzung eines von der Abteilung Köln beantragten, zu Geldsammlungen für die Wißmann-Dampfer auffordernden Aufrufes beraten wurde. Der Referent der Kommission für praktische Kolonisation, welcher die Vorprüfung oblag, Se. Exzellenz Herr Vizeadmiral a. D. Livonius, sprach sich dahin aus, daß die deutsche Kolonialgesellschaft vor allem berufen sei, die Unternehmungen Herrn Dr. Emins, welche auf die Sicherung des Besitzes sowie auf die wirtschaftliche Erschließung Inner-Afrikas gerichtet seien, nach besten Kräften zu unterstützen. Es sei für den deutschen Handel wie für die deutsche Industrie von der größten Bedeutung, möglichst bald einen Absatz für dieselben in Inner-Afrika zu schaffen, und die Bemühungen der Herren Dr. Emin und von Wißmann verdienten um

so nachhaltigere Unterstützung, als beide Männer der Überzeugung seien, daß ein thatkräftiges Vorgehen in Inner-Afrika den beabsichtigten Erfolg haben werde. In der sich anschließenden Debatte teilte unter anderem der Herr Vorsitzende mit, daß die Zentrale über die Absichten des Herrn Dr. Emin hinsichtlich der von ihm zu gründenden Stationen unterrichtet sei und daß in Verbindung damit das thatkräftige Handeln des Herrn Reichskommissars v. Wißmann nur das allerhöchste Lob verdiene. Der Herr Vorsitzende teilte ferner mit, daß verschiedene kolonisatorische Arbeiten vorlägen, sowohl in Ost- wie in Westafrika, und daß über das gesamte Programm der praktischen Arbeiten für 1891, soweit sie sich schon jetzt bestimmen ließen, der Herr Präsident ein Ausschreiben an die Vorstände und die Abteilungen vorbereite. Dem Präsidenten sind verschiedene Bedürfnisse von Seiten des Herrn Dr. Emin mitgeteilt worden, deren Befriedigung im Interesse der erfolgreichen Wirksamkeit der Stationen in Inner-Afrika notwendig erscheint. Da es sich um mancherlei Bedarfsachen für die Stationen handelt, von welchen der Herr Generalsekretär glaubt annehmen zu dürfen, daß sie durch einzelne Abteilungen aus Fabrikantenkreisen als freie Beiträge zu erlangen sind, wird eine Summe bewilligt, um damit die entsprechenden Verpackungs- und Transportspesen zu decken. Der Herr Generalsekretär wird angewiesen, das Weitere zu veranlassen und mit Herrn v. Wißmann bei Herrn v. Gravenreuth wegen des Landtransports der Waren nach dem Innern eine Verständigung herbeizuführen. Es wird für die Aufstellung des Etats für 1891 ein Beschluß gefaßt und die Tagesordnung für die im November stattfindende Vorstandssitzung bestimmt. Der Ausschuß nimmt sodann Kenntnis von der geschehenen Abteilungsbildung in Hagen mit zunächst 58 Mitgliedern und beschließt, den früheren Direktor der Witngesellschaft, Herrn Konsul Schwabe, in den Ausschuß zu kooptiren.

— Abteilung Koblenz. In einer am 10. Oktober abgehaltenen Vorstandssitzung der Abteilung wurde Herr Bergrat Dr. Busse zum Vorsitzenden, Herr Landrat und Polizeidirektor Graf von Brühl zum stellvertretenden Vorsitzenden, Herr A. Trapet zum Schriftführer und Hofbuchhändler Kind zum Schatzmeister gewählt.

— Abteilung Gumbinnen. Am 7. Oktober sprach Herr Pfarrer Petrenz-Judtschen über die Missionsarbeit in den Kolonien; wesentlich in geschichtlichem Sinne. Wir entnehmen dem Vortrage die Mitteilung, daß in Deutschland die erste Mission durch August Hermann Franke und zwar die dänisch-hallische gegründet ist. Von den in Halle ausgebildeten Missionaren reisten 1732 zwei mit je 18 Mk. Reisegeld nach St. Thomas und 1733 zwei nach Grönland ab. Die Herrenhuter Brüdergemeinde, deren 150 Sendboten fast in allen Weltteilen arbeiten, zähle etwa 30 000 Seelen, sie habe aber für die Missionssache mehr gethan, als die gesamte Christenheit in zwei Jahrhunderten. 1815 wurde die Baseler Missionsschule eröffnet. Sie arbeitet in Westafrika, Indien und China. Sie hat auch die Kamerunmission bereitwilligst übernommen. Sie hat auf ihren 3 Gebieten 130 Missionare und eine Jahreseinnahme von 682 000 Mark. Bald nach Gründung der Baseler wurde die Berliner Mission ins Leben gerufen, welche in Südafrika und neuerdings auch in China arbeitet; sie hat 58 Missionare und 300 000 Mark Jahreseinnahme. 1825 entstand die Rheinische Missionsgesellschaft, deren Gebiet die Kapkolonie, Namaqua und Damaraland ist. Sie hat 60 Missionare und 300 000 Mark Jahreseinnahme. Die norddeutsche Missionsgesellschaft hat ihren Sitz in Bremen; sie bezieht ihre Missionare aus Basel, wirkt in Westafrika und Neuseeland und hat 66 000 Mark Jahreseinnahme.

Kleine Mitteilungen.

— (Der Kolonialrat.) Nachdem am 10. Oktober ein Allerhöchster Erlaß, betreffend die Errichtung eines Kolonialrats erlassen war, ist zur Ausführung desselben von dem Reichskanzler von Caprivi nachstehende Verfügung veröffentlicht worden: „Die Mitglieder des Kolonialrates werden vom Reichskanzler ernannt. Die mit Kaiserlichem Schutzbrief ausgestatteten oder in den Schutzgebieten durch die Anlage wirtschaftlicher Unternehmungen von bedeutendem Umfang in Thätigkeit befindlichen Kolonialgesellschaften werden aufgefordert werden, aus ihrer Mitte Mitglieder zum Kolonialrat in Vorschlag zu bringen. Im übrigen erfolgt die Berufung aus den Kreisen der Sachverständigen nach dem Ermessen des Reichskanzlers. Die Mitglieder des Kolonialrates versehen ihr Amt als Ehrenamt. Die auswärtigen erhalten für die Teilnahme an den Sitzungen eine ihren baren Auslagen entsprechende Entschädigung nach Maßgabe einer besonderen Verfügung. Die Ernennung der Mitglieder erfolgt für je eine Sitzungsperiode des Kolonialrates. Die Zeitdauer dieser Perioden beträgt ein Jahr. Der Kolonialrat tritt auf Berufung des Reichskanzlers unter dem Vorsitz des Leiters der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes oder des mit seiner Stellvertretung beauftragten Beamten der Kolonialabteilung zusammen. Er hat sein Gutachten über alle Angelegenheiten abzugeben, welche ihm von der Kolonialabteilung überwiesen werden, und ist befugt, über selbstständige Anträge seiner Mitglieder Beschluß zu fassen. Der Geschäftsgang wird durch eine vom Reichskanzler genehmigte Geschäftsordnung geregelt. Mitglieder der Kolonialabteilung, sowie Vertreter anderer Behörden können mit Genehmigung des Reichskanzlers den Sitzungen mit beratender Stimme beiwohnen. Der Kolonialrat wählt aus seiner Mitte einen ständigen Ausschuß von drei Personen, welcher außerhalb der Sitzungen der Hauptversammlung von der Kolonialabteilung um sein Gutachten in einzelnen Fragen mündlich oder schriftlich befragt werden kann." — Damit ist einem allseitig gehegten, auch von der Deutschen Kolonialgesellschaft in einer Petition an den Reichstag zum Ausdruck gebrachten Wunsche Genüge geleistet. Eine nähere Beleuchtung des Kolonialrates müssen wir uns bis nach Berufung der Mitglieder vorbehalten da sich erst dann ein einigermaßen zutreffendes Bild von seiner mutmaßlichen Wirksamkeit wird entwerfen lassen.

— (Deutsch-Ostafrika.) Über den angeblichen Sklavenhandel in Bagamoyo hatte bekanntlich die „Times" lügnerische Nachrichten verbreitet: der „Reichsanzeiger" weist nun aktenmäßig den ganzen Schwindel nach, bei welchem der englische Generalkonsul eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat. Danach ist die ganze Geschichte auf einen Versuch Soliman ben Nasrs zurückzuführen, die Klagen seiner Landsleute über den Mangel an Arbeitskräften dadurch verstummen zu machen, daß er den Entwurf zu einer Proklamation ausarbeitete, wonach den Arabern die Erlaubnis erteilt werden sollte, ihre Sklaven wieder einzufangen und zu verkaufen. Der Stationschef von Bagamoyo nahm den Entwurf einfach zu den Akten, ohne auf die Sache weiter einzugehen. Es mußte aber doch etwas davon nach Sansibar gekommen sein, wo die dortigen Araber welche über das Sklavereidekret des Sultans vom 1. August wütend waren, obgleich es ein toter Buchstabe geblieben ist, geäußert hatten, sie wollten nach der Küste zu den Deutschen übersiedeln. Um dies zu verhindern und die Deutschen zur Erklärung zu veranlassen, fädelte der englische Generalkonsul die schlaue Intrigue ein, welche so kläglich zusammenbrach. Der Urheber der verläumderischen Angaben konnte bislang nicht ermittelt werden, da Evan Smith ihm seinen besonderen Schutz angedeihen ließ, was wohl nicht weiter zu verwundern ist, da der Korrespondent der Times sicher in seiner Nähe zu suchen sein wird. An der deutschen Küste dürfte dieser Times-Korrespondent sich nicht sobald blicken lassen, dort fällt der Schutz des englischen Generalkonsuls weg. — Major v. Wißmann beabsichtigt Ende des Oktobers nach Afrika abzureisen. Auf seine spätere Verwendung haben wir bereits hingedeutet. Die Sammlungen für die Dampfer hat er in die richtigen Wege geleitet und sehr große Erfolge errungen, während Stanley in den Times darüber klagt, daß für den englischen Dampfer auf dem Viktoria Nyanza erst 2300 Lstl. zusammen seien. Der englische Dampfer soll 45 Fuß lang und 9 Fuß breit sein, während der Witzmannsche Dampfer bedeutend größer werden wird, 88 Fuß lang, 16 Fuß breit und 8 Fuß Tiefgang. Die Maschine erhält eine Stärke von 220 Pferdekräften. — Die einflußreichen Araber sind nach Kilwa zurückgekehrt. — Anfang Oktober wollte der stellvertretende Reichskommissar Dr. Schmidt eine Expedition nach dem Rovuma unternehmen, um die schon oft genannten Kohlenfelder des Innern aufzusuchen. — Das Krankenhaus der evangelischen ostafrikanischen Missionsgesellschaft dürfte, nachdem im Auswärtigen Amte Beratungen stattgefunden haben, nach Dar-es-Salaam verlegt werden.

— (Größe der deutsch-afrikanischen Kolonien.) Nach einer neuen Berechnung des Geographischen Institus in Weimar enthält Deutsch-Ostafrika ca. 939 100 □km, Südwestafrika ca. 832 600 □km, Kamerun-Land ca. 319 500 □km, Togo-Land ca. 61 000 □km, zusammen in runder Summe etwas über 2 152 000 □km. Nach dem Geographen Wauters enthält Togo 20 000 □km, Kamerun 500 000 □km, Südwest-Afrika 1 000 000 □km und Ostafrika 1 200 000 □km. Da eine genaue Berechnung noch nicht möglich ist, hat man die Auswahl.

— (Die versuchsweise Einführung der Seidenkultur) in die deutschen Kolonien Afrikas wird von dem deutschen Kolonialblatte befürwortet. Es ist möglich, daß der Plan Aussichten hat, obwohl erfahrungsgemäß die Kultur der Seidenraupe recht intelligente, schlecht bezahlte und dabei regelmäßige thätige Arbeiter verlangt, weshalb bislang auch fast jeder Versuch, diese Kultur in den Negerstaaten des Südens von Nordamerika einzuführen, mißlungen ist.

— (Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.) Die Verhandlungen zwischen dem auswärtigen Amt und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft über die Neugestaltung in Deutsch-Ostafrika nähern sich ihrem Abschluß. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft tritt, wie die landeshoheitlichen Rechte, so auch die Zollerhebung an das Reich ab. Sie erhält aus dem Ertrage der Zölle vom Reich eine Rente, aus welcher sie gewisse, ihr aufzuerlegende Leistungen zu bestreiten und außerdem die 4 Millionen Mark zu verzinsen und zu tilgen hat, deren Zahlung an den Sultan von Sansibar sie übernimmt.

— (Der Untergang der Expediton Küntzel und die Vorgänge in Witu.) Es liegen jetzt in den Zeitungen ausführliche, die früheren Mitteilungen ergänzende Berichte über das Blutbad in Witu vor, aus denen hervorgeht, daß die Küntzelsche Expedition von den verräterischen Suahelis in eine Falle gelockt worden ist, und die erste von englischer Seite verbreitete Auffassung, als ob Küntzel und seine Genossen nach einem Streit mit den Eingeborenen gewaltsam in die Stadt eingedrungen seien, nicht haltbar ist. Küntzel war in den ersten Tagen des Septembers mit Häjeler und dem Dolmetscher nach dem Wohnsitze Fumo Bakaris aufgebrochen und freundlich empfangen worden, obwohl der Sultan erwähnte, daß er infolge des deutsch-englischen Abkommens das Vertrauen zu Deutschland verloren habe. Er setze Vertrauen in Küntzel, verlange aber, daß er ihm ein Schreiben des englischen Konsularagenten Symons in Lamu bringe, daß derselbe mit dem Unternehmen einverstanden sei. Küntzel schickte Häßler nach Lamu, da aber Symons nach Sansibar verreist war, verzögerte sich die Erledigung dieser Angelegenheit. Küntzel kehrte nach Mkonumbi zurück, wo die Lasten ausgeladen wurden. Bis zum 9. September war alles friedlich, dann aber wurde der Weiterbau des Schuppens verboten, es verbreitete sich das Gerücht, die Deutschen wollten das Land erobern, bis Bana Omari, ein angesehener Berater und Freund Küntzels, am 11. September eintraf und erklärte, daß der Sultan nichts gegen das Unternehmen einzuwenden habe, doch das Schreiben des englischen Konsularagenten zu sehen wünsche. Küntzel beschloß, diesen Brief selbst zu besorgen. Inzwischen hatte man einen günstigen Platz zum Aufbau des Sägewerkes in Utuani (siehe Karte in Nr. 44, Jahrgang 1888) gefunden, doch schon am 14. kam ein Bote an Küntzel aus Mkonumbi, welcher Waffen überbrachte und die Warnung, auf der Hut zu sein, da ein ihm von Bana Omari gebrachter Brief nichts gutes bedeute. Am 15. erschienen Soldaten und Beamte des Sultans mit einem Briefe desselben, in welchem der Weiterbau der Hütte verboten wurde, und die Deutschen,

welche schon von ihren Trägern verlassen waren, aufgefordert wurden, nach Witu zu kommen. Sie sahen sich von vielen Bewaffneten umgeben, welche die Sachen aufpackten und die Deutschen nach Witu eskortirten, wo ihnen eine baufällige Hütte in der Nähe der Wohnung des Sultans angewiesen wurde. Eine Stunde nach ihrer Ankunft wurde den Deutschen bedeutet, zum Sultan zu kommen, und sie aufgefordert, ihre Waffen bei dem Gepäck zu lassen unter der Aufsicht eines ihrer Leute. Im Hause des Sultans wurde ihnen ein großer breitschultriger Mann als Sultan vorgestellt, wie man später erfuhr, nicht der Sultan, sondern dessen Onkel Bana Mku. Da ein Dolmetscher nicht vorhanden war, wurde den Deutschen bedeutet, daß sie entlassen seien; sie gingen nach ihrem Hause zurück, um alle Waffen verschwunden und das Gepäck durchwühlt zu finden. Gegen 5 Uhr kam Küntzel in Begleitung des den Deutschen freundlich gesinnten Bana Omari, doch konnte Küntzel eine Audienz beim Sultan nicht erhalten. Am 15. wurden die Bewaffneten zahlreicher und frecher, so daß Küntzel riet, durch eines der Stadtthore die Flucht zu versuchen, zumal eine Anzahl von Soldaten das nach Mkonumbi zu liegende Thor verlassen hat. In der Hütte hatte man noch einige alte, unbrauchbare Steinschloßgewehre gefunden, sie wurden aber des Scheines wegen mitgenommen, Küntzel nahm seinen Karabiner, Stauf die Büchsflinte, Meuschel und Trottlef je einen Revolver, die übrigen nämlich Urban, Jaschvetzky, Claus und Karl Horn die drei Steinschloßgewehre und einige Äxte. Die Schar verließ gegen 10½ Uhr das Haus und gelangte auch glücklich nach dem südlichen Thor, welches von den angerufenen Wächter geöffnet wurde. Die Schar lief schnell darauf zu und suchte die noch hindernden Querhölzer wegzunehmen, da fielen Schüsse und die Kugeln schlugen in Thor und der Umpfählung ein. Urban erhielt gleich einen Schuß in den Kopf, Karl Horn wurde nicht mehr gesehen. Im Laufschritt folgten sie dem Wege nach Kikoni, die Verfolger von sich abhaltend, bis von der Seite her sich Angreifer näherten, und die Deutschen mit Ausnahme von Meuschel, welcher am Oberschenkel verwundet in dem hohen Grase sich verbarg, da er nicht weiter marschiren konnte, ermordet wurden. Küntzel hat sich mannhaft bis zuletzt gewehrt, bis er seine Munition verschossen hatte und der Übermacht erlag. Am 16. September wurde Fritz Horn bei Mkonumbi ermordet.

Daß das Vorgehen des Sultans von Witu nicht blos gegen die Küntzelsche Expedition gerichtet war, ergiebt sich aus den weiteren Vorgängen. Am Tage nach dem Mord in Witu wurden auch die Gebäude auf einer Schamba von Benndorf und eine bei Witu liegende kleinere Besitzung der Gebrüder Denhardt niedergebrannt. In der Nacht vom 17. auf 18. September wurde die Plantage Baltia, auf welcher sich ein Deutscher Namens Behnke befand, von Sultanstruppen angegriffen. (Der Mitbesitzer Friedrich war nicht zugegen.) Behnke suchte nach Hiddi-udogo zu entkommen, schoß auf dem Rückzuge 20 Soldaten nieder, wurde aber von 2 Schüssen tötlich verwundet und brach vor Hiddiudogo zusammen. Am 18. September kamen die Deutschen Schönert und Toost von ihrer Plantage Wanga, im Norden der Mandabucht, nach Lamu, mit der Meldung, daß sie von den Sultanstruppen angegriffen seien, gewarnt vom Dorfältesten in Wangi, hätten sie nachts ihre Plantage verlassen, die kurz darauf gleichfalls eingeäschert wurde. Am 27. September (Brief vom 2. Oktober) kamen die Missionare von Ngao am Tana über Kau und Kipini nach Lamu, 2 Deutsche und der Schwede Hederström. Dieselben hatten sich kaum in Kipini eingeschifft, als Fumo Bakaris Soldaten erschienen mit dem Auftrage, sie zu fangen oder zu töten. Dem in Lamu zurückgebliebenen Haeßler ließ der Sultan dahin eine Meldung ergehen, derselbe könne außer den Gewehren die Sachen der Expedition in Mkonumbi in Empfang nehmen. Wahrscheinlich suchte er durch diese Finte den Haeßler oder andere Deutsche als Bürgen in die Hand zu bekommen. Den „Times" wird aus Sansibar, vom 23. d. Mts., gemeldet: Nach aus Mombasa eingegangenen Nachrichten soll sich der Sultan weigern, den englischen Behörden Gehorsam zu leisten und Genugthuung wegen der Ermordung Künzels und dessen Genossen zu geben. Wie es heißt, bereite er sich auf Feindseligkeiten vor; von den benachbarten Stämmen eilten zahlreiche Verstärkungen herbei. Englische Kriegsschiffe haben sich bereits nach Lamu begeben. Der deutsche Konsul in Sansibar ist ebenfalls nach dorthin gereist, um der Untersuchung des Falles seitens der englischen Behörde und der Strafvollstreckung als Zeuge beizuwohnen.

— (Würzburg.) Professor v. Steugel, welcher vor mehreren Jahren in Breslau als erster Universitätslehrer die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete zum Gegenstand akademischer Vorträge gemacht hat, wird in diesem Wintersemester eine einstündige Vorlesung über deutsches Kolonialrecht an hiesiger Hochschule halten. Bei dem großen Interesse, welches gegenwärtig die Entwicklung unserer Kolonien in rechtlicher Hinsicht in weiten Kreisen findet, ist zu erwarten, daß diese Vorlesung auch von Nicht-Studenten zahlreich besucht werden wird.

— (Die zwei ersten ostafrikanischen Medaillen) sind erschienen. Die eine mit dem im Hochrelief wohlgetroffenen Bildnis des Majors von Wißmann in Uniform mit Korkhelm, die andere mit dem vom Bildhauer Türpe nach dem Leben modellirten Bildnis des Dr. Carl Peters in der Tracht des Afrikareisenden. Beide tragen auf der Rückseite eine Allegorie: Die Germania, welche die Reichsflage dem fernen Süden über das Meer zuträgt, mit der Umschrift: „Ostafrika 1889—93". Die Medaillen sind in der Größe eines Fünfmarkstückes in Silber und Bronze in der Berliner Medaillen-Münze Otto Oertel, Gollnowstraße 11a, geprägt worden.

— (Der Deutsche Kolonialkalender für 1891) wird Mitte November erscheinen. Bestellungen sind zu richten an den Verlag von v. Trautvetter, Körnerstraße 15, Berlin.

Litteratur.

Rechtslexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende, bearbeitet von Dr. jur. Engelmann, Direktor der Kaufmännischen Hochschule in Köln.

Die vorliegende erste Lieferung dieses neuen, im Verlage von Palm u. Enke, Erlangen, erscheinenden Werkes des bekannten Verfassers bringt im Prospekte einen Auszug aus dem Vorworte; danach will der Verfasser, um den Handel- und Gewerbetreibenden Gelegenheit zu geben, sich bei auftauchenden Rechtsfragen leicht und schnell Rats zu erholen, ein Werk bringen, welches die richtige Bedeutung der im Handel und Verkehr vorkommenden rechtlichen Ausdrücke, die allgemein giltigen Rechtsregeln und Rechtssätze, sowie die Vorschriften unserer Gesetzbücher allgemein verständlich und dabei erschöpfend erläutert. Soweit sich nach der ersten Lieferung urteilen läßt, wird dies Ziel vollkommen erreicht werden. In klarer Sprache, unter Vermeidung aller überflüssigen Fremdwörter, an denen leider unsere Kaufmannssprache so reich ist, werden alle gebräuchlichen Ausdrücke begrifflich erläutert und die sie betreffenden Rechtssätze behandelt, wobei es der Verfasser vortrefflich versteht, die Grenze zwischen oberflächlicher Kürze und zu tiefem Eindringen, wie es nur für ein juristisches Fachwerk angebracht wäre, stets streng festzuhalten; überall ist das Erforderliche allgemein verständlich gegeben. Ganz besonders sprechen die längeren Abhandlungen, wie „Aktiengesellschaften", „Arbeiterschutzgesetzgebung", „Eisenbahnfrachtrecht" u. dgl. an. Zu bemängeln sind nur einzelne Kleinigkeiten, z. B. muß es Schlusse des Absatzes „absolute Handelsgeschichte" heißen: „Versicherungen auf Gegenseitigkeit sind keine absoluten Handelsgeschäfte". Unter „Abschließung von Handelsgeschäften" vermissen wir die heute so wichtige Frage nach der Natur des Vertragsschlusses durch Telegraph und Telephon. Wenn unter „Antiquar" gelehrt wird, daß der Antiquar nur Trödler, nicht Kaufmann sei, so ist dies nicht richtig. Auf die sogenannten Kleinkaufleute finden nach Art. 10 des Handelsgesetzbuches nur die Bestimmungen über Firmen, Handelsbücher und Prokura keine Anwendung, in allen sonstigen Beziehungen gelten sie als Kaufleute, so namentlich in Bezug auf die Formlosigkeit der Verträge u. s. w. Derartige Verstöße, deren wir noch einge gefunden haben, vermögen aber den Wert des ganzen Werkes nicht zu beeinträchtigen. Wir glauben, daß es den Handel- und Gewerbetreibenden ein sehr willkommenes Nachschlagebuch und namentlich für den noch lernenden Anfänger, der sich über einschlägige Rechtsfragen unterrichten will, unentbehrlich sein wird. Daß freilich der Kaufmann durch das vorliegende Werk befähigt werden könne, sich bei jeder auftauchenden Rechtsfrage sofort Rats zu erholen und bei allen abzuschließenden Rechtsgeschäften ein richtiges Urteil über das Maß der damit verbundenen Rechte und Pflichten zu gewinnen, wie der Verfasser in der Vorrede meint, müssen wir bezweifeln.

Abteilung Berlin.

Montag, den 3. November, abends 8 Uhr, **Herren-Abend** im kleinen Saale des Architektenhauses: **Vortrag** des Herrn Redakteur **Meinecke** über: **„Die Verteilung Afrikas".** Gäste willkommen. In der Woche vom 10. bis 15. November wird voraussichtlich ein größerer öffentlicher Vortrag stattfinden, zu dessen Besuch mittels besonderer Karte, sowie durch entsprechende Mitteilung in den Tages-Zeitungen eingeladen werden wird.

Der Vorstand.

Bei der Kasse bis zum 20. Oktober eingegangene Beiträge für die Wißmann-Dampfer.

Forstassessor Bellermann in Eberswalde 20 M. — Dr. Peikert, Berlin. — Dr. Steinbach, Berlin, 3 M. — Dr. Düsterhoff, Berlin, 3 M. — J. A. Oldemeyer, London, 500 M. — Apotheker Rademacher, Nordenburg, 10 M. — Rendant Dörr, Freienwalde a. O., 4,30 M. — Landgerichtsrat Baur, Essen a. Ruhr, 50 M. — B. Loebering, Kleingera b. Elsterberg, 30 M. — Oberstabsarzt Dr. Pflugmacher, Spandau, 10 M. — von Uebel, Straßburg i. E., 20 M. — Dr. Goetz, Dresden, 50 M. — Julius Reusch, Gut Idylle b. Kruft, 10 M. — Amtsrichter de Niem, Wiesbaden, 10 M. — Leutnant Helmers, Metz, 4 M. — Leutnant Klein, Metz, 4 M. — Dr. Stange, Minden, 5 M. — Lehrer Ed. Müller, Haag i. Oberbayern, 10 M. — v. W. i. Weimar, 3 M. — E. S., Wilhelmshöhe, Parkstr. 134½, 40 M. — Clausius, Dr., Referendar, Poppelsdorf, 3 M. — Bergwerksdirektor Janik, Morgenroth, 10 M. — Dr. med. Marzodke, Morgenroth, 6 M. — Direktor Wiegand, Berlin, 25 M. — F. Schrage, Hannover, 10 M. — Landrat Bochut, Altenkirchen, 20 M. — Amtsgerichtsrat Wendel, Grünberg i. Schl., 10 M. — v. Badhausen, München, 10 M. — Emil Balzer, Bad Ems, 20 M. — Oberpostdir.-Sekretär W. Neff, Konstanz, 5 M. — von Arnim, Felchow b. Angermünde, 30 M. — Prem.-Leutn. Ringe, Aachen, 10 M. — W. Schubert, Freiburg i. Br., 10 M. — Oberst a. D. von Sydow, Clarenz, 20 M.

„Carl Peters-Stiftung."

IV. Liste.

Es zahlten: M. G. 1 M.; Herr P. Dinse 1 M.; Herr Dr. A. Martin, Berlin, Herr Wilh. Schultz, London, Herren C. & L. Arnold in Schorndorf je 20 M.; N. N., Wismar, 2 M.; Ungenannt Mülhausen i. E. 10 M.; Herr Dr. Stoß, Berlin 2 M.; Herr Joh. G. Bodemer in Zschopau, Herr Prof. Hans Delbrück in Berlin, Herr Prof. Dr. Peterssilie in Friedenau je 10 M.; Vertriebsleitung des „Deutschen Wochenblattes", Berlin, 18 M.; Herr Apotheker M. Drevin, Penzig, 6 M.; Herr Prof. Th. Fischer, Marburg, 9,40 M.: Rest einer Privatsammlung in Dresden 5 M.; Herr Seminardirektor Dr. Wende, Graudenz, 70 M.; Herr Rechtsanwalt Schultze, Naumburg a. S., 58 M.; Herr Handelskammer-Präsident Zaun in Minden i. W. 50 M.; Herr Alexander Schweinfurth in Rom 100 M.; Herr Prof. Dr. Baumgarten, Coburg, 3,80 M.; Herr Prof. Maenß in Magdeburg 300 M.; Herr Direktor Kluge, Berlin, 5 M.; Herr Präsident Görz in Darmstadt 25 M.; Herr Dr. Heinr. Rehberg, Berlin, 3 M.; Deutsche Kolonial-Gesellschaft, Abt. Bayreuth 143 M.; Abt. Trier 50 M.; Abt. Helmstedt 40 M.; Abt. Eberswalde 119,70 M.; Abt. Freiburg i. B. 165 M.; Abt. Erfurt 158 M.; Abt. Wiesbaden erste Rate: 300 M.; Sammlung im Verein Deutscher Studenten durch Herrn cand. jur. Andreae 89,10 M.; Herr Hauptmann a. D. Eggert in Deutsch-Wilmersdorf 10 M. — Zusammen 1834 M.

Gesamtsumme mit den aus Hannover, Leipzig u. s. w. in Aussicht gestellten Beträgen: ca. 70 000 M.

Berlin den 25. Oktober 1890.

Der geschäftsführende Ausschuß der „Carl Peters-Stiftung."
Carl Grunert, Schatzmeister.

Quittungen.

Über nachstehende Beiträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit mit bestem Dank quittirt. Außerordentliche Beiträge: C. F. Klein, Barmen M. 15.—; Deutsch National Leipzig M. 20.—; Wettgewinn von Graf M. M. 3.—; Fr. E. Schütte, Bremen, Kohlhökerstr. 29 M. 100.—; Bernhard Loose, Bremen, Schleifmühle 3a M. 20.—; Frau Dorothea Schär, Bremen, Gartenweg 2 M. 6.—; Frau Gruner-Hoffmann in Bremen M. 10.—; Frau Konsul Rutenberg in Bremen M. 10.—. — Laufende Beiträge: Mark 418.—.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 24. **Berlin,** 15. November 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Stanley-Barttelot, Emin Pascha-Jephson. — Beschreibung der Küste zwischen Mossamedes und Port Nolloth. (Mit Karte.) Von Dr. H. Bokemeyer. — Die Halfa. — Der Wert Afrikas. Von R. A. Körnig. — Koloniale Rundschau. (Südamerika.) — Korrespondenzen. Von Dr. Karl Kaerger. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Quittungen.

Stanley-Barttelot, Emin Pascha-Jephson.

Stanley ist mit Gemahlin nach Amerika zu einer Vortragstour abgereist und seine englischen Freunde, welche über das Verhältnis zwischen ihm und Barttelott einigen näheren Aufschluß haben möchten, sind deswegen sehr erbost, da sie gegen ihren Helden einen Sturm von Entrüstung im Publikum sich ansammeln sehen, welcher um so gefährlicher ist, als er von Engländern geschürt wird. Als die Deutschen allein sich gegen Stanley erhitzten, war die Sache wenig bedenklich, nun aber, da einige Engländer der Expedition, welche durch Stanleys Auftreten aufs höchste erbittert sind, das Geheimnis der Motive zur „Rettung" Emin Paschas zu enthüllen sich anschicken, möchten sie gerne, daß Stanley weniger Reiselust zeigte.

Der Grund für diese Angriffe liegt in der verächtlichen Art und Weise, mit der sich Stanley über den Major Barttelot, den Führer der Nachhut, und seine Begleiter ausgesprochen hat. Man erinnert sich, daß Barttelot in Yambuja sich festsetzte, um dort auf die von Tippu Tipp zu stellenden Träger zu warten und dann dem vordringenden Stanley nachzureisen. Die versprochenen Träger wurden aber von Tippu Tipp nicht geliefert, obwohl der Major sich alle Mühe, sie zu bekommen, gab; anstatt ihrer schickte der geriebene Araber einige Hundert der wilden Manyemas, mit denen Barttelot schließlich vorrückte. Er kam aber nicht weit, da er bald ermordet wurde, und die Nachhut kehrte nach dem Lager zurück, wo sie, des Führers beraubt, unthätig wartete, bis Stanley zurückkam und sie nach dem Albertsee hinaufholte. Stanley machte nun in seinem Buche, sowohl dem Major Barttelot als den anderen Engländern der Nachhut die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht nachgereist wären, und bezeichnete besonders den ersteren als einen Mann, der nicht pflichtgetreu gehandelt habe. Gegen diese Insinuation wendete sich nun der Bruder des Verstorbenen und wies aus dessen Tagebuch nach, daß zwischen demselben und Stanley von Anfang an ein gespanntes Verhältnis bestand. Stanley hatte darnach sogar drohende Äußerungen fallen lassen, z. B., daß er den militärischen Ruf des Majors vernichten könne, wie er überhaupt in Drohungen sich mit Vorliebe zu ergehen pflegte. Stanley sucht sich natürlich zu verteidigen, aber man hat nicht die Empfindung, daß er dabei ehrlich ist. Stanley bewegte sich einem Interviewer des Herald gegenüber, welcher ihm von dieser Sache Mitteilung machte, in allerlei Anschuldigungen, ohne sie jedoch mit Beweismitteln zu belegen. Er wollte kein Wort über Barttelot zurücknehmen, sondern insinuirte sogar, daß die Wahrheit noch viel schlimmer wäre. Die Dinge im Yambuja-Lager seien von einem geheimnisvollen Dunkel umgeben, welches er aus Schonung für die Lebenden bislang nicht gelichtet habe. Er habe die Berichte der Herren Bonny und Ward nur verstümmelt abgedruckt, um nicht Schande über einen tapferen, sonst aber schlecht beratenen Offizier zu bringen. Aus diesen Andeutungen geht mit einiger Sicherheit hervor, daß Stanley an das Bestehen einer Verschwörung glaubt, welche sich gegen ihn gerichtet und den Endzweck gehabt habe, ihn in der Wildnis umkommen zu lassen. Aber Stanley bewegt sich nur in dunklen Andeutungen, und wir müssen warten, bis die unverstümmelten Berichte erscheinen, ehe über die Haltung der Nachhut ein sicheres Urteil zu fällen ist. Andere Verdächtigungen sprach Stanley gegen Barttelot insofern aus, als er behauptete, derselbe sei nicht ermordet, sondern getötet worden. Das ist eine feine Unterscheidung, aber Stanleys Auffassung erfährt heftigen Widerspruch. Stanley will auch hier wieder in dem Bericht Bonnys etwas geändert haben, so daß der Sinn verschleiert wird. Nach Stanleys Auffassung hat danach Barttelot sich der Frau des Sanga in einer Weise genähert, welche ein Einschreiten des Mannes derselben nötig machte, während jetzt Bonny, der Nachfolger Barttelots, bestimmt in Abrede stellt, daß die gekränkte Ehre des Mannes etwas mit der Ermordung des Majors zu thun habe.

Diese Kampfesweise wird von allen billig denkenden Menschen als durchaus unedel bezeichnet werden müssen. Auf der einen Seite liegen nur die Tagebücher eines Verstorbenen vor, der jedenfalls ein heftiger und jähzorniger Mann, aber sonst ein Gentleman war, auf der anderen Seite steht Stanley, der Lebende, bereit, mit neuen Insinuationen herauszurücken, die zu widerlegen schwer sind. Der Bruder des verstorbenen Jameson befindet sich so in der unangenehmen Lage, mit den Veröffentlichungen über seinen Bruder zu warten, da man weiß, daß Stanley die Publikationen aller Werke abwarten wird, um dann aufs neue vorzugehen. Wären Barttelot oder Jameson noch am Leben, so würde Stanley längst vor ein Gericht gestellt gewesen sein, um seine Behauptungen zu beweisen, aber so kann ihn nur die öffentliche Meinung dazu zwingen. Die Frage liegt augenblicklich so: wird er, der Lebende, die Anklagen gegen die Toten genau formuliren, ehe das letzte Wort zu ihren Gunsten gesagt ist, oder wird er die gegenwärtige Gelegenheit, sich von den Beschuldigungen gegen ihn zu reinigen, vorübergehen lassen, um sich eine bessere taktische Stellung zu sichern, von wo er später neue Anschuldigungen gegen die Toten erheben kann, die nicht mehr beantwortet werden können?

Während aber Bonny und Ward noch nicht redselig geworden sind, nimmt Rose Troup, der sich augenblicklich in New York aufhält, kein Blatt vor den Mund. Er giebt zu, daß Barttelot manches gethan habe, was auf Rechnung seiner übergroßen Nervosität zu setzen sei, daß er es nicht verstanden habe, mit den Eingeborenen umzugehen, doch treffe Stanley die Schuld, diesen Mann an die Spitze der Nachhut gestellt zu haben. Was aber die Behandlung der Eingeborenen anbetrifft, so sei nichts geschehen, was nicht Stanley in derselben Lage gethan haben würde. Besonders tritt er für die Auffassung ein, daß Barttelot ermordet worden sei, als er in der Nacht das verbotene Trommeln der Träger habe verhindern wollen. Ferner weist er nach, daß Stanley für die Nachhut nur die Untauglichen und Kranken zurückgelassen habe, so daß es eine Unmöglichkeit war, ohne die versprochenen Träger vorwärts zu gehen. „Stanley verließ Yambuja," so sagte Troup, „am 28. Juni 1887, er wollte spätestens im November 1887 zurück sein. Nach seiner Angabe war sein Ziel in gerader Linie 360 (engl.) Meilen. Sein langer und unheilvoller Marsch durch unbekanntes Land gehört jetzt der Geschichte an. Würde er gewartet haben, so würde er Fingerzeige bekommen haben, wie er denselben Marsch bequem und ohne Gefahren auf besserem Wege hätte zurücklegen können, und all das Unglück, das sein Vordringen begleitete, hätte vermieden werden können. Ich sage dies, weil ich glaube, daß Stanley nicht ausschließlich aus philanthropischen Rücksichten vorwärts getrieben wurde, als er uns hilflos zurückließ,

als er sich in ein unentdecktes Land stürzte. Was er suchte, war Reichtum und Ruhm. Er ließ uns im Lager mit dem Versprechen von Verstärkungen durch Tippu-Tipp, die nie kamen. Monat auf Monat verging ohne Hilfe. Unsere Leute blieben rechts und links tot liegen. Einige desertirten, mehr als 100 starben an Krankheiten und die übrigen waren so schwach, daß sie sich selbst kaum schleppen konnten, geschweige denn Lasten tragen. Endlich kamen 400 Manyema-Träger, aber sie waren faul und frech und fühlten bald darauf heraus, daß sie uns in ihrer Gewalt hatten. Und demgemäß handelten sie auch." Es geht daraus unwiderleglich hervor, was auch schon in Stanleys Reisewerk genügend zwischen den Zeilen zu lesen war, daß Stanley sich wenig um humanitäre Motive kümmerte, daß ihm Emin Pascha vollkommen gleichgültig war, und er nur daran dachte, das von demselben gesammelte Elfenbein fortzuschleppen. Diesem Zwecke sollten die Träger dienen! Heute hat man nun wohl endlich überall eingesehen, daß Stanleys Emin Pascha-Zug weiter nichts als eine verunglückte Handelsspekulation war.

Stanley ist es augenscheinlich ganz unmöglich, irgend einen Menschen objektiv zu betrachten; er würdigt ihn nur unter dem Gesichtswinkel seines Verhältnisses zu ihm und daraus ist auch jene schiefe und feindselige Schilderung Emin Paschas erklärlich, welche wir alle kennen. Man erwartete deshalb mit einiger Spannung das Werk von Mounteney Jephson, da derselbe von den Vorgängen in der Äquatorprovinz die genaueste Kenntnis hatte und Stanley ihn in seinem Werke „Im dunkelsten Afrika" mehrfach als „Eminist" bezeichnet hat. Das Buch ist auch kürzlich erschienen,[1]) doch wenn man gehofft hat, dort noch einiges über die entscheidenden Vorgänge in Kavalli zu finden, so ist man enttäuscht worden. Vorweg wollen wir bemerken, was gerade jetzt von Interesse, daß Jephson den Major Barttelot lobt, was von Anfang an günstig für ihn einnimmt, wenn er schreibt: „daß Barttelot seine Pflicht mutig und ehrenhaft erfüllt hat, habe ich keinen Augenblick bezweifelt; vielleicht hat es ihm aber an Umsicht gefehlt und er ist übereilt gewesen. Die Geschichte dieser schrecklichen Zeit wird, wie ich fürchte, nie genau bekannt werden; was aber auch geschehen sein mag, jeder, der ihn wirklich gekannt hat, wird instinktiv anerkennen, daß er ein ehrenwerter, aufrichtiger Mann war und gesucht hat, seine Pflicht zu erfüllen". Aber nicht immer ist sein Urteil so unbeeinflußt von Stanley, wie in diesem Falle, denn Stanley hat an dem Werke mitgearbeitet, angeblich nur, um das Werk vor Nachdruck in den Vereinigten Staaten zu sichern, doch wahrscheinlich, um seinen Freund Jephson zu bewahren, zuviel von der Geschichte auszuplaudern. Das ist ihm auch sehr gut gelungen, so daß Jephson nicht einmal in Erstaunen gerät, als ihm Emin Pascha seine Elfenbeinschätze zeigte, mit denen die Expedition ein gutes Geschäft hätte machen können, sondern daß in dem Buche nur alles von Humanität und Menschenfreundlichkeit trieft. Um aber auf den Gang der Geschichte zurückzukommen, so erzählt Jephson, wie er mit Emin Pascha die Stationen besuchte, während Stanley bekanntlich zurückreiste, um die Nachhut zu holen. Es wurden die Schreiben des Khediv und Nubar Paschas vorgelesen und die Folgen davon zeigten sich bald. Einmal glaubte den Engländern, gegen die einige der Offiziere unter Arabi Pascha gefochten hatten, niemand, dann aber war es ein großer Fehler, daß es in das Belieben der Leute gestellt war, ob sie bleiben wollten oder nicht, und daß keine Hilfe gebracht war. Sie wurden dadurch unsicher, und da nach dem Zeugnisse Jephsons die dortigen Agypter und Sudanesen das verworfenste Gesindel der Welt waren, konnte der Geist der Rebellion um sich greifen, welcher zur Gefangennahme der Beiden in Dufilé führte. Der Einfall der Mahdisten brachte ihre Befreiung; sie kehrten nach dem Albertsee zurück, es schien unmöglich, sich gegen die Rebellen und Mahdisten zu halten, so daß Emin Pascha endlich, aber noch im letzten Augenblicke zögernd, sich zu Stanley begab.

Auf die einzelnen Vorgänge während dieser Zeit wollen wir nicht näher eingehen, sie sind mit genügender Breite und Anschaulichkeit erzählt, und Jephson hat sich hier sein Urteil zur Genüge klar erhalten. Er lobt Emins Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit, seine Treue gegenüber seiner schurkischen Umgebung, aber er begeht auch wieder den Fehler, daß er wie Stanley meint, Emin Pascha hätte sich gleich von einer Gegend und einer Bevölkerung losreißen sollen, an welcher er doch von mehreren Gesichtspunkten aus interessirt war. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Emin Pascha bis zum letzten Augenblick aushalten wollte, wird ihm als Schwäche ausgelegt; der Wunsch der paar Engländer, sobald als möglich aus einem Lande fortzukommen, wo ihnen der Boden unter den Füßen brannte, sollte für ihn maßgebend sein. Jephson nun hat seinem Werke, welches angeblich vor Ende März 1890 geschrieben war, noch ein Schlußwort angehängt, in dem er den guten Eindruck, welchen er durch seine Anerkennung der Thätigkeit und Verdienste Emin Paschas auf den Leser macht, wieder vernichtet. Jephson ist augenscheinlich ärgerlich darüber, daß man seinem Herrn und Meister Stanley nicht mehr alles glauben will, daß Emin Pascha in deutsche Dienste getreten ist, anstatt der „Pflicht der Dankbarkeit" zu genügen und mit seinen „Rettern" eine Tournee durch Europa zu unternehmen, wie es bei Afrikareisenden jetzt mehr oder weniger üblich wird. Er wirft dem Pascha also vor, daß derselbe sehr unliebenswürdig auf dem Marsche war, sich um weiter nichts als wissenschaftliche Dinge (die bekanntlich Stanley in plumpester Weise lächerlich zu machen versucht hat) gekümmert habe, daß es ihm schließlich niemand habe recht machen können, daß er nicht einmal die Gelegenheit benutzt habe, sich als Meister der Unterhaltung zu zeigen . . Was für jämmerliche Ausstellungen an einem Manne, der soeben sein Lebenswerk hinter sich zusammenfallen sah und mit Leuten zu gehen gezwungen war, deren Motive er wohl durchschaute! Wahrlich, wenn Emin Pascha mit Leichtigkeit sich über alles Geschehene hinweggesetzt hätte, wie es die über die Rückkehr frohen Engländer wünschten, es würde uns ein Zug in seinem Charakterbilde fehlen, der ihn uns um so werter macht. Nach den nach Emins Stellungnahme gegen die Engländer geschriebenen Ansichten Jephsons im Schlußwort ist Emin von freundlichem, edlem Charakter, physisch mutig, moralisch aber schwach, ein vollendeter Gentleman, der die Naturwissenschaften enthusiastisch liebt, aber nicht die Festigkeit besitzt, deren man bedarf, um Leute zu leiten, oder die Anlage, sie an sich zu ziehen und zu beherrschen. Emins natürliche Herzensgüte werde durch seine nervöse Reizbarkeit fortdauernd getrübt, seine aufrichtige europäische Geradheit und Genauigkeit sei durch einen allzulangen Aufenthalt unter Orientalen ins Wanken geraten. Wer vermag zu sagen, was hier Übertreibung, was hier Wahrheit ist?

Jephson meint es augenscheinlich ehrlich mit dem, was er sagt, aber er sagt doch nur die halbe Wahrheit. Und darin liegt auch der Fehler dieses Buches, welches uns auf das Lebhafteste wünschen lassen muß, daß Emin Pascha selbst eine Geschichte der Vorgänge der ereignisreichen Zeit liefert. Es soll keine Verteidigungsschrift sein, denn deren bedarf er nicht, aber eine Darstellung von Land und Leuten, der Entwickelung der Verhältnisse mit allen ihren Verzweigungen, welche Jephson infolge seines kurzen Aufenthalts nicht vollständig würdigen konnte, und der inneren Vorgänge, damit endlich einmal für Alle, welche sich für ihn interessiren, ein ersehnter Abschluß dieser unerquicklichen Geschichten gefunden werde. *

[1]) Emin Pascha und die Meuterei in Aquatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Von A. J. Mounteney Jephson und Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 46 Abbildungen, einer Faksimiletafel und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1890.

Beschreibung der Küste zwischen Mossamedes und Port Nolloth.[1])

Die Beschreibung der Küste unserer südwestafrikanischen Kolonie muß im Norden Mossamedes und im Süden Port Nolloth umfassen, da von Mossamedes gegenwärtig die Straße ins Innere des nördlichen Owambo-Landes und von Port Nolloth aus die Straße ins Innere nach dem Lande der Bondelswaarts führt. Wir können gegenwärtig die Ufergelände des Cunene nur vorteilhaft vom portugiesischen Gebiet aus, die Ufergelände des Oranjeflusses kaum anders als durch englisches Gebiet erreichen. In letzterer Beziehung wird es allerdings unsere Aufgabe sein müssen, nach dem Lande der Bondelswaarts eine Verbindung von Angra Pequena aus herzustellen.

Die Mossamedes-Bai,[2]) welche ihren Namen nach dem portugiesischen Gouverneur von Angola führt, der dieselbe im Jahre 1715 entdeckte, wird nach englischen Karten auch Kleine Fischbai genannt. Die etwa 6 Seemeilen tiefe Ausbuchtung wird im Norden von Kap Euspa und im Süden von der Spitze Annunciaçao begrenzt. In der Bucht, etwa 7 Kilometer südlich vom Kap Euspa, erhebt sich aus der sonst flachen Küste ein felsiger Vorsprung, Ponta do Giraul (oder Resbonda), von mäßiger Erhebung, dessen dunkle Spitze den von Süden her in den Hafen einlaufenden Schiffen als Steuermarke dient. Der Küstensaum zwischen Kap Euspa und Ponta do Giraul ist bedeckt mit wilden Feigenbäumen, von Ponta do Giraul ab wird er bald sandig, und nur auf der Südseite springt die Negrospitze und westlich davon die Spitze Noronha, 125 engl. Fuß hoch, hervor. Auf der Spitze Negro liegt das portugiesische Fort, dessen Garnison aus der anderen Hälfte des in Benguela liegenden Bataillons besteht, und eine

[1]) Die vorliegende Arbeit beruht in der Hauptsache auf den Angaben in Findlays South Atlantic, im Africa Pilot und in den Annalen der Hydrographie. Man vergleiche auch Charles John Andersson, A journey to Lake Ngami, London 1857; von demselben Autor The Okavango River, London 1861, und Thomas Baines, Explorations in South West Africa, London 1864.

[2]) Der ältere offizielle Name der Bai war „Angra do Negro".

Kirche mit zwei Türmen. Auf der Spitze Noronha brennt ein Leuchtfeuer; zwischen Negro und Noronha ist der beste Ankergrund. Von Noronha setzt sich der Küstensaum der Bucht als Klippenufer fort, etwa 2 Kilometer bis zur Spitze Wrangler, wo das Ufer wieder niedrig und sandig wird, bis zur Spitze Annunciaçao. Die Entfernung von Noronha bis Annunciaçao beträgt gegen 11 Kilometer.

In der Tiefe der Bai mündet der Berofluß (auch Cubal genannt), dessen südliches Ufer von freundlichen Gärten besäumt ist. Der Fluß trocknet zur Sommerzeit aus und muß dann das Trinkwasser durch Graben im sandigen Flußbette erlangt werden.

Der Ort Mossamedes, welcher im Jahre 1881 300 weiße Einwohner zählte, hat seitdem an Bedeutung besonders durch den Zuzug von portugiesischen Farmern gewonnen. Von Danckelmann, der im Jahre 1883 Mossamedes besuchte, schätzte die weiße Bevölkerung des Orts auf 8000 Seelen. Er ist der südlichste portugiesische Hafenplatz und bietet wegen seines gesunden Klimas und seiner reichlichen Versorgung mit wohlfeilem Schlachtvieh und Gemüse für einen längeren Aufenthalt mancherlei Vorteil. Das ziemlich umfangreiche Dorf der Eingeborenen liegt an der Bai nahe dem Ankerplatz, und vereinzelte Hütten liegen um die ganze Bai zerstreut.[1])

Von Annunciaçao erstreckt sich die hügelige Küste bis zu den hohen Riffen des etwa 54 Kilometer entfernten

Kap Negro (15° 40′ 45″ s. Br.). Die durch das Kap gebildete offene Bai ist voll von Riffen. Das Kap hat seinen Namen wegen des tiefschwarzen Aussehens seines etwa 200 engl. Fuß aufsteigenden abgerundeten Hügels, auf dessen Spitze bis in die jüngste Zeit der Rest eines Marmorkreuzes stand, das von dem Portugiesen Diego Cam[2]) im Jahre 1486 an dieser Stelle errichtet wurde. Von diesem Punkte, der uns an die große Zeit portugiesischer Geschichte erinnert, gelangen wir südwärts nach dem

Alexander-Hafen, der durch eine schmale sandige Landzunge gebildet wird, deren Spitze in 15° 47′ 30″ s. Br. und 11° 52′ 45″ ö. v. G. liegt. Auf der Landseite im Innern wird im Osten der Hafen von 134 englischen Fuß hohen Sandsteinfelsen begrenzt, die wie ein ungeheurer Wall erscheinen. Schiffe finden in dem Hafen zu jeder Jahreszeit Schutz; die einzige Gefahr ist eine im Hafen befindliche Sandbank, die aber durch die Färbung des Wassers erkennbar wird. Vom Alexander Hafen wendet sich die sandige Küste WNW. etwa 5 Kilometer, dann WSW. etwa 5 Kilometer, und bildet nach Süden sich fortsetzend eine Bai, deren südlicher Endpunkt die

Albinospitze ist, von hellem Gestein gebildet, das aus der Ferne wie eine Menge zusammengehäufter Säulenruinen aus Marmor aussieht. Die gefährliche Küste ist wegen starkbewegter See nicht nahbar.

Der Küstenstrich von Mossamedes bis Albino erscheint als eine sandgelbe, von grauen wagerechten Streifen durchzogene Wandung von geringer Höhe, während man weiter landeinwärts über der Küstenlinie einige Bergkuppen erblickt. Von der Albinospitze gelangt man zunächst nach der

Großen Fischbai. Dieselbe, auch wohl Tigerbai genannt, wird von der vor der Küste gelagerten Tiger-Halbinsel gebildet, deren Spitze, die Tigerspitze, unter 16° 30′ s. Br. und 11° 46′ 9″ ö. L.,[3]) von der Albinospitze 37 Seemeilen entfernt ist. Die Bai selbst hat eine Ausdehnung von Nord nach Süd von 18 Seemeilen und eine Breite zwischen Küste und Halbinsel von 5 Seemeilen.

Das Land um die große Fischbai besteht aus einer endlosen Reihe von Sandhügeln ohne irgend welche Vegetation. Die Halbinsel, welche sich nur wenige Fuß über die See erhebt und bei starkem Seegange an einzelnen Stellen überspült wird, infolgedessen auf derselben viel Treibholz gefunden wird, hat an keiner Stelle eine Breite über 3 Seemeilen. Nach dem „Afrika Pilot" (Part II, 1884, S. 157), kann man um die Tigerspitze dicht herumsteuern und in der Bai überall ankern; diese Angabe ist von dem Kommandanten S. M. Kr. „Möwe", Korvettenkapitän Hoffmann (Ann. d. Hydr. 1885, S. 308) dahin korrigirt worden, daß 4, 5 bis 6 Seemeilen südlich der Tigerspitze die Wassertiefen plötzlich von 20 Meter bis auf 3 Meter abnehmen und sich dann allmählich noch weiter an die Küste heran verflachen; auch soll sich die Tigerspitze zirka 3 Seemeilen weiter nach Osten hin erstrecken, als auf der britischen Karte angegeben ist. Derselbe Autor berichtet an anderer Stelle (Ann. d. Hydr. 1885, S. 135), daß der Kreuzer „Möwe" am Südende der Bucht ebenfalls abnehmende Tiefen lotete und in zirka 2 Kabellängen Entfernung von dem flachen Strande, in 9 Meter Wasser ankerte. Auf der Landzunge befanden sich in der Nähe der Nordspitze einige Fischeretablissements, welche Fische zum Versand trockneten. Trinkwasser erhalten dieselben von der anderen Seite der Bucht, wo es durch Graben im Sande gewonnen wird. Tausende von roten Flamingos bevölkern das Südende der Bucht.

Verlassen wir die Bucht und segeln an der sandigen, mit dunkelfarbigen Dünen besetzten Küste nach Süden weiter, so treffen wir in einer Entfernung von 25 Seemeilen, gerechnet vom Südende der Großen Fischbai, auf die Mündung des

Cunene- oder Nourseflusses, (17° 15′ s. Br. (welcher bekanntlich die Grenze bildet zwischen den portugiesischen und den deutschen Besitzungen an dieser Küste. Der Cunene erreicht nur in den ersten Monaten des Jahres die See, indes ihm in der trockenen Zeit eine mächtige Sandbank den Ausfluß in die See versperrt, die an dieser Sandbank unausgesetzt brandet und besonders heftig am Südende, wo ein Riff sich mehrere Seemeilen westwärts ausdehnt.[1]) Diese letztere Angabe des „Afrika Pilot" ist durch S. M. Kreuzer „Möwe" berichtigt. Das Schiff fand am Südende die beste Landungsstelle, die allerdings nur von Brandungsböten passirt werden konnte. Es traf bei frischem Südwinde vor dem Flusse ein, welcher sich durch ein zwischen den Bergen eingeschnittenes Thal markirte. Die Wassertiefe nahm bei Annäherung an der Küste allmählich ab; zirka 1/2 Seemeile querab vor der Barre wurde auf 13 Meter Wasser geankert. Die Mündung bildete einen 20—25 Meter breiten Durchbruch durch den sandigen Strand, mehrere Meter tief und mit so starkem Strome, daß das Wasser bis zur See fast gar keine brackige Beimischung hatte. Unmittelbar hinter dem Strande erweiterte sich das Flußbett zu einer Lagune von augenscheinlich sehr veränderlichem Umfange. Der Sand ringsum war so vom Flußwasser durchtränkt, daß er beim Betreten auf weite Strecken hin sich bewegte, wie die dünne Decke eines Moors. Etwa eine halbe Stunde landeinwärts lief der Fluß schon in einem felsigen Bett. Die Vegetation in dieser Einöde war spärlich, doch fand sich im Schutze einiger Sanddünen Schilf und sogar ein verkrüppelter Akazienbaum vor. An Tieren wurden Antilopen, davon 5 sehr große langgehörnte Gemsbockantilopen, viele Wasservögel und ein großes Krokodil gesehen.

Von der Mündung des Cunene südwärts, entlang der Küste unserer Kolonie wird das Landschaftsbild nirgends besser. Überall trifft der Blick auf Sanddünen, hier und da unterbrochen von lose aufgeschichteten Sandsteinhaufen; auch bietet kein Punkt der Küste bis Walfischbai den Schiffen einen Zufluchtshafen oder erleichtert das Landen von Böten. Nur wenige offene Buchten finden sich auf der 350 Seemeilen langen Strecke bis zur Walfischbai, welche ein Ankern in der Nähe des Strandes ermöglichen, ohne aber Schutz gegen die an der Westküste stets starke südwestliche Dünung zu gewähren.

Als im Jahre 1879 die Kapregierung das Seeschiff „Swallow" mit Provisionen aussandte, welche für die sogenannten Trekburen zwischen Walfischbai und Kap Frio gelandet werden sollten, war es unmöglich, irgendwo die Waren an Land zu bringen.

Der nächste bemerkenswerte Punkt an der Küste nach dem Verlassen der Cunene-Mündung ist das 69 Seemeilen entfernte

Kap Frio in 18° 23′ s. Br. Am 26. September 1884 hat S. M. Kanonenboot „Möwe" noch an einer mehr nördlich gelegenen Stelle geankert, und zwar in 18° 2′ s. Br. vor einer sichelförmigen Bucht zwischen zwei flachen sandigen Landzungen. Mittels des Landungsbootes wurde eine Landung in dem Innern der Bucht leicht bewerkstelligt, am Lande die Flagge gehißt und ein schwarz-weiß-roter Pfahl mit der Aufschrift: „Kaiserlich Deutsches Schutzgebiet" auf der Düne gegenüber dem Landungsplatze errichtet. Das Land ringsum macht hier einen sehr wüsten Eindruck. Überschreitet man die flache Stranddüne, so gelangt man sogleich in eine salzgetränkte Sandebene, welche nur durch Reihen weißer Sandhügel unterbrochen wird. Die hier ziemlich weit zurücktretende Bergkette ist durch den gelben Sandstaub fortwährend von einem hellen Dunst umschleiert. Mit Aus-

---

[1]) Die portugiesische Kolonisation in Mossamedes beginnt erst mit dem Jahre 1839. In diesem Jahre entsandte der derzeitige Gouverneur von Angola dahin eine Expedition über Land von Benguela. Im Anschlusse an diese Expedition wurde eine Niederlassung in Mossamedes gestiftet. Die portugiesische Regierung war bemüht, die Niederlassung mit Weißen zu verstärken, wobei nicht ängstlich auf die Wahl der Mittel gesehen wurde. Als im Jahre 1855 ein brasilianisches Schiff mit deutschen Auswanderern infolge Havarie Lissabon anlaufen mußte, wurden diese Leute überredet, nach Mossamedes sich führen zu lassen Die portugiesische Kolonialverwaltung ließ es jedoch an jeder Sorgfalt für dieselben fehlen, so daß der größte Teil von ihnen im Elend gestorben ist. Andere fanden noch die Mittel, um dem Unglück zu entrinnen. (Vergl. von Danckelmann, Deutsche geographische Blätter Bd. VII, Heft I S. 31).

[2]) Nach Findlay hat Bartholomeus Diaz das Kreuz errichtet; der englische Kapitän Owen fand es im Jahre 1825 in 15° 40′ 42″ s. Br. und 11° 58′ 18″ ö. v. G. Kap Negro kann als der südlichste Punkt der portugiesischen Besitzungen bezeichnet werden; hier liegt auch die natürliche Grenze gegen die deutschen Besitzungen im Süden; der Cunene kann nicht als die natürliche, noch als die zweckmäßige Grenze gelten.

[3]) Nach Findlay liegt die Tigerspitze in 16° 30′ 12″ s. Br. und 11° 46′ ö. v. G.

[1]) Der Cunene wurde entdeckt von dem englischen Kapitän Newman am 24. Januar 1824, um diese Zeit ergoß der Fluß große Wassermengen in die See; als im November desselben Jahres Kapitän Owen nach der Flußmündung suchte, war davon nichts zu sehen.

nahme einer einzigen dürren Düneupflanze giebt es hier keine Spur organischen Lebens. Bei der Weiterfahrt gewahrte die „Möwe“ einige Meilen südlich von dieser Bucht am Strande eine Niederlassung, bestehend in einer Hütte oder Zelt, einer Flaggenstange und einigen auf den Strand gezogenen Böten. Die „Möwe“ passirte ziemlich nahe und hißte die Flagge, es zeigte sich aber kein lebendes Wesen.

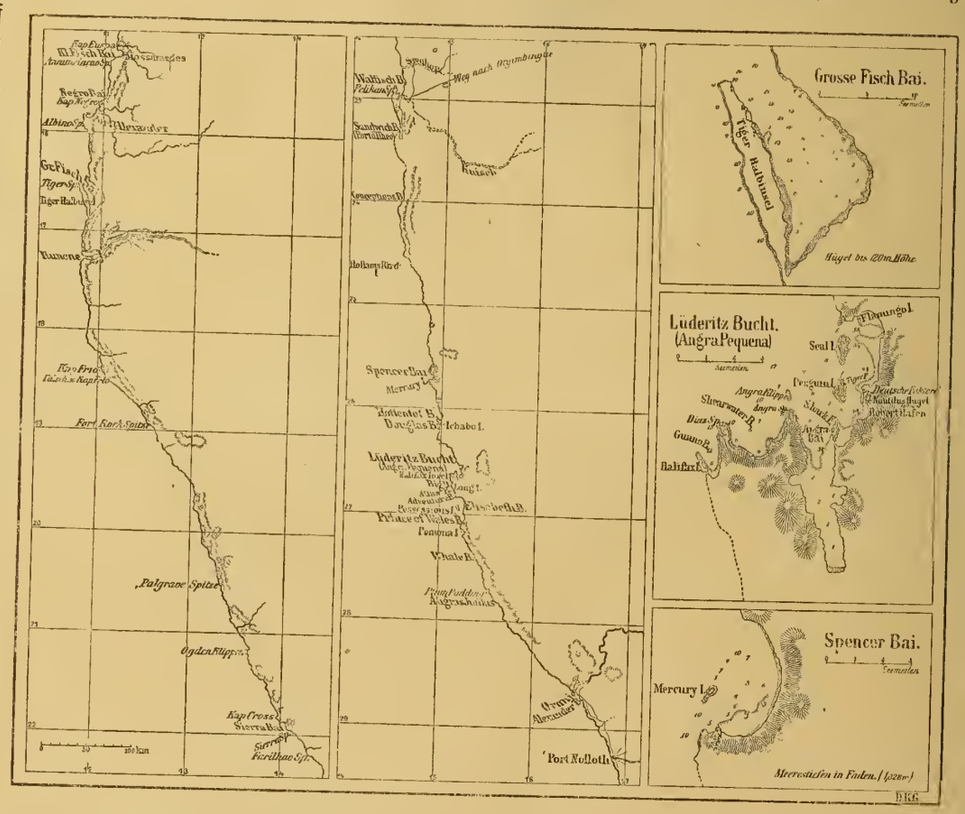
Das Kap Frio ist niedrig und besteht aus einer Sandzunge, nördlich davon liegt ein Felsen. Die Bucht nördlich vom Kap bietet keinen Schutz gegen die Dünung, welche sich zeitweise so bedeutend erweist, daß die Maschine eines Dampfers mit Volldampf gehen muß, um das Fahrzeug steuerfähig zu erhalten.

Nur wenig südlicher als das Kap Frio, liegt das

Falsche Kap Frio in 18° 27′ s. Br. Dasselbe hat mehrere sich einige Kabellängen nach außen erstreckende Untiefen, und darf man sich demselben daher nur mit Vorsicht nähern. Die zwischen Kap Frio und dem falschen Kap Frio befindliche, in ihrem Küstensaum etwa 5 Seemeilen messende Bucht erstreckt sich in nordöstlicher Richtung und gewährt keinerlei Schutz.

Der nächste beachtenswerte Punkt auf der Weiterfahrt nach Süden ist die

Fort Rockspitze, 19° 6′ s. Br. Ein englischer Händler, namens Carew wollte etwa 3 Seemeilen oberhalb der Spitze einen neuen Hafen entdeckt haben; die nähere Untersuchung durch S. M. Kreuzer „Habicht“ hat jedoch ergeben, daß sich an dieser Stelle eine Untiefe befindet, welche bei ruhiger See kleinen Küstenfahrern einen geschützten Ankerplatz gewähren und das Einnehmen von Ladung gestatten mag, bei hoher Dünung erstreckt sich jedoch die Brandung über die ganze Bucht.



Von Fort Rockspitze gelangt man unter 20° 5′ s. Br. zu dem gefährlichen Riff

Swallow Breakers. Dasselbe erstreckt sich ungefähr 2 Seemeilen in die See. Es wurde von dem englischen Schiff „Swallow“ im Jahre 1879 zuerst beobachtet, nach welchem das Riff auch seinen Namen erhalten hat. Die Küste zwischen Fort Rockspitze und Swallow Breakers ist von dem ödesten Charakter; sie zeigt niedrige steinige Höhenzüge, hinter denselben hohe Sanddünen, und bei klarem Wetter sieht man über letzteren die Kuppen der im Innern sich hinziehenden Gebirge. Denselben Charakter trägt der Küstensaum auch auf der Weiterfahrt nach Süden, zunächst nach der in 20° 30′ s. Br. liegenden

Palgrave-Spitze, einem Riff, das sich in nordwestlicher Richtung 6 bis 7 Kabellängen in die See erstreckt. Dasselbe hat seinen Namen nach dem bekannten Unterhändler erhalten, der während der zwischen den Herero und Nama herrschenden Unruhen in den siebziger Jahren im Auftrage der Kapregierung zwischen den feindlichen Stämmen zu vermitteln suchte. Derselbe war auch als Kommissar auf dem Schiffe „Swallow“ anwesend, das, wie schon erwähnt, im Jahre 1879 den Trekburen Unterstützung zuführen sollte, ohne daß es gelang, eine zur Landung geeignete Stelle zu finden.

In 20° 14′ s. Br. entdeckte S. M. Kreuzer „Habicht“ zwei Durchbrüche, scheinbar Flußbette, in den hohen Sanddünen, die hier an die See nahe herantreten, teilweise steil nach dieser abfallend.[1])

Von Palgrave-Spitze aus treffen wir den nächsten bemerkenswerten Punkt in 21° 10′ s. Br., die

Ogden Rocks, eine steinige Küste, welche die Sanddünen unterbricht. Im Jahre 1832 hatte der amerikanische Kapitän Morrell in 20° 57′ s. Br. einen Hafen[1]) gefunden, der von ihm näher beschrieben wird, aber schon 1879 verschwunden war. Palgrave nimmt an, daß die Schutzmauern des Hafens untergetaucht oder von der hier stark bewegten See weggespült worden sind; dagegen sei eine Versandung, an welche man zunächst denken werde, nicht anzunehmen, weil die Küste hier überall riffig sei.

S. M. Kreuzer „Habicht“ fand 1886, daß seit dem Besuche des englischen Kriegsschiffes „Swallow“ (1879) sowohl nördlich Ogden Rocks, als nördlich Palgrave-Spitze weitere Veränderungen stattgefunden haben mußten. An diesen Stellen hatte das genannte englische Kriegsschiff geankert, was dem „Habicht“ nicht möglich war. Es stand hier eine so hohe, durch einander laufende Dünung, daß man die Maschine mit Volldampf arbeiten lassen mußte, um das Fahrzeug in der Hand zu behalten. Die gefundene Differenz soll durch den verschiedenen Zustand der See nicht erklärt werden können.

Die neueren Karten, welche Ogden Harbour noch enthalten, sind einem Irrtum des Dr. Th. Hahn gefolgt, der in seine Karte diesen Hafen aus Morrells veralteter Karte aufnahm.

Die felsige Beschaffenheit des Strandes wird besonders angezeigt durch die Ogden Rocks, welche etwa eine Seemeile von dem nächsten Punkt der Küste abliegen und äußerst gefährlich sind. Die Küste ist aber frei von Gefahren, bis auf die in der Seekarte angegebenen, welche sich schon weithin durch Brandung markiren.

Weiter nach Süden treten einzelne höhere Bergkegel der mit der Küste parallel laufenden Bergkette nahe an die See heran. In 21° 31′ s. Br., nordöstlich von Kap Croß, wird der Mount Douriſſa, nach der von den Eingeborenen gebräuchlichen Benennung, beobachtet, der höchste und am meisten sichtbare Bergkegel. Seine Höhe über See wird vom „Afrika Pilot“ auf zirka 1000 Meter angegeben; auf der Südseite fällt er steil, fast senkrecht ab, die West- und Ostseite ist stark zerklüftet.

Von hier gelangen wir, nachdem in 21° 42′ s. Br. an einem vorspringenden Punkt hoch auf dem Lande das Wrack eines großen eisernen Schiffes gesehen wurde, nach dem

Kap Croß in 21° 50′ s. Br., welches in der Form einer abgestumpften Pyramide von mäßiger Höhe etwa eine Seemeile vorragt. Es bildet den Ausläufer einer nach dem Innern in östlicher Richtung verlaufenden Hügelkette und ist für die Schiffe eine gute Landmarke.

Seinen Namen hat es von einem steinernen Kreuz, das dort wahrscheinlich im Jahre 1486 von den Portugiesen aufgerichtet wurde. Durch das Kap wird nördlich davon eine Bucht geformt, in welcher man nach den Mitteilungen des Korv.-Kapt. v. Schuckmann I. zwar Schutz gegen südliche Winde findet, aber nicht gegen die Dünung. Zwei Jahre früher, im Jahre 1884, ankerte hier die „Möwe“, deren Führer, Korv.-Kapt. Hoffmann, die Bucht als einen guten, gegen Südwind wohlgeschützten Ankerplatz bezeichnet und das Kap als eine niedrige Landzunge von weißem Sande beschreibt, die mit den hinter-

[1]) In ungefähr 21 Gr. s. Br. enthalten die portugiesischen Karten einen Hafen, namens Angra de St. Ambrosia. Ein englischer Kapitän, Namens Messum, hat während 15 Tagen danach gesucht, ohne ihn zu finden. Man mutmaßt, daß er durch Sandabstürze von den Dünen verschüttet ist.

[1]) Kapitän Morrell fand den Hafen durchaus sicher gegen die südwestliche Dünung infolge eines vorgelagerten Riffs. In der Nähe des Hafens waren verschiedene Süßwasserquellen und etwa 11 Kilometer entfernt ein Eingeborenendorf.

liegenden roten Sandsteinhügeln zusammenhängt. Derselbe Autor wendet sich gegen die Beschreibung des Afrika Pilot, ohne jedoch den Versuch zu machen, die Differenz aus dem verschiedenen Wasserstand oder durch stattgehabte Veränderungen zu erklären. Die von dem englischen Kriegsschiff „Swallow" im Jahre 1879 ausgeführten Peilungen, Landungs- und Ankerplätze sind dagegen zutreffend gefunden worden. Von der „Möwe" ist auch eine Landung ausgeführt. Auf dem Hügel gegenüber dem Landungsplatze fand sich ein schwarz-weiß-roter Pfahl mit einer Tafel und der Inschrift: „Von 26° bis 18° s. Br. mit Ausschluß der Walfischbai Kaiserlich Deutsches Protektorat." Zwischen den Blöcken roten Sandsteins wurden vielfach Moose und Flechten gesehen; beim Landungsplatze trieb sich eine Hyäne umher, später wurde angeblich noch ein Hase und eine Schlange aufgejagt, und auf den vorliegenden Steinen des Kaps selbst lagerte eine ganze Herde Robben.

Etwa 9 Seemeilen südlich von Kap Croß öffnet sich die hier flache und sandige Küste zu einer von Nord nach Süd gestreckten, etwa 3 Seemeilen weiten Bucht, welche den Namen

Sierra Bai führt. Sie steht den südlichen und südwestlichen Winden offen, so daß sie keinen Schutz bietet. Hinter der Bai, die zeitweise von Walfischfängern besucht wird, ragt ein 200 Meter hoher isolirter Berg auf, eine vorzügliche Erkennungsmarke, wenn man aus Süden kommt.

Weiter nach Süden trifft man in 22° 9′ s. Br. auf die

Farilhao-Spitze, die vom Afrika Pilot als dunkle, felsige Spitze beschrieben wird, von mäßiger Erhebung und von sandiger Umlagerung; in der Nähe befinden sich zwei vulkanische Felsen, die Farilhaos.

S. M. Kreuzer „Habicht" fand im April 1886 die Angaben des Afrika Pilot (bez. Findlays in South Atlantic) nicht bestätigt; die Spitze erwies sich als eine Sandzunge, indes die angegebenen Felsen nicht gesehen wurden. In 22° 55′ s. Br. bemerkte „Habicht" ein trockenes Flußbett, welches für einen Arm des Omaruru gehalten ward. Die Mündung des Omaruru wurde in 22° 7,6′ s. Br. gefunden. Eine Besichtigung des Omaruru-Flußbettes fand nicht statt, weil die Brandung so stark war, daß eine Landung nicht angängig schien.

Von der Farilhao-Spitze aus treffen wir in 22° 42′ s. Br. auf die Mündung des

Swakopflusses, der die nördliche Grenze des englischen Territoriums an der Walfisch-Bai bildet. Die Mündung des Swakop wurde im April 1886 von S. M. Kreuzer „Habicht" näher untersucht. Sie war durch eine Barre vollständig geschlossen; südlich von dieser Barre befinden sich große Steine, nördlich ist flacher Sandstrand. Der Kommandant landete mit dem Brandungsboot an dem Felsen des linken Flußufers und ging auf der Barre nach dem rechten Ufer hinüber. Das Flußbett ist etwa 300 Meter breit, jedoch hatte das Wasser in der letzten Regenzeit, wie der Augenschein ergab, nur etwa den nördlichen dritten Teil des Bettes bedeckt. Dieser Teil war noch naß und mit einer dünnen Schlickablagerung bedeckt, während der übrige Teil des Flußbettes mit Buschwerk bestanden war. Gutes Trinkwasser wird in der trocknen Zeit ziemlich nahe dem Strande im Flußbette gegraben.

Vor der Mündung des Flusses, etwa 50 Meter von der Brandung entfernt, sind 5 Meter Wasser; die Wassertiefen nehmen nach Westen regelmäßig zu. Die Brandung wurde nicht so stark gefunden; es wird möglich sein, Güter mit Brandungsböten zu landen, falls an dieser Stelle eine Faktorei errichtet werden sollte.

Der von S. M. Kanonenboot „Wolf" gesetzte Flaggstock, sowie die Tafel mit der Inschrift: „Vom 26° bis 18° s. Br. mit Ausschluß der Walfischbai unter Protektorat des Deutschen Reiches" wurde auf dem rechten Ufer des Swakop unversehrt vorgefunden.

Das nächste Ziel auf unserer Fahrt an der Küste, die südlich vom Swakop mäßig hoch, sandig und mit einzelnen Spitzen oder abgerundeten Kuppen und sehr charakteristischen dachähnlichen Erhebungen besetzt ist, bildet die

Walfischbai. Der westlichste Punkt der Bai ist die Pelikanspitze, in 22° 53′ 32″ s. Br., welche 69 Seemeilen von Kap Croß entfernt ist und die nördliche Spitze einer 4 Seemeilen langen sandigen Halbinsel bildet. Der Eingang in die Bai ist etwa 4 Seemeilen breit. Die Westseite und Mitte der Bucht sind flach und mit Sandbänken durchsetzt, so daß größere Schiffe in einer Entfernung von 2—3 Seemeilen vom Lande ankern müssen. Die östliche Seite ist zwar tiefer, bietet aber wenig Schutz gegen Seegang; Landungs- und Verladungsarbeiten müssen hier oft unterbrochen werden. Während an der Ostseite hohe Dünen dicht an den Strand herantreten, ist an der südlichen und westlichen Seite das umschließende Land so flach, daß es bei Springzeit von der Flut unter Wasser gesetzt wird. Die Faktorei ist auf einem künstlich und mit ziemlich bedeutenden Kosten erhöhten Terrain erbaut. Das frische Trinkwasser wird ca. 2½ Seemeilen von der Niederlassung entfernt, in großen Fässern auf Eseln herangebracht. Im Süden der Bucht mündet der Kuisipfluß in die See, dessen Durchbruch durch die hohen Dünen eine ziemlich leichte Verbindung nach dem Innern des Landes ermöglicht. Der Kuisip ist in seinem unteren Laufe ein unterirdischer Fluß, nur alle 5 bis 10 Jahre dringt er zur Regenzeit einmal bis zur See vor.

Die Walfischbai mit deren nächstem Umland war vom Jahre 1878 bis zum Jahre 1884 im unmittelbaren Besitze Englands, und wurde dann der Kapkolonie einverleibt. Am 12. März 1878 wurde durch den Kommandanten des Kriegsschiffes „Industry", Dyer, im Namen der Königin von England dies Territorium unter englisches Protektorat gestellt; die Grenzen waren, wie folgt, bestimmt: Im Süden durch eine Linie von einem Punkte der Küste, 15 Seemeilen südlich von der Pelikanspitze bis Scheppmansdorf; im Osten durch eine Linie von Scheppmansdorf bis Rooi-Kop, einschließlich des Plateaus, und darauf bis zu dem Punkt am Swakop, welcher von der Mündung dem Flusse folgend, 10 englische Meilen abliegt, im Norden die genannte 10 englische Meilen lange Strecke des Unterlaufs des Swakop.

Dr. H. Bokemeyer.

(Schluß folgt.)

Die Halfa.

Die pflanzlichen Naturschätze unserer Kolonien auszubeuten, ist, wie wir schon des öfteren nachgewiesen haben, eine der ersten Aufgaben der deutschen Kolonisatoren, welche, wenn richtig angefaßt, auch lohnenden Gewinn bringen muß. Es handelt sich dabei durchaus nicht allein um die Gewinnung von Tabak, Kakao, Baumwolle und andere Artikel, welche auf dem Weltmarkte eine bedeutende Rolle spielen, sondern auch um diejenigen Produkte, welche von der Natur freigebig in fast unerschöpflicher Fülle hervorgebracht, gleichwohl heute kaum die Mühe des Sammelns lohnen und nur als Nebenprodukte der Faktoreien eine bescheidene Rolle in den Exportziffern bilden. Die Gründe dafür sind verschiedener Natur. Einmal sind die Eingeborenen wenig geneigt, ihre alten Gewohnheiten des Handels und der Produktion von Gegenständen, welche einen stets guten Absatz versprechen, aufzugeben, dann aber sind die Preise der Produkte so gering, daß nur eine Massenverarbeitung sich für die Exporteure lohnt. Die Konkurrenz von Ländern mit dichter arbeitsamer Bevölkerung ist dabei groß, die Anlage von neuen Faktoreien und das Aufstellen von Maschinen kostspielig, so daß der Unternehmer es dann eher vorzieht, in den alten betretenen Geleisen weiter fortzuarbeiten. Es bedarf daher besonderer Mittel, wie z. B. der Verleihung von Privilegien (siehe unter „Kleine Mitteilungen"), um die Unternehmer zu veranlassen, ihr Augenmerk solchen vielversprechenden, aber manches Risiko erfordernden Arbeiten zuzuwenden. In der Neuzeit hat man sich lebhaft mit den Bastpflanzen beschäftigt, an denen unsere westafrikanischen Kolonien besonders reich sind, wie die Hamburger[1]) Ausstellung, über die wir eingehend berichtet haben, bewiesen hat, und es sind von verschiedenen Seiten Vorschläge zu ihrer Ausbeutung und Einführung aufgetaucht,[2]) von denen wir hoffen wollen, daß der eine oder andere sie sich zu Nutzen machen möge.

Denn wie die Wirtschaftsgeschichten mancher Staaten gezeigt hat, hat sich gerade auf der Grundlage dieser Faserstoffe ein lebhafter Aufschwung des Handels und der Blüte einer neuen Industrie vollzogen. Ein gutes Beispiel in dieser Richtung bietet die Halfa oder der Esparto, über welche in Heft 3 der Deutschen Geographischen Blätter (herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen) eine schätzenswerte Abhandlung von Wilhelm Joseph Wallraff erschienen ist, an die wir uns in den folgenden Ausführungen anlehnen.

Mit dem arabischen Worte Halfa (Stipa tenacissima und einige andere Arten) bezeichnet die einheimische Bevölkerung Nordafrikas mehrere perennirende Pflanzenspezies aus der Familie der Stipaceen, die in Form von polster- oder besenförmigen, hohe und steife Rasen bildenden Büscheln den trockensten Boden der Mittelmeerländer gesellig bekleiden. Besonders charakteristisch sind ihre zähen, binsenförmigen Blätter, die bei den einzelnen Spezies eine sehr verschiedene Länge erreichen und sich durch große Biegsamkeit und Festigkeit auszeichnen, weshalb sie besonders zu Flechtarbeiten geeignet sind. Sie findet sich meist in dürren sand-, thon-, mergel- oder kalkhaltigen Gegenden, wo sie diejenigen Stellen des Bodens einzunehmen pflegt, die einen Abfluß des Regenwassers gestatten und so die Ansammlung von Natriumsalzen verhindern, welche ihrer Entwickelung schädlich sind. Auf der iberischen Halbinsel bilden die Espartodistrikte eine der zahlreichen Gliederungen der Mattenformation, welche infolge des Plateauklimas und der günstigen meteorologischen Verhältnisse über einen großen Teil des Landes verbreitet sind. Am besten gedeiht die Pflanze in dem der

[1]) Siehe Seite 356 der Deutschen Kolonialzeitung (Jahrgang 1889), wo auch eine Entfaserungsmaschine besprochen worden ist.

[2]) Siehe „Eine Plantagenpflanze für die Kolonie", Nr. 8 der Deutschen Kolonialzeitung 1890, und „Ueber die Gewinnung des sogenannten Manilahanfs auf den Philippinen" in Nr. 15 des Deutschen Kolonialblattes.

Provinz Oran gegenüberliegenden Litoral zwischen Almeria und Alicante, wo sie oft mit Ausschluß jeder anderen Vegetation, weitausgedehnte Flächen mit ihren Polstern überzieht. Auch im Hinterlande dieser Küstenstrecke, in den öden und regenarmen Hügellandschaften der Provinzen Alicante, Murcia, und Granada findet sie sich noch in ansehnlichen Beständen. In Nordafrika ist die Halfa viel weiter verbreitet, besonders auf den Hochflächen von Algier. Namentlich ist sie in dem breiteren westlichen Teile der Hochfläche oft meilenweit die herrschende Pflanze und bedeckt hier jene gewaltig ausgedehnten Ebenen, die wegen der beim Wehen des Windes eintretenden wellenförmigen Bewegung der einzelnen Halfabüschel die vortreffliche Bezeichnung mers d'alfa oder Océan d'alfa tragen.

In dem nach Marokko hin sich fortsetzenden Teil der Hochfläche scheint die Halfa ebenso verbreitet zu sein wie in Oran. Sie bedeckt in diesem Lande auch noch ansehnliche Strecken an den nördlichen Abhängen des Atlas in den Provinzen Keïra und Sektana, sie kommt auch spärlich an der ganzen Nordküste vor. Die schlechten Verkehrswege und vor Allem das geringe Interesse, das die Regierung dieses Landes für die Verwertung der Produkte des Innern im Handel und in der Industrie bekundet, gestatten jedoch die Ausbeutung dieses wertvollen Artikels nur in den an der Westküste gelegenen Provinzen Chiadma und Haha, von wo die Halfa nach dem benachbarten Hafen Mogador gebracht und verschifft wird.

In der Provinz Algier reicht die Halfa im Süden bis zur Wasserscheide des Oued Djedi und des Oued Mia, sie dringt also hier in die Region der Sahara vor. Im Vergleich zu den beiden andern Provinzen sind die Halfadistrikte von Constantine an Areal wie an Dichtigkeit des Bestandes unbedeutend, da die weit verbreitete Montanregion nur an wenigen Stellen das Vorkommen von großen Ebenen möglich macht. Die Südgrenze der Halfa bildet eine Linie von Biskra nach Negrine, die Nordgrenze fällt mit dem Plateaurande ziemlich zusammen. Am dichtesten wächst sie in der Umgegend von Sétif, Constantine und Souk-Arras.

Auch in der Regentschaft Tunis ist die Halfaformation noch sehr verbreitet. Mit Ausschluß des nördlichen Küstenstreifens erstreckt sich dieselbe über alle unbebauten, teilweise noch der Steppenformation angehörenden Ebenen und Plateaus. Im Süden bilden die Schotts die Grenze. An der Ostküste findet sie sich in der Ebene nördlich von Sfax und auf den gegenüberliegenden Kerkennah-Inseln, in der Nähe von Gabes und auf den südlicher gelegenen Plateaus der Matmata und Hauia bis zu der im Südwesten derselben beginnenden Dünenformation. Eigentliche Halfameere aber bestehen nur in dem Gebiete zwischen dem Oued-Zerrad und dem Chott el Djerid.

In Tripolitanien ist die Halfa auf die bis zur Küste reichende Vorwüste und die südlich von Tripoli sich ausdehnende Hochebene beschränkt.

Die Alten haben bereits die Halfa gekannt und verarbeitet, aber erst mit dem Jahre 1857 begann eine neue Epoche in der Geschichte des Esparto, als der Engländer Routledge seinen bedeutenden Fasergehalt und seine vorzügliche Verwendbarkeit in der Papierindustrie erkannt hatte. In dem genannten Jahre wurden die ersten Schiffsladungen in spanischen Häfen gewonnen, 1863 begann auch die Ausfuhr aus Algier, und so bildet denn noch heute der Esparto in allen Ländern des westlichen Mittelmeerbeckens einen wichtigen, in Tripolitanien sogar den wichtigsten Exportartikel.

Gegenwärtig wird die Ausbeutung der Halfaflächen am großartigsten in dem Hauptproduktionslande Algerien betrieben. Gegen einen jährlichen Pachtzins von nur 10 cent. pro Hektar tritt die Regierung oft weitausgedehnte Distrikte an Gesellschaften und Großindustrielle ab, meist auf 3, 6 oder 9 Jahre. Die franko-algerische Gesellschaft hat schon seit lange das Privilegium der Ausbeutung jener weiten Halfameere der Provinz Oran, die sich südlich von Sebdou und Saïda bis zu dem Chott el Chergui erstrecken (2—300 000 Hektar), während die Gebiete von Aïn-Toua und Batna in der Provinz Konstantine von der Société Agricole et Industrielle ausgebeutet werden. Ähnliche Privilegien besaß bis zum August 1887 auch eine englische Gesellschaft in Tunis über ein Areal von 1 024 124 Hektar. Seit der durch die Franzosen bewirkten Aufhebung derselben ist indessen der Handel frei.

Die Ausbeutung geschieht durch einen Unternehmer, der mit dem Großindustriellen oder der Gesellschaft, welcher die Konzession über ein genau abgegrenztes Gebiet durch die Regierung bewilligt ist, einen Kontrakt schließt, worin festgesetzt wird, wie viel Tonnen und zu welchem Preise er die Halfa des betreffenden Distriktes zu liefern sich verpflichtet. In der Nähe desselben läßt er zur Erntezeit mehrere Holzbuden aufschlagen, in welchen sich außer schlechten Nahrungsmitteln und Getränken noch eine Hebelwage befindet, und beauftragt die einzelnen Geschäftsführer, die eingebrachte Ernte zu wiegen und bar zu bezahlen. An losem Gesindel fehlt es hier meist nicht. Es sind teils Eingeborene, rüstige Männer wie Weiber, Greise und Kinder, teils auch Spanier (esparteros), die dieses Geschäft betreiben. Diese Spanier stammen größtenteils von der der Provinz Oran gegenüberliegenden Küste, deren Bewohner ja schon seit des Plinius Zeiten mit dem Einsammeln und Verwerten des Esparto vertraut sind. 1881 betrug die Gesamtbevölkerung Algeriens 3 254 913, worunter nicht weniger als 112 047 Spanier. Ihre Zahl hat sich in den letzten Jahren auf 114 326 gesteigert. Ohne Zweifel haben sie die Araber und Berber Nordafrikas mit der in Spanien üblichen rationelleren Art der Ausbeutung bekannt gemacht und dadurch bewirkt, daß den gewaltigen Bedürfnissen des Handels Genüge geleistet werden konnte. Sie besitzen mehr Kraft, Gewandtheit und Ausdauer bei der Arbeit als die Eingeborenen. Wenn der Araber bei zehnstündiger Arbeit täglich höchstens 150—200 kg Halfa einsammelt, so erreicht der Espartero das Doppelte. Der Preis, den der Unternehmer für die gewöhnliche Halfa der Hochfläche zahlt, betrug in den besseren Jahren bis zu 40 Frcs. pro Tonne, heute ist er auf 15—20 Frcs. je nach der Qualität gesunken. Gleichwohl könnte ein rüstiger Arbeiter auch noch so einen guten Gewinn erzielen, wäre er nicht gezwungen, gegen hohe Preise seine Lebensmittel aus der Kantine des Unternehmers zu beziehen.

Das Einsammeln der Blätter kann auf verschiedene Weise vor sich gehen. Gewöhnlich bedient man sich heute überall eines ungefähr 40 cm langen Stabes, den die linke Hand festhält, während die rechte eine Handvoll reifer Blätter um das Ende des Stabes wickelt und dann durch einen kräftigen Zug aus den Blattscheiden herauszieht. Dieses Verfahren erfordert große Kraftanstrengung und wird fast ausschließlich von den Esparteros beobachtet. Die schwächeren Halfasammler (Kinder, Frauen und Greise) ergreifen mit ledernen Handschuhen jedesmal nur einen oder mehrere Halme und reißen sie aus, ein Verfahren, wobei freilich der Halfastock weniger geschädigt wird, da nur selten mehr als der eigentlich beabsichtigte Teil der Pflanze folgt, das aber die Menge der Ernte auf die Hälfte reduziren würde, wenn es ausschließlich in Gebrauch wäre. Denn es gestattet nur eine halb so große Menge (18—20 kg pro Stunde) einzusammeln als das erstgenannte Verfahren. Das Abschneiden der Halme mit Sicheln oder Sensen nach Art unsrer Halmfrüchte, wie es Rohlfs bei den Arabern Tripolitaniens beobachtet hat, ist für Algerien durch Artikel 2 des Erlasses vom 14. Dezember 1888 verboten. Es gestattet zwar den Vorteil einer raschen Ausbeutung, ist aber zugleich höchst unrationell, da die kahl abgemähten Halfastöcke erst nach 5—6 Jahren wieder brauchbares Material zu liefern im stande sind.

Die Zahl der in Algerien 1883 mit dem Einsammeln der Halfa beschäftigten Arbeiter betrug ungefähr 10 000, das Areal der ausgebeuteten Flächen 2 000 000 Hektar.

Ein Hektar der Hochplateaus vermag bei einer durchschnittlichen Besetzung mit 3—5000 Halfabüscheln oft bis 1½ Tonnen grüne (noch ungetrocknete), in der Regel jedoch nicht mehr als 1 Tonne getrocknete Blätter zu liefern. Das Trocknen findet an der Ausbeutestelle statt und nimmt 3—5 Tage in Anspruch. Die Ware verliert dadurch 15—18 Prozent ihres Gewichts. Sie wird sodann in den Ausfuhrhafen gebracht und hier entweder erst einer umständlichen Bearbeitung durch Frauen und Kinder unterzogen, oder sofort nach Art der Baumwolle zu mächtigen Ballen umgeformt und verschifft.

Was nun die Höhe des Exportes betrifft, so betrug die Ausfuhr Spaniens im Jahre 1888 44 551 136 Tonnen unverarbeitetes Material und 514 547 Tonnen verarbeitetes im Werte von etwa 9 Millionen Pesetas. Algier führte im Jahre 1887 80 947 649 Tonnen im Werte von 9 632 442 Franken aus, während Tunis 13 779 Tonnen exportirte. Für Tripolitanien ist die Halfa der erste Exportartikel und betrug im Jahre 1888 69 000 Tonnen im Werte von 5 301 000 Franken.

Daß wir in unseren Kolonien Faserstoffe von der Bedeutung der Halfa gewinnen werden, ist vorläufig kaum anzunehmen, aber wenn in Nordafrika das massenhafte Vorkommen einer Pflanzenart ein gewaltiger Vorteil ist, so ist auf der anderen Seite zu bedenken, daß die westafrikanischen Kolonien heute schon Dutzende Arten von Faserstoffen hervorbringen, unter denen einige in überraschender Menge vorhanden sind.

Der Wert Afrikas.

Der Afrikareisende H. H. Johnston, Großbrit. Konsul in Mozambique, welcher durch seinen Deutschenhaß nicht gerade vorteilhaft bei uns bekannt ist, giebt denjenigen seiner Landsleute, welche den Wert Afrikas unterschätzen und über die neuerlichen Abmachungen spötteln, im Nineteenth Century eine bündige Antwort, welche einerseits ganz geeignet ist, den deutschen Gegnern einer ausgedehnten afrikanischen Kolonialpolitik des Reiches einen besseren Begriff von dem Werte afrikanischer Besitzungen beizubringen, andererseits den Freunden der kolonialpolitischen Bewegung zeigt, wie weit Englands Macht thatsächlich bereits

reicht, und wie überraschend weit ein Engländer heute schon diese Macht auf riesige Gebiete kurzer Hand ausdehnt, über welche irgendwelche Abmachungen noch nicht getroffen sind, und wie er jedes, auch das kleinste, Gebiet hochschätzt und auf dessen Behauptung besteht. H. Johnston ist wohl berufen, in diesen Fragen ein gewichtiges Wort zu reden, denn er war schon fünfmal in amtlicher Stellung in Afrika und kennt aus eigener Anschauung einen großen Teil von Afrika. „Ich habe — so sagt er — nach all den Erfahrungen an Ort und Stelle die Überzeugung gewonnen, daß die Teile Afrikas, in denen wir interessirt sind, oder deren Erwerbung wir erstreben, für die britische Nation von Wert und für die Tendenz, das Reich auszudehnen, sogar notwendig sind. Ja, wenn man an die Ausdehnungskraft des Reiches nicht glauben will, dann mag man immerhin die Versuche unseres Volkes, „neue Gebiete für unsere Thätigkeit zu suchen", entmutigen, und allen afrikanischen Erwerbungen folgerichtig widerstreben. Wenn man aber, wie ich, mit Herz und Seele und Verstand an die fortgesetzte, wohlgeordnete, fernere Ausdehnung des Britischen Reiches glaubt, als eines Reiches des Friedens und der Freiheit, der Zivilisation und einträglicher Unternehmungen, dann wird man die Schaffung und die Behauptung der britischen afrikanischen Gebiete billigen, die neue Märkte für unsere Manufaktur sind und neue Heimstätten für das Mehr unserer Bevölkerung, komme dieses Mehr von den Britischen Inseln oder aus Britisch Indien. Gouverneur Sir John Pope Hennessy (gegen dessen Kritiken Johnstons Antwort zunächst sich richtet) giebt zu, daß wir das Kapland und Sierra Leone, letzteres der Kohlenstationen wegen, in Afrika behalten sollen; er will also doch wohl, daß wir den Rest aufgeben. Sehen wir zu, was dieser „Rest" unserer afrikanischen Besitzungen wert ist. Dieselben bestehen in unsern westlichen Kolonien Gambia (Sierra Leone soll uns ja bleiben), Goldküste und Lagos, dem Niger-Schutzgebiete, britische Mittelafrika mit dem Nyassa, Tanganyika und Trans-Sambese-Gebiete, Sansibar, Britisch Ostafrika und Britisch Somaliland. Gambia, die älteste Kolonie, welche ihre Beziehungen zu England 1588 durch eine Handelsgesellschaft begann, deren Charter von Königin Elisabeth herrührt, wird von vielen Leuten wenig mehr geschätzt, seitdem im Zeitenlauf Frankreich alles Land rundumher genommen und unsern Einflußkreis auf einen schmalen Streifen längs der Flußbänke beschränkt hat. Gambias Handel, Einfuhr und Ausfuhr, beläuft sich auf etwa 220 000 Pfund jährlich. Davon kommt etwa die Hälfte auf England, die andere auf Frankreich. Das Gebiet der Kolonie beträgt nicht ganz 100 Quadratmeilen, ihr Einflußkreis ist jedoch größer. Der Hauptwert von Gambia liegt an dem prächtigen schiffbaren Flusse, welcher den bequemsten Zugang zum Herzen Senegambiens gestattet. Diese Thatsache macht Gambia für Frankreich zu einer erwünschten Besitzung, und so sagt man nicht mit Unrecht, Frankreich hätte hier gegen Zugeständnisse in Neufundland und dem Stillen Ozean einen Tausch machen können. Das gleiche gilt aber nicht von unsern übrigen westlichen Pflanzstätten. Sierra Leone müssen wir — Sir John giebt das zu — aus strategischen Rücksichten behalten. Die Goldküste ist, obwohl die dortigen Mineral- und Pflanzenerzeugnisse nur erst in geringem Maße ausgebeutet werden, eine blühende Kolonie. Ihr jährlicher Handel beträgt an 814 000 Pfund, wovon mehr als drei Viertel — 612 000 Pfund — mit England, vornehmlich mit Liverpool verhandelt werden. Wir haben hier eine betriebsame, fleißige Neger-Bevölkerung von etwa 1 500 000 Einwohnern, die, dank den Bemühungen der Baseler Mission, in den letzten Jahren uns viele brauchbare Arbeiter an der Westküste geliefert haben: Kommis, Zimmerleute, Tischler, Maurer, Maschinisten, Klempner, Köche, Dienstboten. Im Innern wohnen kriegerische Haussa, aus welchen wir unsere Polizei heranbilden. Die Goldküste wird für uns, ordentlich aufgeschlossen und ausgebeutet, eine höchst wertvolle Besitzung sein. Dann kommt Lagos, das Liverpool von Westafrika, ein kleiner Streifen Küstenlandes vor unserem Niger-Schutzgebiete, kaum 1071 Quadratmeilen groß, aber mit 100 000 Einwohnern und einem Jahresumsatze von 950 000 Pfund, wovon mehr als die Hälfte mit England verhandelt wird. Lagos sowohl wie die Goldküste sind uns ferner nötig, weil sie unser prachtvolles Niger-Schutzgebiet flankiren. Dieses erstreckt sich längs der Seeküste von der Lagos-Grenze am Beninflusse zur deutschen Kamerun-Grenze am Rio del Rey und landeinwärts den Niger und den Benuë aufwärts über die Reiche Nupe und Sokoto hinaus bis an den Rand der Sahara und den ägyptischen Sudan. (Eine so weite Ausdehnung des Niger-Schutzgebiets dürfte eher den Wünschen Johnstons als den Thatsachen entsprechen. D. R.)

Die Kontrole des Niger-Schutzgebietes liegt in den Händen der Royal Niger Chartered Company, die, nebst vielen hundert eingeborenen Dienern, einen Beamtenstab von 70—80 Europäern, an 700 Mann Polizisten als bewaffnete Macht und eine Flotte von 25 Dampfern besitzt (? D. R.). Ein beträchtlicher Teil des Gebietes des Nigerdeltas und von Old-Kalabar ist zur Zeit unmittelbar von Königlichen Konsuln verwaltet. In diesem, dem sogenannten Ölflußgebiete, sind unaefähr 150 Engländer nicht inbegriffen. Die Angestellten der Royal Niger Company erhöhen die Ziffer der weißen Landsleute auf etwa 220, die mit Großbritannien vornehmlich einen Handel von an drei Millionen Pfund betreiben. In dem Gebiete befinden sich zwei Missionsgesellschaften, die Church Missionary Society und die United Presbyterian Mission, welche unter den nichtmohamedanischen Schwarzen große Fortschritte machen. Diese beiden Gesellschaften haben insgesamt 17 oder 18 Stationen. Ihre Kosten belaufen sich für die Church Missionary Society auf 13 627 Pfund, für die United Presbyterian Mission, die besonders in Old-Kalabar wirkt, auf mindestens 6000 bis 7000 Pfund, so daß hier jährlich 20 000 Pfund im Dienste der Zivilisation verwendet werden. Die unter unserer Kontrolle befindliche Negerbevölkerung beläuft sich gewiß auf sieben bis acht Millionen, doch mögen wohl an weitere zwanzig Millionen zu England in direkter oder indirekter Beziehung stehen, von Beamten der Nigercompany oder Königlichen Beamten sich Rats erholen. Aus dem Nigerbezirke erhalten wir mehrere Metalle, so Silber und Antimon, viele Erzeugnisse der Pflanzenwelt, vornehmlich Palmöl, Hölzer und dergleichen, sowie Elfenbein. Wir senden Manchesterstoffe, Birminghams Werkzeuge, Cheshiresalz und Londoner Seife, indische Seidenstoffe und westindischen Tabak.

Unsere Besitzungen in Westafrika, mit Auslassung von Gambia, das wir zwar nicht als quantité négligeable, wohl aber als négociable betrachten wollen, verhandeln insgesamt also mit England etwa fünf Millionen Pfund, geben an 770 Landsleuten ehrenhafte Beschäftigung und bringen mindestens 5 Millionen intelligente (Sierra Leone), kräftige (Kru-Men), fleißige (Goldküste), gewerbstüchtige (Yoruba), tapfere (Niger), saufte (Oil-Rivers) Neger unter unser gerechtes, aufgeklärtes, bildendes Regime.

Ich war ausführlicher über Westafrika als über unsere Besitzungen im Süden, Osten oder inmitten des Kontinents, weil in Westafrika der englische Handel und die Engländer unmittelbarer, ausschließlicher in Betracht kommen als in anderen Teilen des Reiches. Man kann sagen, daß der Handel mit Westafrika und die Verwendung von Engländern daselbst mit Großbritannien allein Beziehungen hat und daß zweifellos die Interessen unserer großbritannischen Bevölkerung von 35 Millionen doch so viel gelten müssen, als die Interessen von 200 000 unserer Mitunterthanen in Neufundland und die von vier Millionen in Australasien Geben wir Lagos, die Goldküste oder den Niger dahin gegen Zugeständnisse Frankreichs oder Deutschlands im Stillen oder im Atlantischen Ozean: der Verlust für die Einwohner von Großbritannien wäre bedeutender als der Gewinn für die Australier oder Neufundländer.

Denen, welche der Ansicht sind, unsere Kaufleute und Missionare würden in Westafrika sich in demselben Maße beteiligen, wenn unsere Besitzungen auf eine andere Macht übergingen, denen antworte ich nur: Wie viele englische Kaufleute sind in Französisch-Senegambien? Wie hoch beläuft sich der Handel Englands mit den französischen, deutschen, belgischen und portugiesischen Besitzungen in Westafrika im Vergleich zu dem mit britischen Besitzungen? (Etwa 400 000 Pfund gegen fünf Millionen!) Können die britischen Missionare in Französisch-Afrika wirken? Mußte doch sogar in dem aufgeklärtesten, freisinnigsten Verwaltungsgebiete in Afrika, in Deutsch-Kamerun, die Britisch Baptist Mission das Gebiet verlassen, als, nachdem sie vierzig Jahre gearbeitet hatte, das Land deutsch wurde! Wir wollen deshalb anderen Regierungen keinen Vorwurf machen. Der Fehler liegt in unserer eigentümlichen Idiosynkrasie als Nation. Wir sind eigenwillig, wunderlich, ohne Anpassungsvermögen und wohl ziemlich geduldig, wenn wir von Landsleuten regiert werden, aber äußerst ungeduldig unter fremdem Regime.[1])

Während sonach unsere westafrikanischen Besitzungen eine Notwendigkeit geworden sind für den Handel von London, Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield, Bristol, Liverpool, so sind unsere neugewonnenen Gebiete in Süd-Mittelafrika eine Nothwendigkeit für die Ausdehnung unserer Handelsbeziehungen und als Auswanderungsgebiet für unsere wachsende südafrikanische Konfederation, deren Bevölkerung auf über 2 Millionen und deren Handel mit England auf über 18 Millionen Pfund sich beziffert. Sansibar und Britisch-Ostafrika hinwider sind erstens als Schutzwehr des südlichen Zuganges zu Ägypten notwendig, dann aber für den Handel und die Auswanderung unseres großen indischen Reiches mit seinen 300 Millionen Menschen und einem Handel mit England, der an 90 Millionen Pfund beträgt. Britisch-Somaliland endlich ist für die Behauptung unserer blühenden Kolonie Aden eine Notwendigkeit.

Der Gesamthandel des britischen Reiches mit Britisch-Afrika (Ägypten ausgeschlossen) beläuft sich auf mehr als 25 200 000 Pfund jährlich. Von den wertvollen Erzeugnissen, die Britisch-Afrika aussendet, seien nur folgende hervorgehoben: Gold (West- und Südafrika), Silber (Westafrika), Kupfer (Süd- und Mittelafrika), Kohle (Südwestafrika), Diamanten (Südafrika), Elfenbein (West-, Süd- und Ostafrika), Palmöl (Westafrika, 22 Pfund die Tonne), Palmkerne (Westafrika, 12 Pfund 12 Shilling die Tonne), Gummi (West- und Ostafrika, 15—100 Pfund die Tonne), Baumwolle (West- und Ostafrika, 50—60 Pfund die Tonne), Hölzer, Indigo, Kaffee, Zucker, Reis, Zimmet, Pfeffer, Pferde (Somaliland und Südafrika), Rinder, Esel, Häute und noch viele andere wertvolle Waren. Diese dürftige, kleine Auseinandersetzung genügt wohl, um manchem einen anderen Begriff von dem „Werte Afrikas" beizubringen."

Soweit die Ausführungen des Konsuls Johnston über die Besitzungen Englands in Afrika. Die Freunde unserer deutschen Kolonialbestrebungen werden gut thun, alles Material über unsere Kolonien sorglich zu sammeln, zusammenzustellen, und im Falle einer Polemik mit den Gegnern dasselbe zu so schlagenden Antworten zu verwerten, wie die des Engländers eine ist.

R. A. Körnig.

Koloniale Rundschau.

Südamerika.

⊙ Brasilien. Wider Vieler Erwarten hat sich die Republik der Vereinigten Staaten von Brasilien im ersten Jahre ihres Bestehens von schweren politischen Erschütterungen frei zu erhalten vermocht, ja, sie steht heute bereits so gefestigt da, daß sogar monarchische Staaten, wie England, Portugal und Italien keinen Anstand mehr genommen haben, sie offiziell anzuerkennen, und ihr auch die Anerkennung aller übrigen Staaten, die damit bisher gezögert, sicher sein dürfte. Wer wollte es auch leugnen, daß die Männer der Revolution vom 15. November 1889, welche an der Spitze des neuen Staatswesens stehen, die Zügel der Regierung mit Energie und Umsicht zu führen und die Härten der Diktatur durch Einführung zeitgemäßer Reformen zu mildern verstanden haben? Die Erhebung der früheren Provinzen zu autonomen und mit einander konföderirten Staaten, die Trennung von Kirche und Staat, die Einführung der Religionsfreiheit und der Zivilehe, die Umgestaltung des Naturali-

---

[1]) Die Mitteilung, daß die British Baptist Mission das Kamerungebiet zu verlassen hatte, weil die deutsche Regierung sie im Verwaltungswege zu sehr bedrückte, ist eine durchaus falsche Behauptung. Die englische Mission hat sich einfach selbst unmöglich gemacht. In den deutschen Schutzgebieten Ostafrikas sind bekanntlich sonst eine ganze Anzahl englischer Missionen thätig. D. R.

sationsverfahrens mit dem ausgesprochenen Zwecke, den in Brasilien lebenden Fremden dieselben politischen Rechte wie den Einheimischen einzuräumen, die Reform des Finanz- und Bankwesens im Sinne der Hebung von Industrie und Landwirtschaft, Neuerungen, die schon zur Zeit des Kaiserreiches von den fortgeschritteneren Elementen der Volksvertretung erstrebt, aber wegen des Widerstandes, der ihnen teils von Seiten der Krone, teils von Seiten der klerikal-nativistischen Koalition im Reichstage entgegengesetzt wurde, nicht durchgeführt werden konnten, wurden durch einen Federstrich des Chefs der provisorischen Regierung zum Gesetz erhoben und damit der Grund zu einer schnelleren und gedeihlicheren Entwickelung des Landes gelegt.

Auf allen Gebieten des praktischen Lebens herrscht gegenwärtig eine außerordentlich rege Thätigkeit, die — wie wir weiter unten sehen werden — zwar nicht immer als eine wirtschaftlich gesunde Erscheinung aufzufassen ist, aber doch wenigstens das Vertrauen kundgiebt, das in den weitesten Kreisen in die politische Lage des Landes gesetzt wird.

Dabei soll aber nicht geleugnet werden, daß die provisorische Regierung auch große Fehler begangen und sich damit die Feindschaft mancher Wohlgesinnten zugezogen hat. Mit dem Ausschluß des Klerus vom Wahlrecht hat man diesen und seinen nicht zu unterschätzenden Anhang in die Reihen der Opposition getrieben, die nun gegen sämtliche kirchenpolitische Reformen Sturm laufen wird, und durch Wahlbeeinflussungen schlimmster Art und willkürliche Wahlrechtsentziehung haben die Beamten und Anhänger der provisorischen Regierung ihre Gegner in dem Maße vergewaltigt, daß sich diese, um nicht einen Bürgerkrieg zu entflammen, überhaupt von den Wahlen fern gehalten haben. Der demnächst zusammentretende konstituirende Kongreß dürfte unter diesen Umständen wohl kaum den wahren Willen des Volkes zum Ausdruck bringen und nur formell die Diktatur beseitigen, denn in Wirklichkeit wird die Regierungsgewalt auch ferner in den Händen der bisherigen Machthaber bleiben, und von diesen wird es also abhängen, welchen Lauf die Entwickelung des Landes nehmen wird.

Auf wirtschaftlichem Gebiete liegen unseres Erachtens die Verhältnisse nichts weniger als günstig. Zwar hat das Land noch einen unbeschränkten Kredit und der Kursstand der Valuta ist nicht so tief gesunken, als man bei dem Eintritt der Revolution fürchten mußte, aber das Finanzwesen verschlechtert sich doch zusehends. Der Aufwand für die Verwaltung und namentlich für das Heer, auf welches sich die Regierung stützen muß, hat sich in demselben Maße vermehrt, als sich die Importzölle, die Haupteinnahmequelle des Landes, vermindert haben. Den Ausfall sucht man nun durch Erhöhung des Tarifs auszugleichen, man wird aber damit die Lage des Landes nur verschlimmern, namentlich aber wird der Versuch, sich durch Subventionirung der einheimischen Industrie vom Auslande zu emanzipiren, kläglich Fiasko machen, denn ein Land wie Brasilien, das seinen Kohlenbedarf durch Einfuhr aus England decken muß und das weder über billige Kapitalien noch über billige und geübte Arbeitskräfte verfügt, ist gar nicht imstande, der ausländischen Industrie Konkurrenz machen zu können; die bewilligten Subventionen, welche ein Gründungsfieber entfacht haben, wie man es seinesgleichen wohl kaum jemals in der alten und in der neuen Welt gesehen haben dürfte, sind einfach weggeworfen und werden ihren Zweck nur in sehr seltenen Fällen einigermaßen erreichen.

Auch die Maßregeln der Regierung für die Förderung der Einwanderung und Kolonisation halten wir für verfehlt. Statt von Grund aus reformirend auf agrarpolitischem Gebiete vorzugehen und durch exakte Vermessung, Bonitirung und Katastrirung der großen Landkonzessionen, durch Besteuerung des unkultivirten Landes u. s. w. den Grund für eine rationelle Besiedelung zu legen, subventionirt man, wie zur Zeit des Kaiserreiches, ausländische Agenten und Dampfschiffahrtsgesellschaften für die Aufbringung an Einwanderer und überläßt die Ansiedlung der letztern ebenfalls unter Zusicherung hoher Subventionen den Großgrundbesitzern und Landspekulanten unter Bedingungen, die dem Ansiedler nicht die geringste Garantie für sein Fortkommen darbieten. Man geht sogar so weit, die europäischen Auswanderungslustigen völlig umsonst von ihrem Wohnorte aus nach Brasilien zu befördern, bedenkt aber nicht, daß man damit den europäischen Regierungen nur eine neue Waffe zur Unterdrückung der Auswanderung nach dort in die Hand giebt. Hätte es sich die brasilianische Regierung angelegen sein lassen, große, entwicklungsfähige und gut geleitete Ansiedlungen auf fruchtbarem Boden anzulegen und die Bedingungen für das Fortkommen des einzelnen Kolonisten zu verbessern, so würde die spontane Einwanderung nicht haben auf sich warten lassen, denn jeder wohlsituirte Kolonist hat das Bestreben, seine Verwandten und Freunde nachkommen zu lassen, während die großen Summen, welche heute mit der Förderung der Einwanderung vom Staate verausgabt werden, höchstens dazu dienen werden, den Strom der Auswanderung nur zeitweise nach Brasilien zu lenken, um ihn später, wenn erst zahllose Existenzen infolge der ganz ungenügenden Vorbereitungen für eine Massenbesiedelung zu Grunde gerichtet sein werden, für desto längere Zeit abzudämmen.

Wie wenig man sich in Brasilien der Pflichten bewußt ist, welche man den Einwanderern gegenüber zu erfüllen hat, geht unter anderem aus einem Artikel der Germania von São Paulo hervor, welche sonst so warm für die gegenwärtige Regierung und die von ihr getroffenen Einrichtungen einzutreten pflegt. Sie berichtet über die Schicksale einer deutschen Kolonistenfamilie, welche mit dem an der Ilha dos Ratos gescheiterten Lloyddampfer Buenos Ayres nach Brasilien gelangt und zunächst in dem großen Einwanderungshause auf der Blumeninsel im Hafen von Rio, dem Castle-Garden Brasiliens untergebracht worden ist. In allen Familien, die dort beherbergt wurden, wütete Krankheit und Tod in der unbarmherzigsten Weise, und die Verpflegung war die denkbar schlechteste. Namentlich von den Kindern wurde infolge schlechter Nahrung und verpesteter Luft, dazu Mangel an Reinlichkeit und der nötigen Wäsche und Kleidung eine schreckliche Zahl dahin gerafft. Von 7 deutschen Familien, welche 5 Wochen (!) dort aushalten mußten, blieb nur eine einzige von Todesfällen verschont. Verschiedene Familien verloren 2 bis 3 Kinder. Besonders hart wurde die Familie Wiegner heimgesucht. Ihr starben während dieser Zeit vier Kinder im Alter von 10 Monaten bis 10 Jahren und das letzte Kind aus der zweiten Ehe Wiegners, ein Knabe von 6 Jahren, verstarb wenige Tage nach seiner Ankunft in São Paulo an den Folgen seiner Erkrankung im Einwanderungshause, die nach der Ansicht des Arztes in São Paulo ausschließlich auf schlechte Luft und mangelhafte Ernährung zurückzuführen war.

Die „Germania" leiht ihrer Entrüstung über die Einwandererbehörde mit sehr scharfen Worten Ausdruck und wirft derselben notorische Unfähigkeit, ja sogar noch Schlimmeres vor; wir aber bringen den Fall zur öffentlichen Kenntnis, um zu zeigen, wie verhängnisvoll es für den deutschen Auswanderer werden kann, wenn er sich im Hinblick auf die freie Fahrt, die man ihm gewährt, zur Auswanderung nach Brasilien bestimmen läßt. Wir halten die ganze Art und Weise des gegenwärtigen Kolonisationsbetriebes in Brasilien für so fehlerhaft, daß wir die Auswanderung nach dort höchstens in dem Falle befürworten könnten, daß den Auswanderungslustigen durch zuverlässige deutsche Kolonisationsgesellschaften oder dort bereits ansässige Verwandte oder Freunde die nötige Gewähr für gute Unterkunft und geeignete Ansiedlung unter Stammesgenossen dargeboten würde, eine Gewähr, die freilich die Agenten der brasilianischen Regierung nicht leisten, noch zu leisten vermögen.

Uruguay. Seit unserm letzten Bericht hat sich an der politischen Lage des Landes wenig geändert, die wirtschaftliche Lage hat dagegen manche beachtenswerte Wandlungen erfahren. Im Jahre 1888 bezifferte sich der Import auf 29 500 000 und der Export auf 28 000 000 Pesos, im Jahre 1889 stieg dagegen der erste auf 37 000 000 Pesos, während der letztere sich auf 26 000 000 Pesos verminderte. Die Zolleinnahmen stiegen von 8 846 000 im Jahre 1888 auf 10 785 000 im Jahre 1889. Die gesamte wirtschaftliche Thätigkeit nahm in letzterwähntem Jahre einen ziemlich lebhaften Aufschwung, zumal auch die Einwanderung eine Zunahme von 10 000 Seelen gegenüber dem Vorjahre, in dem sie sich nur auf 17 000 Seelen belaufen hatte, aufwies. Die Hauptstadt Montevideo vergrößerte sich im Jahre 1889 um 830 Neubauten und auch im Innern des Landes wurden manche wichtige Unternehmungen begonnen. — Aber die neuesten Nachrichten lassen erkennen, daß die Lage gegenwärtig nichts weniger als günstig ist. Infolge der scharfen Unterdrückung des Schmuggelhandels an der brasilianischen Grenze seitens der brasilianischen Regierung ist den Importeuren von Montevideo das wichtigste Absatzgebiet entzogen worden; vier große Häuser haben bereits ihre Zahlungen einstellen müssen und vier andere scheinen auch bereits sehr wackelig zu stehen; es haben sich demzufolge die Importe so erheblich vermindert, daß der Finanzminister den Ausfall an Zöllen durch Erhöhung des Tarifs auszugleichen gedenkt, womit dem Handel aber die Lebensadern erst recht unterbunden werden dürften.

Argentinien. Über die Julirevolution, welche den Präsidenten Celman stürzte und zeitweise anarchische Zustände in Buenos Ayres und sogar in entfernten Landesteilen hervorrief, wollen wir uns hier nicht äußern, da unsere Leser ja hinlänglich von der Tagespresse über jene Ereignisse unterrichtet worden sind und ihre Darstellung im gegenwärtigen Berichte auch den uns zugemessenen Raum weit überschreiten würde. Die finanzielle Lage des Landes ist infolge der Mißwirtschaft des Expräsidenten eine geradezu trostlose geworden; darunter muß aber das gesamte Wirtschaftsleben leiden, und es kann also auch nicht befremden, wenn die Blätter von einer allgemeinen Entmutigung der produktiven Kräfte, von Arbeitsmangel, Arbeiterdemonstrationen, Fallissements ꝛc. berichten. Dazu tritt nun noch die Heuschreckenplage, welche gerade die fruchtbarsten Ackerbaukolonien in Entre Rios heimgesucht hat, und endlich die völlige Ratlosigkeit der Regierung gegenüber der Aufgabe, dem Lande neue finanzielle Hilfsquellen zu erschließen und die wirtschaftliche Thätigkeit zu heben, kurz, es ist eine Krisis, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Chile. Nicht viel besser als in Argentinien liegen die Verhältnisse in Chile. Die in Valparaiso erscheinenden „Deutschen Nachrichten" malen die innerpolitische Lage grau in Grau, namentlich aber entwerfen sie von den wirtschaftlichen Verhältnissen ein sehr trübes Bild. Die politisch zerfahrenen Zustände bringen nicht nur die ganze Regierungsmaschine ins Stocken, da keine Steuern gezahlt werden, sondern schädigen auch den Kredit des Landes in vielleicht unheilbarer Weise, was sich aus der rapiden Verschlechterung des Wertes der chilenischen Währung erkennen läßt. Arbeiterunruhen sind an der Tagesordnung, da es überall an Arbeitsgelegenheit mangelt und für die Kolonisation so gut wie nichts gethan wird. Wenn die Einwanderer nicht von ihren Landsleuten unterstützt werden oder einige Subsistenzmittel aus der Heimat mitbringen, gehen sie zu Grunde, denn die Regierung kümmert sich nicht um sie, ja sie sucht ihnen sogar das Fortkommen möglichst zu erschweren. Der Präsident Balmaceda ist ein ausgesprochener Fremdenhasser und hat dieser Gesinnung wiederholt dadurch Ausdruck gegeben, daß er die fremden Arbeiter, welche in den Staatswerkstätten beschäftigt waren, durch einheimische ersetzte, selbst wenn diese den an sie gestellten Anforderungen in keiner Weise zu entsprechen vermochten. Die Bahn von Valparaiso nach Santiago mußte z. B. ihren Frachtbetrieb für mehrere Tage ganz einstellen, weil man die fremden Maschinisten fortgeärgert hatte, und die Passagiere der von Chilenen geführten Personenzüge standen Lebensgefahr aus. Warum die chilenische Regierung unter diesen Verhältnissen durch ihre Agenten in Bordeaux noch immer Einwanderer anwerben läßt, und zwar unter der lügnerischen Versprechung, daß sie in Chile lohnende Arbeit finden würden, wobei dann noch der Kniff gebraucht wird, den Wert des chilenischen Thalers mit 5 Franken oder Lire anzugeben, das ist doch schier unbegreiflich. Jedenfalls muß deutschen Arbeitern aufs dringendste geraten werden, nicht nach Chile auszuwandern, da sie dort gegenwärtig nicht die geringsten Aussichten auf ein gutes Fortkommen haben.

Korrespondenzen.

(Nachdruck verboten.)

Briefe aus Tanga.

25. September 1890.

In der Geschichte der Entwickelung unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonien scheint der Ort Tanga eine ganz eigentümliche Stellung einnehmen zu wollen. Während er nämlich auf der einen Seite sich der größten Wertschätzung seitens der kolonialen Kreise erfreut, erfährt er von anderen Seiten eine Behandlung,

die zu dieser Wertschätzung im schroffen Widerspruch steht. Wer nur immer in neuerer Zeit Kapital auf die Erschließung Ostafrikas aufwenden will, richtet seine Blicke zunächst nach Tanga und dessen Hinterland. Die deutsche Pflanzergesellschaft hat in Amboni, zwei Stunden von Tanga entfernt, eine Niederlassung gegründet, die Magdeburger Handelsgesellschaft hat sich in Tanga selbst etablirt, die Deutsch-Ostafrikanische Seehandlung hat Tanga und dessen Hinterland zum Gebiet ihrer Thätigkeit gewählt, und der Vertreter der verunglückten Somali-Expedition sucht gegenwärtig in dem gleichen Gebiet nach günstigen Plätzen zur Anlage von Plantagen. Von allen privaten Erwerbsgesellschaften ist es nur die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft, welche nicht in der Nähe von Tanga sich niedergelassen hat. Doch kann es wohl kaum zweifelhaft sein, daß nach Erbauung der Usambarabahn dieselbe ihre Produkte gleichfalls nach Tanga und nicht nach dem hafenlosen Pangani senden wird. Kein Ort Ostafrikas mit Ausnahme von Sansibar kann sich daher rühmen, eine gleich große Anzahl von Deutschen zu beherbergen. Folgende Zahlen werden das beweisen. Es halten sich Deutsche in Tanga auf: bei der Schutztruppe 7, bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 6, bei der Mission 2, bei der Deutsch-Ostafrikanischen Seehandlung 4, bei der Pflanzergesellschaft 5, bei der Magdeburger Handelsgesellschaft 1, bei der Somali-Expedition 1, ein Restaurateur, ein Schuster. Diese 27 Deutschen, unter denen sich 3 Frauen und 2 Kinder befinden, werden nächster Zeit durch einige neuhinzutretende Beamte der dortigen Gesellschaften und durch die Frau eines derselben einen Zuwachs erfahren. Die Ursachen für das Zusammenströmen von Kapital und Menschen an diesem einen Ort sind leicht erkennbar. Vor allen Dingen erfreut sich Tanga des besten Klimas an der ganzen deutsch-ostafrikanischen Küste. Man hat zwar vor einiger Zeit aus den Berichten über den Gesundheitszustand der Schutztruppe das Gegenteil folgern wollen. Allein bei den häufigen Versetzungen der Mitglieder derselben erscheinen solche Schlußfolgerungen unbegründet. Gerade wegen des gesunden Klimas Tangas sind öfters kranke Offiziere dorthin zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit geschickt worden. Die Fieber, die diese in Tanga zu überstehen hatten, wurden dann fälschlicher Weise dem dortigen Klima statt dem ihrer früheren Aufenthaltsorte zur Last geschrieben. Nicht minder ausschlaggebend für die Anziehungskraft Tangas auf deutsches Kapital ist der Umstand, daß Tanga den besten Hafen der deutschen Küste hat. Die erste Fahrt der subventionirten Ostafrikalinie hat das aufs schlagendste bewiesen. Die Einfahrt des „Reichstags“ in den Hafen von Tanga vollzog sich ohne die geringsten Schwierigkeiten. „Acht Faden, kein Grund — zehn Faden, kein Grund — dreizehn Faden, kein Grund,“ so lauteten bis kurz vor dem Ankern des Schiffes die Rufe des lotenden Matrosen, und im Hafen selbst war der Tiefgang des „Reichstag“ um mehrere Meter geringer als die Wassertiefe. Wenn Dar-es-Salaam auch einen größeren, ebenso gut wie Tanga gegen die Monsune geschützten Hafen hat, so ist die Einfahrt in denselben doch so eng und so gewunden, daß es für die Ostafrikalinie doch äußerst bedenklich erscheint, ihre Dampfer noch öfters der Gefahr auszusetzen, von dem gleichen Schicksal wie der „Reichstag“ betroffen zu werden. Die Vortrefflichkeit des Hafens von Tanga weiß aber niemand besser, als unsere Marine zu schätzen, die während des Aufstandes mit Vorliebe gerade Tanga zum Aufenthalt wählte und auch jetzt noch zur Vornahme von Schießübungen am liebsten dorthin sich wendet. Durch nichts ist diese Wertschätzung Tangas seitens der Marine wohl deutlicher sichtbar geworden, als durch die Errichtung des Marinedenkmals gerade an diesem Ort, der doch in dem ganzen Kampfe nur eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle gespielt hat. Über die dritte Ursache für die Bevorzugung Tangas, die Fruchtbarkeit seines Hinterlandes, werde ich später mich eingehender auslassen. Hier möchte ich nur den Vorschlag für eine Namensgebung einschalten. Spricht man gegenwärtig vom Hinterland von Tanga, so bedient man sich gewöhnlich des Namens Usambara. Das aber ist falsch. Denn Usambara ist nur eine Landschaft dieses Hinterlandes, deren Name, ohne zu Verwirrung Anlaß zu geben, nicht auf das ganze Gebiet ausgedehnt werden kann. Ich glaube, daß das Tangaland eine ebenso richtige wie wohlklingende Benennung für dasselbe wäre. Wird, wie beabsichtigt werden soll, ganz Deutsch-Ostafrika späterhin in drei große Distrikte mit den Vororten Tanga, Dar-es-Salaam und Lindi eingeteilt, so wären nach meiner Ansicht für diese die besten Bezeichnungen Tangaland, Mittelland und Lindiland.

Mit der so geplanten Einteilung Deutsch-Ostafrikas steht nun in auffallendem Widerspruch die Distriktseinteilung, welche das Reichskommissariat unlängst getroffen hat. Während nämlich Major von Wißmann in richtiger Erkenntnis der natürlichen Vorteile Tangas dieses zum Hauptort des ganzen Tangalandes machte, ist in seiner Abwesenheit von dem stellvertretenden Reichskommissar Herrn Dr. Schmidt dieser Distrikt in zwei geteilt worden, wobei aber dem hafenlosen Pangani fast das ganze fruchtbare Tangaland, Tanga aber nur ein minimaler Teil desselben, im übrigen aber nur unbewohnte Steppe zugefallen ist. Es ist dies um so bedauerlicher, als gerade der jetzige Chef von Tanga, Herr Premierleutnant Krenzler, ganz außerordentlich viel Interesse auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse der ihm unterstellten Gebiete zeigt, und — unter anderem durch die energischen Anregungen zur Anpflanzung von Sesam — sich auch die Hebung dieser Verhältnisse sehr angelegen sein läßt. Gerade er wäre also der rechte Mann dazu, ein so vielversprechendes Gebiet, wie ganz Tangaland, mit wirklichem kolonisatorischen Erfolge zu verwalten, und er muß sich jetzt darauf beschränken, seine Fähigkeiten dem Küstenstrich von Tangata bis Wanga und der dahinterliegenden Nyikasteppe — mit Ausschluß der ausdrücklich zu Pangani geschlagenen bewohnten Ortschaften derselben — zuzuwenden.

Auffallender noch als die Vernachlässigung Tangas seitens des stellvertretenden Reichskommissars ist die Bestimmung, daß dieser Ort nicht von der Hauptlinie der subventionirten Ostafrika-Dampfschiffe angelaufen werden soll. Was zu derselben Anlaß gegeben haben kann, erscheint in der That unerfindlich. Das Reich unterstützt im Interesse der deutschen Kolonisation Ostafrikas eine Dampferlinie mit jährlich fast einer Million Mark. Diese Linie läuft eine Unzahl von Häfen, unter diesen zwei in portugiesischen Kolonien liegende, dagegen nur einen einzigen Hafen des deutschen Schutzgebietes an. Derjenige Ort dagegen, der den besten Hafen hat, und in dem sich zu gleicher Zeit unsere ganze kolonisatorische Thätigkeit in Afrika konzentrirt, der zum Ausgangspunkt der ersten deutsch-afrikanischen Eisenbahn gewählt ist, der ein zwar nicht elfenbeinreiches, aber schon jetzt ungemein produktives Hinterland aufweist, er wird unglaublicher Weise nicht angelaufen. Alle Einwände, die seitens der Aktionäre der Dampfschiffahrtsgesellschaft, insbesondere seitens der an dem Nichtaufblühen der Küste stark interessirten Sansibarischen Kaufleute gegen das Anlaufen von Tanga vorgebracht sind, haben sich als hinfällig erwiesen. Der Hafen hat sich nicht, wie behauptet wurde, als unfähig zur Aufnahme großer Schiffe gezeigt, und der Verlust an Zeit ist nicht so groß, als daß nicht künftighin die portugiesischen Häfen in derselben Zeit erreicht werden könnten, als im jetzigen Fahrplan vorgesehen worden ist. Denn obwohl der „Reichstag“ durch das Anlaufen von Lamu bereits einen Zeitverlust von 40 Stunden erlitten hatte, lief er doch trotz des — ausnahmsweise gestatteten — Ankerns in Tanga am fahrplanmäßigen Tage in Sansibar ein. Wenn weiter eingewendet wird, daß Tanga noch nicht so viel Ladung den Dampfern geben könnte, daß sich das Antaufen daselbst lohnen würde, so ist einfach zu erwidern: Gerade aus diesem Grunde giebt das Reich die Subvention. Die Dampferlinie soll zur Produktion anreizen, und weil hierzu die Mittel der Gesellschaft nicht hinreichen würden, das Reich aber an dieser Anreizung ein lebhaftes Interesse hat, darum — und nicht allein zur Hebung des Handels mit Sansibar und den portugiesischen Besitzungen — unterstützt es die Gesellschaft mit seinem Gelde. Der „Reichstag“ hat so große Rückfrachten bekommen und es sind der Linie in Mozambique für die Zukunft so viel Frachten in Aussicht gestellt worden, daß die Rentabilität derselben außer Frage gestellt ist. Es scheint mir daher eine Ehrenpflicht der Aktionäre zu sein, die 2000 Mark Kosten, die ihnen der eintägige Aufenthalt in Tanga auf der Hinfahrt und der Rückfahrt höchstens verursacht, auf sich zu nehmen und dadurch den Zwecken, zu denen sie in erster Reihe geschaffen worden ist, einigermaßen gerecht zu werden. Sache des Reichs aber ist es, auf eine dahingehende Abänderung des Fahrplans zu dringen, da eine solche als unumgehbare Konsequenz des deutsch-englischen Abkommens betrachtet werden muß.

Daß bei der in Aussicht stehenden Vermehrung der deutschen Bevölkerung in Tanga die Niederlassung eines Arztes daselbst als unumgänglich notwendig erscheint, bedarf keiner weiteren Begründung. Allein, ich gehe weiter und behaupte, daß für das an der Küste zu errichtende neue Krankenhaus der deutsch-afrikanischen Missionsgesellschaft kein besserer Platz gewählt werden könnte als Tanga. Schon das Klima allein würde hier zur Gesundung der von anderwärts hergeschafften Kranken viel beitragen, und die Nähe der Gebirge, deren Verbindung mit der Küste durch eine Eisenbahn nicht mehr allzulange wird auf sich warten lassen, würde den Rekonvaleszenten erlauben, in schneller und bequemer Weise hochgelegene Punkte zu ihrer völligen Wiederherstellung aufzusuchen. Mögen die maßgebenden Persönlichkeiten darum nicht zögern, in Tanga ihr menschenfreundliches Werk zu beginnen, und damit auch ihrerseits zu der Konzentration aller einsamen Kräfte auf einen Punkt beizutragen, die für den Beginn unserer kolonisatorischen Arbeit in Afrika von ganz unabsehbarem großen Nutzen sein würde.

Dr. Karl Kaerger.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Wir sind heute wiederum in der Lage, über eine größere Anzahl von Beiträgen quittiren zu können, welche zur Unterstützung Emins und von Wißmanns (für die afrikanischen Seendampfer), sowie zu den Zwecken der Karl Peters-Stiftung uns beziehungsweise der Zahlstelle genannter Stiftung eingesandt worden sind. Den freundlichen Gebern, welche für den einen, wie für den andern Fonds Beisteuern gestiftet haben, können wir nur nochmals herzlich danken. Dr. Emin, von Wißmann und Dr. Peters verbürgen durch ihre Vergangenheit genugsam, daß ihre Pläne nur auf das Gedeihen und Blühen unserer ostafrikanischen Kolonie gerichtet sein können. Ging vor kurzem durch die Tagespresse eine Notiz des Inhalts, daß Herr Dr. Peters beabsichtige, die in der Karl Peters-Stiftung gesammelten Gelder zur Errichtung einer Handelsstation in Uganda zu verwenden, so sind wir ermächtigt zu erklären, daß diese Nachricht einer thatsächlichen Begründung durchaus entbehrt. Für die Erfüllung der wichtigen Aufgaben, welche die verdienstvollen Männer sich vorgesetzt haben, sind sie auf die Hilfsfreudigkeit der patriotischen Privatkreise angewiesen. Die gegebenen Ziele lassen sich nur mit Privatmitteln erreichen, da die von Reichswegen zur Verfügung stehenden Mittel zu gering sind, um in dem erwünschten Umfang die in Innernafrika sich bietenden Vorteile recht wahrzunehmen und auszunutzen. Wir dürfen mit unserm Danke daher auch die Bitte verbinden, den genannten beiden Fonds, deren jetziger Bestand für den nächsten Zweck: die Erbauung von je einem Dampfer für den Viktoria-Nyanza wie auch für den Tanganyika, noch nicht genügt, weitere Unterstützungen zuwenden zu wollen. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch an dieser Stelle darauf hinweisen, daß die Vorträge, welche Herr Dr. Peters, Herr Hauptmann Richelmann und Herr Leutnant von Tiedemann über ihre Erfahrungen und Erlebnisse in Ostafrika in einzelnen Abteilungen gütigst übernommen haben, besonders geeignet sind, über die in Innerafrika vorliegenden Aufgaben aufklärend und belehrend zu wirken.

J. A.: Dr. Bokemeyer, Generalsekretär.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 4. November unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Reg.-Rat Simon eine Sitzung ab, in welcher über die Anträge der Abteilung Mühlheim beraten wurde. Daran schloß sich eine Besprechung über schwebende Kolonisationsprojekte und das Referat des Herrn Generalsekretärs über den Stand der erneuten Abteilungsbildung von Braunschweig. Die Satzungen der Abteilungen Iserlohn und Koblenz wurden genehmigt und für die Vorstandssitzung der 11. Dezember endgültig in Aussicht genommen.

— Neue Abteilungen sind begründet worden in folgenden Städten: — Langenberg (Rheinland), mit 23 Mitgliedern, gegründet am 23. Oktober 1890, 1. Vorsitzender Arnold Diergardt, 1. Schriftführer und Schatzmeister Gottfried Conze jun.; — Düren, mit 46 Mitgliedern, gegründet am 22. Oktober 1890, 1. Vorsitzender Phil. Schoeller, 2. Vorsitzender Kom.-Rat Bücklers, 1. Schriftführer Gym.-Dir. Dr. Weidgen, Schatzmeister Rud. Schoeller; — Gießen, mit 80 Mitgliedern, gegründet am 27. Oktober 1890, 1. Vorsitzender Prof. Joh. Schmidt, 1. Schriftführer Buchhändler Färber, Schatzmeister Buchhändler Reimer, Beisitzer Fabrikant Ed. Röhrle; — Höchst a. M., mit 18 Mitgliedern, gegründet am 28. Oktober 1890, 1. Vorsitzender Mühlenbesitzer Hch. Gregory, Schriftführer Gym.-Lehrer Dr. Suchier, Schatzmeister Fabrikdirektor Wilh. Daur; — Arnstadt, mit 15 Mitgliedern, gegründet am 29. Oktober 1890, 1. Vorsitzender Major Wittke; — Gollnow, mit 24 Mitgliedern, gegründet am 4. November 1890, 1. Vorsitzender Hauptmann Gallus, 2. Vorsitzender Superintendent Schultz, 1. Schriftführer Pastor Erdmann, 2. Schriftführer Rechtsanwalt Dunker, Schatzmeister Pastor Ziemer; — Calbe a. S., gegründet am 6. November 1890, Vorsitzender Pastor Reinhardt, Schriftführer und Schatzmeister Fabrikant Nicolai, Beisitzer Dr. Maaß. Die Abteilungsbildung in Gleiwitz steht bevor. Die Vorbereitungen hat Herr Oberbürgermeister Kreidel in dankenswerter Weise übernommen. Es ist uns eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle den Herren für die verdienstvolle Thätigkeit zu gunsten unserer Bestrebungen unsern wärmsten Dank abzustatten.

— Abteilung Berlin. An dem Herrenabend, welcher am 3. November unter Vorsitz des Herrn Prof. v. Cuny die Reihe der Vorträge im Architektenhause wieder eröffnete, hielt Herr Redakteur Meinecke einen Vortrag über „Die Verteilung Afrikas". Redner besprach zuerst das extensive Kolonialsystem, welches eine möglichst weite Ausdehnung des Handelsgebietes und eine Beherrschung der weitverzweigten Wasserstraßen verlangt, um dann nachzuweisen, daß England durch dessen Durchbildung den größten Einfluß auf die Geschicke des Weltteils gewonnen habe. In historischer Entwickelung beleuchtete er sodann im Einzelnen die Vorgänge, welche zur Teilung Afrikas in der Neuzeit geführt haben, beginnend mit den südafrikanischen Bestrebungen der Engländer gegenüber den Buren und ging besonders auf die Swaziland-Konvention ein und deren mutmaßlichen Einfluß auf die Stellung der Engländer und Buren, besonders aber des Afrikaner-Bundes und seiner Tendenzen. Das deutsch-englische und französisch-englische Abkommen kurz berührend, sprach er eingehend über die Lage in Kamerun, in dessen Hinterland einzudringen die Franzosen Versuche machen und dessen nördliche Grenze gegen die Gelüste der Engländer geschützt werden müßte. Charakteristisch für die Thätigkeit der Franzosen sei jetzt ihr Bestreben, die spanische Enklave zwischen dem Kamerungebiet und Gabun immer mehr durch Abschließen von Verträgen mit Häuptlingen des Hinterlandes zu verkleinern. Die Abgrenzungen zwischen England und Frankreich im Sudan hielt er vorläufig für wenig belangreich, da die Franzosen es heute noch nicht verstanden hätten, die Senegal-Kolonie zu entwickeln, und sprach seine Ansicht dahin aus, daß der Karawanenverkehr, durch eine kluge Handelspolitik der an der Küste interessirten Staaten unterstützt, sich aus dem Sudan stets nach den nächsten Küstenplätzen ziehen werde, so daß auch, falls das Innere nominell unter französische Hoheit gebracht werden sollte, die Verhältnisse am Golfe von Benin dadurch wenig verändert werden dürften. England habe es jedenfalls verstanden, den Löwenanteil sich zu sichern; drei riesige britische Reiche seien in der kurzen Zeit von fünf Jahren gegründet oder doch wenigstens diplomatisch gesichert. Das eine in Ostafrika reiche in Verbindung mit Ägypten ununterbrochen durch den östlichen Sudan bis nach Suakim und Alexandrien; ein zweites erstrecke sich im Anschluß an die Kapkolonie über den Sambesi bis zum Tanganyika-See und zum oberen Kongo, das dritte fülle das Becken des Niger-Benuë aus bis zum Tschadsee. Diese drei Reiche zusammen bedecken eine Fläche, die derjenigen von Europa ungefähr gleichkomme. Die Gewinnung Afrikas zur Kultur sei des Schweißes der Edlen wert; es werde vielleicht die letzte große That Europas in diesem und dem nächsten Jahrhundert sein. Ein unabsehbares Feld der Arbeit im Dienste der Gesittung und Menschlichkeit breite sich den kommenden Geschlechtern aus — die Kulturerziehung der Naturvölker.

— Am ersten Herrenabend der Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Dresden, auf welchem Herr F. Bley über die Ereignisse der letzten Zeit in Ostafrika und das deutsch-englische Abkommen redete, ward auf Antrag des Reichstagsabgeordneten Dr. Mehnert die Absendung folgenden Telegrammes an den Reichskanzler v. Caprivi beschlossen: „Die heute versammelte Abteilung Dresden des Deutschen Kolonialvereins spricht ihr vollstes Vertrauen zu Eurer Exzellenz planvollem und entschiedenem Eintreten für die Organisation unserer zukunftsreichsten Kolonie aus und erhofft von demselben dauernde Sicherung und gleichmäßige Förderung der in Ostafrika interessirten wirtschaftlichen Kräfte zum Nutzen des Vaterlands." In seinem Danktelegramm sagte der Reichskanzler v. Caprivi: „Auch ich halte die ostafrikanische Kolonie für ein Zukunftsreich und hoffe, daß sich ihr die für die Erschließung und Ausnutzung nötigen Privatkapitalien bald zuwenden werden."

Kleine Mitteilungen.

— (Emin Paschas Verdienste als Naturforscher) resumirt Dr. G. Hartlaub am Schlusse eines Artikels in dem Novemberheft der „Deutschen Revue" folgendermaßen:

„1. Emins Forschungswerk hat über ein großes, bis dahin naturwissenschaftlich dunkles Gebiet des äquatorialen Afrika helles Licht verbreitet. Insbesondere gilt dies für die Ornithologie.

2. Der bekannten Thatsache, daß Afrika das winterliche Asyl für viele Zugvögel Europas, hat Emin ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt und uns zahlreiche darauf bezügliche Notizen mitgeteilt. Es mag ein wunderbarer Reiz darin liegen, auf diesem entlegensten Gebiete des Innern neben den farbenprächtigen Gestalten der Glanzstaare, der Kapitoniden und Nektarinien den unscheinbaren Sängern unserer deutschen Heimat zu begegnen.

3 Emins Forschungsreise in Monbuttu hat zu der überraschenden Entdeckung geführt, daß die Tierwelt dieses Landes ein stark vorwaltend westliches Gepräge zeigt. Dabei sei erwähnt, daß sich bei der letzten Reise Fischers herausgestellt hat, daß das ganze Gebiet des Viktoria Nyanza der westlichen Fauna angehört.

4. Im Speziellen verdanken wir Emin Pascha eine große Anzahl wertvoller Notizen über die Lebensweise der von ihm beobachteten Tiere. Namentlich gilt dies wieder von den Vögeln. Die schwierigsten Fragen, wie Verfärbung, die durch Geschlecht, Alter, Klima, Nahrung und Jahreszeit beeinflußten Abstufungen und Veränderungen in der Färbung u. s. w. u. s. w. beschäftigen ihn am meisten. Er ruht und rastet nicht, bis er zu sicheren Ergebnissen gelangt.

5. Emin ist redlich bemüht, mit Hilfe des ihm zu Gebote stehenden litterarischen Materials die gesammelten Tiere systematisch zu bestimmen. Daß ihm dies nicht immer richtig gelingt, liegt nur an der Unvollständigkeit desselben. Ein höchst beklagenswerter Mangel, dem aber nach Wadelai hin schwer abzuhelfen war. Sein ewiges Jammern nach Büchern ist erklärlich genug. Am ärgerlichsten ist es, daß ihm die für den Systematiker geradezu unentbehrlichen Kataloge des britischen Museums erst jetzt zugänglich geworden sind."

Der Mangel an wissenschaftlichen Werken, unter dem Emin Pascha litt, machte sich auch bei seiner neuen Expedition in das Innere recht fühlbar und hat die Deutsche Kolonialgesellschaft veranlaßt, wenigstens, soweit es botanische Werke betrifft, Abhilfe zu schaffen. Eine Anzahl bedeutender botanischer Werke, in besonderen für die Tropen berechneten Einbänden, sind dem verdienstvollen Forscher als Zeichen der Huldigung seitens der Deutschen Kolonialgesellschaft vor Kurzem zugegangen

— (Eine Verordnung, betreffend Privilegien an Unternehmer in Kamerun), welche bereits im vorigen Jahre vom Gouverneur erlassen worden ist, wird erst jetzt bekannt. Dieselbe lautet: „Auf Grund des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, verordnet der kaiserliche Gouverneur wie folgt: §. 1. Demjenigen, welcher in dem Schutzgebiet von Kamerun Veranstaltungen trifft, um Gegenstände zu gewinnen, herzustellen oder zu verarbeiten, welche bisher aus dem Schutzgebiete nicht ausgeführt wurden, kann, sofern dies zur Hebung des Handels oder der Kultur nützlich erscheint, ein ausschließliches Recht auf die Gewinnung, Verwertung und die Ausfuhr jener Gegenstände erteilt werden. §. 2. Demjenigen, welcher in Gegenden des Schutzgebietes, woselbst bisher Weiße nicht angesiedelt waren, eine Niederlassung anlegt und dadurch dem hiesigen Handel neue Gebietsteile erschließt, kann innerhalb dieser Gebietsteile ein ausschließliches Recht zum Handelsbetriebe in dem Sinne erteilt werden, daß Handelsniederlassungen Dritter daselbst ausgeschlossen sind. Die Grenzen des Gebietes, für welches diese Berechtigung Geltung hat, werden vom kaiserlichen Gouvernement festgesetzt. §. 3. Die in §§. 1 und 2 bezeichneten Rechte werden auf eine Zeitdauer von längstens 10 Jahren verliehen. Die Verleihung kann an Bedingungen geknüpft werden. Die verliehenen Rechte können ohne Entschädigung aufgehoben werden, wenn dies im Interesse der Schutzgebiete erforderlich ist. Anträge auf Erteilung der gedachten Rechte sind unter Darlegung der in Betracht kommenden Verhältnisse schriftlich bei dem kaiserlichen Gouvernement in Kamerun einzureichen. §. 4. Es wird vorbehalten, für die Erteilung der in §§. 1 und 2 bezeichneten Rechte eine besondere Patentgebühr zu entrichten. Dieselbe soll 5 Prozent des Wertes der Gegenstände nicht überschreiten, welche in dem privilegirten Industrie- und Handelsbetriebe aus dem Schutzgebiete ausgeführt werden. §. 5. Dritte, welche den ausschließlich verliehenen Berechtigungen zuwiderhandeln, werden vorbehaltlich des zu leistenden Schadenersatzes mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft." Es sind bis jetzt, wie es heißt, acht Privilegien erlassen. Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen, sobald genauere Nachrichten über dieselben vorliegen.

— (Die Franzosen und die Royal Niger Company.) Während zwischen den Deutschen und Engländern die Streitigkeiten wegen des Falles Hönigsberg ausgetragen wurden, hatte die französische Presse zuwartend bei Seite gestanden, wenn nicht das Gefühl der Schadenfreude darüber lebhaft wurde, daß die französische Kompanie sich noch zur rechten Zeit mit der englischen verschmolzen habe. Es scheint aber, als ob sich nun auch hier ein Umschwung vorbereitet, da die Royal Niger Company gegen den Agenten des französischen Benito-Syndikates dieselbe Taktik anwendet wie gegen Hönigsberg. Dieser Agent, Mizon, der früher am Ogowe thätig war und auch Brazza begleitet hat, hat an das Syndikat telegraphirt, daß die Royal Niger Company ihm die Reise für wissenschaftliche Zwecke auf dem Niger möglichst erleichtern wolle, falls er für dieselbe eine offizielle Autorisation nachsuche. Die Erreichung der kommerziellen Ziele seiner Reise sei ihm durch das Verbot unmöglich gemacht, zum Zwecke der Erneuerung der Lebensmittel und des Brennmaterials für die Expedition an Land zu gehen. Uns soll wundern, ob jetzt die französische

Regierung vorgehen wird, um die Freiheit der Nigerschiffahrts-Akte durchzusetzen, und welche Winkelzüge die Royal Niger Company ihr gegenüber anwenden wird. Was aber die kommerziellen Zwecke der Expedition Mizons betrifft, so hat er den Auftrag, vom Benuë nach dem Schari und Tschadsee vorzudringen und sich mit den von Süden kommenden französischen Expeditionen zu vereinigen. Crampel ist den Ubanghi heraufgefahren und will nach dem Tschadsee durchbrechen, während Fourneau auf dem Sanga, also parallel mit Crampel, thätig ist, in unser Hinterland von Kamerun einzudringen!

— (Der Kapitän Trivier), welcher bekanntlich Afrika von West nach Ost durchquert hat, beabsichtigt, die Küsten Westafrikas zu bereisen, um Handelsverbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Er will auch Angra Pequena besuchen, das, wie er anzunehmen scheint, ein regelmäßiger Anlaufhafen für Dampfer ist, und, wie die „Révue Française“ mitteilt, auch die „Insel Ichaboe, berühmt wegen seiner Kalkphosphate“. Tempi passati. Die Guanolager der Insel Ichaboe sind längst erschöpft.

— (Kollegia über Kolonialpolitik.) Die Notiz in Nr. 23 d. Bl. über die Vorlesungen des Herrn Professor v. Stengel in Würzburg über deutsches Kolonialrecht giebt, wie uns geschrieben wird, Veranlassung darauf hinzuweisen, daß an der Universität Leipzig Herr Professor Dr. Hasse bereits seit 2 Jahren ein Kolleg über Kolonialpolitik — speziell deutsche — liest, eine Vorlesung, welche in jedem einzelnen Semester von über 100 Studenten aus allen Fakultäten besucht wird. Es würde zu weit führen, den reichen Inhalt dieser Vorlesungen hier näher darzulegen, der starke Besuch derselben aber beweist, wie zeitgemäß das Thema ist und welch' lebhaften, andauernden Interessen es in den Kreisen der Studierenden begegnet, von welchen in Zukunft gewiß mancher berufen sein dürfte, das hier Erlernte praktisch zu verwerten. Es wäre dringend zu wünschen, wenn an allen unseren Universitäten derartige Vorlesungen gehalten würden, die koloniale Sache könnte dadurch nur gewinnen. — An der Breslauer Universität liest in diesem Semester Herr Professor Dr. W. Sombart ein (wöchentlich) zweistündiges Kolleg über „Handels- und Kolonialpolitik“.

— (Das koloniale Budget Frankreichs) für 1890 läßt die Ausgabe auf etwa 36 Millionen Mark beziffern. Dieser Betrag erscheint aber nicht zu hoch, wenn man bedenkt, daß der Verkehr zwischen Frankreich und seinen Kolonien 600 französische Schiffe mit 400 000 Tonnen in Thätigkeit hält, daß die Ausfuhr Frankreichs nach den Kolonien sich auf 70 Millionen Franken beziffert, und daß es jährlich für 135 Millionen Kolonialprodukte einführt, auf welche der Staat 50 Millionen Franken Steuer erhebt. So ist im Budget für 1891 allein die Einnahme aus den Zöllen für den französischen Kolonialzucker auf 34 781 000 Franken angegeben.

— (Ostafrika.) Das Kolonialblatt veröffentlicht eine Verordnung, betreffend den Kautschukhandel in Ostafrika, in welchem der Verkauf und Ankauf von Kautschuk, welcher durch gröbliche, offenbar auf Täuschung berechnete Beimengung von Sand, Steinchen, Rindestücken oder dergleichen verfälscht ist, verboten wird. — Über die Lage in Ostafrika veröffentlicht das Kolonialblatt einige Notizen. In Tanga wurde noch an der Kaserne und dem Pulverhause gebaut, in Saadani entwickeln sich die Verhältnisse befriedigend. Bana Heri hat auf eine kategorische Aufforderung hin zugesagt, sich innerhalb zwei Monaten in Saadani niederzulassen. In Bagamoyo ist der Karavanenverkehr unbedeutend gewesen, ein Sklavenräuber Ibrahim wurde gefangen und gehängt. In Masinde wird eine neue Station gegründet, deren Chef Leutnant Stenzler wird. Der stellvertretende Stationschef von Mpwapwa, de la Frémoire hat einige räuberische Wahehe-Dörfer bestraft. In Dar-es-Salaam wird an dem Bau und der Errichtung von Magazinen fleißig gearbeitet. Der erste der drei Hauptchefs von Kilwa, Muini Makierani, ist nach langen Unterhandlungen zurückgekehrt und hat die alten Quartiere wieder bezogen. Der Ausbau der Stationen dort und in Lindi und Mikindani macht Fortschritte. Lindi wird nächstens mit einer kleinen Garnison besetzt werden. Das Hinterland von Lindi und Mikindani läßt hinsichtlich geordneter Verhältnisse noch zu wünschen übrig und Dr. Schmidt beabsichtigt, von Lindi aus nach dorthin eine Expedition zu unternehmen, wobei auch festgestellt werden sollte, ob auf dem linken Ufer des Rovuma sich Kohlenflöze befinden. — Die Expedition von Stokes nach Tabora macht gute Fortschritte.

— (Aus Witu.) Die Strafe für die Ermordung der Deutschen ist von den Engländern in prompter und durchgreifender Weise vollzogen worden. Der englische Admiral Fremantle hatte sich mit dem Geschwader nach Kipini begeben und war von dort zum Angriffe auf die Stadt Witu vorgegangen, welche erobert und niedergebrannt wurde. Auf die Gefangennahme des flüchtigen Sultans wurde eine Belohnung von 10 000 Rupien gesetzt. — Der Reichsanzeiger hat über die Ermordung der Expedition Küntzel noch verschiedene Aktenstücke beigebracht, welche aber über die Ursache und den Gang der traurigen Ereignisse nichts Neues und Sachliches mehr mitteilen konnten. Aus Witu ist uns ein längeres Schreiben zugegangen, welches ebenfalls durch die Ereignisse größtenteils überholt worden ist, doch teilen wir daraus noch die Schlußsätze mit:

„Es war für Küntzel und seine Gefährten ein unglückliches Zusammentreffen, daß das Protektorat über Witu vor kurzem von Deutschland an England abgetreten, daß diese unglückselige Sklavenbefreiungs-Proklamation Seid Alis (?) vor kurzem auch im Lamu Zollhause durch die Engländer angeheftet, und daß Küntzel kürzlich seine Deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben. Die Engländer waren den Witu-Leuten verhaßt, wie die Sünde selbst — die Behandlung, die die Leute s. Z. in der Beledsonifrage von der Seite erfuhren, brachte schon damals ihr Blut zur Siedehitze und, war all das noch lange nicht vergessen. Zudem wissen die Leute — oder glauben es doch wenigstens steif und fest — daß die Engländer es auf ihre Sklaven abgesehen haben, und die in letzter Zeit überall bekannt gegebenen Sklaven-Proklamationen waren und blieben eine Art Kriegserklärung für die ganze Bevölkerung. Wenn nun in den Städten an der Küste augenscheinlich alles ruhig bis jetzt geblieben, so ist es nur aus Furcht vor den Kanonen der Kriegsschiffe. Aber außer Schußweite — da fühlten sich die Leute noch stark und werden gegen die Neuerungen kämpfen oder sterben; darüber sind sich nicht nur die verschiedenen Chiefs an der Küste, sondern auch die Bewohner der Küstenstädte untereinander völlig einig. Die Leute in Lamu z. B. konnten aus dem eben erwähnten Grunde auf die betreffenden Proklamationen hin hier nichts provoziren, auch jetzt nicht gleich aktiv Teil an dem Kriege gegen die Europäer nehmen, dafür zeigen sie aber ihre Sympathie für die Sache ganz offen und beten jetzt fleißig in den Moscheen, daß Gott ihnen den Sieg verleihen und alle Kafiri aus ihrem Lande treiben möge. Eine merkwürdige Erscheinung ist es dabei, daß alle Sklaven wie ein Mann zusammenstehn, mit der Waffe in der Hand gegen ihre sogenannten Befreier, die Europäer. — Als der Witu-Sultan nun hörte, daß Küntzel jetzt bei seiner Rückkehr kein Deutscher mehr sei, sondern selbst erzählte, daß er mit den Engländern Schauri gemacht, da war es für die Witu-Leute klar, Küntzel steht in den Diensten der Engländer, kommt in deren Auftrage um all die Ungetüme: Dampfmaschinen, Sägemühle ꝛc., dergleichen sie noch nie gesehen, ins Land zu bringen, die doch nichts weiter waren als Zerstörungswerkzeuge, mit denen zunächst ihre Wälder (ihr Schutz) niedergemacht, bequemere Wege bis nach Witu gemacht und mit denen sie selbst alsdann bekämpft werden sollten. — Deshalb behaupte ich, wäre Witu noch unter deutschem Schutz, oder die Sklaven-Proklamation im Lamu-Zollhause anzuschlagen unterlassen und Küntzel deutscher Unterthan geblieben, dann würden die Witu-Leute wenigstens mit sich haben reden lassen und nicht gleich Krieg bis aufs Messer gemacht haben. Den Deutschen verdanken die Witu-Leute viel, wenn nicht alles, und sie wußten — oder glaubten doch — von der Seite nichts zu fürchten zu haben, hofften vielmehr bei ihnen Schutz zu finden gegen die Engländer und deren Bestrebungen, die sie zu fürchten und hassen begannen.“

— (Der Deutsche Kolonial-Kalender für 1891), welcher Ende November in schöner Ausstattung erscheinen wird, wird insofern eine Erweiterung seines Inhalts erfahren, als eine besondere Abteilung für die in den Kolonien thätigen evangelischen und katholischen Missionen eingerichtet und der Statistik der Kolonien eine größere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Bestellungen werden außer in allen Buchhandlungen auch von L. v. Trautvetters Verlag, Körnerstraße 15, Berlin, entgegengenommen.

— (Eine bemerkenswerte Äußerung über die Notwendigkeit von Kolonien) finden wir in dem Novemberheft der „Deutsche Rundschau“ in einem Artikel, in welchem Professor Dr. Ernst Häckel seine Erinnerungen in Algier beschreibt. Besonders wichtig für die deutsche Einwanderung erscheint ihm für später die östliche Mittelmeerküste, und er wünscht, daß bei einer einstigen Teilung der Türkei Deutschland und Österreich darauf ihre Hand legen möchten. Der Verfasser schreibt dann: „Niemand kann sagen, wie die mächtige, seit einem Dezennium mit überraschender Energie anwachsende Kolonialbewegung sich in Zukunft gestalten und wie die Teilung der Erde unter den großen Kulturnationen Europas sich vollziehen wird. Nur Eins scheint schon jetzt klar: Deutschland kann nur dann seinen berechtigten Rang als selbständige und unabhängige Macht behaupten, wenn es auf dem Wege seiner Kolonialpolitik mit energischer Ausdauer fortschreitet, und zwar brauchen wir ebensowohl fruchtbare Ackerbaukolonien, in welche der Überschuß unserer stetig zunehmenden Bevölkerung auswandern kann, als günstig gelegene Handelskolonien, in welchen unser Welthandel feste Stützpunkte, unsere Flotte gute Kohlenstationen findet ... Es würde mir nicht einfallen, meine „Algerischen Erinnerungen“ mit diesen kolonial-politischen Betrachtungen zu schließen, wenn ich nicht auf Grund dreißigjähriger Beobachtungen und zahlreicher Reisen in drei Weltteilen überzeugt wäre, daß die große Kolonialfrage für Deutschland eine Lebensfrage ist. Jeder deutsche Staatsbürger, der sein Vaterland aufrichtig liebt, wird beständig daran denken müssen, daß infolge unserer geographischen Lage und historischen Entwickelung die Stellung des neuen deutschen Reiches in Europa die gefahrvollste und sein „Kampf ums Dasein“ mit den andern Nationen Europas der schwierigste ist. Der Kampf ums Dasein einzig und allein ist das große Realprinzip, welches die Existenz und Entwickelung der organischen Welt regelt und bedingt, ebenso in der Konkurrenz der Völker, wie im Mitbewerbe der Tiere und Pflanzen. Bei der zunehmenden Übervölkerung Europas und der fieberhaften Entwickelung des modernen Kulturlebens gewinnt daher die Auswanderungsfrage und die damit verknüpfte Kolonialpolitik eine Bedeutung wie nie zuvor. Deutschland wie Italien gehören zu jenen übervölkerten Staaten, die alljährlich Tausende der besten Kräfte an das Ausland verlieren. Bei den kosmopolitischen Neigungen unseres Volkes und der geringen Tiefe des deutschen Nationalgefühls verschmelzen dieselben bald mit dem fremden Elemente. Werden diese wertvollen Kräfte in deutschen Ackerbau- und Handelskolonien angelegt, so werden sie zur Kräftigung und zur festen Stütze des deutschen Mutterlandes dienen, statt demselben verloren zu gehen. An Talent zur Kolonisation fehlt es uns sicher nicht. Eine Kolonie wie Algerien würde unsere Weltstellung und Nationalkraft in unschätzbarer Weise erhöhen. Deutschland darf Frankreich um den Besitz eines solchen Kleinodes ebenso beneiden, wie um sein entwickeltes Nationalgefühl. Diese Überzeugung bleibt einer der mächtigsten Eindrücke meiner Reise durch Algerien.“

Litteratur.

Hamburgs Handel und Verkehr. Exporthandbuch der Börsen-Halle 1888/90. 72 Bogen Lex. 80 mit zahlreichen Illustrationen, Mustern, Karten und Plänen. Eleg. gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Nach dem ersten Versuch von 1886 ist hier ein ganz einzigartiges Werk von hoher Bedeutung geschaffen worden. Folgende Gesichtspunkte sind für die Bearbeitung desselben maßgebend gewesen. Es galt, die bestehenden und mit dem Zollanschluß fertig werdenden Einrichtungen in ihrer historischen Entwicklung kurz zu schildern und daran möglichst ausführliche Hinweise für den praktischen Bedarf von Schiffahrt, Handel und Industrie zu knüpfen. Für diesen Zweck ist der Stoff in drei Hauptabschnitte geteilt worden, deren erster

sich mit den allgemeinen Einrichtungen für Handel und Verkehr, der Rhederei, dem Bankwesen, dem Zollanschluß, dem Waren-, Fonds-, Assekuranz-, Speditions- und Exportgeschäft, dem Weinhandel, der Bierbrauerei, dem Kunstgewerbe und der Industrie in Hamburg, sowie mit den deutschen Kolonien und dem Konsularwesen im Auslande beschäftigt, während der zweite den Einzelheiten der industriellen und kunstgewerblichen Leistungen Hamburgs und der dritte dem überaus wichtigen Exportagenturgeschäft und den Exportmusterlagern gewidmet ist. Ein allgemeiner Anzeigenanhang und ein dreifaches Register, nicht weniger als 10 Bogen umfassend, bilden den Schluß. Die einzelnen Artikel sind von sachverständigen Kräften bearbeitet worden. Reichhaltige Register erleichtern den Gebrauch des Buches, dessen Ausstattung mustergiltig genannt werden muß. Wir möchten nicht verfehlen, die beteiligten Kreise nachdrücklich auf dies vorzügliche Werk aufmersam zu machen.

A. Seidel.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im November.

Actes de la Conférence de Bruxelles 1889/90 gr. Fol. 703 F. Hayez, Bruxelles 1890. (Vom Sekrt. der Brüss. Conf.)

Africa Pilot part I. From cape Spartel to the river Cameroon.
" " " II. From the river Cameroon to the cape of Good Hope I. D. Potter, Loudon 1884 u. 85.

Annual Report of the Regents of the Smithsonian Institution showing the operations, expenditures and condition of the Institution for the year euding June 30, 1887 2 parts. 8° XX. 735. XVIII. 771 Washington 1889. (Vom Smithson. Inst.)

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen von L. Falkenhorst Lfg. 10—12 IV. Deutsch-Ostafrika Union, deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1890. (Vom Verleger).

Combined Circulars for Canada, Australasia and South-Africa. Circl. 1 1896. 8°. Emigr. Inf. Off. Londou.

Conférence, la, de Bruxelles et les Pays-Bas. Par un ami de la vérité. Gr. 8° 24. Max Ruef, succ. de Max Kornicker, Anvers 1890. (Vom Verleger.)

Deutsche überseeische meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der deutschen Seewarte. Heft II. Beobachtungen von Labrador und Walfischbay. Gr. 4° XI. 51. (Von der Seewarte. Tauschexemplar.)

Emigrants Information Office, Handbook 1890. 8°. Eyre & Spottiswoode, London.

Engelmann, Dr. jr. J., Rechts-Lexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende bearbeitet. I. Lfg. gr. 8° 80. Palm & Enke (Carl Enke) Erlangen 1890. (Vom Verleger.)

Estadistica del Comercio y de la Navegacion de la Republica-Argentina corresp. al an 1889. Publ. ofic. Buenos Aires 1890. (Vom Stat.-Amt.)

Feska, Dr. M. Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirthschaft. I. Allgemeiner Teil. Gr. 8° VII. 277. Mit 2 Tafeln und 3 Karten. Herausgegeb. von der Kais. geolog. Reichsanstalt. Verlag von Paul Parey, Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Findlay, A. G. A Sailing Directory for the Ethiopic or South-Atlantic Ocean incl. a descript. of the coasts of South-America and Africa. 9. ed. gr. 8°. XII. 865. With Maps. R. H. Laurie, London 1883.

Geistbeck, Dr. M. Seminarinspektor, Kolonialbibliothek. Ein Führer durch die Kolonien der europ. Staaten. Mit besonderer Rücksicht auf die Interessen des Handels, der Industrie und Landwirthschaft. 1. Bändchen. Br. Nord-Amerika (Canada), Br. Indien nebst Ceylon. 8°. IV. 182. Mit Karten und Plänen. L. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) München 1890 (vom Verleger).

Gordon, Der Held von Khartum. Ein Lebensbild. Neue Volksausg. Mit Bildn. und Kartenskizze. 8°. IV. 304. Vereinsbuchhandlung in Calw, Stuttgart 1891 (vom Verleger).

Handbook of British North-Borneo, 8°. 184. With maps. W. Clares & Sons, London 1890.

Haarsma, G. E. Der Tabaksbau in Deli. gr. 8°. 240. Mit 9 Abbildungen und 3 Grundrissen. J. H. de Bussy, Amsterdam 1890 (vom Verleger).

Her Maj. Col. Poss. 107 Barbados, N. 108 Trinidad and Tabago, 109 Western-Australia.

Jacob Hannington. Ein Märtyrer für Uganda. Nach dem Englischen von M. Hesse. 8°. 271. Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart 1891 (vom Verleger).

Jahresbericht XII des Vereins für Erdkunde zu Metz für 1889/90. gr. 8°. 93. Metz 1890 (von dem betr. Verein).

Jahresbericht der Norddeutschen Missions-Gesellschaft für 1889/90. Mit Beilagen und Jahresabrechnung für 1889. 4°. 28. Bremen 1890 (von der betr. M.-G.).

Knochenhauer, B. Die Goldfelder in Transvaal. Mit besonderer Berücksichtigung der de Kaap Goldfelder. 8°. 55. Walther u. Apolant, Berlin 1890 (vom Verleger).

Petermann's Mittheilungen. Ergänzungsheft Nr. 98. Dr. Jos. Partsch, Kephallenia u. Ithaka. Eine geographische Monographie. gr. 4°. 108. Mit 1 Karte, 2 Plänen und 5 Skizzen im Text. J. Perthes, Gotha 1890.

Reichard, Paul. Stanleys neustes Werk. Separat-Abdruck, aus der „Deutschen Rundschau" Heft 12, 1890. gr. 8°. 19. S. 419—437 (vom Verfasser).

Réponse au Mémorandum pub. p. l. Nienwe Afrikausche Handels-Vennootschap en aout 1890 sur les Récents Décrets de l'état ind. d. Cougo. Par un Africain. 8°. 12. J. Lebègne e Cie, Bruxelles 1890.

Romilly, Hugh Hastings, The Western Pacific and New Guinea. Notes of the natives Christian and Canibal with some account of the old labour trade. 8° VI. 281. With a map. John Murray, London 1887.

Rußlands Finanzen und Vatuta. Separatabdruck aus dem Süddeutschen Bank- und Handels-Blatt S. 742—44. 8°. 24. München 1890. (Vom Herausgeber)

Seehäfen, die des Weltverkehrs, Lfg. 24—26 (Heft 20—21 des ersten Bandes.) Le Havre, Boulogne-sur-Mer, Calais, Dunkirchen, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam. Volkswirtsch.-Verlag A. Dorn, Wien 1890. (Vom Verleger)

Traite, la des Esclaves en Afrique. Actes internationaux et documents relatifs à la législation des pays d'Orient recueillis pour la conférence de Bruxelles. Gr. fol. 58. F. Hayez, Bruxelles 1889. (Vom Sekretariat der Brüsseler Konferenz.)

Traite, la des Esclaves en Afrique. Renseignements et docnments, recueillis pour la conféreuce de Bruxelles 1840 à 90. Gr. fol. XI. 264. Avec nne carte. (Ebendaher.)

Verzeichniß der kaisertich deutschen Konsulate und der Konsuln im Deutschen Reich für 1890. 4°. 61 u. 64. J. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1890.

Karten.

Admiralitätskarten: Nr. 77. Die Marschall-Inseln nach den neuesten Aufnahmen 1:2 000 000. Nr. 113 Pläne von den Marschall-Inseln. Herausgegeb. vom Hydrog. Amt des Reichs-Marine-Amtes. Berlin 1890. (Vom Reichs-Marine-Amt.)

Engl. Admiralitätskarten: No. 627 St. Paul de Loanda to Great Fish-Bay. 1806 Great Fish Bay to Walfish-Bay. 632 Walfish Bay to Orange river. 629 Walfish-Bay settlement. 807 Milkhosh point to Orange river. 1234 Port Nolloth or Robbe Bay. 664 East Coast of Africa. Zauzibar and Pemba. 1811 Chala point to Kwyhu-Bay. 670 Juba, or Dundas Islands. J. D. Potter, Loudon.

Feska, Dr. M. Beiträge zur Kenntnis der Japanischen Landwirtschaft. Atlas. Gr. Fol. 23 Karten 1:3 000 000. Kaiserl. geolog. Reichsanstalt. Verlag Paul Parey, Berlin 1890. (Vom Verfasser.)

Hachette & Cie. Atlas de Géographie Moderne Liv. 21 (fin) France hypsomet. et géolog. Colonies Françaises, Indo-Chiue. Liste des cartes, liste des noms. Hachette & Cie. Paris 1890. (Vom Verleger.)

Abteilung Berlin.

Montag, den 17. November, abends 8 Uhr im kleinen Saal des Architektenhauses: **Herren-Abend.** Vortrag des Herrn Scheidel: „Über die bezüglich der Ausrüstung für die Tropen gemachten Erfahrungen". Zu zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Herman, Deutsche Siedelungsgesellschaft.

Die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft werden zur **ordentlichen Generalversammlung** auf den 29. Dezember 1890, nachmittags 6 Uhr, nach dem Geschäftslokal des Herrn Rechtsanwalt und Notar Hentig zu Berlin, Friedrichstraße 62, hierdurch ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlegung des Geschäftsberichtes, der Jahresrechnung und Bilanz.
2. Beschlußfassung über die Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz, sowie über die Entlastung des Vorstandes.
3. Wahl der Rechnungsprüfer.

Berlin, 10. November 1890.

Der Aufsichtsrat
Freiherr von Molitor.

Sammlung für die Wißmann-Dampfer.

Für die von Herrn Major von Wißmann projektirten afrikanischen Seendampfer sind vom 21. Oktober bis 8. November 1890 folgende Beiträge bei der Kasse der Deutschen Kolonialgesellschaft eingegangen: Carl Jacobs, Boppard, 5 M.; Frl. Emma Metzeroth, Gribton i./Schl. 3 M.; Dr. med. Alsberg, Cassel, 20 M.; A. Wadsack, Rittergut Hornzoemmern, 10 M.; W. von Herder, Rauenstein b. Lengefeld, 100 M.; Dr. H. Rehberg, Berlin, 10 M.; Erbkam. Baumeister, Münster, 3 M.; von Türkheim, Heidelberg, 10 M.; Kolonialfreunde in Tessin, 10 M.; Dr. Jordan, L. Staatsanwalt, Duisburg, 25 M.; Haus Nicolai. Calbe a./S., 15 M.; G. Carre, Herzershof, 20 M.; Herm. Wiskott, Weissand, 5 M.; von Heusch. Rendsburg, 3 M.; Frau de Terra, Major, Braunschweig, 10 M.; Duttenhofer, Amtsrichter, Reinbeck, 10 M.; Abteilung Bielefeld der Deutschen Kolonialgesellschaft, Bielefeld (Eglinger), 690 M.; H. von Hentze, Alexandrowsk, 14 M.; Guiden, Pastor, Tabor b. Stettin, 3 M.; Dr. Heck, Berlin, 100 M.; von Wißmann, Leutnant, Doeberitz 5 M.; Stammtisch Koesen-Pforta (Dr. Albracht in Pforta), 53,50 M.; Günther v. Raumer, Breslau, 2 M.; Ungenannt, Berlin, 1 M.; Wagener, Justizrat, Stralsund 25 M.; Dr. V. Heydemann, Berlin, 3 M.; Heydemann, Assessor, Berlin, 1 M.; Fürst Hohenlohe, Langenburg, 100 M.; Zepplin, Graf, Saarburg i./Lothr., 20 M.; v. Blumenthal, Schloß Staffelde b. Tantow, 20 M.; Gust. Geisberg, Celle, 20 M.; A. Schmidgall, Löwenstein, 5 M.; Dr. H. Reutzel, Michelstadt, 5,85 M., Ertrag aus bezahltem Klavierspiel beim Tanz zur Moltkefeier; Dr. Max Lindau, Berlin 10 M.; Ungenannt aus Call i./d. Eifel 10 M.; Friemel, Prem.-Leutn, Magdeburg (Sammlung der Ingenieur- und Pionier-Offiziere), 40,50 M.; Dr. Felix Rudolph, Gymnasial-Oberlehrer, Dresden 10 M.; Dr. Regelsberger, Professor, Göttingen 15 M.; Gustav Schmölle sen., Hönnewerth bei Menden, 20 M.; Frl. Sophie Schmöle, Hönnewerth bei Menden, 4 M.; Wolff, Zinna, 1 M.; Frl. O. Vetter, Neuwied a./Rh., 10 M.; Chs. Arnold, Brüssel, 20 M.; Chs. „Karlsplatz" Nr. 11, Weimar, 5,30; Chs. „Mark 16", Weimar, 71,80 M.; P. P. Cahensly in Limburg 10 M.; Michaelkirchstraße 22/23, Berlin, 6 M.; E. Reimer, Buchhändler, Berlin, 30 M.; Oberst a. D. Müller, Jülich, 20 M.; Landesbauinspektor Funk, Lüneburg, 10 M.; stud. phil. „S", Stuttgart, 3 M.; A. Peters, Gudnick, 5 M.; Dr. Wellner, Conradswiese bei Lauter, 3,20 M.; Dr. Wense u. Gen., Westeregeln, 9 M.; W. S. D., Frankfurt a. M., 25 M.; Ludwig Bertram, Hannover, 10 M.; Frl. Lischnewska, Spandau, 1 M.; Abgeordneter Seyffardt, Krefeld, 50 M.; Oberlehrer König, Bützow, 5 M.; Landgerichtsdirektor Curt von Haw, Dresden, 20 M.; A. Schott, Merles bei Chauteau, 4 M.; Rich. Muth, Hartenstein, 37 M.; F. H., Oberprimaner, Berlin, 1 M.; Oberlehrer Dr. Lust, Krimmitschau, 3 M.; Rentner Hilmar Lane, Krimmitschau, 20 M.; Stadtrat Karl Köhler, Krimmitschau, 20 M; Stadtrat Herm. Illgen, Krimmitschau, 20 M.; Gotthold Schumann, Krimmitschau, 100 M.; Bürgermeister Koeltze, Spandau, 10 M.; Abteilung Ludwigsburg der Deutschen Kolonialgesellschaft 66 M.; Apotheker A. Eilers, Wallhausen a. Helme, 10 M.; A. L. Müller, St. Johann, 5 M.; Postsekretär Augustein, Berlin, 4 M.

„Carl Peters-Stiftung."

V. Liste.

Es zahlten: Herr Jacob von Zobel, Berlin, 5 M.; Herr Kaufmann G. Schneider, Berlin, 10 M.; Herr Schröter, Berlin, 3 M.; Herr Gnau, Berlin, 5 M.; Fräulein Mira M. Camp, Berlin, 5 M.; Herr Heinrich von Heinrichshofen, Berlin, 5 M.; Herr Chr. Wüste, Osnabrück, 20 M.; Herr Dr. E. Lange, Friedenau, 6 M.; Herr Gen.-Agent Vogel, Berlin, 6 M; Herr Pol.-Lt.mt. von Kop, Herr Pol.-Lint. Müller, Herr Reg.-Baumeister Fichtner, Herr Baumeister Egeling, Herr Baumeister Kampffmeyer, Berlin, je 3 M.; Herr Weinhändler Knäbel, Berlin, 2 M.; Herr Joh. Frederich, Königl. Hoflieferant, Lüneburg, 100 M.; Herr Georg Schmidt, Bankbeamter, Berlin, 10 M.; Herr Prof. Dr. Regelsberger in Göttingen, Herr Carl Hille in Darmstadt, Herr Dr. Krüger in Opalenitza, Herr Hans Nicolai in Calbe a./S., durch Expedition des Anzeiger in Soest je 15 M.; Herr Bauinspektor Funk in Lüneburg, Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Meitzen in Berlin, Herr F. Schrage in Hannover je 10 M.; Herren S. Lehmann & Meinert, Dresden, 14 M.; Rest einer Sammlung im Restaur. Niemitz, Berlin, 5,50 M.; Emin Pasch-Comité in Cutin 207,05 M.; Stat. gesellschaft in Groß-Lichterfelde 4,60 M.; Sammlung durch Expedition des Reichsboten, Berlin, 14 M.; Deutsche Kolonial-Gesellschaft. Abt. Bromberg, zweite Zahlung 13,50 M.; Abt. Altenburg 208 M.; Abt. Hall 11,70 M.; Abt. Leisnig 65,40 M.; Herr A. Fuster, Königsfeld, Herr C. Schröter in Wieda je 3 M.; Herr W. Dilthey, Rheydt, 30 M; Herr C. von Streber, Würzburg, 20 M.; Herr Amtsrichter Eggeling, Artern, 25 M.; Herr W. Loebering, Kl. Gera, 20 M.; Herr Dr. Cramer in Köln, Herr Baurat Emmerich in Berlin. Herr H. Ranfer in Apolda, Herr Oberpostdir.-Sekretär W. Neff in Konstanz je 5 M.; Herr Gust. Schultze, Görlitz, 50 M., Herr Freiherr von Koeneritz in Leipzig, Herr Dr. Mißmahl in Riedlingen je 4 M. Summa M. 1019,75.

Gesamtsumme aller Zeichnungen 2c. bis heute: ca. 96 000 M.

Berlin, den 7. November 1890.

Der geschäftsführende Ausschuß der Carl Peters-Stiftung.
Carl Grunert, Schatzmeister.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie zum Bau eines Krankenhauses dortselbst bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittiert:

Schneidermeister A. Berlin 20 M.; Thorner Missions-Hülfsverein 50 M.; Kolonialgesellschaft Abteilung Karlsruhe noch nachträglich für den Bau eines Krankenhauses 5 M.; Landes-Bauinspektor Funk in Lüneburg für den Bau eines Krankenhauses 15 M.; Prof. Maenß in Magdeburg Sammlung für den Neubau des Krankenhauses 70 M.; eingegangen bei der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin von Frl. Feist in Denver 4 M.; von Pf. O. Mayer in Germersheim 5 M.; durch Pfarrer Diestelkamp 2240,76 M.; Missionsinspektor Beyer 4789,96 M.; Pastor Berlin 92,44 M.; Pastor Hagenau 12 M. Zusammen 7304,16 M.

Berlin, den 3. November 1890.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.

Der Schatzmeister: Königlicher Baurat Hoffmann.

J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — **Bezugspreis** in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die **Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich. Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem **Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25,** sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von **Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 44,** entgegengenommen.

Nr. 25. **Berlin,** 29. November 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Rechtszustände in Ostafrika. Von Carl v. Stengel. — Zur Arbeiterfrage in Ostafrika. Von John Booth jr. — Beschreibung der Küste zwischen Mossamedes und Port Nolloth. Von Dr. H. Bokemeyer. (Schluß.) — Die auf dem Gebiete der Tropen-Ausrüstungen in den letzten zwei Jahren gemachten Erfahrungen. Von Eduard Scheidel. — Der Vertrag zwischen der Kaiserlichen Regierung und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. — Korrespondenz. — Die katholische Missionsthätigkeit in unseren Kolonien. I. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Quittungen.

Rechtszustände in Ostafrika.

Von Carl v. Stengel, Professor der Rechte in Würzburg.

In Nr. 42 und 43 der Wochenschrift „Das Ausland" (1890) findet sich unter dem Titel „Rechtszustände in Ostafrika. Eine juristisch-ethnologische Studie von Adolf Fleischmann in München" eine Abhandlung, die hinsichtlich der Geltung der deutschen Gesetze für die „eingeborene" Bevölkerung des ostafrikanischen Schutzgebietes verschiedene Ungenauigkeiten und Irrtümer enthält. Da das „Ausland" eine ebenso weit verbreitete wie angesehene Zeitschrift ist, erscheint es angezeigt in Kürze auseinander zu setzen, wie sich nach Maßgabe der für die deutschen Schutzgebiete geltenden Gesetze die Rechtslage der eingeborenen Bevölkerung des ostafrikanischen Schutzgebietes, der Araber sowohl wie der übrigen eingeborenen Stämme, gestaltet.

Vorauszuschicken ist eine kurze Angabe des Inhalts des erwähnten Aufsatzes, soweit derselbe hier in Betracht kommt: Zunächst weist der Verfasser darauf hin, daß in Deutsch-Ostafrika hinsichtlich der Rechtszustände das Küstenland und das Hinterland (Binnenland) insofern zu unterscheiden seien, als wir es im Küstenlande mit dem daselbst importirten fest gefügten und auch verhältnismäßig auf hoher Stufe stehenden Rechte des Islam zu thun haben, während die Stämme des Binnenlandes von diesem Rechte nur wenig berührt sind und höchst unentwickelte und rohe Rechtszustände aufweisen. Nachdem hierauf der Verfasser versucht hat, eine kurze Skizze der Rechtsanschauungen einiger dieser Völkerstämme (der Massai, der Usambara u. s. w.) zu geben, wirft er mit dem Hinweis darauf, daß die ganze Bevölkerung des Schutzgebietes seit Jahrhunderten im Verkehr mit den Arabern steht, die ihr im Koran kodifizirtes Recht haben, und daß andrerseits in allen deutschen Schutzgebieten bereits deutsche Gesetze eingeführt seien, folgende zwei Fragen auf (S. 844):

1. Wie verhält es sich mit der Rechtsvermutung, daß alle Staatsbürger, also alle Bewohner des Schutzgebietes das eben erwähnte Recht kennen und bei vorkommenden Gesetzesübertretungen sich nicht zu ihrer Entschuldigung auf Rechtsunkenntnis berufen dürfen?
2. Wie verhalten sich die eingeführten deutschen Gesetze zu den den Küstenbewohnern bereits innewohnenden islamitischen Rechtsanschauungen?

Übergehend zur Beantwortung dieser Fragen weist der Herr Verfasser darauf hin, daß die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete durch das Reichsgesetz vom 17. April 1886 geregelt seien und in diesem Gesetze der Grundsatz zum Ausdrucke gelangt sei, daß dem deutschen Rechte nur die Reichsangehörigen und Schutzgenossen unterworfen sind, also vorläufig noch nicht die Eingeborenen; daß aber dem Kaiser das Recht zusteht, auf dem Verordnungswege zu bestimmen, daß den deutschen Gesetzen auch andere Personen, also auch die Eingeborenen, d. h. alle Angehörigen der einheimischen Stämme und die Angehörigen der farbigen Stämme unterliegen sollen. „Hieraus folgt, sagt Herr Fleischmann, daß die eingeführten deutschen Gesetze für sämtliche Araber jetzt schon bindende Kraft haben, denn sie gehören keinem farbigen Stamm an."

Die sich hiernach ergebende Zwiespältigkeit der Rechtsordnung für die Reichsangehörigen, Schutzgenossen und Araber einerseits und die farbigen Eingeborenen andrerseits bezeichnet der Verfasser für unhaltbar und betrachtet es daher für unzweifelhaft, daß in kurzer Zeit die deutschen Gesetze als auch für die Eingeborenen gültig und verbindlich werden erklärt werden müssen.

Diese im Vorstehenden möglichst genau wiedergegebenen Ausführungen über die Rechtszustände in Deutsch-Ostafrika, namentlich über die Geltung der deutschen Gesetze für die Araber und die farbigen Eingeborenen sind teils ungenau, teils unrichtig, wie die folgende kurze Darlegung ergeben wird:

Die deutschen Schutzgebiete sind trotz dieses zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Namens nicht blos in einer völkerrechtlichen Abhängigkeit vom Reiche stehende Protektoratsländer, sondern Gebiete, die der Souveränität des Reiches unterworfen sind. Allerdings ist diese Souveränität zum guten Teile erst eine theoretische oder wenn man will papierene, da in Wirklichkeit von einem Unterworfensein unter die Souveränität nur da gesprochen werden kann, wo dieselbe in staatlichen Einrichtungen und in der Geltendmachung staatlicher Macht zu Tage tritt, was erst in einzelnen Teilen der Schutzgebiete der Fall ist. Das Reich ist aber immerhin auf Grund des gültig vollzogenen Erwerbs der Schutzgebiete rechtlich in der Lage ohne den Einspruch eines andern Staates fürchten zu müssen in allen Schutzgebieten und in allen ihren Teilen seine Souveränität zur Geltung zu bringen.

Aus der Thatsache, daß die Schutzgebiete der Souveränität des Deutschen Reiches unterworfen sind ergeben sich nun zunächst zwei hier in Betracht kommende Folgerungen: 1. Das Reich ist befugt, in den Schutzgebieten die gesamte Staatsgewalt auszuüben, bezw. ausüben zu lassen, also Gesetze zu geben, Recht zu sprechen und eine Verwaltungsthätigkeit zu entwickeln. 2. Der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung sind nach dem im modernen Staatsrechte zur Geltung gelangten Territorialitätsprinzip grundsätzlich alle in den Schutzgebieten befindlichen Personen unterworfen, gleichgültig ob sie Reichsangehörige, Schutzgenossen oder sonstige Europäer oder Eingeborene sind. Allerdings haben in einzelnen Schutzgebieten einzelne Häuptlinge für sich und ihre Untergebenen eine gewisse Exemption von deutscher Gesetzgebung und Rechtspflege sich vertragsmäßig bedungen; im ostafrikanischen Schutzgebiete ist dies aber nicht der Fall und es ist daher auch eine Erörterung der Frage, wie rechtlich derartige Verträge zu beurteilen sind, überflüssig.

Von seiner souveränen Gewalt über die Schutzgebiete Gebrauch machend, hat das Reich im Gesetze vom 17. April 1886 die staatsrechtliche Stellung und Verfassung der Schutzgebiete zunächst in der Weise geregelt, daß dem Kaiser die Ausübung der Schutzgewalt, d. h. der sämtlichen dem Reiche in Bezug auf die Schutzgebiete zustehenden Befugnisse übertragen wurde. Auf Grund dieser Übertragung ist der Kaiser befugt, insbesondere die Gesetzgebung in der Form der Verordnungen, also ohne Mitwirkung des Reichstages, auszuüben, sofern er nicht auf gewissen Gebieten durch die Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 17. April 1886 selbst beschränkt ist, wie dies in der That hinsichtlich der Rechtspflege der Fall ist. Der Kaiser ist daher allerdings in der Lage, wie am Schlusse des Fleischmannschen Aufsatzes angedeutet, die Bewohner der Schutzgebiete einschließlich der Eingeborenen zur direkten und indirekten Besteuerung und zur

Militärpflicht heranzuziehen. Es ist aber wohl auf absehbare Zeit nicht zu erwarten, daß die deutsche Militärverfassung in den Schutzgebieten zur Einführung gelangt, sowenig die Franzosen oder Holländer daran gedacht haben, ihre Militärgesetze ohne weiteres in ihren Kolonien zur Einführung zu bringen.

Was nun im besonderen die hier in Betracht kommenden Rechtspflege betrifft, so hat das Reichsgesetz vom 17. April 1886 vorgeschrieben, daß in den Schutzgebieten sich das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren einschließlich der Gerichtsverfassung nach den Vorschriften des Gesetzes vom 10. April 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit bestimmen. Nach dem Konsulargerichtsbarkeitsgesetz sind aber in den Konsulargerichtsbarkeitsbezirken das Reichsstrafgesetzbuch und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze, die Reichsjustizgesetze, die Reichsgesetze privatrechtlichen Inhalts, wie insbesondere Handelsgesetzbuch und die Wechselordnung, und schließlich in Ermangelung eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs das preußische Landrecht anzuwenden. Anwendung finden aber diese Gesetze nach dem Konsulargerichtsgesetze nur auf die deutschen Reichsangehörigen und die Schutzgenossen.

Mit Rücksicht darauf nun, daß die der deutschen Souveränität und Territorialhoheit unterworfenen Schutzgebiete eine ganz andere Stellung einnehmen, als die Konsulargerichtsbezirke, in denen das Reich nur über gewisse seiner Personalhoheit unterworfene Personen eine Gerichtsbarkeit auszuüben im stande ist, ist durch § 3 Nr. 1 des Gesetzes vom 17. April 1886 der Kaiser ermächtigt worden, durch Verordnung zu bestimmen, daß in den Schutzgebieten auch andere Personen als Reichsangehörige oder Schutzgenossen den deutschen Gesetzen und der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen. Ebenso kann der Kaiser anordnen, daß das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 über die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande, das ebenfalls in den Schutzgebieten zur Einführung zu gelangen hat, auf andere Personen als die Reichsangehörigen zur Anwendung komme. Diese „anderen Personen" sind die Angehörigen anderer zivilisirter Staaten, die nicht als Schutzgenossen zu betrachten sind, die Eingeborenen.

Der Begriff der „Eingeborenen" ist gesetzlich nirgends festgestellt, vielmehr wurde in der zur Vorberatung des Gesetzes vom 17. April 1886 niedergesetzten Reichstagskommission ausdrücklich anerkannt, daß eine genaue Definition des Begriffs „Eingeborene" sich im Gesetz selbst nicht wohl geben lasse, und daß es daher kaiserlicher Verordnung überlassen bleiben müsse, diejenigen Personenkategorien zu bestimmen, welche als Eingeborene zu betrachten seien. In der That ist es auch nicht so einfach, im einzelnen Falle und für die einzelnen Schutzgebiete den Begriff der Eingeborenen richtig zu bestimmen, denn mit diesem Ausdruck werden nicht blos die Angehörigen der in einer Kolonie ansässigen Stämme, sondern auch die Angehörigen fremder Stämme bezeichnet, welche als Arbeiter eingewandert sind, oder, um Handel zu treiben, sich in der Kolonie aufhalten. Der Ausdruck „Eingeborene" hat daher eigentlich nicht einen positiven Inhalt, sondern bezeichnet nur diejenigen Personen, die nicht Angehörige europäisch-zivilisirter Völker sind, bezw. mit denselben gleich behandelt werden können, wie dies häufig mit den zum Christentum bekehrten Eingeborenen der Fall ist.

Die Feststellung des Begriffs „Eingeborene" ist hiernach Sache der Regierung, welche auch, wie sofort darzulegen, diese Frage in den meisten Schutzgebieten geregelt hat. Vorher muß jedoch noch auf einen anderen Punkt aufmerksam gemacht werden, daß nämlich das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz und die in demselben in Bezug genommenen deutschen und preußischen Gesetze in den Schutzgebieten nicht, wie in dem in Rede stehenden Aufsatze angenommen zu sein scheint, von selbst in Kraft traten, sondern daß es dem Kaiser überlassen wurde, sie durch Verordnung in den einzelnen Schutzgebieten einzuführen. Solche Verordnungen sind denn auch für alle Schutzgebiete bereits erlassen. In diesen Einführungsverordnungen ist dann auch jeweils bestimmt worden, ob die deutschen Gesetze sich auch auf die Eingeborenen erstrecken und welche Personen als Eingeborene zu betrachten sind. So ist z. B. durch kaiserliche Verordnung vom 5. Juni 1888 das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 im Gebiete der Neu-Guinea-Kompanie eingeführt und gleichzeitig bestimmt worden, daß die Eingeborenen den deutschen Gerichten und der deutschen Gerichtsbarkeit nur dann unterliegen, wenn und insoweit dies ausdrücklich verfügt wird. Wer als Eingeborener zu betrachten ist, hatte der Reichskanzler nach Anhörung der Direktion der Neu-Guinea-Kompanie zu bestimmen. Demgemäß erließ der Reichskanzler am 1. November 1886 eine Verfügung, daß als Eingeborene anzusehen sind: 1. die Angehörigen der im Schutzgebiete heimischen Stämme, 2. die Angehörigen anderer farbiger Stämme.

Was im besonderen das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet anlangt, so ist allerdings am 18. November 1887 eine kaiserliche Verordnung ergangen, inhaltlich welcher das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 für dieses Schutzgebiet am 1. November 1888 in Kraft zu treten hatte. Eine Bestimmung darüber, daß das Gesetz vom 10. Juli 1879 auch auf andere Personen als die Reichsangehörigen und Schutzgenossen auszudehnen sei und welche Personen als Eingeborene zu betrachten sind, enthält die Verordnung aber nicht. Überhaupt fehlen in derselben alle genaueren Einführungsvorschriften und man kann daher wohl sagen, daß die Verordnung zumal wegen der inzwischen in Ostafrika eingetretenen militärisch-politischen Ereignisse nicht zur Ausführung gekommen ist. Erst jetzt, nachdem der Aufstand niedergeschlagen ist und durch die neue Abgrenzung des ostafrikanischen Schutzgebietes eine feste Grundlage für die Ausübung der deutschen Staatsgewalt gegeben ist, kann die Reichsregierung ernstlich an die Einführung der deutschen Gesetze und deutschen Gerichtsbarkeit im Schutzgebiete denken.

Herr Fleischmann behauptet nun auf S. 844, daß in Ostafrika auch die wohnenden Araber deutschem Rechte und deutschem Gerichte unterlägen, denn sie seien nicht als Eingeborene zu betrachten, weil als Eingeborene nur die Angehörigen farbiger Stämme zu betrachten seien. Er beruft sich zum Beweise seiner Behauptung unbegreiflicher Weise auf meine Abhandlung über deutsches Kolonialstaatsrecht in Hirths Annalen des Deutschen Reiches 1887 S. 309 ff. und 805 ff. Ich habe niemals eine Äußerung gethan, die zur Begründung eines derartigen groben Irrtums angeführt werden könnte, und kann mir nur denken, daß dieser Irrtum infolge unzulässigen Generalisirens des Inhalts der oben erwähnten lediglich für Neu-Guinea erlassenen Verfügung des Reichskanzlers entstanden ist.

Ostafrika ist gerade ein recht schlagendes Beispiel dafür, daß es nicht angängig ist, die Frage, welche Personen als Eingeborene zu betrachten sind und welche Rechtsstellung ihnen einzuräumen ist, ganz allgemein für alle Schutzgebiete zu regeln, daß vielmehr jedes Schutzgebiet besonders zu behandeln ist. In Ostafrika nehmen die Araber und die sich daselbst aufhaltenden Inder eine besondere Stellung ein, sie können in Bezug auf das für sie zur Anwendung kommende Recht nicht mit den eingeborenen Negerstämmen zusammengeworfen werden. Wahrscheinlich wird man in Ostafrika das in Niederländisch-Indien zur Geltung gelangte System nachahmen müssen, wonach vier Gruppen von Personen unterschieden werden: 1. Europäer und die Abkömmlinge von Europäern, 2. Eingeborene und deren Abkömmlinge, mit Ausnahme derjenigen, die sich zum Christentume bekennen, 3. den Eingeborenen gleichgestellte Personen, d. h. alle Nichteingeborene und Nichteuropäer, die Muhamedaner oder Heiden sind, meist eingewanderte Asiaten (Chinesen ꝛc.), 4. den Europäern gleichgestellte Personen, nämlich die zum Christentum sich bekennenden Eingeborenen und alle, welche zu keiner der übrigen drei Gruppen gehören.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man in Ostafrika ebensogut wie in den übrigen Schutzgebieten alle Europäer und Abkömmlinge von Europäern in jeder Hinsicht deutschem Rechte und deutscher Gerichtsbarkeit unterstellen kann. Den Europäern wird man in mancher Hinsicht wenigstens diejenigen Araber, Inder und Eingeborenen gleichstellen können, welche sich zum Christentum bekehrt haben, vorausgesetzt freilich, daß sie auf eine Kulturstufe sich emporgearbeitet haben, daß sie das deutsche Recht wenigstens in den für sie in Betracht kommenden Vorschriften, z. B. bezüglich der Eheschließung, zu verstehen im stande sind, denn die Gemeinschaft des Rechts setzt eine gewisse Gemeinsamkeit der religiösen, sittlichen und sozialen Anschauungen voraus.

Im übrigen wäre es der größte Mißgriff, den die deutsche Regierung begehen könnte, wenn sie sofort dazu übergehen würde, für die Eingeborenen, mögen dieselben Araber oder Neger sein, deutsche Gesetze für anwendbar zu erklären. Namentlich wird man sich hüten müssen, die Anhänger des Islam, bei denen das Recht untrennbar mit der Religion verbunden ist, in ihren Anschauungen zu verletzen. So gut man in den französischen und niederländischen Kolonien den Muhamedanern in der Hauptsache ihr Recht und ihr Gericht gelassen und höchstens gemischte Gerichte aus Muhamedanern und Europäern geschaffen hat, wird man auch in ähnlicher Weise in Ostafrika verfahren können und müssen.

Aber auch den übrigen eingeborenen Stämmen wird man zunächst ihre Rechtsgebräuche lassen müssen. Erst allmählig werden sie, was hier nur angedeutet werden kann, deutschem Rechte unterstellt werden dürfen.[1]) Daß trotzdem die Eingeborenen, Araber, Inder u. s. w. ebenso wie alle sonstigen in dem Schutzgebiete befindlichen Personen gewissen Polizei-, Finanz- und auch Strafgesetzen unterworfen, ist dabei nicht ausgeschlossen.

Die Antwort auf die von Herrn Fleischmann formulirten Fragen ergiebt sich hiernach von selbst: Da die deutschen Gesetze für die Eingeborenen einschließlich der Araber und Inder nicht in Kraft treten,

[1]) Vgl. darüber meinen Aufsatz: „Die rechtliche Stellung der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten", Kolonial-Zeitung 1887 S. 363 ff. und S. 396 ff.

brauchen sie dieselben auch nicht zu kennen, und die islamitischen Rechtsanschauungen werden durch die deutschen Gesetze ebenso wenig berührt, als sonstige im Schutzgebiete geltende Rechtsgewohnheiten und Gebräuche der Eingeborenen. Daß hierzu der Sklavenhandel nicht gehört, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, während andererseits die Sklaverei selbst bei den Eingeborenen nicht so ohne Weiteres beseitigt werden kann.

Eine Zwiespältigkeit jeder Rechtsordnung für die Europäer einerseits und für die eingeborenen Stämme, wie für die eingewanderten Araber und Juder läßt sich also für längere Zeit gar nicht vermeiden. In welcher Weise die Mißstände dieser Zwiespältigkeiten wenigstens teilweise beseitigt werden können, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Wohl aber soll hier wiederholt darauf hingewiesen werden, daß, ehe an eine Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen unserer Schutzgebiete gegangen wird, erst die Rechtszustände, wie sie gegenwärtig sind, in zuverlässiger und authentischer Weise erforscht und festgestellt werden. Die gelegenheitlichen Mitteilungen von in der Regel nicht juristisch gebildeten Reisenden genügen in dieser Hinsicht keineswegs.[1])

Gegenüber den Unrichtigkeiten, die sich in dem Aufsatze „Rechtszustände in Ostafrika" finden, ist im Vorstehenden versucht worden, wenn auch in aller Kürze, die „Rechtszustände" so darzustellen, wie sie nach den maßgebenden gesetzlichen Vorschriften in Wirklichkeit sind. Es ist ja sehr erfreulich, daß jetzt auch in nichtjuristischen Zeitschriften von Nichtjuristen die Rechtsverhältnisse unserer Schutzgebiete besprochen werden, wenn dies aber geschieht, so ist doch sehr zu wünschen, daß die betreffenden Ausführungen sich auf ausreichende Rechtskenntnisse stützen, damit nicht die Unklarheit, die in Bezug auf die Rechtsverhältnisse in unseren Schutzgebieten im Publikum noch vielfach besteht, noch vermehrt wird.

Zur Arbeiterfrage in Ostafrika.

Von einem Sachverständigen, der durch mehrjährige praktische Thätigkeit in Ostafrika zu einem Urteil berufen ist, gehen uns nachstehende Ausführungen zu:

„Von verschiedenen Seiten wird in letzter Zeit die Frage aufgeworfen, inwieweit das einheimische Negermaterial in Ostafrika für die Arbeiten, welche die deutsche Kolonisirung mit sich bringt, speziell für den Plantagenbau, sich eignet und genügt. Dabei ist auch die Frage einer eventuellen Einführung von Chinesen angeregt. Wenn gegen eine solche versuchsweise Einführung im Prinzip auch wohl keine Bedenken vorzubringen sind, so glaube ich doch, daß dieselbe jetzt schon zum mindestens verfrüht ist. Chinesen kommen doch hauptsächlich für den Plantagenbau in Betracht, für Arbeiten, bei denen es auf besondere Geschicklichkeit und Schnelligkeit bei der Leistung ankommt; für Arbeiten, wie Eisenbahnbauten, Wegeanlagen, Häuserbauten ꝛc. sind die Neger sicher gut genug und viel billiger. Und daß nicht Neger für solche besonders von der Regierung ausgehende Arbeiten in genügender Menge zu gewinnen sein sollten, scheint mir zum mindesten noch nicht bewiesen. Was nun den Plantagenbau anbelangt, so kann man nicht so unbedingt alle Produkte durcheinanderwerfen. Chinesen kämen in erster Linie wohl nur für Tabaksbau in Frage, für Vanille, Kaffee, Indigo u. s. w. (wie der Artikel in Nr. 23 der Kol.-Ztg. empfiehlt) Chinesen einzuführen, halte ich vorerst für ganz ausgeschlossen Diese Kulturen existiren, soviel ich weiß, bis jetzt gar nicht in Deutsch-Ostafrika oder nur im kleinsten Rahmen (z. B. Vanille auf der französischen Missionsstation in Bagamoyo). Man wird dieselben und andere also doch wenigstens erst einmal mit Negern versuchen können, um später, im Falle ungünstiger Erfahrungen, fremde Arbeitskräfte zu importiren. In betreff von Tabaksplantagen zitire ich als Beispiel die Plantage Lewa, die vor dem Aufstande und vor der Verwüstung durch Buschiri reichlich Leute gehabt haben soll; ferner zwei Plantagen auf der Insel Sansibar, die zur Zeit ihrer Thätigkeit auch nicht Mangel an Leuten litten. Ich gebe zu, daß Sansibar in der Beziehung dem Festlande überlegen ist. Auch ist der Sansibarneger intelligenter und anstelliger als der Festlandneger. Das kommt einem Plantagenunternehmer natürlich sehr zu statten. Physisch ist er durchschnittlich nicht so zähe als der Durchschnitt der Festlandneger; das macht aber beim Plantagenbau weniger aus. Von sehr vielen Sansibarnegern, Männern sowohl als Frauen, weiß ich, daß sie alle Manipulationen, auf die es bei der Tabakskultur ankommt, ganz gut und schnell verrichten können, wie: Pflanzen, Gießen, Häufeln, Köpfen, Beizen, Ernten, Fermentiren und selbst das Sortiren.[2])

[1]) Über diese Frage ist zu vergleichen mein Aufsatz in den Grenzboten II. 1890 S. 529 ff.: „Die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten"

[2]) Die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft hat an ihre Mitglieder Berichte versandt, welche ihr aus Witu und Lewa zugegangen sind. Den Berichten des Herrn Müller über Lewa entnehmen wir, daß derselbe betont, daß auf die Neger wegen ihrer Unzuverlässigkeit nicht zu rechnen sei. Was letzteres anbelangt, so muß man in einem Lande, wo die Kultur ganz neu ist, auch nicht gleich so penibel sein, wie in der Habana oder Sumatra. Ist der Tabak gut, so wird das Sortiren dem Neger dadurch sehr erleichtert, und mit einem nicht ganz genau à la Sumatra ausgeführten Sortiment wird man im Anfang auch noch ganz befriedigende Preise erzielen.[1]) Ich habe die feste Zuversicht, daß mit der Zeit aber auch auf dem Festland sich die nötigen Leute an die Plantagenbetriebe gewöhnen werden. Es ist zu raten, die Unternehmungen im Anfang nicht zu groß anzulegen, sondern den qualitativen und quantitativen Arbeitskräften entsprechend und der ganzen fremden Situation Rechnung tragend. Beim Heranziehen und Angewöhnen von Arbeitern kommt eben viel auf die Person des Leiters eines solchen Unternehmens an. Spricht und versteht derselbe die Sprache, kennt er die Eigentümlichkeiten der Leute und schont ihre Vorurteile, so werden sie sich an ihn gewöhnen und sein guter Ruf wird durchs Land gehen. Solche Leiter werden Arbeiter finden, die auch leidlich stationär sein werden, und wenn sie die Arbeit verlassen, was oft vorkommt, so bleiben immer andere zurück und neue treten in ihre Reihen. Man muß die Dorfältesten für solche Unternehmungen zu interessiren versuchen durch Geschenke, oder indem man ihnen oder anderen angesehenen Alten Aufseherposten giebt, bei deren Ausübung sie wenig zu thun und verhältnißmäßig viel zu verdienen haben. Dadurch zieht man auch das Volk an sich; denn man muß nicht vergessen, daß ein alter, schmutziger Negerjumbe mehr Einfluß auf seine Leute hat als der größte europäische „Bwana mkubwa" („Großer Herr"). Man muß erfolgreiche Schauris mit den Leuten machen, und dazu gehört, daß man etwas von seiner europäischen Individualität opfert und mehr zum Neger hinabsteigt. Im Anfang ist das für den Europäer freilich schwer, aber Erfahrungen und vor allem die Sonne lehren das fast jeden mit der Zeit. Eine solche Plantage muß nicht ein Platz sein, der, vom Gros der umliegenden Bevölkerung gemieden, nur von wenigen zur Erwerbung tageweise aufgesucht wird. Man sollte versuchen, dieselbe zum Mittelpunkt eines gewissen kommerziellen Verkehrs zu machen, indem man einen Markt oder Laden eröffnet. Hierzu gehört in erster Linie ein kleiner Stamm fester Leute, die man von Sansibar oder den Küstenstädten wird nehmen können. Natürlich würden solche Leute von Sansibar billigerweise mehr Lohn fordern und erhalten als die Eingeborenen. Das möchte immerhin eine Schwierigkeit werden, kann aber von solchem Versuche nicht abhalten. Diese Leute muß man zusammen auf der Plantage ansiedeln; natürlich muß jeder seine Frau haben. An diese Ansiedelung werden sich um so schneller auch Eingeborene anschließen, als sie dort auch ihre Kaufbedürfnisse befriedigen können. Der größere Konsum der fremden Neger wird auch ihren bescheidenen Konsum steigern. Dadurch fängt man an, die Bedürfnislosigkeit, die Feindin aller Arbeit, zu überwinden. Natürlich ist erste Bedingung, daß die Leute sich nicht fürchten, so unter den Augen der Europäer zu wohnen. Gerade zuerst, bis das Volk mehr den Geschmack an der Arbeit und am Verdienste bekommen hat, wird man oft Fünf gerade sein lassen müssen und die größten Dummheiten und Faulheiten mit verhältnismäßiger Ruhe hinzunehmen haben. Da die fremden Neger meistens bei der Arbeit auf der Plantage sein werden, so werden sie selbst wenig Gelegenheit haben, Feldfrüchte zu bauen. Das schließt in sich, daß das umwohnende Volk seine Produkte anbringen wird. Eine solche Ansiedelung mit Marktverkehr wird dort hauptsächlich versucht werden müssen, wo die Leute sehr scheu und zurückhaltend sind. Siedelt man sich inmitten eines dichter bevölkerten Stammes an und gewöhnen sich die Leute schnell an den Europäer, so möchte man auch allein mit ihnen weiterkommen. Bei einer Ansiedelung muß der Punkt der Kopfzahl und des Charakters des umwohnenden Stammes als eben so wichtig ins Auge gefaßt werden, als Qualität des Bodens und Lage für den Transport.

Eine große Schattenseite Deutsch-Ostafrikas ist der Mangel an gutem

„Ich zweifle zwar", schreibt er, „nicht am Neger, daß er die Arbeit später ebensogut wie Javanen und Chinesen machen kann, die physischen Kräfte fehlen ihm wahrlich nicht, jedoch muß er erst ausgebildet werden, er muß erst mehr Bedürfnisse haben, die ihm jetzt gänzlich unbekannt sind. Dieses ist aber noch eine Frage der Zeit. Was sollen wir Pflanzer aber inzwischen machen? Augenblicklich ist die Noth an Arbeitern nicht so groß, wir trösten uns, wenn morgen statt 300 nur 40 Arbeiter kommen, weil die Arbeit jetzt noch nicht so pünktlich und genau ausgeführt werden muß. Denken wir uns aber in die Zeit hinein, wo der Tabak auf den Feldern reift und es auf einen Tag ankommt, ob ganze Felder verloren gehen, was sollen wir dann anfangen, wenn statt 300 nur 40 Arbeiter kommen?!" — Er betont die Notwendigkeit, ostasiatische Arbeiter kommen zu lassen, zum Sortiren des Tabaks seien absolut Chinesen oder Javanesen notwendig, da die Neger sozusagen farbenblind sind. D. R.

[1]) Wir nehmen hier Gelegenheit, auf das in voriger Nummer bereits angeführte Wort von de Haarsma „Der Tabakbau in Deli" noch besonders hinzuweisen, da dasselbe in einer erschöpfenden und ebenso übersichtlichen Weise die Kultur des Tabak beschreibt. Es ist illustrativ ebenfalls sehr gut ausgestattet; seine Lektüre ist jedem, welcher sich für den Tabakbau interessirt, ans Herz zu legen. D. R.

Zugvieh. Bei der Tabakskultur geht man jährlich auf neues Land. Die Kosten des Rodens der Baumwurzeln würden dort kaum im Verhältnis zur Ersparnis durch Gebrauch des Pfluges statt der Hacke stehen.

Überlassen wir also den Tabak erstmal der Hacke. Baumwollenland aber zum Beispiel, sowie Land für Indigo-, Vanille-, Kaffee-, Pfeffer- und Kakao-Pflanzungen wird man zu pflügen haben und die Kulturen später mit dem Hackpflug reinzuhalten versuchen müssen. Hierin liegt eine große Ersparnis an Arbeitskräften. Von den Arbeitern wird man dadurch bei vielen Arbeiten unabhängig. Dazu gehört aber ein leidlich kräftiges Zugvieh, das dem Pflanzer nicht fortwährend unter den Händen wegstirbt. Ist das eingeborne Rindvieh gar zu schwach, oder nicht vorhanden, so versuche man zu importiren. Indische Ochsen von Bombay sind vorzügliche Zugtiere, aber mit dem Transporte kommen dieselben sehr teuer, und da sie auf dem Festland häufig eingehen werden, so ist das Risiko groß. Dann bleiben nur noch Madagaskar- und Somalirinder zur Auswahl. Beide sind im Anschaffungspreis sowohl als auch im Transporte viel billiger als indische. Erfahrungsmäßig gehen beide Rassen auf der Insel Sansibar häufig ein; sowohl Arbeitstiere, die länger im Pflug und Karre gegangen waren und bei denen man eine Art Akklimatisirung annehmen durfte, als auch neu importirtes Schlachtvieh. Wie sich dieses Rindvieh (Madagaskar und Somali) in Deutsch-Ostafrika bewähren wird, oder ob es schon versucht ist, weiß ich nicht. Man sollte aber jedenfalls Versuche machen und man muß bedenken, daß ein Tier, wenn es im Anschaffungspreis nicht sehr hoch gewesen ist, sich in gar nicht langer Zeit bezahlt macht. Was die Handwerkerfrage anbelangt, so sind bekanntlich die Neger durchweg schlechte Handwerker. Die Chinesen sind gute Handwerker, und chinesische Zimmerleute, wie sie auf den British India Steamern zum Teil beschäftigt werden, werden jeder Station und Plantage zum Nutzen gereichen. Auch Goanesen sind gute Tischler, wenn sie auch, nach meiner Erfahrung, viel durch Fieberanfälle leiden. Als Schmiede, Schlosser, Klempner ꝛc. sind Hindus sehr gut zu verwerten, wie in Indien die Schmiedekunst bekanntlich blüht. Überhaupt scheint es mir, als ob das nützliche Volk der Hindus bei den Deutschen teilweise zu sehr im Mißkredit steht. Hoffentlich tritt Deutsch-Ostafrika aus dem Stadium der theoretischen Besprechungen durch größere Beteiligung von Kapital und Unternehmungsgeist bald mehr und mehr in dasjenige der praktischen Kolonisation im größeren Maßstabe und der Plantagenbauversuche mit verschiedenen tropischen Produkten über. Mögen dann auch diese Vorschläge in ihrer Weise dazu beitragen, die Neger zu Arbeitern zu gestalten, die uns von einer Importation fremden Arbeitermaterials absehen lassen." John Booth jr.

Beschreibung der Küste zwischen Mossamedes und Port Nolloth.

(Schluß.)

An niedriger sandiger Küste in 27 Seemeilen Entfernung von der Pelikanspitze treffen wir in 23° 20′ s. Br. auf die d'Ilheospitze, den äußersten Punkt der schmalen sandigen Landzunge, welche den

Sandwichhafen oder Port d'Ilheo bildet. Der durchschnittlich 1 Seemeile breite Hafen ist nur nach Norden offen und daher gegen die vorherrschende südwestliche Dünung des Ozeans vollständig geschützt. Die Ansegelung ist ziemlich schwierig, da im Laufe der Jahre die d'Ilheospitze sich in scharfer Biegung dem Festlande genähert hat, und der Eingang nur in kurzer Entfernung zu erkennen ist. Die Küste besteht hier nach den Berichten des Korvettenkapitäns Hoffmann aus ganz erstaunlich steil abfallenden, zirka 150 Meter hohen Sanddünen von dunkelgelber Farbe. Die Anhäufung von Flugsand hat außerordentliche Dimensionen erreicht. Im Februar 1889 hat Korvettenkapitän Rittmeyer mit dem Kreuzer „Habicht" den Hafen besucht; er berichtet, daß derselbe am Südende eines höheren Gebirgszuges zu suchen sei und nördlich von der Einfahrt vor der Küste eine deutlich erkennbare Felsenreihe liege. Die Einfahrt hatte sich um diese Zeit bereits auf 2 bis 3 Kabellängen verengt. In demselben Jahre hat dann noch Kapitänleutnant Zeye mit dem Kanonenboot „Hyäne" in dem Hafen geankert und gefunden, daß innerhalb des Hafens zwischen dem Höhenzuge und dem Wasser ein schmales Vorland bleibt, auf welchem hier und da noch anstehender Quarz zu finden sei. Er berichtet auch von steten Sandabstürzen von den die Ostseite begrenzenden 150 Meter hohen Dünen. In diesem Jahre (1890) haben so starke Sandabstürze von den Dünen stattgefunden, daß der Eingang zum Hafen für größere Schiffe völlig unpassirbar geworden ist und bei nördlichen Winden sogar für Böte. Vor dem Eingange hat sich eine Barre gebildet, auf welcher bei nördlichen Winden hohe Brandung steht.

Der Hafen, welcher wegen seiner Lage, wie wegen des Umstandes, daß er das ganze Jahr hindurch frisches Trinkwasser bietet, der beste Ankerplatz der ganzen Küste war, ist somit jetzt völlig unbrauchbar geworden. Eine eigentümliche Erscheinung dabei ist, daß sowohl die See als von der Landseite her die beweglichen Dünen an seiner Zerstörung gearbeitet haben. In welchem Umfange das geschehen ist, wird recht deutlich, wenn man die Veränderungen ins Auge faßt, welche an der Einfahrt in verhältnismäßig kurzer Zeit vor sich gingen. Die im Jahre 1880 noch zirka 1400 Meter breite Einfahrt, war 1888 bereits auf 850 Meter zurückgegangen und beträgt gegenwärtig nicht mehr als 120 Meter.

Nach der im vorigen Jahre von S. M. Kanonenboot „Hyäne" angestellten näheren Untersuchung ist jedoch die Hoffnung vorhanden, daß sich eine neue Einfahrt, ja vielleicht ein neuer Hafen bildet. Etwa 3,6 Seemeilen südlich von der Spitze der Halbinsel hat sich ein Einschnitt in die Landzunge gebildet, so daß letztere hier nur noch 150 Meter breit ist. Vier Meter vom Lande wurden in diesem Einschnitt 4 Meter Wasser gefunden und die Tiefen nach Osten hin nahmen allmählich zu. Etwa 500 Meter weiter südlich von diesem Punkt, wo die Landzunge etwas niedriger und nur noch 120 Meter breit ist, wäscht bereits bei Hochflut die Brandung über die Halbinsel hinweg. Noch etwas weiter südlich ist eine von der Halbinsel aus nach Norden zu sich erstreckende neue Landzunge und mit ihr voraussichtlich auch ein neuer Hafen in der Bildung begriffen.

Von Sandwich-Hafen ist nach Süden zunächst die

Conceptionbai zu erwähnen. Sie bildet eine weite keinerlei Schutz gewährende offene Ausbuchtung, deren Mitte in 24° s. Br. liegt, und in einer Entfernung von 77 Seemeilen von der d'Ilheo-Spitze treffen wir auf eine kleine Felseninsel

Hollams-Vogelinsel, eine einzelne, 5½ Seemeilen von dem Festlande entfernte, gegen 13 Meter hohe Felseninsel; ihr Umfang beträgt gegen 1400 Meter. Sie wurde im Jahre 1880 von dem englischen Vermessungsdampfer „Sylvia" aufgenommen und ihre Lage in 24° 37′ 30″ s. Br. und 14° 32′ ö. L. v. Gr. beobachtet. Ein Riff dehnt sich von dieser Felseninsel in südwestlicher Richtung in etwa 5 Seemeilen Länge aus. Um das Riff spielen in den Monaten Juli und August eine große Menge Walfische, und die Insel ist von Seehunden und Pinguinen bewohnt. Man kann ihr nur mit größter Vorsicht sich nähern; sie wird zur Zeit der Guanolese, in den Monaten April bis August besucht. Die Passage zwischen der Insel und dem Festlande hat eine Wassertiefe zwischen 10 und 20 Faden nahe der Küste und ist außer einem Riff umweit der Insel ohne Gefahren. Die Küste bei Hollams Vogelinsel ist sandig. Auf der Fahrt nach Süden zeigt die Küste sandige Hügel, aus welchen an einzelnen Stellen Felsen hervorragen, deren Ausläufer als gefährliche Riffe an einzelnen Stellen bis 3 Seemeilen weit in die See ragen. Eine größere Einbuchtung bildet die 143 von Seemeilen der d'Ilheo-Spitze entfernte

Spencerbai, in deren Mitte die 40 Meter hohe und in Nordwestsüd 450 Meter lange Felseninsel Mercury gelegen ist. Die südwestliche Spitze der Bai ist ein 200 Meter hoher felsiger Hügel, der Delphinenhügel, der fast steil aus der See aufragt. Die Nordspitze der Bai wird von einer hohen Sanddüne begrenzt. Die Mercuryinsel, die auf der Nordseite, auf welcher in 25° 42′ 38″ s. Br. und 147° 51′ 18″ ö. v. G. ein 16 Meter hoher Felsen emporragt, steil ins Meer abfällt, ist auf der Südseite etwa 2 Kabellängen weit von Riffen umgeben. Es ist beobachtet, daß die Flut bei starkem Seegang, wenn sie an dieser Felseninsel sich bricht, an den ausgewaschenen Höhlungen 30 Meter hoch hinaufschießt. In der Bai halten sich in den Monaten Juli und August viele Walfische auf, und zur Zeit der Guanolese wird auch die Mercuryinsel besucht. Die jährliche Ausbeute an Guano ist 350 bis 400 Tonnen; die hauptsächlich vorkommenden Wasservögel sind Wasserraben und Pinguinen. Im Innern des Landes wurde im Jahre 1880, als der englische Dampfer „Sylvia" die Bai besuchte, viel Vieh gesehen, zahlreiche Schafe, Rehe, Böcke, Wölfe, graue Füchse, Elephanten und Strauße. In den Haupteinschnitten kamen vielfach Salzquellen vor, welche die Salzbereitung in großen Mengen ermöglichen würden.

Von der Spencerbai südwärts behält die Küste den früheren Charakter bei: aus den Sandhügeln treten stellenweise Felsen und Riffe an das Meer heran. Die nächste Ankerstelle wird gefunden in der

Hottentotbai. Die Bai ist ungefähr 2 Seemeilen breit und bietet guten Ankergrund. Der mehrfach genannte englische Dampfer „Sylvia" ankerte im Jahre 1880 in 26° 7′ s. Br. und 14° 57′ 48″ ö. v. G. in N. 57° W. von der Hottentotspitze etwa 1 Seemeile entfernt. Die Landspitze, welche die Bai schützt, ist zum Teil felsig und rissig, dagegen ist der Strand der Halbinsel niedrig und sandig. Eingeborne kommen gelegentlich zum Fischen und bieten wohl Straußenfedern zum Tausch gegen Tabak an. Sie führen brackiges Wasser in Schalen aus Straußeneiern mit sich, das sie, wie ihre Geberden andeuten, weit nordwärts geholt haben müssen. Ihre Bewaffnung ist Bogen und Pfeil.

Südlich von der Halbinsel, in etwa 1½ Seemeilen Entfernung, befindet sich eine kleine Felseninsel, auf der zur Brütezeit sich zahlreiche Vögel aufhalten.

Die Küste südlich von der Hottentotbai ist mehr felsig, stellenweise mit sandigem Strand. Sie behält diesen Charakter bis zu der Ichaboe-Insel, welche ungefähr 10 Meter Höhe hat und aus Granit, Sandstein, Schiefer und Quarz bestehen soll. Im Umfange mißt sie ca. 1400 Meter und ihre Entfernung von der Küste beträgt gegen 1200 Meter. In den Jahren 1843 bis 1845 wurden von dieser Insel nicht weniger als 200 000 Tonnen Guano abgebracht. Diese Ausbeute ist für den Geschäftseifer der Engländer bezeichnend, welche alle Vorteile mit so großer Umsicht wahrzunehmen wissen. In dem Jahre 1839/40 war pernanischer Guano zum erstenmal nach England eingeführt. Die einführende Firma hatte große Mühe, die Landwirte für die Sache zu gewinnen, als aber dem Werte des Düngmittels größere Beachtung geschenkt wurde, rüstete ein Liverpooler Haus sehr bald eigene Schiffe zum Besuche der südwestafrikanischen Küste aus, über deren Reichtum an Guano der schon erwähnte amerikanische Walfischfahrer Morrell ausführlich berichtet hatte. Im Jahre 1843 kamen die ersten Schiffe aus Liverpool und Glasgow an der Westküste an; ihre Zahl wuchs schnell und betrug gegen Ende desselben Jahres neunzehn, die sämtlich zu gleicher Zeit Ladung einnehmen konnten. Im folgenden Jahre war die Zahl der anwesenden Schiffe schon beträchtlich größer, infolge dessen entstanden unter den Schiffsführern sehr häufig Streitigkeiten, insonderheit wegen Anlegens und Ladens. Man versuchte durch ein gewähltes Schiedsrichterkollegium die Ordnung aufrecht zu erhalten, war aber im Mai 1844 gezwungen, ein Kriegsschiff zu Hilfe zu rufen, welches Maßnahmen zur Sicherung der Ordnung traf. Um diese Zeit waren bei der Insel Ichaboe, welche wegen ihres die übrigen Inseln weit übertreffenden Reichtums an Guano das Ziel der Seefahrer bildete, 45 Schiffe vereinigt. Im Juli und August desselben Jahres wuchs diese Zahl auf 300 an, die nun nach einer bestimmten Ladeordnung in geregelter Weise anfahren und laden mußten. Im September betrug die Zahl der bei Ichaboe ankernden Schiffe 200, und da immer wieder Streitigkeiten entstanden, so wurde von jetzt ab ein Kriegsschiff bei Ichaboe stationirt. Wie nötig dies für Aufrechterhaltung der Ordnung war, erhellt schon aus der Thatsache, daß im Oktober (1844) die Zahl der auf Ichaboe verkehrenden Seeleute und Arbeiter nicht weniger als 6000 Mann betrug, die alle mehr oder weniger dem Trunke ergeben waren.

Die Abfuhr an Guano war eine sehr bedeutende; im September 1844 wurden gegen 90 000 Tonnen verladen und verschifft; im Oktober bis Februar (1845) 110 000 Tonnen. Im Januar des letztgenannten Jahres waren 450 Schiffe anwesend. Im August 1845 waren alle Inseln von den aus alter Zeit aufgestapelten Vorräten gesäubert, und die Küsten, während einiger Zeit das begehrte Ziel der englischen Abenteurer und Seefahrer, fingen wieder an zu veröden, nachdem der Raub, wie man es kaum anders nennen kann, an dem Lande vollführt war, dem von den reichen Erträgen nichts zu gute kam.

Es wird nicht uninteressant sein, einmal nachzurechnen, welche Mengen Guano in den wenigen Jahren abgebracht sind, und wie groß sich der Nutzen daran beziffert. Die Zahlen, welche wir geben, sind den Registern entnommen, welche von dem schon oben erwähnten Schiedsrichterkollegium geführt wurden; sie bleiben hinter den wirklichen Mengen jedenfalls um ein gutes Stück zurück. Ein kleines Riff in Sandwichhafen lieferte wenige Tonnen; auf Hollams-Vogelinsel wurden einige hundert Tonnen gefunden; auf der Mercuryinsel zirka 1500 Tonnen; auf Ichaboe, der Insel, bei deren Beschreibung wir stehen, 200 000 Tonnen; in Angra Pequena auf Pinguin- und Seehundsinsel etwa 3000 Tonnen; auf einer schmalen Insel südlich von der Pedestalspitze 8000 Tonnen; auf einigen kleinen Riffen zwischen Pedestalspitze und der Possessioninsel wurden wenige Tonnen gefunden; die Possessioninsel lieferte 4—5000 Tonnen; auf dem Albatroßfelsen, südlich von der Possessioninsel, wurde eine kleine Quantität gefunden; auf der Plumpuddinginsel zirka 40 000 Tonnen. Dies sind die Mengen, welche von den Inseln nördlich der Mündung des Orangeflusses abgebracht sind, demnach von der Küste unserer Kolonie im ganzen zirka 257 330 Tonnen. Die Küste südlich der Mündung des Orangeflusses lieferte im ganzen 72 700 Tonnen, die wir im einzelnen nicht aufführen wollen.

Die Importeure gewannen an gutem Guano 6 Lstr. 10 Schilling bis 7 Lstr. 10 Schilling; der allergeringste, mit Sand untermischte Guano wurde nicht unter 8 Lstr. pro Tonne von den Importeuren abgegeben. Die Unkosten auf Ichaboe betrugen zwischen 5 bis 15 Schilling pro Tonne, und die englischen Reeder berechneten für Fracht 4 Lstr. pro Tonne. Im Durchschnitt gewannen die Importeure an jeder Tonne mindestens 140 Mark. Demnach haben die englischen Guanofahrer in den Jahren 1843/45 an den von der Küste unserer Kolonie abgebrachten Guano einen Nettogewinn von nicht weniger als 36 026 200 Mark gemacht, ohne daß auch nur ein Schilling davon dem Lande selbst zu gute gekommen wäre. Die Engländer haben dann fortgefahren, alljährlich den sich neu ansammelnden Guano von den genannten Inseln abzuholen, was bekanntlich Ursache geworden ist, daß ihnen diese Inseln an unserer Küste ausgeliefert worden sind, während es dem Gefühle der Gerechtigkeit näher liegt, sie wegen des jahrzehntelangen Raubes an dem Lande zur Verantwortung zu ziehen. Die Inseln, welche den Engländern an unserer Küste überliefert sind, heißen von Nord nach Süd: Hollams-Vogelinsel, Mercuryinsel, Ichaboeinsel, Pinguin- und Seehundsinsel, Halifaxinsel, Possessioninsel, Pomonainsel, Plumpuddinginsel und Roastbeefinsel.

Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß an der Westküste Afrikas nur die südliche Zone Guanoplätze besitzt. Zwar erstreckt sich der kalte Meeresstrom, dem die Wasservögel folgen, bis nach Mossamedes hinauf, wo er sich nach Nordwesten im Ozean verliert, jedoch sind die Wasservögel nördlich Walfischbai nur in geringer Menge vorhanden, so daß der Guano sich nicht in genügendem Maße sammeln kann.[1]) Außer Südwestafrika haben die Küste von Peru, die Westküste von Südamerika und die Westküste von Australien noch Guanoplätze, da alle unter gleichen Breiten und folglich unter denselben klimatologischen Verhältnissen stehen.

Wir kehren nach dieser kurzen Abschweifung zu der Beschreibung unserer Küste zurück. Die Insel Ichaboe, deren Südseite von gefährlichen Riffen umgeben ist, kann nur bei klarem Wetter angelaufen werden, und man ankert in der Nähe der Insel an der Wreckspitze. Ein anderer naher Ankerplatz ist in der in südöstlicher Richtung eine gute Seemeile abgelegenen Douglasbai, die durch eine vorspringende Felsspitze geschützt wird. Auf der Insel kann nur an der nordöstlichen Spitze gelandet werden. Der nördlichste Punkt derselben liegt nach der Messung, welche der englische Dampfer „Sylvia" in 1880 ausgeführt hat, in 26° 17′ s. Br. und in 14° 57′ 25″ ö. v. G.

Am Strande der Douglasbai befindet sich ein kleines Hottentottendorf. Die Eingebornen müssen ihr Wasser etwa 14 Kilometer weit heranholen, während die Europäer ihr Trinkwasser vom Kap mitbringen.

Die Guanoinseln Ichaboe, Plumpudding, Pomona, Possession, Halifax und Mercury werden jedes Jahr besucht.

Zu den kleinen Guanoriffen gehört auch die etwa 7 Seemeilen von Ichaboe entfernte

Stapleklippe, die von der Küste 1400 Meter abliegt. An Stapleklippe schließt sich in nordwestlicher Richtung

Stapleriff an, das aus Sandbänken besteht mit zwischenliegendem tiefem Wasser. Die durchweg felsige Küste setzt sich fort bis zu unserem bekannteren Hafen

Angra-Pequena, jetzt „Lüderitzbucht" genannt. Der westlichste Punkt derselben liegt etwa 23 Seemeilen südlich von der Ichaboeinsel in 26° 37′ 50″ s. Br. und 15° 7′ 5″ ö. v. G.; er ist bekannt als Diazspitze, auf welcher von dem berühmten portugiesischen Seefahrer Bartholomäus Diaz im Jahre 1487 ein weißes Marmorkreuz errichtet wurde. Die Reste desselben werden im Museum zu Kapstadt aufbewahrt.

An derselben Stelle ist von Lüderitz im Jahre 1884 ein großes schwarzes Holzkreuz errichtet worden.

Etwa 3 Seemeilen östlich von der Diazspitze ist die Angraspitze, zwischen beiden liegt die 1½ Seemeilen breite Shearwaterbai, welche in 6 bis 7 Faden Tiefe guten Ankergrund und mit Ausnahme von Nord- und Nordwestwind Schutz gegen alle Winde bietet.

Etwa 600 Meter von der Angraspitze entfernt, ragt die Angraklippe aus dem Wasser auf, zwischen beiden ist eine Tiefe von 4½ Faden. Östlich von der Angraspitze, zwischen dieser und der Haifischinsel ist der 1½ Seemeilen breite Eintritt in die eigentliche Angra-Pequena.

Die Haifischinsel, (Shark Island) ist die südlichste von drei Inseln, die der Bucht vorgelagert sind und sie fast nach allen Richtungen hin schützen, auch gegen die außerhalb derselben fortwährend stehende Dünung, so daß das Wasser des Hafens ruhig und glatt und das Landen an den sandigen Stellen leicht und bequem ist.

Nördlich von der Haifischinsel, in zirka 1⅓ Seemeilen Entfernung, liegt die Penguininsel. Sie ist lang, niedrig und felsig und erstreckt sich in nördlicher Richtung.

Im Norden der Penguininsel liegt ⅞ Seemeilen entfernt die Seehundsinsel (Seal), welche 1 Seemeile lang und höher als die Penguininsel ist. Das Fahrwasser zwischen beiden Inseln beträgt in Folge vorspringender kleiner Landzungen nur ½ Seemeilen mit 5 bis 7 Faden Tiefe.

Zwischen der Penguin und Haifischinsel und dem Festlande wird durch vorragende Riffe ein sehr geschützter, eine halbe Seemeile weiter Binnenhafen gebildet, der unter dem Namen Robert-Hafen bekannt ist. Man kann in denselben vom Norden, wie vom Süden der Penguin-

[1]) Sehr lesenswert und lehrreich sind die Berichte des Kapitän Mensum, der die Küste von Walfischbai bis Mossamedes zur Zeit der Guanolese (1843/45) sorgfältig abgesucht hat; teilweise sind sie in Andersons „Der Okavangostrom" enthalten.

insel eintreten, jedoch ist die letztere Einfahrt zwischen Penguin- und Haifischinsel, die frei von aller Gefahr ist, der nördlichen Einfahrt vorzuziehen, da die letztere durch den Tigerfelsen unsicher gemacht wird. Derselbe liegt auf der nordöstlichen Seite der Penguininsel, ist umgeben von tiefem Wasser, verschwindet aber bei Hochwasser unter der Oberfläche. Um seine Gefährlichkeit zu verlieren, müßte er durch eine Bake kenntlich gemacht werden.

An der Angra-Pequena-Bucht liegt die bekannte Faktorei des Herrn Lüderitz, jetzt im Besitz der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, an einem guten Landungsplatz, etwas nördlich von der Robert-Hafen genannten Einbuchtung. In der Nähe der Niederlassung befinden sich einige Krale der Eingebornen. Das Klima ist ein gutes zu nennen; der Temperaturwechsel ist ein geringer. Die Hitze belästigt nur wenig, da fast fortwährend ein frischer Südwest- bis Südwind weht, der, von der See kommend, kühlend wirkt. Die höchste, hier von den Deutschen beobachtete Wärme betrug 42,5° C. Das Wasser hat infolge des kühlen nördlichen Küstenstromes nur eine Temperatur von 17,5° C. Eine große Unannehmlichkeit ist der durch den Wind aufgetriebene feine Sandstaub, der durch alle Fugen dringt. Ferner bietet der Strand kein Wasser; dasselbe wird in Fässern von Kapstadt geholt. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika besitzt in Lüderitzbucht sogenannte Kondensations-Apparate, durch welche aus dem Seewasser vermittelst Verdunstung Trinkwasser bereitet wird. Das Land ist ringsum absolut kahl, nur hier und da wachsen zwischen den Steinen und im Sande in den Schluchten der Berge infolge der häufigen Nebel kleine Sträucher. Die Buchten des Hafens enthalten eine Unzahl von Fischen. Tiere kommen nicht bis an die Küste. Die Inseln waren, wie ihre Namen besagen, nur von Seehunden und Pinguinen bewohnt, jetzt befinden sich einige Hütten der Arbeiter auf denselben, welche den Guano einsammeln. Verschiedene Arten von Seevögeln nisten auch in Mengen dort. Um den Hafen zieht sich in einer Entfernung von 4—10 englischen Meilen ein etwa 20 englische Meilen breiter Gürtel von Treib- und Flugsand, welcher die Verbindung mit dem Innern begreiflicher Weise sehr erschwert. Die Zugtiere bleiben bei diesen Reisen 4 bis 5 Tage ohne Wasser, was sie zum größten Teil ohne Schaden vertragen können. In der Nähe von Angra Pequena sind Mineralien gefunden. Metallisches Eisen fanden Personen der Besatzung des Kanonenbootes „Nautilus" im Januar 1884 in die Felsenmasse der Berge eingesprengt, und diese Eisenstückchen konnten taschenvoll gesammelt werden. Einem bei der Faktorei liegenden zirka 150 Meter hohen Berge ist von Lüderitz der Name „Nautilushügel" beigelegt und auf demselben, wie auf der Diazspitze, ein hohes schwarzes Kreuz errichtet, das als gute Landmarke dient.

Von Angra Pequena liegt etwa 1 Seemeile entfernt in westlicher Richtung die

Guanobai, welche im Westen durch die etwa 1000 Meter lange, auf ihrem Nordende mit einem Riff verbundene Guano- oder Halifaxinsel begrenzt wird. Die Insel ist vom Festlande durch einen anderthalb Kabellängen breiten Kanal getrennt, dessen Wassertiefe nur 8' beträgt. Die Bai, welche den südlichen Winden offen steht, aber gegen Westwinde geschützt ist, hat guten Ankergrund in 11 Faden Tiefe. Auf der Insel Halifax befindet sich ein Flaggenstock und ein Haus, das zur Guanolese (April—August) von wenigen Menschen bewohnt wird. [1])

Bigbai ist 4 Seemeilen südlich von Halifax gelegen, 1½ Seemeilen breit und ¾ Seemeilen tief, mit einer sandigen Küste, ist nach allen Seiten offen und bietet keinen Schutz. Drei Seemeilen südlich von Bigbai treffen wir in 26° 46' s. Br. auf die

Long- oder Ludovicinsel, eine felsige, 3 Kilometer lange Insel, die aus drei Teilen besteht; die See geht an zwei Stellen darüber hinweg. Die bessere Einfahrt in eine kleine, durch die Insel geschützte Bucht ist um den Norden der Insel, da auf der Südseite Riffe im Wege liegen. Die kleine Bucht hat guten Ankerplatz und ermöglicht die Landung auf sandigem Strand. Dieser Platz wird zur Zeit der Guanolese aufgesucht. Eine Seemeile südlich von der Ludovic-Insel befindet sich die

Atlasbai, eine kleine Ausbuchtung ohne Schutz, und von dieser durch eine 3 Kilometer lange glatte, felsige Küste getrennt, die

Adventurebai mit sandigem Strand, aber ohne Schutz, da sie nach Westen völlig offen ist. Von der Adventurebai behält die Küste den gleichen Charakter bis zu der 3 Seemeilen entfernten

Elisabethspitze. Dieselbe ist niedrig und felsig, mit einem gefährlichen Riff. Östlich von der Elisabethspitze ist der Strand sandig. Von derselben 3 ½ Seemeilen entfernt liegt der nördlichste der 5 ½ Kilometer langen und 30 Meter hohen

Possessioninsel, welche die Elisabethbai im Westen begrenzt. Ihre durchschnittliche Breite beträgt gegen 1 Kilometer. Dieselbe bildet eine Kurve, deren konkave Seite dem Festlande zugewendet ist. Auf dem südlichen Ende ist ein Landungsplatz für Böte. Am Nordende der Insel befindet sich ein felsiger Vorsprung mit einem ½ Seemeilen langen Riff nach Norden und einem noch längeren nach Osten. Der schiffbare Kanal zwischen Elisabethspitze und der Insel beträgt gegen 1 ½ Seemeilen. Der „Afrika Pilot" führt noch verschiedene gefährliche Klippen an, welche sämtlich in der Nähe der Insel gelegen sind. Durch diese und einen schwachen Einschnittt an der Küste wird die etwa 2 Seemeilen weite

Elisabeth-Bai gebildet, mit einem von Felsen durchsetzten Strand. Auf der Südseite kann man bei günstigem Wetter mit Böten landen. [1])

Etwa 25 Seemeilen südlich von der südöstlichen Seite der Possessioninsel entfernt, liegt die kleine

Bolinsel, und eine Seemeile weiter in 27° 2' s. B. der

Albatroßfelsen, die größte von einer Anzahl kleiner Inselchen von vulkanischem Ursprung. Der Zwischenraum zwischem dem Felsen und dem Festlande beträgt ca. 1000 Meter und findet sich hier guter Ankergrund. Dagegen dehnt sich vom Albatroßfelsen in südwestlicher Richtung ein gefährliches zwei Seemeilen langes Riff aus. Etwa 3 ⅔ Seemeilen vom Albatroßfelsen entfernt liegt die

Plumpudding-Insel von abgerundeter Form. Die Küste zwischen Albatroß- und Plumpudding-Insel ist felsig. Zwischen der Bolinsel und der Ausbuchtung des Festlandes bietet guten Ankergrund die

Prince of Walesbai, in welcher an einem abschüssigen Strande gut gelandet werden kann. Am Ende der sechziger Jahre wurde von hier Kupfer verschifft. [2]) Etwa 12 Seemeilen südlich von der Possessioninsel treffen wir auf die

Pomonainsel, an deren Nordende in 4 Faden Tiefe guter Ankergrund ist. Zwischen dieser Insel und dem Albatroßfelsen befindet sich ¾ Seemeilen vom letzteren in südwestlicher Richtung ein gefährliches Riff. Bei dem Befahren der Küste ist hier überall große Vorsicht geboten. Von der Pomonainsel bis zum Oranjefluß, wo die Küstenlinie von Deutsch-Südwestafrika ihr Ende erreicht, haben wir zuerst in südlicher Richtung 53 Seemeilen bis zur Roastbeef-Insel und von da in südöstlicher Richtung 60 Seemeilen bis zur Mündung des genannten Grenzflusses. Dieser ganze Küstenstrich ist vollständig öde, ohne jede Spur von Vegetation. Der Strand ist auch hier mit zahlreichen kleinen Inselchen und Riffen besetzt, die aber an keiner Stelle über eine Seemeile weit sich in die See erstrecken, so daß in diesem Abstande die Schiffahrt gefahrlos ist. Setzen wir von der Pomonainsel unsere Küstenfahrt fort, so begegnen wir in 27° 18' s. Br. zunächst dem

Archfelsen, dessen längliche Form, die in der Mitte bogenförmig von der See ausgewaschen ist, ihm den Namen gegeben hat. In 27° 23' s. Br. liegt die

Whalebai, welche durch eine Ausbuchtung der Küste gebildet wird und nach allen Seiten offen ist. Im nördlichen Teile sind etwa 100 Meter vom Festlande entfernt zwei kleine Inselchen, auf denen etwas Guano gefunden wird. Auf der Außenseite derselben kann man bei gutem Wetter ankern. Auf der Südseite der Bai ist eine gute Landungsstelle, von wo ein Weg ins Innere führt zu einem etwa 18 Kilometer entfernten Eingeborenendorfe, das eine freundliche Umgebung haben soll, indes die Küste eine vollständige Sandwüste darstellt, die nur durch einen einzigen kleinen Felshügel von vulkanischer Formation unterbrochen wird. Über das erwähnte Dorf berichtet der Afrika Pilot (II, 1884, S. 236), daß von da häufig die Eingeborenen an den Strand kommen, um zu fischen, und nach Schiffen auszusehen, um Schafe, Ochsen und Straußenfedern sehr billig zu verhandeln. In 27° 47 s. Br. kommen wir nach Angras Juntas, näher beschrieben durch Kapitän Morell. Derselbe fand an dieser Stelle der Küste einen 1 Seemeile tiefen, 1½ Seemeile breiten Einschnitt, welcher guten Schutz gegen südliche Winde in 14 bis 5 Faden Wassertiefe bietet, und bezeichnet den Platz als besonders geeignet zur Verbindung mit den Eingeborenen, deren nächster Wohnplatz etwa 9 Kilometer in nordöstlicher Richtung von der Bai abliegt. In 27° 58' s. Br. liegt die schon genannte

[1]) Da die Beschreibung der Guanobai von einer Aufnahme aus dem Jahre 1884 herrührt, so können sich die Verhältnisse inzwischen wesentlich geändert haben.

[1]) Diese Angaben des Afrika Pilot, der auch eine sehr interessante Beschreibung des Hafens und der Insel Possession von Kapitän Morrell anführt, beruhen auf Untersuchungen aus dem Jahre 1880, so daß Veränderungen in der einen oder anderen Beziehung inzwischen eingetreten sein können.

[2]) Die betreffende Miene hieß: „Sinclairs mine" nach einem englischen Kapitän.

Roastbeef-Insel, welche als Guanoinsel bezeichnet werden kann. Die Ankerstelle zwischen der Insel und dem Festlande ist unsicher infolge vieler unsichtbarer Riffe und starker Dünung. Die Küste nimmt nun eine südöstliche Richtung und bietet keine bemerkenswerte Erscheinung dar bis zur Mündung des

Oranjeflusses in 28° 38′ 30″ s. B. und 16° 27′ 30″ ö. v. G. Der Mündung des fast den ganzen südlichen Kontinent durchströmenden Flusses, der in der Sprache der Eingeborenen „Gariep" heißt, sind mächtige Sandbänke vorgelagert, die auf felsigem Grunde lagern. Eine Landung ist hier zu keiner Jahreszeit möglich; die nächste Landungstelle ist bei Kap Voltas, 5 Seemeilen südlicher. Das Land um die Mündung des Flusses ist niedrig. Etwa 16 Kilometer im Innern erheben sich vereinzelte Hügel, die weiterhin zu den höheren Bergen aufsteigen, von welchen der Fluß eingefaßt wird.

Über die Schiffbarkeit des Flusses bemerkt C. J. Anderson in seinem Werke „Okavango-River", daß nur der untere Teil des Flusses für kleine Fahrzeuge und zu gewissen Zeiten im Jahre schiffbar sei, während höher hinauf Strömungen und Wasserfälle, von letzteren viele bedeutend und großartig, die Fahrt unmöglich machen.

Die Beschreibung der Küste setzen wir bis Port Nolloth fort, von wo die Verbindung nach dem Lande der Bondelswaarts über Dokiep wahrscheinlich noch so lange geschehen wird, als nicht eine gute und sichere Landungsstelle an der deutsch-südwestafrikanischen Küste für das Oranjegebiet ausfindig gemacht ist. In etwa 3½ Seemeilen Entfernung vom Oranjefluß wird durch einen größeren Einschnitt die

Alexanderbai gebildet, deren Ufer fast parallel gehen und die nur nach Westen offen ist. Sie bietet kleinen Fahrzeugen einigen Schutz gegen die südwestliche Dünung durch ein am Südende vorgelagertes Riff von niedrigen Felsen. Für größere Schiffe ist die Einfahrt gefährlich, da die Bai gleichsam von Riffen eingeschlossen ist. Trinkwasser hat die Bai nicht, es muß 8 Kilometer weit aus dem Gebiet des Oranjeflusses geholt werden oder von dem näher gelegenen Voltaskap, wo es im Sande am Strand gegraben wird.

Kap Voltas liegt in 28° 42′ s. Br. und hat die Gestalt einer sehr schroff aufsteigenden Spitze mit Ausläufern nach der See. Etwas nördlich davon öffnet sich eine Bucht, die wegen ihres morastigen Grundes und der ständigen auf die Bucht stehenden Dünung keinen schützenden Ankerplatz bietet. Wie schon erwähnt wurde, soll hier am Strande Trinkwasser gegraben werden können und wird dasselbe als besonders schmackhaft gerühmt. Von Kap Voltas nach Süden erstreckt sich an der Küste eine Kette ziemlich hoher Hügel, deren Spitzen erkennen lassen, daß sie durch vulkanische Thätigkeit entstanden sind. Der nächste vorspringende Punkt ist die

Wreck-Spitze, welche 11 Seemeilen von Kap Voltas entfernt liegt.

In 28° 45′ s. B. ist

die Harrisonbucht, deren Einfahrt nordwestlich ist und die keine Riffe hat. Dagegen sind der Bucht in einigem Abstande Riffe vorgelagert, die größeren Schiffen die Einfahrt verbieten. Diese Riffe dehnen sich noch weiter nach Süden aus bis zu dem

Homewoodhafen in 28° 46′ s. B., der auch die Landung nur größeren Böten gestattet. In 29° s. B. mündet ein kleiner Küstenfluß, der

Holgat River in die See. Von hier aus bis Port Nolloth (oder Robben-Bai) kommen in kurzem Abstande von der Küste vielfach Riffe vor, und wird der genannte Hafen selbst durch verschiedene Felsenriffe und durch die Robbeninsel gebildet. Das eine Riff läuft von der Südspitze des Hafens (29° 15′ 10″ s. B. und 16° 52′ 20″ ö. v. G.) aus und wendet sich nordwärts fast parallel in etwa 2½ Kabellängen Abstand mit der Küste. Ein anderes Riff geht von der Nordspitze des Hafens aus und nähert sich dem südlichen Riff auf 1¾ Kabellänge Abstand. Mitten in dieser Passage steht 11 bis 17 englische Fuß unter Wasser eine felsige Klippe, über welche bei frischem Winde die See heftig brandet. Der Ankerplatz für Schiffe von 8 bis 9 Fuß Tiefgang ist auf der Innenseite der Robbeninsel, welche auf der Innenseite des südlichen Riffs gelegen ist. Die Beschaffenheit des Hafens bietet nur geringe Sicherheit und erklärt es zur Genüge, daß oft Ladungen und Schiffe bei der Landung verloren gehen, während größere Schiffe überhaupt nur außerhalb der Riffe ankern und durch sogenannte Lighter löschen und laden können.

Der Platz ist sehr wichtig, da von hier die Verbindung mit den bekannten Kupferminen von dem 60 Kilometer entfernten Dokiep durch eine Traubahn und die Verschickung großer Mengen Kupfer stattfindet.

Am Strande gegenüber der Robbeninsel liegt der kleine Ort Nolloth, der seinen Namen nach einem bekannten englischen Schiffskommandanten (1854) führt, mit einem Zollhause und einer Postanstalt. In den dreißiger Jahren wurde der Platz von amerikanischen Walfischfahrern besucht, denen die erste genauere Kenntnis der ganzen Küste verdankt wird, wie überhaupt für manche andre Plätze der nördlichen Küstenstrecke noch heute die Nachrichten des Kapitän Morell als einzige Quelle benutzt werden. Inzwischen hat die Küstenfiguration mannigfache Veränderungen erfahren, so daß für unsere Marine hier die denkbare Aufgabe vorliegt, die vielfach veralteten Vermessungsarbeiten der Amerikaner und Engländer zu berichtigen.

Dr. H. Bokemeyer.

Die auf dem Gebiet der Tropenausrüstungen in den letzten zwei Jahren gemachten Erfahrungen.

Von Eduard Scheidel.

(Vortrag am Herrenabend der Abteilung Berlin am 17. November.)

Vor ungefähr zwei Jahren hatten wir Gelegenheit, in einer Sitzung der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft über die Ausrüstung der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe, welche damals eben errichtet worden war, zu berichten. Inzwischen sind eine ganze Reihe der wichtigsten Erfahrungen gesammelt worden, welche gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo die Schutztruppe im Begriff steht in eine Reichstruppe umgewandelt zu werden, und bei dieser Gelegenheit die Erfahrungen, die seit deren Errichtung gemacht worden sind, praktisch verwertet werden sollen, zu einem Vergleich zwischen dem heutigen und dem damaligen Stand der einschlägigen Fragen anregen.

Vor Errichtung der Schutztruppe, welche Offiziere, Beamte und Unteroffiziere zusammengerechnet augenblicklich ungefähr 200 Deutsche zählt (die eingeborenen Mannschaften kommen bei den vorliegenden Fragen überhaupt nicht in Betracht), waren es immerhin nur vereinzelte Deutsche, welche sich der Erforschung unsrer neu erworbenen Kolonien und dem Dienst in denselben widmeten. Diese waren anfänglich lediglich auf die Ratschläge angewiesen, die ihnen einzelne Freunde aus ihren Erfahrungen geben konnten und gezwungen, sich die benötigte Ausrüstung mühsam bei einer ganzen Anzahl von Lieferanten zusammen zu kaufen, wobei den Betreffenden, namentlich wenn sie zum erstenmale hinausgingen, jede eingehendere Kenntnis und Erfahrung in Bezug auf die an eine Tropenausrüstung zu stellenden Anforderungen abging und es recht häufig vom Zufall abhing, ob der Betreffende gut oder mangelhaft ausgerüstet war, in welch letzterem Falle dann zu leicht Leben und Gesundheit in ernste Gefahr gebracht wurden.

Ziemlich lebhaft wurde der Deutsche Offizierverein auf diesem Gebiete in Anspruch genommen, da viele der in die Tropen, speziell in unsere Schutzgebiete Reisenden, sei es als ehemalige aktive, oder als Reserveoffiziere demselben angehörten, so daß derselbe, insbesondere angeregt durch den infolge der Errichtung der Schutztruppe plötzlich erheblich gesteigerten Bedarf, es sich schon im Interesse seiner Mitglieder zur Aufgabe machen mußte, diesem Gebiete seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und thunlichst Erfahrungen zu sammeln, wo irgend sie ihm zugängig waren, um mit der Zeit zur Feststellung einer mustergiltigen Tropenausrüstung zu gelangen.

In erster Linie kamen für den Offizierverein selbstredend die Erfahrungen in Betracht, welche den Offizieren der Schutztruppe mit den ihnen gelieferten Ausrüstungsstücken gemacht worden waren. — Nebenher wandte sich der Verein aber auch an eine ganze Anzahl erfahrener Afrikareisender mit der Bitte um Begutachtung des von ihm Hergestellten und um Ratschläge bezüglich dessen Verbesserung.

Auf diese Weise wurde mit der Zeit ein umfangreiches Material zusammengebracht, welches die Grundlage bildete zu eingehenden Beratungen über die künftige Gestaltung einer zweckmäßigen Tropenausrüstung, welche gelegentlich der Anwesenheit des Reichskommissars Majors von Wißmann in Deutschland teils in Lauterberg teils in Berlin gepflogen wurden.

Die Ergebnisse dieser Beratungen sollen den Inhalt nachstehender Zeilen bilden, welche für die Leser dieses Blattes umsomehr Interesse bieten dürfen, als der Offizierverein sich bereit erklärt hat, seine Erfahrungen auch Nichtmitgliedern zugängig zu machen und dieselben, wo das gewünscht wird, mit seinem sachverständigen Rat zu unterstützen.

Bei Entscheidung über die einzelnen in Betracht kommenden Ausrüstungsstücke und deren Reichhaltigkeit sind eine Anzahl von Momenten zu berücksichtigen, welche für den einzelnen Fall bestimmend sind; dazu gehören in erster Linie Ziel und Zweck der Reise, namentlich die Frage, ob es sich um einen stationären Aufenthalt an der Küste handelt, wo mit verhältnismäßig geringer Mühe ein eventuell notwendig werdender Ersatz zu beschaffen ist, oder aber, ob es sich um Expeditionen tief ins Hinterland der Schutzgebiete handelt, bei welchen sich eine solche nachträgliche Kompletirung der Ausrüstung zunächst noch ausschließt. Sodann spielen eine wesentliche Rolle die im gegebenen Fall zur Verfügung stehenden Mittel, weshalb insbesondere darauf Bedacht genommen werden mußte, bei selbredend in jeder Beziehung allerbester Qualität die Kosten der Ausrüstung möglichst niedrig zu halten, während andrerseits die Körperkonstitution des Reisenden, seine Liebhabereien und der größere oder geringere Wert, den er auf die Sorge

für seine Bequemlichkeit legt, als wesentliche Faktoren mitsprechen. Es ist gelungen, die Kosten der ersten Ausrüstung z. B. für die Offiziere der Schutztruppe, bei welchen es sich zunächst nur um die Bedürfnisse auf den Stationen handelt, da die für Expeditionen nach dem Innern hinzutretenden Ausrüstungsstücke vom Reichskommissariat geliefert werden, um ungefähr auf die Hälfte dessen zu reduziren, was vor ungefähr zwei Jahren allgemein für erforderlich erachtet wurde. — Nicht unwesentlich fällt hierbei ins Gewicht, daß gewisse Dinge, wie z. B. die in größerer Anzahl stets notwendigen weißen Baumwollanzüge, wesentlich billiger in Sansibar zu haben sind, als sich dies in Deutschland wegen der bedeutend höheren Arbeitslöhne ermöglichen ließ, weshalb es sich durchführen ließ, die Anschaffungen in solchen Gegenständen auf das für die Reise und den Aufenthalt in der allerersten Zeit Notwendige zu beschränken.

Auf die einzelnen Ausrüstungsstücke eingehend, verdient als eines der wichtigsten in erster Linie

das Tropenzelt Erwähnung. Das Zelt, wie es jetzt seitens des Reichskommissariats endgiltig eingeführt ist, lehnt sich in seinen Grundformen im wesentlichen an englische Modelle an, wie ja überhaupt in allen Fragen der Ausrüstung, wie in vielen anderen Kolonialfragen, die Engländer mit ihrer Jahrhunderte alten Erfahrung uns noch als Vorbilder dienen müssen. Die an ein brauchbares Tropenzelt zunächst zu stellenden Bedingungen sind: Schutz gegen Tropensonne und Tropenregen, vorzügliche Ventilation, denkbar einfachste Konstruktion, Widerstandsfähigkeit gegen alle Witterungseinflüsse und möglichst geringes Gewicht. – Die Erfüllung der ersten Bedingung wird im wesentlichen erreicht dadurch, daß man dem Zelte ein doppeltes Dach gegeben hat, von welchen das obere ca. einen Fuß von dem darunter liegenden entfernt ist. Sonne und Regen werden zunächst von dem oberen Dach aufgefangen; die zwischen beiden Dächern fortwährend zirkulirende Luftschicht verhindert eine übermäßige Erwärmung der Luft im Zeltinnern und ein Durchregnen ist selbst bei den heftigsten Tropenregen ausgeschlossen. Die Ventilation wird durch Luftklappen am First des unteren Zeltdaches erzielt, die erwähnte Luftströmung zwischen den beiden Dächern nimmt die verdorbene, weil warme, stets nach oben steigende Luft beständig mit fort. Die Konstruktion ermöglicht ein Aufstellen des Zeltes durch nur mäßig geübte Eingeborene auf jedem Boden innerhalb weniger Minuten. Die Widerstandsfähigkeit gegen alle Witterungseinflüsse ist dadurch erzielt, daß man den Zeltstoff nach einer eigenartigen Methode gegen Fäulnis imprägnirt und das Gewicht hat unbeschadet der Haltbarkeit auf $1^1/_2$ Trägerlasten, d. h. ca. 90 Pfd., reduzirt werden können, wovon sich noch weitere 10 Pfd. ersparen lassen, wenn die in allerjüngster Zeit versuchsweise aus Mannesmannschen Röhren hergestellten Zeltgerüste sich bewähren. Die Größe des Zeltes ist so bemessen, daß sie für einen Reisenden nicht nur als Schlaf-, sondern auch als Wohnraum ausreicht und dessen Bett, Tisch, Stuhl, Badewanne und einen Koffer aufnehmen kann.

Die Frage nach dem zweckmäßigsten Bett hat unter Verwerfung sämtlicher zur Vergleichung beschafften englischen Modelle ihre Erledigung durch endgiltige Annahme eines deutschen, namentlich von Hauptmann Kundschon früher erprobten Modells gefunden. Das Mosquitonetz wird nicht mehr auf einem am Bett selbst befestigten Gerüst, sondern an den Innenwänden des Zeltes, welchem es in der Form angepaßt worden ist, angebracht.

Zur Erzielung eines brauchbaren Tisches stellte sich die Konstruktion eines ganz neuen Modells als notwendig heraus. Alle Konstruktionen, bei welchen die Füße zum Umklappen eingerichtet an der Tischplatte befestigt waren, mußten verworfen werden, weil sie nicht feststehen und sich daher zum Schreiben nicht eignen. Auch mußte von der englischen Methode, nach welcher Tischplatten zum Zusammenrollen nach Art der Roll-Jalousien zur Verwendung gelangen, abgesehen werden, da dieselbe eine genügende Garantie für Haltbarkeit nicht gewährt und eine Reparatur während der Reise ausschließt. Eine wesentliche Verbesserung an dem Tisch ist auch die, daß ihm eine Form gegeben wurde, in welcher er eine längliche, schmale, mit einem Koffer zusammen geschnürte Last bildet, wie sie der Neger am liebsten trägt.

Beim Stuhl spielt das Bedürfnis körperlicher Bequemlichkeit eine besondere Rolle. Wird auf diese verzichtet, so genügt ein einfacher Zeltstuhl, von welchem jetzt etwa 4 brauchbare Modelle existiren. — Da man indessen beim Reisen in den Tropen, wo man auf so vieles andere, was einem durch Erziehung und Gewohnheit zum Bedürfnis geworden, verzichten muß, nicht mit Unrecht vielfach Wert darauf legt, nach anstrengendem Marsch sich auf einem bequemen Sitz ausruhen zu können, so wird in vielen Fällen neben dem einfachen Zeltstuhl noch ein zusammenklappbarer Lehnstuhl mitgeführt, für welchen die seit einigen Jahren in Gebrauch gekommenen Triumphstühle die Grundidee gegeben haben.

Die Koffer haben sich in ihrer ersten Konstruktion absolut bewährt, denn sie genügen allen an sie zu stellenden Anforderungen, d. h. sie sind bei verhältnismäßig geringem Gewicht dauerhaft, und sind dabei luft-, wasser- und ameisendicht. Die an den Koffern angebrachten Verbesserungen konnten sich somit darauf beschränken, dieselben durch eine innere Einrichtung für ihre Bestimmung im einzelnen noch geeigneter zu machen. Zur Aufnahme dessen was jeder Reisende stets zur Hand haben muß, wurde zunächst ein Koffer mit vier Einsätzen konstruirt, welche zur Aufnahme der Apotheke, der Schreibmaterialien und Tagebücher, der Zigarren und Rauchutensilien und eines Handvorrats an Patronen bestimmt sind. — Neben diesem Koffer erwies sich ein solcher als erforderlich, welcher den notwendigsten Bedarf an Kleidungsstücken, Wäsche, Schuhen und Toilettebedürfnissen aufzunehmen bestimmt war. Dieser erhielt die Form einer in bescheidenen Maßen gehaltenen Badewanne, um auch als solche benutzt werden zu können, wodurch die seither allgemein übliche zusammenlegbare Gummibadewanne als selbständiges Ausrüstungsstück in Wegfall kommen konnte. Zur Aufnahme des oben erwähnten Inhalts erhielt diese Badewanne einen, durch eine Zwischenwand in 2 Teile geteilten Korbeinsatz. — Ein weiterer Koffer ist zur Aufnahme des gesamten Kochgeschirrs, welches eventuell für 6 Personen ausreicht, eingerichtet, während für das Speisegerät ein Korb gewählt wurde, welcher den bei uns üblichen Menagekörben nicht unähnlich ist. Wichtig an demselben ist, daß er zwei aus Nickelblech hergestellte absolut luftdicht schließende Kasten enthält, in welchen fertiger Braten, Brot ꝛc. tagelang aufbewahrt und frisch erhalten werden kann. Ferner ist, namentlich für größere Expeditionen, ein Lampenkoffer konstruirt worden, welcher außer einer gefüllt auseinander nehmbaren Petroleumlampe, 2 Laternen, 6 Behälter für verschiedenes Brennöl, Lichte, Streichhölzer, Dochte, Reservezylinder und Putzlappen enthält.

Hieran schließen sich, je nach der Größe der Expedition, eine größere oder geringere Anzahl von leeren Koffern zur Aufnahme der Reserven an Kleidungsstücken und sonstigen Bedarfsgegenständen.

Einschneidende Änderungen hat die Bekleidung erfahren.

In erster Linie sind eine Reihe von Versuchen zur Herstellung eines allen Anforderungen entsprechenden Tropenhelmes gemacht worden, welche indessen noch nicht vollständig zum Abschluß gelangt sind. Die jüngsten Versuche erstrecken sich namentlich auch darauf, dem Helm innen einen schwammartigen Belag zu geben, welcher angefeuchtet einen vermehrten Schutz gegen die Einwirkungen der Tropensonne gewähren soll. Ferner hat der Helm eine nicht unwesentliche Neuerung, einen braunen, wasserdichten Bezug erhalten, welcher nicht allein in der Regenzeit, sondern namentlich auch auf gegen den Feind gerichteten Expeditionen und im Gefecht getragen werden soll, aus weiter unten näher zu erörternden Gründen.

Die Anzüge haben teils bereits wesentliche Änderungen erfahren, teils stehen solche, namentlich in bezug auf den seitherigen sogenannten Gala-Anzug der Schutztruppe noch bevor. Letzterer soll mit der Umwandlung der Schutztruppe in eine Reichstruppe in eine Parade-Uniform abgeändert werden, welche gleichzeitig auch als Heimats-Uniform in Deutschland getragen werden kann. Die Entwürfe sind der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes eingereicht, um durch deren Vermittlung die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers zu erhalten. Von den speziell für den Gebrauch in den Tropen bestimmten Anzügen sind die aus weißem Flanell gefertigten, da sie durch die eigentümliche Behandlung der Wäsche seitens der Neger, welche jede deutsche Hausfrau in Schrecken versetzen würde, sehr rasch unbrauchbar wurden, bald gänzlich in Wegfall gekommen. Die weißen Anzüge, die typische Tracht jedes Europäers in den Tropen, dürften dagegen wohl kaum je durch Besseres ersetzt werden können. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte man in neuerer Zeit Anzügen, welche aus einem hellbraunen Baumwollstoff gefertigt werden, wie er für die Uniformen der britisch-indischen Armee zur Verwendung gelangt. Diese Anzüge haben den Vorzug, daß in ihnen der Europäer dem feindlichen Eingeborenen nicht ein so deutliches, von weither kenntliches Ziel bietet, wie dies seither in den weißen Anzügen der Fall war. Aus diesem Grunde wird auch gegebenen Falles der braune Bezug zum weißen Tropenhelm getragen.

Die Fußbekleidung hat insofern eine Änderung erfahren, als die hohen Schaftstiefeln fast gänzlich außer Gebrauch gekommen sind, da man die Erfahrung gemacht hat, daß, wenn man durch Sumpf marschiren muß, wobei dieselben hauptsächlich schützen sollen, dieser meist so tief ist, daß das Wasser von oben eindringt, dem Schafte also nur die eine Aufgabe zu erfüllen bleibt, die Unterschenkel gegen die scharfen Steppengräser zu schützen, was durch Gamaschen leichter und bequemer erreicht wird. Die Steppengräser sind auch die Ursache, aus welcher man von der in Deutschland für Jagdzwecke so sehr beliebten Hakenverschnürung für Gamaschen und Schuhe gänzlich abgekommen ist, da die Gräser in den Haken hängen bleiben und das Marschiren sehr erschweren.

Die Frage der Unterkleider ist auch heute noch so unentschieden wie vor Jahren, und es hat fast den Anschein, als ob dieselbe in

abschbarer Zeit überhaupt nicht zur Entscheidung gebracht werden könne, in dem Sinne als man eine Art von Unterkleidern als die allein richtige und alle übrigen als unzweckmäßig zu bezeichnen im stande wäre. Es spielen hier persönliche Angewöhnung und die mehr oder weniger empfindliche Haut eine wesentliche Rolle. — Das eine läßt sich feststellen, daß die Jägerwolle viel von ihrem Nimbus verloren hat, einmal weil ihre Behandlung in der Wäsche nicht unbedeutende Schwierigkeiten verursacht, dann aber auch weil sie wohl geeignet ist, eine sehr empfindliche Haut zu reizen und so den so sehr gefürchteten „Roten Hund" hervorzurufen. Vielfach werden jetzt Hemden von einem sehr dünnen trikotartigen Baumwollgewebe, von den Engländern Singlets genannt, bevorzugt. Auch Hemden aus chinesischer Rohseide haben noch ihre warmen Verteidiger, nur sind dieselben in der Anschaffung ziemlich teuer.

Schlafanzüge aus Flanell, welche von Anfang an dringend empfohlen worden waren, glaubte man späterhin entbehren zu können, indessen ist man zu denselben, namentlich zur Verhütung der so gefährlichen Erkältungen des Unterleibs bei der in den Tropen so außerordentlich rasch zunehmenden Empfindlichkeit auch gegen ganz unbedeutende Temperaturschwankungen, wieder bedingungslos zurückgekehrt.

Von kleineren Ausrüstungsstücken ist in erster Linie die Feldflasche zu erwähnen, weil deren Konstruktion, um allen an sie zu stellenden Anforderungen zu entsprechen, nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursacht hat. Um ein möglichstes Kühlhalten des Inhalts der Feldflasche zu erzielen, wurde eine solche eingeführt, welche, von Metall gefertigt, mit einem sehr dicken Filzbelag bezogen wurde. Die dieser Konstruktion zu Grunde liegende Idee war die, den Filzbezug stets durch häufig wiederholtes Eintauchen in Wasser feucht zu erhalten. Das in der Tropenhitze rasch verdunstende Wasser entzog der Flasche selbst und ihrem Inhalt die Wärme und hielt letzteren kühl, vorausgesetzt, daß man Wasser oder eine Pfütze zur Hand hatte, um die an sich lästige Manipulation vorzunehmen, was jedoch nicht immer der Fall war. Zudem stellte sich die Notwendigkeit heraus die Flasche für zwei Liter Inhalt, statt wie bisher für einen, zu konstruiren, wodurch sich denn ein Selbsttragen durch den Europäer ausschloß. Die Flasche mußte also einem Neger zum Tragen übergeben werden, von welchem eine gewissenhafte Vornahme der eben beschriebenen Manipulation garnicht zu erwarten war. Einen Ersatz glaubt man nun in einer großen Glasflasche gefunden zu haben nach Art der von unsren Lazarethgehilfen benutzten Labeflaschen. Diese werden mit einem, nach einer eigenen Methode, präparirten Rindslederbezug versehen, welcher ein besonders schlechter Wärmeleiter ist. — Um der Gefahr vorzubeugen, daß der die Flasche tragende Neger dieselbe selbst leert, mußte sie mit einem Schloß versehen werden. Da man nun nicht jedesmal, um einen Schluck zu thun, seine Feldflasche erst aufschließen kann, bedingt diese das Mitführen einer zweiten kleinen Handflasche für den jeweiligen Bedarf, in einer Rocktasche des Europäers.

Augenblicklich werden mit dieser neuen Feldflasche Trageversuche gemacht, über deren Versuche die Resultate noch ausstehen.

Mit den vorerwähnten Ausrüstungsstücken ist nun allerdings die persönliche Ausrüstung eines Reisenden noch nicht erschöpft, es gehören zu derselben noch eine Reihe von Kleinigkeiten, welche indessen zu wenig allgemeines Interesse bieten, um an dieser Stelle eigens erwähnt zu werden. Um den für diese Besprechung zur Verfügung stehenden Raum nicht zu überschreiten, mußte auch auf ein Eingehen auf einige andre, mit der Ausrüstung einer Expedition in engem Zusammenhang stehende Fragen verzichtet werden, obgleich dieselben ebenfalls wichtig genug sind, um zu einem eingehenden Studium anzuregen. Wir meinen hier in erster Linie die Fragen der Bewaffnung, der Zahl und Auswahl der an Geldesstatt erforderlichen Tauschartikel und ihrer mannigfaltigen Bezugsquellen, der Verproviantirung und Verpflegung der Karavane, der wissenschaftlichen Instrumente, der Signalvorrichtungen für Stationen und mancher kleinerer Hilfsmittel, um den Eindruck der geistigen Überlegenheit des Europäers bei den Eingeborenen zu erhöhen. Ebenso mußte auf ein Eingehen auf die Abweichungen in den Bedürfnissen für die westafrikanischen Kolonien ein Gegensatz zu dem ostafrikanischen, sowie namentlich auf eine besondere Berücksichtigung der Ausrüstung für das südwestafrikanische Schutzgebiet verzichtet werden, für welch letzteres die Vorbedingungen ja so gänzlich von allem für tropische Gegenden Maßgebenden abweichen.

Immerhin dürfte durch die vorstehenden Zeilen der Nachweis geliefert sein, daß auch auf diesem Gebiet im Interesse der kolonialen Sache eine rührige Thätigkeit entwickelt wird, welche mit der Zeit zu einer solchen Vervollkommnung führen wird, daß wir uns von fremden Vorbildern, auch von englischen, ganz emanzipiren und ganz auf eigenen Füßen stehen können.

Der Vertrag zwischen der Kaiserlichen Regierung und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Zwischen der Kaiserlichen Regierung einerseits und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sitz zu Berlin, vertreten durch ihren Vorstand, andererseits, ist, nach erfolgter Zustimmung der Hauptversammlung der Mitglieder der Gesellschaft, folgender Vertrag abgeschlossen, in dessen Text unter der „Gesellschaft" stets die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" verstanden wird.

§. 1. Die Kaiserliche Regierung beabsichtigt den Abschluß eines Staatsvertrages, durch welchen die Hoheitsrechte über das der deutschen Interessensphäre in Ostafrika vorgelagerte Küstengebiet, samt dessen Zubehörungen und der Insel Mafia gegen Entschädigung Seiner Hoheit des Sultans von Sansibar an Seine Majestät den Deutschen Kaiser abgetreten werden sollen. Das gegenwärtige Übereinkommen tritt nur unter der Voraussetzung in Rechtswirkung, daß der vorgedachte Vertrag spätestens am 1. Dezember 1890 zum Abschluß gelangt ist und daß in diesem Vertrage der Übergang der Hoheitsrechte von seiten des Sultans von Sansibar auf keinen späteren Zeitpunkt, als den 1. Januar 1891, festgesetzt wird.

§. 2. Zum Zweck der Bezahlung der dem Sultan von Sansibar für die Abtretung seiner Hoheitsrechte zu gewährenden Entschädigung verpflichtet sich die Gesellschaft, der Kaiserlichen Regierung spätestens am 28. Dezember 1890 den Betrag von vier (4) Millionen Mark Deutscher Reichswährung in Gold zur Verfügung zu stellen und auszuzahlen.

Die Kaiserliche Regierung wird dafür besorgt sein, daß der Gesellschaft zum Zweck der Aufbringung der Mittel für diese Zahlung sowie zu den in §. 3 dieses Vertrages bezeichneten weiteren Zwecken rechtzeitig die nach dem Preußischen Gesetz vom 17. Juni 1833 (Ges.-Samml. 1833 S. 75) erforderliche landesherliche Genehmigung zur Aufnahme einer mit 5 Prozent jährlich verzinslichen und halbjährlich mit 0,3257 Prozent ihres Nennbetrages zuzüglich der aus den ersparten Zinsen tilgbaren Nominalbeträge zu amortisirenden, zum Kourse von 105% rückzahlbaren, Darlehusschuld in auf jeden Inhaber lautenden Schuldverschreibungen und die nach § 37, Ziffer 4, und §. 42, Ziffer 3, der Satzungen der Gesellschaft nötige Genehmigung ihrer Aufsichtsbehörde erteilt werden.

§. 3. Zur Aufbringung der Mittel für die nach §. 2 an die Kaiserliche Regierung zu leistende Zahlung sowie zur Verwendung für dauernde wirtschaftliche Anlagen in dem Deutsch-Ostafrikanischen Gebiet und zur Beförderung des Verkehrs nach demselben verpflichtet sich die Gesellschaft gegenüber der Kaiserlichen Regierung, eine Anleihe im Gesamtbetrage von 10556000 Mark zu schaffen.

Die Gesellschaft ist gehalten, aus dem Erlöse der Anleihe, soweit sie die in §. 2 vorgesehene, sofort zu leistende Zahlung übersteigt, die Betonnung der Häfen im Küstengebiete nach Maßgabe des unter dem 27. Mai 1890 von seiten des Reichs-Marineamts ausgearbeiteten Planes auszuführen, sowie Beleuchtungsanlagen im Höchstbetrage von 250 000 Mark zu machen. Mit dieser Arbeit wird spätestens am 1. April 1891 begonnen werden.

Eine Verwendung des Erlöses der Anleihe muß, sofern diese Verwendung sich nicht innerhalb der in Abs. 1 gedachten Zweckbestimmung hält, auf Verlangen der Kaiserlichen Regierung unterbleiben. —

Die Verwendung muß innerhalb der ersten 10 Jahre erfolgen, soweit die Kaiserliche Regierung eine Verlängerung nicht eintreten läßt.

§. 4. Der von der Gesellschaft am 28. April 1888 mit Seiner Hoheit dem Sultan von Sansibar abgeschlossene und durch das Nachtragsübereinkommen vom 13. Januar 1890 modifizirte Vertrag wird mit dem Zeitpunkt der Zahlung der Abfindungssumme (§. 2) außer Kraft gesetzt, insoweit seine Festsetzungen nicht durch den gegenwärtigen Vertrag ausdrücklich aufrecht erhalten werden.

Die Kaiserliche Regierung übernimmt von diesem Zeitpunkte ab die Verwaltung des Küstengebietes und seiner Zubehörungen, der Insel Mafia, sowie des Schutzgebietes.

Der Kaiserlichen Regierung fallen dementsprechend alle vom Zeitpunkte der Übernahme der Verwaltung ab eingehenden Zölle, sowie die etwa zur Hebung gelangenden Steuern und sonstigen öffentlichen Gefälle jeder Art zu.

§. 5. Dagegen verpflichtet sich die Kaiserliche Regierung, vom 1. Januar 1891 ab bis dahin, daß die von der Gesellschaft aufzunehmende Anleihe (§§. 2 u. 3) zur völligen planmäßigen Tilgung gelangt ist, an die von der Gesellschaft zu bezeichnende Stelle zum Zweck der Verzinsung und Amortisation der aufzunehmenden Anleihe aus den von der Kaiserlichen Regierung vereinnahmten Brutto-Zollerträgen der Ein- und Ausfuhr in das Küstengebiet bezw. aus demselben ohne jeden Abzug und ohne jede Aufrechnung unter allen Umständen den Jahresbetrag von Sechshunderttausend (600 000) Mark zu zahlen.

Die Zahlung erfolgt in halbjährlichen Raten von je 300 000 Mark an jedem 20. Juni und 20. Dezember.

Vier Wochen nach Abschluß jeder Monatsaufstellung der Zolleingänge wird der Gesellschaft von ihrem Betrage Kenntnis gegeben.

§. 6. So lange die Verpflichtung der Kaiserlichen Regierung zu der in §. 5 bedungenen Zahlung besteht, wird die Kaiserliche Regierung Änderungen der zur Zeit des Vertragsschlusses an der Küste geltenden Zollsätze nicht eintreten lassen, sofern eine solche Änderung das Aufkommen eines Brutto-Zollerträgnisses von mindestens 600 000 Mark jährlich gefährdet.

Werden Zollstellen seitens der Kaiserlichen Regierung außerhalb des Küstengebietes errichtet, so werden für die Dauer der Vertragszeit auch die Erträgnisse dieser Zollstellen zur Aufbringung der vorerwähnten 600 000 Mark verwendet werden.

Falls in einem Jahre oder in einer Mehrheit von Jahren der für den Dienst der Anleihe erforderliche Betrag von 600 000 Mark durch die Brutto-Erträgnisse der Zölle nicht erbracht werden sollte, ist die Differenz aus den

den Betrag von 600 000 Mark überschreitenden Erträgnissen späterer Jahre nachzuzahlen (§. 5).

Die Kaiserliche Regierung räumt der Gesellschaft als ein ferneres Entgelt für die Aufabe ihrer Rechte aus dem Vertrage vom $\frac{\text{28. April 1888}}{\text{13. Januar 1890}}$ die folgenden Befugnisse ein:

1. Unbeschadet der von der Gesellschaft außerhalb des Küstengebietes, seiner Zubehörungen und der Insel Mafia (§. 1) sowie außerhalb des Gebietes, für welches der Kaiserliche Schutzbrief erteilt ist, vertragsmäßig erworbenen Rechte tritt die Kaiserliche Regierung der Gesellschaft für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des Schutzbriefes das ausschließliche Recht auf den Eigentumserwerb durch Ergreifung des Besitzes (Okkupationsrecht) an herrenlosen Grundstücken und deren unbeweglichen Zubehörungen, vornehmlich also auch das Okkupationsrecht an Wäldern ab, jedoch mit dem Vorbehalt
   a) der wohlerworbenen Rechte Dritter an dergleichen herrenlosen Grundstücken;
   b) des Rechts der Kaiserlichen Regierung, herrenlose Grundstücke, insoweit solche nach ihrem Ermessen zu öffentlichen Bauten im Interesse der Verwaltung und der Sicherung des Küsten- und des Schutzgebietes erfordert werden, durch Okkupation für das Reich zu Eigentum zu erwerben;
   c) des Rechts der Kaiserlichen Regierung, für die Ausnutzung der Wälder auch für die Gesellschaft verbindliche Gesetze und Verordnungen im Interesse der Landes- und Forstkultur zu erlassen.
2. In Bezug auf die Gewinnung von Mineralien werden der Gesellschaft für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des Kaiserlichen Schutzbriefes, gleichviel ob die Gesellschaft selbst oder ein anderer der Finder ist, die gleichen Vorteile insbesondere auf die Verleihung von Feldern eingeräumt, welche die in jenen Gebieten jeweilig geltende Gesetzgebung dem Finder zusteht. Außerdem verpflichtet sich die Kaiserliche Regierung, bei Verleihung von Feldern an andere als die Gesellschaft, dem Beliehenen, insofern er nicht der Finder ist, eine Abgabe von fünf (5) Prozent der von ihm geförderten Mineralien zu gunsten der Gesellschaft aufzuerlegen.
3. Bei der Konzessionirung des Baues und Betriebes von Eisenbahnen im Küstengebiet, dessen Zubehörungen, auf der Insel Mafia und dem Gebiet des Kaiserlichen Schutzbriefes soll der Gesellschaft im Falle der Übernahme und der Erfüllung der gestellten Konzessions-Bedingungen ein Vorrecht vor anderen Bewerbern zustehen. Die ihr, im Fall sie von diesem Vorrecht Gebrauch macht, zu erteilende Bau- und Betriebs-Erlaubnis soll übertragbar sein.
4. Der Gesellschaft wird das Recht auf Errichtung einer Bank mit dem Privilegium der Ausgabe von Noten erteilt werden.
5. Die Gesellschaft verbleibt im Besitz der ihr zur Zeit des Vertragsschlusses zustehenden Befugnis, Kupfer-, und Silber-Münzen, welche an den öffentlichen Kassen des Küstengebietes, dessen Zubehörungen und der Insel Mafia sowie des Gebietes des Kaiserlichen Schutzbriefes in Zahlung genommen werden müssen, zu prägen und auszugeben.

§. 8. Vor dem Erlaß von Gesetzen und Verordnungen für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des Kaiserlichen Schutzbriefes wird die Kaiserliche Regierung die Gesellschaft zur gutachtlichen Äußerung auffordern, sofern nicht die Dringlichkeit des Falles eine Abweichung von der Regel erheischt.

§. 9. Insoweit es sich nicht um Rechte handelt, welche die Gesellschaft auf Grund der ihr hier eingeräumten Befugnisse während der Daner dieses Vertrages erworben hat (vgl. §. 7), tritt das gegenwärtige Übereinkommen außer Geltung, sobald die anfzunehmende Anleihe (§§. 2 und 3) getilgt ist.

Berlin, 20 November 1890.

Korrespondenzen.

Wir sind in der Lage aus Dr. Emins privaten Berichten folgende sehr interessante Mitteilungen machen zu können.

Tabora, den 18. August 1890.

Je mehr der deutsche Besitz in Ost-Afrika von vielen Seiten als ein Danaer-Geschenk für das Reich aufgefaßt wird, und je mehr man sich bemüßigt findet, seine Wertlosigkeit in den Vordergrund zu stellen, umsomehr erscheint es geboten, von Ort und Stelle aus diesen Besitz zu beleuchten. Wenn man Länder auf Grund flüchtiger Durchreisung als unwert beurteilt, so mag längere Vertrautheit mit ihnen und ihrer Bevölkerung doch so manches in anderem Lichte erscheinen lassen, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Und um zu zeigen, daß es dem Schreiber nicht daran gelegen ist, über dunkle Zustände rosiges Licht zu gießen, mag von vornherein zugegeben werden, daß unser afrikanischer Besitz als Grundbesitz für Deutsche kaum verwertbar, seinen eigentlichen Wert erst dadurch erhält, daß man seine Hinterländer als Produktionszentren und seine eigene Stellung als Handelsvermittler in Betracht zieht. Dies zugegeben, ergibt sich sofort die Nötigkeit, alle nicht anderweitig vergebenen Gebiete in den Kreis unserer Interessen zu ziehen und in kürzest möglichster Zeit das Land so zu gestalten, daß seine Ausgaben durch seine eigenen Einnahmen gedeckt werden. Erst wenn diese Aufgabe in ersprießlicher Weise gelöst ist, kann an ein ergiebiges Vorgehen in humanitären Fragen gedacht werden. Denn so wichtig die Unterdrückung des Sklavenhandels, so wichtig und nützlich die Schaffung von Schulen und Unterweisungs-Anstalten, so dringend die Anlage von neuen und leichten Verkehrsbahnen auch sein mag, so kann an ihre Inangriffnahme doch erst dann gedacht werden, wenn man Herr des Landes geworden und wenn man für den zu errichtenden Bau eine feste und sichere Grundlage geschaffen hat. Wenn überall in der Welt Machtentfaltung Ansehen verleiht, so gilt dies für Afrika doppelt, und manche bittere Erfahrung wäre unseren Landsleuten erspart geblieben, hätten sie statt philanthropischen Eingebungen und unbegründeten Voraussetzungen zu folgen, in praktischer Weise zunächst ein festes Zentrum geschaffen und von diesem aus langsam und stetig ihre Wege nach allen Richtungen hingebahnt. Und hieraus wiederum ergibt sich in zwingender Weise, daß unsere nächste Aufgabe, nachdem jetzt die Küste zu Ruhe und Frieden zurückgekehrt ist, die Schaffung eines festen Stützpunktes für die deutsche Macht im Innern geworden sei. Hierzu empfiehlt sich aus vielen Gründen Tabora. In der Mitte nahezu aller bis jetzt begonnenen Verkehrsstraßen gelegen, von der Küste aus verhältnismäßig leicht und schnell zu erreichen, von Leuten bewohnt, die durch lange Berührung mit der Zivilisation für ihre Vorteile, ich sage nicht Segnungen, empfänglich geworden sind, reich versehen mit alledem, was zum Leben erforderlich, stark bevölkert und imstande, jede Anzahl von Trägern zu stellen, bietet der Ort alles, was man für eine Hauptstation nur wünschen kann. Daß mit den Arabern auszukommen sei, haben die Erfolge dieser Expedition bewiesen, es wäre thöricht, an ein Vertreiben der Araber aus Mittel-Afrika zu denken, weil einerseits die Kosten eines solchen Vorgehens nicht im Verhältnis ständen zum Gewinne, den man daraus ziehen könne, andererseits aber würde man sich eines Kulturelements berauben, dessen, wenn auch zweifelhafter Wert, doch nicht zu unterschätzen ist, und schließlich träte die Frage an uns heran, wodurch man die Araber ersetzen sollte. Tragen wir also den bestehenden Verhältnissen Rechnung.

Eine passende Behandlung, eine gewisse Rücksichtnahme auf religiöse und andere Vorurteile, Beförderung rechtmäßigen Handels und strenge Gerechtigkeitsliebe sind die einfachsten Mittel, um die Araber zu befreunden und deutschem Handel Zwischen-Händler zu gewinnen, die seit Jahrzehnten mit Örtlichkeiten und Leuten vertraut und vorläufig ganz unersetzlich sind. Der einzige Einwurf, der hiergegen erhoben werden könnte, ist die leidige Sklavereifrage und es mag mir demnach gestattet sein, diese hier zu berühren.

Für jetzt von Unterdrückung der Sklaverei im Innern von Afrika zu sprechen, ist eine Redensart, deren Realisirung leider für einige Zeit noch unmöglich ist. Die Einrichtung der Sklaverei ist so eng mit der religiösen und Stammeseinrichtung verknüpft, das Sklavenhalten ein so nötiges Bedingnis für Arbeiten und Kulturen geworden, daß ein ungeschicktes und voreiliges Behandeln dieser Frage zu ebenso schweren Verwicklungen Anlaß geben würde, wie solche allerdings unter dem Deckmantel von religiösem Fanatismus im Sudan stattgefunden haben. Unsere Aufgabe für den Moment ist die rücksichtslose Unterdrückung des Sklavenhandels im großen, die Verhinderung von Raubzügen zur Erlangung von Sklaven und die Aufhebung von Sklavenkarawanen. Hierzu schließt sich die Verhinderung und Bestrafung von an Sklaven ausgeübten Grausamkeiten. —

Zur Erreichung dieser Aufgabe stellen sich zwei Faktoren uns zur Hand, militärische Macht einerseits und die geschickte Benutzung und möglichste Förderung gewisser Missions-Anstalten. Die militärische Macht ist durch die Gründung von Stationen über das Land genügend vertreten. Was die Missionen betrifft, so habe ich nur solche im Sinne, die, statt ihren Zöglingen mechanisches Bibellesen beizubringen und sie auf Kosten frommer Seelen in Europa mit karrierten Hosen zu versehen, ihnen nützliche Kenntnisse beibringen, sie im Ackerbau unterrichten, sie Gewerbe lehren und so jede Missionsanstalt zu einem Kristallisationspunkte für humanitäres Wirken zu machen. Es gereicht mir zur Freude, hierbei an die katholische Mission in Bagamoyo und deren Tochteranstalten zu erinnern. Jedenfalls verdienen solche Anstalten jedwede Förderung von seiten des Staates, und sollte es allen Stationen zur Pflicht gemacht werden, sie möglichst zu unterstützen. Von der anderen Seite sollte es den Missionaren zur Pflicht gemacht werden, durch Lehren der erforderlichen Kenntnisse gute Leute heranzubilden, die im Militärdienst oder als Handwerker sich nützlich zu machen vermöchten.

Kommen wir nun auf eine zu schaffende Organisation zu sprechen, so würde sich ungefähr folgendes empfehlen:

Neben Tabora als Zentrum, welches mit ungefähr 150 Mann Soldaten zu besetzen wäre, ist es geboten drei bis vier größere Stationen, z. B. in Qua Merere, am Tanganikasee und an passenden Plätzen weiter im Norden anzulegen. Jede solche Station sollte mit 100 Mann besetzt sein unter Führung je eines deutschen Offiziers und mehreren Unteroffizieren. Die Soldaten sind im Beginn von der Küste zu senden, müssen jedoch nach und nach durch im

Lande eingestellte und ausgebildete Soldaten ergänzt und ersetzt werden, weil diese bezüglich Verpflegung weniger Ansprüche machen und mit geringerem Sold zufrieden sind. Das Material für diese Soldaten sind in Freiheit gesetzte Sklaven. Nach gründlicher Bereisung sind eine Anzahl passender Punkte zur Anlegung von Stationen zweiten Ranges ausgesucht, Punkte, welche mit je 50—60 Mann Soldaten zu besetzen, unter Aufsicht eines deutschen Unteroffiziers zu stellen sind und in passenden Entfernungen von der Hauptstation gelegen, von dieser abhängig gemacht werden. Die Anlagekosten solcher Stationen würden sich durch einen, dem Ortschef auferlegten Tribut an Elfenbein leicht decken lassen. Außerdem wird die Bevölkerung verpflichtet eine Abgabe an Korn zum Unterhalte der Soldaten einzuliefern und gegen Bezahlung alle nötigen Träger zu stellen. Karawanen haben eine bestimmte Abgabe zu zahlen und können dafür für gewisse Distanzen oder Fälle Begleitmannschaften erhalten. Die Eingeborenen werden verpflichtet, die Fußpfade offen zu halten und in Ordnung zu bringen. Pulver- und Blei-Einfuhr von der Küste her wird absolut verboten, ebenso die Einfuhr von Waffen, dagegen erhalten Stationschefs mit Rücksicht auf die jetzt vorhandenen Gewehre im Lande eine bestimmte Quantität Munition zur Ausgabe an vertrauenswürdige Leute, haben aber bei jeder Ausgabe an ihre Vorgesetzten zu berichten. Die Stationschefs haben die Eingeborenen möglichst zur direkten Entsendung von Karawanen nach der Küste zu veranlassen und ihnen hierbei jeden Vorschub zu leisten. Auf den größten Stationen sollten Versuche gemacht werden mit der Akklimatisirung von Haustieren, wie Kamelen, Büffeln u. s. w., auch soll jeder Soldat gehalten sein, für sich und resp. seine Angehörigen ein Stück Land zu bebauen, und sollen ihnen im ersten Jahre Sämereien hierzu geliefert werden. Für Verbreitung von Nutzpflanzen jeder Art unter der Bevölkerung ist möglichst Sorge zu tragen. Eine ganze Anzahl auf die Verwaltung und den Betrieb bezüglicher Maßnahmen wären leicht zu entwickeln. Ich erwähne unter anderem die Begünstigung von Wamiamuesi, Niederlassungen innerhalb Ugogo, die Anlage und Überwachung von Wasserlöchern und Brunnen, wie überhaupt das Bewässerungs-System, die Regelung der Karawanen, des Handels und der Posten, die Einführung europäischen Kleinhandels mit vorsichtiger Benutzung der an der Küste befindlichen Griechen oder Inder u. s. w.

Erste Bedingung für eine gedeihliche Entwicklung ist und bleibt, wie nicht genug betont werden kann, die definitive Besetzung und Aufschließung der Seengebiete. Nur so wäre es möglich, die Verwaltungskosten zu decken. Die natürlichen Abflußstraßen für die großen Seeen sind nach Sansibar gerichtet, und da der Weg für Egypten für Jahre geschlossen ist, gehören die Produkte der Länder an den kleinen Seeen ebenfalls hierher. Daß sich zu einer rationellen Ausbeutung dieser Gebiete Leute und Mittel finden würden, glaube ich umsomehr annehmen zu dürfen, als in ganz Afrika kein Europäern mehr zusagendes Gebiet sich findet als das beregte und da dessen Produkte sowohl in kaufmännischer als auch in wirtschaftlicher Beziehung alle aufgewandten Summen reichlich verzinsen würden. Die Entsendung von Dampfern nach den Seeen wäre natürlich von größter Wichtigkeit nicht allein als Verkehrserleichterung, sondern als offenes Zeichen der besitzenden Macht. Wird aber eine rationelle Verwaltung dieser Gebiete überhaupt in Aussicht genommen, so empfiehlt sich, da ihre Verwaltung von der Küste aus schon der Entfernung wegen illusorisch wird, eine Dreiteilung. Das Küstengebiet, den Kilimandscharo einbegriffen bis nach Mpwapwa reichend, das nördliche Seegebiet mit einer Hauptstation im Norden und Tabora als Durchgangsplatz, das südliche Gebiet vom Nyassa aus auf Lindi und Mikindani abschließend.

Da aber die Unterlage zu allen Projekten notwendigerweise der Kostenpunkt bleibt, so handelt es sich für uns in erster Linie um Deckung der aus all diesen Vorschlägen erwachsenden Kosten. Es versteht sich von selbst, daß das Reich für den Beginn Mittel zu bewilligen hätte, um Stationen zu gründen, Soldaten zu bewaffnen, Geschütze und Dampfer zu beschaffen und Mannschaften und Offiziere zu besolden. Schon in kurzer Zeit wäre es möglich das Land soweit zu heben, daß die Stationen mit geringer Unterstützung auskämen und schließlich sich selbst erhielten. Binnen drei Jahren ist die Rechnung aller erwachsenden Kosten möglich, wenn die Sache recht angefangen wird.

Auf das was zu thun ist, hinzuweisen, war des Schreibers Absicht, er würde sich glücklich schätzen, wollte man ihm gestatten zu zeigen, daß was er gezeigt hat, auch ausführbar ist. Natürlich wäre erste Bedingung für sein Wirken diskretionäre Gewalt, Abtrennung dieser Landesteile vom Küstengebiete und Gestattung einer eigenen Verwaltung mit zweckentsprechender Vertretung an der Küste. Eine Million Mark für den Beginn und später eine halbe Million Mark wären mehr als genügend, die Verwaltungskosten so lange zu decken, bis diese Gebiete aus eigenen Hülfsquellen sich zu erhalten imstande sind.

Die katholische Missionsthätigkeit in unseren Kolonien.

I.

Als wir die evangelische Missionsthätigkeit in unseren Kolonien in einer Reihe von Artikeln (Deutsche Kolonialzeitung 1888 Nr. 13, 17, 18, 29, 37, 39 von D. Gundemann) unseren Lesern vorführten, war die katholische Missionsthätigkeit, wenn man von den Niederlassungen in Ostafrika absah, im Verhältnis zu der evangelischen noch unbedeutend. Die neueste Zeit hat aber so große Anstrengungen der katholischen Missionsthätigkeit gezeitigt, daß es angebracht ist, einen Blick auf dasjenige zu werfen, was von ihr bereits geleistet worden und für die Zukunft in Aussicht genommen ist. Eine vortreffliche Zusammenstellung des Materials ist in dem Werke des Baron Léon Bethune „Les Missions catholiques d'Afrique“ (Société de Saint Augustin, Desclée, de Brouwer et Cie., Lille), enthalten, welche wir unserer Arbeit zu Grunde legen.

Die Mission an der Ostküste.

Apostolisches Vikariat von Sansibar und Präfektur von Südsansibar.

Als die Portugiesen am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts gezwungen wurden, die von ihnen nördlich vom Kap Delgado besetzten Plätze aufzugeben, fegte der Ansturm des Islam auch die Ansiedelungen der Franziskaner und Augustiner hinweg, und die letzten Spuren des Christentums verschwanden unter der Herrschaft des Iman von Maskat. In diesem Jahrhundert begann die materielle Entwicklung des Landes sich sehr zu heben, dagegen blieb die religiöse vollständig zurück. Denn für die Katholiken geschah noch nichts, als die englischen Missionen schon sehr thätig waren. Diese für die Katholiken nachteilige religiöse Lage bewog den Bischof Maupoint von St. Denis auf Reunion, drei Priester seiner Diözese im Jahre 1860 nach Sansibar zu schicken. Auf ihren Bericht hin übergab Bischof Maupoint 1863 die Mission von Sansibar der Kongregation vom hl. Geiste. Die Patres vom hl. Geiste waren sehr vertraut mit der Bekehrung der Schwarzen, sie hatten bereits Missionen in Guinea, in den französischen Kolonien, wie im Süden Amerikas, aber trotzdem fanden sie sich Sansibar in einer durchaus schwierigen Lage, da der Islam alles beherrschte. Es gelang aber dem Pater Horner, einem Deutschen, früheren Direktor eines Aussätzigenspitals auf Bourbon, einen gewissen Kern für die spätere Thätigkeit dadurch zu bilden, daß er eine Anzahl Sklavenkinder erwarb, für welche eine Handwerksschule geschaffen wurde. Die Zöglinge wuchsen in einer solchen Weise an, daß es bald notwendig war, einen Stützpunkt auf der Küste zu suchen. Pater Horner kaufte in der Nähe von Bagamoyo eine große Fläche unbebauten Landes, machte mit Hülfe der Zöglinge die Grundstücke urbar und erbaute darauf jene Anstalt, die heute die Bewunderung aller Reisenden erregt und deren Blühen noch jüngst zu einer Kontroverse Veranlassung gab über die Vorzüge der katholischen und evangelischen Missionsmethodik, auf welche hier aber nicht näher eingegangen werden kann. Neben den Waisenhäusern, deren eins von Patres, ein anderes von Schwestern geleitet wird, erhoben sich bald die Hütten eines Dorfes von Eingeborenen und die Wohnungen ehemaliger Missionskinder. Ein vom Pater Superior ernanntes Oberhaupt wacht unter seiner Leitung und unterstützt durch seine Autorität über die öffentlichen Angelegenheiten und übt die Gerichtsbarkeit aus. Bereits im Jahre 1869 zählte diese Niederlassung 200 Seelen, welche sich durch die von den Sklavenschiffen, durch die englischen Kreuzer befreiten Kinder sehr vermehrten. Die englischen Konsularbeamten erwirkten für die Missionare, deren Bestrebungen sie äußerst anerkennend beurteilten, sogar einen Jahreszuschuß und andere Unterstützungen. Heute befindet sich hier eine Kirche und Schule, Waisenanstalt mit über 250 schwarzen Kindern und ein großes Krankenhaus. Hier sind ferner zuerst die verschiedenartigsten Untersuchungen über Klima, sodann bedeutende Anpflanzungen ganzer Reihen von Kolonialprodukten der heißen Zone mit solchem Erfolge gemacht worden, daß diese Niederlassung auch in materieller Hinsicht allgemein als eine Musteranstalt anerkannt wird. Es ist bekannt, daß während der Kriegsläufte die Mission, wohin sich an 7000 Schwarze geflüchtet hatten, und die Missionare von den Feinden nicht bedrängt worden sind, und daß es dem P. Superior von Bagamoyo gelang, den Loskauf der in Pugu gefangenen Ordensleute durchzusetzen. Auch ihre Samariterthätigkeit während des Krieges ist voll anzuerkennen.

Die Missionare hatten aber schon Ende der sechziger Jahre ihre Blicke auf das Innere des Landes gerichtet, aber erst vom Jahre 1877 ab wandten sich die Patres ihm entschlossen zu und gründeten eine Reihe christlicher Dörfer wie Mhonda in Useguha, 15 Tagereisen von der Küste entfernt, ferner in Mandera, einer Ortschaft halbwegs zwischen Mhonda und Bagamoyo, so wie in Mrogoro. Kaum hatte der 1883 ernannte jetzige apostolische Vikar Mgr. de Courmont seinen Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt, als er in eigener Person

das Kreuz in Tununguo in Ukami und in Condoa, einer früheren Station der französisch-afrikanischen Gesellschaft, aufpflanzte. Seitdem haben sich neue Stationen den genannten angereiht: Lalonga, Sima, und noch im Jahre 1890 besuchte der Bischof das Kilimandscharogebirge und gründete dort eine neue Niederlassung. Über die Erlebnisse dieser einzelnen Stationen während der Kriegsjahre ist auf Grund von Briefen und Berichten der Missionare kürzlich in der „Kölnischen Volks-Zeitung" eine zusammenfassende Statistik erschienen, welcher wir das nachfolgende entnehmen.

Mandera war in die Kriegsunruhen insofern verwickelt, als Bana Heri nicht weit davon östlich sein Lager aufgeschlagen hatte. Im Januar 1890 besuchte die Mission Baron von Gravenreuth, welcher mit hundert Mann gekommen war, um Bana Heris Versteck ausfindig zu machen, und erließ eine Proklamation, welche die Fehden zwischen den einzelnen Häuptlingen und das Hexenwesen verbot und die Missionare als Friedensrichter für die einzelnen Streitgebiete, soweit solche nicht in Bagamoyo zur Verhandlung kommen mußten, bestätigte. Die Bevölkerung, welche besonders aus Wadoë besteht, die noch Kannibalen sein sollen, hat seit der Zeit diese Weisung befolgt und es heißt, daß sie manchmal zu hunderten zu gleicher Zeit kommen. Die Mission in Mhonda hat in den Kriegsjahren keinen Schaden gelitten; die Zahl der dortigen Katholiken beläuft sich auf 478. Der Gottesdienst wird stets sehr gut besucht. Während des Krieges leisteten die Missionare mehrfach den deutschen Befehlshabern Dienste zur Unterdrückung des Aufstandes. So sandten sie zur Zeit des Einfalles Bana Heris Eilboten an Baron von Gravenreuth, der damals in Mrogoro sich auf der Suche nach demselben befand, und hinterbrachten ihm die Kunde von dessen Anwesenheit in Mgera. Unverzüglich erschien Gravenreuth in Mhonda (14. Dezember 1889) und nahm in Mtega dem Bana Heri 40 Ballen Stoffe und 38 Esel als Beute ab. Er bestrafte auch einige aufsässige Häuptlinge der Umgegend, so daß jetzt mehr als hundert dieser kleinen Häuptlinge, die zum Teil 15—20 Stunden weit von Mhonda ihren Wohnsitz haben, schon Schutzbriefe verlangten und damit gewissemaßen Garantien für ferneres gutes Verhalten gaben. Außerdem wählen jetzt die meisten Eingeborenen den Superior der Mission als Schiedsrichter und nehmen bereitwillig dessen Urteilsspruch an. Zu dem Zweck besteht eine Art Gerichtshof, der aus Christen und mehreren Häuptlingen sich zusammensetzt. Die Mission von Longa bilden die christlichen Dörfer, St. Benedictus, Condoa (unter dem letzten Namen ist diese Mission allgemein bekannt) und Mariahilf. Die Zustände sind vorläufig noch zu wenig geordnet, so daß ein wirklicher Erfolg erst zu erwarten sein dürfte, wenn eine Art einheimischer Schutz- oder Vigilanztruppe die Ruhe wieder hergestellt hat; denn unter dem Vorwande, die Deutschen unterstützen zu wollen, gestattet sich der feindliche Stamm der Wanjamwesi stete Einfälle in diese fruchtbare Gegend. Da Condoa auf dem Wege nach Mpwapwa liegt, so wird es sehr regelmäßig von den Reisenden besucht.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 22. November unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg eine Sitzung in den Räumen der Gesellschaft ab. Die Verhandlungen betrafen wesentlich Angelegenheiten der Gesellschaft, besonders die Feststellung des von der Finanzkommission beratenen Voranschlages für 1891. Die Tagesordnung für die auf den 11. Dezember dieses Jahres festgesetzte Vorstandssitzung lautet nunmehr wie folgt:

1. Voranschlag für 1891 (Anträge Waldenburg, Köln, Dresden).
2. Arbeitsplan für 1891.
3. Anträge und Schreiben.
4. Geschäftliches.

Der Herr Präsident teilte ferner mit, daß die Kommission zur Bekämpfung des Sklavenhandels mit Rücksicht auf die nach den Erfolgen des Herrn Reichskommissars veränderte Sachlage in einer Sitzung vom 21. November beschlossen habe, ihre Thätigkeit einzustellen und den Ertrag ihrer Sammlungen eventuell der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Verwendung im Sinne der Geber zu überweisen. Der Ausschuß wird nach wie vor der Frage des Sklavenhandels seine größte Aufmerksamkeit zuwenden, damit die Verpflichtungen vollkommen erfüllt werden, welche Deutschland laut der Kaiserlichen Thronrede vom 22. November 1888 in Bezug auf die Gewinnung Afrikas für christliche Gesittung übernommen hat. Es wurde Mitteilung von der Bildung neuer Abtheilungen gemacht und den Herren, welche sich um das Zustandekommen derselben verdient gemacht haben, der Dank des Ausschusses votirt.

— Neue Abteilungen der Gesellschaft haben sich in folgenden Städten gebildet: Salzwedel, gegr. 5. November. I. Vorsitzender: Gymnasialdirektor Dr. Legerlotz. — Kreuznach, gegr. 9. November. I. Vorsitzender: Hofbuchhändler Reinh. Schmithals. — Nördlingen, gegr. 10. November. I. Vorsitzender: Komm.-Rat Rohmer. I. Schriftführer und Schatzmeister Hauptlehrer Hübler. — Bergzabern, gegr. 13. November. I. Vorsitzender: Königl. Oberamtsrichter Dr. Bauer. — Offenbach a. M., gegr. 14. November. — Prenzlau, gegr. 19. November.

— Herr Dr. Carl Peters hat in einer Anzahl Abteilungen der deutschen Kolonialgesellschaft, überall von enthusiastischem Jubel begrüßt, im Laufe der letzten Wochen Vorträge gehalten. Am 8. November feierte ihn in Dresden die Abteilung in Verbindung mit dem konservativen Verein, in sehr herzlicher Weise. Die Versammlung, welcher auch Se. Majestät der König von Sachsen und Ihre Hoheiten Prinzessin Mathilde und Prinz Albrecht beiwohnten und die äußerst zahlreich besucht war, wurde von Herrn Hofrath Dr. Credé eröffnet, welcher Herrn Dr. Peters das Wort zu einer Schilderung der Erlebnisse auf seiner Emin Pascha-Expedition gab. Nachdem Herr Dr. Mehnert ein enthusiastisch aufgenommenes Hoch auf Dr. Peters ausgebracht hatte, schloß sich an die Versammlung der Festkommers, bei welchem die Herren Achivar Dr. Richter, Geh. Hofrat Ackermann den Afrikareisenden feierten, welcher seinerseits mit einem Hoch auf Hofrat Dr. Credé und Dr. Mehnert, die für die nationale Sache begeisterten Männer, dankte. Nach einem Toast des Herrn Hofrat Credé auf die Genossen des Dr. Peters, welcher vom Kapitänleutnant Rust erwidert wurde, brachte unter andern auch Dr. Mehnert einen Toast auf Bismarck und Caprivi aus. Das Festessen, welches in sehr animirter Stimmung verlief brachte eine Reihe von Toasten von Dr. Credé, Dr. Mehnert, Dr. Peters, Borchert und Fritz Bley, welch letzterer in einem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen zündenden Trinkspruch auf die deutschen Frauen das Element hochleben ließ, welches den kolonialen Bestrebungen stets Teilnahme geschenkt hatte. Herrn Dr. Peters wurde, wie wir noch bemerken wollen, das Ritterkreuz erster Klasse des Albrechtsordens überreicht und er nebst seinen Begleitern vom Könige in längerer Audienz empfangen. — Am 11. November sprach Dr. Peters, zu dem noch Leutnant von Tiedemann sich gesellt hatte, in Koblenz, wo Herr Bergrat Dr. Busse die Gäste bewillkommnete. Der erste Redner war Herr Hauptmann Richelmann, welcher über die wirtschaftlichen Aussichten Ostafrikas sprach, während nach Herrn Dr. Peters Herr Leutnant von Tiedemann über die Völkerstämme in Afrika redete, welche er auf der deutschen Emin Pascha-Expedition berührt hatte. Festmahl und Festkommers, bei welchem Herr Landrat Graf Brühl, Bergrat Dr. Busse, Exzellenz Kusserow, Oberst Behm, Oberbürgermeister Schüller, Garnisonpfarrer Montag, Dr. Fabri u. s. w. redeten, legte Zeugnis ab von dem Interesse, welches in Koblenz der deutschen Kolonialsache entgegengebracht wird. — Am 12. fand die Peters Feier in Essen a. R. statt, an welcher Herr Dr. Bädeker die Gäste bewillkommnete. Bei dem Festmahl wurden Toaste von Herren Bauinspektor Goldkuhle, Dr. Bädeker, Landgerichtsrat Schneider, Bankdirektor Müller ausgebracht. — Tags darauf sprachen Hauptmann Richelmann und Dr. Peters in Krefeld in einer von Herrn Dr. Pahde eröffneten Versammlung. Bei dem Festmahl hielten Landrat Dr. Limbourg, Pastor Schulz, Oberpfarrer D. Schmitz und Amtsgerichtsrat Lauer Ansprachen.

— Abteilung Karlsruhe. Die hiesige Abteilung hielt am 19. d. M. im großen Museumssaal einen von Herren und Damen außerordentlich zahlreich besuchten Vortragsabend ab. (Es mochten etwa 800 Personen erschienen sein.) Den Vortrag erstattete der Afrikaforscher Herr Dr. Hans Meyer aus Leipzig. Derselbe sprach über „die Entdeckungsgeschichte der äquatorial-afrikanischen Schneeberge", von welcher Entdeckungsgeschichte der Redner selbst freilich durch seine mehrmaligen Besteigungen des Kilimandscharo einen erheblichen Teil erst neu geschaffen hat. Daß die oberste Partie des Berges einen vergletscherten Krater bildet, ist namentlich erst durch Meyer festgestellt worden. Unter dem Mondberge, an welchem nach den Darstellungen des griechischen Geographen Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. der Nil entspringen soll, versteht Meyer in ausgesprochenem Gegensatz zu Stanleys Ansichten über das Ruwenzori-Gebirge vielmehr die Hochgebirge Abessiniens, das Ursprungsland des blauen Nils; von dem weißen Nil hatten die Alten nach Meyer überhaupt keine Kenntnis. Meyer, dessen Vortrag mehrfach durch lebhaften Beifall ausgezeichnet wurde, sprach die Absicht aus, im nächsten Jahre seine Forschungen über die zentralafrikanische Gletscherwelt auf dem Kenia fortzusetzen. — Tags darauf wurde Meyer von S. K. H. dem Großherzog in Audienz empfangen.

— Abteilung Rudolstadt. Am 8. November hielt Herr Dr. Neubaur im Verlauf einer größeren Tournée in Rudolstadt einen Vortrag über „Deutsch-Ostafrika und die wirtschaftlichen Aufgaben daselbst" zum Zwecke einer Abteilungsbildung. Dem Vortrage wohnten ihre Durchlauchten die Fürstin Mutter und die Prinzessin Thekla, Schwester des regierenden Fürsten, sowie alle Spitzen der Behörden bei. Die Abteilungsbildung geschah nach dem Vortrage: I. Vorsitzender: Landgerichtspräsident Berninger. II. Vorsitzender: Herr Minister von Starck Excellenz. Schriftführer: Buchhändler Keil.

— Abteilung Antwerpen. Am 30. Oktober hielt Herr Privatdozent Dr. Grosse aus Magdeburg einen Vortrag über den Anteil der deutschen Forscher an der Erschließung Afrikas.

— Die Abteilung Köln feierte zu Ehren ihres aus Ostafrika heimgekehrten Mitgliedes des Herrn Hauptmann Richelmann am 14. d. einen Kommers im geschlossenen Kreise. Etwa 300 Herren, darunter viele Offiziere, füllten den großen Saal des Fränkischen Hofes, während die Galerie mit Damen aus den Mitgliederkreisen besetzt war. Nach der Begrüßung der Versammlung und des Ehrengastes durch den Vorsitzenden, Herrn Geh. Kommerzienrat Eugen Langen, ergriff Hauptmann Richelmann das Wort zu einem überaus klaren, packenden Vortrage über die von der ostafrikanischen Schutztruppe gelösten und noch zu lösenden Aufgaben, über die Natur des Landes in Deutsch-Ostafrika und die Eigenart und Fähigkeiten seiner Bewohner, über die wirtschaftlichen und politischen Erfolge, die dort bereits erreicht und noch zu erreichen sind, sowie über das segensreiche Wirken namentlich der katholischen Missionen. Der Redner gab viel des Interessanten aus dem Schatze seiner Erfahrungen, die er dort gesammelt, zum besten und schloß mit den Worten: „Man hat uns in Ostafrika in den Sattel gesetzt und jetzt sollen wir selbst reiten. Wir wollen

hinauf an die großen Seen, dort liegt der Kampfpreis. Wenn Wißmann die Mittel zum Transport der Seendampfer hat, dann können wir uns darauf verlassen, daß er und seine Begleiter eine Arbeit lösen werden, auf die wir stolz sein können." Der Redner überbrachte sodann die herzlichen Abschiedsgrüße des Reichskommissars an die Kölner und feierte Köln als den eigentlichen Hort der volkstümlichen Afrikabewegung, wo man es verstanden, gerade während der schlimmsten Krisen unserer Kolonialpolitik die Begeisterung für Afrika in die breiten Massen zu tragen und zugleich mächtige Kapitalkreise dafür zu interessiren. Die Herren Oberlandesgerichtspräsident Dr. Struckmann und Oberst Heinrichs feierten darauf den Redner als den begeisterten und treuen Kämpfer für die koloniale Idee und als den schneidigen, pflichtbewußten Offizier und wackeren Kameraden. Ein Herr aus der Versammlung interpellirte den Redner über die Bemerkung Jephsons in seinem Buche, Emin Pascha habe sich gegen Hauptmann Richelmann, damals Befehlshaber von Bagamoyo, „in den schärfsten Ausdrücken" darüber beklagt, daß man die Engländer von der Stanley-Expedition nicht zu ihm lasse. Hauptmann Richelmann gab darüber folgenden Aufschluß: „Die deutschen Ärzte von der Schutztruppe und von der kaiserlichen Marine hatten bei Emin einen schweren Schädelbruch festgestellt. Dasselbe bestätigte ein Missionar, der sich viel mit medizinischen Studien beschäftigte. Als Emin Pascha, der selbst Mediziner ist, wieder bei vollem Bewußtsein war, bestätigte er es gleichfalls. Stanley aber ließ seinem Arzt Dr. Parke trotzdem erklären, daß ein Schädelbruch nicht vorliege und daß die deutschen Ärzte und der Missionar sich irrten. Erst sehr viel später gab auch Dr. Parke die Richtigkeit der Diagnose seiner deutschen Kollegen zu. Stanley wollte eben Emin Pascha absolut mitnehmen, um ihn für seinen Triumph zu benutzen, und der englische Arzt erklärte, daß Emin transportfähig sei. Emin war aber selbst von der Unmöglichkeit einer Reise überzeugt, eine Einwilligung seinerseits wäre fast Selbstmord gewesen. Stanley schickte nun einen seiner Offiziere nach dem andern herüber, um Emin zu bearbeiten, daß er mitgehe. Die Leute thaten dies — im englischen Interesse natürlich — und wollten ihn absolut von uns abbringen; wußten sie doch, was Emin in unsern Diensten sein kann. Emin Pascha ist ein Deutscher durch und durch und von Stanley unterwegs so schlecht behandelt worden, daß er kein warmes Gefühl für ihn hegen konnte. Auf die Angabe in Mr. Jephsons Buch kann ich nur erwidern, daß die Herren keineswegs absichtlich verhindert wurden, von Sansibar nach Bagamoyo zu fahren, daß ihnen aber vielleicht nicht so häufig Reisegelegenheit geboten wurde, als sie wünschten. Das Kommando der Schutztruppe war nicht in der Lage, die für uns stets in Anspruch genommenen Dampfer anders zu verwenden, als es geschehen ist. Auch Herr Casati hat mir einmal eine ähnliche Klage ausgesprochen, sah aber sehr wohl ein, wie schwierig eine wirklich gute Verbindung zu ermöglichen war und daß die Schuld nur in den Verhältnissen, nicht an uns lag. Ich persönlich freute mich stets, Casati bei mir in Bagamoyo zu sehen, zumal ich auch wußte, daß er für Emin stets ein lieber Besuch war. Allerdings hat der Pascha in meiner Gegenwart gesagt, daß er sich wundere, wenn man seinen bisherigen Reisegefährten den Besuch erschwere, aber es geschah dies nicht „in den schärfsten Ausdrücken", sondern im Unterhaltungston. Für mich war es einfach eine Pflicht, zu jener Zeit dem Patienten Besuche möglichst fernzuhalten. Ich selbst ging zwar täglich ins Lazarett, aber keineswegs zu dem schwerkranken Emin, da die Ärzte dringend Ruhe wünschten, obgleich der Patient bisweilen Unterhaltung ersehnte. Wenn die englischen Herren es nicht verstehen konnten, daß ein todkranker Mann der möglichsten Ruhe bedarf und daß es Pflicht war, ihm diese Ruhe auch Kräften zu sichern, so liegt die Schuld für diese mangelnde Erkenntnis nicht an uns." Im weiteren Verlaufe des Kommerses wechselten patriotische und koloniale Lieder mit packenden Trinksprüchen, so u. a. der Herren Kanonikus Hespers auf Emin Pascha und Oberstaatsanwalt Hamm auf die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und die rheinische Industrie, welche stets zu Opfern für Afrika bereit sei; endlich des Herrn Geheimrat Eugen Langen auf den in unserer Gesellschaft kräftig pulsirenden Idealismus, ohne den ein Deutsch-Afrika nicht möglich sei. — (Die Vortragsrundreise, welche Herr Hauptmann Richelmann für die deutsche Kolonialgesellschaft unternommen hat, werden wir nach ihrer Beendigung im Zusammenhang behandeln.)

— Für den Wißmann-Dampfer auf dem Viktoria-Nyanza waren bei der Abteilung Köln der Deutschen Kolonialgesellschaft bis zum 15. d. Mts. 278 Beiträge im Gesamtbetrage von 35000 M. eingegangen. Die einzelnen Spenden bewegten sich zwischen 3000 M. und 2 M., ein Beweis, wie sehr alle Kreise der rheinischen Bevölkerung zu Opfern für das großartige Unternehmen des Reichskommissars v. Wißmann bereit sind. Weitere Beiträge sind noch in Aussicht gestellt.

— Bergzabern in der Rheinpfalz. In einer aus allen Kreisen der Bevölkerung überaus zahlreich besuchten Versammlung sprach am 13. Novbr. als Vertreter des Zentralvorstandes der Vorsitzende der benachbarten badischen Abteilung Karlsruhe, Herr Präsident Grimm, über die deutschen Schutzgebiete, ihre Entstehung und Fortentwickelung, sowie über die weiter zu verfolgenden kolonialen Ziele. Redner betonte hierbei, daß er unseren deutschen Kolonialbesitz für ein Erzeugnis des im deutschen Volke vorhandenen mächtigen Triebes nach seiner überseeischen Ausbreitung ansehe und daß die Deutsche Kolonialgesellschaft unbedingt als der berufene Träger dieser Volksüberzeugung zu gelten habe. Für die genannte Gesellschaft beständen übrigens demzufolge auch für die Zukunft noch große und wichtige Aufgaben, die der Redner im einzelnen aufführte. Eine große Anzahl von Inventarstücken der Abteilung Karlsruhe, nämlich ein ganzer Zyklus großer und sehr instruktiver Wandkarten, zwei in unseren afrikanischen Schutzgebieten eingeführte Flaggen in den deutschen Farben, Wandbilder mit ergreifenden Szenen aus dem Sklavenhandel, Photographien von Neu-Guinea und Südafrika, die Hellgreweschen Bilder und die Kilima-Ndscharo-Aufnahmen von Hans Meyer veranschaulichten die Rede. Dem am Schlusse des mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrages ausgesprochenen Wunsche des Redners, daß den im letzten halben Jahre in 27 vom Redner verlesenen Städten neu gegründeten Abteilungen auch die Stadt Bergzabern sich würdig anreihen möge, wird nach den Eindrücken des heutigen Abends sicher entsprochen werden. Zahlreiche Anmeldungen zum Vereinsbeitritt sind nämlich bereits erfolgt und steht die Bildung einer hoffentlich sehr starken Abteilung unmittelbar bevor. Dem Veranstalter der Versammlung und langjährigen Vereinsmitgliede Herrn Oberamtsrichter Franz Xaver Bauer in Bergzabern sprach Herr Präsident Grimm für dessen Bemühungen um das Zusammenbringen einer Abteilung den Dank und die Anerkennung der Deutschen Kolonialgesellschaft aus.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Sammlungen für den Wißmann-Dampfer.) Einige unseren kolonialen Bestrebungen feindliche Zeitungen haben in letzter Zeit Andeutungen fallen gelassen, als wenn die seiner Zeit anläßlich des durch Major v. Wißmann in Hamburg gegebenen Festessens seitens der Teilnehmer für den Viktoria-Nyanza-Dampfer gezeichneten Beträge nicht eingezahlt bezw. zurückgezogen seien. Auf eine Anfrage an den Herrn Hauptmann v. Gravenreuth ist uns mitgeteilt worden, daß nach Angaben der Hamburger Zahlstelle die sämtlichen gezeichneten Beträge bereits Mitte September mit 77780 Mark eingegangen sind. Der Spott, mit welchem die hochherzigen und patriotischen Männer, welche zu diesem Unternehmen beigesteuert haben, von seiten der kolonialfeindlichen Presse übergossen worden ist, richtet sich also von selbst.

— (Vorlesungen über internationales und deutsches Kolonialrecht) hat, wie uns mit Bezug auf die Notiz in Nr. 24 geschrieben wird, an der Universität Heidelberg seit 1888 Dr. Heimburger, Privatdozent der Rechte, zumals im Sommer gehalten; diese Vorlesungen hatten sich eines sehr zahlreichen Besuches seitens Studirender aller Fakultäten zu erfreuen. — In Tübingen hält diesen Winter Prof. Schäfer eine von Studirenden und andern Hörern stark besuchte Vorlesung „Geschichte des Kolonialwesens seit dem 16. Jahrhundert."

— (Von dem Missionsdepartement der Brüdergemeinde) in Berthelsdorf wird uns geschrieben: In Nr. 23 der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 1. November 1890 befindet sich auf Seite 279 unter einer Mitteilung aus Gumbinnen über einen Vortrag des Herrn Pfarrer Petreuz folgende Stelle: „Von den in Halle ausgebildeten Missionaren reisten 1732 zwei mit je 18 Mark Reisegeld nach St. Thomas und 1733 zwei nach Grönland ab. ... Die Brüdergemeinde habe (trotz ihrer Kleinheit) für die Missionssache mehr gethan, als die gesamte Christenheit in zwei Jahrhunderten". Vielleicht haben Sie die Güte, folgende kurze Berichtigung aufzunehmen: Jene vier im Jahre 1732 und 1733 ausgegangenen Missionare waren nicht in Halle ausgebildet, sondern schlichte Handwerker und sind von der Brüdergemeinde ganz unabhängig von Halle ausgesendet worden. Was die Missionsthätigkeit und Missionserfolge der Brüdergemeinde betrifft, so freuen wir uns, mit Dank gegen Gott, daß die Brüdergemeinde nicht nur die älteste deutsche Missionsgesellschaft ist, sondern noch bis heute auch die größte. Wenn aber ihr Berichterstatter meint, „sie habe mehr für die Missionssache gethan, als die gesamte Christenheit in zwei Jahrhunderten", so fühlen wir uns doch im Interesse der Wahrheit verbunden, in aller Bescheidenheit diesen Ausdruck als einen viel zu weit gehenden, der Wahrheit nicht entsprechenden, zu bezeichnen. Die Missionsarbeit und Missionserfolge der Brüdergemeinde rufen lebhaften Dank gegen Gott wach, der auch eine kleine Kraft zu großem Werke berufen kann, sind aber doch immer nur ein kleiner Teil der großen, segensreichen Arbeit. Schließlich erlauben Sie uns, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß sich die Brüdergemeinde entschlossen hat, eine neue Missionsthätigkeit in Deutsch-Ostafrika, zunächst am Nyassasee zu beginnen."

— (Für Sportsmen) ist Ostafrika kein günstiger Boden mehr. Wie die Times mitteilt, wurde einem Australier, welcher in Ostafrika jagen wollte, von dem Reichskommissariat der Eintritt verwehrt. Auch die englische Gesellschaft läßt keine Jagdexpeditionen mehr in das Innere.

— (Die Generalversammlung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft) welcher auch Geheimer Legationsrat Dr. Kayser und Legationsrat von Nordenflycht beiwohnten, hat am 20. November nach Genehmigung des vorher erwähnten Vertrages mit 2000 gegen 45 Stimmen auch das neue Statut der Gesellschaft beraten. Herr Konsul a. D. Vohsen hat seine Demission eingereicht infolge von Differenzen, welche sich hinsichtlich seiner späteren Stellung ergaben. Herr Vohsen hat sich um die Gesellschaft in kritischen Momenten sehr verdient gemacht. Im Jahre 1888 hat er die Übernahme der Küste vorbereitet und nach Niederwerfung des Aufstandes den neuen Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen und neue Grundlagen für eine gedeihliche Handelsentwicklung in Ostafrika geschaffen. Als Vertreter des Direktoriums wird Herr Ebenau, der viele Jahre Vertreter des Hauses O'Swald in Sansibar war, nach Ostafrika gehen.

— (Kaiser Wilhelmsland-Plantagengesellschaft). Unter dem Vorsitze des Geheimrats von Hansemann fand am 13. in Hamburg die Konstituirung der „Kaiser Wilhelmsland-Plantagengesellschaft" statt. Zweck der Gesellschaft ist, im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie in der Südsee hauptsächlich Kakao- und Kaffeeplantagen einzurichten. Das Gesellschaftskapital beträgt 500000 Mark, welches in 1000 Anteilen zu 500 Mark ausgegeben werden soll.

— (Zwischen Portugal und England) ist ein modus vivendi geschaffen worden, welcher folgenden Inhalt hat: 1. die portugiesische Regierung verpflichtet sich, sofort die Freiheit der Schiffahrt auf dem Zambesi und dem Schire anzuordnen; 2. sie erlaubt und erleichtert den Warenverkehr auf beiden Flüssen, wie auch auf dem Pongwe und eröffnet Landstraßen an jenen Stellen,

wo die Flüsse nicht schiffbar sind; 3. sie erleichtert den Verkehr zwischen den portugiesischen Häfen und den Ländern der britischen Interessensphäre, besonders in Bezug auf Post, Telegraphie und Warentransport; 4. beide Regierungen anerkennen die Grenzen, wie sie im Vertrag vom 20. August d. J. festgestellt wurden, in dem Sinne, daß während der Dauer des gegenwärtigen Abkommens keine der beiden Mächte einen Vertrag schließen, ein Protektorat übernehmen oder einen Akt der Souveränetät ausüben kann in denjenigen Gegenden, welche der Einflußsphäre der anderen Macht überwiesen sind; 5. durch dieses Abkommen wird keiner Frage präjudizirt für die weiteren Verhandlungen. Das Abkommen ist in Kraft am 13. November getreten und gilt vorläufig für sechs Monate.

— (Stanley) hat endlich seine Anklage gegen Barttelot und Jameson genauer formuliert und ist mit allen Dokumenten herausgekommen, welche in der That geeignet sind, beide erheblich zu belasten. Auf der Seite Stanleys steht Bonny, welcher mit ihm durch Dick und Dünn geht, während Rose Troup und Ward den ersten Angeklagten in Schutz nehmen. Die „Times" hat sowohl das Logbuch der Nachhut, als auch ein beschworenes Schriftstück des syrischen Dolmetschers veröffentlicht, welch letzterer Jameson beschuldigt, die Ermordung eines Mädchens herbeigeführt zu haben, um Zeuge einer kannibalischen Scene zu sein. Der Dolmetscher hat später vor dem Emin Pascha-Komitee seine Aussage zurückgezogen, aber aus einem Briefe von Jameson an seine Frau geht soviel hervor, daß Jameson indirekt die Schandthat veranlaßt hat. Die Skizzen, welche er angeblich bei dem kannibalischen Feste anfertigte, will er erst später gezeichnet haben. Wie sich nun auch die Sache verhalten möge, sie wirft ein schlechtes Licht auf die Engländer welche die „Rettung" Emin Paschas als eine humanitäre Aufgabe betrachteten. Barttelot wurde wahnsinnig infolge der Entbehrungen und verübte dann eine Reihe schändlicher Grausamkeiten, und der Naturforscher Jameson, welcher als ein sonst ruhiger Mann geschildert wird, machte allerlei anzweifelnde Redensarten hinsichtlich des Kannibalismus, und der Araber beeilten sich ein Geschenk von ihm zu fordern, um ihm zu dem Schauspiel zu verhelfen. Der häßliche Streit ist noch nicht zu Ende, aber Stanley hat dabei nichts gewonnen. Punch, welcher oft genug in seinen Kartons die Lage charakterisirt, brachte in seiner letzten Nummer ein Bild, welches auf der einen Seite die Gräber von Barttelot und Jameson zeigt, auf der andern Stanley, der seinen Arm beschwörend gegen die Justitia entgegenstreckt, welche die Wage zusammengeklappt in der Hand hält und verlorenen Blicks in die Weite starrt.

— (Der Etat des Kolonial-Amtes für 1891) fordert für Ostafrika 3½ Millionen Mark gegen 4½ Millionen im laufenden Jahr. Der Fonds zur Erschließung der Hinterländer in Togo und Kamerun ist von 150 000 auf 200 000 erhöht worden, für Südwestafrika sind 25 000 Mark zur Förderung deutscher Ansiedlungen eingesetzt. Die letzte Neuerung wird besonders alle diejenigen interessiren, welche für die Notwendigkeit der Erleichterung der Ansiedlung in Südwestafrika seit Jahren eingetreten sind.

— (Eisenbahn Bagamoyo-Dar-es-Salaam.) Bei der Vereinsbank in München haben unter Vorsitz des Direktors Voltz und unter Teilnahme der Herren v. Schauß, Massei und Baurat Sager Besprechungen über die finanzielle Gründung der Eisenbahn Bagamoyo-Dar-es-Salaam stattgefunden.

Abteilung Berlin.

Montag, den 1. Dezember, abends 8 Uhr,
im Architektenhause, Wilhelmstraße 93, Saal C, Herrenabend: Diskussionsabend.

Montag, den 8. Dezember, abends 8 Uhr,
ebendaselbst, im Saale B, Vortragsabend: Vortrag des Herrn Hauptmann Weiß über: Vorschläge für den Bau einer Tanga-Kilimandscharobahn. — In der Woche vom 15. zum 20. Dezember an einem noch näher zu bestimmenden Tage ebendaselbst im Saal B Vortrag des Herrn Ingenieur Josef Görz: Mitteilungen über den portugiesisch-englischen Vertrag. — An jedem Sonnabend findet nach wie vor ein geselliges Beisammensein im Abteilungszimmer statt, worauf hiesige und auswärtige Mitglieder noch besonders aufmerksam gemacht werden.

Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

„Der Verein Deutscher Studenten"

giebt sich die Ehre die verehrlichen Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, besonders der Abteilung Berlin zu dem am Freitag, den 5. Dezember 1890, abends 8 Uhr, in der Philharmonie, SW., Bernburgerstr. 22a, stattfindenden studentischen

Fest-Kommerse

zu Ehren des Herrn Dr. Karl Peters ganz ergebenst einzuladen. Dr. Peters wird über „Einige Episoden der Deutschen Emin-Pascha-Expedition" sprechen.

Das Präsidium des V. D. St.

Hugo Reichelt, stud. jur. et cam. Walther Schwabe, stud. jur. et cam.
Georg Dörken, stud. jur. et cam.

Für Zuschauer (Damen und Herren) sind Logenbillets zu 3 Mk., Balkonbillets zu 2 Mk. im Vereinslokal, Restaurant Kaiserhallen, W., Unter den Linden 27 II., zu haben.

Sammlung für die Wißmann-Dampfer.

Für die von Herrn Major von Wißmann projektirten afrikanischen Seendampfer sind vom 9. bis 22. November 1890 folgende Beiträge eingegangen: Gerichtsnotar Bühler, Ochringen, M. 100; Rendant H. St. A. Korpitzky, Schwerin, M. 3; Postinspektor Knitter, Konstanz, M. 20; v. Jastrzembski, Metz, M. 6; Eugen Weißflog, Gera, M. 200; Friedrich Lux, Ludwigshafen, M. 20; stud. chem. Bodewig, Fischer, Dr. Mader, Koch, Bletzinger, Kirchner, Keim, Wrzesinsky, Haverland, R. Weinland, Berthold, Eickler, G. Fischer, Mohr, Reiniger, Müller, Schemann, Fromme, Pabst, Metzger, Erlangen, zusammen M. 27; Prem.-Leutn. Hellwig, Berlin, M. 10; Konsistorialrat a. D. Fr. Lippold, Zerbst, M. 10; Dr. O. Staudinger, Blasewitz-Dresden, M. 50; A. Pilz, Bitterfeld, M. 10; Dr. Hesselbarth, Hartha, M. 3; Carl Kuhbier, Hagen, M. 120; E. S. H., Berlin, M. 4; Major Kerlen, Berlin-Arnsberg, M. 30; Arzt Dr. Schmidt, Idar, M. 20; Gerichtsassessor Bertram (Stammtischsamml.), Cochem, M. 35,70; Apotheker Drewin und Dr. Arlt, Penzig, M. 10; Abendgesellschaft in „Stadt Pjsungstadt", Darmstadt, M. 3; von Westernhagen, Berlin, M. 10; Schmöle & Co., Menden, M. 25; Dr. Henningsen (Samml.) Hollenau bei Kiel, M. 20; Abteilung Hof der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, M. 750; N. N., Züllichau, M. 2; G. Pauli, Berlin, M. 20; Warmbrunn, Quilitz & Co., Berlin, M. 100; M. 100, Berlin, M. 7; Dr. Credé, Hofrat, Dresden, M. 60; Direktor Eckardt, Naumburg, M. 20; Baninspektor Waltz, Luckenwalde, M. 4; W. B. v. d. Goltz, Potsdam, M. 3; Postkassirer E. Greuel, Bonn, M. 5; Dr. Meinert, Dresden, M. 5; Professor Metzger, Schweinfurth, M. 87; G. Sch., Stuttgart, M. 40; Reinh. Schulte, U.-Barmen, M. 20; Hauptmann Heinemann, Gumbinnen, M. 5; Töchterschuldirektor Pfaffenbach, Remscheid (Sammlung in der Gesellschaft „Konkordia"), M. 143; Oberförster Fr. Thode, Hagen, M. 3; Forstassessor Schultze, Hagen, M. 3; Ph. Otto Meyer, Regiments-Auditeur, Germersheim, M. 10; Notar Theobald, Germersheim, M. 10; Bezirksassessor Suncker, Germersheim, M. 3; Regiments-Auditeur Meyer, Germersheim (Sammlung), M. 23; Einige Deutsche in Rom, M. 50; Schulz-Schomburgk, Leipzig, M. 5; C. Schroeder, Berlin NW., M. 5; H. Scholz, Berlin, M. 5; Dr. Georg Wolfram in Magdeburg, M. 20; Kommerzienrat Rohmer, Nördlingen, M. 10; Stadtrat Albert Voigt, Chemnitz, M. 100; Vize-Konsul Schwabe, Berlin, M. 30; Dr. Riese, Freiburg i. Br., M. 5; Dr. H. Wahle, Magdeburg, M. 3; Weisbach & Co., Berlin, M. 50; Konsul Paul Kosidowski, Galmüh, M. 100; Professor W. Flemming, Kiel, M. 20; Abteil. Neustettin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, M. 102; Prem.-Leutn. Roettge, Aachen, M. 5; H. Rauser, Apolda, M. 5.

Quittung, Carl Peters-Stiftung betr.

Unter dem 11. September 1890 hat der unterzeichnete Vorstand des Vereins für Handelsgeographie und Kolonialpolitik folgendes Rundschreiben erlassen:

„Schon bei der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Köln am 2. Juli d. J. hat Herr Major Liebert darauf hingewiesen, daß der Reichskommissar Herr Major von Wißmann seitens des deutschen Volkes am besten durch einen für den Viktoria-See zu beschaffenden Dampfer „Wißmann" geehrt werden könne. Inzwischen hat Herr Major von Wißmann in Bremen und Hamburg diesem Wunsche selbst lebhaften Ausdruck gegeben. Auch an den unterzeichneten Vorstand ist der Gedanke herangetreten, zu einem „Dampfer Wißmann" Sammlungen in Leipzig einzuleiten. Aber auch die Sammlungen für die Carl Peters-Stiftung haben einen gleichen Zweck. Ursprünglich sollte die Wahl dieses Unternehmens offen und Herrn Dr. Carl Peters überlassen bleiben. Neuerdings hat Herr Dr. Peters jedoch erklärt, „daß die Beschaffung eines Dampfers für den Viktoria-See einzig seinen Wünschen entsprechen würde". Das Komitee der Carl Peters-Stiftung hat sich ebenfalls mit der Bitte an uns gewendet, in diesem Sinne für die Stiftung in Leipzig zu sammeln. Mit Rücksicht nun darauf, daß beide Sammlungen dem gleichen Zwecke dienen, daß beide nicht nur geeignet sind, unsere großen Afrikaner Wißmann und Peters gleichmäßig zu ehren, sondern auch den lebhaftesten Wünschen und augenblicklich dringendsten Bedürfnissen des dritten großen Afrikaners Emins zu entsprechen, daß ferner der Dampfer „Wißmann" durch die Sammlungen in Bremen und Hamburg bereits gesichert erscheint und daß die Sammlungen anderer Orte hoffentlich auch die Erbauung eines Dampfers „Emin" für den Tanganjika- oder den Nyassa-See ermöglichen werden, glauben wir, eine Zersplitterung der Kräfte in unserer Stadt vermeiden zu sollen und schlagen den Mitgliedern unseres Vereins und anderen Freunden unserer Kolonien vor, lediglich für einen Dampfer „Peters" Beiträge zu leisten Wir werden uns gestatten, durch einen Boten einen Sammelbogen vorzulegen. Von einer öffentlichen Sammlung wollen wir mit Hinblick auf die durch die Wassernot veranlaßten Sammlungen absehen."

Daraufhin sind folgende Beiträge gezeichnet worden: N. N. R. 5000 M.; Fritz Mayer, i. F. Frege & Co. 120 M.; Th. Habenicht, i. F. Heine & Co. 100 M.; Prof. Dr. Wislicenus, Geheimrat 60 M.; Schnoor & Co. 50 M.; Prof. Dr. Hasse 25 M.; Konsul Glenck 25 M.; Dir. Dr. Lahr 25 M.; Prof. Dr. Credner 120 M.; Prof. Ratzel 25 M; Rich. Roch 50 M.; Geheimer Kommerzienrat Niethammer 100 M.; Erdm. Kircheis 50 M.; Stöhr & Co. 200 M.; Rechtsanw. M. Mayer 100 M.; F. A. Brockhaus 100 M.; J. Klinkhardt 50 M.; O. Weickert 50 M.; F. Volckmar 50 M.; C. Stralhmann 100 M.; Sieler & Vogel 50 M.; Wilh. Engelmann 30 M.; Max Abraham 100 M.; E. Polz 100 M.; K. F. Koehler 100 M.; Metzel & Naumann 50 M.; Georg Thorey 30 M.; A. Dürr 30 M.; E. Sachse & Co. 20 M.; Hugo Schneider, Neudnitz 20 M.; C. G. Röder 50 M.; Alfred Kroner 20 M.; Grundmann & Waselewsky 30 M.; Fr. Reichardt 20 M.; Herm. Credner 50 M.; Hoffmann, Heffter & Co. 50 M.; L. A. Kittler 20 M.; Paul Jul. Meißner 20 M.; A. Hogenforst 20 M.; C. A. Seemann 20 M; Apel & Brunner 20 M.; H. Thieme-Wiedtmarckter 30 M.; J. J. Weber 20 M.; Keilberg & Co. 20 M.; Prof. Dr. Fr. Hofmann 20 M.; Leop. Louis Franke 20 M.; Dr. Maximilian Schober 20 M.; Konsul de Lagre 20 M.; Dr. Fidersen 20 M.; Bär & Hermann 20 M.; Justizrat Richter 20 M.; Carl Jung 10 M.; J. Baensch-Drugulin 10 M.; Dr. G. Friederici, Dombert 40 M.; Dr. W. Wundt, Geheimrat 20 M.; Ernst Bauer 10 M.; A. Bergmann & Co. 20 M.; Dr. Os. v. Hase 20 M.; Carl Wunderlich 10 M.; Ad. Kramer & Meyer 10 M.; G. G. & B. 20 M.; A. Cr. 20 M.; Dr. Le Blanc 2 M.; G. & H. 20 M.; Dr. Hans Voigt 10 M.; T. & W. 10 M.; O. Kießling & Co. 10 M.; A. F. Weber 10 M.; J. Blüthner 20 M.; L. Offermann 50 M.; Leipziger Wollkämmerei 200 M.; J. Grob & Co. 15 M.; Eduard Brandt 20 M.; A. N. G. 5 M.; Fabrik Leipziger Musikwerke, vorm. Paul Ehrlich & Co. 20 M.; R. Wiesner 3 M.; H. L. 3 M.; Welker & Girbardt 20 M.; T. & W 3 M.; Adolf Spring 10 M.; G. Thiemann 3 M.; E. B. 3 M.; M. Bering 50 M.; Gustav Najork 50 M.; Dr. Kutzleb 5 M.; W. Nebel 30 M.; Bahse 5 M.; Lic. Dr. v. Criegern 3 M.; Dr. E. v. Mayer 20 M.; Rich. Eli 5 M.; B. Igr. 5 M.; Dr. Richard Klotz 3 M.; C. Flor & Co. 10 M.; R. 5 M.; N. N., Plagwitz 3 M.; Valentiner & Schwarz 15 M.; Sächsische Wollgarnfabrik, vorm. Tittel & Krüger 20 M.; Hugo Brehmer 50 M.; F. Rehwoldt 50 M.; T. & A. F. 5 M.; Dr. Bahrdt 5 M.; B. 5. M.; M. Pf. 10 M.; Baumgärtners Buchhdlg. 20 M.; Paul Herfurth 30 M.; W. D. 50 M.; Dr. Genfel 30 M.; Prof. Dr. Hirzel 20 M.; Mey & Edlich 20 M.; Dr. O. Hahn 5 M.; N. 5 M.; Bärwinkel 20 M.; v. Buri 5 M.; Dr. Joseph 5 M.; O. St. 5 M.; M. D. & E. 20 M. J. Meißner 50 M.; G. Morgenstern & Kotrade 50 M.; Rud. Sack 20 M.; R. Thiele 3 M.; F. M. J. 6 M.; Dr. Jul. Wagner 20 M.; Dr. Patzig 2 M.; St. 3 M.; Dr. Heubner 6 M.; Gerhard 3 M.; C. Prostorff 5 M.; M. H. 3 M.; W. Paulling & Schrauth 5 M; Röller & Huste 20 M.; Albert Wagner 20 M.; Richard Nickau 20 M.; Fabrik Lochmannscher Musikwerke Aktiengesellschaft 20 M.; C. F. 5 M.; E. Debes 10 M.; August Siebert 10 M.; Georg Grimpe 10 M.; G. Wappler 10 M.; Dr. Langemann 10 M. Zusammen 8987 M. Wir bekennen uns dankend zum Empfange dieser für einen Dampfer Peters bestimmten Beträge und werden das Ergebnis der Sammlung nach Abzug der unvermeidlichen Spesen nach Sicherstellung des Baues eines Dampfers Peters für den Viktoria-See an die zuständige Stelle abführen.

Leipzig, den 15. November 1890.

Der Vorstand des Vereins für Handelsgeographie und Kolonialpolitik zu Leipzig.
Glenck. Habenicht. Hasse. Lehr. Mayer. Schnorr. Wislicenus.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die **Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich. Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem **Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin** W., **Linkstraße 25,** sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von **Carl Heymanns Verlag, Berlin** W., **Mauerstraße 44,** entgegengenommen.

Nr. 26. **Berlin,** 13. Dezember 1890. **Neue Folge. 3. Jahrgang.**

Inhalt: Zur Unterstützung der Vorschläge Emin Paschas. Vom Verfasser der Flugschrift: „Die Lage in Afrika." — Über Ansiedelungsverhältnisse in Südwest-Afrika vom Gesichtspunkte der organisirten Kolonisation. Von Dr. H. Bokemeyer. — Kamerun. III. — Der Kolonialetat und die kolonialpolitischen Weißbücher. — Der Wißmann-Dampfer auf dem Viktoria-Nyanza. Von Major Liebert. — Zum Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika. — Der Tabaksbau in Deli. — Standes- und Erbrecht auf den Marschallinseln. Von Karl Friedrichs. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Quittungen.

Aufruf zur Unterstützung der Vorschläge Emin Paschas.[1])

Endlich einmal Vorschläge, die Hand und Fuß haben, deren Klarheit und Einfachheit in die Augen springt, deren Ausführbarkeit jedermann einleuchtet und die vor allen andern den Vorzug besitzen, bei verhältnismäßig geringen Kosten die größtmögliche Bürgschaft für den Erfolg zu bieten.

Nicht von einseitigen Theoretikern oder Praktikern rühren sie her, sie kommen von einem Manne, der Theorie und Praxis in seltener Weise in sich vereinigt, der in seiner Verwaltungsthätigkeit auf glänzende Erfolge zurückblicken kann und deswegen überall als maßgebend in diesen Fragen anerkannt wird.

Kein geringerer als Emin Pascha, der langjährige Gouverneur der Äquatorialprovinz, hat dem deutschen Volke sein Programm unterbreitet.

Beim Erwägen seiner Vorschläge drängt sich dem Leser unwillkürlich der Gedanke auf, welchen Vorsprung vor andern Ländern Deutschland durch die Erwerbung dieses seltenen, ja man möchte sagen in seiner Art einzigen Mannes gewonnen hat.

Welcher andere könnte mit gutem Gewissen das Versprechen auf sich nehmen, daß die Kosten eines solchen Unternehmens nach drei Jahren sich mit den Einkünften ausgleichen würden? Und wenn es auch einige versprechen würden, wer möchte diesen Versprechungen, die nur auf Annahmen begründet sein können, trauen?

Bei Emin, und eben darin steht er einzig da, liegt die Sache anders. Was er in Deutsch-Ostafrika plant, hat er bereits am Nil ausgeführt. Er hat die Äquatorialprovinz, die Egypten früher jahraus, jahrein große Summen kostete, zunächst so weit gebracht, daß sie sich selbst erhielt, und schließlich dahin, daß sie einen Überschuß abzuliefern im stande war.

Wer könnte bessere Bürgschaften für die Ausführung seiner Versprechungen bieten?

Da nun die Deutschen in der glücklichen Lage sind, einen solchen Mann, über dessen Tüchtigkeit als Verwaltungsbeamter nur eine Meinung herrscht, den ihren zu nennen, so sollten sie ihrerseits alles Mögliche thun, ihm einen Wirkungskreis zu eröffnen, in dem er seine bewährten Eigenschaften zur Geltung bringen kann zum besten seines Heimatlandes und zum Vorteil der noch unkultivirten Negerstämme, die er ohne Übereilung, Stufe für Stufe, langsam aber sicher besseren Zuständen entgegenführen will.

Die Nation, die den Dienst eines solchen erprobten Mannes, um den sie Freund und Feind beneiden, in Anspruch nimmt, legt sich damit auch vor der Welt die Verpflichtung auf, seine Kraft aufs beste auszunützen, ihm die Ausführung seiner großartigen, so wenig kostspieligen und so bedeutende Resultate versprechenden Pläne zu ermöglichen und ihm bei der Verfolgung seiner Ziele keine Hindernisse zu bereiten. Emin will die Verwaltung des nördlichen Seengebietes des besten, aber auch zugleich des gefährdetsten von allen, einrichten.

Als erste Bedingung verlangt er unumschränkte Gewalt. Es mag bedenklich sein, einer Person eine solche Gewalt anzuvertrauen, soll aber jemand in so wilden, dichtbevölkerten, kriegerischen Ländern für die Ausführung seiner Pläne voll und ganz eintreten, darf er nicht durch allerhand Beschränkungen gebunden sein. Wenn einem Menschen unbedenklich diese Gewalt eingeräumt werden kann, so ist es Emin. Jahrelang besaß er sie in seiner Provinz und der schlimmste Feind kann ihm nicht den geringsten Mißbrauch nachsagen. Seine frühere Stellung, seine lange Thätigkeit als unumschränkter Herrscher, sein Ruf in den wissenschaftlichen Kreisen, in den breiten Schichten des Volks, ja in der ganzen Welt, sein vorgerücktes Alter, alles dies verbietet, daß er einem Manne von geringerer Erfahrung in Verwaltungssachen untergeordnet werde.

Grade in der Rolle des Vermittlers, des Versöhners, die er laut seiner Angaben, sich ausersehen, bedarf er unbedingt der unumschränkten Gewalt. Grade in diesen gefährdeten Gegenden muß er sie haben, da die leiseste Unsicherheit seinen Ruf bei Arabern und Negern verdunkeln könnte. Die würden enttäuscht sein in ihrer hohen Meinung von ihm, wenn sie irgendwie endeckten, daß er nicht freie Hand hätte. Und diese Enttäuschung könnte nicht allein sein Werk stören, sie könnte sich auch bitter rächen.

Aber nicht bloß zur Förderung seiner Pläne bei Arabern und Negern braucht er die Gewalt, er hat sie ebenfalls nöthig gegen Einflüsse aus Europa, die sein Werk gefährden und die Einlösung seines Versprechens verzögern, wenn nicht gar unmöglich machen könnten.

Auf diese, leider von Zeit zu Zeit regelmäßig wiederkehrenden Störungen der Kolonisations- und Verwaltungsthätigkeit durch Einflüsse aus Europa bezog sich der oben gebrauchte, manchen vielleicht befremdende Ausdruck: „ihm bei der Verfolgung seiner Ziele keine Hindernisse in den Weg zu legen."

Es ist, um mit Emin zu reden, „die leidige Sklavereifrage", die diese Hindernisse hervorruft.

Jeder Kenner der Verhätnisse weiß, daß ein großes englisches Blatt die Führerrolle in diesen Angelegenheiten übernommen hat und zu gewissen Zeiten einen Kampfruf erhebt, der leider ungeprüft und unbesehen, bei den meisten Blätter Widerhall findet. Diese Zeiten pflegen merkwürdigerweise immer mit solchen zusammenzufallen, in denen englische Handels- oder Privatinteressen sich irgendwie bedroht oder beeinträchtigt vermeinen. Selbst dem Nichtkenner afrikanischer Angelegenheiten müssen die Ereignisse der letzten Zeit darüber die Augen geöffnet haben.

Beim Abschluß des deutsch-englischen Vertrages gab man sich der Hoffnung hin, daß mit den Hauptursachen der Kampfrufe auch diese selbst verstummen würden. Wie diese Hoffnung zu Schanden wurde, weiß Jeder.

Trotzdem jenes Blatt damals eine schwere Niederlage erlitt, berechtigt nichts in der Annahme, daß es nicht zu Wiederholungen schreiten könnte. Im Gegenteil, es lauert auf den Augenblick die Scharte auszuwetzen und die Fortschritte der Deutschen, die bald unbequem genug gefühlt werden mögen, aufzuhalten.

Diese Kampfrufe üben einen gewaltigen Druck auf die öffentliche Meinung aus und wirken ungemein störend auf die Thätigkeit der

[1]) Siehe Nummer 25 der D. Kolon.-Ztg. unter Korrespondenzen.

Beamten in Afrika, die dadurch unsicher und schwankend gemacht werden können.

Und derartiges darf, zumal bei Emin, unbedingt nicht mehr geschehen. Ihm, dem gründlichsten Kenner der Verhältnisse und des Landes, dem bewährten Menschenfreund können die zu treffenden Maßregeln vollkommen anheimgestellt werden. Kein Druck von irgend welcher Seite darf auf ihn innerhalb der bedungenen Frist ausgeübt werden, soll nicht das Gelingen seines Unternehmens in Frage gestellt werden.

Diese Erörterung wurde hauptsächlich veranlaßt durch eine Entstellung der Worte Emins in den telegraphischen Berichten der englischen Zeitungen über sein Programm. Diese Entstellung (durch Weglassung zweier überaus wichtiger Wörter) ist unter den obwaltenden Umständen mindestens sonderbar.

Emin schreibt:

„Unsere Aufgabe für den Moment ist die rücksichtslose Unterdrückung des Sklavenhandels im Großen“ ꝛc. Die beiden letzten Worte sind ausgelassen, was den Sinn vollkommen verändert.

Es nimmt sich fast aus, als hätte man hiermit den Haken schon andeuten wollen, an dem zu gelegener Zeit, d. h. wenn Emin mitten in seiner Thätigkeit steht, ein Fallstrick für ihn angenüpft werden kann.

Um solches Gebahren nach Möglichkeit gegenstandlos zu machen, ist es höchst nötig, das Volk über die Bedeutung der beiden Worte aufzuklären.

Der Sklavenhandel im Großen, d. h. die Ausübung desselben durch ausschließliche Händler, läßt sich im Innern mit der fortschreitenden Besetzung wohl nach und nach unterdrücken. Anders steht es mit dem Handel im kleinen, von Hand zu Hand, der selbst in besetzten Orten schwer zu ermitteln und zu vertilgen ist; sogar Egypten, das von den Engländern besetzt ist und von ihnen regiert wird, scheint noch nicht frei davon zu sein. Gilt nun schon in Europa für die Regierungen der Grundsatz: „Was man nicht durchführen kann, soll man nicht zu erzwingen versuchen“, um wieviel mehr dann in Afrika! Das Dekret, welches der englische Konsul vom Sultan von Sansibar erwirkt hat, war von Anfang an undurchführbar und außerdem ein schreiendes Unrecht gegen die übrigen Sklaven. Völlige Abschaffung war einem solchen Dekret weitaus vorzuziehen. Als einziges Resultat hat es Deutschland die Tragödie in Witu eingebracht.

Dem letzten Trommelwirbel des englischen Blattes lag bekanntlich der Handel zu Grunde. Es würde sich nicht scheuen, auch gegen Emin, sobald seine Erfolge offenkundig werden, einen solchen Wirbel loszulassen. Darum möchte sich Jeder im voraus darüber klar sein, demselben keine Beachtung mehr zu schenken.

Von den Gründen, die Emin veranlassen mögen, grade in diesen Gegenden diese Frage mit der äußersten Vorsicht zu behandeln, wollen wir nur einen näher erörtern: Die Mahdisten.

Aus früheren Briefen Emins geht hervor, daß die Araber in Tabora sich bereits anschickten, mit den genannten über Unjoro in Verbindung zu treten. Zum Glücke war Emin schon in der Nähe und seinem Auftreten verdanken wir die Vereitelung dieses Vorhabens.

Unvorsichtiges, allzu gewaltsames Eingreifen würde zweifellos eine Erneuerung der Versuche nach sich ziehen. Ein Erfolg derselben könnte uns zu ganz andern Auslagen, als sie Emin jetzt für die Pacifizirung und Unterwerfung verlangt, nötigen.

Erst wenn England den Mahdismus vollständig niedergeworfen hat, kann Deutschland, ohne Gefahr zu laufen zu großen Geld- und Menschenopfern gezwungen zu werden, schärfere und umfassendere Maßregeln gegen das afrikanische Übel einführen.

England hat es in der Hand, die gefährlichste Stütze des Übels, den Mahdismus zu zertrümmern, unterläßt dies aber der Kosten wegen. So lange es diesen Alp (über den man in Kairo besser unterrichtet zu sein scheint als man der Welt mitteilt) nicht von sich und seinen Nachbaren entfernt, muß es jedem überlassen bleiben, welche Maßregeln er in seinem Gebiete für zweckmäßig erachtet und zumal dem größten Kenner der dortigen Verhältnisse, Emin Pascha.

Darum muß ihm allein das, was zu thun und anzuordnen ist, vollständig anheimgestellt werden. Darum braucht er die unumschränkte Gewalt.

Was seine Vorschläge selbst anbetrifft, so wird wohl niemand gegen dieselben etwas einzuwenden haben. Nur die bescheidene Summe, mit der er sich verbindlich macht, ein solches Riesenwerk durchzuführen, weckt Erstaunen. Mit dem Dreifachen wäre das in Aussicht gestellte Resultat nicht zu theuer bezahlt. Möge ihm deshalb seine geringe Forderung bewilligt und keine Enttäuschung gefühlt werden, sollte durch unvorhergesehene Umstände diese Forderung sich als nicht ganz ausreichend erweisen.

Jedermann wird wohl die Überzeugung teilen, daß der Britte, stände Emin in seinen Diensten, ihm mit Freuden jede Bedingung gewähren und ihm gern die doppelte Summe zu Verfügung stellen würde.

Geben wir also keinen Anlaß dazu, daß der Engländer sich einst damit brüsten könne, er hätte an Stelle der Deutschen die Fähigkeiten Emins besser zu schätzen und zu benützen verstanden.

Damit dieser Fall ausgeschlossen bleibe, genügt es nicht, Emins Programm anzustaunen, und sich auf einige lobende Worte zu beschränken. Jeder, der sich für die Aufschließung Afrikas, die rationellste Unterdrückung der Sklaverei ꝛc. begeistert, sollte alles, was in seinen Kräften steht, einsetzen, um dem seltenen Manne, dessen Dienste uns ein gütiges Schicksal durch die sonderbarste Verkettung von Umständen gesichert hat, die Ausführung seiner Pläne zu ermöglichen.

Glaube niemand, daß das Nötige den dazu ausschließlich Berufenen überlassen werden kann. Wie der mächtigste Strom schließlich nur aus der Vereinigung kleiner und kleinster Rinnen hervorgeht, so setzt sich auch die öffentliche Meinung aus der konzentrirten Summe der Ansichten der Einzelnen, die für sich allein garnichts bedeuten, zusammen. Das Vorhandensein eines solchen Stromes ermöglicht es erst den Berufenen, ihre Wirksamkeit voll zu entfalten.

Auch auf jenen Höhen, wo die endgültigen Bestimmungen getroffen werden, ist Klarheit über die allgemeinen Anschauungen willkommen. Auch dort wünscht man möglichst von der öffentlichen Meinung gestützt zu werden, um mit ihr im Einklang die nötigen Verfügungen zu treffen. Wie ist dies aber denkbar, wenn sich die öffentliche Meinung nicht klar und deutlich kundgiebt? Und dazu kann jeder, auch der Geringste, das Seinige beitragen.

In diesem Falle zumal sollte der Vorwurf der seinerzeit beim Abschluß des deutsch-englischen Vertrags mit vollster Berechtigung erhoben wurde, daß während die englischen Sachverständigen Himmel und Erde in Bewegung setzten, um eine öffentliche Meinung zu schaffen, die Deutschen die Hände in den Schoß legten, um erst als es zu spät war, ein ganz unnützes Klagegeschrei anzustimmen, nicht wieder vorgebracht werden können.

Darum rührt Euch Alle zur Unterstützung Emins, jeder in seinem Kreise, jeder nach seiner Art.

Auch Ihr, Männer der Wissenschaft, die Ihr Emin stets als Leuchte und Hort derselben gepriesen habt, begnügt Euch nicht damit, stolz auf ihn hinzuweisen und lobend seiner Verdienste zu gedenken, sondern vereinigt Eure gewaltige, von Euch selbst vielleicht unterschätzte Stärke, um ihm zur Erreichung seiner und Eurer Ziele die hülfreiche Hand zu bieten.

Und du, einflußreiche Presse Deutschlands, gewähre der Unterstützung seiner Pläne nur einen geringen Teil des Raumes, der den Erörterungen über den Stanley-Emin-Fall seinerzeit gewidmet wurde. Bedenke man wohl, daß bloße Worte Unbeteiligter gegen die Thaten und Behauptungen eines Mannes wie Stanley federleicht wiegen, daß aber neue Thaten Emins es vermögen, vor aller Welt glänzend die Irrtümer Stanleys und die Grundlosigkeit seiner Angriffe darzulegen.

Nicht Worte gegen Worte, Thaten müssen gegen Thaten reden. So dachte Emin, als er, sich zu verteidigen, sofort wieder an die Arbeit ging.

Presse Deutschlands, folge dem Beispiel, verleihe den Plänen Emins deine Unterstützung und bereite so eine Revanche vor, wie die Welt sie schöner selten gesehen. Denn gelingt es Emin, sein Vorhaben durchzuführen, wird niemand mehr im Zweifel sein, wer von Beiden das Größere, das Schwierigere geleistet.

Auch die den kolonialen Bestrebungen wenig geneigte Presse sollte, will sie sich nicht der Inkonsequenz bezichten lassen, den Plan Emins fördern. Entwickelt er doch dieselbe Politik der Versöhnung und des Friedens, die sie immer im Gegensatz zu der anfänglich verfolgten Richtung als einzig zweckmäßig befürwortet hat.

Wie versöhnend, entgegenkommend Emin auch nach dieser Seite ist, erhellt schon aus den weitgehenden Zugeständnissen, die er den Gegnern über den Wert der Küstenlandschaften und des arabischen Kulturelementes macht. Hier mag er ebenfalls denken, die Resultate seiner und anderer Thaten werden die herrschenden feindlichen Anschauungen am besten widerlegen.

Bisher wurde hauptsächlich zum kühlen, nüchternen Verstande des deutschen Lesers gesprochen. Sei es jetzt gestattet, einige Worte an das deutsche Herz zu richten, das, wie man in der Sklavereifrage gesehen, noch warm und begeisterungsfähig in der Brust von Tausenden schlägt.

Ein Mann, der an der Schwelle des Greisenalters steht, der keine Zeit auf Erden mehr zu verlieren hat, der jede Stunde, die ihm noch gegönnt ist, ausnützen möchte zum Wohl der Menschheit und seines engeren Vaterlandes, wendet sich an die deutsche Nation.

Das Werk, dem er sein vergangenes Leben gewidmet, das beispiellos dasteht in der Geschichte Afrikas, ist dahin, vernichtet und nicht durch seine Schuld. Mit zertrümmerten Hoffnungen, ein armer, einsamer Mann, aber ein Mann, dessen Besitz Freund und Feind

einem Königreich in Afrika gleich erachteten, kehrte er zur Küste. Der Brite bot ihm für seine Mitwirkung eine riesige Summe, er lehnte sie ab, um mit seinem bescheidenen Gehalt in den Dienst seines Vaterlandes zu treten. Des Deutschen Reiches wegen zog er sich den Zorn seiner Begleiter zu, der sich nie Luft gemacht, hätte er seine Thätigkeit dem britischen Interesse gewidmet.

Am Abend seines Lebens ist er gezwungen, sein Werk von neuem aufzubauen. Aber freudig und vertrauensvoll geht er an die Arbeit, in der Hoffnung, noch so lange hienieden auszuharren, bis er tüchtigen Mitarbeitern es ermöglicht, das Angefangene zu einem großartigen Bau zu gestalten, der Jahrhunderte lang zeugen wird von des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit.

Seinem Ideal zu Liebe verzichtete er auf alle die Ehren, die ihn in Europa erwarteten, auf jede Ruhe und Abwechselung, auf die eigene Rechtfertigung, auf die Beschreibung seines Wirkens, die ihm Hunderttausende eingebracht haben würde, auf die Pflege seines geschwächten Körpers, kurz, auf alles was den meisten Europäern fast unentbehrlich erscheint.

Alle, alle haben ihn seinerzeit verteidigt in dem häßlichen, zwecklosen Stanleyschen Streit. Soll ihm nun die Gelegenheit versagt werden, dem Mann der rücksichtslosesten Energie und der gewaltigsten Willenskraft, der aber gerade durch das unbedingte Vorherrschen dieser Eigenschaften außer stande ist, andere gerecht zu beurteilen, den Beweis zu liefern, daß sanftere Charaktere weit Größeres und Nützlicheres leisten können?

Sollte nicht jeder das seinige thun, die Opfer, die uns dieser Mann gebracht hat und noch bringt, durch das einzige auszugleichen, was ihm als Entschädigung erscheint? Und das ist die Bewilligung der Vollmacht und der Mittel, seine für das Reich so vorteilhaften Pläne auszuführen.

Wird man ihn jetzt im Stiche lassen wollen, wo es einem nicht nur für Deutschland, sondern für die großen Bestrebungen der Zivilisation so nützlichem Werke gilt?

Der Verfasser der Flugschrift: „Die Lage in Afrika."

Ueber Ansiedelungsverhältnisse in Südwest-Afrika vom Gesichtspunkte der organisirten Kolonisation.

Es ist eine der schönsten Hoffnungen der Freunde deutscher Kolonisation, daß es gelingen möge, in unsern Kolonien deutsche Auswanderer anzusiedeln, sie dadurch im engsten Zusammenhange mit dem Mutterlande zu erhalten, und indem man ihnen eine neue Heimat auf eigenem Grund und Boden bereitet, wo sie eine auskömmliche Existenz finden können, die Kolonisten zugleich als Kulturelement inmitten einer noch unzivilisirten Bevölkerung zu benutzen. Nicht mit Unrecht haben sich immer wieder die Blicke derjenigen, die sich mit diesem Gegenstande näher beschäftigen, auf Südwestafrika gelenkt, das verloren zu gehen schien, als die gewinnversprechende Ausbeute der unterirdischen Schätze, die das Land zweifellos birgt, nicht mit der gewünschten Raschheit zu erlangen war. Hätten die Aussichten, welche uns das Bild eines reichen Goldlandes mit allem Überfluß an irdischen Gütern vorgaukelten, sich so schnell wie erwartet verwirklichen lassen, so wären wir allerdings der Mühe überhoben, darüber nachzudenken, was nun zu geschehen habe, um in der Entwickelung der Kolonie voranzugehen. Der Besitz ist aber darum nicht wertloser geworden, weil er sich spröde zeigt und nicht mühelos erworben werden kann.

Obwohl schon viel über Ansiedelung, über vermutliche Prosperität und über Erwerbsgelegenheiten, welche sich im Lande bieten, in der Kolonialzeitung geschrieben worden ist, so fehlt es doch noch an einer übersichtlichen Arbeit, an welche sich Vorstellungen einer geregelten Kolonisation anknüpfen lassen, denen die Ausführung unmittelbar folgen könnte. Dieser Versuch soll im Nachfolgenden unternommen und damit eine Anregung zu Verbesserungsvorschlägen gegeben werden.

Die Wahl der Ansiedelungsplätze.

Für die praktische Kolonisation in Südwestafrika ist es von entscheidender Bedeutung, einige Plätze ausfindig zu machen, wo es möglich ist, eine größere Zahl von Kolonisten anzusiedeln. Einmal gewährt das Zusammenwohnen der Ansiedler in geschlossenen Gemeinden eine äußere Sicherheit, und zum andern lassen sich in diesem Falle bessere Einrichtungen, eine weitgehende Fürsorge an die Unternehmung knüpfen. Der gegenwärtige Zeitpunkt scheint nun besonders günstig, zwei Plätze für die Besiedelung in Angriff zu nehmen, die allen berechtigten Anforderungen an Sicherheit und Prosperität genügen. Windhoek, ein Platz mit vorzüglichen Quellen am Abhange der Awasberge, ist durch den Tod des bekannten Hottentottenhäuptlings Jan Jonker frei geworden und von den zersprengten Resten seines Stammes nicht wieder besetzt worden, und Hoachanas, der frühere Hauptsitz des Roten Volkes, ist gleichfalls von diesem durch die Eingeborenen-Kriege aufgeriebenen Stamme verlassen. Außer diesen beiden Orten sind größere Quellen im Lande nicht frei, wenn wir von dem Waterberg, wo einige Stellen von Bergdamara besetzt sind, und dem noch unbekannten, für deutsche Ansiedlung wohl kaum in Betracht kommenden Norden der Kolonie absehen. Allerdings dürften einzelne Familien an manchen anderen Stellen genügend Wasser und Weideland finden können, ohne die Eingeborenen in ihrem Besitz zu stören, wir gehen aber von der Annahme aus, daß die organisirte Kolonisation die Möglichkeit des Beieinanderwohnens einer Anzahl Familien ins Auge fassen muß.

Sowohl der Platz Windhoek als Hoachanas bieten Trink- und Nutzwasser in ausreichendem Maße, auch ist für beide Orte das Weideland ziemlich ausgedehnt. Ihre Lage ist etwas weit im Innern des Landes, was aber erfahrungsgemäß keine Schwierigkeit bietet. Der Absatz der Produkte wird dadurch nicht gehindert und die Verbindung mit der Küste (nach Walfischbai oder auch Angra Pequena) würde sich zu einer regelmäßigen gestalten lassen, sobald ein deutsches Kolonistenleben an den Orten erblühte. Nun muß noch auf einen Umstand hingewiesen werden, der in Bezug auf die Lage der Plätze wichtig erscheint. Gerade in diesem Gebiet berühren sich die Weidestellen der Herero und Nama. Würde es gelingen, durch deutsche Kolonisation eine neutrale Zone zwischen den beiden Völkern zu schaffen, so würde das den Frieden zwischen den Herero und Nama am wirksamsten versichern. Eine deutsche Gemeinde, mit der einfachsten ländlichen Verwaltung, aus gesitteten, an Ordnung und Arbeit gewöhnten Leuten zusammengesetzt, dürfte gerade an diesen Punkten für die kulturelle Hebung des Landes nach beiden Seiten, nach Nord und Süd, als Vorbild dienen. Es wäre auch damit ein neutraler Markt geschaffen, auf welchem beide Teile, die Herero und Nama, neidlos ihre Erzeugnisse absetzen und ihre Bedürfnisse decken könnten. Wer die Geschichte des Landes in Rücksicht zieht, weiß, wie viel Nutzen man sich gerade von einer solchen Einrichtung versprechen darf.

Nun hat der Vorschlag, Windhoek und Hoachanas zu besiedeln, allerdings zur Voraussetzung, daß die Reichsregierung die Schutzherrschaft dahin ausübt, daß sie den Friedenstörer im Lande, den Häuptling Hendrik Wittboy von Gibeon, dem von einem englischen Händler, Namens Duncan, Waffen und Munition zu fortgesetzten Raub- und Kriegszügen geliefert werden, zunächst zur Ruhe und Ordnung verweist. Danach wird es leicht sein, einen neuen allgemeinen Frieden unter der Fürsorge des Reichs zu vermitteln, wobei die freien Gebiete zu Kronländereien zum Zwecke der Besiedelung erklärt werden müßten, wie dies bereits in den siebziger Jahren von der englischen Politik durch den Kommissar Palgrave inaugurirt worden ist. Durch denselben ist in vorzüglicher Weise vorgearbeitet worden, sodaß man in vieler Beziehung seinen unter dem Beistande des Missionars Hahn entstandenen Entwürfen nur folgen brauchte. Die Truppe „zum Schutz und Trutz in Tsaobis" dürfte wohl kaum zweckmäßig in ihrer Feste zusammengehalten werden; die Einführung einer wenn auch noch so primitiven Verwaltung in unserer Kolonie, nach Analogie der englischen im Betschuanaland, würde ihre Auflösung und ihre Verwendung als Polizeimannschaft in kleinen Abteilungen an verschiedenen Stationen des Landes wohl ohnehin bedingen. Wir wollen auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen, sondern in einem späteren Artikel darauf zurückkommen.

Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Herero, wie die Nama, den deutschen Ansiedlungen in Windhoek und Hoachanas, von welchen beide Teile nur Vorteil erwarten können, gern zustimmen werden.

Die Wassernutzung.

Bei jeder Niederlassung und Unternehmung in Südwest-Afrika handelt es sich immer zuerst um das vorhandene Wasser und den möglichen Umfang, es für Kulturanlagen nutzbar zu machen. Schon dieser Umstand macht es nötig, daß die Einwanderung von Kolonisten überwacht werde und nach bestimmten Regeln vor sich gehe. Wollte man dem Einwanderer freistellen, sich eine Niederlassung auf den Kronländereien an beliebigem Orte und in der von ihm begehrten Ausdehnung zu wählen, so würden daraus große Störungen für spätere Einwanderung sich ergeben. Diejenigen Wasserstellen, deren Nutzung für eine größere Anzahl Ansiedler ausreicht, können nicht von Einzelnen als Privateigentum in Besitz genommen werden. Eine geregelte Ansiedelung auf Kronländereien hat diese Frage prinzipiell als eine öffentliche Angelegenheit zu behandeln. In Windhoek, wie in Hoachanas sind es eine Anzahl größerer und kleinerer Quellen, welche die Plätze mit Wasser versorgen. Unter den Eingeborenen, die in früherer Zeit hier in größerer Zahl beisammen wohnten, bestanden damals Einrichtungen betreffs der Wassernutzung, die in den fortwährenden Kriegen der letzten Jahrzehnte verloren gegangen sind. In den vierziger Jahren wohnten auf dem Platze Windhoek gegen 500 Menschen, deren Haushaltungen und Gärten durch

Wasserleitungen versorgt wurden, die in zweckentsprechender Weise das Wasser der großen Quellen für ausgedehnte Gartenländereien nutzbar machten. In dem Maße, als es gelingt, die vorhandenen Quellen zur Bewässerung von Gartenland einzurichten, wird eine größere Anzahl von Wohnstätten für deutsche Ansiedler sich gewinnen lassen.

Der Gebrauch an Rieselwasser richtet sich für jede Haushaltung nach dem Umfange des zugehörigen Gartenlandes. Dem letzteren sollte keine größere Ausdehnung gegeben werden, als der Bedarf der einzelnen Haushaltung an Gartenfrüchten dies nötig macht. Andererseits muß aber auch jeder Haushaltung oder jeder Heimstätte das nötige Gartenland mit der Möglichkeit, es genügend bewässern zu können, zugeteilt werden. Für die ordnungsmäßige Nutzung des Wassers sorgt ein von der Gemeinde oder von der die Aufsicht führenden Verwaltung zu ernennendes Organ.

Die Heimstätte und die Weidegerechtsame.

Es ist lediglich eine Frage der Organisation, ob man die Heimstätten alle von gleicher Größe einrichten oder die Möglichkeit bieten will, dem Ansiedler mit mehr Mitteln einen ausgedehnteren Besitz an Gartenland zu überweisen, beziehungsweise zu verkaufen. Ohne Ausnahme muß die Heimstätte freies Eigentum des Ansiedlers werden; über seinen ihm gehörigen Grund und Boden darf er uneingeschränkt verfügen.

Da erfahrungsgemäß dem deutschen Auswanderer mehr Arbeitskraft als Kapital eigen ist, so wird es die Aufgabe der gut geleiteten Kolonisation sein müssen, strebsamen und unbescholtenen Personen, die zur Auswanderung einmal entschlossen sind, die Ansiedelung in Südwestafrika in jeder Weise zu erleichtern und ihren Wirtschaftsbetrieb zu begünstigen. Der Grund und Boden für eine Heimstätte sollte im Anfange dem Ansiedler ohne Vergütung, oder doch unter den allergünstigsten Bedingungen als Eigentum übergeben werden, wenn er sich anheischig macht, auf demselben zu wohnen und den Boden zu bebauen. Ein Wohnhaus mit kleiner Stallung kann von ihm selber errichtet werden, da das Baumaterial, Lehm zur Anfertigung von Backsteinen, die in der Sonne rasch trocken und hart werden, sowie Holz und Deckgras für die Bedachung überall reichlich vorhanden ist. Die Ausgaben für Thüren und Fenster, das einzige, was für Geld erstanden werden muß, sind ihm auf Abzahlung vorzuschießen, beziehungsweise die Thüren und Fenster, welche von Deutschland fertig mitgenommen werden können, auf Kredit zu liefern, soweit seine Mittel zur baren Bezahlung nicht reichen.

Zu jeder Heimstätte soll die nach ihrem Umfange zu bemessende Gerechtsame auf Weidenutzung gehören. Welche Anzahl Groß- und Kleinvieh man dem Ansiedler zu halten gestatten will, wird nicht eine Frage sein, die schon im Anfange Bedeutung hat. In Windhoek und Hoachanas ist das zugehörige Weidefeld von so großer Ausdehnung, daß bei der möglichen Zahl der Heimstätten ein verhältnismäßig großer Viehstand des einzelnen Ansiedlers gestattet ist. Man sollte aber doch von vornherein eine Grenze feststellen, da Rinder, Ziegen und Schafe sich dort ungemein rasch vermehren, so daß die Herden zu stark anwachsen und in Jahren des Futtermangels dadurch Störungen eintreten können. Es würde den Erwerbs- und Unterhaltsverhältnissen in Südwestafrika entsprechen, wenn der gewöhnlichen Heimstätte die Weidegerechtsame für 50 Stück Großvieh und 200 Stück Kleinvieh eingeräumt würde. Man braucht den größeren Betrieb darum nicht auszuschließen, sondern kann ihn unter festzustellenden näheren Bedingungen, die sich den lokalen Verhältnissen anpassen müssen, bemittelten Ansiedlern sogar möglichst erleichtern. Dr. Bokemeyer.

(Schluß folgt.)

Kamerun.[1])

III.

Nachdem wir in den vorhergehenden zwei Artikeln die Geschichte der Entdeckungsreisen in dem nördlichen Kamerungebiet geschildert, liegt es uns noch ob, die wichtige Frage der Grenzregulirung, welche sich heute dringlicher als je herausstellt, zu beleuchten und dasjenige nach einander zusammenzufassen, was sich als Konsequenz des vorhin Gesagten ergiebt.

In dem deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 wird bestimmt, daß als vorläufige Grenze zwischen dem deutschen Gebiet von Kamerun und dem angrenzenden britischen Gebiete eine Linie vereinbart worden sei, die von dem oberen Ende des Rio del Rey Creeks ausgehend, in gerader Richtung zu dem etwa 9° 8¹ östlicher Länge gelegenen Punkte läuft, welcher auf der Karte der britischen Admiralität mit Rapids bezeichnet ist. Da von den Rapids an durch das Abkommen mit England vom Jahre 1886 die Linie nach Jola am Bennë im allgemeinen gesichert ist, nachdem leider die naturgemäße Verlängerung nach Ibi am Bennë unerwarteter Weise aufgegeben war, so war zur Ausführung der näheren Grenzfestsetzungen der Major Macdonald von der englischen Regierung nach Berlin gesandt worden, um zusammen mit Freiherrn v. Soden, dem Gouverneur von Kamerun, darüber Beratungen zu pflegen. Genaueres ist über diese Verhandlungen nicht bekannt geworden, es heißt nur, daß die deutsche Regierung den englischen Ansprüchen nachzugeben nicht gewillt gewesen sei, daß sie sich dem steten Vordringen der Engländer energisch widersetzt habe. Wir würden es nur freudig begrüßen können, wenn dem so gewesen wäre, da sonst die Schwierigkeiten für die Ausdehnung unseres Handels nach dem Innern sich ins Unendliche vermehrt hätten. Diese mit dieser Grenzregulirung verknüpften Verhandlungen scheinen uns aber von geringerer Bedeutung, gegenüber der Frage, welche Stellung die Kaiserliche Regierung hinsichtlich der Ausdehnung unseres Schutzgebietes nach dem Innern später einnehmen wird oder vielleicht schon eingenommen hat. Das englisch-deutsche Abkommen vereinbarte in Artikel V, daß

„durch Verträge und Abkommen, welche von oder zu Gunsten einer der beiden Mächte in den Gegenden nördlich vom Bennë getroffen werden, das Recht der anderen Macht, im freien Durchgangsverkehr und ohne Zahlung von Durchgangszöllen nach und von den Ufern des Tschad-Sees Handel treiben, nicht beeinträchtigt werden soll. Von allen Verträgen, welche in dem zwischen dem Bennë und Tschad-See belegenen Gebiete geschlossen werden, soll die eine Macht der anderen Anzeige erstatten."

Die Denkschrift über die Beweggründe zu dem Abkommen erklärte diese an und für sich etwas unklare Bestimmung nach Beseitigung des Zwischenhandels als äußerst nützlich für Kamerun. Wir bemerkten dazu in Nr. 17 vom 9. August folgendes:

„Mit einer solchen Bemerkung wird gewissermaßen das Feld geräumt und den englischen Bewerbern um den Tschad-See eine Anwartschaft auf diese Gebiete gegeben. Da nun die Royal Niger Company bereits Ansprüche auf das rechte Ufer des Bennë oberhalb Jola erhebt, so scheint man eine Ausdehnung unserer Interessensphäre nach dem Tschad-See so gut wie aufgegeben zu haben. Außerdem gehen auch die Franzosen mit der Absicht um, vom Ubangi nach Norden zu dringen, zu welchem Zwecke bereits der französische Reisende Crampel, welcher vor zwei Jahren den nördlichen Teil von Gabun erforschte und dabei unser Hinterland berührte, unterwegs sein soll. In diesem Augenblicke, da die französische Presse für eine Ausdehnung des französischen Besitzes in Westafrika Stimmung zu machen sucht, ist es angebracht, auf eine französische Auffassung hinsichtlich Kameruns hinzuweisen. Selbst in den wissenschaftlichen kolonialen französischen Zeitschriften findet man nämlich die Legende sich herausbilden, daß der 15. Grad östlicher Länge von Greenwich die östliche Grenze unserer Kamerunkolonie sei. Die Franzosen gehen dabei von der Ansicht aus, daß das ganze Land zwischen dem 15. Längengrade und dem Ubangi, an dem sie bereits einige Stationen haben, ihnen gehöre . . .

Gegenüber diesen Ansprüchen der Franzosen aber, welche uns auf den 15. Grad beschränken wollen, ist es an der Zeit, energisch zu erklären, daß die deutsche Regierung sich in dem Protokoll vom 24. Dezember 1885 nur verpflichtet hat, sich einer jeden politischen Einwirkung südlich von einer Linie zu enthalten, welche den Campofluß von seiner Mündung bis zu dem 10. Grad östlicher Länge von Greenwich und von diesem Punkte ab dessen Breitenparallel bis zu dem Schneidepunkte des letzteren mit dem 15. Grad östlicher Länge von Greenwich folgt. Bei der überraschenden Schnelligkeit, mit welcher heute in vor kurzem noch ganz unbekannten Gebieten Abgrenzungen vorgenommen und Interessensphären geschaffen werden, werden wir uns so wie so bald mit Frankreich über die Grenzen des Hinterlandes von Kamerun und des französischen Kongo auseinandersetzen müssen. Man könnte fast sagen, daß der gegenwärtige Augenblick dazu besonders günstig ist, da jetzt überall über Gebiete bestimmt wird, welche auf gewaltige Strecken hin noch nie eines Weißen Fuß betreten hat."

Es war daher höchst eigentümlich, daß bald darauf die „Nordd. Allg. Ztg." eine Mitteilung brachte (s. Nr. 18), wonach bei dem Abkommen zwischen England und Frankreich auch Deutschland über den Bennë hinaus ein ca. 150 Kilometer breiter Landstreifen zugestanden sein sollte, der nördlich bis zum Tschadsee reiche. Diese auffallende Abmachung, welche ungefähr den 15. Grad als östliche Grenzlinie anzunehmen schien, ist dann später dementirt worden; es scheint, als ob an dem status quo nichts geändert worden ist, welcher das Land nördlich vom Bennë, also das Hinterland unserer Kamerunkolonie dem Wettbewerb Englands und Frankreichs offen ließ. Deutschland kam vorläufig noch nicht in Betracht, da es dort zur Zeit eine Expedition nicht thätig hatte, Dr. Zintgraff, welcher am schnellsten von der Bali-Station nach dem oberen Bennë hätte vordringen können, sich noch in Deutschland aufhielt, während Premierleutnant Morgen im Mai mit einem Auftrage betraut war, welcher darauf hinauslaufen sollte, von der Jaunde-Station nach den Quellen des Bennë vorzudringen, oder vielleicht über Adamaua hinaus nach Norden einen Vorstoß zu machen, obwohl für letzten Zweck die Expedition kaum genügend ausgerüstet erscheint.

Am 26. Oktober erst ist die unter dem Oberbefehl des Dr. Zintgraff stehende Forschungs-Expedition im Verein mit der von der Hamburger Firma Jantzen u. Thormählen ausgerüsteten Handelskarawane von Mundame am oberen Lauf des Mungo nach Bali und Adamaua aufgebrochen.

[1]) Siehe die Karte in Nr. 20 der „Kolonialzeitung".

Die Verhältnisse sind nun noch komplizirter geworden durch das Vordringen der Engländer und Franzosen. Die ersteren haben bereits, wie schon früher gemeldet, den Mayo-Kebbi befahren, der innerhalb der Linie liegt, welche man als Fortsetzung unserer Grenze von Jola nach dem Tschadsee annehmen kann. Dann aber ist Cholet von dem Sangha aus, welcher in den Kongo mündet, angeblich über den 10. bis zum 4. Breitengrad hinaus in unser Schutzgebiet eingedrungen und in französischen Zeitungen begegnet man bereits dem Hinweise, daß dadurch ein Rechtstitel geschaffen sei, um die früheren Grenzlinien zu revidiren. Cholet schließt auch sein Schreiben an den Commissaire général, welches im Journal officiel abgedruckt ist, mit den Worten: Der einfache Vorstoß, welchen ich eben vollendet habe, beweist die Wichtigkeit des Flusses in kommerzieller Beziehung. Seine politische Bedeutung braucht nicht erst diskutirt zu werden." Zwei andere Agenten, Fourneau und Fondère sind augenblicklich beschäftigt, die Entdeckungen Cholets zu vervollständigen.

Auf dem Niger war bekanntlich die Expedition des Leutnant Mizon, eines alten Mitarbeiters von de Brazza, im Begriff, nach dem oberen Bennë zu gehen. Die Expedition wurde aber auf dem Niger von Eingeborenen angefallen, Mizon selbst wurde verwundet. In einem Schreiben vom 2. November, welches in dem Journal des Debats abgedruckt und von dem Flusse Nun, also der Niger-Mündung, datirt ist, bringt er einige neue Mitteilungen über die Anmaßungen der Royal Niger Company auf dem Niger und Bennë. Diese Ströme sind so reißend, daß die Schiffe für den Unterhalt ihrer Maschinen starken Brennmaterials bedürfen. Man müßte daher aussteigen und Holz schlagen können. Die Royal Niger Company will nun aber den Häuptlingen „die Ufer abgekauft" haben, wodurch sie nicht nur den auswärtigen Handel, sondern auch englische Konkurrenten, wie die British Merchant Association, auszuschließen meint. Sie verfügt dabei über eine Flotille von 30 Dampfern. Ferner meldet Herr Mizon, die Royal Niger Company habe mit dem Häuptling von Adamaua, zu dem Zwecke unterhandelt, den Deutschen von Kamerun den Weg nach dem Tschadsee zu versperren. Er sehnt sich nach einer Antwort der französischen Regierung auf seine Beschwerden und hofft, die Royal Niger Company werde durch das Foreign Office veranlaßt werden, ihm die Wege nach dem Tschadsee und dem Ubanghi zu öffnen, „die er mit Verzichtleistung auf seine früheren handelspolitischen Zwecke nunmehr vom rein wissenschaftlichen Standpunkte erforschen möchte."

Eine andere französische Expedition von Ponel ist am Ubanghi thätig, dessen rechtes Ufer durch das Brüsseler Protokoll vom 27. April 1887 zwischen Frankreich und dem Kongostaate dem ersteren Staate zuerkannt ist, und es scheint, daß Ponel den Auftrag hat, dem Laufe des Flusses weiter zu folgen, um sich der frühern Äquatorialprovinz Emin Paschas auf diesem Wege zu nähern. Von Ubanghi nach Norden soll bekanntlich Crampel vordringen, welcher am 24. September den französischen Posten von Bangui, in der Nähe der Zongo-Stromschnellen mit seinen zwei Kanonenböten Ubanghi und Alima erreicht hat und von dort in das Scharigebiet und zum Tschadsee gegangen sein dürfte.

Das sind in Kürze die Gefahren, welche unsere Kamerunkolonie bedrohen, welche wir noch einmal zusammengefaßt haben, nachdem wir immer und immer die Notwendigkeit betont haben, sich nicht auf ein verhältnismäßig begrenztes Küstengebiet zu beschränken, sondern weiter zu greifen, neue Handelsstraßen zu erschließen, damit Deutschland an dem zentralafrikanischen Handel im Verhältnisse zur Größe seiner Kolonien teilnehmen kann. Es gab einen Moment, wo wir den Handel von Adamaua an uns hätten ziehen können, wenn Flegel zur rechten Zeit seine Unternehmungen hätte ausführen können und der untere Benuë deutscher Besitz geworden wäre, es gab eine andere Zeit, wo wir durch ein energisches Auftreten der kaiserlichen Regierung gegen die Royal Niger Company frühere Versäumnisse hätten gut machen können. Man kann noch weiter gehen und sagen, daß mit ein wenig mehr Aufwand von Mitteln sowohl die Expedition Zintgraff im Norden über den Benuë, die Expedition Morgen über den 15. Grad nach Osten hätten hinausgehen können. Daß dies notwendig war, ist keine Frage. In der Zeit des Zögerns und Wartens faßten Franzosen und Engländer neuen Mut. Wie die ersteren das Hinterland unserer Togokolonie reklamiren, so werden sie bald genug in ähnlicher Weise in Kamerun vorgehen, und wenn nicht noch im letzten Momente weitausschauende Pläne mit Glück durchgeführt werden, so wird das Land, welches von Barth, Beurmann und Nachtigal erforscht ist, für uns verloren sein.

*

Der Kolonialetat und die kolonialpolitischen Weißbücher.

Der koloniale Etat für 1890—91 weist gegen den vom vorigen Jahre nur wenige Änderungen auf, er ist noch immer so niedrig, daß er mit den kolonialen Etats anderer Staaten nicht im entferntesten verglichen werden kann. Es soll dabei mit den verhältnismäßig geringen Mitteln bedeutendes geleistet werden, denn wenn auch für Ostafrika $3^1/_2$ Millionen gefordert werden, wird doch die notwendig gewordene Überführung der Verwaltung von Sansibar nach dem Festlande, die Besetzung neuer Punkte an der Küste außergewöhnliche Summen erfordern, welche den für andere administrative Zwecke, die Einrichtung der Zollverwaltung und die Unterhaltung der Schutztruppe und nachhaltige Unterstützung Emin Paschas notwendigen ordentlichen Ausgaben wenig nachstehen werden. Als sehr mäßig ist auch der Betrag von 200 000 Mark für die Erschließung Zentralafrikas zu bezeichnen. Wenn auch die Expeditionen im Togogebiet augenblicklich an Bedeutung verloren haben, so bleibt doch, wie schon ausgeführt, in Kamerun noch viel zu thun übrig, ganz abgesehen von der immer notwendiger sich herausstellenden Erforschung des ostafrikanischen Gebietes.

Für Südwestafrika, welches noch immer sehr stiefmütterlich behandelt wird, sind 292 300 Mark, also nur 22 300 Mark mehr als im Vorjahre ausgesetzt worden. Aber außerdem ist ein sehr erwünschter Extrabeitrag von 25 000 Mark eingeschaltet worden zur Unterstützung deutscher Landwirte, die sich in Südwestafrika ansiedeln wollen. Wenn die Regierung ferner für eine geordnete Verwaltung, den nötigen Schutz gegen Hendrik Witbooy (welcher erst jüngst Otyimbingue verbrannt hat) sorgte, wozu vor allem eine Vermehrung der Schutztruppe gehört, so würde das große Ziel, dieses Gebiet der Auswanderung zu erschließen, mit voller Kraft angestrebt werden und die Unternehmungen, welche mit großem Kapital jetzt von allen Seiten geplant werden, könnten ins Leben treten.

Die Einnahmen für Kamerun und Togo reichen in erfreulicher Weise wieder aus, um die notwendigen Ausgaben zu decken. aber die besonderen Wünsche der in diesen Kolonien interessirten Deutschen sind noch nicht berücksichtigt worden. Der Etat im großen und ganzen dürfte bei den kolonialfeindlichen Parteien im Reichstag wegen seiner Knappheit wenig Anlaß zu Ausstellungen geben, während auf kolonialfreundlicher Seite die Notwendigkeit der übermäßigen Einschränkung Ausgaben nicht überall anerkannt werden dürfte, da auf fast allen kolonialen Gebieten ein frisches und reges Leben pulsirt und es an der Zeit ist, dort, wo noch Stagnation herrscht, einen frischen Luftzug hineinzulassen.

Dem Reichstag ist ferner eine Sammlung von Aktenstücken, die Ermordung von Deutschen im Sultanat Witu betreffend, zugegangen, welche nichts Neues über diese traurige Katastrophe bringt, da das wichtigste bereits im Reichsanzeiger veröffentlicht wurde. Das Vorgehen der Kaiserlichen Regierung, welche von Anfang an die sofortige Bestrafung der Schuldigen durch die Engländer verlangte, andernfalls sie selbst zum Vorgehen in Witu sich für befugt erklärte, wird allgemeine Billigung finden. Das andere Weißbuch, Ostafrika betreffend, enthält Aktenstücke, welche ebenfalls zum Teil schon durch den Reichsanzeiger bekannt geworden sind, doch finden sich einige Berichte des Herrn Dr. Schmidt über seine Erforschungsreisen im südlichen Teile, die mancherlei interessantes enthalten. Wir haben bereits früher in der Deutschen Kolonialzeitung[1]) (in Nr. 7 und 8 „Die Rusidschi-Ulanga-Linie") auf die große Wichtigkeit hingewiesen, welche dieses Flußsystem für die Erschließung Ostafrikas einmal haben wird, und ausführlich unsere Meinung darüber begründet. Leutnant Dr. Schmidt hat nun mit Unterstützung S. M. S. „Schwalbe" eine Exploration der Rusidschi-Mündung ausgeführt, bei welcher sich ergab, daß es sogar für ein Schiff, wie S. M. Kreuzer „Schwalbe", möglich ist, in die beiden nördlichsten Mündungen des Flusses einzudringen. Mit dem Dampfer „München" von 6 Fuß Tiefgang wurde der Fluß 15 Seemeilen weit, d. h. durch das Delta hindurch bis in den eigentlichen Fluß hinaufgefahren, ohne auf irgend welche wesentliche Hindernisse zu stoßen, und Schmidt nimmt an, daß, wenn keine Stromschnellen und Fälle vorhanden sind, der Fluß bei seiner ungeheuren Breite sehr weit hinauf fahrbar sein müsse. Wo er denselben seiner Zeit mit der Expedition überschritten habe, ungefähr 95 Seemeilen von der Küste, habe derselbe noch ungefähr eine Breite wie die Elbe bei Magdeburg. Mit flachgehenden Dampfern, wie sie die Engländer für den Sambesi gebaut haben, sollte es nach unserer Ansicht sicher möglich sein, bis zu den Panganifällen vorzudringen; von da bis zu den Schugulifällen sind Stromschnelle und Fälle, welche den Landweg notwendig machen. An diesen Schugulifällen, bei denen der weithin schiffbare Ulanga endigt, wünscht Dr. Schmidt eine Station errichtet, um hier die Masiti im Zaum zu halten, welche bekanntlich ein eben solcher Schrecken für die dortigen Völker sind, wie die Massai für die nördlicher wohnenden.

Wenn man die Berichte aus Ostafrika unter dem Gesichtspunkte betrachtet, mit welchen Stämmen wir noch abzurechnen haben, ehe Ruhe und Ordnung eintritt, so lassen sich verschiedene Gruppen aufstellen. Im Norden sind die Massai die Feinde der ackerbautreibenden Bevölkerung; im mittleren Gebiete sind die Wagogo

[1]) Siehe Karte auf S. 91, Jahrg. 1890.

als Räuber bekannt und gefürchtet, in dem Gebiete von Mahenge bis Nyassa treiben sich die Mafiti herum, welche von den Deutschen bereits mehrfach geschlagen sind, während dicht an der südlichen Küste die Wayao, im Hinterland bis zum Nyassa die Wagwangwara wohnen. Die letzteren haben vor einigen Jahren das Land so ausgeplündert, daß es noch keine Handelsexpedition gewagt hat, durch ihr Gebiet zu marschiren, so daß dasselbe heute noch vollkommen terra incognito ist. Leicht wird die Bezwingung dieser tapferen, kriegerischen Volksstämme nicht sein, welche mit den Zulus verwandt sind, doch ist es in unserem Interesse, in unserem Gebiet anders vorzugehen, wie die Portugiesen in ihrem. Denn noch heute liegt die Sache in Mozambique so, daß die wilden Stämme des Innern jeden Augenblick die Städte an der Küste bedrohen können.

Über das Hinterland von Lindi, das sogenannte Makondeplateau, schreibt Dr. Schmidt, daß es sehr fruchtbar, dicht bewaldet und reich an Kautschuklianen sei. Die steigende Exportziffer von Kautschuck aus den südlichen Häfen zeigt, daß hier noch Schätze liegen, welche nur der Erschließung durch deutschen Unternehmergeist harren. Vorbedingung ist aber auch hier wieder, daß der Stamm der Yaos, deren Häuptling Machembe jetzt von Major Wißmann gründlich gezüchtigt werden soll, seine Schrecken für die umwohnenden Völkerstämme verliere. Die englischen Missionsstationen Masasi und Newala sind heute unbeschützt; die Bauten sind nur provisorischer Natur, da zu jeder Zeit Angriffe dieser wilden Völkerstämme zu erwarten sind. Leutnant Dr. Schmidt hatte mit Machembe mehrfach Gefechte zu bestehen und Chef End am 20. Oktober ein strategisch günstig, auf einem 600 Fuß hohen Berge gelegenes Dorf, welches gut verteidigt wurde, zu erstürmen. Die Stärke des Gegners war auf mindestens 100 Gewehre zu schätzen.

Die Untersuchung des Rovuma bestätigte die Erfahrungen englischer Reisender, daß der Fluß niemals eine größere Bedeutung für die Schifffahrt erlangen wird, und in dieser Hinsicht mit dem Rufidschi nicht zu vergleichen ist. Die Art der Kohle, welche im Bette des Rovuma gefunden wurde, sowie die Art und Weise des seinerzeit von Thomson beschriebenen Vorkommens lassen Dr. Schmidt befürchten, daß jene Kohle weder der Karbonformation angehört noch überhaupt jeden Abbau lohnen wird. (Siehe den orientirenden Artikel „Steinkohlenlager in Ostafrika" in Nr. 8 der Deutschen Kolonialzeitung 1890.) Trotzdem geben wir die Hoffnung nicht auf, daß nicht noch ausgedehnte Untersuchungen hier das Vorkommen von brauchbarer Kohle bestätigen werden.

Der Wißmann-Dampfer auf dem Viktoria Nyanza.

Nachdem mir die Ehre zu teil geworden, auf der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Köln am 1. Juli d. J. die Idee des Majors von Wißmann einen deutschen Dampfer für den Viktoria Nyanza zu beschaffen, als Erster vertreten zu dürfen, erachte ich es für meine Pflicht, auch gegenwärtig für die Förderung dieses Unternehmens einzutreten, da der Reichskommissar fern von der Heimat auf seinem Posten weilt. Durch die Zeitungen ist leider die Notiz gegangen, daß die Gelder für den Wißmann-Dampfer gesichert seien. Da diese Nachricht allgemeine Verbreitung gefunden, so hat das Sammeln für obigen Zweck aufgehört bezw. in letzter Zeit nur noch geringe Bereitwilligkeit getroffen. Die betreffende Nachricht verdankt voraussichtlich ihren Ursprung den hochherzigen Spenden der Hamburger Freunde Wißmanns, welche an einem Tage an 80 000 Mark zeichneten und zahlten. Mit dieser Summe waren die Schiffsbaukosten allerdings gesichert, und der Dampfer konnte in Arbeit gegeben werden. Um denselben aber an Ort und Stelle zu bringen und auf dem Viktoria Nyanza vom Stapel laufen zu lassen, sind erheblich größere Summen erforderlich.

Der Kostenanschlag ist etwa folgender:

Baukosten loco Hamburg	77 000 Mark,
Transport auf einen Postdampfer bis Saadani (einschließlich des mitzubefördernden europäischen Personals)	16 000 „
Trägerkosten von Saadani zum Viktoria .	180 000 „
Summe	273 000 Mark.

Der Trägerlohn wird auf 1/4 Rupie = 40 Pfennig (in Stoffen auszuhändigen) veranschlagt, per Tag und Kopf berechnet. Das Gewicht des Dampfers beträgt einschließlich der Reserveteile ꝛc. 100 Tons = 100 000 Kilogramm. Rechnet man auf den Träger rund 30 Kilogramm, so ergibt sich ein Bedürfnis von rund 3400 Trägern und zwar nach den Erfahrungssätzen für etwa 4 Monate oder 120 Tage. Somit würde $3400 \times 40 \times 120 = 16\,320\,000$ Pfennig = 163 200 Mark das Endresultat sein. Hinzu tritt jedoch noch ein Mehrbedarf für Reservemannschaften und für Doppellasten bei schweren Eisenteilen, welche höchstens 40 bis 50 Kilogramm betragen dürfen.

Zur Deckung dieses Kostenanschlags sind bislang baar eingegangen rund 115 000 Mark. Vom Afrikaverein deutscher Katholiken sind in Aussicht gestellt 30 000 Mark, in Cöln unter der Ägide des Geheimen Kommerzienrat Langen gezeichnet 35 000 Mark, sodaß hiernach noch rund 100 000 Mark an dem Gesamtbedarf fehlen. Dieser Sachlage gegenüber dürfte an die Deutsche Kolonial-Gesellschaft und an Alle, die sich für die Entwickelung Deutsch-Ostafrikas interessiren, die Mahnung herantreten, für die Förderung des vom Major von Wißmann geplanten Unternehmens nach besten Kräften zu wirken, damit der Landtransport des Dampfers, der etwa im Juli 1891 beginnen soll, bis dahin finanziell gesichert werde. Den größten Vorteil werden die katholischen Missionsstationen in Uganda und am Südufer des Viktoria Nyanza durch die Einrichtung des Dampferverkehrs auf dem See gewinnen. Des Weiteren wird eine ersprießliche Wirksamkeit Emin Paschas, der in den Gebieten am See Hand in Hand mit Wißmann zu arbeiten gedenkt, von der Durchführung des Unternehmens abhängen. In praktischer Richtung würde der deutschen Textilindustrie ein neuer Absatzweg gebahnt werden, wenn — wie bereits Anmeldungen vorliegen — größere Fabriken Ballen von in Ostafrika gangbaren Baumwollstoffen liefern. Mit diesen werden die Träger bezahlt, und die deutsche Ware führt sich so bis ins Innere Afrikas an Stelle der jetzt dort den Markt beherrschenden Manchesterwaren ein.

Die gegen die Konstruktion des Dampfers geltend gemachten Bedenken (geringe Wassertiefe des Viktoria-Nyanza, Untiefen und Bänke) werden dadurch entkräftet, daß der Dampfer auf das Mindestmaß von Tiefgang (5 1/2 Fuß unbeladen und 6 Fuß beladen) gebaut wird, welcher angesichts der starken auf dem Viktoria wehenden Stürme und des dadurch erzeugten Wellenschlags von Sachverständigen als zulässig erklärt wurde.

Es darf die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen werden, daß das deutsche Volk seinen erklärten Liebling, den Reichskommissar Major von Wißmann, nicht im Stiche lassen und das große von ihm geplante nationale Unternehmen nicht am Geldpunkte scheitern lassen wird.

Liebert,
Major im Generalstabe.

Zum Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika.

Herr Dr. Carl Peters hat in Nr. 47 des „Deutschen Wochenblattes" über das oben angedeutete Thema einen Artikel veröffentlicht, den wir, da die Frage dringlicher wird, im Auszuge mitteilen, nebst einer anderen, in der „National-Zeitung" erschienenen Auseinandersetzung des Herrn Konsul Vohsen, ohne daß wir zu der einen oder anderen Ansicht Stellung nehmen.

Nachdem in dem ersteren Artikel die Nützlichkeit einer Verbindung des Innern mit der Küste im allgemeinen und die Notwendigkeit, den aus dem Innern kommenden Handelsstrom an der Küste aufzufangen, dargelegt ist, stellt Dr. Peters zwei Bedingungen für den Eisenbahnbau auf, um dieser handelspolitischen Aufgabe gerecht zu werden:

1. Muß er den Karawanenstrom möglichst von den Plätzen ablenken, wo die direkte Verschiffung nach Europa natürliche Hindernisse findet und die Versuchung demnach nahe liegt, die Karawane in dem gegenüberliegenden Sansibar zur Verschiffung zu bringen. Von solchen Plätzen kommt in erster Linie Bagamoyo in Frage, welches keinen Hafen, sondern nur eine sehr schlechte Rhede besitzt, und von der seit undenklichen Zeiten demnach der gesamte aus dem Innern seiner einmündenden Karawanenhandel nach Sansibar übersetzt;
2. muß der Eisenbahnbau den Hauptstrom des Karawanenverkehrs im Innern so fassen, daß derselbe überhaupt nur an dem Punkt zur Küste gelangt, wo die Eisenbahn ausmündet und die genügenden Einrichtungen für die direkte Verschiffung nach Europa geschaffen sind.

Gegen das Eisenbahnprojekt Bagamoyo-Dar-es-Salaam wendet Dr. Peters ein, er glaube nicht, daß eine ostafrikanische Küstenbahn konkurrenzfähig gegenüber dem Seeverkehr sein werde, welcher Bagamoyo mit Dar es-Salaam gleichzeitig verbindet. Man könne in 4—5 Stunden von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam per Dampfer fahren. Welches Interesse könne der Händler haben, Karawanen, welche von den Seen nach Bagamoyo 2—3 Monate unterwegs waren, auf der teuren Eisenbahn nach Dar-es-Salaam zu schaffen, blos damit sie auf diese Weise einige Stunden früher dort anlangen. Es heißt dann fort:

„Aber ich fürchte, er wird, wenn er seine Karawane erst einmal in Bagamoyo hat, falls eben Sansibar Freihafen werden sollte, überhaupt kein Interesse haben, sie nach Dar-es-Salaam zu bringen. Er nimmt sie eben einfach auf seiner Dhau nach Sansibar ein, wie er gewohnt ist, und der handelspolitische Zweck des Eisenbahnunternehmens verliert seine Wirkung. Auf der anderen Seite greift eine solche Eisenbahn auch keineswegs in den nicht minder wichtigen Zweck der wirtschaftlichen Erschließung Ostafrikas ein. Darum, daß der Dampfwagen von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam parallel dem indischen Ozeane rollt, wird nicht ein Stück Gut mehr von Usukuma, nicht ein Baum von Usagara an die Küste gelangen, und keine Möglichkeit, den Plantagenbetrieb im Innern rentabel zu machen, geschaffen. Das bleibt durch diesen Bahnbau alles unverändert. Aus diesen Gründen würde ich es für einen

Fehler halten, die deutsch-ostafrikanischen Eisenbahn-Unternehmungen mit einer Küstenbahn von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam zu beginnen.

Gegen ein zweites in den letzten Monaten besprochenes Projekt habe ich geringere Bedenken; ich meine die Bahn von Tanga nach Usambara und weiter ins Innere. Wenigstens wird hier der Hauptzweck derartiger Unternehmungen: die Erschließung des Hinterlandes, im Auge behalten. Eine solche Bahn öffnet das fruchtbare Usambara und behält demnach immer ihre Bedeutung für lokale Zwecke. Nur würde man sich täuschen, wenn man annehmen wollte, sie vermöge in die großen handelspolitischen Bewegungen Ostafrikas einzugreifen.

Gewiß würde sie den Baringo-Handel, der heute die Pangani-Kilimandscharostraße belebt, an sich reißen können. Unglücklicherweise aber sind die Engländer mit ihrem Bahnbau von Mombas aus diesen Gebieten erheblich näher und ziehen den Handel von dort sicherlich schon vom Naiwascha aus nach Mombassa, so daß für die deutsche Bahn der Norden nicht mehr in Frage kommt. Es bleibt der Durchbruch bis zum Viktoria-Nyanza. Ob ein solcher technisch überhaupt möglich ist, vermag niemand zu sagen, da noch niemand die Länder zwischen Kilimandscharo und Viktoria-See erforscht hat. Gelingt dieselbe jedoch, so steht das Bahnunternehmen hier für das Viktoria-See-Gebiet wiederum in Konkurrenz mit den Engländern welche ebenfalls dorthin bauen wollen, und läßt andererseits das Udjidji-Tabora-Handelsgebiet links liegen, greift demnach in den Prozeß der Absperrung Sansibars nur sehr geringfügig mit ein. Aus diesem Grunde halte ich es für bedenklich, mit diesem Tanga Usambara-Projekt den Anfang mit unseren Eisenbahn-Unternehmungen zu machen.

Für diesen Anfang scheint mir nur ein Plan in Frage kommen zu können, der den aufgestellten Gesichtspunkten völlig Rechnung trägt: Den Handelsstrom Ostafrikas in seinem Hauptarm faßt, und dadurch, wenn nicht sofortige, so doch baldige Rentabilität verspricht; diesen Handel bestimmt nach einem deutschen Hafen leitet, von wo derselbe zur direkten Verschiffung gelangen kann, und drittens umgekehrt die Kolonie von der Küste aus recht eigentlich in ihrem Herzen und zwar in die fruchtbaren Gebirgslandschaften Ukami, Nguru und Usagara hinein für Plantagenunternehmungen offen legt. Dies ist das Bahnprojekt von Dar-es-Salaam zunächst bis Farhani zu den Abhängen der Usagaraberge, von wo aus eine Fortsetzung, vermutlich mit einer kleinen nördlichen Ausbiegung, der Terrainschwierigkeiten wegen, nach dem Hochplateau von Ugogo ins Auge zu fassen ist. Hat man dieses Plateau erreicht, steht dann der Fortsetzung bis nach dem Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels, Tabora, und darüber hinaus nichts im Wege.

Von Dar-es-Salaam bis Farhani zunächst sind keinerlei Terrainschwierigkeiten vorhanden. Es handelt sich um eine Strecke von etwa 35 deutschen Meilen. Diese Strecke ist groß genug, um jede Konkurrenz des Trägerverkehrs von Farhani nach Bagamoyo auszuschließen, führt demnach die gesamte Karawanenmasse bestimmt nach dem Ausgangspunkt, dem deutschen Hafen Dar-es-Salaam, andererseits aber wiederum kurz genug, um nicht allzu teuer sich zu gestalten. Faßt man eine Sekundärbahn ins Auge, so sind die Unkosten auf 10 000 000 M. veranschlagt, eine Summe, welche auch nur bei dem heute auf dieser Straße rollenden Verkehr sehr bald eine gewisse Verzinsung erwarten läßt."

In der „National-Zeitung" vom 2. Dezember (Nr. 656) wendet sich Herr Vohsen gegen die Ansicht, daß die Eisenbahn die wirtschaftliche Selbstständigkeit Deutsch-Ostafrikas zu entscheiden habe; das zunächst Entscheidende für den Bahnbau in unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie sei nicht so sehr die Frage des Transportes von verhandenen Karawanenprodukten oder Holz und Vieh, sondern die Anleitung der Eingeborenen zur wirklichen Massenproduktion, wie sie in Erdnuß- und Sesamkultur gegeben sei. Die gesamte Karawanenmasse Ostafrikas sei gegenwärtig ungenügend, Transportobjekte aufzubringen, um auch nur annähernd die Betriebsunkosten der Bahn zu decken. Die Gesamtausfuhr Ostafrikas an Elfenbein betrage bis jetzt nicht mehr als 150 000 Kilo in den besten Jahren. Daraufhin könne man keine Bahn bauen. Der Artikel fährt dann fort:

„Die neben dem Projekt des Herrn Dr. Peters bestehenden Pläne sind die einer Küstenbahn zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam und der einer Bahn, die in erster Linie bis zum Fuße des Usambaragebirges führen soll. Was die Gründe des Herrn Dr. Peters gegen die Bahn Bagamoyo—Dar-es-Salaam betrifft, so halte ich es vor allem verfehlt, diese Bahn von nur 60 bis 70 Kilometer Ausdehnung, die den Zweck hat, einen guten Hafen mit dem gegenwärtig bedeutendsten Handelsplatz zu verbinden, mit dem Projekt einer eigentlichen Erschließungsbahn, die allein bis Farhani schon 300 Kilometer zu durchlaufen hätte, zu vergleichen. Aber auch die Gründe, welche Herr Dr. Peters gegen die Ausführung dieser Bahn anführt, erscheinen mir nicht stichhaltig. Z. B. hat man wegen der Schwierigkeit des Verkehrs zwischen der Hauptstadt der französischen Kolonie Senegal, St. Louis, mit der offenen See sich im Jahre 1882 entschlossen, dieselbe mit dem Hafenplatz Dakar durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese Bahn ist am 6. Juli 1885 in einer Länge von 263 Kilometern dem Verkehr übergeben worden. Man hat mit dieser Bahn drei Aufgaben zu lösen gesucht und gelöst; einmal hat man die gewünschte Verbindung mit Produktionszentren geschaffen, dann vom militärischen Standpunkte die Pazifikation des Landes bewirkt und die Entwickelung des Ackerbaues auf der ganzen Linie gefördert. In allen mit einem Bahnhof versehenen Dörfern haben sich Händler niedergelassen und prosperiren. Einige Dörfer haben sogar schon größere Bedeutung erhalten und bilden den Kernpunkt für kleine Städte. Gegenwärtig ist der Frachttarif durchschnittlich 10 cts. pro 1000 Kilogramm und Kilometer, für Arachiden, die ein außerordentlich leichtes Produkt sind, 13 cts. pro Kilometer und Tonne, und man glaubt, denselben noch verringern zu können. Für die 70 Kilometer Strecke Bagamoyo—Dar-es-Salaam würde bei Einführung eines gleichen Tarifs der Frachtsatz sich auf 6—8 Mark pro 1000 Kilogramm belaufen, während die deutsch-ostafrikanische Dampferlinie die 1000 Kilogramm nicht unter 10 Mark für die gleiche Strecke befördert. Bei dem Schiffsverkehr sind ferner die teuren Landungs- und Verschiffungsspesen hinzuzufügen, die bei der Bahn wegfallen. Der Erfolg dieser Bahn hängt lediglich davon ab, daß die Bahn billig hergestellt wird, daß die Betriebskosten auf das notwendigste beschränkt werden. Man muß leichtes Material wählen und in Betracht ziehen, daß schweres und teueres Material ebenso schnell verdirbt, als leichtes und billiges. Man muß das Material konstant ersetzen können, ohne daß dadurch zu große Kosten auferlegt werden. Man muß sie so ausführen, daß sie fruchtbares Land durchschneidet.

Dem Projekt Dar-es-Salaam-Farhani, Tabora, Udschidschi des Herrn Dr. Peters, der eigentlichen Erschließungsbahn in großartiger Konzeption kann nur zur Seite gestellt werden das Projekt Tanga-Usambara-Kilimandscharo-Viktoria-Nyanza und eventuell Tanganyika. Vergleichen wir zuerst die beiden Projekte auf die Aufgaben, die sie sich in Bezug auf die Bewältigung der Entfernungen stellen. Die Entfernungen in der Luftlinie, welche minimal zu bewältigen sein würden, sind die folgenden:

Dar-es-Salaam-Tanganyika:

Dar-es-Salaam-Farhani	270 Km.
Farhani-Tabora	500 „
Tabora-Udschidschi	315 „
zusammen	1085 Km.

Tanga-Viktoria-Nyanza:

Tanga-Usambara	100 Km.
Usambara-Kilimandscharo	200 „
Kilimandscharo-Einfluß Rubana in den Speke-Golf	375 „
zusammen	675 Km.

Differenz zu gunsten des Viktoria-Nyanza-Projektes eine Verkürzung der Linie um 410 Km. Es ist unbekannt, wie weit der Rubana schiffbar ist und es liegt immerhin die Möglichkeit vor, daß die Bahn nach dem Viktoria-Nyanza durch ihren Endpunkt an der höchst schiffbaren Stelle des Rubana noch mehr verkürzt werden könnte. Wollte man aber mit diesem Projekt auch gleichzeitig noch die Erschließung des Tanganyika erwirken, so beträgt die Entfernung vom Südwest-Ende des Viktoria-Nyanza nach dem Nordwest-Ende des Tanganyika nur 300 Km. und statt einem Seegebiet hätte man zwei mit geringerer Entfernungsüberwindung von 110 Km. erschlossen. Das Westufer des Viktoria-Nyanza, namentlich Karagwe, ist uns von Herren Dr. Peters, Stanley, letzthin auch Emin Pascha als ein ungemein reiches und fruchtbares Land beschrieben worden, und wenn irgendwo, so dürfte man doch hier zu hoffen wagen, in die großen handelspolitischen Bewegungen Ostafrikas mit eingreifen zu können. Bei der Abwesenheit von weit in das Innere hineingehenden Flüssen ist der Bau einer Eisenbahn das einzige Mittel, den Transport und den Verkehr zu heben. In politischer Hinsicht ist sie das einzige Mittel, das Land zu regieren, den Frieden und die Sicherheit herzustellen und dadurch die Grundlage zum Reichtum zu legen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ist sie auch das einzige Mittel, die Handelsabzweigung des Innern, vielleicht auch die Auswanderung der Eingeborenen zu verhindern, einerseits nach den englischen Kolonien, wenn die englische Gesellschaft ihr Projekt, eine Eisenbahn nach dem Viktoria von Mombas zu bauen, in Ausführung bringt, andererseits nach dem Kongo, welcher einen ausgezeichneten Weg zur Verwertung nach dem Westen bietet, einen Weg, welcher bald durch die Fertigstellung der Eisenbahn von Matadi nach Stanley-Pool ein ununterbrochener sein wird. Werden diese beiden gewaltigen Routen, der Eisenbahnweg der Engländer und der Flußweg der Belgier, eröffnet und bleiben wir unthätig, so ist zu befürchten, daß der größte Teil des Handels Zentralafrikas, wenn wir nicht selbst energisch vorgehen, in die Hände dieser Nationen fällt. Wenn wir aber so vorgehen, wie es der obige Vorschlag in sich schließt, so haben wir große Chancen des Erfolges für uns, denn zu gleichem Tarif werden die Araber des Innern und andere Händler vorziehen, nach der deutsch-ostafrikanischen Küste zu kommen, wo sich ihre Familie, ihr Eigentum, ihr soziales und religiöses Heim befindet. Gewiß werden die Transportkosten sehr hohe sein, aber sie sind kein unüberwindliches Hindernis. Von der Küste nach dem Viktoria-Nyanza sind ungefähr 700 Kilometer zu überwinden, zu 12 Pf. per 1000 Kg. und Kilometer würden die 100 Kg. und Kilometer ungefähr 8 Mark an Transport kosten. Viele Produkte geringeren Wertes würden jedenfalls diese Kosten nicht zu tragen vermögen. Die reichen Produkte aber und die Waren von Wert können dagegen bedeutend höhere Frachtsätze ertragen. Elfenbein könnte gewiß 1000 Mark für 1000 Ko. tragen, Kautschuk 2—300 Mark. per 1000 Ko. Ebenso können die gesuchten europäischen Waren höhere Frachtsätze zahlen, so daß man für die geringwertigen Produkte den Tarif herabsetzen und sie so exportfähig machen könnte. Hierzu käme der Zwischenverkehr und der Transport der Passagiere sowie der großen Karawanen, die aus dem Innern kommen und gewiß die Eisenbahn in einer großen Ausdehnung ihres Laufes benutzen würden. Um noch dem Einwurf zu begegnen, daß der Strecke zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoria Nyanza große örtliche Schwierigkeiten entgegentreten dürften, sei noch angeführt, daß Herr Linienschiffsleutnant Höhnel, Begleiter des Grafen Teleki, nach seinen Erfahrungen annehmen zu dürfen glaubt, daß die Strecke größtenteils mit Urwald bewachsen ist und große Hindernisse nicht zu erwarten stehen. So opferwillig das deutsche Kapital auch sein möge, so ist doch bei der Ausführung eines so großen Projektes, wie es die Durchführung einer Eisenbahn nach dem Viktoria Nyanza und Tanganyika ist, nicht zu erwarten, daß sich die Mittel zur Ausführung finden, ohne daß die Regierung unterstützend eingreift, und es liegt meines Erachtens die Berechtigung vor, bei der großen allgemeinen Bedeutung des Unternehmens auch an unsere Regierung die Anforderung zu stellen, durch die Gewährung der Garantie eines Minimal-Jahreseinkommens an ein diesen Bahnbau übernehmendes deutsches Konsortium, die Erschließung des Zentralsudans nach der deutschen Ostafrikaküste zu ermöglichen. Nach bestehenden Beispielen in dem französischen Westafrika dürfte diese Garantie für die Bahn Tanga-Viktoria Nyanza die Summe von 700 000 Mark nicht überschreiten."

Der Tabaksbau in Deli.

Das in der vorigen Nummer bereits angekündigte Werk von de Haarsma[1]) über die Tabakskultur in Sumatra, welches als eine Art Encyklopädie dieses Pflanzungsbetriebes überhaupt betrachtet werden kann, ist in seiner Art so bedeutend, für viele mit tropischen Kulturen verhältnismäßig wenig Vertraute, so lehrreich, daß es sich empfiehlt, etwas eingehender die verschiedenen, mit dem Tabaksbau verknüpften Arbeiten, die Einrichtung einer solchen Plantage, die dafür notwendigen Arbeiter und die Verarbeitung des Produktes zu behandeln. Wenn auch ein jedes tropische Land wieder eine besondere Kultur des Tabaks verlangt und das Schema der Sumatra-Pflanzung demgemäß verändert werden muß, so läßt sich doch leicht das Gemeinsame und dauernd Wertvolle für den Tabaksbau im allgemeinen herausfinden.

Das Buch beginnt mit einem Kapitel über die allgemeinen Erfordernisse für die Bildung eines Tabakspflanzers, welche auf die einer guten modernen Schulbildung, kräftige körperliche Konstitution, festen Willen und gesunden natürlichen Verstand beschränkt werden kann, die in Verbindung mit dem Alter von 22 bis 25 Jahren in Deutschland häufig genug gefunden werden. Aber es ist verkehrt, junge Leute direkt vom Gymnasium oder der Realschule weg nach Indien zu schicken, da die spätere Stellung schon eine gewisse Reife des Charakters und Urteils voraussetzt. Wer einen praktischen Wirkungskreis auf landwirtschaftlichem Gebiet durchgemacht hat, wird durchschnittlich bevorzugt werden, aber eine verunglückte Karriere dient dort ebensowenig wie anderswo als Empfehlung. Sehr zweckmäßig ist, wenn man sich in Europa einige Kenntnis des Malayischen und Chinesischen aneignet, wozu der Deutsche an dem orientalischen Seminar gute Gelegenheit hat, während bis vor kurzem seltsamer Weise in Holland noch kein Institut bestand, wo der angehende Pflanzer sich mit diesen Sprachen vertraut machen konnte, denn das Arbeitsmaterial ist sehr bunt gemischt, es giebt dort Chinesen, Javanen, Boyans, Malayen, Batakker, Bengalesen und Siamesen, deren verschiedene Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen im Laufe der Zeit notwendig wird.

Sehr merkwürdig in mancher Hinsicht, im Hinblick auf die Arbeiter aber notwendig, ist die eigentümliche Kasteneinteilung der chinesischen Arbeiter. An der Spitze derselben steht ein Haupt-Tandil, die rechte Hand des Administrators der Unternehmung und infolgedessen eine der höchsten Autoritäten. Er sorgt für die gute Ausführung der vom Administrator und den Assistenten gegebenen Befehle, untersucht alle Differenzen zwischen Kulis, Tandils und Assistenten, entscheidet alle kleineren chinesischen Fragen, ist mit einem Wort eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Unter ihm stehen nun wieder die Tandils, javanisch Mandur, welche sog. Streckenchefs der einzelnen Gruppen der chinesischen Kulis sind.

Sie werden gewöhnlich von den Kulis selbst gewählt, genießen aber manche pekuniären Vorteile und sind als Aufseher natürlich unentbehrlich. Neben diesen Tandils, welche mehr für die Feldarbeit verwendet werden, giebt es aber noch den Sortirtandil oder den Tandil der Fermentirscheune, der die Oberaufsicht über das Stapeln und das Sortiren des Tabaks in der Fermentirscheune hat. Das Sortiren ist, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, eine der wichtigsten Arbeiten, obwohl die Arbeiter mit den nicht gerade schmeichelhaften Namen „Stinker" bezeichnet werden. Dieser häßliche Name ist bereits ein offizieller geworden, den jeder Kuli erhält, der für Feldarbeit weniger geschickt und nicht kräftig genug ist. Wir kommen später noch auf ihre Hauptthätigkeit zu sprechen.

Neben den Chinesen, welche die Mehrzahl bilden, sind auch Javanen beschäftigt, die in ihre eignen Kampongs wohnen, ferner Tamils, Auswanderer von Madras, welche besonders gut für die Erdarbeiten und als Viehhirten zu verwenden sind, aber sich keineswegs für die Arbeit auf den Tabaksfeldern, welche eine intensive ist, eignen. Die Boyans, der engliche Name für die Bewohner der Insel Bawean, kommen meistens von Singapore, sie sind Muselmänner, die für den Bau von Häusern und Scheunen verwendet werden. Die Batakker, die Ureinwohner des unabhängigen Binnenlandes von Sumatra, kommen, was ihre Arbeit betrifft, wie die Bewohner der Ostküste Sumatras erst in zweiter Linie. Wir übergehen die verschiedenen Einrichtungen der Plantagen, Wachthäuser, Läden, Ställe, Hospitäler, Schuppen, Komptoire u. s. w., um auf die Anlage einer Pflanzung zu sprechen zu kommen.

Bei der Eröffnung eines Unternehmens ist natürlich der Wert des Ortes von großem Gewicht, sowohl was den Boden als was die zentrale Lage und die Möglichkeit einer Drainirung und Verschiffung anbetrifft. Für eine gesunde, lebensfähige Unternehmung in Sumatra ist es nötig, daß man über etwa 4000 Bau Grund und Boden verfügen kann (ein Bau ist in Bausch und Bogen zu 7 100 Quadratmeter anzunehmen). Der jedem Kuli angewiesene Grund hat einschließlich der Wege eine Ausdehnung von 10 Depa Breite und 100 Depa Tiefe, wobei das Depa zu 6 englische Fuß oder etwa 1,82 Meter berechnet wird. Jedes Feld hat nach Abzug der sämtlichen Wege und Gebäude, der Scheunen, Kuliwohnungen, Häuser der Assistenten u. s. w. nicht viel mehr Oberfläche als 1500 englische Faden, welcher Wert bei dem Pflanzer als Depa angenommen wird, so daß man ein Feld also auf etwa 3/4 Bau schätzen kann. Etwa 300 Bau jungfräulichen Bodens können per Jahr bei einem Administrator in Gebrauch genommen werden, doch ist es ratsam, im ersten Jahr nicht mehr als 75 Bau in Angriff zu nehmen. Es werden die Wege durch den Wald geschlagen, die Bäume umgehauen, die Wasserabfuhr wird regulirt, die Abmessung und Verteilung der Felder vorgenommen, die Assistentenwohnung an einem gut gelegenen Platze nebst den Trockenscheunen und den Kulihäusern erbaut, ehe an die Pflanzung gedacht werden kann. Gegen Ende Dezember, im Januar oder Anfang Februar beginnt diese Thätigkeit. (Zu Neu Guinea hat sich auch herausgestellt, daß eine spätere Inangriffnahme der Pflanzung nicht wohl angängig ist, nachdem man erfahren hat, daß das Verhältnis der Regen- und Trockenzeit in der nördlichen Lage ungefähr dasselbe ist, wie auf der Ostküste Sumatras.) Die Kulis werden gruppirt, erhalten ihre Geräte, beziehen ihre neuen Wohnungen und richten sich friedlich ein. Während die Felder gehörig gereinigt und gepflügt werden, legt der Kuli sein Samenbeet an auf einem Stück Land, welches er gehörig mit dem Tjankul, einem Werkzeug, mit welchem der Boden durchwühlt wird, gewöhnlich des Abends bei Mondschein bearbeitet hat. Indessen hat der Assistent den Tabaksamen für die einzelnen Tandils verteilt, welche den Samen mit äußerster Sorgfalt in den besonders durchgearbeiteten Boden pflanzen lassen. Wenn das Samenbeet in Ordnung gebracht ist, wird es durch ein Dach von Alang (hohes Gras) geschützt. Wenn der Samen aufgekommen ist, werden die Pflänzchen (bibit) für das Auspflanzen mit der Erde herausgezogen und Abends auf den dafür abgemessenen Beeten in die präparirten Pflanzlöcher gepflanzt. An demselben Abend wird noch die Pflanze vor der Sonne durch Schattenhölzer beschützt, dünne etwa 8 Zoll lange und 4—5 Zoll breite Hölzchen, welche so eingesteckt werden, daß allein die Morgensonne die Schattenseite bescheinen kann, die Mittagssonne höchstens auf die obere Fläche der Pflanze fällt, während die heißen Nachmittagsstrahlen sie überhaupt nicht erreichen können. Der Kuli muß nun jeden Morgen nachsehen, ob auf seinen jungen Pflanzen nicht Würmer und andere Insekten sitzen und diese stets entfernen, die Pflänzchen gelegentlich mit Wasser versehen, das Schattenholz verstellen und die Erde um das Pflänzchen anhäufen, bis nach etwa zwei Wochen das Schattenholz entbehrt werden kann. Aber während dieser Zeit hat der Kuli noch andere Arbeiten, manche Pflänzchen arten aus oder kränkeln und müssen entfernt werden, andere müssen operirt werden, wenn sie durch einen Wurm anschwellen und kränkeln, kurz, hier beginnt schon die intensive Arbeit der Kulis, welche es in der That fraglich erscheinen läßt, ob mit Bantunegern jemals das Gleiche wird erreicht werden können. Dreimal muß zwischen den Pflanzen angehäuft und drainirt und müssen sie von allen Schmarotzern befreit werden, bis sie eine Höhe erreicht haben, daß das Abspitzen, die Entfernung der Blüthenknospe, beginnen kann. Um nämlich die Tabakpflanze, den „Tabakbaum", nicht höher aufschießen zu lassen und zur geeigneten Entwicklung zu bringen, wird die Krone in dem Maße ausgebrochen, daß noch etwa 15 bis 20 Blätter an der Pflanze bleiben. Während dieser Zeit wird die Pflanze sehr von Schmarotzern heimgesucht, und der Kuli hat jeden Morgen sorgfältig seine Lesearbeit zu verrichten. Die Pflanze beginnt jetzt reif zu werden, die obersten Blätter werden gelb, der Tabak wird 60 bis 90 Tage nach dem Auspflanzen reif zum Schneiden.

Schon früher hat der Assistent dafür gesorgt, daß jede Scheuer einen Mittelweg hat, wo die Kulis ihren sorgsam zu trocknenden Tabak direkt nach der Trockenscheuer bringen können. Bei jeder Scheuer ist ein Kuli als Wächter. Meistens erhält jeder Kuli vom Assistenten ein kleines Buch, in welchem sein Name, seine Nummer und der Name seines Tandils eingetragen ist. Darin wird mit dem Datum vom Assistenten aufgezeichnet, wie viel Bäume, von welcher Sorte und zu welchem Preis, in die Scheuer getragen werden. Die Tabaksbäume werden, wenn sie ganz trocken sind, an warmen Tagen geschnitten, gewöhnlich des Mittags, und ein guter Kuli liefert durchschnittlich täglich 250 Bäume. Der geschnittene Tabak wird auf der Scheuer gleich auch etwas sortirt und gut aufgehängt. Dieses Aufhängen des Tabaks ist für die Unternehmer von der größten Wichtigkeit, da durch rohe Behandlung viele Blätter gebrochen und vernichtet werden. Der Assistent hat während des Trocknens des Tabaks nun mancherlei wichtige Funktionen; er muß darauf achten, daß keine feuchten Dämpfe, dahingegen möglichst viel Licht und Luft durch die Luken eindringen, und gelegentlich an feuchten Tagen in den Scheuern Feuer anzünden lassen.

[1]) Verlag von de Bussy in Amsterdam.

Indessen geht die Arbeit der Kulis weiter; sie sind auf den zweiten Schnitt bedacht, d. h. um auf den abgeschnittenen Strunk einen neuen Tabaksbaum zu pflanzen, obwohl diese Sorte geringeren Wert hat.

Nach 28 bis 30 Tagen wird der erste Tabak, der in die Trockenscheuern gebracht worden ist, trocken genug sein, um „abgerimpelt" zu werden, d. h. daß die Blätter vom Stamm gepflückt werden können. Der Tandil läßt nun seine Kulis die nötigen Stäbchen von Bambus in der Länge von etwa 2 Fuß in Ordnung bringen, welche für das Sortiren von Wichtigkeit sind. Der Kuli streift die trockenen Blätter vom Baume ab, und indem er vier der Stäbchen, etwa in der Form eines halben Bogens in den Grund schlägt, erhält er Fächer, in welche die Tabaksblätter je nach der Sorte niedergelegt werden können. Sind die Fächer nahezu voll sortirt, dann beginnt der Kuli den Tabak zu büscheln, d. h. 50 Blätter eines Faches zusammen zu nehmen und an den Enden mit einem Tabakstau zusammen zu schnüren. Wenn auf diese Weise genug Tabak gebündelt ist, so beginnt der Tandil denselben in Empfang zu nehmen, prüft ihn, zählt die Bündel nach und sortirt sie in Grund- und Spitzenblätter. Sie werden dann sorgfältig einige Reihen hoch auf einem besonderen Gestell aufgestapelt oder gleich in die Tabakskörbe gelegt, welche an 200 bis 250 Bündel enthalten. Der Tabak wird nun aus den Trockenscheuern mit Ochsenkarren abgeholt, die gegen Regen und Sonne vollkommen geschützt sind, und nach der Fermentirscheuer gebracht, wo er gewogen und nachgezählt wird, um in den Rechnungen mit den Kulis keinen Irrtum vorkommen zu lassen.

Der Fermentirprozeß dient hauptsächlich dazu, um die Wasserdämpfe, die sich in den Blättern befinden, durch langsames Gähren zu verdampfen und dadurch den Tabak, ohne daß er Gefahr läuft, unterwegs zu faulen, für den europäischen Markt tauglich zu machen, aber auch, um dem Tabak die nötige feste Farbe und den nötigen Glanz zu geben. Der Qualitätstabak wird gewöhnlich auf niedrige Bänke in einer Höhe von 4 bis 5 Fuß aufgeschichtet. Sobald ein Stapel die Hälfte seiner Höhe erreicht hat, legt man einen ausgehöhlten Bambus hinein, der ein in Zentigrade eingeteiltes Thermometer enthält; aber es muß hier nach den verschiedenen Sorten verschieden verfahren und diese Arbeit mit der peinlichsten Sorgfalt ausgeführt werden. Die Stapel werden gelegentlich gekehrt, wenn sie eine Hitze von 38° erreicht haben, regelmäßig visitirt und, je nachdem sie an ihrem Wassergehalt verloren haben, wieder verschieden aufgeschichtet, bis nach etwa drei, vier Wochen mit dem eigentlichen Sortiren begonnen werden kann. Die ganze Flur wird mit Platten bedeckt, während der Sortirer seinen Tabak hierauf zwischen die Stiele bringt, welche in chinesischen Charakteren, europäischen und malayischen Buchstaben die Sorte angeben. Auf vielen Unternehmungen werden neunzehn Marken, beginnend mit „Dunkel" bis „Kehricht", kurzer Tabak, untauglich für den europäischen Markt, unterschieden. Der Sortirer öffnet die Blätter gut, sorgt, daß dieselben nicht brechen, und legt sie in die verschieden Fächer, aus denen sie der Büschelmacher nimmt, büschelt und den Tandils übergiebt, welche den sortirten Tabak noch einmal prüfen, was Länge, Farbe und Bearbeitung anbetrifft. Der empfangene Tabak wird nun auf Haufen von meistens 30 Bündeln gelegt und in größere Stapel gebracht, damit er, während das Sortiren noch im vollen Gang ist, noch einmal gut nachfermentiren kann. Die Stapel sind gewöhnlich 16 bis 18 Fuß breit in einer Frontlänge von 18 bis 22 Fuß und in einer Höhe von 9 bis 12 Fuß, während sie oft sechs Wochen stehen bleiben und eine Hitze bis zu etwa 70 Grad entwickeln. Unterdeß werden die Rechnungen der Kuli beglichen, aber die Arbeit ist damit noch nicht zu Ende, jetzt beginnt erst das Sortiren für den europäischen Markt. Wurden bei der vorigen Bearbeitung Blätter von einer Sorte zu Bündeln vereinigt, so werden jetzt gleichsortige Bündel Tabak zusammengebracht. Der Empfänger oder jetzt vielmehr die Sortirer sitzen auf der Bank, wo ihnen durch die Zuträger die nötigen Bündel gebracht werden; sie nehmen das eine nach dem andern auf, besehen es und werfen es an den Ort, wo es nach ihrer Meinung hingehört. Um nicht zu viel Raum in der Fermentirscheuer zu verlieren, wird in der Regel das Stückblatt, sobald es absortirt ist, zuerst in Ballen gepreßt, in welcher Form der Tabak an den europäischen Markt kommt. Dazu wird der Tabak zuerst in Körben von 80 Kilo abgewogen, gepreßt und in Matten eingepackt und ist dann zur Verschiffung bereit.

Wir haben nur in äußeren Umrissen die Thätigkeit auf einer solchen Plantage beleuchten können, aber es geht deutlich hervor, welche peinliche und sorgfältige Arbeit besonders den Assistenten zufällt, und daß diese Thätigkeit in einem tropischen Klima nicht als leicht anzusehen ist. Daß aber die aufgewendeten Gelder und Mühen sich ausgezeichnet lohnen, zeigt ein Blick auf das riesige Wachstum des Amsterdamer Handels. Im Jahre 1864 wurden 50 Packen, zu durchschnittlich 48 Cents das Pfund, im Werte von 5000 Gulden verkauft, im Jahre 1881 68 114 Packen im Durchschnittspreise von 129 Cents, also ungefähr für 33 128 000 Gulden. Welche endlose Kette wichtiger, in das wirtschaftliche Leben der Niederlande tief einschneidender Verhältnisse sich an diese in den letzten zehn Jahren zu enormer Höhe angestiegenen Summen knüpfen, zeigt die oberflächlichste Betrachtung. Wenn das koloniale Budget der Niederlande ein Defizit aufweist, was will dies sagen gegenüber den Unsummen, die nach Holland allein durch den Tabaksbau geflossen sind, gegenüber den tausenden von neugeschaffenen Erwerbsgelegenheiten, gegenüber den Gewinnern der Reederei, der Kaufleute, Makler u. s. w., welche nur durch die riesige Tabaksproduktion Sumatras zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangt sind.

*

Standes- und Erbrecht auf den Marshallinseln.

Einige Nachrichten über Standesrecht und Erbrecht auf den Marshallinseln widersprechen einander in nicht unwesentlicher Weise. Der Gegenstand erscheint uns interessant genug, um eine ausführliche Besprechung zu ertragen

Nach Chamisso geht die Erbschaft vom ältern Bruder auf den nächstälteren, und wenn so endlich auch der jüngste Bruder gestorben ist, so folgt diesem ein Sohn des verstorbenen ältesten Bruders; diese Angabe wird von Waitz und Meinicke auch angenommen, ist aber bedenklich. Hernsheim spricht von einer weiblichen Vererbung an den jüngeren Bruder, und weiteres hält auch Hellwald nicht für erwiesen. Im Gegenteil hierzu berichtet Konsul Knappe, daß eine Thronfolge auf den jüngeren Bruder nur stattfindet, wenn dieser für besonders gut geeignet gehalten werde, daß in der Regel der älteste Sohn der ältesten Schwester und niemals der eigene Sohn dem Verstorbenen folge — und somit, wie wir mit Sicherheit hinzusetzen können, auch niemals ein Brudersson. Dieses ist um so glaubwürdiger, da diese Thronfolgeordnung mit der bei allen andern Völkern gleicher Sprache und Kultur beobachteten vollkommen übereinstimmt. Denn ein gleiches Recht besteht auch auf den Palau (Semper), Yap (Chamisso), Mortlock (Hellwald), Ponape (Waitz), den Mariannen (Freycinet) und bei einer Reihe nicht verwandter Völker. Die Angaben Chamissos lassen sich leicht auf ein Mißverständnis zurückführen, wenn wir sehen, wie in der nahe verwandten Kingsmill-Sprache (über die Marshallinseln selbst haben wir keine direkten Zeugnisse, können aber annehmen, daß es hier ebenso ist) das Wort natu ohne Unterschied für die eigenen Kinder, die Bruderkinder und die Schwesterkinder gebraucht wird, ja daß auch die Kinder der Vettern und Kousinen in den entferntesten Graden mit demselben Worte bezeichnet werden. Kommt es darauf an, ob das Kind ein Sohn oder eine Tochter ist, so sagt man natu-ti-mani, oder mein männliches Kind, und natu-ti-eini, oder mein weibliches Kind. Nun wissen wir wohl, daß die Kingsmill-Insulaner sagen können: der Bruder meines Vaters, und der Bruder meiner Mutter, aber sie machen von dieser Umschreibung, die nicht im Geiste ihrer Sprache liegt, nur sehr selten Gebraucht und wenn nun einer in diesem Sinne sagen wollte: der Sohn meiner Schwester, oder der Sohn meines Bruders, so erwächst eine neue Schwierigkeit, welche dem Europäer das Verständnis erschwert: denn das Wort taru heißt, wenn ein Mann spricht: „mein Bruder", und wenn eine Frau spricht: „meine Schwester". Ebenso heißt menu, wenn ein Mann spricht: „meine Schwester", und wenn eine Frau spricht: „mein Bruder". Wenn man nun bedenkt, daß die Kotzebuesche Expedition, auf der Chamisso war, nicht lange genug geblieben ist, um einen Thronfall zu erleben, daß die Gelehrten nur auf die mündlichen Aussagen der Eingebornen angewiesen waren, daß sie fernerer mit einem der Eingebornen, Kadu, der sie begleitete, Monate lang zusammen waren, daß aber Kadu ursprünglich aus den Karolinen stammte und daß das gegenseitige Verstehen durch den Mangel an Grammatiken, Hilfsmitteln und Vorarbeiten aller Art sehr erschwert war, daß damals endlich von der Thronfolge des Schwestersohnes in Europa noch nicht das Mindeste bekannt war, und die agnatische Thronfolge für selbstverständlich gehalten wurde, so wird man glauben, daß ein Mißverständnis selbst dem sorgfältigsten Forscher unterlaufen ist.

Wenn wir nun annehmen, daß die Verwandtschaftsworte der Kingsmill- (Gilbert-) und der Marshallinseln einen wesentlichen Unterschied in ihrem System nicht aufweisen (und dies können wir, wie gesagt, ohne Bedenken thun), so wird auch schon zu Chamissos und Kotzebues Zeit, gerade wie Knappe es für heute angiebt, ein Mann von seinem Bruder, oder seinem Schwestersohne, eine Frau von ihren eigenen Kindern beerbt worden sein. Jedenfalls stimmen aber alle Beobachter darin überein, daß nur Blutsverwandte zur Erbschaft berufen wurden, nicht aber bloße Verschwägerte.

Nun lehrt uns aber Bartholomäus von Werner in seinem im übrigen vorzüglichen und sehr lesenswerten Buche „Ein Deutsches Kriegsschiff in der Südsee" (S. 366), folgenden verwickelten Erbschaftsfall: ein früherer König habe einem kleinen Häuptling Kabua-Lebon dessen Ehefrau fortgenommen, habe sie zur Hauptfrau gemacht und von ihr einen Sohn (Nelu-Letabalin) bekommen. Nach dem Tode des früheren Königs sei die Frau zu ihrem ersten Manne, Kabua-Lebon zurückgekehrt, und hierdurch sei der letztere so gehoben worden, daß ihm die Königswürde zugefallen sei; nach seinem Tode werde er aber nicht von seinem eigenen Sohne, sondern von seinem Stiefsohne Nelu-Letabalin beerbt werden. Dieser sei im Jahre 1879 ca. 17 Jahre alt gewesen.

Anders lautet der anonyme Bericht in der „Deutschen Kolonialzeitung" 1886 S. 789, 790. Dieser stellt zunächst fest, daß es auf den Marshallinseln vier Stände giebt, iroij (irod, iroidh, irus) die höchsten, — burak (budag) — laatake-take (leadagedag, leotakatak, läateketak) — und armidwon (kajur, armykajur, kadjur) das gemeine Volk. Hierin und in der Angabe, daß der Stand sich streng von der Mutter auf die Kinder vererbt, stimmt der Bericht mit Knappe und mit den Quellen von Hellwald, Meinicke und Waitz-Gerland vollkommen überein, während Hernsheim nur drei Stände annimmt, und den irod (welches Wort er mit König übersetzt) als Mitglied der budag auffaßt; desgleichen gehöre die ganze Königliche Familie zu den Budag.

Hernsheim stimmt also mit Werner darin überein, daß auf Ralik ein wirkliches Königtum besteht, eine Angabe, die sich mit Chamissos Schilderungen von Ratak und auch mit den weiteren Angaben des Ungenannten in der „D. Kolonialztg." schwer zusammenbringen läßt. Denn wir erfahren hier ferner, daß größere Machtbefugnisse mit dem höheren Range an sich nicht verbunden sind und daß der höhere Häuptling über den niederen keine Herrschaft ausübt, daß Macht und Ansehen vielmehr nur durch die Größe des Grundbesitzes verliehen wird. Weiter erfahren wir, daß Lebon-Kabua zur ersten Klasse (der Iroij) und Nelu zur zweiten Klasse (der Burak) gehört. Hier wird ein Widerspruch mit Werner bemerkbar. Wenn Lebon-Kabua selbst ein Iroij ist und den Rang eines solchen nicht erst später erworben hat, so ist auch niemand im stande gewesen, ihm seine erste Frau fortzunehmen, denn dies ist ein Recht, welches allen Adeligen gegen das Volk und den Adelsklassen untereinander zusteht, aber allem Anscheine nach kommt dieses Recht den höheren Klassen nur gegen die niederen Klassen vermöge ihres höheren Standes zu, nicht aber den reicheren und einflußreicheren gegen die ärmeren, wiewohl die Quellen (Werner, Kriegsschiff in der Südsee, S. 366; — Knappe in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten I., S. 76; — Hernsheim, Südsee-Erinnerungen, S. 81) sich leider nicht bestimmt über diese Frage aussprechen.

Wenn also dem Lebon-Kabua seine Frau früher fortgenommen ist, so ist er entweder kein Iroij gewesen, oder das Recht der Frauenfortnahme ist im Gegensatze zu dem, was man aus den Berichten entnehmen möchte, doch nicht an den höheren Rang, sondern an den größeren Einfluß geknüpft. Nun ist es freilich richtig, daß man Iroij werden kann, ohne als solcher geboren zu sein, nämlich wenn ein geringerer Mann eine Iroij-Frau heiratet. Aber hieran ist bei Lebon-Kabua nicht zu denken, wenigstens so weit es sich um seine Ehe mit der Mutter Nelu-Letabalins handelt, denn erstens würde Kabua doch schon vermöge seiner ersten Ehe mit dieser Frau zum Iroij geworden sein, nicht erst durch die Zurückheirat, und andererseits ist diese Frau gar nicht im stande gewesen, dem Kabua die Iroijwürde zu ertheilen, denn die qu. Frau ist nicht Iroij, sondern Burakin, was wir daraus entnehmen können, daß nach dem Berichte des Ungenannten ihr Sohn Nelu-Letabalin ein Burak ist, denn der Sohn hat stets den Rang seiner Mutter, nicht seines Vaters, und wir erfahren daher gar nicht, welchen Rang der von Werner sogenannte verstorbene König gehabt haben kann.

In dem Berichte des Ungenannten heißt es weiter, der angebliche König Kabua verdiene diese Bezeichnung als ein Attribut höchster Herrschaft nicht im entferntesten, er habe auf einzelnen Inseln einen gewissen persönlichen Einfluß, im besonderen dadurch, daß er der Stiefvater von Nelu-Letabalin sei, und daß dieser auf mehreren Inseln großen Grundbesitz habe; seit aber Nelu-Letabalin selbst erwachsen sei (er war 1886 bereits 24 Jahre alt) sei auch der persönliche Einfluß Lebon-Kabuas sehr im Abnehmen. Dies alles klingt glaublicher als Werners Angabe. Die Vererbung eines Rechtes von dem Verstorbenen auf den späteren Mann seiner Witwe ist so unwahrscheinlich wie möglich. Glaublich ist es aber, daß Lebon, der schon einigen Grundbesitz hatte und durch seine Heirat mit der Witwe auch die thatsächliche Verfügung über das Vermögen seines Stiefsohnes bekommen hat (Vormundschaften und Vormundschafts-Kontrole giebt es auf den Marshall-Inseln nicht), sich hierdurch einen großen persönlichen Einfluß erwirbt, gerade wie der „verstorbene König" auch zu seinem eigenen Vermögen die faktische Verfügung über das Vermögen seines Sohnes Nelu gehabt und allem Anscheine nach hierauf seinen Einfluß begründet hat. Denn das Vermögen des verstorbenen Königs ist nicht auf Nelu übergegangen, sondern auf Brüder oder Schwestersöhne des Verstorbenen, und der Grundbesitz Nelus stammt nicht von dem verstorbenen König, sondern von seinem Mutterbruder. Ich nehme also folgendes an: Der alte König hatte einen eigenen Grundbesitz und zugleich die thatsächliche Verfügung über den Grundbesitz, den der kleine Nelu von einem Mutterbruder geerbt hatte, und hierdurch hatte er den größten Einfluß auf Ralik. Nach seinem Tode teilte sich das Vermögen; sein eigenes Gut ging auf seinen Schwestersohn oder einen Bruder über, und das Vermögen Nelus fiel mit der Hand der Witwe unter die thatsächliche Verfügung Lebons, der vermöge dieser Verfügung und vermöge seines eigenen Grundbesitzes der mächtigste Mann von Ralik wurde. Wenn er diesen Einfluß auch nach der Großjährigkeit Nelus nicht sofort, sondern erst allmählich verliert, so kommt dies aus drei Gründen, erstens, weil er, wie aus Werner und Hernsheim zweifellos hervorgeht, ein sehr kluger und mutiger Mann ist (und zur Beibehaltung thatsächlichen Einflusses wird dies gewiß viel beitragen), zweitens, weil die Deutschen in erster Linie immer mit ihm verhandelt haben, und drittens, weil Nelu ihn doch nicht ganz ersetzen kann, denn Nelu hat doch nur sein eigenes Vermögen und hat über den Besitz Lebon-Kabuas weder rechtliche noch thatsächliche Herrschaft erworben, noch jemals zu erwarten. Wenn Lebon stirbt, so wird sein Bruder Lagadjimi voraussichtlich Erbe seines Vermögens sein; dieser wird auch keinen Einfluß über Nelu haben und letzterer somit der unbestritten erste Häuptling von Ralik werden.

Werner hat übrigens die Vorsicht begangen, niemals mit Lebon-Kabua allein zu verhandeln, sondern stets Nelu-Letabalin hinzugezogen und auch sofort nachdem der Vertrag mit Lebon und Nelu auf Jaluit abgeschlossen, die Häuptlinge auf Ebon zum Beitritt aufgefordert, so daß Werners etwaiger Irrtum der Verbindlichkeit des Vertrages nicht geschadet haben dürfte.[1])

Breslau. Karl Friedrichs.

[1]) Quellen:
Chamisso in Kotzebues Entdeckungsreise 3, S. 118.
Deutsche Kolonialzeitung 1886, S. 789.
Hernsheim, Südsee-Erinnerungen S. 80.
Hellwald in Trewendts Handwörterbuch der Zoologie ꝛc. 5, S. 320.
Hellwald, Menschliche Familie S. 264.
Knappe in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten I, S. 77.
Meinicke, Inseln des stillen Ozeans 2, S. 339.
Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts S. 17.
Waitz, Anthropologie der Naturvölker 5b, S. 122, 108.
Werner, Deutsches Kriegsschiff S. 366.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Wir können die erfreuliche Mitteilung machen, daß wir im nächsten Jahre die Auflage unseres Gesellschaftsorgans beträchtlich erhöhen müssen, da die Anmeldungen zu unserer Gesellschaft in diesem Jahre die Zahl der Austritte in bedeutendem Maße überschreitet.

— (Neue Abteilungen) wurden gebildet in Kiel, Oberhausen i/Rheinl. und Celle. In Celle haben die folgenden Herren die Geschäfte des Vorstandes übernommen: Herr Rechtsanwalt Westrum (I. Vors.), Herr Stabsarzt Huesker II. (Vors.), Herr Apotheker Mitzlaff (Schriftf.). Von Kiel und Oberhausen stehen genaue Mitteilungen noch aus. Es ist uns eine angenehme Pflicht, den Herren, welche die Zentrale in ihren Bemühungen unterstützt haben, auch an dieser Stelle unsern Dank auszusprechen.

— Am 24. November sprach in der Abteilung Berlin der deutschen Kolonialgesellschaft Herr Privatdozent Dr. Bornhak über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, beginnend mit einem historischen Nachweise darüber, daß das von dem Fürsten Bismarck inaugurirte System der Verwaltung der Schutzgebiete sich als undurchführbar herausgestellt habe. Die Verwaltung werde demgemäß wieder unmittelbar durch das Reich besorgt. Die Schutzgebiete seien nur in völkerrechtlicher Beziehung integrirende Bestandteile des deutschen Reiches geworden, da eine Inkorporation durch Reichsgesetz nicht erfolgt sei und seien also staatsrechtlich Ausland. Doch sind die Schutzgebiete durch Realunion untrennbar mit dem Reiche verbunden. Nach einem Überblick über das Verordnungsrecht des Kaisers, die Verwaltung der einzelnen Kolonien, die Kolonialabteilung und den Kolonialrat, besprach er besonders die in den Kolonien bestehenden Gerichtsverhältnisse. Die große Masse der Eingeborenen steht unter der Gerichtsbarkeit der einheimischen Häuptlinge, während nur eine geringe Minorität von Weißen unter deutscher Gerichtsbarkeit stehe. Die einheimischen Gewalten stehen unmittelbar unter dem Reich, sie bilden nur eine Art Patrimonialgerichtsbarkeit. Eine einheitliche obere Instanz für Rechtsstreitigkeiten fehle noch und es müsse für wichtigere Sachen die Revision an das Reichsgericht zugelassen werden, damit die Rechtseinheit zwischen Mutterland und Kolonien nicht unterbrochen werde.

Kleine Mitteilungen.

— (Se. Majestät der Kaiser) hat für den Bau des von Wißmann projektirten Dampfers die Summe von 3000 Mark anweisen lassen und sein Interesse für das Unternehmen auch auf diese Weise bethätigt. — Die Besetzung und dauernde Behauptung des Seengebiets stellt sich immer mehr als durchaus dringlich heraus, da die Engländer hier sehr thätig sind, und die letzten Briefe Emin Paschas haben sicher dazu beigetragen, die Augen der Deutschen wieder auf die ihrer harrende Kulturmission zu lenken. Diese Briefe sind überwiegend günstig aufgenommen worden, obwohl man es an Kommentaren nicht fehlen ließ. Eine Ansicht ging dahin, sogar einen gewissen Gegensatz zwischen Emin und Wißmann konstruiren zu wollen. Dem gegenüber können wir nur hervorheben, daß ein solcher nicht besteht und nie bestanden hat. Man muß doch bei dem Vorgehen unserer großen Afrikakenner nicht immer rein persönliche Motive in den Vordergrund stellen wollen. Wenn Emin Pascha Gouverneur einer neu zu schaffenden Provinz werden will, was ihm niemand verdenken wird, so folgt doch daraus nicht, daß Pläne Wißmanns dadurch gestört würden. Ostafrika ist so groß, daß diese beiden ausgezeichneten Männer doch wohl neben einander Platz haben dürften. — Reichskommissar v. Wißmann und der Zivilkommissar Herr v. Soden haben am 3. Dezember dem Sultan von Sansibar einen Besuch abgestattet. Herr v. Soden und der bisherige stellvertretende Reichskommissar Dr. Schmidt sind nach Europa abgereist. Major v. Wißmann beabsichtigt sofort nach seiner Ankunft eine Reise zur Inspizirung der Küstenplätze anzutreten. — Dar-es-Salaam ist definitiv zum Sitz des Gouvernements bestimmt. — Kurt Toeppen ist der Kreuzzeitung zufolge auf Wunsch des General-Konsuls Dr. Michahelles Dolmetscher beim Reichskommissar geworden. — Emin Pascha war wohl und munter am 7. September in Usongo eingetroffen und legte nach den neusten Nachrichten am Westufer der Victoria-Station an.

— (Zur Organisation der Zollverwaltung in Ostafrika). Nachdem, wie von andrer Seite gemeldet wurde, bereits von Reichswegen Anordnungen nach Ostafrika ergangen sind, wonach vom 1. Januar nächsten Jahres an, dem Zeitpunkte, an welchem die Zollverwaltung an das Reich übergehe, bezw. dieselbe für Reichsrechnung geführt werden wird, die Ein- und Ausfuhr strengstens auf bestimmte Wege und Plätze verwiesen und damit die bisherigen unkontrolirbaren Zugänge und Ausgänge des Landes abgesperrt werden sollen, dürfte es zeitgemäß sein, darauf hinzuweisen, wie notwendig es ist, die Verkehrszentren, die geschaffen werden müssen, nur auf wenige und eigentliche Hafenplätze zu beschränken, und nach Konstatirung eines absoluten Bedürfnisses erst weitere Plätze für den freien Handelsverkehr zu eröffnen.

Hierbei wäre insbesondere zu berücksichtigen, daß, nachdem durch das Zustandekommen des deutsch-englischen Vertrages Sansibar, das bisher der Mittelpunkt des Verkehrswesens und des Handels Deutsch-Ostafrikas gewesen, von dem deutschen Gebiete gewaltsam losgerissen worden ist, wir geradezu gezwungen werden, durch die Bildung neuer Verkehrszentren an der Küste diese Abtrennung von Sansibar weniger fühlbar zu machen. Das mit Sansibar als Verkehrsmittelpunkt zur Entgegennahme des Karawanenhandels künstlich geschaffene Bagamoyo müßte vor allem aufhören in die Zahl der dem freien Verkehr eröffneten Hafenplätze zu gehören und müßte als Handelsplatz auf den

interkolonialen Verkehr beschränkt werden. Bagamoyo hat, nach der Losreißung Sansibars von unserer Küste keine Existensberechtigung mehr für uns. Von dem Augenblicke ab, da Sansibar vom deutschen Besitze getrennt wurde, ist für uns jedenfalls die Lostrennung Bagamoyos von Sansibar geboten und hierzu bietet uns die Zollorganisation die Handhabe. Der Import- und Exporthandel Bagamoyos muß über die an der Küste neu zu schaffenden Verkehrszentren geleitet werden und das geschieht, indem wir Bagamoyo zur Nebenstation erklären und es auf den interkolonialen Verkehr beschränken. Es wäre wünschenswert, wenn dieser Gesichtspunkt bei der Neuorganisation der Zollverwaltung an der deutsch-ostafrikanischen Küste Berücksichtigung finde. V.

— (Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die ostafrikanische Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika,) ist dem Bundesrat zugegangen. Kapitel I enthält die Vorschriften über Bildung, Begrenzung und Rechtsverhältnisse, II die Versorgung und III Übergangsbestimmungen. Der Reichsanzeiger bemerkt zu dieser Verordnung: Es kommen insbesondere die strafrechtlichen und disziplinaren Verhältnisse, sowie das Versorgungswesen in Betracht. Endlich hat sich das dringende Bedürfniß fühlbar gemacht, die Verwaltung der Truppe durch vorgebildete Beamte mit selbstständiger Verantwortlichkeit führen zu lassen. Diese Umwandlung läßt sich nicht länger aufschieben und kann unabhängig von der Frage erfolgen, ob das Bedürfniß nach einer Schutztruppe als ein dauerndes zu betrachten ist oder nicht, und ob die Verhältnisse in Ostafrika eine Minderung des bisherigen Bestandes der Truppe zulassen oder nicht. Zur Zeit befinden diese Verhältnisse sich noch in lebhafter Bewegung. Ein bestimmender Einfluß auf die Art der Ausführung der geplanten Maßnahme kommt ihnen mithin nur insoweit zu, als ihre Unfertigkeit dazu nötigt, den Rahmen für die neue Organisation so beweglich zu gestalten, daß diese sich dem möglichen Wechsel in den Verhältnissen leicht anpaßt. Ein zweiter Gesichtspunkt für die vorzunehmende Umbildung ergiebt sich aus der Erwägung, daß im Interesse der Stärkung des moralischen Elements in der Schutztruppe es erforderlich erscheint, die deutschen Angehörigen derselben auf die gleiche Stufe mit den Angehörigen der militärischen Macht des Reiches zu stellen. Das wirksamste Mittel, den ersteren das Gefühl der gleichen Verantwortlichkeit und der Gleichwertigkeit ihrer Dienststellung zu geben, soweit sich dies durch organisatorische Maßnahmen erreichen läßt, besteht darin, die Schutztruppe in ihren deutschen Angehörigen mit der militärischen Macht des Reichs in organische Verbindung zu bringen. . . . .

— (Zu Ehren des Dr. Karl Peters) wurde am 5. Dezember in der Philharmonie ein großer Festkommers abgehalten. Am Orchesterpodium, auf dem die Kaiserbüste prangte, waren die beiden Originalflaggen der Deutschen Emin Pascha-Expedition aufgehißt, von Peters erbeutete Waffentrophäen umgaben die Flaggen. Das Deutsche Emin Pascha-Komitee war durch Minister v. Hofmann und viele Mitglieder vertreten. Ein besonderes Interesse gewann die Anwesenheit eines englischen Afrikaforschers, des Dr. Felkin aus Edinburg, der Ende der 70er Jahre Afrika bereiste und dabei auch Emin Pascha kennen gelernt hat. Dr. Peters wurde bei seinem Erscheinen lebhaft begrüßt. Nach dem Kaiserhoch des stud. jur. Reichelt nahm cand. jur. Andreae das Wort zur Festrede, in der er Peters als den Vorkämpfer des nationalen Gedankens feierte. Dr. Peters ergriff hierauf unter lebhaftem Beifall das Wort, um zunächst unter Ausdrücken des Dankes für die ihm gebrachten Ovationen seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß alle nationale Bewegung ihren Hauptpunkt in der Jugend finden werde. Er knüpfte hieran die Mitteilung von der soeben eingetroffenen Nachricht, daß Emin Pascha an dem Viktoriasee in jenem Gebiete, wo er seine großen Erfolge errungen, angelangt sei. In fesselnder Rede schilderte er dann die Erlebnisse seiner Expedition und die so grundverschiedenen Charaktere Emin's und Stanley's. Er schloß seine fast einstündigen Ausführungen mit einem Hoch auf den Verein deutscher Studenten. Nachdem Referendar Held dem aktiven Kämpfer der Kolonialpolitik einen Salamander geweiht hatte, nahm Dr. Felkin aus Edinburg das Wort, um Peters Bewunderung zu zollen und sein erstes Zusammentreffen mit Emin im Jahre 1878 zu schildern. „Ich weiß", bemerkte er u. a., „daß Emin etwas komisch ist, man muß wissen, wie man mit ihm umgehen muß. Ich wußte zuerst überhaupt nicht, daß er ein Deutscher war, ich habe aber gesehen, daß er ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann und ein treuer Freund war, der sicher alles, was möglich war, gethan hat, um die Leute in die Zivilisation emporzuheben. Ich bin überzeugt, wenn Hülfe gekommen wäre, er hätte die Provinz gehalten; was er jetzt machen will, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Emin bis an sein Ende für die Zivilisation kämpfen und daß es ihm gelingen wird, noch Großes in Afrika zu thun." Die Worte des Engländers fanden lebhaften Beifall. Kapitänleutnant Rust toastete auf Herrn Staatsminister v. Hofmann, welcher auf das Wohl der kolonialbegeisterten deutschen Jugend das Hoch ausbrachte.

— (Über die Katastrophe von Witu) bringt Nr. 2474 der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 29. November einen längeren interessanten Originalbericht von August Meuschel, Mitglied der Küntzelschen Expedition, nebst mehreren nach seinen Skizzen hergestellten Illustrationen.

— (Der dritte Jahrgang des deutschen Kolonialkalenders), Verlag von L. von Trautvetter, Berlin, welcher soeben erschienen ist, enthält außer einer Geschichte der einzelnen Kolonien während des letzten Jahres die Listen der Reichsbehörden in den Schutzgebieten, der kolonialen Erwerbsgesellschaften, der Agitationsgesellschaften, der Missionen in den Kolonien, und die Postdampfschiffsverbindungen mit Angabe der Personen- und Frachttarife, einiges interessante statistische Material und eine Litteraturübersicht. Aus dem illustrativen Schmuck heben wir die von Herrn von Eckenbrecher ausgeführten Bilder „Exerzierplatz in Dar-es-Salaam" und „Gefangene Sklavenräuber im Hofe des Forts von Bagamoyo" hervor, welche nach Originalphotographien hergestellt sind. Da das Material möglichst authentisch ist, so empfiehlt sich das Büchlein für Jeden, welcher sich in Kürze über den Stand der kolonialen Bewegung unterrichten will

— (Nachruf.) Von Seiten des Komitees, welches die Küntzel'sche Unternehmung zu Witu unterstützt hat, geht uns folgender Aufruf zum Abdruck zu: In den Tagen des 15.—17. September 1890 fielen in dem seit kurzem unter englischer Schutzherrschaft stehenden Witulande: Andreas Küntzel aus Eppenreuth (Bayern), Friedrich Stauf aus Siegen (Westfalen), Josef Drotleff aus Hermannstadt (Siebenbürgen), Josef Urban aus Brünthal (Ober-Bayern), Johannes Claus aus Nymwegen, Josef Jazwiecki aus Szarley (Preußen), Fritz Horn aus Neustadt a. d. H., Carl Horn aus Neustadt a. d. H., Robert Behncke aus Hohendorf b. Reichenbach (Ostpreußen) den letzten politischen Umwälzungen zum Opfer. Als Pioniere für deutsche Interessen hier thätig, war es ihnen bald gelungen, durch Fleiß und Thatkraft sich die Achtung und Freundschaft ihrer Mitarbeiter zu erwerben. Ihr Tod ist für alle, welche sie hier kennen zu lernen und bei ihrer Thätigkeit zu beachten Gelegenheit hatten, ein großer Verlust, der speziell im Interesse der deutschen Sache schwer zu beklagen ist. Küntzel, dem Leiter des Unternehmens, sowie seinen treuen Begleitern, werden wir alle stets ein ehrendes Andenken bewahren. Lamu, Ost-Afrika, im Oktober 1890. E. v. Carnap-Quernheimb. Gustav Denhardt. A. Meuschel. F. Häßler. Emil Hedenström, schwedischer Missionar. F. Würtz, deutscher Missionar. W. Weber, deutscher Missionar. A. Böcking, deutscher Missionar. W. Pieper, deutscher Missionar. R. Heyer, deutscher Missionar. R. Tiede. R. Schönert. R. Penndorf. J. Friedrich. E. Tost.

— (Von der Westgrenze des deutschen Togogebietes) erhält die „Nationalztg." ein längeres, aus der englischen Goldküste vom Oktober datirtes Schreiben, in welchem auseinandergesetzt wird, daß seit dem 1. Januar d. J. der englische Gouverneur einen schweren Schlag gegen den Handel des Togogebiets geführt hat. Während an der Goldküste, d. h. auf der rechten westlichen Voltaufer für fast alle impotirten Waren ein Zoll von 10 Prozent des Nettowertes erhoben wird, können auf dem linken, östlichen Voltaufer die meisten Waren steuerfrei eingeführt werden, oder sie sind nur mit einem ganz geringen Zoll belastet. Die eigentliche Zollgrenze der Goldküstenkolonie läuft also an dem Volta entlang, und zwar auf dem rechten Ufer. Diese Maßregel richtet ihre Spitze gegen das deutsche Togogebiet und den dortigen Handel. Sie soll die Händler aus dem Innern veranlassen, ihre Waren nicht nach Togo, sondern nach dem englischen Teil der Sklavenküste auf dem linken Voltaufer zu bringen, wo sie die europäischen Waren fast zollfrei und daher wesentlich billiger erstehen können, als in Lome, Klein-Popo, Porto Novo ꝛc. Diese Maßnahmen haben natürlich langwierige Zollscherereien im Gefolge, welche ein großes Aufgebot von Steuerbeamten notwendig machen. Haussasoldaten stehen am ganzen westlichen Ufer des Volta entlang. Dieselben beschränken sich aber nicht blos darauf, den Schmuggel aus dem deutschen Gebiet zu verhindern, sondern in ihrem Übereifer treten sie sogar auf deutsches Gebiet über, halten die dort ihres Weges ziehenden Händler an, schlagen sie und berauben sie ihrer Güter, wenn es sich herausstellt, daß sie dieselben nicht im englischen Teil der Sklavenküste gekauft haben. Ferner bedrängen sie die deutschfreundlich gesinnten Häuptlinge, und stacheln die deutschfeindlich gesinnten zur gewaltsamen Ablenkung des Handels nach dem rechten Voltaufer auf. Nach den Mitteilungen der „Natztg." sollen einige dieser übermütigen Patrone von den deutschen Behörden gefaßt sein, und in Klein-Popo bei nicht zu glimpflicher Behandlung hinter Schloß und Riegel sitzen.

— (Die Britisch-Südafrikanische Kompagnie), welche bekanntlich von Betschuanaland nach dem Matabeland gezogen, ist soweit vom Glück begünstigt worden, als sie weder von den Eingebornen belästigt wurde noch besondere schwierige natürliche Hindernisse zu überwinden hatte. Nach den neuesten Berichten ist die früher in Aussicht genommene Ansiedlung auf Mount Hampden wegen der dortigen schwierigen Wasserverhältnisse aufgegeben, etwas weiter südlich angelegt und Fort Salisbury getauft worden. Es liegt 4900 Fuß über dem Meer in gesunder und fruchtbarer Gegend, etwa unter dem 17° 54' südl. Br. und 31° 20' östl. L. Nachdem das Fort erbaut war, zerstreuten sich die englischen Goldsucher (an 300) nach allen Richtungen, besonders aber nach dem oberen Mazenfluß, wo schon früher Gold gefunden war, und in die bekannten Goldgegenden des Maschonalandes. Es stellte sich bald heraus, daß Gold in allen diesen Gegenden vorhanden war, täglich liefen auf Fort Salisbury Gesuche ein, die Claims nach den Minengesetzen der Gesellschaft zu registriren, und es ist vorauszusehen, daß das Goldfieber hier im nächsten Jahr wüten wird Während in diesem Teile des Maschonalandes das Gold als sogenanntes Riffgold vorkommt, hat man jüngst im nördlichen Gebiet, am Umfuli, einem Nebenflusse des Sambesi, große Alluvialgoldfelder entdeckt und die Vertreter der Syndikate und Privatpersonen haben sich bereits aufgemacht, um den schwierigen Marsch nach dorthin zu unternehmen. Die Eisenbahn geht über Kimberley hinaus bis Bryburg, aber dann sind noch wenige hundert englische Meilen zu durchziehen, von denen allerdings 400 auf einer neuen von der Gesellschaft angelegten Straße passirbar sein sollen. Es liegt auf der Hand, daß die Engländer in Maschonaland eine andere Kommunikation mit der Küste bald suchen müssen, und daß die Stipulation des englisch-portugiesischen Abkommens, wonach den Engländern das Recht zusteht, am Pungwe entlang eine Eisenbahn nach Sofala zu bauen, in kurzer Zeit verwirklicht wird. Es wird hohe Zeit, daß die beiden Regierungen sich bald einigen, denn sonst kommt es in Südafrika noch zu mehr blutigen Konflikten zwischen der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, welche mit der Kühnheit richtiger Freibeuter vorgeht und den in ihrem Besitz bedrohten Portugiesen, als wir bereits gehabt haben. Die Portugiesen haben Mutassa wieder erobert, welches die Engländer ihnen gegen jeden Schein von Recht abgenommen haben (es liegt dicht neben Massikesse, wo als portugiesischer Beamter Andrade mit einer Truppe stationirt ist), verloren es aber nach den neuesten Meldungen wieder an die Engländer. Das beste dabei ist, daß abgesehen von allen anderen portugiesischen Ansprüchen, das Gebiet Mutassas nach dem portugiesisch-englischen Abkommen ganz unzweifelhaft in portugiesisches Gebiet fällt.

Litteratur.

Die Jabim-Sprache der Finschhafener Gegend (N.-O. Neu-Guinea, Kaiser-Wilhelmsland). Von Dr. O. Schellong. Durchgesehen von Dr. H. Schnorr von Carolsfeld. Leipzig 1890. Verlag von Wilhelm Friedrich. 128 S. 8°.

Es ist sehr zu hoffen, daß diese verdienstvolle Arbeit recht viele unserer Landsleute draußen im Südseeschutzgebiet zu ähnlichen Forschungen anregen möge, damit das Dunkel, das im allgemeinen noch über den papuanischen Sprachen liegt, mehr und mehr aufgehellt, damit Klarheit in das dortige Sprachengewirr gebracht wird; außerdem werden solche Arbeiten dem, der hinausgeht und draußen mit den Eingeborenen zu thun hat, eine willkommene Hülfe bieten bei Erlernung der betreffenden Sprachen.

Für die vergleichende Sprachwissenschaft ist das Schellongsche Buch von hohem Interesse, weil es zum erstenmale eine umfangreiche und möglichst zuverlässige Zusammenstellung von Wörtern, und, soweit es ging, von grammatischen Regeln der bisher noch unerforschten Jabim-Sprache giebt. An der Hand dieses Verzeichnisses und anderer, die schon bestehen und hoffentlich noch zahlreich zusammengetragen werden, wird es immer mehr gelingen, den Zusammenhang und die Verwandtschaft der schier zahllosen Sprachen und Dialekte zu ermitteln, die in unserem Schutzgebiet gesprochen werden. Die große Verschiedenheit derselben wird uns recht vor Augen geführt durch die im Anhange gebrachte (von Dr. Schnorr von Carolsfeld bearbeitete) Zusammenstellung einer größeren Anzahl von Wörtern in etwa 20 verschiedenen Sprachen bezw. Dialekten des Schutzgebietes.

Die Jabim-Sprache wird nur von etwa tausend Eingeborenen in Neu-Guinea gesprochen, und diese Sprache zu lernen könnte daher als von geringem praktischen Wert erscheinen. Wenn man aber erfährt, daß der Jabimdistrikt im Vergleich mit anderen Sprachgebieten in Neu-Guinea eine sehr große Ausdehnung hat, daß ferner mit Hilfe dieser Sprache und der eingeborenen Dolmetscher auch eine Verständigung mit den benachbarten, aber anders sprechenden Dörfern leicht zu ermöglichen ist, und wenn man bedenkt, daß die Jabim-Sprache gerade im Gebiet der Hauptstation Finschhafen im Gebrauch ist, wo also stets zahlreiche Europäer leben und mit den Eingeborenen in Berührung kommen, so ergiebt sich daraus, daß das Buch auch eine nicht zu unterschätzende praktische Bedeutung hat, und es ist allen, die sich nach unseren Südseebesitzungen begeben, zum Studium zu empfehlen. Der praktische Wert ist um so höher, als der Verfasser mit großem Fleiß eine Menge der gebräuchlichsten Wörter zusammengetragen, die richtige Bedeutung derselben durch ganze Sätze zu belegen gesucht und keine Mühe gescheut hat, um möglichst korrekt die mit dem Ohre aufgenommenen Laute und Wörter wiederzugeben. Die vielen Schwankungen und Unsicherheiten, die trotzdem noch vorhanden sind und die erwähnt werden, geben Zeugnis von der Schwierigkeit der Arbeit und von der Sorgfalt des Verfassers. Dr. H.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im November.

Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. Herausgegeben von Sperling. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse 31. Jahrgang 1890. 4°. 164 u. 151. Expedition des Zeitschr.-Adreßb. Leipzig.

Alexander, Sir J. E. An expedition of discovery into the interior of Africa. 2 vols. 8° XXIII. 392. VIII. 306 with map a. illustr. Henry Colburn, London 1838.

Annnaire des jourtaux, revues et publications périodiques parues à Paris jusqu'en Novembre 1889. Publ. p. Henri Le Soudier. 8°. 304. Libr. H. Le Soudier, Paris 1890.

Bibliotheca, A da Sociedade de Geographia de Lisboa par Borges de Fignciredo, bibliothecario. I. Orbras impressas. Gr. 8°. 253. Lisboa 1890 (von der betr. Gesellsch.)

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von E. Falkenhorst. V. Lfg. 13—15. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas. Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. Stuttgart 1890 (vom Verleger).

Bluebooks: Further Correspondence resp. South-Africa 1876—1881. C. 1348, 1399, 1401, 1401 – I, 1631, 1681, 1732, 1748, 1776, 1814, 1815, 1883, 1961, 1980, 2000, 2079, 2100, 2144, 2220, 2222, 2242, 2252, 2260, 2269, 2308, 2316, 2318, 2367, 2374, 2454, 2482, 2505, 2584, 2586, 2601, 2655, 2668, 2676, 2695, 2740, 2783, 2837, 2858, 2866, 2950, 2959, 2961.

— F. Corr. resp. Basutoland 1880—1887. C. 2569. 2755, 2821, 2964, 3112, 3175, 3493, 3708, 4907, 5238.

— F. Corr. resp. Bechuanaland 1887—1890. C. 4956, 5070, 5237, 5363, 5524, 5918.

— Reports resp. Bechld. 1883. C. 3635; 1884. C. 4224, 4227; 1886. C. 4889.

— F. Corr. resp. Cape Colonie 1882—1888. C. 3113, 3717, 3855, 4263, 4589, 4644, 4838, 5390, 5488.

— F. Corr. resp. Natal 1882—1888. C. 3174, 3280, 3796, 5489.

— F. Corr. resp. Pondoland 1885—1888. C. 4590, 5022, 5410.

— F. Corr. resp. South-West coast of Africa 1884—1887. C. 4190, 4262, 4265, 5180.

— F. Corr. resp. Swaziland 1887—1896. C. 5089, 6200, 6201, 6217.

— Reports resp. Swazl. 1890. C. 6201.

— F. Corr. resp Transvaal 1878—1886. C. 2128, 2234, 2794, 2838, 2891, 2892, 2998, 3098, 3381, 3419, 3486, 3654, 3686, 3841, 3914, 3947, 4036, 4194, 4213, 4252, 4275, 4310, 4432, — 4588, 4643, 4839, 4890.

— Reports resp. Transvaal 1882. C. 3114, 3219.

— F. Corr. resp. Zululand 1882—1890. C. 3182, 3247, 3270, 3293, 3466, 3616, 3705, 3864 4037, 4191, 4214, 4274, 4587, 4645, 4913, 4980, 5143, 5331, 5522, 5892, 5893, 6070, gr. fol. London.

Carolo, Dr., Quer durch Afrika. Humoreske für alle, die gern lachen. In sächsischer Mundart. 8°. 516. L. G. Heineck, Loschwitz-Dresden (vom Verleger).

Cordeiro, Luciano, As Publicações. Indices do Bolletim de Sociedade de Geographia de Lisboa 1877—1889. Gr. 8°. 148. Soc. d. Geog. d. Lisb. 1889 (von der betr. Gesellsch.).

Douglas, Arthur, Ostrich Farming in Sonth-Africa. 8°. VIII. 251. With map. S. W. Silver & Co., London.

Eggert, Prof. Dr., Udo, Land-Reform in Japan. Specially based on the developement of credit associations. Proposals. 8°. IV. 134. Tokio 1890 (vom Verfasser).

Etat Indépendant du Congo, et la compagnie de Rotterdam. Réplique de „un ami de la vérité“ an „Négociant hollandais“. 8°. 30. Max Rnef, Anvers 1890 (vom Verleger).

Her Maj. Col. Poss. Nr. 111 Labuan.

Jephson und Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in gr. Äquatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Supplm. zu „Stanley, im dunkelsten Afrika.“ Autoris. deutsch Übers. von J. v. Wobeser. Gr. 8°. XXIII. 462. Mit 46 Abbildg. einer facsl. Tafel u. einer Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig 1890 (vom Verleger).

Kongo-Freistaat der, und der Handel. Antwort auf die Broschüre: „La conférence de Bruxelles et les Pays-Bas“ par „un ami de la vérité“ durch einen holländischen Kaufmann Gr. 8°. 39. D. von Sijn & Sohn, Rotterdam 1890 (vom Verleger).

Lüders, Karl, Der Bismarck-Archipel und seine Bewohner. Nr. 25 der Geogr. Univsf.-Bibl. 12°. 40. Geogr. Inst. Weimar. (Vom betr. Inst.)

Mager, E., Carl Mauch, Lebensbild eines Afrikareisenden. Mit einem Vorwort von Prof. Lenze. 1 Karten-Skizze u. Mauchs Brustbild. Lfg. 1 u. 2. Gr. 8°. 128. W. Kohlhammer Stuttgart 1890. (Vom Verleger.)

Martin, Annie, Home Life on an Ostrich Farm. 8°. 288 with ten illustr. Georg Philip & Son, London 1890.

Neuesten Gesetze, Die, der Vereinigt. Staat. von Amerika über die Einfuhrzölle, über Einfuhrbeschränkungen sowie über Zollerhebung. In deutsch. Übers. auf Grund des Org. Txt. Sond.-Abdr. Aus deutsch. Hand-Arch. Novb.-Heft. 1890. 4°. 45 E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Nieuve Afrik. Handelsvennootschap in Rotterdam, Réplique à l'Africain. auteur de la broch: „Réponse au Mémorandnm e. t. c.“ 8°. 8. D. v. Sijn & Fils, Rotterdam 1890. (Vom Verleger.)

Petermanns Mitt. Erg.-Hft. Nr. 9, Höhnel v. Ostäquatorial-Afrika zwischen Pangani und dem neuentdeckten Rudolf-See. Ergebnisse der Grf. S. Telekischen Expedition 1887/88. Gr. 4°. 44. Mit 3 Tafeln. J. Perthes, Gotha 1890.

Reichard, Paul, Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. 8°. VI. 313. Mit Origl.-Abbild. von R. Hellgrewe. O. Spamer, Leipzig 1891. (Vom Verfasser.)

Sailing Directions, Pacific Islands. Vol. I. West Groups. Vol. III. East Gronps. XX. 562. IX. 186 With Maps. J. D. Potter, London 1890 u. 1885.

Veth's, Daniel Reizen in Angola voorafgegaan door een schets van zijin Lewen. Bewerkt door Dr. P. J. Veth en J. F. Snellemann. 8°. VIII. 430. Met platen en een Kaartje. H. D. Tjeenk Willink, Haarlem 1887.

Weeveringh, J. J., Woordenboek voor den Effecten- Wissel- en Specielhandel, het Assurantieuwezen en het Boekhonden. Gr. 8°. XVI. 2528 J. Leendertz & Zoon, Amsterdam 1888.

Willing's late May's british and irish press guide 1890. 8°. VIII. 571. London 1890.

Zur See. Herausgegb. vom Vize-Admi. z. D. von Henk und Marine Maler Niethe unter Mitwirkung von Cont.-Admi. a. D. Werner, Hptm. v. Wedel und mehreren deutschen Seeoffizieren. Illustr. von Anton von Werner, Max. Malern Niethe, Lindner, Barth, Plaß, Krikel und Anderen. Zweite durchgesehene, verbesserte und ergänzte Aufl. Volks-Ausgabe. Gr. Fol. in 50 Liefg. à 60 Pfg. Mit über 400 Original-Illustr. und Holzschnitten, Kupf. u. Lichtdr. Lfg. 1. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter). Hamburg 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Deutsch Ost-Afrika. Probekarte aus dem neuen Handatlas von Andree. Zweite Auflage. 1 : 5 000 000. Velhagen u. Klasing, Bielefeld-Leipzig 1890. (Vom Verleger.)

Provincia de Mozambique. Carta de 1 : 3 000 000 Lisboa 1889. Minist. de Mar. e Ultr. Lisboa. (Von dem betr. Minist.)

— Plan. Hydr. da Bahia do Mocombo 1 : 10 000. Lisboa 1890. (Ebendaher.)

— Plan. Hydr. de Barra e Porto de Rio Chiu de 1 : 20 000. Lisboa 1890. (Ebendaher.)

Schauplatz der Petersschen Expedition. Deutsche Kol. Karten Nr. 10. 1 : 3 000 000. Geogr. Inst. Weimar, 1890.

Kiepert, R. Neue Spezialkarte der deutschen und britischen Schutzgebiete und Interessensphären in Äquatorial-Ost-Afrika nach den Vereinbarungen vom Juni 1890. 1 : 3 000 000 Westl. Blatt. J. D. Reimer, Berlin 1890. (Vom Verleger.)

Sammlung für die Wißmann-Dampfer.

Für die von Herrn Major von Wißmann projektirten Seendampfer sind vom 24. November bis 6. Dezember 1890 folgende Beiträge bei der Kasse der Deutschen Kolonial-Gesellschaft eingegangen:

Abteilung Wiesbaden der Deutschen Kolonial Gesellschaft M. 2; H. v. Krafft, Mergenthau M. 5; Direktor von Forell, Braunschweig, M. 50; G. A. Wayß, Ingenieur, Berlin, M. 50; Oberlandesgerichtsrat Thierbach, Dresden, M. 10; Rittergutsbesitzer Jordan, Kuhhorst M. 20; Baumeister Bodo Ebhardt, Berlin, (Sammlung auf dem Gestüt Gustavshof bei Neustrelitz M. 50; Dr. Strycgel, Ob. Glogau M. 5; Julius Harck, Leipzig, M. 500; H. P. Feddersen. Kleiseer Koog (Beitrag einer Tischgesellschaft), M. 22,30; Ein Deutscher in Bern (Eins vom Tausend seines Einkommens), M. 3,60; Von einigen Steglitzern (durch G. Schultz, Steglitz) M. 8; Dr. G. Appelt, Bonn, M. 3; Reg.-Assessor Küll, Cottbus, M. 10; Buchhändl. Emil Berndt, Odessa, M. 20; H. Boeters, Weißenfels M. 20; Reinhold Schmidt, Zoerbig M. 1; Montags-Skatgesellschaft, Essen, (C. Hagenau, Rd. Kuntze, H. Middendorffer und A. Werther) M. 100; Bankier Dürr, Germersheim, M. 20; Dekan Wündisch, Germersheim, M. 3; Ungenannt, Germersheim M. 1; Von Ungenannt, Karlsruhe (Ertrag einer Wette) M. 25; Professor Dr. Westphal, Schleiz M. 3; Dr. O. Hoffmann, Fürstenberg a. O. (5 Freunde der kolon. Sache) M. 50; Moennich, Langensee b. Bützow M. 5; L. P. Cassel, Schulstr 1, M. 30; Abteilung Weißenburg i. E. der Deutschen Kolonial Gesellschaft, aus dem Ertrage eines Vortrages des Leutn. Maerker, M. 40; Neckarzeitung Heilbronn (gesammelt M. 49,80;

„Carl Peters-Stiftung.“

VI. Liste.

Es zahlten: Herr Alb. Giesau, Magdeburb 50 M., Herr Prof. Dr. Küster, Marburg 20 M., Herr Reg.-Baumstr. Capelle 5 M., Herr Rechtsanwalt Born, Berlin 10 M., Herr Herm. Leschke, Herr Max Topp, Berlin je 2 M.. Herr Stabsarzt Funke, Berlin 3 M., Herr Bildhauer Otto Köhler, Herr Dr. Paterna, Herr Bildhauer Lehr, Berlin je 5 M., Herr Architekt Kramme, Berlin 10 M., Herr Geh. Registr. Schultz, Herr Reg.-Bauführer Fulda, Berlin je 3 M., Herr Jul. Huver, Berlin 2 M., Herr Fabrikbesitzer Ernst Schäffer, Berlin 20 M., Herr W. Tappert, Berlin 3 M., W. J. Berlin 50 M., Herr Geißler, Berlin 10 M., Herr Prediger Hobbach, Berlin, Herr Rechtsanwalt Kipping in Altenburg, Fräulein Frieda Stolte in Genthin je 5 M., Herr Dr. Ebert in Friedenau, Herr Prof Dr. L. Kny in Wilmersdorf, Herr Rittergutsbes. Jordan auf Kuhlau, Herr Wirkl. Geh. Oberjustizrat Dr. Knickmann in Cöln je 20 M., Herr Kfm. Spoerer, Herr Winterfeld, Herr Kartograph von der Becht in Berlin je 3 M., Herr Graf Schweinitz, Dubau 10 M., Herr Ingenieur G. H. Wayß in Berlin, Herr Dr. von Forell in Braunschweig, Herr Louis Schlösser in München, Herr Prof. Dr. Gust. Fritsch in Berlin, Herr Arnh. Borsig in Berlin, je 50 M., Herr Julius Harck, Leipzig 300 M., Herr.-Kat. Contr. Halbig, Salzungen 51 M., Herr Dr. von Stuckradt in Lady Smith (Natal) 100 M., Herr Rnd. Schulze aus einem Skatabend in Nordhausen 6 M., Deutsche Kolonial-Gesellschaft: Abteilung Plauen i. V. (u. Freunde) 200 M., Abt. Cottbus 140,70 M., Abt. Darmstadt 300 M., Abteilung Bayreuth (2. Zahlung) 16 M., Abt. Wiesbaden 50 M., Abt. Pforzheim 200 M., Abt. Rottweil 231 M., Abt. Bruchsal 90 M., Abt. Hof in Bayern 285 M., Sammlung in Jena durch Herrn Prof. Joh. Walther M. 133,50 M., Genthin durch Herrn Ass. Stolte 31 M., Erlangen durch Herrn Eversbusch 165 M., Braubach durch Herrn Amtsrichter von Bülow 35 M., Sammlung durch das „Hannoversche Tageblatt“ 473 M., Sammlung der „Philomathie“ in Neisse 30 M., des Casseler Buchhändler-Vereins 30 M. — Zusammen 3442,20 M.

Berlin, den 6. Dezember 1890.

Der geschäftsführende Ausschuß der Carl Peters-Stiftung.
Carl Grunert, Schatzmeister.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1578 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, sowie von den Vorständen der einzelnen Abteilungen entgegengenommen. Als Jahresbeitrag sind in Deutschland und Österreich-Ungarn 6 Mark, im Ausland 8 Mark und an den Orten, an welchen Abteilungen bestehen, außerdem die entsprechenden Abteilungszuschläge zu entrichten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 44, entgegengenommen.

Nr. 27. **Berlin,** 27. Dezember 1890. Neue Folge. 3. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung über Erscheinen der „Deutschen Kolonialzeitung". — Rückblick auf die deutsche Emin Pascha-Expedition. — Emin und Wißmann. — Über Ansiedelungsverhältnisse in Südwest-Afrika vom Gesichtspunkte der organisirten Kolonisation. Von Dr. H. Bokemeyer. (Schluß.) — Verbot des Sklavenhandels in Uganda. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen. — Quittungen. — Register. — Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Bekanntmachung.

Infolge Beschlusses des Vorstandes vom 11. Dezember d. J. erscheint das Organ unserer Gesellschaft, die „Deutsche Kolonialzeitung", vom nächsten Jahre ab in vierwöchentlichen Fristen. Die nächste Nummer wird am Sonnabend den 10. Januar ausgegeben werden. Hinsichtlich des Inhalts wird insofern eine Änderung eintreten, als künftig besonders Wert darauf gelegt werden wird, die Vorgänge auf kolonialem Gebiete in einer zusammenfassenden Übersicht und Beurteilung mitzuteilen. Eine Bereicherung wird die Zeitung sodann durch die Wiedergabe von Berichten der Beauftragten unserer Gesellschaft aus unseren Kolonien erfahren. Sollten Mitteilungen vorliegen, deren Bekanntgabe an die Mitglieder dringlich ist, so wird für solchen Fall der Ausschuß die Ausgabe einer Extranummer veranlassen.

Rückblick auf die deutsche Emin Pascha-Expedition.

Als wir im vergangenen Jahre um diese Zeit uns anschickten, über das damals sehr ungewisse Schicksal der deutschen Emin Pascha-Expedition zu berichten, geschah es mit schwerem Herzen. Mochten die Nachrichten sich auch widersprechen und manches auf Rechnung der der Expedition feindlichen Stimmung der Engländer zu setzen sein, es schien doch aus all dem Übermittelten soviel hervorzugehen, daß am Tana Kämpfe stattgefunden hatten, in welche die Expedition verwickelt gewesen war. Aber wir gaben niemals die Hoffnung auf, daß alle diese schlimmen Nachrichten sich als irrig herausstellen würden und daß der Führer der Expedition mit der ihm eigenen, bereits mehrfach bethätigten Energie bei der Durchführung seiner Pläne auch die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse auf dem Festlande Afrikas, mochten sie nun von der Natur oder feindlichen Völkerstämmen herrühren, überwinden werde.

Heute können wir mit freudiger Genugthuung feststellen, daß diese unsere Hoffnung nicht zu Schanden geworden. Zwar ist der ursprüngliche Zweck der Expedition: Emin Pascha in Wadelai Hülfe zu bringen und ihm das Ausharren auf seinem dortigen Posten möglich zu machen, durch eine unglückliche Verkettung von unabwendbaren Umständen vereitelt worden. Aber was menschenmöglich war, um jenes Ziel zu erreichen, hat Dr. Karl Peters gethan. Er hat die Ehre des deutschen Namens gerettet. Er ist trotz aller Schwierigkeiten, die ihm schon bei der Ankunft in Afrika und beim Beginn seines Zuges bereitet wurden, ins Innere des dunklen Erdteils auf Wegen, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte, vorgedrungen; er hat sich durchgeschlagen bis zum Viktoria-Nyanza und als ihm dort die Kunde von dem Abzug Emin Paschas aus Wadelai geworden, wandte er sich nicht alsbald zum Rückzug, sondern er überschritt an der Stelle, wo Bischof Hannington seinen Tod gefunden hatte, die gefährliche Grenze von Uganda, um der Sache der christlichen Parteien in diesem großen Negerreiche zum Siege zu verhelfen. Die Folgen dieses kühnen Schrittes werden sich in einer vielleicht nahen Zukunft offenbaren. Jedenfalls hat die von Dr. Karl Peters geführte deutsche Emin Pascha-Expedition das eine nicht hoch genug anzuschlagende Resultat gehabt, der Welt zu zeigen, was deutsche Tüchtigkeit in unseren Kolonien auch ohne daß die sonst so starke Hand unserer Regierung schützend und fördernd eingreift, aus eigener Kraft, nur mit Unterstützung privater Kreise vermag.

Herr Dr. Karl Peters und seine tapferen Genossen sind sämtlich wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt. Die ehrenvollen Kundgebungen, mit welchen sie allenthalben empfangen wurden, haben den Beweis erbracht, wie dankbar das deutsche Volk den Männern ist, die für einen großen nationalen und humanitären Zweck hinausgegangen waren und dafür Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatten. Unsere gesamte Kolonialbewegung hat dadurch einen neuen, kräftigen Aufschwung gewonnen, der, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, auch unseren weiteren kolonialen Unternehmungen, mögen sie von Reichswegen oder mit privaten Mitteln betrieben sein, zu Gute kommen wird.

Das deutsche Emin Pascha-Komitee hat, wie die Tagespresse bereits meldete, am 12. d. M. seine Schlußsitzung gehalten, die Abrechnung entgegengenommen, Entlastung erteilt und sich, unter nochmaliger wärmster Dankesbezeugung an Dr. Peters und Genossen, aufgelöst.

Damit ist die Angelegenheit der deutschen Emin Pascha-Expedition auch formell zum Abschlusse gelangt und es ziemt sich wohl, aus diesem Anlasse die Geschichte des Unternehmens nochmals in großen Zügen rückblickend darzustellen.

Die Geschichte der deutschen Emin Pascha-Expedition ist älter als man gemeiniglich annimmt, sie reicht fast bis in die Mitte der achtziger Jahre zurück, da Professor Schweinfurth bereits unermüdlich thätig war, für den verlassenen Vorkämpfer der Zivilisation einzutreten, ohne aber genügend Gehör zu finden. Es mußten erst die Unglücksbotschaften aus dem Sudan sich vermehren, die listig mit Handels- und Erwerbsinteressen geparte Humanitätspolitik Englands einsetzen, ehe man in Deutschland zu der Überzeugung kam, daß es unsere Pflicht sei, einem deutschen namhaften Gelehrten und Forscher in seiner Notlage zu helfen. Die Abteilung Nürnberg brachte deshalb in der Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft vom 21. April 1888 einen Antrag auf Unterstützung Emin Paschas ein, welcher dem Ausschusse zur Prüfung überwiesen wurde. Der Gedanke, Emin Pascha Hülfe zu bringen, machte in den Kreisen der Gesellschaft desto größere Fortschritte, je ungünstiger die Nachrichten über die Stanleysche Expedition lauteten und je klarer sich herausstellte, daß Stanley auch im Falle des Gelingens der Expedition seinen damals angegebenen Zweck: Verproviantirung Emin Paschas nicht erreichen würde. Daneben aber gewann die Araberfrage und die mit ihr zusammenhängende Bewegung gegen den Sklavenhandel eine ganz neue Bedeutung, in Emin Pascha verkörperte sich in der Auffassung aller Gebildeten immer mehr der Vorkämpfer der modernen Kultur gegenüber dem Mahdismus, welcher in Khartum seine Orgien feierte und nach Süden vordrängte. Einige für die Idee begeisterte Männer fanden sich in einmütigem Streben um Dr. C. Peters zusammen, es wurden unter der Hand Sammlungen veranstaltet, und nachdem sich auch Premierleutnant Wißmann dem Unternehmen zur Verfügung gestellt hatte, fand eine auf der Vorstandssitzung zu Wiesbaden nach einer zu Herzen gehenden Rede des Herrn Direktors im Reichspostamt, Sachse, angenommene Resolution begeisterten Widerhall. Die Resolution selbst lautet:

„Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft erklärt es für ein im nationalen Interesse wünschenswertes Unternehmen, durch Vorschiebung deutscher Stationen im deutsch-ostafrikanischen Interessengebiete nach dem Ukerewesee und weiter, über den Albert Nyanza, eine Verbindung mit Emin Pascha (Dr. Eduard Schnitzer) in Wadelai herzustellen, und ist bereit, eine zu solchem Zwecke sich bildende Gesellschaft nach besten Kräften zu unterstützen."

Das sich noch in Wiesbaden bildende Komitee wandte sich sofort mit einem Aufruf an das deutsche Volk, und trotz der Tücke des Schicksals, welche um diese Zeit durch die Rebellion in Ostafrika das Unternehmen zu durchkreuzen schien, kamen die nötigen Mittel bald zusammen, es konnte an die praktische Ausführung gedacht werden. Seine Majestät der Kaiser hatte von Anfang an dem Unternehmen große Sympathie zugewandt; der Herr Reichskanzler Fürst Bismarck dasselbe, in einem Schreiben vom 15. August, für ein patriotisches erklärt. Die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft hielten die Agitation rege, es bildeten sich besondere Provinzialvereinigungen, so daß, was ein gutes Zeichen für den idealen Sinn des deutschen Volkes war, ein Rückschlag durch den Aufstand nicht erfolgte. Der Zeitpunkt für den Beginn der Expedition wurde naturgemäß in die Ferne gerückt, die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft vom 22. November suchte aber einer im Hinblick auf die Lage nicht ausgeschlossenen Verschleppung der Angelegenheit durch Annahme einer Resolution vorzubeugen, wonach es für notwendig erklärt wurde, „daß die Expedition zur Hülfeleistung für Emin Pascha in kürzester Zeit und auf dem nächsten Wege zum Ziele gelangen möge".

Der Eintritt Wißmanns in den Reichsdienst brachte keine Störung in den Vorbereitungen hervor, welche nunmehr von Herrn Dr. Peters allein weiter zu führen waren. Da es sich herausstellte, daß trotz der von Stanley eingelaufenen Nachrichten die Lage Emin Paschas augenscheinlich noch dieselbe wie früher war, so brach Dr. Peters mit den Herrn Leutnant v. Tiedemann und O. Borchert Ende Februar nach Ostafrika auf, wohin bereits Kapitänleutnant a. D. Ruft zur Anwerbung von Somalis vorausgereist war. Peters kam unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen in Sansibar an, die Engländer hatten die Somalis nicht in Lamu landen lassen, welche schließlich ein Unterkommen in Dar-es-Salaam fanden, die Waffen wurden in Sansibar mit Beschlag belegt und Wißmann hatte alle Hände voll zu thun, so daß er, der zudem besondere Ordres haben mochte, dem Unternehmen nicht die von ihm selbst gewünschte Unterstützung angedeihen lassen konnte. Die Expedition durch das deutsch-ostafrikanische Gebiet zu führen erschien nicht ratsam, so lange nicht den Arabern eine größere Schlappe zugefügt war und so entschloß sich dann Peters, die von Hauptmann Wißmann früher ins Auge gefaßte Tanaroute außerhalb des Aufstandsgebietes und der englischen Interessensphäre und Blokadelinie einzuschlagen und fuhr auf der „Neera" nach Witu ab, wo er nördlich der englischen Blokadelinie landete und seine Expedition organisirte. Wir waren in der glücklichen Lage, die Berichte der Emin-Pascha Expedition über diese mit einem romantischen Schimmer umgebene Landung veröffentlichen zu können und wollen deshalb darauf nicht noch einmal eingehen. Aber diese ganze Angelegenheit hatte noch ein sehr unangenehmes Nachspiel in der Presse, welche immer und immer wieder den Gedanken variirte, daß die Expedition an und für sich nutzlos sei und in übertriebener Ängstlichkeit vor den Engländern es am liebsten gesehen hätte — zur Schande einer gewissen antikolonialen Richtung unserer Tagespresse sei es gesagt —, wenn der Expedition gleich im Beginne der Garaus gemacht worden wäre. Aber nicht nur die kolonialfeindliche Presse, sondern auch die gouvernementale stimmte in diesen Ton ein mit großem Behagen, welches sich noch steigerte, je deutlicher das Verfahren des englischen Admirals gegen Dr. Peters und die Expedition als wider alles Völkerrecht geschehen sich herausstellte. Die Parteiverblendung feierte wieder einmal ihre höchsten Triumphe. Es schien fast, als ob Peters als Opfer der ultra-anglophilen Politik der damaligen Kaiserlichen Regierung fallen mußte. Gegen diese Strömung ein genügendes Gegengewicht zu schaffen, war das eifrige Bestreben seiner Freunde; in Protestversammlungen und in der Presse wurde der deutsch-nationale Standpunkt gegenüber der offiziösen Presse gewahrt und die Folge hat unsern Ansichten recht gegeben, weder hat die Emin Pascha-Expedition das Verhältnis zwischen Deutschland und England verschlechtert, noch den damals von einer gewissen Seite so sehr gewünschten Mißerfolg gehabt.

Während Peters unter den größten Schwierigkeiten den Weg den Tana entlang unternahm und schließlich in Oda Boru Ruva Halt machte, um dort eine Station zu errichten, war in Berlin die Meldung von dem Anmarsch Stanleys und Emin Paschas nach der ostafrikanischen Küste eingetroffen und das Komitee dadurch genötigt, Dr. Peters und Leutnant von Tiedemann zurückzurufen. Die Ordre kam bekanntlich nicht in die Hände des Herrn Dr. Peters, der vor der Ankunft des Herrn Borchert bereits von Oda Boru-Ruva, wo er mit den Gallas Kämpfe zu bestehen hatte, den Tana aufwärts marschirt war durch ein wildromantisches Gebiet, welches noch keines Europäers Fuß betreten. Mit den Massais hatte Peters trotz der freundschaftlichen Verhandlungen an ihren Grenzen mehrfach zu kämpfen, da sie in herausfordernder Weise seinem Vordringen stetig Hindernisse zu bereiten suchten. Jenseits des Kenia erreichte die Expedition wieder ein bekannteres Gebiet, Leikipia, das noch durchquert werden mußte, ehe der in der ostafrikanischen Geographie so viel genannte Baringo-See erreicht wurde. Auch in Leikipia erforderte die Reise fortwährenden Verteidigungskampf, der namentlich im Gefecht bei Elbejeto, am 22. Dezember, einen erbitterten Charakter annahm. Diese ununterbrochenen Kämpfe und die Strapazen des gefahrvollen Marsches vermochten die Energie des Dr. Peters und seines Begleiters, Herrn v. Tiedemann, nicht zu beugen. Am 13. Januar ging es vom Baringosee in westlicher Richtung weiter, zunächst bis zu Wakore's Residenz (nördlich vom Viktoria-Nyanza), von der man nur mehr wenige Tagereisen von den ehemaligen östlichsten Militärstationen Emin Paschas entfernt war. So nahe dem Ziele, erfuhr jedoch nun Peters, daß Emin Pascha mit Stanley die Aquatorialprovinz bereits verlassen habe und nach der Küste aufgebrochen sei. Peters schwenkte daher südwestlich ab, durch Usoga nach Uganda, wohin ihn der christliche König Mwanga und die katholischen Missionare eingeladen hatten. In Uganda half Peters die Verhältnisse ordnen, er schloß mit dem König Mwanga einen Vertrag, wodurch dieser sein Land unter Annahme der bezüglichen Bestimmungen der Kongoakte, dem Handel und Verkehr aller europäischen Nationen eröffnete, und zugleich mit Deutschland in ein besonderes Freundschaftsverhältnis zu treten beabsichtigte. Trotz der Einsprache englischer Agenten, welche den Handel in Uganda für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu monopolisiren gedachten, blieb der König fest bei dem Vertrage. Die englische Hülfe, welche Mr. Jackson bringen sollte, war ausgeblieben! Einen Monat blieb Dr. Peters in Uganda, den arabischen Einfluß in Busiba brechend und kehrte dann über Usukuma auf bekannten Wegen zur Küste zurück, nachdem er bei König Mwanga noch ein Verbot des Sklavenhandels und der Sklavenausfuhr erwirkt hatte.

In Mpwapwa traf Peters mit dem von der Küste nach dem Innern zurückkehrenden Emin Pascha zusammen. Daß die beiden Männer tief bewegt waren, als sie sich hier sahen, das würde, auch wenn es Peters nicht berichtet hätte, jeder geglaubt haben. Was hatten nicht beide in den letzten Monaten erlebt und welche merkwürdige Begegnung! Emin, von der Küste kommend, auf dem Wege, den Peters ursprünglich für seine Expedition in Aussicht genommen hatte, und Peters von der Schwelle des Gebiets zurückkehrend, in dem er Emin gesucht und leider nicht mehr gefunden hatte.

Der ursprüngliche Plan der Emin-Pascha-Expedition hatte, wie schon erwähnt, darin bestanden, Emin Pascha die Hilfe zu bringen, die es ihm ermöglichen sollte, auf seinem Posten in Wadelai zu bleiben und durch Anlegung einer Reihe von Stationen die Verbindung zwischen Emins Gebiet und der Küste sicher zu stellen.

Dieser letztere Punkt ist, soweit es sich um die Vorschiebung von Stationen nach dem Viktoria-Nyanza handelt, auch heute noch eine der Aufgaben unserer Kolonialpolitik in Ostafrika und wir wissen aus den im Weißbuch veröffentlichten amtlichen Berichten, wir wissen aus Emins eigener Mitteilung, daß er gerade jetzt damit beschäftigt ist, diesen Gedanken nach seiner politischen und kommerziellen Seite hin durchzuführen und die Ideen zu verwirklichen, welche auch bei dem Emin Pascha-Unternehmen leitende waren. Wer hätte noch vor zwei Jahren an solche überraschende Wendung zu denken gewagt? Wer vermag heute nur zu ahnen, was die Zukunft uns bringen wird? Aber in diesem Auf und Ab der Zeitgeschichte zeigt sich dem Beobachter das unaufhaltbare Vordringen eines tiefinnerlichen Bestrebens, für des deutschen Reiches Größe und Herrlichkeit auf dem so oft gefährlichen afrikanischen Boden, an dessen Wegen die Gebeine der Forscher modern, thätig zu sein und der afrikanischen Barbarei der Sklavenjagden und des Sklavenhandels unübersteigbare Schranken zu setzen.

Die Bewegung, um die es sich hier handelt, ist auf so hohe Ziele gerichtet, sie wurzeli so tief in der ideal-sittlichen Natur unseres Volks, daß Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse, wie sie zwischen dem Reichskommissariat und Emin Pascha jetzt zu bestehen scheinen, vor ihr in die Luft fliegen müssen, wie Spreu vor dem Sturmwind!

Emin und Wißmann.

In Nr. 25 der „Deutschen Kolonialzeitung" waren wir in der Lage, ein Schreiben Emin Paschas aus Tabora, vom 18. August mitzuteilen, welches seine Ideen über die Sklaverei- und Araberfrage und Organisation des Innern in einer Weise formulirte, die in kolonialen Kreisen warmen Beifall fand und es um so mehr bedauern ließ, daß Emin Pascha zur Ausführung seiner Pläne noch nicht die genügende Hilfe gefunden habe.

Das Weißbuch, welches am 26. November zur Verteilung im Reichstage kam, brachte dann einen Bericht des stellvertretenden Reichs-

kommissars Dr. Schmidt vom 2. November (eingegangen in Berlin am 21. November), in welchem sich folgende Stelle über die Thätigkeit Emin Paschas fand:

Emin Pascha hat in Tabora in erster Linie mit sämtlichen Arabern einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen, und nachdem er unter Zustimmung aller Araber einen Wali eingesetzt, die deutsche Flagge gehißt. Des Ferneren hat er unterwegs mit verschiedenen angesehenen Häuptlingen gleiche Verträge geschlossen und sich sowohl Unyanyembe, als das Gebiet des Sultans Mtani von Ujui abtreten lassen. Die Araber in Tabora haben ihm ein glattes Bronzegeschütz, sowie eine 19läufige belgische Mitrailleuse nebst Munition freiwillig ausgeliefert und ihm außerdem zehn noch in Tabora befindliche und dem Hause H. A. Meyer gehörige Elfenbeinzähne in ungefährem Gewicht von 500 Pfund englisch überantwortet. Dieselben werden mit einer Karawane des neu eingesetzten Wali von Tabora, Sef bin Said, zusammen mit verschiedenen, von Emin Pascha gesammelten naturwissenschaftlichen Gegenständen demnächst hier eintreffen und dem hiesigen Vertreter der Firma Meyer nach Ersatz der Transportkosten überantwortet beziehungsweise nach Berlin übersandt werden.

Ende August hat Emin Pascha Tabora verlassen, um sich über Usongo nach dem Viktoria Nyanza zu begeben. Herrn Chef Freiherrn von Bülow hat er mit 25 Soldaten zur Kräftigung und Erholung nach Urambo gesandt. Herr Leutnant Langheld sollte mit den übrigen Soldaten und 2 Geschützen Herrn von Bülow demnächst folgen, um dem Nachfolger des gegen die Wangoni gefallenen Pandaschara militärische Hilfe gegen weitere Angriffe derselben zu leihen. Nach Vollziehung dieses Auftrages soll der Leutnant Langheld nach dem Südufer des Nyanza folgen. Von dort aus will Emin Pascha nach dem Westufer des Sees marschiren, um hier endlich eine Station anzulegen. Die Anlage einer Station am Südufer des Sees will er dagegen Stokes überlassen. Zur Beherrschung Unyanyembes schlägt Emin Pascha nicht gerade die Besetzung von Tabora, sondern die Besetzung der in einer Entfernung von circa 1½ Stunden von dem arabischen Hauptquartier gelegenen früheren Missionsstation Kipalla Palla vor, die sich allerdings nach eingesandtem Croquis und nach der Beschreibung auf das Trefflichste hierzu eignet. Bei der augenblicklichen Lage der Verhältnisse glaube ich jedoch den Intentionen Euer Excellenz gemäß zu handeln, wenn ich von einer Besetzung dieses Punktes, d. h. von der Entsendung einer stärkeren Militärmacht und einer größeren Expedition dahin vorläufig absehe, obgleich Tabora zweifellos der wichtigste Etappenpunkt auf dem Wege nach den Seen zu ist. Auch die weiteren Forderungen Emin Paschas um Verstärkung und Nachschub war ich angesichts der durchaus erforderlichen Sparsamkeit, abgesehen von der gewünschten Munition, nicht zu erfüllen im stande, hoffe vielmehr, daß Emin Pascha mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das vorgesteckte Ziel erreichen wird.

Die hierin gemeldete Thatsache, daß den Wünschen Emin Paschas um Verstärkung aus Rücksichten der Sparsamkeit nicht willfahrt werden konnte, hat in der deutschen Presse ein peinliches Aufsehen erregt, wie das besonders aus Artikeln der „Kölnischen Zeitung“ und „Allgemeinen Zeitung“ hervorging. Darauf brachte die „National-Zeitung“ in ihrer Nummer 687 vom 15. Dezember einen offenbar aus amtlicher Quelle geschöpften aufklärenden Artikel, welcher folgendermaßen lautete:

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat unlängst die Bewilligung einiger tausend Mark für wissenschaftliche Bücher, Instrumente und einen Sekretär Emin Paschas beschlossen. Zugleich ist in der Presse neulich auf Grund einer Stelle eines von dem stellvertretenden Reichskommissar Schmidt erstatteten Berichtes im jüngsten Weißbuche die Anschauung aufgetaucht, als ob der stellvertretende Reichskommissar die Weisung erhalten habe, die Tabora-Expedition Emin Paschas nicht zu unterstützen. Der Kolonialleitung, so schreibt man uns, könnte nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß sie an unrichtiger Stelle Sparsamkeit walten ließ, falls sie in dem einen wie in dem andern der beiden Fälle so gehandelt hat, wie ihr indirekt zum Vorwurf gemacht wird. Wir erfahren nun von zuverlässiger Seite, daß Emin Pascha seit seiner Kommandirung im deutschen Reichsdienste weder direkt noch durch den Herrn von Wißmann oder Schmidt irgend einen amtlichen Bericht erstattet hat. Demgemäß konnte man auch in keiner Weise von Wünschen Emin Paschas unterrichtet sein, die man etwa nicht erfüllt hätte. Selbst auf privatem Wege sind derartige Wünsche an kompetenter Stelle nicht zur Kenntnis gelangt. Was den zweiten Punkt betrifft, so kann es für jeden Kenner unserer militärischen Verhältnisse kaum einem Zweifel unterliegen, daß von amtlicher Stelle in Berlin auch nicht der geringste Einfluß auf die Einzelheiten des militärischen Vorgehens in Ostafrika ausgeübt worden ist, besonders, da der Reichskommissar gesetzlich in dieser Hinsicht selbständig gestellt ist. Wenn daher der stellvertretende Reichskommissar den Wünschen Emin Paschas nicht entsprechen zu können geglaubt hat, so ist dies ein Umstand, den er lediglich selbst zu vertreten hat. Sparsamkeit ist ihm allerdings empfohlen worden, als er von der letzten Bewilligung des Nachtragsetats durch den Reichstag in Kenntnis gesetzt wurde. Diese Empfehlung war begründet mit Rücksicht auf die bisherige Verwaltung, in keiner Weise war jedoch empfohlen worden, Sparsamkeit auch in Bezug auf militärische Aktionen zu üben. Im übrigen ist nach Empfang des Berichtes des stellvertretenden Reichskommissars Schmidt dieser davon in Kenntnis gesetzt worden, daß der Plan einer Besetzung von Kipalla Palla, soweit sich dies überhaupt von hier aus übersehen läßt, zweckmäßig erscheint.

Von der ostafrikanischen Küste eintreffende private Nachrichten lassen übrigens darauf schließen, daß ein festes Einvernehmen zwischen dem Reichskommissar und Emin Pascha nicht mehr besteht. Daraus würde sich auch wohl die Zurückhaltung Emin Paschas einigermaßen erklären. Es ist zu hoffen, daß mit der Herstellung endgiltiger Verwaltungseinrichtungen in Deutsch-Ostafrika derartiger Unsicherheit für die Zukunft vorgebeugt werden wird. Emin Pascha ist weitaus der erste Kenner Afrikas unter den deutschen Kolonialpolitikern; sein Urteil wird daher in erster Reihe Anspruch auf Beachtung haben.

Einige Tage danach, am 19. Dezember, brachte dann die Nordd. Allg. Ztg. in ihrer Nummer 373 folgende Mitteilung:

„Von verschiedenen Seiten wird der Reichsregierung nahe gelegt, bei ihrem Vorgehen und der Organisation im Binnenlande von Deutsch-Ostafrika den Vorschlägen Emin Paschas die gebührende Beachtung zu schenken. Diese Mahnung hätte sicher ihre Berechtigung, wenn von Emin Pascha selbst schon ein authentischer amtlicher Bericht oder Vorschlag vorläge; das ist jedoch nicht der Fall. Was bisher von Emin Pascha bekannt geworden ist, sind nur mittelbar von ihm ausgehende Kundgebungen, die sich bei der Lage der Verhältnisse auf ihren authentischen Charakter hin nicht prüfen lassen. So erscheint auch der von der „Deutschen Kolonialzeitung“ wiedergegebene Brief Emin Paschas aus Tabora vom 18. August, den wir unseren Lesern mitteilten, bei genauerer Prüfung als eine sehr geschickte Zusammenstellung von zu verschiedenen Zeiten erfolgten Äußerungen Emins, vermischt mit subjektiven Bemerken anderer Leute. Es ist wohl selbstverständlich, daß, wenn die Ansichten eines Vertrauensmanns einer Instanz wie des kaiserlichen Kommissariats in Deutsch-Ostafrika, gehört und berücksichtigt werden sollen, dieselben in direkter, authentischer Form vorliegen müssen. Aus dem Schweigen Emins erklärt es sich auch wohl, daß verschiedene Voraussetzungen und Ansichten über angebliche persönliche Ziele, die er bei seiner Expedition in das Seengebiet verfolgen soll, laut werden konnten.“

Wir haben darauf folgendes zu erwidern: die Mitteilungen, die wir als aus „privaten Berichten“ stammend bezeichneten, sind uns von einer Quelle zugegangen, welche jeden Zweifel darüber ausschließt, daß es sich um eine authentische und zwar in allen ihren Punkten authentische Äußerung Emin Paschas handele. Wir haben deshalb dieselbe ohne irgend welche Zuthat von unserer Seite gebracht und weisen die Insinuation der Nordd. Allg. Ztg. zurück. Allerdings durften wir voraussetzen, daß ein so wichtiges Aktenstück auch dem Auswärtigen Amte jedenfalls aber dem Kommissariate in Ostafrika amtlich bekannt geworden sei. Wie dem auch sein mag, die Vorschläge Emins sind so wohl durchdacht, sie beruhen auf einer so zuverlässigen Erfahrung, daß das Auswärtige Amt, auch wenn ihm die Vorschläge nicht amtlich vorgelegt worden sein sollten, unserer Ansicht nach verpflichtet ist, sie einer eingehenden Erwägung zu unterziehen und bei einem weiteren Vorgehen in Afrika auf das Anerbieten Emins Rücksicht zu nehmen.

Allerdings scheint unter den jetzigen Verhältnissen kaum Aussicht vorhanden zu sein, daß dieser Weg betreten wird, denn der Reichsanzeiger vom 19. d. Mts. hat folgende Erklärung veröffentlicht:

In einzelnen Tagesblättern wird der Regierung der Vorwurf gemacht, daß sie auf die militärische Aktion des Reichskommissars in Ostafrika eine hemmende Einwirkung übe und namentlich dafür die Schuld trage, wenn Emin Pascha bei seinem Vorschlage einer Besetzung von Tabora oder von der nahebei gelegenen Missionsstation Kipalla Palla keine Unterstützung gefunden habe.

Der Vorwurf ist unbegründet. Das Gesetz vom 2. Februar 1889, welches die Grundlage für das Vorgehen in Ostafrika bildet, bestimmt in §. 2 ausdrücklich, daß die Ausführung der zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika erforderlichen Maßregeln einem Reichskommissar übertragen wird. Hieraus ergiebt sich, daß schon gesetzlich eine andere Amtsstelle als der Reichskommissar, oder dessen Vertreter in Ostafrika, nicht berufen ist, auf die militärischen Maßnahmen einzuwirken. Dem entsprechend ist auch niemals von Berlin aus bezüglich der Expedition von Emin Pascha eine andere Anweisung ergangen, als daß dieselbe unter dem 10. Februar 1890 mit der Maßgabe genehmigt wurde, daß keine die Kräfte der Schutztruppe schwächende Abkommandirung stattfinde und daß die Kosten einschließlich der Geschenke die Summe von 60 000 Mark nicht übersteigen. Wenn dem Wunsch von Emin Pascha wegen der Besetzung von Tabora entgegengetreten wurde, so ist dies eine Maßregel, welche von Berlin aus nicht beeinflußt worden ist. Zur näheren Aufklärung über die Lage in Ostafrika werden die nachstehenden Mitteilungen aus den Berichten des Reichskommissars beitragen.

Unter dem 28. April 1890 berichtete der Major von Wißmann aus Sansibar, wie in dem Weißbuch Nr. 5 bereits veröffentlicht ist:

> Am 24. marschirte Emin Pascha ab. Ich habe den Leutnant Langheldt zur Expedition Emins kommandirt und ihm ausgesucht gute Soldaten der Schutztruppe mitgegeben.

In einem späteren Bericht meldete der stellvertretende Reichskommissar Dr. Schmidt mit Bezug auf den im Weißbuch Nr. 6 veröffentlichten Bericht, daß Emin Pascha eine große Anzahl Träger entlaufen sei, die von der Küste wieder ersetzt werden mußten.

> „Dieses muß aber nunmehr, wie ich Emin Pascha auch mitgeteilt habe, ein Ende erreichen und sich die Expedition unbedingt mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln ihren Weg erkämpfen . . .“

Was speziell Tabora angeht, so heißt es in einem von Major von Wißmann bei seiner hiesigen Anwesenheit unter dem 20. August erstatteten Bericht:

> Betreffs Tabora habe ich weder Stokes noch Emin Pascha Aufträge erteilt. Ich kenne diesen Ort genügend, um zu wissen, daß durchgreifende Maßregeln dort nicht zu treffen sind, wenn man nicht eine den dortigen Arabern und dem Häuptling Siki überlegene Macht hinter sich hat.

Mr. Stokes hat die Aufgabe, in Uniamwesi bei Mikingingi eine Station anzulegen, als neuen Verbindungspunkt auf der Straße Bagamoyo-Mpwapwa und der von Emin Pascha zu errichtenden Station am Viktoria-Nyanza, um von dieser Station aus die großen wirklich mächtigen Wanjamwesihäuptlinge zu veranlassen, Unterwerfungsgesandtschaften nach Bagamoyo zu schicken.

Es ergiebt sich daraus, daß Emin Pascha und Mr. Stokes zusammen operiren sollten. Dieses Zusammenwirken ist jedoch nicht nach dem Wunsch des Reichskommissars ausgefallen. Wie Herr von Wißmann gleich nach seiner Ankunft in Sansibar am 5. Dezember hierher telegraphirte, „*erschwere Emin Pascha die Arbeit von Stokes und mißachte jeden Befehl.*“ Aus diesem Grunde hat Herr von Wißmann, wie er der obigen Meldung hinzufügte, Emin Pascha nach Sicherung der Seestation zurückgerufen.

Vorstehende Erklärung giebt leider keinen Aufschluß darüber, wie das Verhältnis Emins zu dem Reichskommissar und dessen Stellvertreter geregelt worden ist, ob insbesondere Emin in ein Verhältnis der Unterordnung zum Reichskommissar getreten war, welches ihm unbedingt die Pflicht auferlegte, den Befehlen des Vertreters der Reichsregierung Folge zu leisten. Es ist ferner vollkommen unaufgeklärt, inwiefern Emin Pascha die Arbeit von Stokes erschweren konnte, nachdem er, wie in dem oben erwähnten Bericht des Chef Schmidt angegeben, die Anlage einer Station am Südufer des Sees Stokes überlassen hatte. Auch über den Inhalt der Befehle, die Emin Pascha mißachtet haben soll, wäre ein Aufschluß dringend erwünscht, um der öffentlichen Meinung die Möglichkeit einer Kritik zu gewähren. Übrigens hat die Zurückberufung Emins Paschas, der Mitteilung des „Reichsanzeigers“ zufolge, „*erst nach Sicherung der Seestation*“ einzutreten, man darf daher die Hoffnung noch hegen, daß eine genauere Ermittelung der Umstände, welche Emin Pascha zu seinem von dem Reichskommissar mißbilligten Vorgehen veranlaßt haben, eine befriedigende Erledigung dieses peinlichen Zwischenfalls herbeiführen werde.

Vor allem aber gilt es, durch rasches Einschreiten einem drohenden Unglück vorzubeugen.

Die Nachricht von der durch den Reichsanzeiger veröffentlichten und, wie man hieraus schließen muß, von der kaiserlichen Regierung gebilligten Abberufung Emins ist jetzt schon an der ostafrikanischen Küste bekannt; sie wird sich von hier rasch und zwar mit den unausbleiblichen Übertreibungen ins Innere verbreiten und dort große Aufregung verursachen.

Der von dem Reichskommissar zurückberufene und, wie man dort sagen wird, bei dem Kaiser in Ungnade gefallene Emin wird in den Augen der Araber, wie der Schwarzen, als ein vom Glück verlassener Mann erscheinen und nichts mehr von der Autorität besitzen, welche ihn auf seinem Weg ins Innere begleitete. Der Respekt vor der deutschen Macht wird Emin nicht mehr schützen. *Daraus entsteht eine ernste Gefahr für das Leben und die Freiheit Emins.* Denn leicht kann es sich ereignen, daß der von Wißmann Zurückberufene ein Opfer der Habsucht der Eingeborenen oder eines Racheakts der Araber wird.

Den *Untergang Emins* herbeigeführt zu haben — diesen Vorwurf möchten wir der Regierung unseres Kaisers erspart sehen. Um aber sicher zu sein, daß ein solcher Vorwurf demnächst nicht erhoben werden kann, wird man sich entschließen müssen, entweder die Abberufung rückgängig zu machen oder alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die für die Sicherheit Emins nötig sind. *Käme Emin in der Gefahr um, die ihm durch das Bekanntwerden des Abberufungsbefehls bereitet ist, so würde die kaiserliche Regierung eine Verantwortung tragen, die sich nicht auf die Schultern des Reichskommissars abwälzen ließe.* *

Über Ansiedelungsverhältnisse in Südwestafrika vom Gesichtspunkte der organisirten Kolonisation.

(Schluß.)

Erwerbsgelegenheiten.

Die größte Schwierigkeit bei der organisirten Kolonisation bietet die Aufgabe, die Erwerbsgelegenheiten zu fixiren und einen bestimmenden Einfluß auf deren Entwicklung zu gewinnen, der als unbezweifelt für das Wohl des Ansiedlers gelten kann. Enttäuschungen werden schon darum niemals ganz zu vermeiden sein, weil Mißerfolge viel seltener in den sachlichen, als in den persönlichen Verhältnissen begründet sind. Man kann auch durch die bestorganisirte Kolonisation den Unbeholfenen nicht gelehrig, aus dem von Natur Unzufriedenen nicht einen Lobredner, oder gar aus dem Pechvogel einen Glückspilz machen. Die erfüllbare Absicht muß darauf gerichtet sein, den möglichen Umfang zu bezeichnen, in dessen Grenzen der rechtschaffenen Arbeit des Einzelnen die Möglichkeit zum Erwerb geboten wird, die Arbeit vor Ausbeutung und soweit möglich vor Krisen von außen zu schützen, und endlich den Umfang der Erwerbsgelegenheiten zu erweitern.

Unter den in Südwestafrika sich bietenden Erwerbsgelegenheiten muß voraussichtlich noch für längere Zeit dem Ansiedler die Viehzucht als einträglichste und den Verhältnissen des Landes am meisten entsprechende empfohlen werden; dadurch wird man an die gegebenen Verhältnisse am sichersten anknüpfen. Gartenbau und Ackerwirtschaft werden in Südwestafrika, wo ohne Begießen oder Berieselung des Ackers keine Kulturpflanze und Halmfrucht gedeihen kann, nur verhältnismäßig an wenigen Stellen und mit großer Mühe sich lohnend erweisen, während ein gut gehaltener Viehstand bei einiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Ansiedlers reichlichen Nutzen abwerfen muß. Dies Urteil wird durch das Beispiel zahlreicher weißer Ansiedler, vornehmlich im Gebiete der Bondelswaarts bestätigt; auch sind die Buren der Kapkolonie und die Bastards von Rehoboth dafür ein zutreffendes Beispiel. Die endlosen Grassteppen bieten selbst in der regenlosen Zeit in ihrem verdorrten Grasstande ein nahrhaftes Futter, das für Tausende von Rindern und Schafen ausreicht. Der Ansiedler kann sein überzähliges Vieh an die an den Hauptorten wohnhaften Händler ohne Schwierigkeit und zu verhältnismäßig vorteilhaften Preisen verkaufen. Zeitweise sind diese Absatzverhältnisse zwar weniger günstige gewesen, in letzterer Zeit hat aber der steigende Bedarf an Schlachtvieh in der Kapkolonie und im Osten von Südafrika die Nachfrage nach Schlachtochsen und Schafen bedeutend vermehrt, und es läßt sich annehmen, daß diese Entwicklung eine anhaltende sein wird, da sie ihren Grund in der zunehmenden industriellen Thätigkeit in den genannten Absatzgebieten hat.

Außer der Produktion von Schlachtvieh muß dem Ansiedler Gelegenheit gegeben werden, Wollschafe und Angoraziegen zur Gewinnung von Wolle und Angorahaaren zu halten. Es wird sich vielleicht zweckmäßig einrichten lassen, gute Arten von diesem Kleinvieh zunächst aus der Kapkolonie einzuführen, und sie in größeren Heerden als Besitz der Gemeinde zu vereinigen. An dem Ertrag der verkauften Wolle und der verkauften Haare werden dann die Heimstätten pro rata teilnehmen. Sollte sich die Vereinigung des Kleinviehs in Gemeindeheerden nicht als ratsam erweisen, so muß dem Einzelnen es überlassen bleiben und ermöglicht werden, aus diesem Erwerb den rechten Nutzen zu ziehen.

Für Pferdezucht erweist sich das Weideland an vielen Plätzen günstig. Die Pferdeseuche, welche in den Flußthälern zur Sommerzeit (Februar bis Mai) den Bestand häufig dezimirt, ist an anderen Stellen kaum bemerkbar und an manchen Orten in gesunder Höhenlage höchst selten. So ist beispielsweise das ganze Flußthal des Oranje für Pferdezucht völlig ungeeignet, indes auf Plätzen, wie Warmbad, Keetmanshoop, Blydeverwacht, Berseba, Rehoboth, Kubub u. a. die Pferde vorzüglich gedeihen und von der Seuche nicht nennenswert zu leiden haben.[1])

Der Gewinn aus der Pferdezucht ist durch größere Ausbreitung in letzterer Zeit nicht mehr so ansehnlich als früher. Während es noch vor zehn Jahren nichts seltenes war, daß man in Damaraland für ein gutes Pferd 14—15 ausgewachsene Ochsen eintauschen konnte, erhält man gegenwärtig nur 5—6 junge Rinder für ein mittelmäßig gutes Pferd. Für größere Ansiedelungen, welche der Pferdezucht zur Deckung des eigenen Bedarfs nicht entbehren können, würde es sich empfehlen, zur Verbesserung der Rasse gute Stuten und Hengste einzuführen, um auf diese Weise auch die Zucht einträglicher zu machen.

Mit größerer Aussicht auf Nutzen läßt sich die Maultierzucht betreiben. Die Einfuhr guter Eselhengste würde sich lohnend erweisen. Die Maultiere sind als Zugtiere besonders gut verwertbar und widerstehen allen Einflüssen des Klimas. Da wo das Pferd nicht gehalten werden kann, ist das Maultier sehr gut verwendbar. Von anderen Haustieren lohnt sich das Halten von Schweinen und allen Arten Geflügel.

Unter den sehr gut möglichen Erwerbsgelegenheiten verdient sodann die Straußenzucht eine eingehendere Beachtung; sie verspricht dem Ansiedler eine lohnende Einnahmequelle zu werden. Ein ausgewachsener, für die Zucht geeigneter Strauß kostet, wenn wir den Preis recht hoch bemessen wollen, ungefähr 160 – 180 Mark; den jährlichen Nutzen von einem solchen Strauß kann man auf etwa 80 Mark veranschlagen. Rechnet man auf diesen Bruttogewinn die entstehenden Unkosten für Verzinsung des angelegten Kapitals, für Hütung der Tiere und das Schneiden der Federn, wenn die Besorgung mit fremder Hilfe geschehen muß, mit 40 Mark pro Strauß ab, so läßt sich ein

---

[1]) Auch für das Rindvieh wird in gewissen Jahren eine Seuche, eine Art akuter Lungenentzündung, sehr gefährlich. Gegen dieselbe wenden Weiße wie Farbige ein Impfverfahren an, das auf den ersten Blick dem neuen Kochschen nicht unähnlich sieht. Man nimmt eine kranke Lunge, die in einen Eimer mit Wasser gelegt wird, und gewinnt dadurch die nötige Lymphe. Dieselbe wird dem von der Seuche befallenen Vieh am unteren Schwanzende injizirt. Tritt danach Geschwulst und Eiterung ein, so ist das Vieh meistens gerettet; ist die Krankheit schon zu weit vorgeschritten, so stirbt das Vieh nach der Impfung sehr schnell, gewöhnlich nach ein, zwei Tagen.

Nettogewinn von 40 Mark gut und gern erzielen. Hierbei sind die Preise der Federn nach Maßgabe der sehr ungünstigen Verhältnisse der letzten Jahre zu Grunde gelegt. Für die Anlage einer Straußenzucht empfiehlt es sich, mit etwa 10 Zuchtstraußen anzufangen. Nebenbei kann man mittelst einer Brutmaschine Straußeneier ausbrüten. Die Eier sind leicht zu erlangen und kosten 1 bis 6 Mark das Stück, je nach den Zeitumständen.

Wenn die Viehzucht in Südwestafrika das Mittel ist, durch welches der Ansiedler zu Geld kommt, um seine Bedürfnisse an Kleidern, an Kolonialwaren, wie Kaffee, Thee, Zucker und dergleichen, und an Wirtschaftssachen zu decken, so wird er durch Anlage und Pflege von Gartenland im stande sein, seinen Haushalt mit Gemüsen reichlich zu versorgen und zum guten Teil auch das erforderliche Brotkorn zu gewinnen. Hierbei kommt es vorzugsweise auf gute Bewässerungsanlagen an, der Boden selbst erweist sich in der Umgebung von Quellen meistens sehr fruchtbar; stellenweise sind die Erträge geradezu überraschend. In Windhoek und Hoachanas ist auch bereits der Weinbau mit dem besten Erfolge betrieben worden. Ebenso aussichtsvoll ist der Anbau von Tabak. Die besten Resultate im Tabakbau sind mit Kentucky- und Virginiasamen erzielt worden; Versuche mit türkischem Tabak sind fehlgeschlagen und solche mit Sumatrasamen unseres Wissens noch nicht angestellt.

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die Anpflanzung des Dattel- und des Feigenbaumes mit gutem Erfolge an verschiedenen Stellen schon unternommen ist. Auch die Anpflanzung des Mandelbaumes und des Maulbeerbaumes wird von sachverständiger Seite empfohlen.

Erst mit der Zeit wird sich ein Urteil darüber gewinnen lassen, wie weit bei rechter Benutzung der vorhandenen Wassermengen eine Ausdehnung der Ackerwirtschaft möglich ist. Von Kennern des Landes wird an manchen Plätzen, und darunter zählen Windhoek und Hoachanas, die Gewinnung von Korn und anderen Früchten über den eigenen Bedarf sehr wohl für möglich gehalten; dies sollte von strebsamen Ansiedlern ernstlich versucht werden, denn sie werden dadurch den besten Grund für künftige reiche Einnahmen sich und ihren Kindern legen, da es nur eine Frage der Zeit sein dürfte, daß unsere südwestafrikanische Kolonie durch die zu erwartende Ausbeutung ihrer unterirdischen Schätze eine große Zukunft haben wird.

Andere Erwerbsgelegenheiten bieten sich sodann durch den Betrieb eines Handwerks. Vor allem ist die Stellmacherei als eine lohnende Beschäftigung zu empfehlen. Es werden gegenwärtig die im Lande vielgebrauchten Ochsenwagen sämtlich aus der Kapkolonie bezogen; aller Betrieb der Stellmacherei im Namalande beschränkt sich auf Reparaturarbeit. Paarl, Grahamstown, Queenstown sind außer Kapstadt die hauptsächlichsten Bezugsorte für Ochsenwagen. Paarl, eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, lebt in der Hauptsache von der Stellmacherei. In der Kapkolonie wird das zum Bau gebrauchte Hartholz im Lande selbst gefunden; das weiche Holz wird aus Schweden bezogen. Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das Holz, welches sich in Windhoek und Hoachanas in ausreichendem Maße oder in der brauchbaren Güte nicht finden lassen wird, billig genug eingeführt werden kann, um den Bau von Wagen lohnend zu machen.

Der Stellmacher muß, wie das auch bei uns auf dem Lande ist, zugleich das Schmiedehandwerk verstehen; überhaupt soll der Kolonist in vielen anderen Bedürfnissen sich selber zu helfen wissen. Deshalb sind auch Handwerke, wie Tischlerei, Maurerarbeit, Schneiderei und dergleichen nicht solche, welche in einer jungen Niederlassung sogleich ihren Mann ausreichend ernähren können. Die Bedürfnisse wachsen mit der zunehmenden Entwickelung, die eine größere Arbeitsteilung von selbst mit sich bringt und eine Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten schafft.

Die Durchführung der Kolonisation.

Die Kolonisation von Südwestafrika ist eine Kulturaufgabe und eine Friedensarbeit. Eine reine Erwerbsgesellschaft dürfte kaum mit der erforderlichen Aussicht auf eine befriedigende Lösung die Aufgabe übernehmen können, weil der Erwerbszweck zurücktreten und die Unternehmung vor allem das ethische Moment berücksichtigen muß. Es kommt vor allem darauf an, daß die Ansiedler durch Verpflichtungen nicht mehr beschwert werden, als nach Lage der Sache unbedingt geboten erscheint, damit dieselben desto leichter und sicherer die Früchte ihrer Arbeit genießen und mit ihrem aufblühenden Gemeinwesen befruchtend und anregend auf die Entwickelung des Landes einwirken können.

Die Reichsregierung, so sehr sie von dem Wunsche beseelt sein mag, daß durch kulturelle Mittel den Stämmen in Südwestafrika der Friede gesichert werde, wird sich kaum in der Lage befinden, aus sich heraus deutsche Ansiedler zur Niederlassung in Windhoek oder Hoachanas einzuladen und die dafür nötigen Veranstaltungen zu treffen. Für diese Aufgabe scheint die deutsche Kolonialgesellschaft berufen zu sein, die es nicht wohl abweisen kann, bei der Durchführung eine Verantwortung zu übernehmen. Würde die Reichsregierung bereit sein, der genannten Gesellschaft den Besitz von Windhoek oder Hoachanas zum Zwecke der Ansiedelung zu überweisen, so würde aus ihrem Kreise sich auch leicht eine Siedelungs-Gesellschaft mit den erforderlichen Mitteln schaffen lassen.

Einer solchen ad hoc gebildeten Gesellschaft würde man diejenigen Verpflichtungen auflegen können, welche im Interesse der Ansiedler geboten sind, und es bleibt, wenn man einem derartigen Vertragsverhältnis im Prinzip zustimmt, nur noch die Frage zu erörtern, ob Leistung und Gegenleistung sich in zweckdienlicher Weise abwägen und ausgleichen lasse.

Wir hegen in dieser Beziehung keinen Zweifel; der Besitz an Land ist wertvoll genug, um eine Kapitalanlage zu rechtfertigen, die zwar in den ersten Jahren den Genuß einer Rente nicht gestattet, aber nach Verlauf einer gewissen Zeit den Zinsgenuß in progressiver Richtung fortdauernd steigern muß. Nicht ein moderner Bankier wird das Geld für dieses Geschäft herleihen, sondern der vermögende Kolonialfreund, welcher mit Sicherheit die künftige Entwickelung der Kolonie voraussehen vermag.

Die Ausgaben einer südwestafrikanischen Siedlungsgesellschaft würden Verwaltungskosten der Kolonie nicht erheblich nötig machen; der Schwerpunkt wäre zu legen auf die möglichste Selbstständigkeit des Ansiedlers bezw. des Gemeindeverbandes, so daß die Aufwendungen, welche gemacht werden, unmittelbar dem Ansiedler selbst zu gute kommen.

Durch die Sicherheit des Schuldners ist auch die Sicherheit der Kapitalanlage gegeben. Ein Kolonist in Südwestafrika, welchem die Gesellschaft auf Kredit Vorschüsse für Anschaffung eines ersten Viehstapels, für den Hausbau und dergl. geleistet hat, wird nicht leicht flüchtig werden oder durch Verkauf des geborgten Viehs die Gesellschaft schädigen können, vielmehr darf man erwarten, daß er durch den zwingenden Einfluß des Gemeinwesens in der Kolonie angehalten wird, das Kapital gut zu verwalten. Und damit wird er ein Schuldner sein, welcher seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen und seine Lage auch angemessen verbessern kann.

Sehr glücklich scheint uns gerade hier das Interesse des Ansiedlers mit dem der Gesellschaft in eins zusammenzufallen: wie der Ansiedler Wert darauf legen muß, daß er aus kleinen Anfängen seinen Besitz durch Arbeit vergrößern kann, so muß der Gesellschaft daran liegen, daß ihre Kolonisationsgebiete durch diese Arbeit aufblühen. Die hierauf gerichteten Anstrengungen des Ansiedlers zu erleichtern und zu fördern, liegt im Vorteil der Gesellschaft, und hierin beruhen denn auch zugleich ihre Verpflichtungen, welche sie in Kompensation für die Landabtretung seitens der Regierung zu übernehmen hat. Alle Ausgaben in dieser Beziehung, wie Wasseranlagen, Verbesserungen der Wege, Schaffung guter Verkehrsgelegenheit kommen dem Besitz selbst zu gute, so daß davon abgesehen werden kann, eine Berechnung hierüber im einzelnen anzustellen. Ebenso wäre es heute verfrüht, den Plan in allen seinen Einzelheiten aufzurollen, da es genügt, wenn eine prinzipielle Übereinstimmung in dieser Frage erreicht wird.

Zum Schluß sei es gestattet, noch einmal darauf hinzuweisen, daß an eine umfassende, von einer Gesellschaft geleitete Ansiedlung deutscher Bauern in Südwest-Afrika nicht eher gedacht werden kann, bevor Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt ist. Nun steht in dieser Beziehung die Sache durchaus nicht ungünstig. Wenn in letzter Zeit der Überfall von Otyimbingue durch Wittboi zu Besorgnissen einigen Anlaß geboten hat, so darf andererseits nicht übersehen werden, daß die Reichsregierung Ursache hatte, die Verhältnisse mit Vorsicht und Geduld zu beurteilen, daß sie dagegen ihre Maßnahmen für künftig bereits klar ausgesprochen hat, welche der Hoffnung auf eine baldige Besserung der Zustände Raum geben. Der Umstand, daß in den diesjährigen Etat für Anbauversuche zur Schaffung einer Auskunftsstelle für deutsche Ansiedler größere Mittel eingestellt sind, läßt deutlich genug erkennen, daß die Schutzherrschaft auch gegen Wittboi und seine Gesellen, deren Umtrieben die Reichsregierung deutsche Ansiedler nicht preisgeben kann, thatkräftig zur Geltung gebracht werden soll. Der Überfall von Otyimbingue ist aber nach der Aufstellung des Etats bekannt geworden und erst durch diesen Überfall und die damit in Verbindung stehenden sonstigen Mißstände tritt die Notwendigkeit ein, daß die Regierung durch eine angemessene Vermehrung der Schutztruppe die Ordnung herstellt.

Ferner sind nach der Aufstellung des Etats belangreiche kapitalistische Unternehmungen in der Kolonie im Entstehen begriffen, deren Ausführung es unerläßlich macht, daß den Ruhestörungen des Wittboi thatkräftig Einhalt geboten wird.

Man kann mit größter Befriedigung darauf hinweisen, daß die wachsende Neigung zu größeren Unternehmungen in der Kolonie zur Einrichtung obrigkeitlicher Organe mehr und mehr hindrängt. Zweifel-

los wird es in allen interessirten Kreisen lebhaft begrüßt werden, sofern die Entwicklung bald ein Gesetz behufs Einführung einer geordneten Verwaltung nötig macht, wenn in diesem Gesetz billig Rücksicht genommen wird auf die schon jetzt in der Kolonie vorhandenen Hilfsmittel, die zur Deckung der Verwaltungskosten herangezogen werden können.

Mit diesem Zeitpunkt ist auch der Beginn einer umfassenden Kolonisation gegeben. Die größte Schwierigkeit, welche bisher auf die Entwicklung der südwestafrikanischen Kolonie hemmend eingewirkt hat, die Unkenntnis des wahren Werts derselben, ist im Schwinden: die Spötter fangen an zu verstummen, die zweifelhaften Freunde fassen sich ein Herz und, was die Hauptsache ist, die Reichsregierung schenkt der Einrichtung einer auch für den Reichssäckel lohnenden Verwaltung ihre Fürsorge.

Dr. H. Bokemeyer.

Verbot des Sklavenhandels in Uganda.

Bei der Anwesenheit des Herrn Dr. Karl Peters in Uganda ist es demselben im Vereine mit dem Vorsteher der französischen Missionsanstalt P. Lourdel gelungen, vom Könige Mwanga ein Verbot des Sklavenhandels zu erwirken. Die Verfügung des Königs datirt aus Mengo vom 16. Mai 1890 und hat in der deutschen Übersetzung folgenden Wortlaut: „Ich, Mwanga, König von Uganda, erkläre in Gegenwart des Herrn Dr. Karl Peters und des Pater Simeon Lourdel, daß der Sklavenhandel in Uganda und den zugehörigen Ländern fortab verboten sein soll, und ich thun werde, was in meinen Kräften ist, um die Ausfuhr von Sklaven aus allen mir unterworfenen Gebieten zu verhindern." Unsere Gesellschaft darf es mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, aus diesem Vertrage zu ersehen, daß es Herrn Dr. Karl Peters gelungen ist, in einem großen Gebiete im Innern Afrikas den Gräueln des Sklavenhandels zu steuern und dadurch wesentlich den Bemühungen der internationalen Antisklaverei-Konferenz in Brüssel vorgearbeitet zu haben.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Deutsches Kolonialblatt. Vom 1. Januar 1891 werden die bisher als selbständige Zeitschrift erschienenen „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten", herausgegeben von Dr. Freiherrn von Danckelmann, mit dem „Deutschen Kolonialblatt", dem amtlichen Organ der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, vereinigt und vierteljährlich als wissenschaftliche Beihefte zu demselben abgegeben werden. Der Inhalt der „Mitteilungen" beruht zum Teil auf amtlichen Quellen und enthält vorzugweise wissenschaftliche, durch Illustrationen, Karten, Pläne und Skizzen erläuterte Nachrichten aus den deutschen Schutzgebieten. Der jährliche Abonnementspreis für das „Deutsche Kolonialblatt mit den Beiheften" beträgt 12 Mark, für das Kolonialblatt allein 8 Mark. Von dem Verleger des Kolonialblattes wird den Mitgliedern der Deutschen Kolonialgesellschaft das Anerbieten gemacht, bei einer entsprechenden Anzahl Abonnements zu einem gegen 50 Prozent ermäßigten Preise das Kolonialblatt allein oder dasselbe mit den Beiheften zu beziehen. Wir können bei der Gediegenheit und Wichtigkeit des Kolonialblatts und der vierteljährlichen Beihefte empfehlen, von dem höchst anerkennenswerten Anerbieten recht umfangreich Gebrauch zu machen. Sollte die Zahl der einlaufenden Abonnements eine entsprechend große sein, so ist eine weitere Ermäßigung des Abonnementspreises nicht ausgeschlossen. Das Büreau der Gesellschaft in Berlin, Linkstraße 25, nimmt Anmeldungen entgegen und wird den Versand des Kolonialblattes, bezw. der Beihefte an die Mitglieder unter Anrechnung der sehr geringfügigen Versandkosten gern veranlassen. Zur Bestellung des Abonnements bitten wir, die dieser Nummer beiliegende Postkarte zu benutzen.

Die Vorstandssitzung

der Deutschen Kolonialgesellschaft wurde am 11. Dezember 1890, vom Präsidenten, dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, kurz nach 7 Uhr eröffnet.

Der Sitzung wohnten an vom Präsidium die Herren: Reichstagsabgeordneter Dr. Hammacher, Geheimer Regierungsrat Simon, Staatsminister von Hofmann; vom Ausschusse die Herren: Bezirksgeologe Dr. Ebert, Direktor Kurella, Dr. E. Lange, Fabrikdirektor Dr. Martius, Vizekonsul Ad. Schwabe, Major a. D. von Steun, Generalleutnant a. D. von Teichmann u. Logischen, Oberbürgermeister a. D. Weber, Vizekonsul a. D. Carl E Weber und Regierungsbaumeister Wiskow; vom weiteren Vorstande die Herren: Regierungsassessor Augerer, Potsdam; Reichstagsabgeordneter Prinz von Arenberg, Berlin; Reichstagsabgeordneter Oberpräsident von Bennigsen, Hannover; Hofrat Dr. med. Credé, Dresden; Reichstagsabgeordneter Geh. Justizrat Professor von Cuny, Berlin; Graf von Frankenberg-Tillowitz, Tillowitz; Rechtsanwalt Hentig, Berlin; Reichstagsabgeordneter Freiherr von Hoiningen-Huene, Breslau; Reichstagsabgeordneter Graf von Hompesch, Schloß Burich bei Cörrenzig; Regierungsrat von Knebel-Doeberitz, Berlin; Wirkl. Geh. Rat von Kusserow, Berlin; Major Liebert, Berlin; Marschall von Bieberstein, Berlin; Direktor Dr. Mehnert, Dresden; Regierungsrat a. D. Schueck, Berlin; Professor Dr. Supan, Gotha; Regierungsrat Freiherr von Tucher, Nürnberg.

Von Abteilungen waren vertreten: Berlin durch die Herren Dr O. Hauchecorne, Paul Staudinger und Dr. Wulffert; Coblenz durch Herrn Bergrat Dr. Busse; Cöslin durch Herrn Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville; Crefeld durch Herrn Max Heydweiller; Dortmund durch Herrn Landgerichtsrat Schmieding; Dresden durch die Herren Fabrikbesitzer H. Kretzschmar und Telegraphendirektor Mohrmann; Erfurt durch Herrn Regierungsbaumeister Heßler; Frankfurt a. M. durch die Herren Kaufmann Ad. Baumann und Kommerzienrat Köster; Lübeck durch Herrn Direktor Bruhn; Magdeburg durch Herrn Dr. med. Hottendorf; Potsdam durch Herrn Stadtrat Jaehne; Ruhrort durch Herrn Dr. Hindorf; Wiesbaden durch Herrn Reichstagsabgeordneten F. Kalle.

Der Herr Präsident eröffnete die Verhandlungen mit folgender Ansprache:

„Meine Herren! Durch den deutsch-englischen Vertrag sind, wie bekannt, die Grenzen der überseeischen deutschen Schutzgebiete zum großen Teil festgelegt worden. Vielfach waren die Mitglieder unsrer Gesellschaft der Ansicht, daß mit Abschluß des Vertrages unsre Thätigkeit beendigt sei oder doch wenigstens ganz andre Ziele zu verfolgen seien, als dies in unsren Satzungen ausgesprochen ist. Auf der hochbedeutsamen Versammlung in Köln, an der teilzunehmen ich zu meinem großen Bedauern durch ein ernstes Unwohlsein verhindert war, war man jedoch allgemein der Ansicht, daß die Thätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft durch den Vertrag durchaus nicht beendigt sei, daß im Gegentheil neue Aufgaben von uns zu erfüllen seien. Es handle sich jetzt darum, die erworbenen Gebiete nutzbar zu machen, dieselben zu zivilisiren und zu fruktifiziren.

Im Anschluß an diese Erklärung der Kölner Versammlung habe ich mir erlaubt, den verehrten Mitgliedern des Vorstandes und den Vertretern der Abteilungen eine kurze Darstellung dessen zu geben, was ich als Arbeitsstoff für unsere Gesellschaft in der nächsten Zeit für notwendig erachte. Ich habe mich hierbei streng an die Verhandlungen unsres Ausschusses und an die bezüglichen Beschlüsse gehalten, die der Ausschuß bei einzelnen Punkten schon gefaßt hat. Ich hoffe, daß ich in dieser Beziehung den Anschauungen der verehrten Herren im Allgemeinen entsprochen habe.

Ich sage ausdrücklich: „im Allgemeinen," — da uns heute ein Antrag vorliegt, der eine ganz neue Organisation unserer Gesellschaft anstrebt und auf ihre zukünftige Thätigkeit ziemlich umstürzend wirken würde. Wir haben im Ausschuß diesen Antrag und die Begründung desselben eingehend geprüft und mit vollständiger Objektivität denselben beurteilt. Ich erwarte von der heutigen Diskussion den Beschluß des Vorstandes darüber, ob eine Umänderung unserer Thätigkeit, die Verfolgung anderer Ziele, angezeigt ist, oder ob wir in der Weise fortarbeiten wollen, wie ich mir erlaubt habe, den verehrten Herren Vorstandsmitgliedern anzudeuten.

Ich möchte heute nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß unsere Vorstandssitzung die erste seit der Rückkehr unseres großen Afrikareisenden, des Herrn Dr. Peters, ist. Wir würden über Ostafrika, über das, was wir dort thun wollen, ob wir Eisenbahnen bauen, ob wir Stationen errichten, und der Handel dort entfaltet werden soll, heute nicht diskutiren können, wenn nicht Herr Dr. Peters den Grund hierfür gelegt hätte. Sicherlich ist unsere Gesellschaft verpflichtet, dem Manne Dank zu bezeigen, der sein Alles eingesetzt hat für die Durchführung unserer Ideen. Niemand kann es besser beurteilen als die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft und deren Vorstand, wie er durchdrungen war von den Bestrebungen, die seit acht Jahren, seitdem unsere Gesellschaft besteht, uns geleitet haben, und wie er diese mit unvergleichlicher Energie zur That werden ließ.

Ich glaube in Ihrer aller Namen den Wunsch aussprechen zu dürfen, daß wir Herrn Dr. Peters zum Ehrenmitglied unserer Gesellschaft ernennen.

(Bravo!)

Das ist sicherlich der geringste Dank, den wir ihm bieten können.

Zu gleicher Zeit möchte ich aber noch einen andern Mann als Ehrenmitglied vorschlagen; das ist der, den Dr. Peters aufsuchen sollte. Er ist Deutscher, und wir wissen ja alle, was er für Deutschland in dem überseeischen Gebiete, in Ostafrika, geleistet hat. Wir wissen, daß er den Versuchungen des perfiden Albions widerstand und sich Deutsch-

land zur Verfügung gestellt hat. In Würdigung dessen, was der Mann geleistet hat, und was er, so Gott will, noch für Deutschland und die deutschen kolonialen Gebiete leisten wird, verdient er sicherlich als Ehrenmitglied in unsere Gesellschaft aufgenommen zu werden.

(Bravo!)

Wenn von keiner Seite Widerspruch erhoben wird, so nehme ich an, daß die Herren Dr. Peters und Emin Pascha zu Ehrenmitgliedern unserer Gesellschaft ernannt sind." (Allseitige Zustimmung.)

Es wurde sodann in die Beratung des Punkt 1 der Tagesordnung, den Voranschlag für 1891 betreffend, eingetreten, nachdem Herr Dr. Martins, Mitglied der Finanzkommission denselben in seinen Grundzügen erläutert hatte. Danach balanzirt der Etat mit 103 200 Mark. Um für praktische Arbeiten die nötigen Mittel zu beschaffen, hat der Ausschuß beschlossen, für das nächste Jahr die Zeitung nur einmal monatlich erscheinen zu lassen und demgemäß die verringerten Positionen in den Etat einzusetzen.

Zu dem Etat lagen eine Anzahl Anträge von Abteilungen vor. So beantragte Dresden die Herbeiführung einer neuen Organisation, Köln ein seltneres Erscheinen der Kolonialzeitung, Herabsetzung der Jahresbeiträge und Änderung der Bürauverhältnisse, während Waldenburg gleichfalls ein vierwöchentliches Erscheinen der Zeitung befürwortete und Verringerung der Auflage durch Zirkulation der Zeitung in den Abteilungen.

Der Antrag Dresden, welchem eine Denkschrift beigefügt war, hatte den Ausschuß der Gesellschaft bereits beschäftigt und zur Niedersetzung einer Kommission geführt, welche in einem motivirten Berichte dem Ausschusse die Ablehnung des Antrages empfohlen hatte.

Nach längerer Debatte wurde der Antrag Dresden, gegen die Stimmen der Antragsteller abgelehnt. Ebenso wurde der Antrag Köln abgelehnt und der Antrag Waldenburg durch den vom Ausschusse vorgelegten Voranschlag für 1891 für erledigt erklärt, welcher ebenfalls vierwöchentliches Erscheinen vorschlägt. Dem Antrage derselben Abteilung, die Zeitung in weniger Exemplaren an eine Abteilung zum Versand zu bringen, als dieselbe Mitglieder zählt, mit der Maßgabe, daß mehrere Mitglieder eine Zeitung unter sich zirkuliren lassen, wird nicht stattgegeben.

Der vom Ausschusse vorgelegte Voranschlag für das Jahr 1891 wird in allen Positionen mit großer Majorität angenommen.

Der Herr Präsident ging dann auf den zweiten Punkt der Tagesnung, das Arbeitsprogramm ein, welches im November bereits den Mitgliedern des Gesamtvorstandes und den Vorständen der Abteilungen zugegangen ist. Da diese Mitteilung des Herrn Präsidenten aber in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden sein dürfte, so lassen wir sie hier folgen:

In der Nr. 16 der Deutschen Kolonialzeitung habe ich mir erlaubt, mit Bezug auf den deutsch-englischen Vertrag den verehrlichen Mitgliedern unserer Gesellschaft meine Ansicht über unsere künftige Thätigkeit in allgemeinen Umrissen darzulegen.

Im Hinblick auf die bevorstehende Vorstandssitzung ist es mir wohl gestattet, den verehrlichen Mitgliedern des Gesamtvorstandes und den Vorständen der Abteilungen genauer die Aufgaben zu bezeichnen, die unsere Gesellschaft in nächster Zeit nach meinem Dafürhalten beschäftigen sollten und deren Lösung sich streng im Rahmen unserer Satzungen hält.

Ein Teil der nachstehend bezeichneten Arbeiten ist schon in Angriff genommen.

In Ostafrika bedürfen vor allem die Unternehmungen Dr. Emins und von Wißmanns, die darauf gerichtet sind, Innerafrika kulturell zu erschließen und diese für unseren Handel und für unsere Industrie wertvollen Gebiete nutzbar zu machen, der Unterstützung. Es ist zunächst in Aussicht genommen, unter Beistand der Abteilungen diejenigen Hülfsmittel für Emin zu beschaffen, welche ihn in den Stand setzen, im Seengebiete Stationen zu errichten und zu unterhalten, soweit die von Reichswegen zur Verfügung gestellten Mittel nicht ausreichen. Es handelt sich vorzugsweise um die Beschaffung von Tauschwaren und von Artikeln für den Stationsbau. Es werden Listen, in welchen die nötigen Gegenstände näher bezeichnet sind, den Abteilungen zugehen, und dürfen wir hoffen, daß aus befreundeten Fabrikantenkreisen manches zu beschaffen sein wird. Die Kosten für die Verpackung und den Transport dieser Sachen und deren Sammlung wird die Zentrale übernehmen.

Um über die Vorgänge in Innerafrika stets auf dem laufenden zu sein und Emin zugleich eine ihm erwünschte Schreibhülfe zu bieten, wird beabsichtigt, im Auftrage unserer Gesellschaft eine geeignete Persönlichkeit zu Emin gemäß einer schon mit diesem getroffenen näheren Vereinbarung zu entsenden. Wir werden dadurch regelmäßige Berichte empfangen, die uns über den Fortgang der Arbeiten in Innerafrika unterrichten und uns befähigen, zu beurteilen, in welcher Weise wir künftig unseren Bestrebungen entsprechend thätig zu sein haben werden.

Von großer Wichtigkeit für Ostafrika ist sodann die Frage, wie eine Erleichterung des Verkehrs nach Innerafrika herzustellen ist. Unserer Gesellschaft ist es vielleicht vergönnt, diese wichtige Angelegenheit dadurch zu fördern, daß sie zunächst sachverständige Urteile einholt und später einen Teil der Vorarbeiten an Ort und Stelle übernimmt. Es wird von den Resultaten der Unternehmungen Emins und Wißmanns abhängen, wann wir diese Arbeiten in Angriff zu nehmen haben.

Nächst Ostafrika erfordert die wirtschaftliche Entwicklung unserer südwestafrikanischen Besitzungen unsere Mitarbeit. Hier ist zunächst die Gründung von Stationen in Aussicht genommen, die verschiedene Gebiete zum Zwecke der Kolonisation zu untersuchen bestimmt sind. Die Vorarbeiten sind soweit gediehen, daß eine erste Station am mittleren Oranjefluß in kürzester Zeit eingerichtet werden wird. Weitere Stationen sollen folgen, sobald die Mittel dazu erübrigt oder aus freiwilligen Spenden beschafft werden können. Sollten diese Stationen das Glück haben, abbauwürdige Erzlager nachzuweisen, so müßte denjenigen Abteilungen, die für die betreffende Station besondere Beiträge geleistet haben, Anteil an dem dadurch erzielten Gewinn gesichert werden.

Nachdem die Grenzen der südwestafrikanischen Kolonie festgelegt sind, werden wir an deren Besiedelung denken müssen. So schwierig die Lösung dieser Aufgabe sein wird, so sollten wir doch versuchen, dieselbe in Angriff zu nehmen, wenn Teile des Landes für Unterbringung deutscher Auswanderer sich als geeignet erweisen. Die Reichsregierung scheint geneigt, unserer Gesellschaft einige Gebiete, die als Kronland betrachtet werden, zum Zwecke der Besiedelung zu überweisen. Vielleicht ist es möglich, einzelne Abteilungen oder Freunde unserer Sache aus den Handels- und Fabrikantenkreisen für dieses Unternehmen unter besonderen Vereinbarungen zu interessiren.

Des Weiteren sollten wir suchen, unsere Verbindung mit der südwestafrikanischen Kolonie von der englischen Linie nach Kapstadt unabhängig zu machen. Wir hoffen in dieser Beziehung bestimmte Vorschläge sehr bald machen zu können.

Im Interesse unserer übrigen Schutzgebiete werden wir zunächst Mittel für praktische Arbeiten nicht aufzubringen brauchen. Es sind mehr vorbereitende Arbeiten, die hier der Zentralleitung unserer Gesellschaft zufallen. So werden wir bestrebt sein müssen, die Sicherung der international garantirten Schiffahrtsfreiheit auf dem Niger und Benuë durchzusetzen; während für Togoland die Sicherung des Hinterlandes ein erstrebenswertes Ziel bleibt. In der Südsee endlich werden wir bei der Entwicklung Neuguineas darauf zu achten haben, daß deutsche Interessen auf den reichen gesunden Inseln zwischen Neuguinea und Java sich rechtzeitig festsetzen, damit die natürlichen Beziehungen der Kolonie Neuguinea zu dem reichen Westen sich im Interesse weiterer Wirtschaftskreise ausbreiten können.

Für die sonstigen Arbeiten unserer Gesellschaft, wie Förderung des kolonialen Wissens, die Auskunftserteilung, das Auswanderungswesen und die Unterstützung deutsch-nationaler Kolonisationsunternehmungen, werden die bisher beobachteten Grundsätze unverändert in Geltung bleiben müssen. Es werden daher für diese Zwecke in den Etat die erforderlichen, den früheren Umfang nicht überschreitenden Ausgabeposten einzustellen sein. Die Mittel zur Durchführung der praktischen Arbeiten sind in erster Reihe aus den Überschüssen zu entnehmen, welche die Mitgliederbeiträge des Jahres 1891 liefern werden. Ist es uns möglich, weitere Ersparnisse an der Zeitung zu machen, so dürfen sicherlich gegen 30 000 Mark an Überschüssen für 1891 verfügbar werden.

Diese Summe wird zur Durführung größerer praktischer Aufgaben nicht zureichen, wir werden daher versuchen müssen, mit Hülfe der Abteilungen Vereinigungen zu bilden, die auf geschäftlichem Wege die vorgesteckten Ziele zu erreichen suchen.

So ist die Besiedelungsfrage in Südwestafrika z. B. gar nicht anders zu lösen, als durch Bildung einer Siedelungsgesellschaft. Überträgt die Reichsregierung der Deutschen Kolonialgesellschaft ein bestimmtes Gebiet zur Besiedelung und haben wir durch sachverständige Berichte die Überzeugung gewonnen, daß die Aufgabe durchführbar ist, so wird es wohl möglich sein, auf Anregung der Deutschen Kolonialgesellschaft eine Gesellschaft auf Anteilscheine für diesen Zweck zu bilden. In unserer Mitte besitzen wir hinreichend Organe, die geeignet sind, die praktische Durchführung dieser Aufgabe in die Hand zu nehmen.

Finden die von mir hier gemachten Vorschläge teilweise oder ganz die Billigung der verehrten Herren Vorstandsmitglieder, so werden wir bei der nächsten Vorstandssitzung vor allem darüber Beschluß zu fassen haben, welche der praktischen Arbeiten zunächst in Angriff zu nehmen, und wie die Mittel zur Durchführung derselben zu beschaffen sind.

Sollten in dieser Beziehung Anträge gestellt oder Anregungen gegeben werden wollen, so wären solche mit besonderem Dank zu begrüßen.

Berlin, 30. Oktober 1890.

Der Präsident. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Indem der Vorstand den, in diesem Schreiben entwickelten Gesichtspunkten zustimmte, genehmigte er die vom Ausschusse auf die Überschüsse des nächsten Jahres gemachten Bewilligungen.

Zu dem dritten Punkt der Tagesordnung lag zuerst ein Antrag des Ausschusses vor, betreffend die Bekämpfung des Sklavenhandels und der Sklavenjagden in Afrika, welcher von Herrn Staatsminister v. Hofmann näher begründet wurde. Der Antrag, welcher angenommen wurde, lautet:

Mit Rücksicht auf die Erklärung der V. Kommission vom 19. November ds. Js., wonach diese Kommission ihre Arbeiten eingestellt und sich aufgelöst hat, beschließt der Vorstand:

1. der Kommission für ihre bisherigen Bemühungen den Dank der Gesellschaft auszusprechen und die von der Kommission überwiesenen Gelder im Betrage von etwa 4000 Mark im Sinne der Geber, beziehentlich zur Verfolgung allgemeiner kultureller Zwecke in Ostafrika zu verwenden. Die nähere Bestimmung über Art und Weise dieser Verwendung wird dem Präsidium überlassen;
2. in Ausführung des Beschlusses der Hauptversammlung vom 22. November 1888 für die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika, soweit es unter den bestehenden Verhältnissen mit privaten Mitteln möglich ist, fernerhin thätig zu sein und die allgemeine Teilnahme für diese Angelegenheit auch in solchen Kreisen, die der Kolonialbewegung jetzt noch ferne stehen, durch geeignete Agitation, namentlich durch unentgeltliche Verbreitung von Flugschriften und durch Benutzung der Lokalpresse wach zu rufen und wach zu erhalten, um hierdurch sowohl Mittel zur eigenen Verwendung zu gewinnen, als auch der Reichsregierung die weitere Durchführung ihrer bereits mit dankenswertestem Erfolg unternommenen Maßregeln zur Bekämpfung des Sklavenhandels zu erleichtern. Zum Zweck einer solchen Agitation wird dem Ausschuß für das Jahr 1891 eine Summe von 3000 Mark zur Verfügung gestellt;
3. die von Herrn Major von Wißmann und von dem Komitee für die Carl Peters-Stiftung veranstalteten Sammlungen für die Beschaffung deutscher Dampfer auf den ostafrikanischen Seen kräftig zu unterstützen;
4. aus den Geldern, welche in Folge der oben erwähnten Agitation eingehen werden, und aus etwaigen sonstigen Zuwendungen einen besonderen „Fonds zur Bekämpfung des Sklavenhandels in Afrika“ zu bilden, über welchen der Ausschuß zu Gunsten der unter 3 gedachten Dampfer oder in anderer, dem Zweck entsprechender Weise zu verfügen berechtigt ist.

In Sachen des Händlers Hönigsberg nahm der Vorstand folgenden Beschluß des Ausschusses an:

> Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft, indem er Kenntnis nimmt von dem Stande der Angelegenheit des Händlers J. Hönigsberg in Wachwitz bei Dresden, beauftragt das Präsidium, dem in seinem Besitzstand, wie in seiner Existenz schwer Geschädigten in der weiteren Verfolgung seines Rechts bei dem Deutschen Reichstage thatkräftig Beistand zu leisten.

Der Ausschuß hatte ferner noch einen Antrag eingebracht, betreffend die Verhältnisse im Hinterlande von Kamerun sowie in Deutsch-Ost- und Südwest-Afrika, welcher vom Präsidenten motivirt wurde. Hinsichtlich der Abgrenzung von Kamerun lagen Anträge von Mülheim, Cöln und Koblenz vor. Nachdem die Frage eingehend besprochen worden war, wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

„Das Präsidium wird beauftragt, in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler, unter Darlegung der Verhältnisse, durch welche die deutschen Interessen im Hinterlande von Kamerun gefährdet sind und in Ost- und Südwest-Afrika eine größere Machtentfaltung Deutschlands dringend geboten erscheint, dahin vorstellig zu werden, daß

I. bezüglich des Hinterlandes von Kamerun:
   1. die dahin gerichteten Expeditionen bedeutend verstärkt und in das Innere erheblich weiter als bisher vorgeschoben werden;
   2. durch Verhandlung mit den beteiligten Mächten, England und Frankreich, die Grenzen der deutschen Interessensphäre bis zum Ufer des Tsad-Sees in einer für Deutschland möglichst günstigen, die Verbindung mit diesem See völlig sichernden Weise festgestellt und hierbei die Ansprüche berücksichtigt werden, welche für Deutschland hinsichtlich der Gebiete nördlich vom Benuëflusse zu erheben sind;

II. in Ostafrika behufs vollständiger Durchführung der zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen unternommenen Maßregeln
   1. die Schutztruppe dem Bedürfnis entsprechend verstärkt und
   2. dem Dr. Emin Pascha die Mittel zur Ausführung seiner Vorschläge für die Einrichtung der Verwaltung im nördlichen Seegebiet zur Verfügung gestellt werden;

III. in Südwestafrika ebenfalls eine Verstärkung der Schutztruppe herbeigeführt wird, welche die dortigen Vertreter der Kaiserlichen Schutzgewalt in den Stand setzt, dem jetzt herrschenden, die wirtschaftliche Entwickelung des Landes hemmenden und insbesondere die Besiedelung durch Deutsche verhindernden Zustande der Rechtsunsicherheit ein Ende zu machen.

— (Agitation.) Im Herbst und Winter wurden bisher im Auftrage unserer Gesellschaft folgende Vorträge gehalten: 1. von Herrn Dr. Neubaur: in Weißenfels am 15. Oktober, Hagen am 17. Oktober, Ruhrort am 18. Oktober, Gelsenkirchen am 20. Oktober, Düren am 22. Oktober, Langenberg am 23. Oktober, Oberlahnstein am 26. Oktober, Gießen am 27. Oktober, Höchst a. M. am 28. Oktober, Germersheim am 30. Oktober, Bernburg am 3. November, Salzwedel am 5. November, Calbe a. S. am 6. November, Quedlinburg am 7. November, Rudolstadt am 8. November, Nördlingen am 10. November, Arnstadt am 11. November, Prenzlau am 19. November, Stade am 7. Dezember, Ülzen am 8. Dezember, Sondershausen am 9. Dezember, Hof am 12. Dezember. 2. von Herrn Hauptmann Richelmann: in Lübeck am 20. November, Osnabrück am 26. November, Celle am 28. November, Wiesbaden am 8. Dezember, Antwerpen am 10. Dezember, Brüssel am 11. Dezember, Wesel am 13. Dezember. 3. von Herrn Leutnant v. Tiedemann: in Frankfurt a. M. am 8. November, Kreuznach am 9. November, Mainz am 10. November, Koblenz am 11. November, Bonn am 13. November, Offenbach am 14. November, Wiesbaden am 15. November, Darmstadt am 17. November, Bensheim am 18. November, Speyer am 19. November, Nürnberg am 20. November, Fürth am 21. November, Rottweil am 23. November, Stuttgart am 24. November, Straßburg am 25. November, Karlsruhe am 26. November, Gießen am 27. November, Oberhausen i. Rheinl. am 28. November, Kassel am 29. November Eisenach am 1. Dezember, Erfurt am 2. Dezember, Wismar am 4. Dezember, Stralsund am 5. Dezember, Greifswald am 6. Dezember, Neubrandenburg am 8. Dezember, Stettin am 9. Dezember, Gollnow am 10. Dezember, Naugard am 11. Dezember, Belgard am 12. Dezember. Durch diese Vorträge wurden folgende Abteilungen gebildet: Weißenfels, Hagen, Düren, Langenberg, Gießen, Höchst a. M., Germersheim, Salzwedel, Calbe, Rudolstadt, Nördlingen, Arnstadt, Prenzlau, Stade, Ülzen, Celle, Kreuznach, Offenbach, Oberhausen. Außerdem wurden seit dem ersten Oktober folgende Abteilungen gebildet: Coblenz am 3. Oktober, Gollnow am 4. November, Gleiwitz am 19. November, Kiel und Düsseldorf im Dezember. Die Berichte, welche uns aus mehreren Städten, so Frankfurt, Lübeck, Karlsruhe, Erfurt, Darmstadt, Wißmar von den Herren Schriftführern eingeschickt sind, wofür wir ihnen unsern besten Dank aussprechen, zeigen, daß überall die vorher angeführten Redner den größten Beifall fanden und das Interesse für koloniale Angelegenheiten belebt haben.

— Emin Pascha-Komitee. Das Komitee hat in der Schlußsitzung vom 12. Dezember nach Abnahme der Rechnung und nach Erteilung der Entlastung an den geschäftsführenden Ausschuß, sowie an Herrn Dr. Karl Peters seine Thätigkeit für beendigt erklärt und sich aufgelöst. Zugleich sprach der Vorsitzende des Komitees, Se. Exzellenz Herr Staatsminister von Hofmann, namens desselben der Deutschen Kolonialgesellschaft und deren Präsidenten den wärmsten Dank für die der Emin Pascha-Expedition von Anfang an und im ganzen Verlaufe derselben gewährte lebhafte Teilnahme und werkthätige Unterstützung aus.

— Abteilung Lübeck. Die erste öffentliche Sitzung der Abteilung Lübeck fand am 20. November im großen Kasinosaale statt, welcher durch die von Herrn Maler Weidmann, einem Mitglied der Wißmann-Expedition, freundlich zur Verfügung gestellten ostafrikanischen Waffen und ethnographischen Gegenstände einen würdigen und interessanten Schmuck erhalten hatte. Der Vorsitzende, Direktor Bruhn, eröffnete die auch von zahlreichen Nichtmitgliedern besuchte Sitzung mit einem kurzen Überblick über die Entstehung und Entwickelung der Abteilung Lübeck, und wies darauf hin, daß wir hier nicht Kolonialschwärmerei, sondern praktische Kolonialpolitik treiben wollten, und aus diesem Grunde den Anschluß an die thatkräftige Deutsche Kolonialgesellschaft beschlossen hätten. Hierauf erteilte er dem Herrn Hauptmann Richelmann das Wort zu einem Vortrage über das Thema: „Was bietet uns Ostafrika?“ In meisterhafter, durch maßvolle Offenheit ausgezeichneter Rede entwickelte Hauptmann Richelmann die Gründe, aus welchen Ostafrika unser vornehmstes Interesse in Anspruch nähme. Daß der Aufstand dort ausgebrochen sei, wäre nicht wunderbar; große Werke könnten nie ohne Störung durchgeführt werden. Von einer Schilderung Wißmanns, welcher nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck habe und ein Meister in Erkenntnis und Behandlung der ostafrikanischen Verhältnisse sei, ging er auf die der Truppen, der Eingeborenen und der jetzigen Lage der Kolonie über und gab dann eingehend und streng objektiv Antwort auf die von ihm als Thema gewählte Frage: „Was bietet uns Ostafrika?“ — Stürmischer Beifall lohnte den Redner, dessen Vortrag auch die hiesige Presse einstimmige Anerkennung zollt.

— Abteilung Köln. Für den Wißmann-Dampfer sind der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Köln, bis zum 8. d. M. 316 Spenden im Betrage von 38 620 Mark zugewandt worden. Der bisherige Ertrag sämtlicher Sammlungen reicht für den Nyanza-Dampfer noch bei weitem nicht aus.

— Abteilung Karlsruhe. Auf seiner Rundtour sprach am 26. November Herr Leutnant Adolf von Tiedemann in hiesiger Stadt. Der Redner erntete hohen Erfolg und ein reiches Erträgnis für die von ihm in Aussicht genommene gemeinnützige ostafrikanische Stiftung. Anläßlich seiner Anwesenheit in hiesiger Stadt wurde Herr von Tiedemann von Sr. K. H. dem Großherzog in Audienz empfangen und durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet.

— In der Abteilung Erfurt hielt Herr Leutnant v. Tiedemann am 2. Dezember einen Vortrag über die deutsche Emin-Pascha-Expedition. In freier, 1¾stündiger Rede entrollte er ein so fesselndes Bild von den Gefahren und Abenteuern seiner Reise mit Dr. Peters, und wußte seiner Darstellung die Beschreibung der Länder und Völker, zu denen sie gekommen waren, so geschickt einzuflechten, daß er die zahlreiche Versammlung, trotz Überfüllung des Saales,

in unausgesetzter Spannung erhielt. Nach dem Vortrage vereinigte sich eine größere Anzahl der Mitglieder zu einem Abendessen, welchem Herr v. Tiedemann bis zu seiner noch in der Nacht erfolgenden Abreise nach Berlin beiwohnte. Herr v. Tiedemann hatte schon seit mehreren Wochen jeden Tag an einem anderen Orte Vortrag gehalten und wollte Reise und Vortrag noch ungefähr 1½ Wochen in demselben Tempo fortsetzen, eine Leistung, die auch nach seinen Reisen in Afrika noch bewundernswert erscheint.

Kleine Mitteilungen.

— (Auf die Vorstandssitzung) haben wir nur in großen Umrissen eingehen können, aber wir zweifeln nicht daran, die Mitglieder der Gesellschaft werden überzeugt sein, von seiten des Zentralvorstandes werde in jeder Hinsicht eine praktische und umfassende Thätigkeit entfaltet. Wenn es in einem übrigens vielfach unklaren Berichte der Kreuzzeitung heißt, daß viele Mitglieder unbefriedigt aus der Versammlung gingen und überwiegend Theoretiker das Ganze leiten, so ist darauf zu erwidern daß in dieser Verallgemeinerung von einem Unbefriedigtsein nicht gesprochen werden kann. Daß das eine oder andere Mitglied — die Minorität war verschwindend klein — verstimmt gewesen sein mag, da es seine Anträge fallen sah, kann zugegeben werden, obwohl die Art und Weise wie eine solche Auseinandersetzung über eine rein interne Angelegenheit in einer Zeitung erfolgte über das Maß des Erlaubten hinausgeht, aber wir müssen die Auffassung bestreiten, als ob überwiegend Theoretiker das Ganze leiten. Einmal hat sich oft genug herausgestellt, daß diejenigen, welche sich nur vorübergehend in fremden Ländern aufhielten, darum noch nicht Praktiker zu sein brauchen, dann aber muß doch betont werden, daß von seiten der Zentrale kein irgendwie wichtiger Schritt hinsichtlich der Beschlußfassung oder Ausführung irgend einer kolonisatorischen Maßregel geschieht, ohne daß zuvor bei in der Sache wohlerfahrenen Männern Umfrage gehalten und die genauesten Informationen eingezogen worden wären. Die Kreuzzeitung würde besser thun, wenn sie sich nicht von verdrossenen Mitgliedern der Gesellschaft über deren Thätigkeit und Absichten unterrichten ließe.

— (Das deutsche Emin Pascha-Komitee) hat in seiner Schlußsitzung am 12. d. M. die von dem geschäftsführenden Ausschuß vorgelegte Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben der deutschen Emin Pascha-Expedition entgegengenommen und sowohl dem Ausschuß wie Herrn Dr. Peters Entlastung erteilt. Die eingegangenen Gelder sind bis auf einen Restbestand von ungefähr 6000 Mk. für die Zwecke der Expedition und für Emin Pascha selbst verwandt worden. Dieser Restbestand dient zunächst als Rücklage zur Deckung etwaniger Nachforderungen und soll, soweit er nicht hierzu verwandt wird, demnächst der Karl Peters-Stiftung überwiesen werden. Indem das Komitee seine Arbeiten schloß und sich auflöste, sprach es Herrn Dr. Peters und dessen Genossen nochmals seinen Dank aus für die treue Hingebung, den Mut, die Thatkraft und die Ausdauer, mit welcher dieselben den zur Erreichung eines hohen, humanitären und nationalen Zieles übernommenen Verpflichtungen nachgekommen sind. Für unsere Leser dürfte noch die Bemerkung von Interesse sein, daß unter den vom Emin Pascha-Komitee verausgabten Beträgen sich eine Summe von 10 000 Mark findet, welche seiner Zeit dem Reichskommissar Wißmann für Emin Pascha zur Verfügung gestellt und hauptsächlich für die Verpflegung des Letzteren während seiner schweren Erkrankung in Bagamoyo verwendet worden ist.

— (Aus Ostafrika) sind neuerdings Nachrichten über wirtschaftliche Bewegungen eingetroffen, welche zeigen, daß die Engländer bestrebt sind, ihren Handel nach allen Richtungen hin sicher zu stellen. In dem deutschen Ostafrika haben sie allerdings weniger Chancen, sie müßten denn von Sansibar schleunigst nach der Küste übersiedeln. Ein Notruf aus Sansibar hat in englischen Blättern Widerhall gefunden, aber die Inder auf Sansibar hatten doch genügend Zeit, ihre Waren nach dem Festlande hinüberzuschaffen, denn es war von Anfang an bekannt, daß das Reich bei Übernahme der Zollverwaltung an der Küste vorläufig an dem durch den Handelsvertrag mit dem Sultan festgesetzten Tarif nichts ändern würde. Der Zoll von 5 Prozent ist natürlich sehr unbequem und wird die Erklärung Sansibars zu einem Freihafen nötig machen, aber man kann es doch den Deutschen nicht verdenken, wenn sie sich um die beaux yeux der Inder wenig kümmern. Gefährlicher wird die Kapitalmacht der Engländer den Portugiesen in Ostafrika. In der großen portugiesisch-französisch-englischen Gesellschaft, welche sich die Ausbeutung der Manicaminen vorgesetzt hatte, spielte das englische Kapital noch keine nationale Rolle; die englischen Angehörigen der Kompanie wiesen im Gegenteil bei dem Streite mit der britisch-südafrikanischen Gesellschaft um Mutassas Gebiet nach, daß die Portugiesen hier unanfechtbare Besitztitel hätten. Aber in dem Abkommen zwischen Portugal und England befand sich eine Klausel, wonach sich Portugal verpflichten sollte, eine Eisenbahn längs des Pungwe zu bauen, damit die Engländer einen Ausweg von Manica nach dem portugiesischen Sofala hätten. Schließlich ist den Portugiesen die Oberleitung zugestanden worden doch mußte zur Ausführung das Geld in England gesucht werden, da Portugal nicht im stande war, die dazu erforderlichen Summen aufzubringen. Hierauf bezieht sich eine telegraphisch gemeldete Nachricht von der Bildung des ostafrikanischen Syndikates in London, welches nach Beginn seiner Arbeiten die Portugiesen allmählich südlich von Sambesi verdrängen dürfte. Auch in Transvaal machen die Engländer neue Anstrengungen, zumal die Gerüchte über den ungünstigen Stand des Nationalen Burenhandelsvereins in Transvaal, wodurch u. a. auch einige süddeutsche Firmen, die in direkte Beziehung zu diesem Vereine getreten waren, in Mitleidenschaft gezogen worden sind, auf Wahrheit beruhen. Wir hoffen aber, daß sich die Verlegenheit bald wird beheben lassen, damit auch auf deutscher Seite dem Wunsche der maßgebenden Presse Transvaals hinsichtlich einer wirtschaftlichen Annäherung Transvaals an Deutschland entgegengekommen werden kann. Dieser Fall beweist aber wieder aufs Neue, daß es äußerst schwierig ist, direkte gute Verbindungen zu finden, und es sich in zweifelhaften Fällen empfiehlt, ein Auskunftsbüreau wie das südafrikanische Handelskontor in Dresden um Rat zu fragen.

— (Die „Volksstem") hat kürzlich auf das Wünschenswerte einer engern Verbindung zwischen dem deutschen Reich und der südafrikanischen Republik hingewiesen und dabei darauf gedrungen, daß letztere sich aus der politischen Isolirung herausarbeite, in welcher die britische Diplomatie den jungen Staat bis vor kurzer Zeit mit dem gewünschten Erfolg gehalten hat. Nunmehr führt das genannte Blatt den eben ausgesprochenen Gedanken weiter und sagt: „Nicht allein wohnt in der Republik bereits eine erkleckliche Anzahl Deutscher und sind hier wichtige deutsche Interessen vertreten, sondern die Thatkraft, welche das deutsche Volk in den letzten Jahren auf kolonialem Gebiet entfaltet hat, machen es doppelt wünschenswert, wieder den Versuch einer Annäherung zu machen. Das deutsche Reich ist vorzugsweise ein Industriestaat, der für die Erzeugnisse seines Gewerbefleißes fortwährend neue Absatzgebiete suchen und schaffen muß, und zwar wird sich dazu vorzugsweise der Teil des afrikanischen Kontinents eignen, der von demselben Meere begrenzt wird, das hoffentlich auch einmal die südafrikanische Republik umspülen wird. Letztere besitzt so gut wie gar keine einheimische Industrie und wird deshalb ein bereitwilliger Consument des germanischen Gewerbefleißes werden. Man hat uns entgegengehalten, daß man an England bereits genug habe und daß man deshalb nicht noch eine andere Großmacht brauche. Wahr ist es, die britischen Börsenspekulanten, Kaufleute, Fabrikanten und Missionare haben es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß mit Ausschluß aller anderen Nationen ihnen das Recht zukommt, den Herrn in Südafrika zu spielen und in demselben soviel als möglich Verwirrung anzurichten. Schon der bloße Name Deutschlands ist in ihren Augen eine Verletzung der billigen Ansprüche Englands auf das Monopol des transvaalischen Geld- und Güterhandels. Wir sehen aber nicht ein, weshalb wir Deutschlands Einfluß aus politischen Gründen fürchten oder eine andere Freundschaft als die englische für verboten halten sollten. Wenn früher die ersten von der Republik gemachten Annäherungsversuche von Deutschland kühl beantwortet wurden, so haben sich die Dinge seitdem gewaltig geändert. Man hat in die Kraft und Lebensfähigkeit der Regierung der Republik und ihrer Organisation mehr Vertrauen zu setzen gelernt, man kennt jetzt die Hülfsquellen des Landes besser und sieht jetzt ein, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Republik ein ergiebiges Feld für den Handel sind. Die industriellen und finanziellen Kreise Deutschlands haben jetzt etwas mehr Interesse für uns als früher, was schon aus den Äußerungen der bedeutendsten Organe der deutschen Presse hervorgeht. Vergleicht man die Haltung der deutschen Presse bei dem jüngsten Besuche des Generals Joubert in Berlin mit derjenigen der britischen, namentlich sofern letztere die Aufnahme des Generals in Deutschland beurteilt, dann gibt dies viel zu denken." Schließlich hofft das Blatt, daß die Regierung nicht säumen werde, von der günstigen Gelegenheit, die sich jetzt darbiete, schleunigst Gebrauch zu machen.

— (Die Versuchsplantage in Libreville) in Gabun hat mit Erfolg die Einführung von Kautschukbäumen aus Para unternommen, deren Kautschuk eine viel bessere Sorte als der einheimische liefert. Es sind bereits an 14000 junge Pflanzen an die Eingeborenen verteilt und man nimmt an, daß die Versuchsplantage in zwei Jahren zweihunderttausend Pflanzen geliefert haben wird. Auch mehrere Arten von Kaffeebäumen sind zur Verteilung gelangt. Es ist bei der Wichtigkeit, welche die Einführung von neuen Kulturen für die Industrie und den Handel hat, deshalb als ein vielversprechendes Unternehmen zu betrachten, daß die deutsche ostafrikanische Gesellschaft, die infolge der Kriegsunruhen und durch den Tod Semlers unterbrochene Kulturarbeit nach dieser Richtung hin wieder aufnehmen wird.

Litteratur.

Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1891. Herausgegeben von Gustav Meinecke. III. Jahrgang. Berlin, Verlag von H. L. von Trautwetter. 2 Mark.

Der Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung" bietet mit diesem gefällig ausgestatteten Büchlein allen Freunden der deutschen kolonialen Bestrebungen eine mit Freuden zu begrüßende Weihnachtsgabe. Nach Form und Inhalt muß dieser dritte Jahrgang eine wesentliche Verbesserung genannt werden. Außer dem üblichen Kalendarium und Diarium enthält derselbe eine gedrängte Übersicht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in 1890 unter Beibringung der wesentlichsten dokumentarischen Aktenstücke, Verträge 2c., ein Verzeichnis der Reichsbeamten in den deutschen Kolonien, ferner der deutschen kolonialen Erwerbs- und Agitationsgesellschaften, der Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft und ihrer Vorstände, eine Übersicht über die Missionsthätigkeit in den deutschen Kolonien, Kommerziell-Statistisches, Dampferverbindungen mit unseren Schutzgebieten, sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten litterarischen Erscheinungen, in der That, ein überreiches Material, das auf authentischen Quellen beruht und jedem Kolonialfreunde ganz unentbehrlich ist. Das preiswerte, splendid ausgestattete Werkchen ist zudem mit einer Anzahl vortrefflich ausgeführter Abbildungen geschmückt. A. Seidel.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Eingänge im Dezember.

Benko, Jerolim, Frhr. v. Das Datum auf den Philippinen. 8°. 14. Carl Gerolds Sohn Wien 1890 (Vom Verleger).

Bishop, W. R. Old Mexico and his lost provinces. A journey in Mexico, South Califor. and Arizona by way of Cuba. 8°. X. 509. Chatts & Windus, London 1883

Bluebook C. 6049--1 Africa Nr. 5a (1890) Protocols and General Act of the Slave Trade Conference, held at Brussels 1889/90 gr. fol. 191. London 1890.

Demanche, George, Au Canada et chez les Peaux-Rouges. Ouvrage contenant neuf gravures hors texte et une carte en couleur. gr. 8°. 192. Libr. Hachette et Cie., Paris 1890 (Vom Verleger).

Documentos relativos ao Caminho de Ferro de Lorenço Marques. (Contrato de 14 de Decembro de 1883). gr. 4°. 056. Pub. ord pl. Minis. da Marinha e Ultramar Lisboa 1889 (Von Herrn Hptm. Weiß.)

Etat du Congo, l', et son Avocat. Réponse à la brochure: L'Etat Indép d. Congo et la Comp. de Rotterd. par un ami de la vérité. Par un Négociant hollandais. 8°. 23. M. Wyt & Zonen, Rotterdam 1890 (Vom Verleger).

Exner, A. H. Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. gr. 8°. XIV. 208. Mit 1 Porträt, vielen Illustrationen und dem Plan der Stadt Tokio. F. O. Weigel Nachfolger (H. Tauchnitz) Leipzig 1890 (Vom Verleger).

Gay Jean, Bibliographie des ouvrages relatifs à l'Afrique et à l'Arabie jusqu' à 1874. 8°. XI 312. Maisonneuve & Cie., Paris 1875.

Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik. Aktenstücke der deutschen Kolonialpolitik. 3 Bände. 8°. Reuger'sche Buchhandlung, Gebhard und Wilisch, Leipzig 1886, 1889, 1890.

Katalog der Commerz-Bibliothek in Hamburg Fünfte Fortsetzung 1885/90. gr. fol. Bureau der Handelskammer Hamburg 1890 (Von der Handelskammer).

Kurwinen, P. Seitsemän ensimäistä wuotta Lähetysseuran ja Suomen Afrikassa. Wihko 1—4. 8°. Helsingissä 1877—80. (Von der finnischen Missions-Gesellschaft.)

Missions-Tidning för Finnland. Jahrgänge 1867—70, 1873—79, 1882, 84, 85, 87, 88. 8°. Finska Litteratur-Sällskapets, Helsingfors. (Von der fin. Mission.)

Peterm. Mitth. Ergz. Heft 100. Radde, Dr. G. Karabagh. 4°. 56. J. Perthes, Gotha 1890.

Rantanen, M. und Reijonen T. Stücke aus dem Alten und Neuen Testament, übersetzt ins Oshindonga. Helsingsfors 1889. (Ebendaher.)

Seiler-Zöllner, der schwarze Erdtheil und seine Erforscher. Reisen und Entdeckungen, Kämpfe und Erlebnisse, Land und Volk in Afrika. Mit bes. Berücksichtigung der deutsch. Afrik. Bestrebungen. gr. 8°. V. 601. Mit vielen Illustrationen. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig 1891. (Vom Verleger.)

Werner, B. v., Cont.-Adm. a. D., Deutsches Kriegsleben u. Seefahrkunst. Gr. 8°. XVIII. 450. Mit 60 Abbild. u. 4 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1891. (Vom Verleger.)

Zur See, herausgegeben vom Vice-Admiral z. D. von Henk und Marinemaler E. Riethe. Lfg. 2. Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. F. G. Richter) in Hamburg 1890. (Vom Verleger.)

Karten.

Bianconi, F. et Balestrier, Etats-Unis du Mexique (Cartes commerciales N. 4 et 5) avec Notices descriptives. 1 : 3 000 000 Chaix, Paris 1889. (Vom Verleger.)

Einbanddecken in brauner Farbe mit Gold- und Schwarzpressung sind zum Jahrgang 1890, wie auch zu den früheren Jahrgängen der „Deutschen Kolonialzeitung" gegen Einsendung von 1 Mk. 50 Pf. für die Decke postfrei zu beziehen von der

Deutschen Kolonialgesellschaft
Berlin W., Linkstraße 25.

Sammlung für den Wißmann-Dampfer.

Für den von Herrn Major von Wißmann projektirten Seendampfer sind vom 8. bis 20 Dezember 1890 folgende Beiträge bei der Kasse der Deutschen Kolonial-Gesellschaft eingegangen: General-Leutnant v. Carnap-Quernheimb, Cassel, 5 M.; Landgerichtspräsident Müller, Mosbach, 10 M.; Landgerichtsdirektor Schmidt-Eberstein, Mosbach, 6 M.; Landgerichtsrat Buisson, Mosbach, 3 M.; Landgerichtsrat Mittel, Mosbach, 3 M; Landgerichtsrat Heinsheimer, Mosbach, 3 M.; Landgerichtsassessor Krebs, Mosbach, 2 M.; Postmeister Gugelmeyer, Mosbach, 1 M; durch den Redakteur der Lüneburgischen Anzeigen, Oberst-Leutnant a. D. Reinbold, für die Herren F. H. 10 M., B. 3 M., M. 2 M., Ungenannt 5 M.; O. Henneberg, Eisleben, 3 M.; Professor Krabler, Greifswald, 10 M.; Abteilung Iserlohn der Deutschen Kolonial-Gesellschaft 500 M.; Hauptmann Koerte, Charlottenburg, 20 M.; Abteilung Fürth der Deutschen Kolonial-Gesellschaft 306 M.; C. Buff, Osnabrück, 30 M; Oberlehrer R. Hornkohl, Barmen, 10 M.; Wilhelm Metzler, Frankfurt a. M, 100 M.; Gräfin Schlippenbach geb. Metzler, Berlin, 20 M.; Abteilung Nangard der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, 100 M.; Abteilung Crefeld der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für folgende Herren: Geh. Kommerzienrat von Heimendahl 50 M.; Carl Koenigs 50 M.; Eugen Vogelsang 100 M.; Hch. Seyffardt 50 M.; Joh. Junkers 50 M.; Arthur Leyßner 50 M.; Jul. Wirtgens 50 M.; Ad. v. Randow 50 M.; Arth. Schroers 25 M.; C. Völker 25 M.; Alb. Jörgens 25 M.; Emil Dahl 20 M.; W. Hollender 5 M. (550). Referendar Haeckel, Karlsruhe (Ertrag eines Skates von v. B. L. M. Ca. Cr. und H. 10 M.; W. v. Rohland, Professor, Dorpat, 10 M.; Ed. Karrasch, St. Petersburg, 10 M.; Geh. Justizrat v. Cuny, Berlin, 200 M.; Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Bähr, Cassel, 100 M.; Notar Bollinger, Landstuhl, 10 M.; R. Vorster, Hagen i. W., 100 M.; Gustav Freiherr v. Seenuß, Klagenfurt, 4,50 M.; Cand. Fr. Propping, Leipzig, 10 M. — Berichtigung: Die Abteilung Wiesbaden zahlte nicht, wie in voriger Nummer angegeben, 2, sondern 200 Mark für den Wißmann-Dampfer.

Quittungen.

Über nachstehende Beiträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit mit bestem Dank quittirt.

a) Außerordentliche Beiträge. Frau Direktor Zembsch, Bremen M. 20, Spende der Deutschen Ostafrika-Linie (Woldmann in Hamburg M. 500, Ungenannt, Schwerin a. Warthe M. 10.

b) Laufende Beiträge M. 273.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister W. v. Krause jr. i. V. B. v. Breska.

Die durch die Weihnachtsfeiertage eingetretene Verzögerung in der Herausgabe des Blattes bitten wir unsere Leser gütigst entschuldigen zu wollen.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Register.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Ausschuß-Sitzungen 26, 37, 49, 61, 74, 98 110, 139, 150, 162, 195, 253, 266, 278, 290, 304.
Ansprachen 186, 325.
Aufruf 269.
Sitzungen des Vorstandes 85, 324.
Hauptversammlungen 173, 186.
Erklärung 85.
Bekanntmachungen 16, 28, 65, 114, 129, 141, 153, 165, 246, 320, 324.
Satzungen. Beilage zu Nr. 16.

Altenburg 218. — Annaberg 110, 218. — Antwerpen 49, 218, 304. — Arnstadt 290. — Augsburg 218.
Balingen 15. — Bamberg 218. — Bayreuth 126. 218. — Bensheim 218. — Bergzabern 304, 305. — Berlin 14, 26, 38, 49, 61, 74, 85, 98, 110, 126, 139, 290, 316. — Bernburg 49, 218. — Blankenburg a. H. 231. — Bremen 62. — Bromberg 75, 162, 218, 231, 254. — Brüssel 62.
Calbe a. S. 290. — Celle 316. — Crefeld 218.
Danzig 50. 110. — Darmstadt 74, 111, 218. — Dirschau 218. — Dresden 62, 290, 304. — Düren 290. — Düsseldorf 326.
Elbingen 218. — Erfurt 61, 75. — Essen 195, 218.
Flensburg 150, 218. — Forbach 15. — Forst i. L. 111. — Frankfurt a. M. 98. — Frankfurt a. O. 111, 126. — Freiberg i. S. 15.
Germersheim 326. — Gießen 290. — Gleiwitz 290. — Gollnow 290. — Gotha 150. — Greiz 126. — Gütersloh 218. — Gumbinnen 61, 218, 279. Hagen 326. — Hamm 86. — Hannover 162, 218, 253. — Höchst a. M. 290. Iserlohn 218.
Kaiserslautern 62. — Karlsruhe 62, 75, 304. — Kiel 316. — Koblenz 266, 279. — Köln 50, 98, 110, 139, 218, 253, 304, 305. — Kreuznach 304.
Langenberg (Rheinld.) 290. — Leisnig 98. 218. — Löbau i. S. 49, 218. — London 14, 62, 110, 126. — Lübeck 195, 218, 243.
Magdeburg 38, 50, 86, 110, 218. — Meiningen 218. — Mülheim a. Rh. 111. — Mülheim a. d. Ruhr 61, 218. — München 242.
Nördlingen 304.
Oberfrohna 218. — Oberhausen (Rheinld.) 316. — Oberlahnstein 50. — Offenbach a. M. 304. — Osnabrück 218.
Prenzlau 304.
Quedlinburg 49, 218.
Rudolstadt 304. — Ruhrort 126, 218. Saargemünd 61, 218. — Salzwedel 304. — Schwarzwald 254. — Sondershausen 218. — Speyer 38. — Stade 326. — Straßburg i. Els. 50.
Thorn 162. — Torgau 61, 218.
Uelzen 326.
Weißenfels 326. — Wernigerode 38, 218. — Wesel 218, 254. — Wetzlar 218. Zorge i. H. 86.

Autorenregister u. größere Artikel.

Abschluß des neuen Schutzvertrages mit Witu, Der 142.
Ärztliche Missionen für die deutschen Kolonien 55.
Afrika, Im dunkelsten 182.
Altona, Hans, Das orientalische Seminar zu Berlin 241.
Araberfrage und Emin Pascha, Die 66.
Arbeiterfrage in Ostafrika, Zur 272, 292.
Aufruf zur Unterstützung der Vorschläge Emin Paschas 307.
Back, Friedrich, Dr., Die Unterbringung befreiter Sklaven 43, 57, 68.
Below, über Mexiko, Dr. 72.
Bokemeyer, H., Dr., Das koloniale Budget der Niederlande 214, 226.
— Beschreibung der Küste zwischen Mossamedes u. Port Nolloth 282, 296.
— Über Ansiedelungsverhältnisse in Südwestafrika vom Gesichtspunkte der organisirten Kolonisation 309, 322.
Booth jun., John, Zur Arbeiterfrage in Ostafrika 295.
Bornhak, Conrad, Nochmals das Witugebiet und der deutsch-englische Vertrag 222.
Dampfer auf dem Viktoria Nyanza, Der 233.
Denkschrift über die Beweggründe zu dem deutsch-englischen Abkommen, Die 197.
Deutsch-britische Abkommen, Das 188.
Deutsch-englischen Verhandlungen, Die 154.
Deutsch-englische Vertrag, Der 166.
Deutsche Auswanderung, Die 70, 80, 93, 105.
Deutschlands Vorkämpfer in Ostafrika 141.
Ein Brief von Emin Pascha 2.
Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika, Zum 312.
Eisenbahn nach dem Kilmandscharo, Die 221.
Emin-Pascha, Expeditionen, Die 17.
— Die deutsche 2, 54, 77, 90, 127, 186, 318.
Emin und Wißmann 321.
Englisch-portugiesische Streitfall, Der 29.
Fall Küntzel, Der 247.
Friedrichs, Karl, Standes- und Erbrecht auf den Marschallinseln 315.
Fürst Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik 89.
Große Süden, Der 79, 90, 116. 133, 191.
Hake K. von, Deutsche Stadtkolonisation 20.
Halfa, Die 285.
Hermann, F., Groß-Namaland 156.
Hindorf, Rich., Dr., Einige Vorschläge für die praktische Kolonisation im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie 9, 102, 119.
— Einiges über Mußestunden und Nebenbeschäftigungen in unseren Kolonien 137.
— Die Lage in Kaiser Wilhelms-Land 222.
— Landwirtschaftliche Versuchsstationen in unseren Kolonien 248.
Hirsch, L., James Reise in das Innere des Somalilandes 35, 46.
— Arabische Weltanschauung 55.
Hübbe-Schleiden, Deutsche Welt-Hegemonie 182.
Jahreswende, Zur 1.
Kämpfe mit Bana Heri 143.
Kaiserwort, Ein 65.
Kamerun, 234, 310.
Katholische Missionsthätigkeit in unsern Kolonien. Die 303.
Kersten, Otto, Dr., Dem Andenken Karl Klaus von der Deckens 245.
Körnig, R. A., Der Wert Afrikas 286.
Kolonialetat und die kolonialpolitischen Weißbücher, Der 311.
Koloniale Lage, Die 190.
Kolonialpathologie 216.
Kolonialpolitik, Brandenburg, Preußens 32.
Kolonialpolitik im Reichstage, Die 154.
Kolonialpolitischen Reichstagsverhandlungen, Die 130.
Kurella, Zur Abwehr 46.
Liebert, Major, Der Wißmann-Dampfer auf dem Viktoria-Nyanza 312.
Lindemann, M., Dr., Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Bremen 149, 205, 236.
Matabale-Land, Das 211.
Metzger, L., Niederländisch Ostindien 1890 106, 143.
Nettelbladt, F., Freiherr von, Erwerbsaussichten für Deutsche in Ostafrika 273.

Peters, Karl, Dr., in Uganda 165.
— Die neuesten Berichte des Herrn Dr. Peters, Beilage Nr. 14.
— 199.
Politische Teilung Afrikas, Die 209.
Portugiesen und die Engländer, Die 269.
Reichard, Paul, Die Bedeutung von Tabora für Deutsch-Ostafrika 67.
— Entgegnung 73.
— Meine Erwerbung des Landes Uganda 77.
— Die Grenzen Deutsch-Ostafrikas 101.
— Die Wanjamuesi 228, 239, 263, 276.
Rede des Herrn Major Liebert in der Sitzung des Reichstags vom 13. Mai 132.
Rückblick auf die dtsche. Em. P.-Exp. 318.
Rückkehr des Herrn Dr. Peters 209, 230.
Schaefer, W., Prof., Koloniale Bestrebungen in England 12, 18, 31.
Scheidel, Eduard, Die auf dem Gebiet der Tropenausrüstungen in den letzten zwei Jahren gemachten Erfahrungen 299.
Schleicher, A. W., Die Sicherung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika 41.
— Der große Süden 92, 133.
— Die Karte von Stanleys neuestem Werk 192.
Seidel, H., Zur Geschichte und Ethnographie der Marschallinseln 234.
—, Kamerun 274.
Somalifrage, Die 115.
Stanley-Barttelot, Emin Pascha-Jephson.
Statistisches aus Ostafrika 23.
Stengel, Karl von, Prof., Das deutsch englische Übereinkommen vom 1. Juli 1890 vom Standpunkte des Staatsrechts und Völkerrechts aus betrachtet 199.
—, Rechtszustände in Ostafrika 293.
Südwestafrika, Aus 265.
Tabaksbau in Deli, Der 314.
Togoland 171.
Übereinkunft zwischen England und Transvaal betreffs Swasiland, Die 211.
Umwandlung der „Gesellschaftskolonien" in Kronkolonien" 257.
Valdau, Georg, Schilderungen aus Kamerun 108, 123, 144, 159, 171, 194.
Verbot des Sklavenhandels in Uganda 324.
Vertrag zwischen der Kaiserlichen Regierung und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 301.
Weiß, Premierleutnant, Über Verkehrswege in Ostafrika 117, 134.
Wichmann-Ludwigslust, Dr., Die Scheidung deutscher und englischer Gebiete in Ostafrika 114.
—, Der Nordwesten Deutsch-Ostafrikas 203.
Wissenschaftliche Bestimmung der Goldfundstellen in Deutsch-Südwestafrika, Die 81.
Witu, Die Rechte des Sultans von, 22.
Jahn, F. M., Eine Kritik aus Missionskreisen über die Thätigkeit von Paul Reichard 73.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Aberglaube 159, 178, 225, 278.
Abkommen zwischen Deutschland und England 154, 188, 199, 207, 222.
Acacia horrida 156.
Ackerbau und Kolonien 12.
Adamaua 127, 232, 275.
Ärztliche Missionen 55.
Afrikanische Gesellschaft in Deutschland 78.
Afrikanische Seengesellschaft 42, 270.
Albert Edward, Nyanza 193.
Anatto 120, 239.
Angra Pequena 297.
Ankori 17.
Ansiedlungsverhältnisse in Südwestafrika 309 ff.
Antisklavereikonferenz, Brüssel 2, 15, 36, 58, 99, 163, 184.
Antisklavereibewegung, belgische 26, 63.
Antisklavereibewegung, deutsche 130, 154, 254, 304, 326.
Antisklavereikongreß zu Paris 256.
Apia 52.
Araberfrage 30, 55, 66, 67, 101, 162 (Beilage zu Nr. 14).
Arbeiterfrage in Neu-Guinea 10, 30 104, 121, 138, 223.
— in Ostafrika 38, 46, 272, 295.
— in Kamerun 172, 194.
Arecapalme 120.
Arengpalme 121.
Argentinien 20, 94, 288.
Arguin 34.
Aruscha 135.
Astrolabebai 161.
Atjeh 143.
Ausbildung von Kolonisten 31.
Auskunftsbureau 174, 186.
Australien 83, 94.
Australneger 25, 87.
Auswanderung 12 ff., 20 ff., 31 ff., 38, 52, 85, 93, 112.
Auswanderung, deutsche 38, 46, 70 ff., 80 ff., 93 ff., 104 ff., 287.
Auswanderung, organisirte 12, 18, 93 ff., 104 ff., 158, 309 ff.
Auswanderung, italienische 94.
Awanyakyusa 170, 191.
Awakukwe 192.
Axim 33.

Bagamoyo 23, 45, 75, 132, 303.
Bakoko 163.
Bali 86, 234.
Balombi 148.
Balundu 146.
Bambus 121.
Bana Heri 26, 39, 62, 75, 86, 143.
Banken, überseeische 105.
Banyangs 86, 234.
Baringo 17, 39, 54, 127.
Barombi 234.
Barotse 210.
Barttelot 281.
Batalha-Reis 29.
Batanga 63, 86, 163.
Baumann, Dr. 14, 218, 243.
Baumwollkultur 63, 119, 132.
Baumwollhandel 149, 206.
Beardall 42, 80.
Beledsoni 15, 22, 39, 78.
Beri-Beri 144.
Bernardo, Dr. 19.
Betikka 23.
Bimbia 195.
Binger 84.
Bismarck, Fürst 89.
Bismarck-Archipel 38, 110, 112.
Bogadjim 162.
Bondelzwaarts 266.
Bonjari 147.
Borchert, O. 6, 8, 53, 77 (Beilage zu Nr. 5).
Borneo 217.
Botschabelo 57.
Brandenburgisch-ostindische Kompagnie 33.
Brasilien 15, 27, 38, 46, 76, 88, 94, 112, 287.
Britisch-ostafrikanische Gesellschaft 18, 39, 51, 75, 86, 127.
Britisch-südafrikanische Gesellschaft 170, 256, 270, 317.
Buren 25, 59, 261, 266.
Buschiri 51, 178.
Busiba 165.

Calabar 108, 123, 147, 160, 172, 194.
Canadian Cooperative Col. Co. 13.
Cap Croß 284.
Cap Frio 283.
Caprivi, v. 131.
Carl Peters-Stiftung 219, 326.
Casati 208.
Ceylon 61.
Chile 139, 268, 288.
Chinarinde 120, 214, 239.
Chinesen 11, 27, 56, 83, 84, 146, 227, 272, 314.
Claus v. d. Decken 245 ff.
Chuos-Gebirge 82.
Colonial College 31.
Congrès colonial national 16.
Conseil supérieur 164.
Constantinhafen 109.
Cooperative Col. Ass. 13.
Culturstelzel 214.
Cunene 283.

Dahomey 50, 63, 75, 87.
Dampfer für Victoria Nyanza 177, 231, 233, 269, 279, 289, 302. 305, 312.
Dampferverbindungen 175, 223.
Dar-es-Salaam 23, 51, 74, 123, 178, 243.
Delagoabai 39, 63.
Deli 146, 314.
Denhardt 7, 15, 280.
Denkschrift über die Beweggründe zu dem deutsch-englischen Abkommen 197.
Deutsch-englische Verhandlungen über Abgrenzung 42, 52, 60, 79, 85, 98, 101, 114, 136, 140, 151, 154, 307.
Deutschland und England 15, 16, 30, 41, 51, 98, 99.
Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 23, 39, 75, 138, 140, 162, 184, 196, 199, 222, 257, 279, 301, 305.
Deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft 62, 133, 295.
Deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft 63, 99.
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 75, 255.
Deutsch-ostafrikanische Seehandlung 196.
Deutsche Pflanzergesellschaft 133.
Deutsche Somali-Expedition 86, 115, 150.
Dinizulu 82.
Dumpalme 8.
Dysenterie 140, 151.

Ehlers 15, 75, 90, 150.
Einfuhrzölle 37.
Eisenbahnbau in Afrika 68, 84, 86, 110, 117 ff., 127, 134, 218, 222, 243, 306, 312.
Ekalé 148, 159.
Ekumba 148.
Elephanten 160.
Emin Pascha 2, 16 26, 39, 51, 62, 66, 89, 98, 99, 101, 111, 126, 133, 182, 282, 290, 302, 322.
Emin Pascha-Expedition, deutsche 2 ff., 17, 39, 53 (Beilage zu Nr. 5), 75, 77, 90, 127, 142 (Beilage zu Nr. 14), 319.
Emin Pascha-Expedition, englische 17, 51, 101.
Emin Pascha-Comitee 39, 326, 327.
Engatana 9.
England und Portugal 15, 25, 29, 42, 52, 112, 127, 163, 210, 269, 365.
Etats 130, 256, 291, 306, 311.
Ethnologisches 224, 229.

Felkin, Dr. 62, 66, 317.
Fischer, Dr. 128, 132.
Flegel 16, 256, 276.
François, v. 26, 255, 265.
Frauenverein für Krankenpflege.
Friedrich I. 34.
Fumo Bakari 22, 140, 142, 248, 280.

Galamba 5.
Galla 4 ff., 9, 142.
Gambia 287.
Gaschka 236.
Gerlogubi 48.
Gewerbe- und Industrieausstellung 149, 205, 217, 236.
Giraud 116.
Gold 81, 159, 270.
Goldküste 287.
Groß-Friedrichsburg 34.
Groß-Namaland 156 ff.
Große Fischbai 283.
Guano 297.
Guaso Narok 128.
Guaso Nyiro 128.

Halfa 285.
Hameje 9.
Handel in Ostafrika 67, 69, 75, 90, 111, 119, 133, 136, 138, 168, 178, 218, 267, 313. — in Kamerun 86 98, 149, 161. — in Togo 98. — in Südwestafrika 157. — in Tripolis 164. — in Westafrika 218, 287.
Handelsfaktorei Magdeburg 62.
Handelskammer Dresden 15, 219.
Handelskammer Frankfurt 162.
Handwerker für die Kolonien 11, 19, 20, 273.
Hanf 263.
Hannington 142, 125, 231.
Hatzfeldthafen 109.
Haussa 87.
Hawiya 87.
Helgoland 154, 165, 179, 198.
Herman, deutsche Siedelungsgesellschaft 46.
Hoachanas 309, 323.
Hönigsberg 16, 186 326,.
Hongo 199.
Hujo 5.

Ichaboe 297.
Imperial Federation 83.
Indigo 207.
Inyatin 213.
Ipuri 263.
Islam 30, 58.
Jabim 318.
Jackson 17, 39, 243.
James 35, 46.
Jameson 306.
Javanen 12, 295.
Jephson 281, 305.
Jola 235, 274.
Jub 169, 246.
Jute 238, 245.

Kaffeekrankheit 120.
Kaffeekultur 107, 119, 214.
Kaiser Wilhelmsland 9, 27, 63, 99, 109, 119, 151, 163, 225 ff.
Kaiser Wilhelmsland-Plantagengesellschaft 151, 223, 305.
Kakao 129, 223.
Kalifornien 84.
Kamerun 63, 86, 98, 108 ff., 123 ff., 126, 146, 150, 151, 159, 163, 164, 175, 194, 197, 213, 218, 234, 243, 255, 274, 290, 311. 326.
Kap der drei Spitzen 33.
Karagwe 17, 204.
Karonga 42.
Kapte Kamassia 90. 127.
Katholische Missionsthätigkeit 303.
Kavirondo 142.
Kenia 4, 9, 128.
Kerawara 110.
Khama 170.
Kidore 3.
Kikuju 18, 128.
Kilimandscharo 51, 69, 204, 304.
Kilwa Kivindje 23, 126, 139.
Knappe 63.
Kohle 43, 92, 312.
Kokos 121.
Kollegia 280, 290, 305.
Kolonialabteilung 99, 111, 179, 184.
Kolonialblatt 87, 324.

Kolonialgeld 26, 126, 217.
Kolonialpolitik, brandenburgische 32, 65; deutsche 41, 76, 85, 89, 105, 131, 142, 155, 157, 197 ff., 291; französische 63, 84, 99, 112, 164, 167, 198, 210, 243, 290, 310; englische 114, 151, 166, 182, 184; holländische 144, 214; italienische 244.
Kolonialschule in Frankreich 52.
Kolonisation Neu-Guinea 16, 27, 38, 101 121; Witu 16, 142; Deutsch-Ostafrika 20, 38, 49, 50, 56, 130, 138; Südwestafrika 158; englische 12, 18, 31 ff., 59, 61, 82, 87. 97.
Kompanie, holländisch-westindische 33.
Kongoakte 29, 39, 165.
Kongostaat 88, 154, 163, 192, 252, 256.
Koran 55.
Korkorro 6, 71.
Korkholz 258.
Korogero 80.
Koseritz, C. v., † 288.
Kronkolonien 156, 258.
Küntzel 16, 248, 267, 279, 291, 317.
Küstendampfer 21, 26, 37, 119.
Kulturerziehung 182.
Kurfürst, der Große 33, 65.

Leikipia 128.
Lewis 26.
Lindi 23.
Livingstone 29, 43, 92, 135.
Lobengula 170, 211.
Longa 304.
Lourdel 165 (Beilage zu Nr. 14), 324.
Ludjenda 116.
Lundareich 210.

Machakos 17, 39.
Mackenzie 15.
Mafia 184.
Mafiti 90, 110, 134, 311.
Magila 134.
Magwangwara 91, 134.
Maharero 266.
Malaien 11, 104, 109, 136.
Malalulu 6.
Malakote 7.
Malimba 80, 126.
Manda 15, 22, 37, 50, 75, 111, 143, 198.
Mandara 51, 69, 150.
Mandera 364.
Mangamba 151.
Masasi 92, 116, 134, 312.
Maschonaland 29, 62, 86, 317.
Masinde 134.
Marschalls-Inseln 75, 112, 140, 175, 208, 219, 224, 315.
Massa 2.
Massai 69, 77, 128 (Beilage zu Nr. 14).
Massake 108.
Maté 40.
Matabeleland 29, 52, 62, 170, 211, 256.
Mbampa 42, 93, 133.
Mc Kinley Bill 262.
Medaillen 280.
Meme 109, 123, 159, 171.
Mengo 142.
Meteorologisches 157, 164.
Metzger, Emil † 196.
Mexico 72, 149, 238.
Mfumbiro 154, 167, 203.
Mhonda 304.
Miaus 5 ff., 54.
Michahelles 142.
Mikindani 25, 139.
Misahöhe 163.
Missionsthätigkeit 18, 25, 48, 52, 56, 61, 62, 73, 87, 98, 111, 133, 140, 151, 163, 184, 195, 231, 279, 287, 308.
Mizon 290, 311.
Mlala 199.
Mlembule 143.
Mombas 48.
Mossamedes 282.
Mpwapwa 39, 69, 116, 232.
Msiri 73.
Mwanga 62, 127, 141, 265, 199, 243.

Udera 6.
Udjcha 78.
Udura 6.
Uebahaniten 22.
Ueera 154.
Neger, Charakter, 74, 127, 143, 147, 157, 178, 194, 229 ff., 239 ff.
Neger, Erziehung, 44, 56, 57, 182.
Neu-Guinea-Compagnie 122, 127, 140, 150, 151, 223.
Ngao 3, 5, 53.
Niederländisch-Ostindien 106 ff., 143 ff., 150, 214, 226, 256.
Nolloth 299.
Nyassa 42, 90, 93, 99, 102, 114, 116, 133, 152.

Obbia 115, 244.
Oda Boru Ruwa 2, 77, 320.
Opium 52, 144.
Opiumpacht 244, 227.
Oranje-Freistaat 25, 327.
Orientalisches Seminar 39, 40, 241, 267.
Osman, Sultan, 111, 115.
Ostafrikanische Dampferlinie 14, 15, 20, 26, 37, 39, 138, 139, 162, 243.
Otdia 226.

Pangani 23, 119.
Paraguay 94.
Pare Gebirge 119, 243.
Patta 15, 22, 50, 75.
Peters, Dr. 2, 17, 75, 77, 90, 128, 141, 142, 165 (Beilage zu Nr. 14), 199, 209, 218, 230, 253, 304, 317.
Petroleum 149, 206.
Pia Societas Missionum 52.
Pintados 224.
Plantagenbetrieb 9 ff., 22, 57 ff., 76, 97, 101, 107, 109, 119, 159, 172, 225, 295.
Pombe 164, 219.
Posteinrichtungen 150, 174.
Pot Mine 82.
Produktivgenossenschaften 14, 22.
Puttkamer v. 16, 50, 140.

Quikuru 67.

Rabai 45.
Ralum 112.
Raule 33.
Ravenstein 2, 9, 22, 37.
Rechtszustände in Ostafrika 294.
Rees, Mr. 13.
Rehoboth 99, 157.
Reichstag 39, 130, 154.
Reisbau 104.
Reishandel 150, 206.
Rietfontein 52.
Rikwa-See 114, 192.
Rio del Rey 108.
Roscher 116.
Rovuma 43, 92, 116, 311.
Royal Niger Co. 16, 39, 86, 154, 174, 186, 197, 256, 287, 290, 310.
Ruanda 204.
Rubaga 141.
Rusidschi-Ulanga 42, 79, 96 ff., 116, 311.
Rust 5, 53.
Ruvenzori 17, 193.

Salaga 50.
Salzmonopol 227.
Sambesi 127, 133.
Samoa 62, 63, 164.
Samoa-Vertrag 40, 127, 164.
São Paulo 85, 112.
Sandwichhafen 296.
Sansibar 20, 38, 154, 164, 179, 198, 267.
Schellack 238.
Schoschong 212.
Schuguli-Fälle 80, 90.
Schutztruppe für Ostafrika 16, 39, 51, 61, 62, 75, 126, 130, 132, 139, 143, 207, 218, 232, 254, 300, 317.
— für Südwestafrika 26, 52, 99, 150, 158, 184, 232.
Schweinfurth, Prof. 30.
Schynse 99, 142.
Seidenkultur 279.
Sektion für medizinische Geographie 38, 139, 252.
Semliki 193.
Senegal 84, 178, 190.
Seyid Ali 62, 138.
Seyid Khalifa 51, 62.
Siar 161.
Sierra Leone 44, 59, 194.
Sike 67, 78, 255, 322.
Simbabye 270.
Simbodja 39, 51, 86.
Sisalhanf 97.
Sklavenhandel 15, 26, 34, 36, 43 ff., 52, 127, 162, 254, 279.
Sklavereifrage 86.
Smith, Mr. 4, 18, 54.
Somali 5, 9, 35, 111, 140.
Somaliland 35, 46, 114, 154, 244.
Spencerbai 296.
Spirituosenverbot 36, 254.
Stationen, wissenschaftlich-kommerzielle 1, 191, 248, 255, 325.
Statistisches 23, 71, 89.
Staatsrechtliches über den englisch-deutschen Vertrag 199, 203, 257, 301.
Statuten der Deutschen Kolonialgesellschaften (Beilage zu Nr. 16).
Steinnuß 237.
Stephansort 109.
St. Thomas 34.
Stevenson Road 42.
Strafkolonien 19.
Stuhlrohr 238.
Suaheli 5. 6.
Subakini 6.
Sudanesen 132.
Südwestafrika 14, 16, 52, 75, 81, 95, 99, 150, 154, 156, 163, 170, 184, 198, 208, 232, 253, 255, 265, 273, 309, 311, 323.
Surinam 84.
Swakop 285.
Swasiland 25, 52, 60, 86, 261.

Tabak, 109, 119, 205, 295, 314.
Tabora 67, 78, 101, 162.
Takum 86.
Tana 3, 7 ff, 54, 128.
Tanga 20, 23, 38, 61, 119, 133, 163, 288.
Tanganyika 154, 166.
Tappenbeck 2.
Tati 212.
Tauben 8.
Telegrapheneinrichtungen 150, 174, 196
Teleki 17, 157.
Tembe 263.
Tiedemann, v. 3, 77, 90, 142.
Tippu Tip 51.
Thomson 69, 92, 116.
Thronrede 130.
Toeppen 15, 142.
Togogebiet 50, 51, 75, 84, 98, 127, 140, 151, 154, 163, 171, 208, 219, 317.
Torrens, System 13.
Transvaal 25, 27, 52, 59, 75, 112, 159, 210, 261, 272, 327.
Trivier 42, 291.
Tropenklima 12, 22, 38, 61, 69, 87, 132, 139, 140, 143, 151, 157, 163, 216, 252.
Tropenausrüstungen 290.
Tsetse 213.
Tschadsee 311.

Ubanghi 198, 243, 311.
Uganda 115, 127, 139, 165 (Beilage zu Nr. 14), 198.
Ugueno 119.
Ugunda 77.
Ukamba Steppe 3.
Ukassa 165.
Uruguay 94, 288.
Unterbringung befreiter Sklaven 43 ff., 57 ff., 68 ff., 86.
Usambara 133, 134.
Usaramo 49.
Useguha 39.
Ussab Gold-Mine 88.
Usukuma 142.
Usogo 232.
Utuani 142.
Utani 277.

Verein für englische Mission in Kamerun 98, 11, 196, 263.
Vereinigte Staaten, Einwanderung 71, 81, 93.
Versuchsplantagen 1, 102, 120, 151, 191, 248.
Vertrag zwischen der kais. Reg. und d. D.-O. G. 301.
Vertheilung Afrikas 30, 40, 41, 209, 290.
Viktoria-Fälle 213.
Viktoria Nyanza 154, 160, 177.
Vohsen 15, 180, 305.
Von der Heydt-Haus 4, 9, 77.
Vertrag, Deutsch-englischer 154, 166, 178.
Verwaltung Ostafrikas, Organisation, 254, 301, 368, 316.

Waffenhandel in Afrika 36, 52, 111.
Wagogo 199.
Wakolessa 9, 54.
Walfischbay 285.
Wanjamuesi 67, 228 ff., 239 ff., 263 ff., 276 ff.
Wapokomo 3, 6.
Webbi 48.
Weißbücher 39, 162, 163.
Weltanschauung, arabische, 55.
Wilhelm II. 65.
Windhoek 309, 323.
Wißmann 26, 39, 51, 62, 75, 86, 126, 132, 139, 141, 143, 150, 165, 177, 195, 231, 236, 254, 255, 322.
Witu 15, 16, 22, 39, 62, 98, 140, 142, 154, 175, 198, 222, 247, 248, 267.
Witbooy 266.
Wolf, Dr. 2, 51.
Wollhandel 150, 206.
Wollschafzucht 157.

Yao 92, 134.

Zeitung, südafrikanische, 196, 266.
Zenner † 127.
Ziele der deutschen Auswanderung 95.
Zinn 215.
Zintgraff, Dr. 86, 108, 127, 232, 234, 310.
Zollpolitisches 75.
Zulu 126, 134, 143, 178, 211.
Zululand 82.
Zucker 214.

Illustrationen und Karten.

Karte zur Emin Pascha-Expedition 18. — Karte des Somalilandes 47. — Karte des südlichen Gebiets von Deutsch-Ostafrika 91. — Karte der Eisenbahntrace von Tanga 118. — Karte des nordwestl. Gebiets von Kamerun 124. — Karte von Ostafrika. Generalkarte 168. — Karte der südwestlichen Grenze der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre 169. — Karte von Südwestafrika 170. — Karte des Togogebiets 171. — Karte der südwestl. Grenze der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre 188. — Karte des Togogebietes 189. — Karte von Matabele-Land 212. — Karte des Kamerungebiets 234. — Karte der Provinz Moçambique nach dem portug.-engl. Abkommen 271. — Karte der Küste von Mossamedes bis Port Nolloth 284.

Litteratur.

27, 40, 63, 88, 99, 112, 151, 164, 208, 256, 268, 280, 291, 318, 327.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 061253750